DEUTSCHE REVUE

Cornell University Library
BOUGHT WITH THE INCOME
FROM THE
SAGE ENDOWMENT FUND
THE GIFT OF
Henry W. Sage
1891
210802 25/2/1907
7673-2

Digitized by Google

The date shows when this volume was taken.

220 '09

MAR 29 1911

HOME USE RULES.

All Books subject to Recall.

Books not needed for instruction or research are returnable within 4 weeks.

Volumes of periodicals and of pamphlets are held in the library as much as possible. For special purposes they are given out for a limited time.

Borrowers should not use their library privileges for the benefit of other persons.

Books not needed during recess periods should be returned to the library, or arrangements made for their return during borrower's absence, if wanted.

Books needed by more than one person are held on the reserve list.

Books of special value and gift books, when the giver wishes it, are not allowed to circulate.

Marking books strictly forbidden.

Readers are asked to report all cases of books marked or mutilated.

Digitized by Google

Digitized by Google

Deutsche Revue

Eine Monatschrift

Herausgegeben von * * * * *

Richard Fleischer

Einunddreißigster Jahrgang. Dritter Band

Juli bis September 1906

Stuttgart und Leipzig 1906 Deutsche Verlags-Anstalt

T

Digitized by Google

A. 2105.02

Digitized by Google

Inhalt

des

Dritten Quartal=Bandes des Jahrgangs XXXI

(Juli bis September 1906)

Seite

Friedrich Curtius: Aus den Denkwürdigkeiten des Fürsten Chlodwig zu Hohenlohe-Schillingsfürst. Aus der Zeit der Pariser Botschaft 1. 130. 257

Professor **Leo von Savigny:** Autokratie und Staatsrecht 7

Aus Karl Friedrich Freiherrn von Kübecks Tagebüchern 16. 208

K. Bürkle (Breslau): Ueber die Orientierung im Raum mit Hilfe des Gehörorgans 26

Fürst Baldassare Odescalchi (Rom): Leo XIII. und Pius X. 35

Ilka Horovitz-Barnay: Gustav Freytag über den preußischen Staatspreis und über die „Fabier" 45

Deutschland und die auswärtige Politik 51. 217. 319

F. Nippold: Kirchenpolitische Gespräche Kaiser Wilhelms I. und Kronprinz Friedrichs 60

Dr. von Schulte (Bonn): Die Verdienste des Bürgertums der Städte im Mittelalter um die Staats- und Rechtsentwicklung 65

S. Münz (Wien): Gespräch mit dem japanischen Unterrichtsminister Makino 73

Georg Speck: Das verfehlte Leben. Novelle 79. 230. 355

Dr. R. Hennig (Berlin): Die deutschen Kabeldampfer 110

R. Henning, Major a. D. (Bern): Rennen über Hindernisse 117

Zur Geschichte des deutsch-österreichischen Bündnisses 121

Dr. Julius Goldfeld (Hamburg): Wie man in Frankreich vor 1870 über die Nationalität der Elsässer dachte 123

Professor **Romberg** (Tübingen): Gibt es Mittel, das menschliche Leben zu verlängern? 139

Hermann Oncken: Aus den Briefen Rudolf von Bennigsens. XVII. XVIII. 153. 283

Georges Claretie (Paris): Die Prozesse der Comédie Française . 168. 307

von Lignitz, General der Infanterie z. D.: Die Humanität in Rußland . 180

Primo Levi (Rom): Persönliche Erinnerungen an Francesco Crispi . . 183

Digitized by Google

Seite

Generalmajor a. D. **Leutwein**: Die Konzessionsgesellschaften in Deutsch-Südwestafrika 191
Ernst Anemüller: Wilhelm von Humboldt und Karoline Luise, Fürstin zu Schwarzburg-Rudolstadt. Mit bisher ungedruckten Briefen Humboldts 201. 333
Adhémard Leclère: Ein Almanach aus Kambodscha und sein Kalendarium 248
Dr. Wilhelm von Hartel, derzeit Vizepräsident der Wiener Akademie: Die internationale Assoziation der Akademien 267
E. von Jagemann: Friedrich und Luise, Großherzog und Großherzogin von Baden, ein gekröntes Jubelpaar 295
Dr. Oscar Ewald: Gespräche mit Eduard von Hartmann 316
Vizeadmiral **von Valois**: Aus den Erlebnissen eines alten Seeoffiziers. 1864. In der Ostsee 341
Alfred Scheler, Oberlandesgerichtsrat a. D. (München): Ferdinand Raimund. Ein Blatt der Erinnerung 350
M. von Brandt: Zur Frage der Besiedlung von Deutsch-Südwestafrika 374

Berichte aus allen Wissenschaften

Medizin: **Dr. E. Roth** (Halle a. S.): Kurpfuscher und Kurpfuscherei 114
Psychologie: **Dr. Carl Max Gießler** (Erfurt): Die Bedeutung der Träume 244

Kleine Revuen

Literarische Berichte 124. 253. 377
Eingesandte Neuigkeiten des Büchermarktes 127. 255. 379

Digitized by Google

Aus den Denkwürdigkeiten des Fürsten Chlodwig zu Hohenlohe-Schillingsfürst

Mitgeteilt von

Friedrich Curtius

Aus der Zeit der Pariser Botschaft

Paris, 16. Juli 1874.

Heute morgen Besuch bei Thiers. Er begann damit, mir zu sagen, daß er beabsichtigt habe, mich heute zu besuchen, um mir seine Teilnahme an dem Attentat[1]) auszusprechen. Er sei seit langer Zeit mit dem Fürsten Bismarck befreundet und die Friedensverhandlungen hätten dies Gefühl noch vermehrt. Der Fürst habe ihm die Sache sehr erleichtert und die Friedensbedingungen so viel als möglich ermäßigt. „Je ne dis pas cela à mes compatriotes qui trouvent qu'on a été beaucoup trop dur," aber seine Meinung sei es, und deshalb sei er Bismarck zu Dank verpflichtet. Er erzählte dann von den Attentaten Fieschi und Louvel. Von letzterem sagte er, er habe keine Teilnehmer gehabt. Im Augenblicke allgemeinen leidenschaftlichen Hasses handelten solche politischen Mörder immer allein. Fieschi habe Mitverschworene gehabt. Die Erzählung des Fieschischen Attentats war sehr interessant. Er war damals Minister des Innern und ritt neben Louis Philippe. An einer Stelle der Boulevards hörten sie plötzlich den Knall und waren in der größten Verwirrung, zweiundvierzig Menschen wurden teils getötet, teils verwundet. Thiers' Pferd wurde auch verwundet. Ein Marschall wurde getötet. Thiers ging dann mit einer Abteilung Gardes de Paris in das Haus, wo sie Fieschi fanden. Dieser hatte das Attentat im Auftrage der radikalen Partei jener Zeit ausgeführt, ohne großes Interesse daran zu haben. „Je l'ai fait," sagte er, „comme on brûle des pétards."

*

22. Juli 1874.

Gestern nachmittag kam Thiers zu mir, um sich vor seiner Abreise nach der Schweiz zu verabschieden. Er sagte, es werde ihm hier zu heiß. Mir scheint, daß er seine Freunde allein arbeiten lassen will, und sicher ist, daß er gerufen wird, wenn etwa der Marschall gestürzt würde.

---

1) Kulmanns Attentat auf Bismarck in Kissingen am 13. Juli 1874.

Digitized by Google

Er kam auf Napoleon III. zu sprechen. Dieser habe ihn oft konsultiert: persönlich vor dem Staatsstreich und durch Walewski während des Kaiserreichs. Im Jahre 1849 habe Napoleon nach der Schlacht bei Novara gegen Oesterreich Krieg führen wollen und deshalb Thiers gefragt. Dieser habe ihm entschieden abgeraten. Das sei ihm gelungen, nur weil er die notwendigen Dekrete vorgeschlagen habe, die den Kaiser stutzig gemacht hätten. Er rief dann Hübner herbei, der damals hier Geschäftsträger war und bestimmte diesen, der österreichischen Regierung eine Verminderung der Friedensbedingungen vorzuschlagen, die dann auch angenommen und durch die der Krieg mit Frankreich abgewendet wurde.

Er sprach dann von dem Kriege von 1866, von dem nachteiligen Einfluß, den die passive Haltung Napoleons, zu der ihn Goltz bestimmt hatte, auf das Kaiserreich ausgeübt habe. Von da an datiere der Verfall des Kaiserreichs. Die Kaiserin sei ebenso wie die ganze bonapartistische Partei der Ansicht gewesen, daß der Krieg nötig sei, um das Prestige Napoleons herzustellen. Sie habe gesagt: „Mon fils ne régnera jamais si le prestige n'est pas rétabli par une guerre victorieuse.“ Die Deputierten seien eigentlich gegen den Krieg gewesen und hätten ihn gebeten, dagegen zu stimmen, aber aus Furcht, das Kaiserreich zu schädigen, hätten sie dann doch dafür gestimmt und ihn allein gelassen. So sei es auch bei der mexikanischen Expedition gegangen.

Ueber die gegenwärtige Krisis sprach er sich nicht eingehend aus. Er sagte nur: „Si on pouvait faire quelque chose du Maréchal!“ — dann sei wohl ein Ausweg zu finden. Daß er selbst nicht mehr Präsident ist, scheint ihm noch immer das größte Unglück.

*

28. Juli 1874.

Vorgestern erhielt ich von Berlin den Auftrag, Decazes [1]) über die schlechte Grenzbewachung und die Begünstigung der Karlisten eine unangenehme konfidentielle Mitteilung zu machen, in welcher in Aussicht gestellt wurde, daß wir offiziell diplomatische Schritte gegen Frankreich tun und auch andre Maßregeln an der Küste ergreifen würden, wenn der Unfug nicht aufhörte.

Ich fuhr nachmittags nach Versailles, nahm einen Wagen nach Petit Trianon, wo Decazes wohnt. Ich meldete mich erst bei der Herzogin, der ich einen Besuch schuldig war. Dann kam der Minister selbst und proponierte einen Spaziergang im Garten. Da sich dieser sehr in die Länge zog, so benutzte ich einen Augenblick, wo der Baron Hirsch mit der Duchesse ging, und machte meine Eröffnung. Darüber dann ein langes Gespräch. Was daraus werden wird, weiß Gott. Die Franzosen entschließen sich schwer, ihre Begünstigung der Karlisten aufzugeben, und bei uns wird gehetzt. Als ich weggehen wollte, war es sieben Uhr, und zwei Verwandte des Herzogs kamen zu Tisch, der alte Graf St. Aulaire und Herr von Langsdorff. Decazes lud mich ein, à la fortune

---

[1]) Duc Decazes, Minister des Auswärtigen.

Digitized by Google

du pot bei ihm zu essen. So blieb ich. Es waren noch zwei Kinder bei Tisch und ein langer Abbé, der sich mit Interesse nach „Dœllinguère“ erkundigte. Nach Tisch erzählte Decazes allerlei Kuriosa, so die Idee des Marschalls, den Prinzen von Joinville zum Minister des Innern zu machen.

*

22. August 1874.

Gestern abend gegen neun Uhr begab ich mich, gefolgt von zwei Landauern, nach dem Straßburger Bahnhof, um den König von Bayern abzuholen. Der König kam mit Holnstein und Lindau, den ich ihm entgegengeschickt hatte, um neun Uhr zehn Minuten. Ich führte ihn zum Wagen und fuhr mit ihm in die Botschaft. Dort war alles im Lichterglanz und Blumenschmuck. Der König war sehr erstaunt über die Pracht der ihm eingeräumten Gemächer. Er soupierte dann allein, ich mit Holnstein und dem Generaldirektor Schomberger. Heute früh hat er sich ein Bad bestellt und als besonderen Spaß das Frühstück in dem kleinen türkischen Kabinett neben dem Bad.

Der Empfang der Mitglieder der Botschaft fand in der Weise statt, daß sämtliche Herren in Frack und weißer Krawatte sich in dem großen Salon versammelten und daß ich einen nach dem andern zu dem Könige hineinführte. Nachher fuhr der König allein mit Holnstein nach Versailles. Mit Lindau hat der König gestern sehr lange gesprochen. Unter anderm sagte er, daß er mit dem Kaiser und mit Bismarck auf dem besten Fuße stehe. Weniger gut sprach er von dem Kronprinzen, von dem er sagte, er werde eine andre Politik einschlagen und den einzelnen Staaten ihre Selbständigkeit zu nehmen trachten. Ich fragte Holnstein, worin eigentlich diese Abneigung gegen den Kronprinzen ihren Grund haben möge. Er sagte, Prinz Karl von Bayern habe dem Könige erzählt, der Kronprinz habe in Augsburg Offizieren gegenüber die Aeußerung getan, in zehn Jahren werde alles ganz anders sein, was er natürlich auf die Haltung der Truppen bezog, was aber die, welche es dem Prinzen Karl erzählten, so darstellten, als habe der Kronprinz damit gemeint, daß in politischer Beziehung alles ganz anders aussehen werde. Das ist an dem Könige haften geblieben und mag einer der Gründe seiner Abneigung sein.

*

24. August.

Gestern, Sonntag, sollte um 11 Uhr in die Messe gegangen werden. Da jedoch der König mit Ankleiden und Frühstück erst um ½1 Uhr fertig war, mußte auf den Kirchgang verzichtet werden. Um 2 Uhr wurde endlich aufgebrochen. Wir fuhren nach der Conciergerie, der Sorbonne, dem Pantheon, der Sainte Chapelle und nach verschiedenen andern Merkwürdigkeiten, auch nach der Großen Oper. Als wir an den Invalidendom kamen, wollten wir eben aussteigen, als der König erfuhr, daß der Kommandant, nicht der Gouverneur ihn erwarte. Da er nun gegen solche Empfangsfeierlichkeiten einen ganz besonderen Abscheu hat, so ließ er umkehren und fuhr im scharfen Trabe nach Hause. Er aß in seinem Zimmer allein und ging dann mit Holnstein und mir

in das Théâtre français, wo er bis zum Ende blieb. Es wurden Molières „Avare“ und ein modernes Lustspiel „Le gendre de M. Poirier“ gegeben, was den König sehr zu interessieren schien.

Montag fuhr der König mit Holnstein nach Versailles. Unterwegs schlug ihm dieser vor, am andern Tage ein Diner in der Botschaft zu gestatten, bei welchem die Mitglieder der Botschaft zugegen sein sollten. Der König ging aber darauf nicht ein, sondern erklärte, dann wolle er lieber ganz in Versailles bleiben und gar nicht nach Paris zurückkehren, worauf Holnstein den Gegenstand nicht weiter berührte.

Dienstag den 25. fuhr ich morgens nach Trianon, um Decazes zu sagen, daß der König ihn um 2 Uhr empfangen würde. Der König war unterdessen im Park, wo die Wasser sprangen. Er hatte sie auf 11 Uhr bestellt. Das Publikum war anständig, nur einige Versailler Jungens wurden arretiert, die sich damit unterhielten, hinter dem Könige dessen Gang nachzumachen.

Ich fuhr nachmittags wieder zurück. Abends kam der König in das Théâtre du Gymnase, wo „Der Vater der Debütantin“ gegeben wurde. Abends brouille mit Holnstein.

Den 26. fuhr der König nach Fontainebleau mit Lindau, da Holnstein den ganzen Tag im Bett blieb. Abends ging der König in das Théâtre français, wo ihn „La ciguë“ und „La bataille des dames“ unterhielten.

*

Berlin, 31. August 1874.

Gestern wurde ich telegraphisch zum Kaiser nach Babelsberg beschieden. Ich fuhr mit dem Zuge um 12 Uhr. Der Kaiser empfing mich in seinem Schreibzimmer, einem schönen großen Zimmer, das aber, wie dies in gotischen Gebäuden immer ist, durch allerlei unbequeme Treppen und Eckchen höchst unbehaglich wird. Wir sprachen von Paris, vom König von Bayern und von der Anerkennung Serranos.[1])

Der Kaiser schien sich noch nicht darüber zu beruhigen, daß ihn Bismarck dazu gezwungen hatte. Er beklagte, daß Bismarck ihm gleich mit Rücktritt drohe, um seinen Willen durchzusetzen, und daß das nicht so fortgehen könne. Bismarck sei in großer Aufregung, und man wisse gar nicht, wohin er ihn, den Kaiser, noch führen werde. Man müsse jetzt konservativ werden, Bismarck sehe dies selbst ein, aber wie sei dies jetzt möglich zu machen, nachdem man schon soweit gegangen sei! Der Kaiser, der glaubte, ich gehe nach Varzin, bat mich, ihm dann Bericht zu erstatten, wie ich Bismarck gefunden hätte. Ich sagte, ich hätte nicht die Absicht, ohne Aufforderung von Bismarck nach Varzin zu gehen. Was der Kaiser auch billigte. Ich frühstückte dann mit dem Kaiser und der Kaiserin, nachdem ich letztere allein gesprochen hatte. Die Kaiserin äußerte sich sehr un-

---

[1]) Serrano hatte im Januar durch einen Staatsstreich die Regierung ergriffen. Ende Juli knüpfte die deutsche Regierung Unterhandlungen mit den Mächten über seine Anerkennung an, um ihm gegen die Karlisten eine moralische Unterstützung zu gewähren.

gehalten über das Zeitungsgerücht, daß der Kaiser nach Italien gehen solle. Es sei ganz dummes Zeug, der Kaiser könne nicht alles im Stich lassen. Ich dachte mir dabei das meinige und daß es dem alten Herrn wohl zu gönnen wäre, wenn er einen Winter in einem milden Klima zubrächte. Allein ich hätte durch Widerspruch nur geschadet und nichts bewirkt.

Noch muß ich bemerken, daß mir der Kaiser sagte: „Man kann einem so hohen Herrn keine Schmeicheleien sagen, aber ich muß es Ihnen doch sagen, daß ich sehr zufrieden mit Ihren Leistungen bin und daß mir die Art Ihrer Berichterstattung sehr gut gefällt. Ihre Berichte interessieren mich sehr." Zum Schlusse, als ich mich verabschiedete, sagte er: „Ich sage Ihnen weiter nichts als: fahren Sie so fort!"

*

Varzin, 24. Oktober 1874.

Gestern in der Dämmerung kam ich an, doch konnte ich noch die schönen Bäume des Parks bewundern. Fürst und Fürstin Bismarck empfingen mich sehr freundlich und führten mich gleich ins Eßzimmer, wo das Diner schon begonnen hatte. Abends saß ich mit Bismarck am Kamin, den er, als körperliche Uebung, selbst heizte, indem er von Zeit zu Zeit Kiefernfrüchte auf eine Schaufel lud und hineinwarf. Da diese Dinge sehr schnell verbrennen, so hatte er Bewegung genug. Dabei rauchte er aus seiner großen Pfeife. Er ist augenscheinlich sehr wohl und keineswegs aufgeregt, sondern sehr milde und wohlwollend gesinnt. Wir gingen dann zum Tee, die Zeitungen wurden gelesen, und die von mir mitgebrachten „Wespen" fanden viel Anklang.

Heute morgen heller Sonnenschein. Ich sehe von meinem Fenster die prachtvollen Buchen des Parks. Ich finde Gegend und Umgebung reizend. Das Haus ist wohnlich, aber alt. Um 9 Uhr meldete mir der Diener, daß die Fürstin beim Frühstück sei. Ich ging hinunter. Der Fürst kam später und proponierte mir, mit ihm einen Gang durch den Park zu machen. Unser politisches Gespräch wurde immer unterbrochen durch Bemerkungen über Bäume und Anlagen oder über die gekauften Wiesen und Wälder. Dieser Park von Varzin ist wirklich etwas ganz Apartes, und ich begreife, daß Bismarck sich schwer von hier trennt.

*

Varzin, 24. Oktober 1874.

Bei meiner gestrigen Unterredung mit Bismarck berührte ich meine Unterhaltung mit dem Kaiser in Babelsberg. Der Reichskanzler bemerkte, er begreife die Mißstimmung des Kaisers. Die Sache war so: als ich die Anerkennungsfrage nach der Erschießung des Hauptmanns Schmidt [1]) in Anregung brachte, beauftragte Bismarck Herrn von Bülow, bei den Mächten anzufragen, d. h. zu sondieren, wie sie über die Anerkennung der spanischen Regierung dächten.

---

[1]) Der preußische Hauptmann a. D. Schmidt, der sich als Kriegskorrespondent verschiedener Blätter bei den Regierungstruppen aufgehalten hatte, war in die Hände der Karlisten gefallen, vor ein Kriegsgericht gestellt, verurteilt und erschossen worden.

Bülow, statt sich an diese Instruktion zu halten, legte dem Kaiser eine Zirkulardepesche mit dem Vorschlag auf Anerkennung vor. Diese wurde nicht akzeptiert, und darauf wurde dann eine zweite vorgelegt und genehmigt. Bismarck erfuhr davon nichts und war sehr erstaunt, als plötzlich die Anerkennung akzeptiert wurde, ‚wie Pflaumen, die vom Baume geschüttelt werden‘. In der Zwischenzeit war Schweinitz beim Kaiser gewesen und hatte diesen wieder irre gemacht. Andre Einflüsse machten sich geltend, und als der Kaiser nach Berlin kam, wollte er nicht mehr. Da wurde Bismarck dringend, ohne jedoch Bülow bloßzustellen, und bestimmte dann den Kaiser, indem er sagte, nachdem man soweit gegangen, könne man nicht stehenbleiben. Das war es, worauf der Kaiser anspielte. Auf meine Frage, wie Bismarck mit dem Kaiser stehe, antwortete er: „Ganz gut, es geht jetzt alles ganz glatt zwischen uns.“

Heute bei der Promenade sprachen wir über die Kirchenfrage. Der Kaiser, sagt Bismarck, könne keinen Schritt zurücktun. Dem Kronprinzen werde es leicht sein, Frieden zu machen. Die katholische Presse, auch die liberale, hätten den Streit verbittert. Wenn die Geistlichkeit von Rom angewiesen werde, Waffenstillstand zu machen, so würde sich das leichter machen. Dazu sei aber keine Aussicht. Besonders müsse die Presse der Hetzkapläne zur Ruhe gebracht werden. Darauf hinzuwirken, ist jetzt nötig.

Abends, als ich mich schon verabschiedet hatte, kam Bismarck in mein Zimmer herauf und sagte mir, er habe eine Thronrede verfaßt, d. h. den Schlußsatz, betreffend die auswärtigen Angelegenheiten, in welchem den Verdächtigungen entgegengetreten werde, mit welchen fremde Mächte die deutsche Reichsregierung verfolgten. Es werde ihm telegraphiert, daß der Kaiser diesen Schlußsatz als eine Drohung ansehe, das sei nicht der Fall, man dürfe aber die Versicherung, daß man keinen Krieg führen wolle, nicht in eine Form kleiden, die Furcht verrate. Wolle der Kaiser das abschwächen, so könne er, Bismarck, nicht danebenstehen und eine Wendung gutheißen, die seinen Ansichten nicht entspreche. In diesem Falle werde er, und das soll ich Herrn von Bülow sagen, die Sache nicht ernst nehmen, aber irgendein Unwohlsein vorschützen und erst einige Tage später nach Berlin kommen. Bülow soll dem Kaiser sagen, daß Bismarcks Autoreneitelkeit zu groß sei, um diese Korrektur auf eigne Rechnung zu nehmen.

*

Berlin, 25. Oktober 1874.

Heute Audienz bei dem Kaiser. Wir sprachen anfangs von der Königin von Bayern und ihrer Konversion. Der Kaiser war darüber sehr ungehalten, um so mehr, als es sich nach Briefen der Prinzeß Karl von Hessen herausgestellt hat, daß die Königin gar nicht vorbereitet und unterrichtet gewesen ist und den Schritt getan hat, ohne recht zu wissen, was sie tue. Ich sagte dann, daß ich von Varzin komme, richtete die Empfehlungen des Reichskanzlers aus und beantwortete die Fragen nach seiner Gesundheit. Auf die Frage, wann Bismarck kommen würde, rückte ich mit meinen Nachrichten bezüglich der Thronrede in möglichst schonender Weise heraus, sagte, der Fürst sei weit entfernt,

daraus den Grund einer Bouderie gegen den Kaiser zu machen, aber wenn der betreffende Passus so abgeändert würde, daß es den Ansichten des Fürsten nicht entspreche, so glaube dieser, daß es ihm nicht übel genommen werde, wenn er eine seiner Ueberzeugung nicht entsprechende Stelle, die sein Ressort angehe, nicht durch seine Gegenwart vertreten wolle. Der Kaiser zitierte dann die Stelle aus dem Gedächtnis und knüpfte daran die Befürchtung, es möchte daraus abgeleitet werden, daß wir mit Frankreich wieder Krieg anfangen wollten. Davon wolle er nichts wissen. Er sei zu alt, um noch Krieg anzufangen, und er befürchte, daß Bismarck ihn nach und nach wieder in einen Krieg hineinführen wolle. Deshalb sei er so mißtrauisch. Ich sagte darauf, von einer solchen Absicht des Fürsten müsse ich doch vor allem in Kenntnis gesetzt sein, ich habe aber davon nie das geringste gemerkt. Jene Stelle der Thronrede gehe nicht auf Koalitionen gegen uns, sondern auf die Verdächtigungen, die gegen uns geschmiedet würden. Der Kaiser strich seinen Bart und sagte, ohne auf meine Aeußerungen zu antworten: „Ich werde in dieser Beziehung noch mit dem Fürsten Bismarck in Streit kommen, und es wird mir lieb sein, wenn Sie in meinem Sinne mit dem Fürsten sprechen wollen.“

Autokratie und Staatsrecht

Von

Leo von Savigny, Professor der Rechte

Seit mehreren Jahren sind unser aller Augen mit stets neu gewecktem Interesse auf das große östliche Nachbarreich gerichtet, wo Ereignisse von unabsehbarer Wichtigkeit in ständig anwachsender dramatischer Steigerung sich abspielen. Welch verändertes Bild zeigte noch die Jahrhundertwende, wie unerschütterlich und festgefügt mochte dem nur die Fassade Betrachtenden der russische Staatsbau erscheinen: eine auf gesicherten Staatsfinanzen erwachsene, mächtig aufstrebende Volkswirtschaft, das größte Heer der Welt, die rasch sich entwickelnde Flotte, dies alles aber dienstbar einer erfolgreichen äußeren Politik, die, gestützt durch wertvolle Bündnisse, von Eroberung zu Eroberung fortschreitet und bis zum Stillen Ozean, tief in das Herz Chinas den russischen Machtbereich ausdehnt. Und dieser Siegeszug wird durch die Aureole großer Kulturtaten verklärt: ein Schienenstrang verbindet die Ostsee mit dem Gelben Meere, und neben der schier unbezwinglichen Seefestung Port Arthur erhebt sich die wie mit einem Zauberschlage aus dem Nichts geschaffene Wunderstadt Dalny. Keine Schranke ist anscheinend der beispiellos kühnen, keck und sicher zugreifenden Politik gesteckt. Der Zar thront fast als ein Arbiter mundi, gefürchtet und umworben von den Mächten der ganzen Welt.

Wenige Jahre darauf wird das alte Wort von dem Koloß mit den tönernen Füßen wiederum wahr, der japanische Krieg führt zu einem Zusammenbruch des

stolzen Weltgebäudes. Das Heer ist geschlagen, die Flotte vernichtet, und dem gewaltigen Drange nach dem Ozean sind für absehbare Zeit unübersteigbare Schranken gesetzt, die der Friede von Portsmouth definitiv besiegelt. Und während der Absolutismus, seine militärische Macht und seine Bureaukratie vor den Augen der Nation schimpflichen Bankrott erleben, regen sich im Innern immer stürmischer die Mächte der Revolution. Nicht mehr ist es nur die wahnwitzig-anarchistische Gewalttat des vereinzelten Nihilisten, welche die Machthaber erschreckt, immer weitere Bevölkerungsschichten ergreift der Drang nach dem Umsturz des Bestehenden. Und so sieht die erstaunte Welt in dem Rußland der allmächtigen Bureaukratie und Polizei, wo die Zensur eine Kirchhofsstille erzwang, ein unerhörtes Schauspiel, von einem unerhörteren während vieler Monate abgelöst: von dem blutigen 22. Januar bis zu den Tagen, da die Revolution das ganze Gesellschaftsleben zum Stillstand zwingt, die zitternde Regierung des offenen Aufruhrs nicht mehr Herr zu werden vermag und die Revolutionskomitees wie „der Verband der Verbände" schon fast als eine konstituierte staatliche Macht an die Stelle der alten Gewalthaber getreten sind. So wird von dem Selbstherrscher das Manifest ertrotzt, in dem er am 30. Oktober die Konstitution im europäischen Sinne verheißt. Und wenn auch die offene Empörung in Moskau blutig besiegt, die Meutereien unterdrückt und die Staatsgewalt äußerlich wiederhergestellt wird, so gibt es doch kein Zurück zum alten System; trotz allen Schwankens und versuchter Ausflüchte drängt die Entwicklung mit unerbittlicher Logik zur konstituierenden Duma, die zum erstenmal eine gewählte Volksvertretung als eine politische Macht dem Selbstherrscher gegenüberstellt. Wohl allgemein ist bei den Zuschauern das Gefühl, daß nur ein neuer Akt des Dramas vor unsern Augen beginnt, da der Vorhang aufgezogen wird, hinter dem diese unberechenbare Duma auf der Bühne erscheint, und bange sucht man zu forschen, ob die weitere Entwicklung zum tragischen Abschluß drängt.

Mit dem objektiven Interesse an einem der wichtigsten Vorgänge der neueren Geschichte verbinden sich aber auch mannigfachste Eigeninteressen des Zuschauers: Fragen der auswärtigen Politik, schwerwiegendste ökonomische und finanzielle Interessen, wichtige nationale Probleme harren dort zugleich der Lösung. Und in Haß und Liebe nimmt das Parteiwesen des Westens an den Wahlverwandten im russischen Osten persönlichsten Anteil.

Da mag es manchem ein Bedürfnis erscheinen, das russische Schauspiel, wenn auch nicht sub specie aeterni, wie der Philosoph will, so doch von einer höheren Warte zu betrachten, als sie die platte Ebene der Tagespolitik bietet, und aus der Betrachtung allgemeinerer historischer Zusammenhänge wertvollere Maßstäbe für die Kämpfe um die russische Verfassungsfrage zu gewinnen.

Zunächst weckt uns das, was wir seit dem Beginn der Revolution in Rußland sehen, lebhafte Erinnerungen an die Ereignisse, die mit 1789 im europäischen Westen einsetzen und die uns den heutigen Typus des modernen Staates geschaffen haben.

Die russische Autokratie dünkt uns eine etwas asiatisch gefärbte Erscheinungs-

form des europäischen Absolutismus, und in den Forderungen der russischen „Intelligenz“ hören wir den wohlbekannten Ruf nach „Menschen- und Bürgerrechten“, „Verfassung“ und „Repräsentation“ wieder laut werden. Ja, die Anklänge an die französische Revolution drängen sich derart auf, daß anscheinend die Akteure selbst im Ton der Girondisten und Jakobiner sich gefallen und das Taurische Palais in die Salle du jeu de paume verwandeln möchten. Selbst die Schrecken der französischen Revolution finden ihre modernen Parallelerscheinungen, wenngleich hier an Stelle der grausamen Willkür der jakobinischen Staatsherrschaft mehr eine staatsverneinende anarchistische Form sich zeigt. Mit erschreckender Regelmäßigkeit hören wir von dem Walten des Dolches, des Revolvers, vor allem der Bombe, von einer Massenerscheinung des politischen Meuchelmordes. Ja, die periodische Wiederholung scheint nicht nur in dem betroffenen Lande selbst abstumpfend zu wirken, vielmehr verliert ein nicht unerheblicher Teil auch unsrer in der Presse ihren Ausdruck findenden öffentlichen Meinung die überkommenen moralischen Maßstäbe, die wir gewohnt waren als einen gesicherten Besitz unsrer politischen Gesittung zu betrachten. Der politische Meuchelmörder wird gar zart als „Beseitiger“ bezeichnet, und jedem gemordeten Würdenträger werden alle unkontrollierbaren Schmähungen des revolutionären Hasses blindgläubig in das blutige Grab nachgerufen. Leidenschaftlich werden selbst die verstiegensten Postulate der Revolution, die nur als Produkte einer Massenpsychose zu verstehen sind, verfochten, jede Abwehr, jede Selbstverteidigung der überkommenen Autoritäten als blutiger Greuel gebrandmarkt. Das eine tiefe Weisheit enthaltende Wort jenes Gegners der Bewegung, welche die Abschaffung der Todesstrafe auf Grund einer unbedingten Achtung des Menschenlebens fordert: „Messieurs les assassins, commencez les premiers“, findet keinerlei sinngemäße Beachtung. Wie sehr das Schauspiel des asiatischen Mordens das europäische Empfinden verwandelt, mag uns der Vergleich zeigen zwischen der Erschütterung des öffentlichen Gewissens durch jene Mordtat Karl Sands im Jahre 1819 und der Unempfindlichkeit, die oft gar in kaum verheimlichte Sympathie übergeht, mit der die tägliche Wiederholung ganz andrer Greueltaten in weiten Kreisen aufgenommen wird!

Der europäische Westen betrachtet eben instinktiv die russischen Vorgänge als ein Abbild der geschichtlichen Ereignisse, die ihm selbst im Kampf zwischen Absolutismus und Verfassungsstaat vor einem Jahrhundert beschieden waren, und fühlt sich durch das blutige asiatische Lokalkolorit nicht wesentlich gestört. Er scheint zu vergessen, daß die Bomben nicht nur den Ministern, Gouverneuren und Polizeiorganen gefährlich werden, daß die Ravachols den „Bourgeois“ ebenso nachdrücklich hassen, wie der Nihilist die russische Selbstherrschaft!

Inwieweit ist es nun den historischen Tatbeständen entsprechend, wenn die russische Autokratie unserm Absolutismus gleichgesetzt wird und die aus den Entwicklungskämpfen des westlichen Verfassungs- und Rechtsstaats gewonnenen Kategorien auf den vor unsern Augen sich vollziehenden Prozeß übertragen werden? Von der Beantwortung dieser Vorfrage wird es sehr wesentlich abhängen, ob

wir auch dort in den Wirrungen der Jetztzeit nur ein vielleicht notwendiges Gären des zur Reife drängenden Mostes zu sehen haben oder irre Zuckungen, die nach einem großen, beruhigenden Aderlaß vielleicht wieder verschwinden werden.

Vergegenwärtigen wir uns in großen Zügen, was der vorkonstitutionelle Absolutismus in der Entwicklung des Staatsgedankens bedeutete, und auf welchem Wege er uns zu dem Verfassungs- und Rechtsstaat geführt hat. Es liegt nahe, hier auf das Beispiel des preußischen Staates vornehmlich Bezug zu nehmen, in dem wohl die höchste Ausdrucksform des absolutistischen Staatsgedankens des für diese Staatsform typischen achtzehnten Jahrhunderts erreicht worden ist.

Der europäische Absolutismus hatte eine Mehrheit widerstrebender Mächte zu überwinden, die im Laufe der Jahrhunderte oft hart miteinander kämpfend, die mittelalterliche vielgestaltige Kultur geschaffen hatten und nun dem neuen aufgehenden Staatsgestirn weichen mußten: die großen überstaatlichen Verkörperungen des mittelalterlichen Einheitsgedankens, die staatsähnlich ausgebildete Kirche wie die mit dem Weltreichsanspruch auftretende Kaiseridee und darunter die staatsauflösenden Feudalgewalten und die Zersplitterung in viele staatsähnliche Teilgemeinschaften. Während den großen geschlossenen Einheitsstaaten, vor allem Frankreich, dies verhältnismäßig frühzeitig und unter Befestigung der nationalen Einheit im großen gelingen konnte, fiel in dem seit Ende des fünfzehnten Jahrhunderts wesentlich zu einer Fürstenrepublik gewordenen Reiche diese Aufgabe der Vielheit der Territorialgewalten im kleinen zu. Mit wesentlich bescheideneren Machtmitteln trat die Landeshoheit als eine unsystematische Sammlung von Rechten sehr verschiedenen Ursprungs ins Leben. Stück um Stück gewinnt sie von dem zerrissenen Mantel der Reichsmacht, und Schritt für Schritt muß sie den Bewohnern des Territoriums, vor allem den oft übermächtigen Landständen, die Anerkennung einer staatsähnlichen Herrschaft abringen. Eine gewaltige Hilfe bringt die Reformation mit der dem Landesherrn zuwachsenden Kirchengewalt oder doch Kirchenhoheit, und mächtig fördernd wirkt der Gedanke der im sechzehnten Jahrhundert zuerst formulierten neuen Souveränitätslehre, die ihre staatsbildende Kraft bei dem Versagen der Reichsidee in den deutschen Territorien ausübt. Und in dem Lager des Absolutismus ficht der Staatsgedanke, der die abgestorbenen Rudimente des Mittelalters zu beseitigen strebt. In Brandenburg-Preußen wird diese Entwicklung unter dem Großen Kurfürsten zum entscheidenden Siege geführt, und unter Friedrich Wilhelm I. schließt sich die Vielheit der „Königlich Preußischen Staaten“ begrifflich zu dem „preußischen Staat“ zusammen. In rastloser Arbeit nach außen wie nach innen wird unter dem Großen Friedrich der europäische Ruf dieses Staates begründet, und bewundernd schaut die Welt auf den Monarchen, der das Wort „vom ersten Diener des Staates“ zur Wahrheit gemacht hatte.

Was ist denn nun der Inhalt der absoluten Gewalt des Monarchen? Er ist zunächst der unumschränkte Gesetzgeber, kein Gebiet des staatlichen und sozialen Lebens ist seiner Normensetzung grundsätzlich entzogen, und ebensowenig bildet

die gesetzte Norm eine Schranke für die andersgeartete Entscheidung eines Einzelfalls. Sodann ruht die Justiz begrifflich in seiner Hand, seitdem mit dem Vordringen des römischen Rechtes, das gelehrte Richter verlangt, die Rechtsprechung landesherrlicher Beamten, die ihre Autorität von dem Monarchen ableiten, an die Stelle des germanischen Schöffengerichts getreten ist. Im Landesherrn gipfelt die Rechtsprechung, deren höchste Akte die sogenannten Machtsprüche der Kabinettsjustiz darstellen. Regierung und Verwaltung endlich werden formell schrankenlos von dem Landesherrn direkt und durch seine Beamtenhierarchie geübt. Eine Kontrolle durch die Reichsgerichte ist für die großen Territorien durch umfassende Apellationsprivilegien praktisch ausgeschlossen, und die Wissenschaft des Naturrechts ist geschäftig, das unbegrenzte Polizeirecht auszubilden, dem selbst sogenannte wohlerworbene Rechte überall zu weichen haben, wo der Ehrgeiz des „Wohlfahrtsstaates“ seine universellen Staatszwecke verfolgt.

Freilich erwachsen dieser begrifflich fast schrankenlosen Staatsgewalt gerade auf dem Höhepunkte ihrer vom Staatsgedanken getragenen Entwicklung mannigfache Hemmungen, die einerseits immer mehr zu Rechtssätzen sich verdichten, anderseits als mit den gegebenen Mitteln nicht zu überwindende Widerstände respektiert werden. Ein festes Hausgesetz, ausgehend von den Bestimmungen der Goldenen Bulle, fortschreitend über Achillea, Geraer Vertrag bis zum Edikt von 1713, entzieht die Thronfolge jeder willkürlichen Aenderung und befreit sie von jedem Reste patrimonialer Teilung. Zugleich wird das Staatsgut, die Domänen und Schatullgüter, von den Einkünften des Herrschers scharf gesondert. Die persönlichen und sachlichen Leistungen der Untertanen sind regelmäßig als streng gemessene gesetzlich geordnet. Und um die Hierarchie der landesherrlichen Organe schließt sich immer fester eine die Willkür einengende Aemterverfassung, ein festgefügtes Beamtenrecht.

Vor allem aber sind es zwei Inseln, die aus dem Meere des Absolutismus im achtzehnten Jahrhundert immer höher sich erheben und ihre Ufer befestigen: die Religionsfreiheit, die in dem Staate, da jeder nach „seiner Fasson selig werden kann“, den reichsrechtlich zulässigen Religionsbann des Monarchen ständig einschränkt, und die Unabhängigkeit der Justiz. Sie konnte sich bei dem Ungenügen der auf Sporteln gestellten Gerichte, von deren Spruch die Supplik des Untertanen sich immer wieder an den Thron des Monarchen direkt wenden wollte, nur langsam durchsetzen und nicht ohne Rückfälle in jene „Machtsprüche“, die der große König „verabscheute“.

Aber namentlich seitdem Montesquieu die Kabinettsjustiz als Kennzeichen der „Despotie“ gebrandmarkt hatte, bildet sich die Rechtsüberzeugung von der Unabhängigkeit der übrigens von Friedrich reorganisierten Zivil- und Strafgerichte aus, die nur dem Gesetze unterworfen sind. Als tatsächlich unübersteigliche Schranke für den Herrscherehrgeiz des Monarchen erweist sich vor allem das Ständewesen mit seiner Patrimonialität, auf dem die örtliche Verwaltung, die Steuerverfassung und die Wirtschaftsorganisation beruht, von dem man gesagt hat, daß es den preußischen Staat beim Landrate aufhören lasse, während

unterhalb dieser die alten ständischen Gewalten fortwirken. Diese Staatsverfassung wird von dem den Schlußstein des friderizianischen Werkes bildenden Allgemeinen Landrecht kodifiziert, das den Zeitgenossen mit Recht Bewunderung abringt.

Der Zusammenstoß mit den neuen, aus der Revolution erwachsenen Kräften, der 1806 den in der Hand unfähiger Nachfolger erstarrten und vermorschten Staat zusammenbrechen läßt, veranlaßt das Ersteigen einer weiteren Stufe der Verfassungsentwicklung. Der Absolutismus erhält bei der Wiedererneuerung Preußens durch die Steinsche und Hardenbergsche Reform eine neue Gestalt. Das ständische Gerüst wird gesprengt, es fallen die damit verwachsenen wirtschaftlichen Schranken und öffentlich-rechtlichen Privilegien, und der bisher Erbuntertänige wird nun gleichberechtigter Staatsbürger. Neben die erneute Amtshierarchie, in der die Trennung von Justiz und Verwaltung vollendet wird, tritt das neue und befruchtende Element der Selbstverwaltung, wie sie die Steinsche Städteordnung begründet. Freilich verzögert sich die von Stein als Krönung seines Werkes erstrebte Einführung einer Nationalrepräsentation, die als das Verfassungsideal nach englisch-französischem Muster vom Zeitgeiste immer heißer ersehnt wird, in den Dezennien der Reaktion seit 1815. Aber es gelingt, die bei der großen Länderaufteilung des Wiener Kongresses Preußen zugefallenen Gebiete in kurzer Frist zu staatsbewußter Einheit zusammenzufassen und in dem preußisch-deutschen Zollverein das erste mächtige Band um die deutschen Staaten zu schlingen. Und der souveräne Gesetzgeber, beraten von den verantwortlichen Fachministern und dem gründlich arbeitenden Staatsrat, vervollständigt durch ruhige Gesetzgebungsarbeit die Rechtsverfassung des Staates.

So schenkt die in den Stürmen des Jahres 1848 geborene konstitutionelle Verfassung dem preußischen Volke nicht erst Menschen- und Bürgerrechte, sie vollendet vielmehr eine seit Jahrhunderten unter dem Absolutismus, der seinerseits ein reiches kulturelles Erbe schon vorfand, mählich erwachsene Rechtsverfassung, die Schranke zu Schranke gefügt hatte, innerhalb deren die freie Sphäre des Staatsbürgers vor Willkür geschützt war. Und sie legt die Handhabung der neuen Ordnung in die Hände des in der strengen Zucht des preußischen Amtsrechts zur Achtung vor der Rechtsordnung erzogenen Beamtentums. Die Vollendung, die der „Verfassungsstaat“ brachte, bestand in der organisierten Teilnahme der Beherrschten am Staate durch das Mittel einer Volksvertretung neben dem in der Fülle der Macht bleibenden Herrscher, in der Bindung der Gesetzgebungsfunktion an das Zusammenwirken dieser unmittelbaren Organe und in den rechtlichen Garantien, die in dem „Rechtsstaate“, der auch die Verwaltung in die Formen des Rechtes fügt, seitdem eine Krönung erfahren haben. Den Beweis, daß das neue Kleid dem Staatskörper wesentlich angepaßt war, bietet das relativ rasche Einleben in die geänderten Verhältnisse, ohne schwere Erschütterungen. Der Gedanke des Verfassungsstaates entnimmt aus dem eignen Leben steigende Kraft, die in der organischen Entwicklung zum Rechtsstaat den Ausdruck gefunden hat.

Wie verhält sich nun wohl die russische Autokratie, die nach dem Oktober-

manifeste des Zaren, das die bescheideneren Anfänge des Bulyginschen Entwurfs weit überholt, in eine konstitutionelle Monarchie in dem vom Westen geprägten historischen Sinne verwandelt werden soll, zu dem hier in großen Zügen gezeichneten deutschen vorkonstitutionellen Absolutismus? Erscheint auch hier der moderne „Verfassungsstaat" als ein von weither angelegtes Ziel, gewissermaßen als eine reife Frucht, die dem russischen Volke als natürlicher Abschluß seiner Entwicklung unter der Selbstherrschaft in den Schoß fallen könnte? Würde dieser Verfassungsstaat im Sinne des Westens auch für Rußland ein Abbild und Produkt der lebendigen Kräfte des Soziallebens sein und, von diesen getragen, voraussichtlich auch funktionieren können? Der Vergleich ist wohlberechtigt, denn Rußland ist, was auch romantisch-mystischer Slawismus von der unvergleichlichen Eigenart des Russenvolkes fabeln mag, kulturell und politisch unlösbar dem Westen verbunden, aus dessen Kultur es alle befruchtenden Ideen und durch zwei Jahrhunderte auch regelmäßig die leitenden Organe des Staatslebens bezogen hat. Diesem Werke haben die Herrschernaturen eines Peter, einer Katharina ihr unverlöschbares „ne varietur" aufgeprägt. Das Wort Katharinas: „Rußland ist eine europäische Macht" ist ein Programm gewesen und zu einer Tatsache geworden.

Zunächst erscheint die russische Autokratie, die sich erst um die Wende des fünfzehnten und sechzehnten Jahrhunderts der barbarischen Tatarenherrschaft entzogen hat, verglichen mit der staatlichen Geschichte des Westens, als ein sehr junges Gebilde. Während der westliche Absolutismus, wie oben gesagt, das Erbe einer schon reichen geschichtlichen Vergangenheit antritt, die ihm wertvolle Kulturgüter vermittelt, mit denen er wuchern kann, tritt die russische Selbstherrschaft als ein elementares und regelloses Urkönigtum ins Leben. Die Folgen zeigen sich sofort in einer der wichtigsten Grundfragen des Verfassungsrechts: während im Westen das Lebenselement der zur Staatsgrundlage gewordenen Monarchie, die feste und unverrückbare Thronfolge, als ein der Willkür des Herrschers entzogenes Grundprinzip sich frühzeitig ausbildet und sich nur von den Uebertreibungen der privatrechtlichen Erbteilung zu befreien hat, wird diese Stufe der Entwicklung in Rußland erst an der Wende des neunzehnten Jahrhunderts, 1797, unter Kaiser Paul erreicht. Seit Peter dem Großen, der dem Zaren die Befugnis erteilt, den Nachfolger zu ernennen, ist daher ein Jahrhundert hindurch der blutbefleckte Zarenthron das Objekt der Palastrevolutionen, Prätorianerwillkür, heimlicher und offener Gewalttat, die bekanntlich das Wort von dem durch periodischen Kaisermord gemäßigten Absolutismus gezeitigt hat. Und wie es lange an dem festen Pol gesicherten monarchischen Erbbesitzes fehlt, dessen die Monarchie bedarf, um ihre staatsbildenden Kräfte zu erweisen, so erinnert auch die Behandlung der Organe des kaiserlichen Willens in dieser Zeit mehr an die Launen eines despotischen Sultans als an das gefestete deutsche Beamtenrecht, wie es schon das achtzehnte Jahrhundert herausgebildet hatte: heute allmächtiger Günstling, der unumschränkt und mit Willkür gebietet, morgen geächtet, verbannt und mit ihm der ganze Anhang unter der Knute des Nach-

folgers zitternd, das war bis in das neunzehnte Jahrhundert das Schicksal der Staatsmänner und Feldherren des Zarenreichs.

Das neunzehnte Jahrhundert hat hier allmählich die im Westen schon längst selbstverständlichen Elemente einer Staatsverfassung, namentlich die feste Thronfolge, durchgesetzt und die Sitten gemildert; Grundgesetze, die in wiederholten Kodifikationen seit 1857 gesammelt sind, stützen das Gerüst des Staates, etwa wie das Allgemeine Landrecht auch den öffentlich-rechtlichen Zustand Preußens kodifizierte. Sie bilden für den Selbstherrscher auch in ihren Fundamentalbestimmungen freilich nur eine moralische Schranke, wie denn auch der ordentliche Weg der Gesetzgebung, mit vorgängiger Beratung durch den Reichsrat, der etwa dem preußischen Staatsrat der ersten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts vergleichbar ist, durch direkten kaiserlichen Befehl jederzeit ersetzt werden kann. Die Rechtspflege ist seit der Justizreform Alexanders II. grundsätzlich von der Verwaltung, die durch das Element der Selbstverwaltung in den Semstwos bereichert wurde, getrennt und durch eine die Unabhängigkeit sichernde Gerichtsverfassung sowie reformierte Prozeßordnungen, endlich durch die Institution der Schwurgerichte dem westlichen Muster angenähert. Aber das Werk des „Zar-Befreiers“ hat nur allzubald Einschränkungen erfahren, die den Schutz der persönlichen Freiheit durch eine unabhängige Justiz oft illusorisch machen. Das gegen den Nihilismus als eine Kampfesmaßregel ursprünglich gerichtete Gesetz über den Schutz der staatlichen Ordnung von 1881 hat den die Rechtsgarantien der persönlichen Freiheit beseitigenden „verstärkten Schutz“ oder „außerordentlichen Schutz“ zu einer ständigen Institution gemacht. Außerdem hebt die jederzeit mögliche administrative Verbannung alle Rechtssicherheit durch ein Willkürregiment des Ministers auf.

Zugleich mit der Justizreform hat der russische Staat die direkte Verbindung mit allen Gliedern durch Aufhebung der Leibeigenschaft und Beseitigung der patrimonialen Zwischengewalten vollzogen. Das Gesetz von 1861 ist etwa vergleichbar der Steinschen Bauernbefreiung, soweit die gemilderte deutsche Erbuntertänigkeit sich mit der russischen Leibeigenschaft vergleichen läßt. Doch ist die Gliederung in Stände mit mannigfachen öffentlich-rechtlichen Wirkungen der Standesrechte geblieben, insbesondere umschließt die Dorfverfassung des mir auch heute noch die Individuen mit eisernem Zwange. Der Staatsbürger ist ferner, auch was die elementarsten Freiheitsbetätigungen angeht, dem beengenden Druck unterworfen, nicht nur die Juden sind als „fremder Volksstamm“ den bei uns aus naheliegenden Gründen wohl am besten bekannten Rechtseinschränkungen ausgesetzt, auch die übrigen Untertanen unterliegen, was Freizügigkeit, Preßfreiheit, Vereins- und Versammlungsrecht angeht, den weitestgehenden Beschränkungen. Namentlich lastet im Interesse der Staatskirche ein schwerer Druck auf dem Gewissensleben, wie es aus den grundlegenden Gesetzesbestimmungen sich ergibt: „Sowohl den im rechtgläubigen Bekenntnis Geborenen als auch denjenigen, welche von andern Bekenntnissen zu demselben übertreten, wird von ihm abzufallen und einen andern Glauben, sei es auch ein christlicher, anzunehmen verboten.“

So ist die Rechtsverfassung der russischen Autokratie nicht nur viel jünger und weniger befestigt durch der ständigen Uebung entspringende Rechtsüberzeugungen als die des deutschen vorkonstitutionellen Absolutismus, sie steht auch, was die grundlegenden persönlichen Freiheiten anbelangt, die den Bürgersinn zeitigen, auf den meisten Gebieten weit hinter dieser zurück. Und das geschriebene Recht wird fort und fort durch die Willkür des Polizeistaates durchbrochen, bis schließlich die aus der Not geborene Ausnahme zur Regel wird.

Wenn wir ferner die enorme Größe des Weltreiches, die Vielgestaltigkeit des in ihm wohnenden Völkergemisches, den rudimentären sozialen Zustand der großen Mehrheit, die dünne Bildungsschicht, die darüber ausgebreitet ist, betrachten, so mag der ernste Zweifel entstehen, ob auch nur entfernt der Zustand der Reife bei dem kulturell so jungen Volke erreicht ist, der das beschleunigte Fortschreiten zum konstitutionellen Staate mit demokratischer Prägung, wie wir es seit Jahresfrist verfolgen können, rechtfertigen würde. Der Zweifel mag vor allem entstehen, ob eine trotzdem in der Hast und Leidenschaft gefertigte Verfassung mehr als papierenen Bestand haben könnte. Und wohl gerade wegen dieser Unreife sehen wir eine extreme Forderung von der andern überboten und, wie es uns die Brausejahre um 1848 gelehrt, diejenigen doktrinären Postulate, wie unbeschränkte Amnestie oder das allgemeine gleiche Wahlrecht, ja das Frauenstimmrecht am populärsten, die am wenigsten einen sicheren Bestand der gewonnenen Fortschritte gewährleisten können, dagegen die Gefahr einer Reaktion zur Erhaltung des Staates in greifbare Nähe rücken. Wie leicht wird anderseits in der Hand eines Polizeiregimentes, das sich nie gewöhnt hatte, praktische Rechtsschranken der Willkür anzuerkennen, die papierene Verfassung, wenn sie einmal geschaffen sein sollte, wiegen! Der alte Satz, daß geschichtliche Erfahrungen nur ausnahmsweise ihren belehrenden Zweck erfüllen, scheint sich wieder bei dem Geiste, den die russische Freiheitsbewegung beseelt, zu bestätigen. Mit dem fröhlichen, der Realität der gegebenen Staats- und sozialen Verhältnisse abgewandten Idealismus der Männer von 1789 und 1848 scheint auch die russische „Intelligenz" von 1906 an den Neubau der Verfassung zu gehen. Mögen dem Werke weise und entschlossene Baumeister beschieden sein, welche, die Gesetze der politischen Statik erwägend, an das feste Fundament denken, auf dem allein in planvollem Fortschreiten der lichte Oberbau erwachsen kann.

Aus Karl Friedrich Freiherrn von Kübecks Tagebüchern

(1830—1831)

Die nachfolgenden Tagebuchaufzeichnungen aus dem Nachlasse des berühmten österreichischen Staatsmannes, der einer der hervorragendsten Mitarbeiter des Fürsten Metternich war, vor der 1848er Revolution an der Spitze der Finanzverwaltung, hierauf an der Spitze der Zentralkommission in Frankfurt stand und später Präsident des österreichischen Reichsrats wurde, hat uns sein Sohn Maximilian Freiherr von Kübeck, Mitglied des österreichischen Abgeordnetenhauses, der die Publikation der Memoiren seines Vaters vorbereitet, gütigst zur Veröffentlichung überlassen. Diese Aufzeichnungen rühren aus den Jahren 1830 und 1831 her. Damals gehörte Karl von Kübeck (geboren 1780, gestorben 1855 an der Cholera) dem Staatsrat an. In mannigfachen großen Aufgaben hatte er sich bereits hervorgetan — bei den Kongressen von Laibach und Verona hatte er unmittelbar an der Seite des Kaisers Franz gearbeitet, und Metternich schätzte sein Wissen und seine Erfahrungen hoch.

Diese Tagebücher werfen manches Licht auf die namhaftesten Staatsmänner jener Tage, insbesondere auf Metternich selbst und dessen Nebenbuhler, den Grafen Franz Anton Kolowrat-Liebsteinsky, auf die sogenannte geheime Konferenz, der außer den beiden Genannten auch der Graf Sedlnitzky, Präsident der Polizeihofstelle bis zu den Märztagen 1848, angehörte, doch auch auf den Kaiser Franz (gestorben 1835), den nachmaligen Kaiser Ferdinand, damaligen Kronprinzen von Oesterreich und König von Ungarn, den Erzherzog Karl, Sieger von Aspern, und auf andre Persönlichkeiten.

Kübeck, ein self-made man, in den bescheidensten bürgerlichen Verhältnissen in Iglau in Mähren geboren, dachte gering über die starren Regeln des Hofes und das verknöcherte Regierungssystem jener Tage. All die ärmlichen Rivalitäten und Intrigen, deren Beobachter er war, vertraute er seinen Tagebüchern an. Aus diesen spricht ein durchaus aufgeklärter moderner Geist, der keineswegs in der Bureaukratie erstarrt war, sondern von seinem Amt aus mit weitem Blick die zeitgenössischen Bewegungen auch über Oesterreich und Deutschland hinaus umfaßte.

*

Die nachfolgenden Zeilen spiegeln die Stimmung in Wien nach der Julirevolution:

Dezember 1830.

Gegen außen scheint man zu dem Kriege gegen Frankreich sehr geneigt zu sein, ihn im Herzen zu tragen. Ein Wort des Kaisers zum Erzherzog Karl: „Wir wollen zwar keinen Krieg, aber wir müssen uns stad (langsam) rüsten,“

bezeichnet vielleicht am besten den Stand unsrer Politik. Graf Kolowrat versicherte mich inzwischen (und schrieb es vorzüglich sich als Verdienst zu), daß man übereingekommen sei, keinen Angriffskrieg zu unternehmen, aber wenn wir angegriffen werden sollten, uns bis auf den letzten Mann zu wehren, wobei Rußland, Preußen, Deutschland und Spanien mit uns vereinigt sein würden. Da ein Angriff gegen uns wohl nur bei dem Siege der republikanischen Partei in Frankreich anzunehmen sei, so hänge alles von dem Bestande und der Kraft der dermaligen Regierung[1]) daselbst ab. Sollte man aber diesen Bestand ernstlich wünschen und unterstützen? Es ist zu bezweifeln. Auch Metternich erklärte am 2. Dezember meinem Freunde Pillersdorf,[2]) daß er ernstlich den Frieden zu erhalten suche. Dagegen sagte Rothschild, der die geheime Korrespondenz zwischen dem französischen und österreichischen Ministerium zu führen scheint: Sebastiani — der Minister der auswärtigen Angelegenheiten — habe durch ihn dem Fürsten Metternich sagen lassen: er wisse, wie Oesterreich den russischen Hof zum Kriege reize und sich selbst rüste; er stelle nicht in Abrede, daß daraus der dermaligen Regierung in Frankreich große Verlegenheiten erwachsen können; er warne aber aufrichtig vor den Folgen, die für alle absoluten Regierungen nur höchst verderblich sein würden.

*

Nach der Flucht des Herzogs Karl von Braunschweig[3]) und der von seinem Bruder übernommenen Regierung wendete sich letzterer an den Kaiser um seine Anerkennung. Fürst Metternich legte den Entwurf eines Antwortschreibens in zustimmendem Sinne vor. Der Kaiser zögerte; endlich gab er nach, schrieb aber in einem Handbillett an Metternich, daß er ihn für die Folgen dieser Verletzung des Grundsatzes der Legitimität verantwortlich mache.

In einer Unterredung mit dem Erzherzog Karl äußerte der Kaiser u. a.: „Die Belgier haben ja auch dich zu ihrem Könige gewünscht; allein das ging nicht an; ein Prinz aus unserm Hause kann keinen solchen Bürgerkönig abgeben.“

Der Herzog Karl von Braunschweig soll bei seiner Anwesenheit in Wien mit dem Kaiser am Fenster gestanden sein und der Wachtparade zugesehen haben. Es war von der Wichtigkeit und Schwierigkeit guter Ministerwahlen die Rede. „Darüber habe ich meine eigne Meinung,“ sagte Karl von Braunschweig, „ich wähle den, der mir am besten gefällt, sei es der erste beste, der über den Platz geht.“

---

[1]) Louis Philipps.

[2]) Franz Xaver Freiherr von Pillersdorf, 1824 Vizepräsident der Allgemeinen Hofkammer (oberste Finanzbehörde), 1842 Kanzler der Vereinigten Hofkanzlei, 1848 Ministerpräsident.

[3]) Dieser hatte sich gegen die Verfassung von 1820 vergangen, weshalb im September 1830 ein Aufstand in Braunschweig ausbrach. Herzog Karl floh, und sein Bruder Herzog Wilhelm gelangte auf den Thron.

Der Kaiser sprach mit Staatsrat Baldazzi, der am 22. Dezember eine Audienz hatte, von Galizien und forderte ihn auf, ihm Vorschläge zu einer für Galizien wohltätigen Maßregel zu erstatten, aber nicht bloß zum Schein, sondern die wirklich wohltätig ist. Baldazzi besprach sich darüber vorläufig mit Metzburg [1]) und meinte, Galizien leide durch das Industrialsystem. Es wäre mir interessant, die Idee entwickelt zu sehen.

Im Jahre 1813 war der verstorbene Feldmarschalleutnant Koller [2]) schon viel im Diplomatischen verwendet. Während der Anwesenheit Alexanders in Böhmen an dem österreichischen Hofe geschah es, daß Koller dem Kaiser Alexander aufwartete. Die verwitwete Herzogin von Oldenburg war zugegen. Alexander sagte zu Koller: „Wie kommt es, daß der Kaiser, Ihr Herr, Krakau und Westgalizien nicht besetzt, das ihm von Napoleon entrissen wurde?“ Koller erwiderte: „Befehlen oder erlauben Eure Majestät, daß ich meinen allergnädigsten Herrn darauf aufmerksam mache?“

Alexander: „Warum nicht, tun Sie das!“

Oldenburg (in russischer Sprache, die aber Koller, weil er Böhmisch kannte, etwas verstand): „Aber um Gottes willen, wie kannst du eine Provinz, die dir so gut gelegen ist, in der Art aufgeben?“

Alexander (russisch): „Laß mich nur; es ist gar nicht mein Ernst; ich will nur die wahren Gesinnungen und die Richtung Oesterreichs erfahren.“ Koller wird nach den gewöhnlichen Formeln entlassen und eilt zum Fürsten Metternich, ihn davon zu unterrichten. Den andern Tag wird Koller zu unserm Kaiser gerufen, stark ausgescholten, wie er sich unterstehen könne, aus einer von ihm wahrscheinlich gar nicht, gewiß aber falsch verstandenen Rede in russischer Sprache die Falschheit eines Souveräns abzuleiten, u. s. w. Von diesem Augenblicke an wurde er von der Hoftafel ausgeschlossen und mit einer scheinbaren Ungnade entfernt, die aber nicht lange anhielt.

*

Am 11. Dezember wurde die Heirat des Königs und Kronprinzen (Ferdinand [3]) mit M. Anna Karolina, Tochter des Königs Viktor von Sardinien, geboren 19. September 1803, verkündet.

*

Januar 1831. [4])

Die Kardinalpunkte, um welche sich in diesem Augenblicke das Staatsgebäude dreht, sind die Fragen über Krieg oder Frieden mit Frankreich und

---

[1]) Metzburg: Jugendfreund Kübecks von der Studienzeit her, später Hofrat.

[2]) Feldmarschalleutnant Freiherr von Koller geleitete 1814 Napoleon I. als österreichischer Kommissär auf seinem Wege nach Elba.

[3]) späteren Kaisers.

[4]) Auch die nachfolgenden Zeilen spiegeln die in den leitenden Kreisen vielfach hervorgerufene Verstimmung gegen die aus der Julirevolution hervorgegangene Ordnung der Dinge in Frankreich.

über die Finanzverhältnisse oder zunächst über die Mittel, Geld für den schon bestehenden Ausfall in der Bedeckung und für den Fall eines Krieges aufzubringen.

Wenn die Weltangelegenheiten, insoferne sie von Menschen geleitet werden, nach den Gesetzen vernunftgemäßer Interessen geschlichtet würden, so könnte man mit einiger Zuversicht auf die Erhaltung des Friedens rechnen. Allein die an sich richtigsten Schlüsse befahren in dem wirklichen Laufe der Begebenheiten die auffallendsten Gegenerscheinungen. Immer würde man schlecht berechnen, wenn man in seine Ansätze nicht auch die Leidenschaften, Vorurteile und Irrtümer der Menschen mit einbeziehen wollte. Zu welcher Zeit waren aber diese stürmenden Elemente in stärkerer Aufregung als heute? Sie wühlen in allen Staaten die Völker und die Regierungen auf. Wer kann bei der größten Friedensliebe an der Spitze einer Regierung mitten in dieser Bewegung für Erhaltung der Ruhe einstehen?

Verdanken wir es also dem Fürsten Metternich oder wer sonst Anteil hat, wenn sie Oesterreich in schlagfertigen Stand setzen, um seine Stellung zu behaupten?

Auch kann sich ein Staat erster Größe in Europa nicht isolieren, ohne sich zu schwächen und dann die Beute der Bewegungen zu werden. Die Politik von England und Rußland dürfte wohl am meisten über die Richtung entscheiden, die der nächste Frühling bezeichnen wird. Auf einen dauernden Frieden scheint mir aber kaum gerechnet werden zu können. Die zweierlei Meinungen, die Europa trennen und wovon die eine, durch die letzten fünfzehn Jahre durch materielle Gewalt niedergehalten, eben dadurch an Kraft und Stärke ungeheuer gewann, stehen jetzt entfesselt gegenüber. Große Interessen knüpften sich an die eine und an die andre. Keine kann und wird sich gutwillig der andern unterwerfen oder sich durch Konzessionen vergleichen. Der Kampf ist also früher oder später unvermeidlich, weil die so innig verschlungenen Völker Europas in solcher Entzweiung nicht verharren können.

*

Der regierende Fürst Schwarzenberg unterhielt ein ziemlich langes Gespräch mit mir über die Umwälzung in Frankreich. Seine Ansicht ist gewiß der Ausdruck der hiesigen Salonmeinung. Der kurze Sinn seiner Ansicht ist, daß die Umwälzung nur das Werk einer kleinen, aber kühnen Fraktion sei, an deren Spitze Orleans [1]) stand und die ihm für seine ehrgeizigen Zwecke beistand, um eigne zu erreichen, schon jetzt aber ihm über den Kopf zu wachsen beginne. Er findet nur eine neue Auflage, eine Wiederholung der Umwälzung vom Jahre 1789. Ich erlaubte mir nur die Bemerkung, daß die Revolution vom Julius 1830 wohl auch vielleicht eine Entwicklung und reife Frucht des Jahres 1789 und seiner Söhne sein möchte.

---

[1]) Louis Philipp.

Der Staatsrat Baron Karl Lederer, der auch zugegen war, erzählte mir, daß der Napoleonide Reichstadt[1]) sich sehr zu fühlen beginne. Noch habe man ihn nicht zu seinem Regimente abgehen lassen, gleichwohl aber den General Hammerstein, der im Jahre 1813 mit westfälischen Truppen zu den Alliierten überging, schon aus Mähren entfernt, weil Reichstadt geäußert haben soll, er wünschte wohl mit diesem Ueberläufer zusammenzutreffen, um ihn, der seinen Vater Napoleon verriet, dafür zu packen.

Am 28. starb der Hofkanzler Philipp Ritter von Stahl. Er war aus Schwabenland nach Wien gekommen, um hier eine Anstellung zu erhalten. Er muß ein schöner junger Mann gewesen sein. Seine Gestalt war groß, nur trug er den Kopf etwas schief auf die linke Seite. Graf Ludwig Kobenzl, der eben Botschafter in Petersburg wurde, nahm ihn mit Genehmigung des Kaisers (Joseph II.) als Kommissär mit sich. Dort soll er wegen Schulden entfernt und zurückgesendet worden sein. Er erhielt nach seiner Ankunft in Wien die Anstellung als Staatsratskanzlist. Nicht lange, so machte er Bekanntschaft mit einem Kammermädchen des Hofes, einem Fräulein von Bianchi, und versetzte sie in den Zustand guter Hoffnung. Geschrei der Mutter, Bewegung bei Hofe. Stahl und seine Geliebte werden augenblicklich entlassen.

Februar 1831.

Oeffentliches Leben.

Die Entwicklung der Ereignisse der letzten Juliustage[2]) scheint mir den Krieg immer wahrscheinlicher und näher zu bringen. Die Umwälzungen entkeimen gleichsam der Erde. Abgesehen von Polen und Deutschland, abgesehen von den Familienstaaten Italiens ist auch der ganze Kirchenstaat[3]) im Aufruhr. Kann Oesterreich an seiner Seite, an seiner feuerfänglichsten Seite, die Konsolidierung einer revolutionären Staatsform dulden? Kann die französische Regierung, wenn sie auch wollte, wie ich fast glaube, kann sie aber eine bewaffnete Einmischung Oesterreichs gestatten, ohne sich vor dem Feuervolke, das ihr gegenübersteht, zu kompromittieren?

Auch bin ich überzeugt, daß der Krieg so gut als beschlossen ist. Ein Vertrauter der Konferenz ließ vor mir die Worte entschlüpfen: „Rußland hat uns im September in keine kleine Verlegenheit versetzt, indem es ungeschickt die Konzentrierung seiner Korps gegen die westliche Grenze in einen Tagesbefehl aufnahm, Frankreich aufmerksam machte und zu Rüstungen vermochte, die jetzt die Absichten der Mächte sehr erschweren."

Obschon man von den Machthabern des Tages immer nur von dem festen

---

[1]) Herzog von Reichstadt (Napoleon II.) wuchs unter Obhut seines Großvaters, des Kaisers Franz, auf, wurde 1830 Major und bekam 1831 als Oberstleutnant ein Bataillon im Regiment Gyulai.

[2]) Pariser Julirevolution.

[3]) Am 2. Februar 1831 hatte Gregor XVI. den päpstlichen Stuhl bestiegen. Die in Modena ausgebrochene Revolution verbreitete sich über den Kirchenstaat, und die Oesterreicher wurden herbeigerufen, um die Aufständischen dem Papst zu unterwerfen.

Willen, den Frieden zu erhalten, hört, so zeigen die Handlungen doch das Gegenteil. Die Rüstungen dauern fort und werden immer ausgedehnter, doch sehr geheimnisvoll betrieben. Inzwischen ist es das Geheimnis jedermanns. Von der offenen Form der Anschaffungen ist man teils des Geheimnisses wegen, teils weil man zu ersparen glaubt, abgegangen und hat sich des Großhändlers Weikersheim zu Anschaffungen im stillen Wege bedient. Man ist in diesem Augenblicke, wo ich schreibe, mit ihm in Unterhandlung, um einige hunderttausend Metzen Früchte anzuschaffen. Dem verschwiegensten Manne hat man sich nicht anvertraut. Wie kann man aber überhaupt glauben, daß der Ankauf mehrerer hunderttausend Metzen Früchte von einem Privaten den wahren Käufer lange verborgen halten könne? Uebrigens sind die im Geheimnisse Stehenden ja alle mehr oder weniger große Güterbesitzer, die nicht unterlassen werden, durch ihre Preissteigerung das Signal für das zu geben, was vorgeht.

Eine Person, die viel in den Salons des Fürsten Metternich sich herumtreibt und deren Brüder einer die hohe Polizei in Deutschland ausübt, teilte unter der eignen Ansicht als Echo nur die herrschende mit. Sie sagte: Der Krieg sei jetzt, wenn nicht der einzige, doch der günstigste Wechselfall. Seine Resultate würden nach aller Wahrscheinlichkeit gegen außen günstig sein, weil die Parteiungen in Frankreich den Widerstand schwächen und die ungeheure Uebermacht der vereinigten Staaten Europas auch den kräftigsten Widerstand brechen würde. Sie würden auch nach innen allgemein vorteilhaft wirken, weil die Völker, von den Grübeleien der inneren Verwaltungs- und Verfassungsfragen abgezogen, ihre Aufmerksamkeit nach außen richten, weil sie, von dem Instinkte der Erhaltung getrieben, ihre Regierungen mehr Kraft und Stärke entwickeln lassen, weil der Krieg in den Grundbesitz und die Gewerbe wieder neues Leben bringe und daher in dem eigentlichen Kern des Volkes Behaglichkeit und Wohlstand verbreitet.

Baron Lederer versicherte mich am 23. Februar, ohne aber seine Quelle zu nennen, es sei zwischen Rußland, Oesterreich und Preußen eine Tripelallianz förmlich geschlossen; man warte nur die Besiegung der Revolution in Polen und die Pazifizierung dieses Reiches ab, um dann gemeinschaftlich Frankreich aufzufordern, sich zu erklären, ob es Krieg oder Frieden wolle. Im letzteren Falle werde man darauf dringen, daß es sich — was dann auch die übrigen Mächte tun würden — auf den Friedensstand setze[1]) und Garantien gegen die Störungen der Propaganda gebe. Ich frage mich, was werden die Wechselfälle eines Krieges wahrscheinlich sein?

Die materielle Uebermacht ist auf seiten der Alliierten. Die moralische Kraft ist bei den Alliierten nur bei dem Adel bis zur Begeisterung wirksam, dagegen ist, was man auch von den Parteiungen in Frankreich sagen mag, ein fanatischer Widerstand des Volkes und selbst ein begeisterter Angriff desselben zu erwarten. Frankreich findet in allen Völkern Sympathien, die Alliierten

[1]) Louis Philipp hatte nach außen hin starke Rüstungen eingeleitet.

finden sie in Frankreich nur bei einer kleinen unmächtigen Partei. Die moralische Kraft ist also auf seiten der Franzosen.

Die Intelligenz endlich möchte auch über dem Rhein sein.

Das Ziel des Krieges endlich wird zunächst auf Schwächung der physischen Macht des einen der beiden streitenden Prinzipien gerichtet sein, die aber während des Kampfes und nach demselben sich greller abscheiden und Konzessionen immer mehr ausschließen werden.

Welches Prinzip aber wird geschwächt werden? Denn unterliegen wird in diesem Kriege noch keines von beiden, weil keines von beiden, das alte nicht mehr, das neue noch nicht, in reiner Wahrheit entwickelt ist. Welches also? Ich weiß es nicht, doch ahn' ich es.

*

März 1831.

Wenn man die Ereignisse seit 1789 aufmerksam beobachtet, so bestätigt sich folgendes: Die demokratische Idee erhob sich im Jahre 1789 in Frankreich, durchzog siegreich Europa, ward zwar von ihren gefeiertsten Kindern verraten, verließ sie aber und vertauschte gleichsam die Heere, denen sie ihre Fahne lieh, um unter derselben nach Paris zurückzukehren und sich dort neuerdings aufzupflanzen. Ganz Europa vereinigte sich im Anfange der Revolution, um das Kind der freien Gesetzmäßigkeit, das dort blutig geboren ward, zu ersticken; und ganz Europa war im Jahre 1813 und 1814 in Frankreich versammelt, um dasselbe zum Knaben herangewachsene Kind (die Charte) auf den Thron zu setzen. Als der Wächter des zum Jüngling entwickelten Knaben im Schrecken vor seiner kräftigen Gestalt ihn im Jahre 1830 erwürgen wollte, ward er von dem starken Arme des gereizten Heroen in die Verbannung geschleudert. Es herrscht über diese Ereignisse und ihre so offenliegende Entwicklung viel Irrtum.

*

Juni 1831.

Eichhoff[1]) machte mir einen Abschiedsbesuch, den ich am 13. Juni erwiderte. Er nahm mich ungemein freundlich auf und ging bald in ein Gespräch über die Lage der Dinge ein. Die Regierung, sagte er, fühlt, daß etwas geschehen müsse, um die Hilfsquellen der Monarchie zu entwickeln und zugleich den Grund der Besorgnisse heftiger Reaktionen zu vermeiden. Sie fühlt, fuhr er fort, daß dieser Zweck vorzugsweise nur durch eine vernünftige Reform in den Untertansverhältnissen erreicht werden könne. So sehr man früher gegen jede Maßregel dieser Art eingenommen gewesen sei, so sehr erkenne man jetzt ihre Notwendigkeit. Insbesondere sei Graf Kolowrat davon überzeugt, der sogar über ihre nähere Bezeichnung mit Mitrowsky und Sedlnitzky Beratungen gepflogen habe. Diese drei Herren seien verbunden und entschlossen, den Kaiser für eine (von Eichhoff nicht näher angegebene) Art freiwilliger Ablösung der Urbarialgiebigkeiten und Steuerausgleichung geneigt zu machen.

---

[1]) Josef Freiherr von Eichhoff, später Hofkammerpräsident.

Wie ganz anders lautet der Inhalt einer Audienz, die Pillersdorf am 8. Juni bei Sr. Majestät dem Kaiser hatte, um sich für seine neue Bestimmung zu bedanken. Pillersdorf scheint den Zweck gehabt zu haben, einem Vorwurfe der Neigung für Neuerungen vorzubeugen, und bat im voraus um Entschuldigung, wenn er in seiner neuen Stellung Aenderungen andeuten sollte, die ihm zeitgemäß erscheinen oder von den Behörden selbst provoziert werden sollten.

Kaiser: „Ich will keine Neuerungen. Man wende die Gesetze gerecht an. Unsre Gesetze sind gut und zureichend. Gerechtigkeit ist alles in allem."

Pillersdorf: „Aber es gibt doch Fälle, wo neue Bedürfnisse neue Bestimmungen notwendig machen, wo Veränderungen nicht vermieden werden können, ohne große Nachteile hervorzurufen. Eure Majestät haben selbst durch die weisesten Verfügungen im Schulfache, im Steuerwesen, vorzüglich aber in den Finanzzweigen große Reformen zu Ihrem Ruhm, zum Glücke Ihrer Untertanen und auch zu deren Zufriedenheit vollbracht. Wenn es zuweilen geschieht, daß neue Maßregeln augenblickliche Verstimmung erregen, so läßt der gesunde Sinn des Volkes doch bald Gerechtigkeit ergehen. Ich wage es, Eure Majestät auf die Verzehrungssteuer aufmerksam zu machen, die so viele Gegner hatte, so viele Schwierigkeiten vorausbesorgen ließ und auch wirklich Unzufriedenheit erregte, von der aber jetzt nach zwei Jahren ihres Bestandes nur die günstige Wirkung einer Mehreinnahme von fünf bis sechs Millionen Gulden jährlich erübrigt."

Kaiser: „Jetzt ist keine Zeit zu Reformen. Die Völker sind wie schwer verwundet. (Wer hat sie verwundet?)

Man vermeide, durch eine Berührung und Belastung ihrer Wunden sie zu reizen. Sehen Sie! Das mir vorgeschlagene neue Taxgesetz mag gut sein; ich habe es auch genehmigt, aber ich lasse es nicht promulgieren, um keine Aufregung hervorzurufen. Wäre die Verzehrungssteuer nicht schon in Ausführung, jetzt würde ich sie nicht mehr durchgelassen haben."

NB. Der Kaiser sprach denselben Tag mit dem Grafen Michael Nádasdy, dem er das Gespräch mit Unwillen und ungünstigen Aeußerungen über Pillersdorf erzählte.

Von Sr. Majestät ging Pillersdorf zu dem Fürsten Metternich, wo auch das Gespräch auf Verbesserungen kam. Metternich äußerte:

„Ich begreife, daß man nicht stillestehen kann. Man verschreit und verleumdet mich zwar als einen Finsterling; allein das bin ich wahrlich nicht. Ich weiß so gut als einer, daß man vorwärtsschreiten müsse, daß der Stillstand unmöglich, daß er ein Rückschreiten, folglich eine Reaktion sei. Allein jetzt ist kein Zeitpunkt zu Neuerungen, die überhaupt nur langsam, sich gleichsam von selbst entwickelnd, stattfinden sollen. Heftige, schnelle Neuerungen, wenn sie auch Verbesserungen wären, sind immer gefährlich."

*

Von einem Freunde erhielt ich zur Einsicht einen in Wien viel besprochenen Aufsatz aus „dem ‚Rheinischen Kurier' für das konstitutionelle Deutschland" vom

11. März 1831 Nr. 14 über Oesterreich und insbesondere über den Fürsten Metternich. Der Hauptinhalt ist:

„Die neuen Verfassungs- und Reformideen haben auch in Oesterreich Eingang gefunden und sind in dem Mittelstand, der eigentlich alle Aemter in dem Militär, der Administration, der Justiz und dem geistlichen Stande wirksam bekleidet und an Bildung keiner Nation nachsteht, sehr verbreitet. Nur die Schalheit und Leere des hohen Adels und die Stabilität des Hofes machen die Regierung zurückschreiten und zerfallen."

Der Verfasser schildert den Grafen Saurau für liberal und den Fürsten Metternich, dessen Talenten er Gerechtigkeit widerfahren läßt, für träge und mutlos.

Den Grafen Saurau kennt der Verfasser nicht. Graf Saurau ist ein geistreicher, vernünftiger Mann, aber so liberal, als es etwa Kardinal Richelieu gewesen sein mag, dessen Rolle er vielleicht in Oesterreich spielen würde, wenn er auch ein Kardinal und weniger oberflächlich wäre.

Dasjenige, was der Verfasser von den Talenten des Fürsten Metternich sagt, ist wahr und in Beziehung auf seine Wirksamkeit in den äußeren Verhältnissen der Monarchie auch bewährt. Allein der Fürst kennt die inneren Bedürfnisse der Monarchie nur aus seinen Salons, er kennt den Mittelstand sehr wenig, das Volk gar nicht. Darum ist er seit fünfzehn Jahren der beharrliche und einzig wirksame Widerstand aller notwendigen und zweckmäßigen Reformen, der Vertreter aller Mißbräuche und Anmaßungen der haute société, gewiß gegen seine Absicht der Schirmherr aller Finsterlinge und Schalköpfe und die Grundursache der Zerstörung oder besser des Verfalles unsers Verwaltungsgebäudes, der steigenden Unzufriedenheit und der sichtbaren Trennung der heterogenen Bestandteile dieser herrlichen Monarchie.

Eine zufällige Geschäftsveranlassung führte mir einen Kabinettsakt zu, dessen Inhalt mir in hohem Grade bemerkenswert schien.

Der Erzbischof von Mailand, Kardinal Gaisruk, wurde durch einen Anonymus beschuldigt, daß er Irrlehren im Seminarium zu Mailand dulde und die junge Geistlichkeit damit anstecken lasse. Er wurde davon durch ein Kabinettsschreiben des Kaisers unmittelbar in Kenntnis gesetzt und um Aufklärung angegangen. Graf Gaisruk rechtfertigt sich in einem langen an Se. Majestät gerichteten Schreiben in der Hauptsache in der Art, daß diese Klage wahrscheinlich ultramontanen Ursprungs und noch unter Leo XII. hervorgerufen worden sein dürfte. Dieser Papst sei bekanntlich ein Eiferer gewesen und mit der Idee umgegangen, die Zeiten Gregors VII. wiederherzustellen. Der jetzige Papst Gregor XVI. denke anders und viel gemäßigter. Unter ihm werde jene Klage keinen Eingang finden. Die theologische Lehre im Mailänder Seminario sei übrigens den bestehenden Vorschriften gemäß und genau übereinstimmend mit jener, welche an allen Universitäten und Seminarien der österreichischen Monarchie seit vielen Jahren vorgeschrieben sei. Sie könne also keine Irrlehre sein. Darüber sagt der Burgpfarrer, der den Gegenstand zum Bearbeiten hatte, er verwundere sich

über dasjenige, was der Kardinal in Ansehung der Päpste Leo und Gregor bemerke, gleichsam als wenn Personen auf die heiligen Sätze der Kirche und auf ihre Gestaltung wirksamen Einfluß hätten. Das Oberhaupt der Kirche sei bei allem Wechsel der Personen immer dasselbe und werde die stets gleichen und ewigen Grundsätze der Kirche aufrechterhalten, solange die Welt in ihren Angeln läuft. Wenn im Seminar zu Mailand dieselbe Lehre, welche an den Universitäten vorgeschrieben ist, gelehrt werde, so sei sie wirklich eine Irrlehre, denn jene, welche allgemein vorgeschrieben ist, müsse mit diesem Namen bezeichnet werden. Alle Doktrinen, welche die Kirche als dem Staate untergeordnet schildern, seien irrig und falsch. Er, Burgpfarrer, würde sich glücklich schätzen, etwas beitragen zu können, Se. Majestät den Kaiser zu vermögen, mit dem Heiligen Vater einverständlich die wahre Lehre einzuführen.

Also ein Kardinal, der sich den Vorschriften seines Fürsten fügt, ein Ketzer, und diese Vorschriften selbst Irrlehren, weil sie die Rechte des Fürsten anerkennen machen, und der vertrauteste Ratgeber dieses Fürsten ein eifriger Vertreter der römischen Anmaßungen.

*

Ueber die Kleinkinderwartschulen einige Aeußerungen:

Kaiserin (Karolina Augusta): „Ihr Schulleute habt viele Schuld an den unglücklichen Bewegungen der Völker. War denn nicht sogar in den Katechismen von den ‚Pflichten der Regenten‘ die Rede? Wie! soll man schon die kleinen Kinder lehren, daß wir Pflichten haben?“

Erzherzog Anton: „Ein Vorurteil gegen die Kleinkinderwartschulen ist wohl erlaubt, wenn man weiß, daß eben die englische Reform- oder Revolutionspartei als Brougham, Holland, Grey u. s. w. an der Spitze der Stifter derselben stehen.“

Kaiserin: „Ich fürchte nur, daß die in solche Schulen gebrachten Kinder die Liebe zu ihren Eltern verlieren, indem sie mehr Annehmlichkeiten des Lebens kennen lernen und empfangen als in ihrem väterlichen Hause. Mit der Erschütterung der kindlichen Liebe geht aber auch jene an die Regierung verloren.“

Graf Sedlnitzky: „Durch die Vermischung der Kinder unter sich, und da man diejenigen unter ihnen, welche durch Talente und Fleiß sich auszeichnen, zu Lehrern und Aufsehern bestellt, werden das Gefühl und die Ansprüche des Verdienstes erregt, also jener demokratische Geist genährt und großgezogen, der sich gegen angeborene Vorrechte und Autoritäten auflehnt und so viel Unheil verbreitet.“

(Schluß folgt)

Ueber die Orientierung im Raum mit Hilfe des Gehörorgans

Von

K. Hürthle (Breslau)

Daß die Wahrnehmung der Schallrichtung auf einem Vorgang wesentlich andrer Art beruht als die Orientierung mit Hilfe des Auges oder der tastenden Hand, ergibt schon die einfache Selbstbeobachtung im täglichen Leben. Ueber die Richtung, in der ein gesehener Gegenstand in bezug auf unsern Körper liegt, herrscht niemals der geringste Zweifel; es bedarf auch keines besonderen Aktes der Aufmerksamkeit, um diese Richtung zu erkennen; sie ist vielmehr eine zugleich mit der Erkennung des Gegenstandes unmittelbar gegebene Tatsache. Anders die Beurteilung der Richtung, aus der ein Schall an unser Ohr kommt; sie erfordert einerseits in den meisten Fällen eine besondere Aufmerksamkeit und anderseits sind wir in nicht seltenen Fällen trotz größter Aufmerksamkeit nicht imstande, die Lage der Schallquelle mit Sicherheit anzugeben.

Diese bei der subjektiven Beobachtung deutlich hervortretenden Unterschiede haben ihre Ursache in der Verschiedenheit der Vorgänge, die der Wahrnehmung der Richtung durch Auge und Ohr zugrunde liegen. Bevor wir zu der Erörterung dieser Vorgänge übergehen, wollen wir die Leistungen unsers Gehörorgans bezüglich der Erkennung der Schallrichtung noch etwas genauer feststellen.

Aus den Erfahrungen des täglichen Lebens lassen sich diese Leistungen nicht entnehmen, sie müssen vielmehr durch planmäßig angestellte Versuche festgestellt werden; diese haben im allgemeinen folgenden Gang:

Eine Versuchsperson, die auf beiden Ohren normales Gehör hat, sitzt in der Mitte eines geschlossenen Raumes oder auch unter freiem Himmel in windstiller, geräuschloser Umgebung, ohne die Kopfhaltung zu ändern; in den verschiedenen Richtungen des Raumes, insbesondere vorn und hinten, rechts und links, über und unter der Versuchsperson sind gleiche Schallquellen angebracht, z. B. in Form gleicher Telephone; ein Experimentator erzeugt nun durch Oeffnen oder Schließen eines elektrischen Stromes, der zu den einzelnen Telephonen führt, abwechselnd in dem einen oder andern einen kurzen Knall, und die Versuchsperson hat jeweils die Schallrichtung anzugeben. Bei solchen Versuchen kamen nun verschiedene Beobachter zu folgendem Ergebnis:

Die Beurteilung von rechts und links ist eine ganz sichere; der aus dem rechten Telephon kommende Schall wird niemals nach links verlegt und umgekehrt, dagegen ist die Beurteilung der Lage der in der Medianebene des Körpers, vorn und hinten, oben und unten angebrachten Schallquellen eine unsichere; zwar wird der aus einem dieser Telephone kommende Knall richtig in die Medianebene, nicht nach rechts und nicht nach links verlegt; allein Vorn und Hinten, Oben und Unten werden in vielen Fällen verwechselt oder wenigstens

nicht mit Sicherheit erkannt. Die Lage der Schallquelle in Beziehung zur Versuchsperson ist also entscheidend für die Erkennung der Richtung: in einer Richtung, rechts und links, ist das Urteil sicher, in den beiden andern darauf senkrechten Richtungen, vorn und hinten, oben und unten unsicher.

Wie erklärt sich dieses merkwürdige Ergebnis?

Eine Antwort auf diese Frage wollen wir auf einem Umwege zu gewinnen versuchen, indem wir zunächst die Einrichtungen der Sinnesorgane betrachten, die uns eine vollkommenere Orientierung im Raume ermöglichen: es sind dies die äußere Haut und das Auge.

Beim Tastsinn der äußeren Haut zeigt sich die Fähigkeit der Raumempfindung in folgender Tatsache: Jede punktförmige Berührung der Haut veranlaßt nicht allein eine Berührungsempfindung, sondern zugleich eine Vorstellung vom berührten Orte; mit andern Worten: die Berührungsempfindung wird im wesentlichen richtig lokalisiert; im wesentlichen, d. h. wenn wir von kleinen Ungenauigkeiten absehen, die an den einzelnen Bezirken der äußeren Haut verschieden groß sind; wir sind beispielsweise niemals im Zweifel, ob der Daumen oder der kleine Finger, ob Vorder- oder Rückseite, ob letztes oder vorletztes Glied berührt werden, und an den Fingerspitzen können wir sogar Punkte räumlich unterscheiden, die nur 2 Millimeter voneinander entfernt sind.

Suchen wir nun nach den physiologischen Einrichtungen, welche die beiden Empfindungen, die Berührungs- und die Ortsempfindung, vermitteln, so sind wir überrascht, nur eine Einrichtung für beide Leistungen zu finden. Nach dem heutigen Stand unsrer Kenntnisse ist die punktförmig berührte Hautstelle mit dem Zentralorgan, in dem die Empfindung zustande kommt, durch eine einzige Nervenfaser verbunden, deren Erregung sowohl die Berührungs- als die Ortsempfindung auslöst. Verschiedene in der Haut endigende Nervenfasern vermitteln also qualitativ gleiche Berührungs-, aber verschiedene Ortsempfindungen. Diese auffallende Erscheinung hat Lotze dem Verständnis in der Weise näherzubringen versucht, daß er sich die Nervenfasern im Gehirn mit „Lokalzeichen" versehen dachte. Wenn diese Vorstellung das Wesen der Erscheinung auch nicht erklärt, gibt sie doch einen einfachen Ausdruck für eine Tatsache, zu deren Verständnis wir trotz mancher Erklärungsversuche bis heute nicht vorgedrungen sind; vor allem fehlt noch die anatomische Grundlage, bestehend in einer genaueren Kenntnis der Endigung der Empfindungsnerven in der Peripherie und im Zentralorgan.

Wir können daher vorläufig nur sagen, daß das Lokalisationsvermögen der äußeren Haut an die Erregung verschiedener Nervenfasern geknüpft ist.

Die Nerven der äußeren Haut vermitteln aber nur einen Teil der Leistungen unsers Tastsinns; bei der Wahrnehmung der Richtung wie der Form der Gegenstände tritt noch eine ganz andre Einrichtung in Tätigkeit, über deren Vorhandensein die folgende Erscheinung nicht im Zweifel läßt: Wird meine Hand von rechts her berührt, so kann die Berührung je nach der Haltung der Hand die Vorder- oder Rückfläche, die Daumen- oder Kleinfingerseite treffen; trotzdem nun hier ganz

verschiedene Hautnerven getroffen werden können, bin ich doch auch bei geschlossenen Augen in keinem Falle im Zweifel, daß die Berührung von rechts her erfolgte. Dieser Schluß, d. h. die Wahrnehmung der Richtung in diesem Falle, ist nur möglich, wenn ich nicht allein vom berührten Hautpunkte eine Vorstellung habe, sondern zugleich auch von der Lage der einzelnen Flächen meiner Hand in bezug auf meinen Körper. Es bleibt somit zu untersuchen, wodurch ich über die Lage meiner Glieder unterrichtet werde.

Die Lage der Glieder wird bestimmt durch den Zustand (Ruhe oder Zusammenziehung) der Muskeln, welche die Glieder bewegen und vom Gehirn und Rückenmark aus durch Bewegungsnerven in Tätigkeit versetzt werden. Wir müssen daher annehmen, daß uns der jeweilige Zustand dieser Muskeln in irgendeiner Form zum Bewußtsein kommt. Diese Annahme hat zunächst etwas Befremdliches, da ja der nicht anatomisch Geschulte von seinen Muskeln, ihrer Anordnung und Tätigkeit überhaupt keine Vorstellung hat; sie wird aber verständlich, wenn man überlegt, daß der jeweilige Zustand der Muskeln eben in seinem Endeffekt, der Lage der Glieder, sinnlich zur Anschauung kommt, und sie hat vor allem eine feste Grundlage erhalten, seitdem der Nachweis gelungen ist, daß vom Gehirn und Rückenmarck nicht nur Bewegungsnerven zu den Muskeln gehen, sondern auch in umgekehrter Richtung Empfindungsnerven vom Innern der Muskeln zum Gehirn. Diese Empfindungsnerven der Muskeln müssen wir als die Vermittler der Lageempfindung der Glieder ansprechen, und diese Annahme wird zur Gewißheit durch Beobachtungen an Kranken, bei denen ebendiese Empfindungsnerven der Muskeln eines Körperteils durch Erkrankung oder Verletzung zerstört worden sind. Solche Kranke haben die Vorstellung von der Lage des betreffenden Körperteils verloren, wenn sie sich mit Hilfe des Gesichts nicht darüber unterrichten können. Man bezeichnet daher die Leistung dieser Nerven als Muskelgefühl,[1]) und dieses spielt bei der Orientierung im Raum, bei der Erkennung der Richtung und der Form der Objekte eine ebenso große Rolle als der Nervenapparat der äußeren Haut. Durch die Verbindung beider Eindrücke kommen erst die feineren Leistungen des Tastsinnes im weiteren Sinne zustande.

Prinzipiell die gleiche Einrichtung wie in der äußeren Haut treffen wir nun auch im Auge wieder; nur bedarf der Nervenapparat des Auges zur Wahrnehmung des Raumes noch einer Hilfsvorrichtung, die durch die Natur des Reizes, d. i. durch die Eigenschaften des Lichts, benötigt ist.

Was zunächst die Anordnung der lichtempfindlichen Elemente, der Stäbchen und Zapfen betrifft, so sind diese auf einen viel kleineren Raum zusammengedrängt als die Endigungen der Empfindungsnerven in der äußeren Haut; sie stehen nämlich im Hintergrunde des Auges dicht nebeneinander und bilden die

---

[1]) Ob der bei der willkürlichen Bewegung im Gehirn ablaufende Vorgang als sogenanntes Innervationsgefühl außer dem Muskelgefühl zur Beurteilung der Lage der Glieder verwertet wird, kann hier unerörtert bleiben.

äußere samtartige Schicht der halbkugeligen Netzhaut. Die Stäbchen und Zapfen sind die Endapparate der Sehnervenfasern, und zwar verteilen sich diese derart, daß in der Mitte der Netzhaut, wo es nur Zapfen gibt, jede Nervenfaser in einem Zapfen endigt; seitlich davon aber verteilt sich jede Nervenfaser auf eine mehr oder weniger große Anzahl von Stäbchen und Zapfen.

Diese Anordnung der lichtempfindlichen Apparate ist aber an und für sich noch nicht befähigt, die optische Raumwahrnehmung zu vermitteln, weil die Eigenschaften des Lichtes eine isolierte Erregung der einzelnen Elemente ausschließen würden. Wären nämlich die lichtempfindlichen Nervenapparate ohne weiteres an der Körperoberfläche angebracht, etwa so wie die Endigungen der Tastnerven in der äußeren Haut, so könnten sie wohl die Empfindung von Hell und Dunkel, eventuell auch Farbenempfindung vermitteln, nicht aber die Form der leuchtenden Objekte zur Wahrnehmung bringen und die Lage von Hell oder Dunkel nur in groben Umrissen; denn das von einem Objekt ausgehende Licht verbreitet sich gleichförmig nach allen Richtungen des Raumes, würde also stets die größere Zahl der Stäbchen und Zapfen gleichzeitig in gleicher Weise erregen.

Damit wir mit Hilfe der auf einer Fläche verteilten nervösen Endapparate die Richtung des leuchtenden Objektes in bezug auf unsern Körper wahrnehmen können, ist noch eine Hilfsvorrichtung erforderlich, die bewirkt, daß durch einen leuchtenden Punkt, dessen Lage in bezug auf unser Auge gegeben ist, jeweils nur eine einzige Endigung der Sehnervenfasern in Erregung versetzt wird.

Eine Einrichtung, die dieser Anforderung entspricht, besitzen wir in den lichtbrechenden Teilen des Augapfels, die aus Hornhaut, Kammerwasser, Linse und Glaskörper bestehen. Die Wirkung dieses lichtbrechenden Systems besteht darin, daß es reelle verkleinerte Bilder der Außenwelt auf die Mosaik der Netzhautelemente entwirft, d. h. solche Bilder, die den Objekten geometrisch oder richtiger perspektivisch ähnlich sind, indem jedem Punkt des Objekts ein bestimmter Punkt des Bildes entspricht. Durch die Verbindung dieses lichtbrechenden Systems mit der lichtempfindenden Nervenschicht ist es erreicht, daß wir nicht allein die Richtung eines leuchtenden Punktes, sondern auch die Form der Gegenstände wahrnehmen können.

Eine Prüfung des Unterscheidungsvermögens, der sogenannten Sehschärfe der Netzhaut, ergibt, daß, wenn die Bilder zweier Punkte, etwa zweier Sterne, in die Netzhautmitte fallen, wir sie in dem Fall noch voneinander zu unterscheiden vermögen, wenn sie um eine Zapfendicke (0,005 Millimeter) voneinander entfernt sind. Da nun in der Netzhautmitte jeder Zapfen mit einer Nervenfaser verbunden ist, so treffen wir im Auge wieder die an der äußeren Haut beobachtete Erscheinung, daß zwei qualitativ gleiche Reize dann räumlich getrennt wahrgenommen werden, wenn sie verschiedene Nervenfasern erregen; wir müssen uns also auch die Sehnervenfasern im Gehirn mit Lokalzeichen versehen denken. Von der Mitte nach der Peripherie nimmt die Sehschärfe der Netzhaut erheblich ab, was leicht verständlich ist, da hier eine Nervenfaser sich auf eine größere Zahl von Stäbchen und Zapfen verteilt.

Aus dem Mitgeteilten wird die Fähigkeit des Auges, die Richtung des gesehenen Objektes bei ruhig gehaltenem Auge wahrzunehmen, begreiflich: bei Erregung eines Netzhautelementes durch einen leuchtenden Punkt wird dieser erfahrungsgemäß in die Richtung des Sehstrahles verlegt, der den Punkt mit dem erregten Netzhautelement verbindet und durch den sogenannten Knotenpunkt des Auges geht.

Beiläufig sei hier noch auf einen Unterschied im Lokalisationsvermögen der äußeren Haut und der Netzhaut hingewiesen, der durch die Hilfsvorrichtung des Auges bedingt ist:

Berührt man die Haut mit einer Nadelspitze, so wird die Richtung, in der die Nadel gegen die Haut geführt wird, nicht wahrgenommen, sondern nur die Lage des berührten Hautpunktes; dieser kann von der Nadel in sehr verschiedenen Richtungen erreicht werden. Anders das Auge. Dieses gibt uns gar keine Vorstellung von der Lage des durch einen Lichtstrahl gereizten Netzhautelementes; wir wissen nicht, ob das Element oben, unten, rechts oder links in der Netzhaut liegt, und sind zunächst überrascht, wenn wir erfahren, daß die Objekte verkehrt auf unsrer Netzhaut abgebildet werden, da wir sie doch aufrecht sehen. Wir nehmen eben nur die Richtung der Sehstrahlen und nicht die Lage der erregten Netzhautelemente wahr, weil vermöge der Hilfsvorrichtung, des lichtbrechenden Systems, ein Lichtstrahl nur in einer ganz bestimmten Richtung zu einem Netzhautelement gelangen kann (nämlich durch den Knotenpunkt des Auges) und nicht in beliebiger, wie die Nadel zu einem Hautpunkt.

Eine weitere Verwicklung, die aber ihr Analogon in der äußeren Haut hat, entsteht durch die Beweglichkeit des Auges; denn auch in dem Falle, wenn wir unser Auge bewegen und das Bild des Objektes der Reihe nach auf verschiedene Netzhautelemente fällt, kommen wir nicht in Zweifel über die Lage des Objektes in bezug auf unsern Körper, im Gegenteil, sie wird um so sicherer erkannt, am sichersten, wenn wir das Bild in die Netzhautmitte fallen lassen, d. h. das Objekt fixieren.

Diese Erscheinung zeigt, daß die Lokalzeichen der Netzhautelemente nur für das Auge selbst gültige Zeichen sind und daß wir eine weitere Einrichtung besitzen müssen, mit der wir die Lage des Augapfels in bezug auf unsern Körper wahrnehmen. Diese Einrichtung besteht in den sogenannten äußeren Augenmuskeln, die den Augapfel in seiner Höhle bewegen und dadurch dem Blick verschiedene Richtung geben; das Muskelgefühl, das sich mit der Bewegung des Augapfels verbindet, ist es, das uns über die Lage des Augapfels zu unserm Körper unterrichtet.

Ebenso wie sich die Leistungen des Tastsinnes zusammensetzen aus den Empfindungen der Hautnerven und den Muskelgefühlen der Glieder, ist auch das Vermögen des Auges, die Lage der Dinge zum eignen Körper zu beurteilen, auf das Zusammenwirken von zwei verschiedenen Einrichtungen gegründet, nämlich des Raumsinnes der Netzhaut mit dem Muskelsinn der Augenmuskeln. Daß diese die ihnen zugeschriebene Bedeutung wirklich besitzen, ergibt wiederum die

Beobachtung von Kranken. In Fällen, in denen die Muskeln auf beiden Augen teilweise gelähmt sind, verlieren die Kranken nicht nur die Orientierung im Raume, sondern leiden auch an Schwindelanfällen, die durch die falsche Vorstellung von ihrer Lage ausgelöst werden.

Fassen wir das Ergebnis unsrer bisherigen Betrachtungen zusammen, so finden wir, daß die beiden Sinnesorgane, die eine direkte Raumvorstellung vermitteln, prinzipiell gleich gebaut sind und die beiden folgenden Einrichtungen besitzen:

1. Eine Fläche (äußere Haut bezw. Netzhaut), an der die einzelnen Nervenfasern in besondere Endorgane auslaufen. Ihr Raumsinn ist dadurch gekennzeichnet, daß die erregende Ursache an verschiedene Stellen des Raumes verlegt wird, wenn verschiedene Nervenfasern gereizt werden.

2. Einen Muskelapparat, durch den einerseits die empfindende Fläche nach verschiedenen Richtungen bewegt wird und anderseits der Effekt der Bewegung zur Vorstellung kommt.

Durch die Verbindung beider Einrichtungen wird die Raumwahrnehmung vervollständigt, vor allem insofern, als sie, vermöge der zweidimensionalen Anordnung der raumempfindenden Elemente primär auf zwei Dimensionen beschränkt, in eine dreidimensionale umgewandelt wird — eine höchst interessante Erscheinung, deren weitere Verfolgung aber nicht Gegenstand unsrer Untersuchung ist.

Kehren wir nach dieser Einsicht zu unsrer Frage zurück: Vermöge welcher Einrichtung können wir mit Hilfe des Ohres rechts und links unterscheiden und warum sind wir so groben Täuschungen über das Vorn und Hinten, Oben und Unten ausgesetzt?

Wäre das Gehörorgan zur Wahrnehmung der Schallrichtung ähnlich gebaut wie die vorgenannten Sinnesorgane, so müßten wir eine Einrichtung erwarten, vermöge deren verschiedene Nervenfasern erregt werden, wenn der Schall aus verschiedener Richtung kommt. Finden wir eine solche im Bau des Gehörorgans? Die Fasern des Gehörnerven laufen in einzelne mit feinen Härchen versehene Zellen aus; diese sogenannten Haarzellen hängen an Pfeilern, die auf einer schneckenförmig gebogenen Membran nebeneinander stehen; die ganze Membran nebst Pfeilern und Haarzellen ist in eine Flüssigkeit, das sogenannte Labyrinthwasser, eingebettet, auf das der Schall vom Trommelfell durch die Gehörknöchelchen übertragen wird. Die Membran samt Pfeilern und Haarzellen — das sogenannte Cortische Organ — entspricht der Netzhaut, und es fragt sich nun, ob auch der schalleitende Apparat, bestehend aus Gehörgang, Trommelfell und Gehörknöchelchen, dem lichtbrechenden System des Auges analog und befähigt ist, die Schallwellen so zu ordnen, daß ein aus bestimmter Richtung kommender Schall auf eine einzelne Nervenfaser übertragen wird. Das ist nun keineswegs der Fall. Eine einseitig den Schallwellen zugängliche Membran von der Größe des Trommelfells wird praktisch in qualitativ gleiche Schwingungen versetzt, wenn der Schall senkrecht von vorn, von der Seite oder erst nach einer Biegung das Trommelfell erreicht, nur die Intensität der Schwingung ist in den

einzelnen Fällen verschieden. Dazu kommt noch, daß eine Bildung verschiedener Schwingungsphasen an den einzelnen Teilen der Membran bei schräger Schallrichtung dadurch verhindert wird, daß das Trommelfell von den Schallwellen in allen Fällen gar nicht direkt, sondern durch Vermittlung des winklig gebogenen Gehörgangs getroffen wird. Vom Trommelfell aus aber wird jeder Schall durch die Kette der Gehörknöchelchen in unveränderlicher Richtung auf das Labyrinthwasser übertragen und vermag den Nervenapparat des Cortischen Organs nur insoweit verschieden zu erregen, als Intensität, Tonhöhe und Klangfarbe des Schalles eine verschiedene ist. Beispielsweise erregt eine Stimmgabel von bestimmter Tonhöhe stets dieselbe Nervenfaser, unabhängig von der Lage der Stimmgabel zum Gehörorgan; verschiedene Nervenfasern werden nur durch Gabeln von verschiedener Höhe in Erregung versetzt. Das Ohr besitzt also keine Einrichtung, um eine mit der Schallrichtung wechselnde Erregung verschiedener Nervenfasern zu bewirken, und es besteht somit auch keine Möglichkeit, die Richtung des Schalls in ähnlicher Weise zu empfinden wie die Richtung eines Lichtstrahles oder einer Berührung der Haut. Wenn aber feststeht, daß wir uns nie darüber täuschen, ob ein Schall von rechts oder links kommt, so folgt daraus, daß diese Unterscheidung auf ganz andre Weise zustande kommen muß als die Wahrnehmung der Richtung durch Gesichts- und Tastsinn.

In der Tat erklären sich sämtliche Tatsachen in einfacher Weise durch die Annahme, daß wir die Richtung des Schalls nach den Unterschieden der Intensität beurteilen, mit welcher der Schall auf beide Ohren trifft. Kommt der Schall von rechts, so wird das rechte Ohr von den Schallwellen direkt getroffen, das linke aber erst nach Umkreisung des Kopfes, die mit einem Intensitätsverlust verbunden ist. Der Unterschied der Intensität im rechten und linken Ohr wird empfunden und zur Beurteilung der Richtung verwertet. Entsteht der Schall aber in der Medianebene des Körpers, vorn, hinten, oben oder unten, so ist der Intensitätsverlust für beide Ohren gleich und aus dem Mangel eines Intensitätsunterschiedes wird auf die Lage der Schallquelle in der Medianebene geschlossen; für das Vorn, Hinten, Oben oder Unten aber fehlt ein Unterscheidungsmerkmal.[1])

Daß tatsächlich die Empfindung eines Intensitätsunterschiedes in beiden Ohren das Maßgebende ist für die Erkennung der Schallrichtung, zeigt sich bei einseitigen Störungen der Hörfähigkeit; denn unsre Annahme setzt gleiche Hörschärfe in beiden Ohren voraus. Ist nun die Hörschärfe auf einem Ohr herabgesetzt, so wird die Schallquelle stets nach der besser hörenden Seite verlegt, gleichgültig, ob der Schall von rechts oder links kommt. Dasselbe zeigt sich in gewissen Fällen von Ueberempfindlichkeit eines Ohres.

Die Empfindung von Intensitätsunterschieden kann sich übrigens auch mit

---

[1]) Nur ganz ausnahmsweise finden sich jugendliche Personen, welche die Richtung auch in der Medianebene unterscheiden, vermutlich dadurch, daß sie feine Unterschiede im Klang empfinden, wenn der Schall von vorn oder hinten kommt.

Muskelgefühlen verbinden und so die Erkennung einer Schallrichtung ermöglichen, die bei ruhig gehaltenem Kopfe ausgeschlossen ist; ich brauche nur, wenn ich eine Schallquelle in der Medianebene festgestellt habe, den Kopf etwas zu drehen, um Vorn oder Hinten zu unterscheiden. Noch besser sind vermutlich Tiere mit beweglicher Ohrmuschel in der Lage, die Schallrichtung zu erkennen, indem sie die als Reflektor wirkende Ohrmuschel in die Richtung der Schallstrahlen bringen und die Lage durch das Muskelgefühl der die Ohrmuschel bewegenden Muskeln empfinden; beim Menschen sind diese Muskeln so verkümmert und außer Gebrauch, daß die wenigsten Menschen willkürlich eine sichtbare Bewegung der Ohrmuschel ausführen können.

Damit ist unsre Frage in dem Sinne beantwortet, daß die Wahrnehmung der Schallrichtung nicht auf die Erregung verschiedener mit Lokalzeichen versehenen Nervenfasern zurückzuführen ist, wie beim Gesichts- und Tastsinn, sondern auf die Empfindung von Intensitätsunterschieden durch beide Ohren. Es soll aber nicht verschwiegen werden, daß manche Autoren diese Einrichtung nicht als ausreichend zur Erklärung aller Leistungen des Gehörorgans bezüglich der Schalllokalisation angesehen und spezifische, vorläufig nicht genauer feststellbare Einrichtungen, namentlich in den halbzirkelförmigen Kanälen des Ohres, vermutet haben; durch Tatsachen sind aber solche Hypothesen nicht gestützt und sie lassen sich auch physikalisch nicht verstehen.

Zum Schluß möchte ich noch eine Frage erörtern, die zwar nach der Meinung mancher Autoren keine naturwissenschaftliche Berechtigung hat, die aber doch für die Einsicht in den Zusammenhang der Dinge förderlich ist; ich meine die Frage: Warum ist unser Ohr nicht so eingerichtet, daß es die Richtung unmittelbar wahrnimmt, wie Auge und Tastsinn? Setzen wir zunächst an Stelle dieser Frage die andre: Wie müßte ein Ohr beschaffen sein, um diese Fähigkeit zu besitzen? so würde die Antwort lauten: Das Ohr wäre zur unmittelbaren Wahrnehmung der Schallrichtung befähigt, wenn es die beiden dem Auge analogen Einrichtungen besäße, nämlich:

1. eine flächenhafte Ausbreitung der Endigungen des Hörnerven und
2. eine Vorrichtung von solcher Eigenschaft, daß die von verschiedenen Punkten des Raumes ausgehenden Schallwellen an ebensovielen gesetzmäßig feststehenden Punkten des inneren Ohres wieder vereinigt würden, an denen zugleich die einzelnen Hörnervenfasern endigen müßten.

Ist es nun denkbar, daß diese Forderungen erfüllt werden können?

Was die Endigung der Hörnervenfasern anlangt, so könnte vermutlich die schneckenförmig gewundene Lagerung derselben ohne Minderung der vorhandenen Leistungen auch durch eine andre ersetzt werden. Dagegen scheint es mir unmöglich, daß eine der zweiten Forderung genügende Vorrichtung geschaffen werden könnte, wenigstens nicht in solchen Dimensionen, wie sie für den menschlichen Körper in Betracht kämen; denn eine Vorrichtung, die imstande sein sollte, den Schall in gesetzmäßiger Weise zu brechen oder zu reflektieren, müßte nach meiner Meinung bei der ungeheuern Größe der Schallwellen im Vergleich zu der der

Lichtwellen auch ungewöhnliche Dimensionen besitzen. Aber nehmen wir an, eine solche Vorrichtung sei doch möglich, und es existiere tatsächlich ein Organismus mit einem so eingerichteten Gehörorgan, wird dieser, so fragen wir weiter, sich mit Hilfe des Ohres ebenso vollkommen im Raum orientieren wie wir mit Hilfe des Auges?

Wir können das fragliche Gehörorgan auch noch mit Muskeln versehen denken, durch die es allseitig ebenso beweglich wäre wie das Auge, und unsre Frage aufrechterhalten.

Es unterliegt keinem Zweifel, daß ein Organismus mit dem fraglichen Gehörorgan sich mit Hilfe des Schalles weit unvollkommener im Raume orientieren würde als wir mit Hilfe des Lichts und daß er im wirklichen Leben mannigfachen Täuschungen über die Lage der Schallquelle ausgesetzt wäre. Diese Behauptung gründet sich auf einen Vergleich der Eigenschaften des Schalles mit denen des Lichtes: Das Licht ist ein unbedingt zuverlässiger Führer in dem uns umgebenden Raume, der, abgesehen von selten vorkommenden Reflexionen, die kaum je zu einer Täuschung Veranlassung geben, stets auf dem kürzesten Wege vom Ort seiner Entstehung in unser Auge gelangt, in den Fällen aber, in denen ein undurchsichtiger Körper sich zwischen der Lichtquelle und unserm Auge befindet, unser Auge überhaupt nicht erreicht; wir können nicht um die Ecke sehen. Anders der Schall. Zwar gelangt auch er auf dem kürzesten Wege in unser Ohr für den Fall, daß zwischen Schallquelle und Ohr sich kein undurchlässiger Körper befindet. Ist dies aber der Fall, so gelangt er gleichwohl in allen Fällen an unser Ohr, in denen dieses in beliebiger Richtung durch eine Luftspalte mit der Schallquelle verbunden ist. Auch sind die meisten festen Körper zur Reflexion von Schallwellen geeignet, während die regelmäßige Reflexion des Lichtes besondere, in der Natur so gut wie nicht vorkommende Flächen voraussetzt.

Wir kommen daher im Leben vielfach in die Lage, Schallwellen zu hören, die nicht auf dem direkten Wege von der Schallquelle zum Ohr gelangt sind, sondern nach ein- oder mehrfachen Beugungen und Reflexionen.

Wenn wir nun auch die letzte Richtung der Schallwellen genau wahrzunehmen imstande wären, so könnten wir daraus noch keinen bindenden Schluß auf die Lage der Schallquelle ziehen, und die fragliche Einrichtung des Ohres wäre praktisch von untergeordnetem Wert. Es wird sich daher auch nichts Wesentliches einwenden lassen, wenn man die Frage nach der Zweckmäßigkeit unsers Gehörorgans dahin beantwortet, daß es so vollkommen ist, als es unter den gegebenen Bedingungen überhaupt sein kann.

Leo XIII. und Pius X.

Von

Fürst Baldassare Odescalchi (Rom)

Der Herausgeber der „Deutschen Revue“ hat mich freundlichst aufgefordert, einen Beitrag für seine Zeitschrift zu liefern, mit dem Bemerken, daß ihm ein Artikel über Leo XIII. besonders erwünscht wäre. Doch ein biographisches Bild von einer historischen Persönlichkeit zu entwerfen, sollte man — selbst angenommen, daß ich dazu imstande wäre, was ich bezweifeln muß — nicht eher versuchen, als bis ein genügender Zeitraum seit dem Tode der betreffenden Persönlichkeit verstrichen ist. Es ist bei Biographien wie bei Porträtdarstellungen in der bildenden Kunst: der Künstler muß sein Modell von dem richtigen Gesichtspunkt aus betrachten.

Leo XIII. steht uns zeitlich noch zu nahe, und die von seinem Wirken erregten Gefühle der Liebe oder des Hasses haben sich noch nicht so weit beruhigt, daß man ein gerechtes Urteil darüber fällen könnte. Meines Erachtens ist der Augenblick noch nicht gekommen, wo man seine Taten in ersprießlicher Weise schildern könnte.

Da ich indessen dem Wunsche des Herausgebers der „Deutschen Revue“ in irgendeiner Weise entsprechen möchte, so sende ich ihm zwar keine Biographie, aber ein paar Bemerkungen, nicht bloß über Papst Leo XIII., sondern auch über seinen Nachfolger. Der Leser erwarte sich keine abgerundete Abhandlung; das, was ich sende, gleicht den Skizzen eines Malers, die nichts weiter sind als Elemente, die ihm oder irgend jemand anderm zur Komposition eines Gemäldes dienen können. Mein Artikel wird vielleicht, wenn ich mich nicht täusche, den Leser für ein paar Augenblicke interessieren können, aber niemand darf sich erwarten, etwas von besonderer Bedeutung darin zu finden.

Am 20. Juli 1903 starb Papst Leo XIII., und am 4. August wurde an seiner Stelle der Kardinal Sarto auf den päpstlichen Stuhl erhoben, den er unter dem Namen Pius X. bestieg. Die beiden Päpste sind ihrem geistigen Wesen nach einander ebenso unähnlich wie ihrer physischen Natur nach, und alles läßt vermuten, daß das Wirken des jetzigen Papstes sich von dem Leos XIII. beträchtlich unterscheiden wird. Doch darf man nicht glauben, daß sich eine wesentliche Aenderung in der Richtung der Kirche vollziehen wird. Der Papst wird zwischen zwei Gleise gestellt, über die er nicht hinausgehen darf; sobald er dies täte, würde er nicht mehr Papst sein. Doch zwischen diesen beiden Gleisen ist so viel Raum, daß es dem individuellen Charakter jedes einzelnen möglich ist, sich ganz zu offenbaren, und jeder Papst kann auf seine Weise nach Maßgabe der eintretenden Notwendigkeiten und der Wandlungen der Zeitverhältnisse sein Wirken einrichten.

Leo XIII. war schon ein Greis, als er den päpstlichen Stuhl bestieg, und

erreichte auf ihm das höchste Alter; er war schmächtig und hager, in den letzten Zeiten seines Lebens erschien er fast nur noch wie ein Geist, er glich der in wohlriechende Tücher eingewickelten Mumie eines Pharao, wie man sie noch jetzt in den Museen Aegyptens sehen kann, und hatte auch in seiner äußeren Erscheinung die königliche und priesterliche Würde eines solchen Herrschers. Das Antlitz dieses Gespenstes von Fleisch und Blut beseelten zwei glänzende, lebhafte Augen, in denen der Funke der Intelligenz leuchtete.

Pius X. dagegen sieht nicht wie ein Geist aus, sondern wie ein lebendiger Mensch von guter Gesundheit; aus seinem Gesicht spricht eine Freundlichkeit, die von fern an die Pius' IX. erinnert und die viel dazu beigetragen hat, ihm dieselbe ungeheure Popularität zu verschaffen, wie sie jener im Anfang seines Pontifikats besessen hat. Leos XIII. Auftreten bei Empfängen war freundlich, aber würdevoll und feierlich; das Pius' X. ist freundlich, aber schlicht und patriarchalisch. Leo XIII. hatte eine besondere Vorliebe für die lateinische Poesie, Pius X., wie es heißt, für die Musik. Der erstere legte großes Gewicht darauf, den traditionellen Prunk und die äußere Würde der römischen Kurie beizubehalten, nicht zuletzt das ganze große, in glänzende Uniformen und Gewänder gekleidete Personal, das seit Jahrhunderten das Gefolge der Päpste bildet; der letztere hingegen scheint mehr Sinn für die schlichten Gewohnheiten der Apostel zu haben, er setzt sich nicht mehr allein zu Tisch, wie es früher üblich war, sondern immer in Gesellschaft irgendeines intimen Freundes; wie es scheint, ist ihm die Begleitung der Nobelgarden und der Zeremonienmeister unbequem, und er ist glücklich, wenn er allein, nur von seinem treuen Freunde Monsignore Bressan begleitet, durch die vatikanischen Loggien wandelt.

Als Pius IX. starb, war die weltliche Macht der Päpste schon seit einigen Jahren dahingesunken, und er hatte sich damals in den Vatikan eingeschlossen, um ihn erst als Toter wieder zu verlassen. Seitdem protestierte er fortwährend in lebhafter und energischer Weise gegen den Raub, dessen Opfer er geworden war. In jener Zeit bestand stets eine Spannung zwischen dem Papst und den Staaten, und zu einigen von ihnen hatte er schließlich die diplomatischen Beziehungen völlig abgebrochen.

Leo XIII. war, ehe er auf den päpstlichen Stuhl erhoben wurde, verschiedene Jahre Nunzius gewesen und hatte eine besondere, vertrauensvolle Sympathie für die Tätigkeit der Diplomatie. Es war daher, als er der Nachfolger Pius' IX. wurde und die Beziehungen zwischen der Kirche und den verschiedenen Staaten gespannt fand, sein erstes Bestreben, sie zu bessern. Um diesen Zweck zu erreichen, entwarf er einen ganzen politischen Plan und leitete geschickt diplomatische Verhandlungen mit allen Nationen ein.

Bei seinem Amtsantritt wütete in Deutschland der Kulturkampf. Dessenungeachtet war es Leos XIII. erster politischer Akt, einen Brief an den mächtigen Deutschen Kaiser Wilhelm I. zu richten, worin er ihn aufforderte, den Frieden mit der Kirche wiederherzustellen. Diesem Briefe folgte ein zweiter an den Reichskanzler Fürst Bismarck. Es kamen dann lange Verhandlungen, die

schließlich zu einer Einigung führten. In der Folgezeit bildeten sich jene freundschaftlichen Beziehungen zum Deutschen Reich, die bis zum heutigen Tage bestanden haben. Dieses Resultat ist meiner Meinung nach als der größte politische Erfolg Leos XIII. anzusehen.

Die Krönung dieses Friedensschlusses brachte ein genialer Gedanke, der in dem Kopfe des Fürsten Bismarck entstanden war. Der Fürst wählte den Papst zum Schiedsrichter in dem Streit, der durch die Besetzung der Karolinen zwischen Deutschland und Spanien entstanden war. Auch diesmal gab es lange und mühevolle Verhandlungen. Zu ihrer Erleichterung trug, wie ich glaube, nicht wenig das vortreffliche geographische Material und die völlig moderne geographische Bildung bei, die Deutschland besitzt, während die der römischen Kurie seit der Renaissance ein wenig veraltet geblieben ist. Der Schiedsspruch des Papstes wurde von den streitenden Parteien vollständig akzeptiert, und dies war ein weiterer Erfolg und eine der hervorstechendsten Tatsachen jener Zeit.

Auch Frankreich gegenüber leitete Leo XIII. eine Aussöhnungsaktion ein, aber diese hatte nicht den gleichen Erfolg, vielmehr haben sich die offiziellen Beziehungen zu dieser Nation allmählich immer mehr verschlechtert, trotz des Wunsches und der Bestrebungen des Papstes. Frankreich hatte auf die Ereignisse von 1870 hin die republikanische Staatsform angenommen, die es noch jetzt hat. Doch in jenen ersten Jahren hatten viele Gläubige die üble Gewohnheit, laut zu verkünden, daß man, um Katholik zu sein, Legitimist oder Bonapartist sein müsse. Papst Leo XIII. bemerkte mit seinem außerordentlichen Scharfblick sehr bald, daß dies ein Uebel, ein Hindernis bei der ersehnten Aussöhnung war. Der Urheber des Gedankens der Wiederannäherung war vielleicht der Kardinal Lavigerie, jedenfalls aber war dieser einer der ersten und tatkräftigsten Mitarbeiter. Der Papst wünschte die französischen Katholiken zu einer Kursänderung zu bestimmen und verlangte, daß sie offen und ohne Hintergedanken zur Republik hielten. Leider hatte diese Anregung nicht die Wirkungen, die er sich davon versprach. Die Republikaner blieben in ihrer Mehrheit antiklerikal und führten im Gegenteil den Kampf gegen die Kirche nur noch schärfer, die Legitimisten blieben dieselben, die sie vorher gewesen waren, und ebenso auch die Bonapartisten. Die Verordnungen des Papstes hatten bei den Wahlen keinen weiteren Erfolg, als daß sie eine kleine Gruppe von Deputierten in die Kammer brachten, die mit einem den Absichten des Papstes völlig entsprechenden Programm vor ihre Wähler getreten waren. Diese wurden als die „Ralliierten“ bezeichnet; doch konnten sie wegen ihrer geringen Zahl nie eine ernstliche parlamentarische Bedeutung erlangen. So rückte die ersehnte Aussöhnung, statt näher zu kommen, in immer weitere Ferne hinaus; die Macht einiger gemäßigter Republikaner, die sie herbeiwünschten, nahm ab, während das radikale Element immer stärker wurde. Es folgten die Aufhebung und der Exodus der religiösen Kongregationen, und der Kampf setzte sich auch unter dem gegenwärtigen Papst in immer heftigerer Weise fort, worauf wir weiter unten noch zurückkommen werden.

Diese Politik Leos XIII. hat scharfe Kritiken hervorgerufen. Manche Leute haben sie für von Grund aus verfehlt gehalten. Ich bin dieser Ansicht nicht, und ich glaube vielmehr, daß die französischen Katholiken, wenn sie die päpstlichen Weisungen genau befolgt hätten, die religiösen Interessen mit größerer Kraft hätten verteidigen können. Doch wird man ihm vielleicht vorwerfen können, daß seine Verordnungen von übermäßiger Schärfe waren und daß er mit allzu großer Eile vorgehen wollte. Vielleicht wären bessere Resultate erzielt worden, wenn die Befehle weniger entschieden gewesen wären und wenn man den Anschluß an die Republik sich in langsamer Entwicklung hätte vollziehen lassen. Aber schließlich sind die Richtigkeit eines Gedankens und die Art und Weise seiner Ausführung zwei verschiedene Dinge. Jedenfalls darf man die Zweckmäßigkeit eines Programms nicht bloß nach seinem Erfolg beurteilen. Man hat die Nachgiebigkeit Leos XIII. gegen Frankreich in der Zeit der größten Verfolgungen tadeln wollen, wie man es ihm auch zum Vorwurf gemacht hat, daß er seine Stimme nicht gegen die armenischen Greuel erhoben. Doch man darf nicht vergessen, daß diese Ereignisse in die letzte Zeit seines Lebens fielen und daß die letzten Jahre eines Menschen nicht die der Kraft und Stärke sind.

Von Rußland erlangte Leo XIII. verschiedene Zugeständnisse zugunsten der Ausübung der katholischen Religion und konnte eine Annäherung erreichen, ohne die Gefühle der Polen zu verletzen, was eine außerordentlich schwierige Sache war.

Die Beziehungen zur österreichisch-ungarischen Monarchie erfuhren unter seinem Pontifikat keine bemerkenswerten Veränderungen.

In Spanien bekämpfte er stets die üble Gewohnheit der Karlisten, alle Kräfte des katholischen Einflusses — ähnlich wie es die französischen Legitimisten machten — zu ihren Gunsten monopolisieren zu wollen. Dies veranlaßte Don Emilio Castelar, den großen spanischen Redner und ehemaligen Präsidenten ihrer ephemeren Republik, ihm einen Dankbesuch in Rom zu machen. Die Begegnung zwischen dem Papst und dem Tribunen war schon an sich ein Ereignis von ungewöhnlicher Bedeutung, sie hatte aber auch einen großen Einfluß auf die öffentliche Meinung in Spanien. Sie lieferte einen Beweis für die Grundwahrheit, daß die katholische Kirche an keine spezielle Regierungsform gebunden ist, daß sie sich mit allen vertragen kann, eine Wahrheit, welche die politischen Parteien stets zu verdunkeln gesucht haben. So wurden in der öffentlichen Meinung Spaniens die Grenzen des Katholizismus moralisch beträchtlich erweitert, und es wurde so dargetan, daß man, wenn man nur die katholischen Dogmen nicht bekämpft, völlige Freiheit in der Betätigung seiner politischen Ansichten hat.

Im Anfang seines Pontifikats hatte Leo XIII. ein heftiges Zerwürfnis mit der belgischen Regierung, das schließlich zum Abbruch der diplomatischen Beziehungen führte. Damals war in Belgien ein liberales Ministerium am Ruder. Das Zerwürfnis entstand anläßlich des Schulgesetzes, da das Ministerium dem päpstlichen Nunzius vorwarf, daß er in seinen Instruktionen an die Bischöfe eine andre Sprache führe als der Regierung gegenüber. Doch der Abbruch der

offiziellen Beziehungen dauerte nicht lange, weil bald danach die Wahlen eine der katholischen Partei angehörige Mehrheit in das Parlament brachten. Das neue Ministerium beeilte sich, die Beziehungen zum Heiligen Stuhl wieder anzuknüpfen, die seitdem stets freundliche geblieben sind, weil bis zum heutigen Tage die katholische Partei in Belgien stets die Oberhand gehabt hat. Doch dies ist ein sekundäres Faktum der allgemeinen Politik Leos XIII., ein Nebenumstand in der Lebensgeschichte dieses Papstes.

Und unser Italien? Man muß gestehen, daß während des ganzen langen Pontifikats Leos XIII. keine merklichen Veränderungen in den Beziehungen zwischen dem Heiligen Stuhl und unsrer Nation vorgekommen sind. Wenn dennoch die Reibungen, die bei seiner Erhebung auf den päpstlichen Stuhl bestanden, sich ein wenig gemildert haben, so glaube ich, daß das mehr auf den Einfluß der Zeit als auf sein eignes Wirken zurückzuführen ist. Doch darf man nicht denken, daß er ein Feind Italiens gewesen sei. Hinsichtlich der Wiedererlangung der weltlichen Macht bestand ein tiefer Unterschied zwischen ihm und seinem Vorgänger. Pius IX. hatte nach dem Verlust der weltlichen Macht in den Jahren 1848/49 an die Vermittlung des Auslands appelliert und mit dessen Waffen seine Wiedereinsetzung erreicht; und alles berechtigt zu der Annahme, daß er wieder zu denselben Mitteln seine Zuflucht genommen haben würde, wenn sich ihm eine günstige Gelegenheit dazu geboten hätte. Hingegen bin ich fest überzeugt, daß es Leo XIII. ganz und gar ferngelegen hätte, aus diesem Grunde einen Krieg hervorzurufen, und daß er nie die Wiederherstellung seiner Macht durch fremde Vermittlung herbeisehnte. Ich glaube zwar, daß er die Wiederherstellung des Kirchenstaates, wenn auch in einer minimalen Territorialausdehnung, lebhaft wünschte, doch hoffte er dieses Ziel mit friedlichen Mitteln zu erreichen durch Aufstellung eines umfassenden politischen Programms, das durch geschickte diplomatische Verhandlungen verwirklicht werden sollte. Ich weiß wirklich nicht, auf welchen Grundlagen dieses Programm beruhte und welche Aussichten auf Erfolg es bot. Immerhin glaube ich, daß es dies gerade war, was er herbeiwünschte und worauf er sein Streben richtete.

Wie sehr er Italiens Freund war, bewies er durch seine Vermittlung in Abessinien, welche die Befreiung der gefangenen italienischen Soldaten bezweckte. Wenn auch seiner Anregung der Erfolg nicht entsprach, wenn er auch, als es diesen zu erreichen galt, es an der Schnelligkeit der Ausführung fehlen ließ und das Maß der für die Verhandlungen erforderlichen Geschicklichkeit unterschätzte, so nimmt das doch der Größe des Gedankens und dem Edelsinn seines Handelns nichts, und er wird immer dafür gepriesen werden, daß er in einem Augenblick des Unglücks für Italien ein patriotisches Mitleid an den Tag legte.

Daß er nicht als Feind des italienischen Volkes galt, das bewiesen die allgemeinen Trauerkundgebungen, die sein Tod in den verschiedenen Gegenden unsrer Halbinsel hervorrief. Trotz seines hohen Alters hatte er sich noch immer einer kräftigen Gesundheit erfreut und die vorübergehenden Störungen seines Wohlbefindens, die ihn in den letzten Jahren befallen hatten, mit solcher Leichtig-

keit überwunden, daß man nicht mehr an die Eventualität seines Ablebens dachte. Als der Fall dann doch eintrat, wirkte der Tod dieses bis an die äußerste Grenze des menschlichen Lebens gelangten Greises auf alle so überraschend, als ob es ein nicht vorauszusehendes Ereignis gewesen wäre. Sein Scheiden aus diesem irdischen Leben ging mit so stoischer Heiterkeit der Seele vor sich, daß die Großartigkeit des Schauspiels die öffentliche Meinung tief bewegte. Bei seinem Leichenbegängnis waren in den Kirchen hohe italienische Staatsbeamte, Offiziere und Soldaten in Uniform im Verein mit den treuesten und ergebensten Anhängern des alten Regimes zu sehen. Ein erklärter Feind des eignen Landes hätte gewiß nicht der Anlaß zu einem solchen Schauspiel werden können.

Wenn ich jetzt dazu übergehe, die Möglichkeit einer künftigen Annäherung zwischen dem Staat und der Kirche in Italien zu erörtern, so muß ich mich zu der Ansicht bekennen, daß diejenigen, welche auf einen formellen Friedensvertrag zwischen diesen beiden streitenden Parteien hoffen, worin der Papst einen ausdrücklichen Verzicht auf die weltliche Macht unterzeichnen würde, auf etwas Unmögliches hoffen. Dagegen glaube ich, daß sich die Versöhnung, wenn sie auch in der Sphäre des Prinzipiellen unausführbar bleibt, doch auf dem Boden des Tatsächlichen erreichen läßt, wenn man nicht nachläßt in den darauf gerichteten Bestrebungen und die entstehenden Reibungen beseitigt oder wenigstens mildert — ein Werk, dem sich die Leiter der Kirche und noch mehr die des Staates mit Eifer widmen müßten. Das wäre meines Erachtens ein Werk praktischer, erleuchteter Vaterlandsliebe, ebenso nützlich der Kirche wie unsrer Nation.

Ich bin immer der Ansicht gewesen, daß ein schweres Hindernis bei der Erreichung des hohen Zieles die Enthaltung der Katholiken von den politischen Wahlen bildet; diese wurde, wie jedermann weiß, von Pius IX. nach dem Sturz der weltlichen Herrschaft befohlen und dann während des ganzen Pontifikats Leos XIII. aufrechterhalten. Doch hat eine Persönlichkeit, die diesem Papst sehr nahe und mit ihm auf vertrautestem Fuße stand, erzählt, daß er, während er Bischof in Perugia war, zu sagen pflegte, in Italien werde kein ernsthafter Beschluß gefaßt werden, solange nicht den Katholiken die Erlaubnis gegeben werde, bei den Abgeordnetenwahlen ihre Stimme abzugeben.

Ich weiß nicht, aus welchen Gründen Leo XIII. in diesem Punkte die Vorsätze, die er als Bischof gehabt, als Papst geändert oder wenigstens ihre Ausführung so lange verschoben hat, daß er vom Tode ereilt wurde, ehe er die Situation, die er von Pius IX. überkommen, umgestaltet hatte. Die Lösung dieser Frage hinauszuschieben, veranlaßte ihn vielleicht sein geringes Vertrauen zur Dauer der politischen Einrichtungen unsers Regierungssystems, und er hielt es vielleicht für opportun, die Kräfte der katholischen Wähler intakt zu erhalten, um sich ihrer dann in wirkungsvoller Weise während der Ereignisse zu bedienen, die nach dem Sturz des gegenwärtigen Regimes eintreten würden.

Ich glaube übrigens, daß, wenn er sich entschlossen hätte, den Katholiken die Erlaubnis zur Beteiligung an den Wahlen zu geben, er dies in andrer Weise getan haben würde, als die Sache sich jetzt entwickelt. Er hegte, glaube ich,

den Wunsch, daß, wenn der Fall einträte, die italienischen Katholiken eine Gruppe für sich, eine selbständige politische Partei, ähnlich dem Zentrum im deutschen Reichstag, bildeten. Wenn er auch während der Zeit, in der er auf dem Stuhl Petri saß, in dieser Frage keine Neuerung einführte, so war doch in den ersten Jahren seines Pontifikats ein Augenblick, in dem es den Anschein hatte, als wollte er den Kurs ändern, indem er den Katholiken erlaubte, sich in das politische Leben zu stürzen. Das begann mit einer Enzyklika, in der er mit Wärme zu einer Beruhigung der Gemüter in Italien aufrief. Es folgte eine Broschüre des P. Tosti, die dann zurückgezogen wurde, aber in der Hauptsache als vom Papste selber inspiriert galt. Das alles rief eine gewisse Aufregung unter den streitenden Katholiken hervor. Die hervorragendsten Persönlichkeiten der Partei traten unter dem Vorsitz des Grafen Campello zusammen, um sich über die Eventualität einer Teilnahme an den Wahlen zu besprechen. Doch dann hörte das alles mit einem Male auf und verschwand wie durch Zauberei.

Was der Grund dieser wenigstens scheinbaren Anregung und des plötzlichen Innehaltens war, ist mir völlig unbekannt, und ich habe auch keine Dokumente, aus denen ich es erfahren könnte. Die Angelegenheit bleibt für mich gleichsam ein dunkler Punkt in der Geschichte des Pontifikats Leos XIII.

Die Lösung der Frage fiel seinem Nachfolger zu, und in der Tat hat Pius X. sie gelöst, und zwar meiner Ansicht nach in der denkbar besten Weise. Er hat nicht mit einem Federzug das von der heiligen Penitenzieria ausgegangene Verbot aufgehoben, was wie ein allzu entschiedenes Dementi der Verordnungen seiner Vorgänger hätte aussehen können. Hingegen erteilte er den Bischöfen die Erlaubnis, die Beteiligung an den Wahlen in ihren Diözesen zu gestatten, wenn sie es für opportun erachteten. Dieser Modus bedeutet keine absolute Aenderung der früheren Entscheidungen, wird aber in der Praxis meines Erachtens der formellen Aufhebung des „Non expedit“ gleichkommen, weil ich glaube, daß die Bischöfe, von ganz exzeptionellen Umständen abgesehen, sich niemals weigern werden, die Erlaubnis zur Beteiligung an den Wahlen zu geben. Außerdem hat Pius X. nicht gewollt, daß sich eine Partei katholischer Abgeordneter bilde, sondern er hat es jedem freigestellt, sich irgendeiner politischen Gruppe oder Partei anzuschließen, vorausgesetzt, daß er fest in der Treue gegen die Lehren der Kirche bleibt. Ich halte diese Maßregel für klug und sehr zweckmäßig, weil sie einerseits den Katholiken gestattet, Macht und Einfluß im Parlament zu erlangen, anderseits jene Zusammenstöße ausschließt, die unzweifelhaft eingetreten sein würden, wenn die Katholiken als selbständige und geschlossene Gruppe aufgetreten wären.

Leo XIII. hielt sich bei seinen Empfängen streng an die Bräuche des alten Zeremoniells. Zudem war er bei Gewährung seiner Audienzen, wenn ich so sagen darf, intransigent, er empfing weder Senatoren noch Deputierte, noch irgend jemand, der ein Amt am Königshof im Quirinal hatte. Wenn er doch in vereinzelten Fällen einen Senator oder Deputierten empfangen hat, so sind das Ausnahmen gewesen, die nur die allgemeine Regel bestätigt haben.

Pius X. dagegen hat in diesem Punkt, kaum daß er auf den päpstlichen Stuhl erhoben worden war, eine radikale Aenderung eintreten lassen. In Befolgung des Beispiels aus dem im Evangelium Lucä enthaltenen Gleichnis, wo es heißt, daß zu dem Herrn zu Tisch geladene Leute kamen, die auf den Plätzen und Straßen der Stadt zusammengerufen worden waren, hat er allen ohne jede Schwierigkeit seine Gemächer geöffnet und empfängt darin Deputierte, Senatoren, Hofdamen und hohe italienische Staatsbeamte.

Dieses Verhalten des Papstes mag in Wechselbeziehung stehen zu der von ihm erteilten Erlaubnis zur Beteiligung an den Wahlen und bildet vielleicht einen Teil des Programms, das er in seinen Beziehungen zu Italien zu befolgen beabsichtigt.

Was seine Beziehungen zu den andern Mächten und seine diplomatische Haltung betrifft, so sind bisher wenig Tatsachen, Worte und Schriftstücke bekannt geworden, welche die Richtung erkennen lassen, die er in dieser Hinsicht einhalten will. Ueber die Vorgänge in Frankreich hat er sich in einer sehr entschiedenen Allokution ausgesprochen, in der mehr die Stimme des Seelenhirten als die des Diplomaten zu hören war. Der Besuch des Präsidenten Loubet in Rom veranlaßte den Vatikan zu einem ausdrücklichen Protest, worin er sein tiefes Bedauern aussprach, den Präsidenten der französischen Republik als Gast im Quirinal bei dem zu sehen, der ihn unrechtmäßig gefangenhalte. Dieser Protest verletzte die Empfindlichkeit der französischen Regierung und führte zum definitiven Abbruch der diplomatischen Beziehungen zum Heiligen Stuhle. Die betreffenden Worte würden ohne Zweifel auch eine Rückwirkung auf Italien gehabt haben, wenn nicht unmittelbar darauf ein andres Ereignis eingetreten wäre, das ihren unliebsamen Eindruck abschwächte.

Gleich nach dem Besuch des Präsidenten Loubet hatte der König Anlaß, sich nach Bologna zu begeben. Dabei erschien der Kardinal Svampa, der Bischof dieser Stadt, nicht bloß vor dem König, um ihm zu huldigen, sondern nahm auch eine Einladung zum Diner an und setzte sich an den Tisch des Königs — ein Ereignis, das noch nicht dagewesen war, denn wenn es bis dahin auch den Bischöfen der alten italienischen Staaten erlaubt gewesen war, dem König einen Besuch abzustatten, wenn dieser sich in ihre Diözesen begab, so hatten doch die der früheren päpstlichen Staaten dies immer vermieden. Aus diesem Ereignis ließ sich darauf schließen, daß trotz des entschiedenen Protests gegen den Besuch des Präsidenten Loubet in Rom sich nichts in dem von Pius X. eingeführten System der Toleranz gegenüber Italien geändert hatte.

Doch um wieder auf das Pontifikat Leos XIII. zurückzukommen, so bin ich der Ansicht, daß noch bemerkenswerter als sein politisches und diplomatisches Wirken seine Enzykliken gewesen sind. Denn die Politik und die Diplomatie sind an einen gegebenen Zeitraum gebunden und müssen sich nach den Umständen der historischen Perioden richten, in denen sie sich entwickeln; die Enzykliken dagegen handeln von erhabeneren Dingen, umfassen ein weiteres Feld, und ihre Wirkungen sind daher dauernder. Die Enzykliken Leos XIII. sind, abgesehen

davon, daß sie sich durch Formvollendung auszeichnen, gleichsam Angelpunkte auf dem Wege, den die Entwicklung des menschlichen Geisteslebens durchläuft.

Besonders bemerkenswert erscheinen mir diejenigen, die von den historischen Studien handeln, die den Ursprung der Macht erklären und vor allem die, welche die sozialen Fragen zum Gegenstand haben. Von den an erster Stelle erwähnten ließ sich mit Recht ein mächtiger Aufschwung jener Studien auch in Italien erhoffen. Leider trat dieser nicht ein, denn unter dem Pontifikat Leos XIII. entsprach oft der Größe der Idee und der praktischen Richtung des Programms die Schnelligkeit und die gute Organisation der Ausführung nicht.

Die zweitgenannten warfen Licht auf viele Ungewißheiten und zerstreuten viele Zweifel, besonders hinsichtlich der von einigen Legitimisten aufgestellten Lehren über diese Frage. Die Enzykliken über die soziale Frage zeigten den rechten Weg, den die Christen zwischen den komplizierten Problemen verfolgen sollen, welche unsre Zeit bewegen. Unter den Enzykliken, die von diesen Fragen handeln, scheint mir die „Rerum novarum" bezeichnete von höchster Bedeutung zu sein. Die andern erscheinen mir nur als eine Ergänzung und Erläuterung dieser einen. Diese Enzykliken sind um so bewundernswerter, als man, um soziale Probleme behandeln zu können, wie Lassalle sagt, mit dem ganzen modernen Wissen ausgerüstet sein muß. Die Bildung dieses Papstes aber war, wiewohl überaus umfassend, doch ein wenig veraltet, sie glich jener der Humanisten der Renaissance; es ist daher zu bewundern, daß er eine solche Exaktheit der Gedanken, eine solche Klarheit der Darlegungen auf einem Gebiet zu erreichen vermochte, für das er nur wenig vorgebildet war.

Da ich von Lassalle gesprochen habe, so möchte ich daran erinnern, daß dieser während seines kurzen Lebens Beziehungen zu dem Kölner Erzbischof Kettler hatte, der den hohen Geist des Sozialistenführers schätzte und der Ansicht war, daß ein Teil seiner Ideen akzeptabel sei. Daraus entstand eine neue Strömung unter den Katholiken, das Bestreben, sich mehr mit den sozialen Fragen zu beschäftigen und die darauf bezüglichen Lehren mit dem Evangelium in Einklang zu bringen.

Diejenigen, welche sich dieser Bewegung anschlossen, wurden christliche Demokraten genannt. Die Bewegung verbreitete sich auch in Italien, es bildeten sich hier Gesellschaften und Vereinigungen, Kongresse wurden abgehalten, die sozialen Studien breiteten sich aus, und es erstanden Führer der Bewegung, die eine gewisse Berühmtheit erlangten. Die Enzykliken Leos XIII. zielten mit Recht darauf ab, diese Bestrebungen im Zaum zu halten, ihnen den rechten Weg zu zeigen, den sie einzuschlagen hätten, die Begeisterung zu mäßigen und die Vordringlichkeit zu zügeln, denn in den Kühnsten, denen das lange Studium nicht behagte, herrschte oft der Gedanke vor, daß man bloß den Theorien der revolutionären Sozialisten eine christliche Etikette anzuhängen brauche, um alles getan zu haben. Der Papst war sehr darauf bedacht, durch seine Ratschläge diese gefährlichen Bestrebungen zu mäßigen. Auch gefiel ihm der Name „christliche Sozialisten" nicht, und er regte an, daß er durch den Namen „christliche Demokraten"

ersetzt werde. Dies geschah sofort. Doch die Aenderung des Namens änderte nichts am Wesen der Dinge, und diese Bewegung unter den Katholiken blieb im Grunde dieselbe, die sie vorher gewesen war.

Leo XIII. liebte das Studium der sozialen Probleme, er erkannte ihre ganze Wichtigkeit, und er war ganz damit einverstanden, daß die Katholiken sich damit befaßten und diese schwierigen Probleme durch die Tat zu lösen suchten.

Als Pius X. ihm gefolgt war, ließ er anfangs die christlichen Demokraten ungehindert ihre Kongresse halten und dabei ihre Gedanken auseinandersetzen. Doch dann legte er ihnen Zügel an und erließ eine Verordnung, die sie unter die unmittelbare Leitung der Bischöfe ihrer Diözese stellte. Die Verordnung erregte anfangs einige Mißstimmung, doch dann traten nach und nach alle wieder in die Reihen wie Soldaten, die sich auf den Ruf ihrer Offiziere um sie scharen. Seitdem hat man in unserm Lande wenig von den christlichen Demokraten reden hören.

Pius X. hat, soviel ich weiß, selber nichts über die sozialen Fragen veröffentlicht, aber er hat eine Sammlung der hauptsächlichsten diese Fragen betreffenden Aussprüche zusammenstellen lassen, die in den Enzykliken seines Vorgängers zu finden sind. Er hat für weitgehende Verbreitung dieser Broschüre Sorge getragen und will sie gewissermaßen als Handbuch für diese Materie angesehen wissen.

Auf dem religiösen Gebiet hat Leo XIII. sich viel mit der Frage der Vereinigung der Kirchen befaßt. Es ist unleugbar, daß unter Pius IX. ein gewisses Streben herrschte, die katholischen Kirchen von verschiedenem Ritus zu latinisieren. Sein Nachfolger hingegen war für die Autonomie der einzelnen in der allgemeinen Einheit. Er sah es gern, daß die verschiedenen Kirchen ihre speziellen Bräuche beibehielten, und zeigte daher ein besonderes Wohlwollen für die französischen Assumptionisten, weil diese in ihren Seminarien junge Männer dazu erzogen, das Priestertum in den verschiedenen orientalischen Riten auszuüben. Diese ihre Zöglinge führten, wenn sie in ihre Wirkungskreise geschickt wurden, jenen Kirchen neues Blut zu und erneuerten deren etwas zurückgebliebene Bildung. Sein Wohlwollen gegen diese Kongregation machte ihn vielleicht ein wenig langsam, als es galt, den Befehl zur Unterdrückung des maßlos leidenschaftlichen Blattes „La Croix“ zu geben, das dieser Orden herausgab. Dies verletzte die französische Regierung sehr, und es entstand daraus die Spannung zwischen ihr und dem Heiligen Stuhl, die dann rasch in Verfolgung ausartete. Die Aufhebung aller religiösen Kongregationen wurde beschlossen und dann unter dem Ministerium Combes in radikaler Weise und ohne jede Rücksicht durchgeführt.

Ich weiß nicht, welcher Art das Programm Pius' X. bezüglich der Vereinigung der christlichen Kirchen ist und kenne die Tätigkeit nicht, die er in dieser Hinsicht entfaltet. Ueber diese Frage habe ich weder Schriften von ihm erscheinen sehen noch Reden gehört. Ich weiß nur von einer Tatsache, und das ist die, daß er sich dem Eindringen des slawischen Ritus in Dalmatien entschieden widersetzt hat. Vermutlich standen damals seine Ueberzeugungen als Haupt der

katholischen Kirche im Einklang mit der Abneigung des venezianischen Löwen, der es nicht dulden wollte, daß die glagolitischen Riten und Schriftzeichen in einem Lande eingeführt würden, das dem heiligen Markus gehörte.

Um diese wenigen Bemerkungen zusammenzufassen, wiederhole ich, daß, was Leo XIII. betrifft, man noch einige Zeit warten muß, bis man ein Bild dieser majestätischen Papstgestalt entwerfen und seine Geschichte schreiben kann.

Was Pius X. betrifft, so wird erst die Zukunft zu sagen vermögen, welche Haltung er bei der obersten Leitung der Kirche beobachtet hat. Doch schon jetzt kann ich versichern, daß wir Italiener, wenn wir einen Papst ausschließlich nach unserm Sinn zu wählen hätten, wir uns keinen andern vorstellen könnten als ihn. Er hat, ohne nach grundsätzlichen Lösungen von Problemen zu suchen, die vielleicht gar nicht lösbar sind, doch praktisch in dem gegenwärtigen Zwist zwischen dem Staat und der Kirche, in dem Konflikt zwischen unsern patriotischen Gefühlen und der Ehrfurcht, welche die große Mehrheit des italienischen Volkes vor der katholischen Religion hegt, uns das Leben erleichtert, indem er Unebenheiten geglättet und die Schwierigkeiten, die uns beständig die Bahn versperren, aus dem Weg geräumt hat. Und dafür müssen wir ihm dankbar sein.

Gustav Freytag über den preußischen Staatspreis und über die „Fabier"

Ungedruckte Briefe

Mitgeteilt von Ilka Horovitz-Barnay

Seit dem ersten, rohesten Bildungstrieb kämpfen Natur und Kultur einen ewigen, unnachgiebigen Kampf. Sie trachten, ihre gegenseitigen Arbeiten zu zerstören, und schaffen durch diesen Zerstörungskrieg beständig neues Leben, neuen Reichtum. So sehen wir Geist und Stoff beständig zueinander im Verhältnis von Tyrannei zur Sklaverei, von Sieg zur Niederlage.

Aus der glücklichen Verschmelzung des Stofflichen mit dem Geistigen, aus den Bedingungen von Klima und jeweiligem Reichtum oder Armut des Landstrichs, den es bewohnt, aus dem Kampf um leibliche und geistige Wohlfahrt besonderer Art und eigentümliche Ansprüche wird aus dem Volk erst — eine Nation. Zu den merkwürdigsten, seltensten und wertvollsten Erscheinungen einer Nation zählen jene Potenzen, die festwurzelnd in der Bodenständigkeit ihres Volkes alle Säfte und Kräfte in sich aufgenommen haben, durch seine Ergebnisse und gebotenen Entbehrungen zu gesunder Kraft erstarkt und in ihrer Entwicklung zu einer Kultur herangereift sind, die den ethischen und moralischen Gehalt ihres Volkes in einen festen Bildungskreis schließt.

Solche Geister werden zum nationalen Ausdruck ihres Volkes. Man

denke an Goethe, an Bismarck. Diese beiden Heroen konnten nur auf deutschem Pflanzboden entstehen, nur im deutschen Elemente ihre Riesengröße erreichen.

In der Dichterwelt des neunzehnten Jahrhunderts gibt es kaum eine Erscheinung, die mit größerem Recht als nationaler Ausdruck ihres Volkes bezeichnet werden kann, als Gustav Freytag. Nicht nur der beste deutsche Roman, das beste deutsche Lustspiel stempeln ihn dazu. Man braucht bloß seine Erinnerungen zu lesen, die er nicht nur zufallsweise, sondern gewiß in feinfühliger Absicht seinen sämtlichen Werken als Einleitung vorangehen ließ, um klar zu erkennen, daß hier — seine dichterischen Kapazitäten ungerechnet — ein deutscher Mann von deutscher Abstammung und Erziehung deutsches Wesen, deutschen Geist, deutsche Gesinnung äußert. Hieraus erklärt sich auch sein hervorragender Einfluß auf die gemütliche und geschichtlich-vaterländische Bildung des deutschen Volkes. Schon Freytags Abstammung, Erziehung und Studiengang gibt ein anschauliches Bild von echt deutschem Gepräge. Die Vorfahren des Dichters lebten als Bauern und Hofbesitzer im nördlichen Teile Oberschlesiens. Doch schon der Urgroßvater des Dichters, der Erb- und Gerichtsschulze Johann Simon Freytag, ließ seinen ältesten Sohn Georg das Gymnasium und später die Universität besuchen. Mit diesem Georg tritt die Familie aus dem Dämmerlichte bäuerlichen Stillebens heraus in die hellere und bewegtere Atmosphäre der akademisch Gebildeten. Sie beginnt mit ihm ihren aufwärtsführenden Lebenslauf, der schon in der zweitfolgenden Generation den Höhepunkt erreichen sollte.

Schon als zehnjähriger Knabe machte Gustav Freytag Bekanntschaft mit der dramatischen Dichtkunst. Die Vorstellungen einer wandernden Schauspielertruppe übten auf den begabten Knaben eine ähnliche Wirkung wie das großmütterliche Puppentheater auf den jungen Goethe, und eine Fülle von Bildern, Anschauungen und Empfindungen strömte von der Bühne in die empfängliche Seele des Kindes. Das Interesse für das Drama war in ihm erweckt; es sollte in der Zukunft herrliche Früchte tragen.

Aber schon diese primitiven Theatervorstellungen begründeten in dem Gemüt des Knaben ein unbeirrbares Schönheitsgefühl, das er in seinen Erinnerungen mit rührender Einfachheit schildert:

„Gewisse Vorgänge erregten in mir den Abscheu vor dem Häßlichen, d. h. vor Wirkungen, die beängstigen und quälen, ohne zu erheben. Dieser Widerwille ist mir durch das ganze Leben geblieben und hat mich später gegen alle Poesie der französischen Romantik verhärtet.“

Auch in dieser Kunstanschauung spricht sich eine unverkennbar deutsche Aesthetik aus.

Niemals wird man einen Menschen besser kennen lernen als durch die Briefe, die er schreibt, durch jene spontanen Aeußerungen, die durch erregende Ereignisse oder Sensationen hervorgerufen das Wahrste, Unmittelbarste des menschlichen Wesens völlig enthüllen. Die hier folgenden Briefe, zu verschiedenen Zeiten und aus verschiedenen Veranlassungen geschrieben, geben in Stil, Haltung und

Ausdruck Zeugnis von dem kernigen, adligen und selbstbewußten Wesen des Schreibers, der auch hier in jeder Zeile den scharfen deutschen Verstand, das warme deutsche Herz und den hochstehenden deutschen Kunstpatriotismus enthüllt.

Wie sehr Gustav Freytag — trotz des großen, allgemeinen Erfolges seines deutschen Romans „Soll und Haben" — mit Herz und Sinn an der deutschen Bühne hing, das beweist schon der Umstand, daß er unmittelbar darauf 1859 das Trauerspiel „Die Fabier" schrieb. Der Intendant der Mannheimer Bühne von Stengel hatte das Stück bald, nachdem es erschienen war, angenommen und aufgeführt, und darauf bezieht sich der Brief Freytags an denselben.

Sehr geehrter Herr!

Mein inniger Dank für das Wohlwollen, welches Sie und Ihre Bühne den „Fabiern" geschenkt haben, ist zu einer alten Schuld geworden. Ich habe bis jetzt die Hoffnung festgehalten, selbst im Laufe des Jahres über Mannheim zu kommen und Ihnen persönlich auszudrücken, wie sehr ich Ihnen für die Lösung einer unbequemen und nicht nach jeder Richtung lohnenden Aufgabe verbunden bin. Es mag aber noch einige Zeit dauern, bis mir dieser Wunsch erfüllt wird, und ich sehe, daß Ihre Kasse wegen Quittung über das empfangene Honorar ungeduldig wird.

Lassen Sie sich also vorläufig sagen, daß ich mich herzlich darüber gefreut habe, daß Ihre Bühne an diese Arbeit ging. Es ist jetzt eine so entschieden verflüchtigende Richtung in Produktion und Darstellungsweise unsrer Bühnen herrschend geworden, daß jede Hingabe an eine ernste und anspruchsvolle Aufgabe doppelt verdienstlich wird. Nun wissen wir wohl, daß Ihre Bühne das seltene, vielleicht einzige Glück hat, nicht nur durch intelligente und sorgfältige Leitung, sondern auch durch die warme Teilnahme einer tüchtigen Bürgerschaft getragen zu werden, und daß Ihre Bühne, wenn irgendeine, den Namen einer nationalen verdient. Und fast wie ein Märchen klingt es uns im Norden, wenn Mannheimer Freunde erzählen, wie die Aufführungen im Theater bei Ihnen noch das stehende und liebste Tagesinteresse sind und Besprechungen darüber nicht nur beim Teekessel, auch über Trinkgefäß und Obstkörbe des Marktes schwirren. Möge ein günstiges Geschick Ihnen diese patriotische Kunstfreude durch eine öde Zeit erhalten. Wir Deutsche sind schon oft in der Lage gewesen, daß sich einzelne unentbehrliche Richtungen deutschen Geistes und Gemütes bald hier bald dort in ungünstigen Perioden unsrer Entwicklung lebendig erhielten. Jetzt, wo die Nation in hoher, aber einseitiger Anspannung andre Güter vom höchsten Wert zu erwerben sucht, soll, so scheint es, Baden uns nicht nur ein Vorkämpfer für ein nationales Staatswesen, auch ein liebevoller Bewahrer der glänzendsten und vergänglichsten aller Künste werden. Genehmigen Sie, hochverehrter Herr, mit meinem Dank die Versicherung der herzlichen Anerkennung Ihrer Tätigkeit, bewahren Sie freundliches Andenken Ihrem

Siebleben, 6. September 1859. ergebensten

Freytag.

Auch der nächste Brief an Minister von Bethmann-Hollweg bei Erteilung des Schillerpreises im Oktober 1860 zeigt Freytag als den gerechten, stolzen deutschen Mann, als den feinfühlenden Patrioten, der diese literarische Angelegenheit auf die Höhe einer nationalen Pflicht erhebt.

An Minister von Bethmann-Hollweg bei Erteilung des Schillerpreises Oktober 1860.

Hochwohlgeborener Herr!
Hochzuverehrender Herr Staatsminister!

Durch die Zeitungen und das Gerücht ist mein Name mit der bevorstehenden Erteilung des Dramatischen Preises in Verbindung gebracht worden, welchen Se. Königliche Hoheit der Prinzregent im Jahre 1859 huldvoll gestiftet hat. Möge mir gestattet sein, darüber Ew. Exzellenz ehrerbietig eine Ansicht und Bitte auszusprechen.

Die Einrichtung des Preises ist auch aus politischen Gründen von den Anhängern Preußens mit Freude begrüßt worden. Und die Art der Preisverteilung ist die zweckmäßigste und würdigste: ohne Bewerbung, mehrjährige Fristen, nur ein Preis, Wahl durch eine Kommission, dazu ein kurzes Statut, welches vollkommen genügt, den gewählten Experten zur Richtschnur zu dienen.

Nun hat die Kommission nach den übereinstimmenden Nachrichten, welche ihren Weg in die Oeffentlichkeit gefunden, als Gutachten abgegeben, daß zuvörderst keines der in den letzten drei Jahren bekannt gewordenen Dramen des Preises würdig sei; für den Fall, daß dennoch eine Preisverteilung beliebt werde, seien „Die Fabier" zu nennen. — Sicher ist es Aufgabe der Kommission, einen hohen Maßstab anzulegen; in unholder Weise breitet sich eine handwerkmäßige Produktion, die stärkste Kraft der Nation arbeitet gegenwärtig nicht an poetischen Aufgaben, und eine neue Blüte der Poesie erscheint den Schaffenden selbst wie eine ferne Hoffnung, deren Zeit abhängig ist von einer Erstarkung des deutschen Volkstums auf andern Gebieten. Der einzelne dramatische Schriftsteller aber, welchem bei solchen hochgespannten Forderungen der Preis nicht zuteil wird, mag sich auf die alte Erfahrung berufen, daß Dichtungen insofern dem Wein gleichen, welcher durch die Zeit besser wird, als die Folgezeit ihnen die Bedeutung zugute kommen läßt, welche der Verfasser durch die Summe seines Lebens für die Nation gewonnen hat, und daß selbst Werke der größten Dichter, der „Egmont", „Clavigo", „Die Jungfrau von Orleans", „Die Braut von Messina", schwerlich in den Jahren ihres Erscheinens gekrönt worden wären, die doch sämtlich trotz ihrer dramatischen Schwächen zu der teuersten Habe des Volkes gehören. Ob solche stille Reflexion aller nicht Prämiierten Berechtigung habe, darüber freilich entscheidet erst die Zukunft, welche übersieht, wie reich an Blüte und Frucht ein Leben war, und jeder einzelne mag versuchen, sich stark und tüchtig zu machen; es ist nicht Sache der Kommission, dergleichen vorauszusorgen. Und deshalb wird jeder der schaffenden Zeitgenossen sich mit mehr oder weniger Behagen beruhigen, wenn die Kommission erklärt, daß ein Preis überhaupt nicht

zu erteilen sei. Wenn dieselbe aber zuerst diese Ueberzeugung aussprechen wollte und nachher doch aus Rücksichten der Zweckmäßigkeit einzelne Stücke vorschlagen, so hat dieser Ausweg einen Uebelstand. Er nimmt dem Preise selbst die Poesie, den schönsten Schmuck. Vielleicht schon in der Empfindung des erlauchten Gebers, welchem nicht die Stimmung bleibt, daß ein Würdiger geehrt wird. Jedenfalls in der Seele des Schriftstellers. Es ist doch auch für den Mann, dessen Selbstgefühl durch Zucht gebändigt ist, sehr verkümmerte Freude, einen Preis zu empfangen, wenn vorher von den erwählten Richtern ausgesprochen wurde, daß er ihn eigentlich nicht verdient hat. Und wenn ich meine persönliche Empfindung aussprechen darf, ich würde in solchem Fall den Preis lieber gar nicht erteilt, als mir zugesprochen sehen.

Ferner hat, wie verlautet, die Kommission als eventuelles Auskunftsmittel vorgeschlagen, dem Trauerspiel „Die Fabier“ die verheißene Geldsumme, dem „Testament des Kurfürsten“ die Denkmünze zu erteilen. Es ist im Interesse der Preisverteilung selbst zu wünschen, daß diese Teilung nicht vorgenommen werde. Welches soll hier der erste, welches der zweite Preis sein? Soll die Bedeutung der beiden verschiedenen Gnadengeschenke nach dem Silberwert taxiert werden? Das Statut weiß nur von einem Preis, von einer Teilung ist nichts gesagt; will man gleich bei der ersten Verleihung wieder von dem Statut abgehen? Man sagt uns Norddeutschen ohnedies nach, daß es uns schwer wird, kurz und rund etwas zu tun, und daß wir leicht in Gefahr kommen, Beschlossenes zu verrücken. Es liegt allerdings im Wesen jeder Kommission, verschiedene Ansichten vermittelnd auszugleichen, aber es liegt nicht im Wesen eines Preises, solche Parzellierung gut darzustellen.

Nun ist aber Herrn zu Putlitz der Vorschlag der Kommission zuverlässig ebensogut bekannt geworden als mir; und ein Uebergehen seiner Persönlichkeit etwa zu meinen Gunsten würde ihm mit Recht als eine Zurücksetzung erscheinen, zumal die Angelegenheit bereits öffentlich besprochen ist. Was aber die Hauptsache ist, der Kommissionsvorschlag könnte jetzt nur durch einen Entscheid Sr. Königlichen Hoheit des Prinzregenten selbst modifiziert werden. Die Person des teuern Herrn aber darf um alles nicht in die Lage kommen, einem bewährten Manne unhold zu erscheinen, der jeder Gnade seines Landesherrn wert ist. Deshalb wage ich Ew. Exzellenz hierdurch vertrauensvoll die diskrete Bitte vorzutragen:

> Ew. Exzellenz wolle dero Einfluß und Fürwort ins Mittel legen, daß der gesamte Preis statutengemäß auf Herrn zu Putlitz übertragen werde.

Meine Motive für diese ehrerbietige Bitte sind: daß ich die runde Erteilung des ganzen Preises für durchaus wünschenswert halte, daß mir der volle Preis nur gegen den Vorschlag der Kommission, und nicht ohne Zurücksetzung eines Dritten erteilt werden könnte, daß diese Zurücksetzung mir leid tun würde, und daß ein — hoffentlich nicht ungefüger — Stolz mir willkommener erscheinen

läßt, einen andern mit dem Preise schmücken zu helfen, als einem andern eine Auszeichnung zu nehmen.

Das „Testament des Kurfürsten" ist mir zufällig nicht bekannt, ich habe aber Gelegenheit gehabt zu sehen, daß sein Verfasser einer der wenigen Schaffenden ist, welche es mit der Kunst und ihrer Technik ernst nehmen. Dazu höre ich, daß das Stück in Berlin auch auf der Bühne eine dauernde Wirkung bewährt hat, was bei den „Fabiern" noch zweifelhaft ist, ja voraussichtlich in diesem Grade nicht stattfinden wird.

Möge Ew. Exzellenz auch aus diesem meinem Gesuch die persönliche Verehrung erkennen, mit welcher ich verharre als

Ew. Exzellenz

gehorsamster

Siebleben bei Gotha, Oktober 1860. Gustav Freytag.

Auf diesen Brief antwortete der Minister zustimmend. Der Preis wurde nicht erteilt.

Auch dieser Brief fällt nicht aus der Tonart. Auch hier geht als Cantus firmus Stimmung und Ausdruck fester, unbeugsamer Gesinnung und Selbstachtung und wieder der herzerfreuende patriotische Zug, der einem Mißbrauch keine „weiteren Folgen geben will, da das Theater ein preußisches ist". Die leise, feine Ironie des Schlußsatzes wirkt wie ein erfreuender Sonnengoldsaum am Rande einer Sturmwolke.

Leipzig, 10. Juni 1869.

An die
Kasse der Königlichen Schauspiele zu Hannover
Sr. Wohlgeboren Herrn H. Olrog
Hannover.

Ew. Wohlgeboren

empfinden mit Recht als eine Belästigung, wiederholt die Quittung für abgesandtes Geld einfordern zu müssen. Leider bin ich nicht in der Lage, Ihrem Wunsch zu entsprechen. Denn ich sehe mich überhaupt nicht instand gesetzt, Honorar für mein Trauerspiel „Die Fabier" von dem Königlichen Theater zu Hannover anzunehmen.

Hat Ihre Bühne das Stück aufgeführt — was ich nur aus Ihrer gefälligen Mitteilung weiß —, so ist dies ohne meine Einwilligung geschehen, die ich unter den gegenwärtigen Verhältnissen schwerlich erteilt haben würde, und es ist widerrechtlich geschehen, da das Recht zur Aufführung von mir eingeholt werden muß. Endlich, wenn in solcher Weise eine Aufführung improvisiert war, so mußte das Wohlwollen für den Dichter, welches ohne Zweifel zu diesem aussichtslosen Versuch geführt hat, doch auch eine andre Form der Benachrichtigung finden als die bloße Uebersendung einer Geldsumme.

Eine nachträgliche Mitteilung und Aufklärung über die ungewöhnliche Weise der Annahme erwartend, habe ich den mir übersandten Betrag bis heut verwahrt.

Da mein Schweigen die Königliche Intendanz nicht zu brieflicher Mitteilung über das Sachverhältnis gebracht hat, so bin ich genötigt, Ihrer Kasse den Betrag von 56 Talern 20 Silbergroschen nebst der unvollzogenen Quittung hierdurch zurückzusenden und bei der Ansicht zu beharren, daß das Königliche Theater zu Hannover, dem ich bei seiner gegenwärtigen schwierigen Stellung sehr ungern eine Verlegenheit bereite, nicht nur einige Rücksichten des geschäftlichen Anstandes aus den Augen verloren hat, sondern auch in einen gewissen Konflikt mit dem Gesetz geraten ist.

Ich habe übrigens durchaus nicht die Absicht, dieser Auffassung irgendwelche weiteren Folgen zu geben, da das Theater ein preußisches ist. Aber die Zumutung, durch Annahme eines Honorars diesen Verstoß gegen die Rechte eines Autors zu legalisieren, muß ich zurückweisen.

Sollten Ew. Wohlgeboren der Meinung sein, daß die Theaterkasse nicht die geeignete Instanz für solche Auseinandersetzung ist, so versichere ich, daß ich genau derselben Meinung bin als

Ew. Wohlgeboren

ergebener

Dr. Gustav Freytag.

Deutschland und die auswärtige Politik

Seit dem Jahre 1871 trafen Kaiser Wilhelm I. und Kaiser Franz Joseph alljährlich in Gastein zusammen. Diese Begegnungen, mit denen der erste Deutsche Kaiser bis in seine letzten Lebensjahre hinein einen Besuch bei dem Kaiser von Oesterreich in Ischl oder Aussee verband, waren so regelmäßig wie irgendeine andre Erscheinung des Jahres. Niemand wunderte sich darüber, sie galten als selbstverständlich, nur ihr Unterbleiben würde Aufsehen erregt haben; sie waren für das politische Gewebe des Jahres ein dem Frieden dienender wohltätiger Einschlag. Nachdem die beiden Fürsten einander im Juli 1880 zum ersten Male als Verbündete begrüßt hatten, gewannen diese Begegnungen von Jahr zu Jahr an Herzlichkeit und Intimität. Was die Zwischenzeit an Vorgängen gemeinsamen Interesses und gemeinsamer Sorge gebracht hatte, ward im mündlichen Gedankenaustausch dieser Begegnungen mit manchem Ausblick in die Zukunft erledigt. Noch steht es in der Erinnerung der Zeitgenossen, wie das letzte Zusammentreffen der beiden Kaiser am 6. und 7. August 1887 und der Abschied Kaiser Wilhelms von Gastein mit einer verklärenden Weihe umgeben war. Kaiser Wilhelm pflegte bekanntlich von jeder solchen Unterredung seinem Kanzler in sorgfältiger, gewissenhafter Niederschrift Mitteilung zu machen. Diese Mitteilungen, die heute in Archiven des Deutschen Auswärtigen Amtes ruhen, werden, wenn sie dereinst an die Oeffentlichkeit gelangen sollten, mit zu den wertvollsten Beiträgen zur Geschichte unsrer Zeit zählen. Der jüngst in Berlin

veröffentlichte Nachlaß des Staatsministers Grafen Bernstorff „Im Kampf für Preußens Ehre“ enthält unter anderm die Aufzeichnung des damaligen Königs über seine Zusammenkunft mit Napoleon III. am 8. Oktober 1861 in Compiègne. Sie dürfte für alle späteren derartigen Aufzeichnungen des Königs und Kaisers vorbildlich sein.

Jetzt ist Kaiser Franz Joseph hochbetagt und macht keine Besuchsreisen mehr, Kaiser Wilhelm II. unternimmt keine Badereisen. Was er zur Stärkung und Festigung seiner Gesundheit braucht, empfängt er von der Salzluft der See, die er alljährlich, zumal auf den Nordlandfahrten, aufsucht. Eine Begegnung der beiden Verbündeten konnte somit der Natur der Dinge nach nur auf österreichischem Boden, am bequemsten in Wien stattfinden. Niemand würde etwas darin gefunden haben, wenn beide Monarchen die Tradition der früheren alljährlichen Begegnungen beibehalten hätten, zum Teil sind sie durch häufigere Manöver- und Jagdbesuche ersetzt worden. Im September 1903 fand die letzte persönliche Berührung statt, gleichfalls in Wien. Kaiser Wilhelm war damals, wie in den in der Hofburg gewechselten Toasten ausdrücklich festgestellt wurde, auf den besonderen Wunsch des Kaisers Franz Joseph nach Wien gekommen. Es war vierzehn Tage vor dem Besuche des Zaren, der zur Mürzsteger Verabredung führte. Bei der Natur des deutsch-österreichischen Bündnisses ist es begreiflich genug, daß Kaiser Franz Joseph seinen Verbündeten vorher zu sprechen wünschte.

Vergegenwärtigt man sich alle diese Vorgänge, so ist es um so auffälliger und zeugt für die Nervosität unsrer Zeit, daß der diesmalige mit Ausschluß alles Gepränges unternommene Besuch Kaiser Wilhelms in Wien die politische Welt so in Aufregung versetzt hat und zu Erörterungen in fast allen Ländern über die Natur des Dreibundes, seine Festigkeit, seine Dauer, den Inhalt seiner Verträge geführt hat, wie dies kaum im Jahre 1879 der Fall gewesen ist, als der englische Premier dem Unterhause von dieser neuen Heilsbotschaft, wie er sie nannte, Kunde gab. Eine Heilsbotschaft ist es sechsundzwanzig Jahre hindurch geblieben, und wenn die Verbündeten in diesem langen Zeitraum, der die Dauer jeder Allianz, welche die Weltgeschichte kennt, weit übersteigt, keinen Anlaß zu kriegerischer Machtentfaltung gehabt haben, so verdanken sie und verdankt Europa das einzig der Tatsache dieses Bündnisses selbst. Von österreichischer wie von italienischer Seite sind in den letzten Wochen den Parlamenten beider Länder durch ihre Regierungen zum so und so vielten Male derartig erschöpfende Aufklärungen über das Bundesverhältnis gegeben worden, daß man wirklich meinen könnte, es gäbe auf internationalem Gebiet wenig Dinge, die so oft und so eingehend besprochen worden sind wie die Gruppe von Verträgen, die unter dem Begriff des Dreibundes zusammengefaßt werden. Deutscherseits ist nach der Kaiserreise keinerlei authentische Erklärung erfolgt, weil glücklicherweise der Reichstag nicht mehr beisammen war. Tatsächlich wäre aber nach dem Kaiserbesuche nichts weiter zu erklären gewesen, als was Staatssekretär von Tschirschky bereits vierzehn Tage zuvor, am 23. Mai, dem Reichstage sagen konnte: daß

die Kaiserliche Regierung nach wie vor in dem mitteleuropäischen Bündnis die Basis ihrer Politik erblicke.

Von einem Bündnisse, das drei mächtige Reiche durch ein Band gemeinsamen Interesses länger als ein Vierteljahrhundert hindurch verknüpft, durch Thronwechsel und Ministerwechsel in seinem Kern unberührt geblieben ist, darf man wohl behaupten, daß, wenngleich es in die Verfassungen der betreffenden Länder nicht ausdrücklich aufgenommen worden ist, wie Bismarck das seinerzeit für Deutschland und Oesterreich-Ungarn gewünscht hatte, die Verträge doch nachgerade sich zu einer, von einer Generation zur andern forterbenden fundamentalen Einrichtung ausgebildet haben, von der keines der drei Länder sich lossagen wird, es sei denn, daß seine vitalsten Interessen es dazu zwingen. Mag immerhin der Bündnisvertrag von 1879 mehr einem augenblicklichen Bedürfnis entsprossen sein und entsprochen haben, er ist im Laufe der Jahre zu einem dauernden Bedürfnis, zu einer völkerrechtlichen Notwendigkeit geworden, mit der nicht nur die drei Länder, sondern mit der Europa rechnet. Man darf weiter gehen und sagen, daß inmitten alles Wechsels der politischen Kombinationen der Dreibund der ruhende Pol geblieben ist und daß er bei seiner ausschließlich defensiven Tendenz und bei den gegenseitigen Garantien, die er bietet, auch ein gewichtiges Moment der Beruhigung für die andern europäischen Mächte darstellt. Schon allein die Tatsache, daß zwischen den drei verbündeten Reichen jeder Konflikt und damit jede Gebietsveränderung des einen auf Kosten des andern, somit auch jede Veränderung des europäischen Gleichgewichts ausgeschlossen ist, diese — man könnte sagen passive — Seite des Dreibunds ist für ganz Europa so wertvoll, daß alle europäischen Staaten seine Fortdauer nur mit Freuden begrüßen, nicht sie anfeinden können. Es kommt dazu, daß diese Verträge auch auf die innere Situation der drei Reiche von nicht geringem Einfluß sind. Sie machen in Deutschland eine nach Wien gravitierende katholische Richtung unmöglich, wie sie anderseits für Oesterreich die Fruchtlosigkeit aller nach Deutschland gravitierenden Bestrebungen verbürgen. Sie gewähren den italienischen Landesteilen Oesterreichs die zum wirtschaftlichen Gedeihen nötige Ruhe, weil sie für alle Bestrebungen der Irredenta die Unterstützung der italienischen Regierung ausschließen, welche letztere diesen Bestrebungen gegenüber in den Verträgen selbst einen starken Rückhalt hat. Es läßt sich vielleicht noch hinzufügen, daß die Stärke des monarchischen Regiments in Deutschland nicht ohne wohltätige Rückwirkung auf die außerordentlich schwierige Stellung ist, die dem Kaiser Franz Joseph der Radikalismus der österreichischen Nationalitätenkämpfe bereitet, wie sie auch dem König von Italien im Gegensatz zu den von Frankreich aus genährten republikanischen Tendenzen eine starke dynastische Anlehnung gewährt. So sind die Bündnisverträge im nationalen Leben der drei beteiligten Reiche durch zahlreiche Klammern verankert, weit über die Eventualität eines vielleicht niemals eintretenden gemeinsamen militärischen Handelns hinaus, so daß wirklich ein hohes Maß politischen Sensationsbedürfnisses dazu gehört, die Verträge und ihre Tendenz immer von neuem als in Frage stehend, als im

Erlöschen begriffen, als unfruchtbar zu behandeln und daran Kombinationen zu knüpfen, die in den wirklich bestehenden Verhältnissen keine ernste Begründung finden. Es ist gewiß nicht zu bestreiten, daß das Verhalten Italiens in Algeciras für Deutschland zu wünschen übrig ließ und daß die italienische Regierung, in die Lage gebracht, zwischen Frankreich und England einerseits, Deutschland anderseits zu optieren, es vorzog, mit den beiden erstgenannten Mächten zu gehen, die ihm mehr Schaden zufügen konnten als Deutschland, bei dem das italienische Kabinett der Vergebung dieser politischen Sünde wohl im voraus sicher zu sein glaubte. Wie die italienische Regierung sich mit dem Casus foederis abgefunden haben würde, falls dieser infolge der marokkanischen Verwicklung eingetreten wäre, braucht heute nicht erörtert zu werden; sie hatte in der Erklärung des deutschen Reichskanzlers, daß es auf der Konferenz weder Sieger noch Besiegte geben solle, eine hinreichende Bürgschaft, daß der Bündnisfall nicht eintreten werde.

Man hätte nun wohl annehmen dürfen, daß nach dem Ausgang der Marokkokonferenz für den europäischen Kontinent eine allgemeine und erwünschte Beruhigung eintreten werde, da tatsächlich keine einzige Frage vorliegt, die Anlaß zu akuten tiefergehenden Differenzen zwischen den einzelnen Mächten gibt. Es ist das in den Verhandlungen der Parlamente von Wien und Rom soeben noch ausdrücklich festgestellt worden. Alle die Politiker und Publizisten, die nun schon seit sechsundzwanzig Jahren in dem klaren Wasser des Dreibundes rühren und denen es bisher nicht gelungen ist, irgendeine Trübung herbeizuführen, sollten endlich auf diese unfruchtbare Spekulation verzichten, mit der sie höchstens die Phantasie solcher Leute aufregen, die entweder die wirklichen Verhältnisse nicht zu übersehen vermögen, oder einer solchen Trübung bedürfen, um ihre eignen Bestrebungen damit zu verdecken oder zu fördern. Denn auch für die Nachbarn Deutschlands, Oesterreich-Ungarns und Italiens enthält der Dreibund keinerlei Bedrohung, weil er jede aggressive Tendenz ausschließt und seine vereinten Kräfte nur in den Dienst einer provozierten Abwehr stellt. Er schließt somit ein deutsch-italienisches Offensivbündnis gegen Frankreich ebenso aus wie ein deutsch-österreichisches Offensivbündnis gegen Rußland, und die Deckung, welche Italien sich im Mittelmeer bei England gegen Frankreich gesichert hat, hat seinerzeit die vollste Zustimmung seiner beiden Verbündeten gefunden. Allerdings ist die europäische Lage heute nicht mehr die nämliche wie im Sommer 1879 oder zur Zeit des Abschlusses der Verträge mit Italien. Im Sommer 1879 lag bekanntlich eine russische Bedrohung vor, die abzuwehren nach Bismarcks ausgesprochener Ansicht der Bündnisvertrag mit Oesterreich-Ungarn ausreichen sollte, ohne daß es jemals nötig sein würde, die darin vorgesehenen Maßnahmen zu verwirklichen. Wie sehr er mit dieser Voraussetzung recht gehabt, hat die weitere politische Entwicklung erwiesen. Schon im Jahre 1881, nach der Ermordung Alexanders III., suchte Rußland die vertragsmäßige Annäherung an Deutschland wieder, drei Jahre später auch an Oesterreich-Ungarn; die Zusammenkunft von Skierniewice mit dem dort zustande gekommenen Dreikaiserbündnis bezeichnet

den Höhepunkt dieser Politik. Es folgten dann Jahre der Verstimmung, weil Rußland sich in Bulgarien von Oesterreich im Stich gelassen glaubte. Im Jahre 1903 hat aber eine neue Verständigung zwischen den beiden Mächten stattgefunden, am Vorabend des russisch-japanischen Krieges und wohl in der Voraussicht eines solchen geschlossen. Beide Mächte stehen auch heute noch auf dem Boden dieser Abmachung, die von neuem dazu beigetragen hat, dem deutsch-österreichischen Bündnis jede Spitze gegen Rußland zu nehmen.

Es gibt nun Politiker, welche die Ansicht vertreten, daß angesichts der Situation in Rußland das deutsch-österreichische Bündnis ebenso hinfällig sei wie anderseits auch der Zweibund. Diese Meinung dürfte irrig sein. Gewiß hat Rußland für die nächste Zeit eine große Summe schwieriger Aufgaben im eignen Lande zu lösen, zudem liegen Fragen expansiver Natur ihm in Asien ungleich näher als in Europa. Aber gerade die innere Entwicklung Rußlands nötigt dessen Nachbarn zu einiger Vorsicht. Noch ist nicht zu übersehen, welche Wendung die Verhältnisse in Polen nehmen werden, ebenso wenig, ob und wie weit die noch keineswegs eingedämmte Hochflut der russischen Revolution über ihre Ufer schlagen wird. Von Tag zu Tag erscheint es weniger glaublich, daß es dem Kaiser Nikolaus gelingen werde, mit der jetzigen Duma zu einer Verständigung zu kommen, und dann entsteht die Frage, ob die extremen und unverständigen Elemente dieser ersten russischen Volksvertretung stark genug sein werden, die Massen noch einmal in offenen Aufruhr hineinzuhetzen. Die fortgesetzten Ermordungen und räuberischen Ueberfälle aller Art in den verschiedensten Teilen des weiten Reiches lassen erkennen, welch schwere Aufgabe der russischen Regierung noch bevorsteht und daß sie diese nur bei unbedingter Zuverlässigkeit des Heeres zu lösen imstande sein wird. Soweit bekannt, glaubt man an hoher Stelle in Petersburg, sich auf die Treue der Armee verlassen zu dürfen. Es liegt die Annahme recht nahe, daß auch diese Sachlage Gegenstand des Gedankenaustausches der beiden Kaiser in Wien gewesen ist. Sollte die Duma sich zu Tode reden, so würden ihre radikalen Führer allem Anscheine nach Bewegungen hervorrufen, wie wir sie im Jahre 1849 in Dresden, Baden und der Pfalz gesehen haben, nur mit dem Unterschiede, daß sie in Rußland ungleich größere Dimensionen annehmen und ungleich blutiger und greuelvoller verlaufen würden. Trotzdem besteht kein Zweifel, daß sie auch dort an der Treue des Heeres zerschellen werden, solange dieses festhält.

Auf jeden Fall aber bleibt mit der Tatsache zu rechnen, daß die Besiegung der Revolution in Rußland in letzter Linie nur durch eine starke Betonung des nationalen russischen Geistes erfolgen kann und daß alle Reformen im freiheitlichen Sinn, sollen sie Wert und Dauer haben, doch auf dem Boden des russichen Volkscharakters erwachsen sein müssen. Das wird dereinst auch auf die auswärtige Politik Rußlands vielleicht nicht ohne Einfluß sein. Es ist ganz selbstverständlich, daß von deutscher Seite zu keiner Zeit Veranlassung genommen ist, sich durch unerbetene Ratschläge in irgendeiner Form in die inneren Angelegenheiten Rußlands einzumischen, aber ebenso bestimmt darf wohl hinzugefügt werden,

daß jede erbetene Meinungsäußerung, namentlich im persönlichen Verkehr beider Kaiser, deutscherseits stets im Sinne einer Befürwortung „freiheitlicher Maßnahmen auf gesetzlicher Grundlage“ erfolgt ist. Es kam Deutschland nur daran gelegen sein, daß die Monarchie in Rußland möglichst unversehrt aus diesen Wirren hervorgehe. Eine konstitutionelle Monarchie an Stelle der absoluten würde man in Deutschland schwerlich als eine Verminderung, sondern vielmehr als eine im Gegensatz zur Revolution erwünschte Stärkung der russischen Staatsgewalt und der Kräfte des weiten Reiches ansehen. Es ist bekannt, daß beide Kaiser in einem ziemlich regen Gedankenaustausch zueinander stehen, ebenso daß mit dem Amtsantritt des neuen russischen Ministers des Auswärtigen, des Herrn von Iswolsky, der im vergangenen Jahre bekanntlich bereits als Botschafter für Berlin akzeptiert war, zwischen den Kabinetten von Berlin und Petersburg durchaus freundschaftliche Beziehungen Platz gegriffen haben, die bei gegebener Gelegenheit wohl auch den geeigneten erkennbaren Ausdruck finden werden. Als jüngst in der Presse mit ziemlicher Bestimmtheit die Behauptung auftrat, daß eine englisch-russische Verständigung bezüglich der Bagdadbahn bevorstehe, ist russischerseits die Versicherung erteilt worden, daß die russische Regierung es stets ablehnen werde, sich ohne Deutschland über deutsche Interessen mit einer dritten Macht zu verständigen. Uebrigens ist auch von englischer Seite eine derartige Absicht auf das bestimmteste in Abrede gestellt worden.

Bei den Zeitungsnachrichten über russisch-englische Verständigungen kann der Umstand nicht genug im Auge behalten werden, daß es nicht Rußland ist, das eine solche Verständigung anstrebt. Gewiß machen die inneren Verhältnisse des Zarenreiches es diesem erwünscht, nicht in naher Zeit vor neue militärische Entscheidungen außerhalb der Grenzen Rußlands gestellt zu werden, aber anderseits hat die russische Regierung alle Ursache, der öffentlichen Meinung ihres Landes nicht berechtigte Angriffspunkte auf dem Gebiet der auswärtigen Politik zu bieten und nicht Aspirationen preiszugeben, die bisher von der russischen Presse stets als im begründeten Interesse Rußlands liegend vertreten worden sind. Einstweilen ist die Stellung Rußlands in Mittelasien stark genug, um zu verhindern, daß sie in Afghanistan oder Persien in unliebsamer Weise vor vollendete Tatsachen gestellt werden könnte, dem Drängen auf Verständigung kann die russische Diplomatie mit gutem Gewissen unter Hinweis auf die augenblickliche Lage des Reiches ausweichen. Auf keinen Fall ist anzunehmen, daß Herr von Iswolsky den großen Traditionen der russischen Politik zuwider asiatische Trümpfe aus der Hand gibt, es sei denn gegen sehr ausreichende Aequivalente. Von einem englischen Flottenbesuch in Kronstadt, der im Laufe des Sommers gleichsam als Besiegelung der Verständigung stattfinden sollte, konnte ohnehin im Ernst nicht die Rede sein. Russischerseits wäre im gegenwärtigen Augenblick ein englischer Flottenbesuch in Kronstadt doch wohl als wenig opportun angesehen worden. Die russischen Behörden sind nicht in der Neigung, in Kronstadt, das noch vor wenigen Monaten Schauplatz ernster Meutereien war und wo soeben wieder neue militärische Vorkehrungen notwendig geworden sind, eine englische

Flotte zu fetieren, zumal die Reste der russischen Flotte nichts weniger als in der Lage sind, dort den Wirt zu machen. Wenn Parlamentsredner im englischen Unterhause jetzt die Miene annehmen, als müsse der Flottenbesuch infolge der jüngsten Judenmetzeleien unterbleiben, so steht dem gegenüber, daß die russische Regierung sich zu der Idee eines solchen Besuchs von Anfang an ablehnend verhalten hat. Deutsche Blätter, welche die Kronstädter Fahrt im Zusammenhang mit dem Phantom der englisch-russischen „Verständigung" noch immer als eine Drohung für Deutschland behandeln, sollten diesen Kampf gegen Windmühlen doch endlich aufgeben, so bequem derartige Leitartikelstoffe auch sein mögen. Sollte es, wie es den Anschein hat, im Herbst zu einem Besuch des Kaisers Nikolaus bei unserm Kaiser kommen, wenn auch nur auf dem Wasser, so dürfte damit wohl ausgesprochen sein, daß Rußland die sicherste und zuverlässigste Anlehnung, die es haben kann, die an den deutschen Nachbar, festzuhalten entschlossen ist.

Die Erörterung der Beziehungen zwischen Deutschland und England steht im Vordergrunde. Man sollte annehmen dürfen, daß die so stark hervorgehobene Tatsache des unerschütterten und unveränderten Fortbestehens des Dreibundes hinreichen müßte, den Anschluß der englischen Politik an die europäischen Zentralmächte zu sichern. Ist England Italiens Freund, so kann es nicht gut ein Gegner der Verbündeten Italiens sein, zumal desjenigen Verbündeten, dessen Freundschaft für Italien die wertvollsten Garantien seiner nationalen Existenz bietet. Zu Oesterreich-Ungarn hält England gleichfalls auf gute Beziehungen, und der Wiener Hof ist bereits davon verständigt, daß König Eduard gelegentlich seiner diessommerlichen Kur in Marienbad dem Kaiser Franz Joseph in Ischl einen Besuch abstatten wird. Schon aus dieser Sachlage heraus erscheint die Annahme gerechtfertigt, daß die ersichtlichen Bemühungen des offiziellen England, auch zu Deutschland auf ;einen andern Fuß zu kommen, allmählich deutlichere Früchte tragen werden. Mag immerhin die Einladung deutscher Journalisten nach London ursprünglich einen privaten Charakter gehabt haben, sie ist ersichtlich von der englischen Regierung dazu benutzt worden, eine Einwirkung auf die öffentliche Meinung beider Länder im Sinne eines gegenseitigen Verstehens herbeizuführen. Um so unverantwortlicher ist es, wenn ein qualitativ vielleicht weniger bedeutender Teil der englischen Presse fortgesetzt jede Gelegenheit benutzt, um Gründe zur Verhetzung ihres Leserkreises gegen Deutschland zu erfinden. Gerade um die Mitte des Monats, zehn Tage vor dem Besuch der deutschen Journalisten, bietet diese Art englischer Publizistik eine leider recht reiche Blumenlese derartiger Verirrungen dar. Von einem Ablösungstransport deutscher Marinemannschaften nach Afrika, die nicht einmal auf einem Kriegsschiff fahren, gehen in Dover drei Offiziere, zwei Unteroffiziere und fünf Matrosen an Land, um den auf dem Friedhof von Folkestone ruhenden deutschen Kameraden einen Kranz auf die Gruft zu legen. Flugs ist der „Daily Expreß" mit der Ausstreuung bei der Hand, die deutschen Mannschaften seien im Augenblick des Beginnes der englischen Flottenmanöver an Land gekommen, um diese auszuspionieren. Wenn Deutschland die englischen

Flottenmanöver beobachten wollte, so würde es das wahrscheinlich ebenso machen, wie die andern Mächte es mit Bezug auf die deutschen Uebungen tun; eine Kranzdeputation von drei Offizieren, zwei Unteroffizieren und fünf Matrosen ist schwerlich das geeignete Organ zur Beobachtung der englischen Flottenmobilmachung. Im übrigen handelt es sich um einen Vorgang, der sich seit dem Untergang des „Großen Kurfürsten“ im Jahre 1878 alljährlich erneuert hat. Für die in Abessynien entstandenen Eisenbahnschwierigkeiten, bei denen Italien England und Frankreich gegenüber nicht den kürzeren ziehen will, werden die Ursachen von andern Blättern ohne weiteres in Berlin gesucht. „Daily Chronicle“ weiß von angeblichen Intrigen zu berichten, die deutscherseits auf dem letzten Postkongreß in Rom gegen England gespielt hätten, das Register dieser Torheiten ließe sich leicht auf ein Dutzend verlängern. Vielleicht werden demnächst auch die Anzeichen einer starken antienglischen Stimmung in Aegypten auf Deutschland zurückgeführt.

Es wäre wirklich nützlich, wenn der tatsächlich maßgebende Teil der englischen Presse dafür sorgte, daß diese kindischen Verdächtigungen Deutschlands ein Ende nehmen. Gewiß wird es immer eine Anzahl Fragen geben, in denen die Interessen beider Nationen nicht leicht in Uebereinstimmung zu bringen sind, namentlich solange auf englischer Seite Mißgunst und Mißtrauen so stark in die Wage fallen. Aber derartige Fragen können von der Presse beider Länder in ruhiger Objektivität diskutiert und geklärt werden, die Verständigung innerhalb der Diplomatie würde damit nur erleichtert. In diesem Sinne ist es erfreulich zu sehen, daß die verständigen und gebildeten Schichten der englischen Bevölkerung mit zielbewußter Bestimmtheit anfangen, die Beziehungen beider Länder von dem seit einigen Jahren auf ihnen ruhenden Alp zu befreien. Der Besuch der deutschen Bürgermeister in England hat zu einer eingehenden Beschäftigung mit der deutschen Selbstverwaltung geführt, die betreffenden sachverständigen Kreise Englands sind dabei zu der Erkenntnis gekommen, daß England, das Mutterland der Selbstverwaltung, auf diesem Gebiete hinter Deutschland erheblich zurückgeblieben ist und von ihm manches zu lernen hat. Es ist dies ein Ausdruck der Achtung, welche die Vorbedingung jeder Sympathie ist. Einen weiteren darf man in dem Umstande finden, daß die International Law Association in London zu Anfang Oktober auf einige Tage nach Berlin kommt, um auch ihrerseits „den Gefühlen der Freundschaft und gegenseitigen Achtung zwischen beiden Völkern“, zumal zwischen den beiderseitigen Juristen, Ausdruck zu geben. Außerdem scheint aber auch eine besondere Vertretung des englischen Heeres bei den diesjährigen deutschen Kaisermanövern in Aussicht zu stehen, woraus der „Daily Expreß“ hoffentlich entnehmen wird, daß Deutschland in bezug auf seine großen Heeresübungen andern Methoden huldigt, als das genannte Blatt uns Deutschen hinsichtlich der englischen Flottenmanöver zuschreibt. Wenn König Eduard nach Ischl kommt, wird er aus dem Munde Kaiser Franz Josephs vielleicht auch von dem außerordentlich erfreulichen Eindruck erfahren, den dieser aus dem Besuch seines deutschen Verbündeten ge-

wonnen hat, er wird auch dem Ausdruck der Befriedigung darüber begegnen, daß die für Italien so freundschaftlich, für Oesterreich wohlwollend gesinnte englische Politik nun auch die unnatürliche Entfremdung von dem dritten und wichtigsten Gliede des Dreibundes aufzugeben beginnt.

Der Dreibund hat eine Art Verlängerung nach der russischen Seite durch die Verabredungen von Mürzsteg und durch den heutigen Charakter der deutsch-russischen Beziehungen erfahren; Rumänien hat sich dem zentralen Defensivsystem des Dreibundes angeschlossen, Italien hat seine Abmachungen mit England, es ist daher unschwer zu verstehen, weshalb Großbritannien fortgesetzt dem Hauptvertreter dieser friedlichen Dreibundpolitik mit ausgesprochenem Mißtrauen entgegentritt. Die Idee, daß Deutschland einen Angriff auf England vorbereite, ist doch zu barock, um eine ernsthafte Widerlegung irgendwie notwendig zu machen. Ein Krieg gegen England würde selbstverständlich einen Krieg Frankreichs gegen Deutschland bedeuten, Deutschland würde damit den Dreibund und alle die Wohltaten, welche dieser ihm gewährt, in Frage stellen. Wir hatten in den letzten Jahren Anlaß, uns gegen einen englischen Ueberfall auf unsre Nordseeküste vorzusehen, weil die Gefahr vorlag, daß in England der Rat der Leute, die da meinen, es sei für England nützlich, über Deutschland herzufallen, dessen Flotte und Handel zu zerstören, bevor es wirklich zu maritimer Kraft gekommen sei, Einfluß auf die Entschließungen des englischen Kabinetts zu gewinnen drohte. Es wäre einer Großmacht unwürdig, wollte sie solchen Aussichten gegenüber nicht ihre Entschließungen fassen. Es steht bei England, den noch vorhandenen Rest dieses Gewölks endgültig zu verscheuchen. Deutschlands Freundschaft ist für England leicht zu haben, sobald sie ebenbürtige Freundschaft und nicht Gefolgschaft sein soll. Beide Völker haben allen Anlaß, in einer andern Sprache miteinander zu reden als durch den Mund der Kanonen, die für beide Teile die unverständigste und die unverständlichste wäre.

Das erfreuliche Anwachsen dieser Erkenntnis bietet die Gewähr, daß wir nunmehr einer ruhigeren Periode der auswärtigen Politik entgegengehen, für welche — wie gesagt — akute Fragen von Bedeutung nicht vorliegen.

Kirchenpolitische Gespräche Kaiser Wilhelms I. und Kronprinz Friedrichs

Von

F. Nippold

Meine ersten Audienzen bei König und Kronprinz.

Der siebzigste, der achtzigste, der neunzigste Geburtstag des großen Kaisers — der 22. März 1867, der 22. März 1877, der 22. März 1887! — welche Fülle von mächtig ergreifenden Bildern stellt sich da nebeneinander! Was für weltgeschichtliche Entscheidungen sind nicht in jenen Tagen vollzogen! Was für Persönlichkeiten haben sich da nicht in der Umgebung des Monarchen abgelöst, von dem die wichtigsten dieser Entscheidungen ausgingen! Wer auch nur von ferne zuschauen konnte, der mußte mit Gewalt von dem Gedanken ergriffen werden, wie ein auf das höchste angelegtes, aber tief gedemütigtes Volk endlich zum Bewußtsein seiner Kraft kam, wie der Staat im Werden und Wachsen war, den wir heute das Deutsche Reich nennen. Inmitten von alledem aber stand der Mann, der als Kaiser Barbablanca das, was sein Volk so lange von dem wiederkehrenden Barbarossa geträumt, ihm in Wirklichkeit umsetzte, herrlicher als alle jene Träume gewesen waren. König Wilhelm inmitten seiner Paladine — Bismarck, Moltke und Roon an der Spitze — und an seiner Seite der Sohn, welcher der edelste, der schönste Typus deutscher Kraft, deutscher Mannestugenden war: was für ein seltener Kreis war es, der sich um den einen Mittelpunkt scharte! Im Jahre 1867 speziell stand König Wilhelm als der doppelte Sieger da, der Sieger im Felde und der Sieger über den inneren Konflikt, indem er nun wieder anknüpfen konnte an das, was er als Prinzregent im November 1858 verheißen. An diese Erinnerung von dem siebzigsten Geburtstage aber reiht für den Schreiber dieser Zeilen die von dem achtzigsten und neunzigsten sich an, ebenfalls aus nächster Nähe gesehen. Die Feier des neunzigsten konnte ich zum Beispiel aus unmittelbarer Nähe vom Balkon des Niederländischen Palais aus mit anschauen.

Wer überhaupt das alles so miterleben durfte, den erfaßt heute vor allem das Gefühl der Beschämung, wenn er persönliche Erinnerungen zusammenstellen soll an Dinge, die er doch nur aus einem kleinen Nebeneckchen beobachten konnte. Aber es geht doch nicht länger an, diese Erinnerungen bloß für den engsten Kreis zu bewahren. Das, was sie an innerem Wert besitzen, kann ja nur darauf beruhen, daß treu und ungeschminkt über den Inhalt der verschiedenen Audienzen berichtet wird, die dem Verfasser der Reihe nach zuteil wurden.

Die Veröffentlichung der nachstehenden Aufzeichnungen war allerdings ursprünglich bei meinen Lebzeiten nicht vorgesehen. Ist es doch jedem berufenen Historiker peinlich, das eigne Ich reden lassen zu müssen. Was sich in den Audienzen auf persönliche Angelegenheiten bezog, ist deshalb auch einfach beiseite gelassen. Nur soviel unbedingt zur Erklärung nötig ist, mag hier kurz vorangestellt werden.

Der Anlaß der ersten Audienz sowohl bei dem Kaiser wie bei dem Kronprinzen hat in der Ueberreichung eines Werkes gelegen, dessen Ermöglichung in erster Reihe ihnen persönlich zu verdanken war. Ohne daß ich selbst darum wußte, hatten (im Jahre 1861) Lehrer und Freunde sich um eine Reiseunterstützung für den brustkrank gewordenen jungen Kandidaten bemüht. Das damalige preußische Kultusministerium hat in diesem Falle nicht (wie es im Anfang der sechziger Jahre sonst noch üblich war) völlig versagt. Aber seine Hilfe hätte wenig gefruchtet, wenn nicht der König aus seiner Privatschatulle den Beginn eines längeren Orientaufenthaltes ermöglicht hätte. Auch der Kronprinz hatte, um sein persönliches Interesse zu bekunden, zu dem gleichen Zwecke beigesteuert. So lag es in der

Natur der Sache, daß, als im Jahre 1867 die erste Auflage meines Handbuches der neuesten Kirchengeschichte erschien, mir die Gelegenheit geboten wurde, persönlich meinen Dank auszusprechen.

Es braucht kaum einer besonderen Erwähnung, daß der König von diesem Anlaß ausgegangen ist. Daran haben sich aber noch andre Gesprächsgegenstände angereiht, über welche die gleich nachher niedergeschriebenen Aufzeichnungen hier weggelassen worden sind. Doch müssen die Veranlassungen dazu immerhin kurz notiert werden. Ein österreichischer Onkel von mir, Feldmarschalleutnant von Paumgartten, hatte als Vizegouverneur von Mainz dem Prinzen von Preußen als damaligem Gouverneur nahegestanden, war dann bald nach dem Kriege von 1866 als Generalgouverneur von Galizien gestorben. Daß der König, der ihm früher viele Beweise seiner persönlichen Huld gegeben hatte, sich nach seiner letzten Lebenszeit erkundigte, war in der Natur der Sache gelegen. Ebenso verhielt es sich mit einem weiteren Gespräch über meinen (noch in jungen Jahren als Oberst gestorbenen) Bruder, der sich bereits im Krieg von 1866 ausgezeichnet hatte und nachher zahlreiche Belege der königlichen Anerkennung seiner Leistungen erhielt. Das, was über beide Männer persönlich gesprochen wurde, gehört selbstverständlich nicht hierher. Die nachstehenden Berichte setzen daher dort ein, wo die Unterredung auf allgemein kirchliche Fragen überging.

Erste Audienz bei Sr. Majestät dem König (19. März 1867).

... Nach dem auf Personalien bezüglichen Gespräch hat der König seinerseits an den Inhalt des seiner Hilfe zu verdankenden Buches angeknüpft, zumal an den aus Jerusalem mitgenommenen Ausgangspunkt: den Gegensatz zwischen dem entweihten Golgatha und dem weihevollen Gethsemane, oder allgemein genommen, den Gegensatz zwischen dem, was nach außenhin sich als Christentum rühmt, und der stillen Nachfolge Christi. Es führte dies zugleich auf Bunsen als den Unterhändler über das evangelische Bistum Jerusalem, und er stellte die Frage, mein Werk sei wohl im Bunsenschen Geiste gehalten. Ich mußte dann eingehend die schändlichen Szenen vom Osterfest erzählen. Der König war sehr entrüstet darüber, um so mehr aber über das erfreut, was ich über die evangelische Gemeinde und ihre Liebeswerke berichten konnte.

Im Anschluß hieran sprach der König zugleich über die edeln Bestrebungen seines Bruders und die Ursachen des Scheiterns.

Das führte dann weiter auf die Folgen des Krieges von 1866. Der König wurde ersichtlich persönlich warm, während er darüber sprach. Seine Augen leuchteten. Es war ein wunderbar ergreifender Moment, wie er der Reihe nach Gottes Gnade, das reine Gewissen, die Friedensliebe, die gute Armee, die über alle Erwartungen gehenden Resultate betonte. Der Ausdruck der edeln Züge bei diesem echten Herzenserguß war klar und offen, so recht das Bild voller Wahrhaftigkeit, Lauterkeit, Herzensgüte, die Sprache schlicht und nüchtern, aber jede lebhaftere Empfindung sofort zum Ausdruck bringend.

Nach jenen längeren Ausführungen seinerseits vergönnte Se. Majestät dem jungen unreifen Anfänger, sich persönlich über seine kirchlichen Zukunftshoffnungen und den Zusammenhang derselben mit der Tradition des hohenzollernschen Hauses in den kirchlichen Fragen auszusprechen. Ich durfte es

offen zum Ausdruck bringen, wie mich das Los eines Historikers beglücke, das vollen Freimut und rückhaltlose Wahrhaftigkeit mit warmer Begeisterung verbinden lasse. Ebenso durfte ich dann weiter bemerken, daß die hohe Huld, die mir Se. Majestät in dieser Stunde erwiese, mir den Mut gebe, noch für eines zu danken von viel höherem als persönlichem Interesse, nämlich für die kirchliche Seite des Programms vom November 1858, wie sie mich schon als Studenten begeistert, und vor allem für die damalige Rettung des Unionsgedankens vor der Untergrabung von oben herab.

Bei dieser Erinnerung wurde der König ersichtlich wieder persönlich warm, sprach zuerst seine Freude aus, daß er auch in diesen Dingen ein „Werkzeug in Gottes Hand“ sein durfte. „Aber das, was ich zur Erhaltung der Union besonders tun durfte, lag schon in früherer Zeit.“ Und nun folgte eine genaue Erzählung der Tatsache, wie er als Prinz von Preußen seinem Bruder die ihm durch Generalsuperintendent Hoffmann übermittelten Aktenstücke über die auf die bekannte Kabinettsorder (vom 6. März 1852) gestützten unionsfeindlichen Projekte zugesandt habe, und wie darauf die zweite limitierende Kabinettsorder (vom 12. Juli 1853) erfolgt sei.

Ich gebrauchte mit Bezug auf die Zeit jener Kabinettsordern den Ausdruck „Strömungen in hochstehenden Kreisen“. Der König adoptierte den Ausdruck und erzählte dann weiter, wie er gerade gestern den beiden schleswig-holsteinischen Bischöfen erklärt habe, daß er die Union nicht zwangsweise durchführen, aber persönlich an ihr festhalten werde, aus klarer Ueberzeugung.

Dazu Bemerkungen meinerseits, daß die unionsfeindliche Stimmung in der außerpreußischen Geistlichkeit großenteils politische Gründe habe, daß aber die Stimmung der Gemeinde durchgehends der Ueberwindung der dogmatischen Gegensätze geneigt sei.

Dann wieder Rückkehr zu 1866 und seitens des Königs abermals eine längere Schilderung des Geistes in der Armee: „Eine Kaserne kann kein theologisches Seminar sein.“ „Wohl aber pädagogische und ethische Ziele.“

In das Gespräch über den nationalen Aufschwung des Vorjahres durfte ich noch die persönliche Erzählung einschalten, daß ich mich am 14. Juni 1866, als Baden der Krieg mit Preußen drohte, dem Kultusminister von Mühler zur Disposition gestellt, aber unter Anerkennung des darin liegenden Patriotismus die Antwort erhalten habe, daß er mich nicht zu verwenden wisse.

Darauf Frage des Königs: „Wünschen Sie vielleicht jetzt eine Berufung nach Preußen?“ — Auf diese unerwartete Frage war meine Antwort, daß ich in späterer Zeit recht glücklich sein werde, wenn ich erst dazu fähig sei; jetzt sei ich aber erst seit zwei Semestern habilitiert, hätte noch kein größeres Kolleg gelesen, könne mich noch nicht für reif dazu erachten.

Der König schien angenehm dadurch berührt, daß ich seine Gnade nicht egoistisch verwertete, um für mich etwas zu suchen, verbreitete sich dann weiter über den Kontrast zwischen den Zuständen Preußens und Oesterreichs im Jahre 1866, besonders den inneren Zerfall in Staat und Armee in Oesterreich.

Hierauf ging Se. Majestät noch auf die bevorstehende Ankunft des großherzoglichen Paares ein, fragte, wie lange ich bleibe, sprach seine Freude über die Unterhaltung und den Wunsch aus, mich öfters zu sprechen. Dann gab der König mir zum Abschied die Hand. Ich machte den Versuch, seine Hand zu küssen, was er aber nicht zugab und mir nochmals kräftig die Hand schüttelte.

Erste Audienz bei S. K. H. dem Kronprinzen (21. März 1867.)

Der Kronprinz eröffnete die Unterredung mit der Frage nach dem Inhalt des ihm zu überreichenden Buches. Der Bericht darüber konnte somit zugleich den Dank aussprechen für die dem Fürstenhause selber zu verdankende Möglichkeit, einen derartigen Gegenstand zu behandeln, der nicht aus Büchern allein studiert werden könne, sondern nur durch möglichst allseitige Beobachtung des kirchlichen Lebens. Der Kronprinz wurde dadurch sofort seinerseits zu einigen allgemeinen Bemerkungen über den verschiedenen Charakter des kirchlichen Lebens in den verschiedenen Ländern veranlaßt, lenkte dann aber speziell das Gespräch auf die Zustände in Jerusalem. Eingehend ließ er sich die traurigen Daten erzählen über den Mirakelbetrug des Osterfeuers bei den Griechen, über die Karfreitagsprozession der Lateiner mit der den Leichnam Christi darstellenden Holzpuppe, über den gerade an heiligster Stätte am heftigsten hervorbrechenden Haß der verschiedenen christlichen Konfessionen untereinander. Ebenso aber ging er mit der gleichen Teilnahme wie der König auf die erfreuenden Belege ein für die im Laufe der Jahre langsam aber stetig herangereiften Früchte des evangelischen Bistums, erklärte auch seine warme Zustimmung dazu, daß der Mißbrauch der Religion nicht etwa zu religionsfeindlichem Spott führen dürfe wie in Moritz Buschs „Heiligenbilder ohne Heiligenschein“, sondern eine um so ernstere Prüfung dessen, was wirklich Religion sei, an dem Evangelium Christi selber erforderlich mache. Die Unterscheidung zwischen wahrem und falschem Christentum führte dann weiter auf das Programm des Protestantenvereines. Für die Bestrebungen desselben zur Hebung des praktischen Christentums sprach der Kronprinz auch jetzt wieder die gleiche Sympathie aus wie in dem bekannten Schreiben an Bluntschli, knüpfte daran zugleich eingehende, von genauer Beobachtung der Sachlage zeugende Bemerkungen über die pia desideria der Jetztzeit, über den Verfall des theologischen Studiums wie des geistlichen Standes, über die meist aus politischen Gründen hervorgehende, aber sogar von Frauen preußischer Minister unterstützte Untergrabung der Union sowie über die schwierigen kirchlichen Aufgaben in den neuen Provinzen. Von diesen Schattenseiten im kirchlichen Leben aber wandte sich das Gespräch wieder zurück auf Bunsen und seine religiös-kirchlichen Ideale — wobei der Kronprinz von seinem zweimaligen persönlichen Besuche bei Bunsen erzählte — sowie auf die im Großherzogtum Baden ins Leben getretenen kirchlichen Reformen. Mit wärmster Anerkennung der Bestrebungen seines fürstlichen Schwagers verband hier der Kronprinz ein tief ergreifendes persönliches Programm. Bis dahin hatte er, an einen Tisch angelehnt, die Arme übereinander geschlagen, ruhig ge-

standen. Nun sprang er förmlich aus der halb sitzenden Stellung auf, die Arme fuhren lebhaft auseinander, und er rief mit blitzenden Augen: „Es ist die Aufgabe meines Hauses, jeder Kirche die volle Freiheit zu wahren in dem ihr zustehenden Gebiete. Wo aber Uebergriffe versucht werden über dieses Gebiet hinaus, da ist nicht die geringste Konzession zu machen, da ist mit eiserner Energie entgegenzutreten."

Hatte mich zwei Tage vorher die Herzenswärme des Königs tief ergriffen, so durchzuckte mich jetzt geradezu die Ergriffenheit, mit welcher der Kronprinz diese Worte sprach. Dazu die wahrhaft majestätische Erscheinung, das schönste Bild germanischer Vollkraft, die prächtigen leuchtenden Augen, die Verbindung von Milde und Energie in allen Zügen, alles Geist und Leben. Von da an gestaltete sich die Unterhaltung so lebhaft; jedes Wort von der einen Seite rief unwillkürlich so schnelle Erwiderung hervor, daß mir von allem folgenden nur der Eindruck geblieben ist: so offen und rückhaltlos hatte ich mich noch selten mit einem Menschen unterhalten. Es war, als ob der fürstliche Redner die innersten Gedanken aus einem herausholte. Aus dem gleichen Grunde aber habe ich mich hernach außerstande gesehen, den Zusammenhang der Wechselrede so wie bisher niederzuschreiben, erinnere mich nur, daß die gegenseitigen Uebertritte von einer Konfession zur andern besprochen wurden. Da ich das erst später in der Monographie über „die Wege nach Rom" zusammengetragene Material damals noch nicht von ferne beherrschte, kann dies nur in einer Form geschehen sein, bei welcher ich weniger der erzählende als der empfangende Teil war. Die außerordentliche Lebendigkeit der Unterhaltung, die durchaus vom Kronprinzen selber geleitet wurde, ging auch daraus hervor, daß der diensttuende Adjutant dieselbe zweimal unterbrach, um einen eine halbe Stunde nach mir bestellten, aber schon länger im Vorzimmer wartenden rumänischen Gesandten anzumelden. Bei der zweiten Unterbrechung frug der Kronprinz dann noch rasch nach meinen weiteren Plänen und sprach den ausdrücklichen Wunsch aus, daß ich mich bei seiner demnächstigen Reise nach Baden von Heidelberg aus bei ihm anmelde. Grüße an Rothe, freundlicher Händedruck und huldvolles Zuwinken, als ich mich an der Türe noch einmal verbeugte, machten den Schluß.

Die Verdienste des Bürgertums der Städte im Mittelalter um die Staats- und Rechtsentwicklung

Von

Dr. von Schulte (Bonn)

Als hervorragende Grundzüge des neueren Staatswesens, deren bloße Nennung ohne nähere Begründung genügen dürfte, sind anzusehen: Die Anerkennung des einzelnen als vollberechtigt ohne Rücksicht auf Geburt, Beruf und Stand; Gleichheit vor dem Gesetze; Zugänglichkeit der öffentlichen Aemter für jeden nach Maßgabe der Gesetze; Teilnahme des Volks an der Gesetzgebung und Feststellung des Staatshaushalts, geregelt durch die Verfassung; gleiche, durch das Gesetz festgestellte Grundsätze über Tragung der Ausgaben u. s. w. Andre moderne Prinzipien, wie Unabhängigkeit der bürgerlichen und politischen Rechte vom religiösen Bekenntnis, volle Gewissensfreiheit, Parität, Preßfreiheit, kommen als dem Mittelalter völlig fremd und erst in der Neuzeit möglich hier nicht in Betracht. Weitere Vorzüge des modernen Rechtslebens sind: Unabhängigkeit des Privatrechts von persönlichen Eigenschaften, als Geburt, Stand u. dgl.; Bildung des Rechts nach sachlichen Gesichtspunkten; Zugänglichkeit gleicher Bildung für alle auf den öffentlichen Anstalten gemäß den Gesetzen; Herstellung von Bildungsanstalten von Staats wegen u. s. w. Doch wozu alles aufzählen, das jedem bekannt ist.

Der obenbezeichneten Aufgabe, zu zeigen, wie das mittelalterliche Bürgertum maßgebend für die Bildung des Rechts und Staats gewirkt hat, wird wohl am besten entsprochen, wenn bewiesen wird, daß gerade das Bürgertum der Träger und Förderer jener Ideen und Einrichtungen geworden ist, die wir als Grundlagen, Vorzüge oder Besonderheiten unsers heutigen Staatslebens ansehen. Wollen wir aber diese Verdienste richtig würdigen, so müssen wir uns auf einen Augenblick zurückversetzen in die sozialen Zustände des Mittelalters.

Schroff standen die Gesellschaftsklassen einander gegenüber. Klerus und Laien schieden sich nach Bildung und Recht; jener war nicht bloß in der Kirche der alleinige Gebieter, sondern besaß allenthalben einen großen Teil vom Grundbesitz und große politische Rechte. In der Laienwelt machte die Geburt eine Kluft, die nur außergewöhnlich sich schloß. Wer nicht durch seine Geburt dem Fürsten-, Grafen-, Freiherrn-, Ritterstande angehörte, für den bot regelmäßig nur der Eintritt in den Klerus den Weg zu Ehren, Ansehen, Macht und Reichtum. Der Landmann, Hintersasse, Bauer war — die Ausnahmen zählen kaum — leibeigen, mindestens hörig und an die Scholle gebunden; harte Arbeit, kärgliches Brot, geistige Stumpfheit und politische Rechtlosigkeit war sein Erbteil; er stand nicht unter dem König, nicht direkt unter dem Landesherrn, denn zwischen ihm und dem Landesherrn stand sein Gutsherr. Die Entwicklung des Individuums

war unmöglich. Daß es heute anders ist, wir danken es vorzugsweise dem Bürgertum.

Galt auf dem Lande die Arbeit im strengen Wortsinne als Sache des Hörigen, unterschied man den Herrn vom Bauern danach, ob der Grund und Boden mit eigner Hand bebaut wurde oder durch eigne Leute, ziemte das Pflügen, Säen, Mähen dem Herrn nicht, so bildete die Arbeit den eigentlichen Beruf des Bürgers. Das Handwerk in allen Formen und Zweigen, vom Bereiten der täglichen Nahrung: Bäcker, Fleischer, Brauer, von dem Verfertigen der notwendigen Kleidungsstücke: Schuster, Schneider, Hutmacher, der Geräte für Haus und Hof bis zur vollendetsten Kunst, wie sie die Goldschmiede, die Baumeister, die Maler u. s. w. betrieben; das Gewerbe von der Fabrikation der unentbehrlichsten Stoffe für Kleidung und Wohnung bis zu den künstlichsten Geweben und Stoffen zum Schmucke der Kirchen, Paläste, Rathäuser; der Handel vom Umsatze der gewöhnlichsten Nahrungsmittel bis zur Vermittlung des Transportes zu Land und zur See, der Einfuhr der Produkte fremder Länder und Weltteile bildete den Beruf des Bürgers. In diesen Beschäftigungen, die nicht bloß der körperlichen Kraft Gelegenheit zur Entfaltung boten, sondern auch dem Geiste, der Geschicklichkeit, der Erfindung Raum gaben, mit Notwendigkeit den Kunstsinn weckten, die Erwerbung von Kenntnissen forderten, betätigte sich von Anfang an die bürgerliche Arbeit. Es ist ein abgedroschener Satz, daß nur der Klerus im Mittelalter der Träger der Bildung gewesen sei. Wenn Lateinsprechen und -schreiben, die Kirchenväter und einige Klassiker lesen, scholastische Theologie und Philosophie betreiben, liturgische Akte vornehmen und ähnliche Dinge mit Bildung identifiziert werden, dann allerdings besaß nur der Klerus solche. Wenn man aber zugeben muß, daß die wunderschönen Kirchen, die prachtvollen Rat- und Kaufhäuser, die herrlichen Brunnen, die künstlerischen Statuen, die kostbaren Kirchengefäße und dergleichen Dinge mehr nicht ohne die Kunst des Zeichnens, der Maße zu machen waren, daß man rechnen, Buchführen, sehr zu erwägen verstehen mußte, um ein Gemeinwesen zu organisieren, zu leiten, zu unterhalten, ohne die einzelnen zu überbürden; wenn man bedenkt, daß es nicht leicht ist, aus bloßen Gemeindemitteln zu schaffen, was die Städte des Mittelalters zutage brachten; wenn man weiß, wie ausgebildet das Zoll- und Finanzsystem war, welche Ordnung im Stadthaushalt herrschte, wie geregelt der Gang der Justiz, der Stadtverwaltung war, und dann bedenkt, daß an allem dem der Klerus weder als Leiter noch als mitwirkend teilhatte: so darf man wahrlich über die Bildung der Bürger ein andres Urteil fällen.

Durch Arbeit und Fleiß haben die Bürger die Städte zu dem gemacht, was sie geworden sind. Auf fremdem Grund und Boden, für dessen Belassung sie dem Herrn Steuer zahlten, sitzend erwarben sie durch ihre Mühe Wohlstand, wurden Eigentümer. Zucht, Gesittung und häuslicher Sinn, strenge Ordnung, Treue, Redlichkeit und Ehrlichkeit waren ihre Stützen und Tugenden. Ein uneigennütziger Gemeinsinn kennzeichnete sie. In der Innung, der Zunft, der Gilde galt der einzelne nur, wenn er sich an die Gewohnheit, das Statut, die Ordnung

band; Hervortun sicherte ihm die Meisterschaft. Hat auch die Neuzeit das Zwangszunftwesen mit Recht im ganzen als veraltet über Bord geworfen, so war es im Mittelalter die gegebene Form. Durch sie wurde die innere Entwicklung erst möglich.

Lange Zeit hindurch waltete auch in den Städten der Unterschied der Stände, ja bis auf die Neuzeit blieben in einzelnen Reichsstädten wenige Geschlechter das eigentlich regierende Element. Im ganzen aber hatte sich ein andrer Zustand gebildet. Die alten Geschlechter, dem bürgerlichen Berufe fernstehend, konnten auf die Dauer die Teilnahme am Regiment der wohlhabend gewordenen Bürgerschaft nicht vorenthalten. Jene waren unvermögend, die Lasten allein oder zum großen Teile zu tragen; es ging nicht an, die zahlreichen Innungen niederzuhalten. Reichtum gab diesen eine Macht. Wohl verbündeten sich schon im zwölften Jahrhundert die Herren gegen die Städte, kam es im dreizehnten, vierzehnten und fünfzehnten zu blutigen Kämpfen. Im großen siegte die Bürgerschaft. Die Geburt als solche gab kein Anrecht, das Selbstregiment der Bürgerschaft trat ein. Auch der Adlige als Mitglied der Stadt gehörte der Bürgerschaft an. So bildete sich der Satz aus, daß die bürgerliche Arbeit ehrbar sei. Freilich blieb auch innerhalb der Bürgerschaft noch mancher Unterschied; einzelne Handwerke und Gewerbe galten für vornehmer als andre, einzelne nicht aus inneren Gründen, sondern lediglich wegen einer Volksansicht, für minder ehrbare, wie zum Beispiel die Abdeckerei. Doch haben im großen ganzen solche Dinge keinen Einfluß auf die Entwicklung gehabt. Durch die Teilnahme der Zünfte am Regimente, das in vielen Städten ausschließlich an sie kam, hörte die politische Rechtsfähigkeit und Berechtigung auf, Sonderrecht einer Volksklasse zu sein. Zuerst ging diese Entwicklung vor sich in den königlichen (Reichs-) Städten. Seitdem diese zur Standschaft im Reichstage im Jahre 1255 unter Wilhelm von Holland zugelassen waren, hatte die Alleinberechtigung der Großen des geistlichen und weltlichen Standes, die Angelegenheiten des Reiches zu beraten und zu ordnen, aufgehört. Allerdings erhielt erst 1648 das Kollegium der Reichsstädte ein gleiches Stimmrecht mit den beiden andern, dem Kurkollegium und Fürstenrat, aber jene Tatsache stellte immerhin die politische Rechtsfähigkeit der Städte fest und bewirkte wiederum, daß auch in allen Territorien, wo sich überhaupt eine Vertretung des Landes erhalten oder gebildet hatte, die Städte als solche Sitz und Stimme erhielten. Die königlichen Städte erlangten im selben Umfange mit den andern Landesherren durchweg die landesherrliche Gewalt. Indem das Bürgertum selbst deren Träger war, zeitigte es allmählich den Gedanken, daß nicht Geburt oder Stand allein zur Uebung politischer Gewalt befähigen oder berechtigen. Die Stellung der königlichen Städte und ihre Verbindung mit den Landesstädten hatte durchgehends auch auf letztere einen höchst wohltätigen Einfluß. Sobald die politische Rechtsfähigkeit in den Städten der Bürgerschaft überhaupt zustand, Gemeingut geworden war, machte sich in den Städten eine höchst einflußreiche Entwicklung geltend. Die Lasten wurden nach gleichen Grundsätzen gemeinsam; die Sicherheit der Stadt fiel allen zu; die

Waffenfähigkeit erhielt sich; der Bürger der königlichen Stadt focht gleich dem Ritter. Damit blieb er gerade in dem Punkte, der zur ständischen Umbildung wesentlich beigetragen, dem Adel tatsächlich gleich. Diese Gleichheit der Rechte und Lasten führte zur gleichen Wertschätzung und gleichen rechtlichen Beurteilung. Das Stadtrecht hört früh auf, nach der Geburt zu scheiden; der Bürger als solcher ist frei, das gleiche Recht gilt für alle Bürger. Ja, es ist nicht selten, daß Stadtrechte ausdrücklich den Adel denselben privatrechtlichen Bestimmungen wie den Bürger unterwerfen, obwohl diese dem Interesse, der Ansicht und dem besonderen ziemlich allgemein ausgebildeten Rechte des Adels widersprechen, z. B. die eheliche Gütergemeinschaft. Privatrecht, Prozeßrecht, Strafrecht war wesentlich für alle Bürger gleich. Obwohl in den verschiedenen Städten in den einzelnen Einrichtungen und Sätzen eine unendliche Mannigfaltigkeit herrschte, waren doch die wesentlichen Grundsätze überall dieselben. Daraus erklärt sich, daß das Stadtrecht des Mittelalters eine große Gleichmäßigkeit aufweist, die zunächst ermöglichte, das Recht des einen Ortes auf andre zu übertragen. Das großartigste Beispiel bietet das Magdeburger Recht, das für zahllose Städte in Sachsen, Schlesien, Böhmen, Mähren die Grundlage bildet. Nach dem Rechte von Soest war das von Braunschweig und Lübeck gebildet, nach dem letzteren das der meisten an der Ostsee. Die wesentlich gleichen Momente der Bildung in den königlichen wie in den unter Landesherren stehenden Städten führten zu der im ganzen gleichen Selbstverwaltung aller Städte, zur eignen Gerichtsbarkeit für die Städte, mochte auch der Landesherr die Richter ernennen, zum besonderen Stadtrechte. So finden wir ziemlich im ganzen Deutschen Reiche die folgende Gestaltung: Die Bürger als solche leben nach Stadtrecht; ihr Recht ist ein gleiches; sie gelten als frei; sie haben eine gleiche bürgerliche Ehre; ihre bürgerliche und politische Rechtsfähigkeit ist eine gleiche. Hierin liegt der Grund, daß der Satz: „Stadtluft macht frei" eine weite Geltung erlangte, das Wohnen in der Stadt durch Jahr und Tag selbst dem Hörigen die Freiheit gab. Aus diesem Zustande ging unmerklich die Anschauung hervor, daß der einzelne als solcher frei, im Vollbesitze der Ehre, allen Genossen desselben Gemeinwesens gleich sein, nach denselben Gesetzen beurteilt werden könne, ohne daß Geburt, Stand, Beruf einen Unterschied zu begründen vermöge.

Bahnte sich auf diese Weise durch das Bürgertum für die Rechtsstellung der Individuen allgemach eine die mittelalterliche Gesellschaftsverfassung durchlöchernde Anschauung überall bei einem großen Teile des Volkes den Weg, so fand ein gleiches statt für diejenigen Zweige des Staatslebens, die von jeher für die Staatsentwicklung den Ausschlag gaben: die Bestreitung der öffentlichen Lasten, Abgaben und den Heeresdienst. Die Heerespflicht band sich im Mittelalter im ganzen an bestimmte Arten des Grundbesitzes; der weltliche und geistliche Fürst, Graf, freie Herr und Ritter, das Stift u. s. w. hatten den durch Herkommen u. s. w. festgestellten Dienst zu leisten. Ingleichen hatten dieselben Personen nach dem Herkommen oder Reichsgesetze die Reichsabgaben zu tragen. Das wesentliche dieser Entwicklung lag darin, daß für die öffentliche Leistung

ein besonderer Rechtsgrund, eine private Verpflichtung vorliegen müsse. Die wirkliche Last, insbesondere die Abgaben wurden von den verpflichteten Herren auf die Untertanen gewälzt. So nahm das Ganze einen privatrechtlichen Charakter an, erschien die Steuer u. s. w. als eine am Grund und Boden haftende, mit der Hörigkeit verknüpfte Last. Für die einzelnen unter den Landesherren stehenden Reichsgebiete, die Territorien, ergab sich daraus der Grundsatz, daß der Herr vom Lande, d. h. von den Ständen, der Landschaft nichts fordern könne, wozu er nicht aus einem besonderen Grunde berechtigt sei. Darüber hinaus hing die Gewährung einer Forderung, wenn wir absehen von gewaltsamer Durchsetzung, lange Zeit ab von Bewilligung des einzelnen; erst seit dem vierzehnten Jahrhundert bildete sich allmählich der Gebrauch, daß die Stände: Prälaten, Ritterschaft, Städte, sei es jeder Stand für sich, sei es durch gemeinsamen Beschluß, eine bestimmte Summe bewilligten; seit dem sechzehnten Jahrhundert kam die Bewilligung von Jahressummen dort auf, wo es dem Landesherrn nicht gelang, die absolute Gewalt und mit ihr das willkürliche Besteuerungsrecht zu erlangen. Die Ueberwälzung der Last auf die Untertanen war bei den Ständen eine analoge.

Anders in den Städten. Die Bedürfnisse der Stadt wurden bestritten, soweit nicht das Einkommen aus eignem Vermögen reichte, aus Abgaben und Umlagen. Jene hatten einen sachlichen Grund: Zölle, Akzise, Lagergelder, Marktstandsgelder u. dgl., Kanon von Erbpachtsgrundstücken u. s. w. Die Umlagen, das Umgeld, wie es in vielen Städten hieß, wurden festgesetzt von der Stadt, d. h. der Bürgerschaft; wie die Festsetzung geschah, bestimmte die Verfassung, ist aber für das Resultat gleichgültig. Der Maßstab war ein allgemein gleicher: Verteilung nach dem Vermögen (Vermögenssteuer), dem Gewerbe (Gewerbesteuer), dem Grundbesitze (Gebäude-, Grundsteuer), der Wohnung (Mietssteuer) u. dgl. Zwar ist diese Entwicklung nicht ohne vielfache innere Kämpfe erfolgt, setzten einzelne Personen und Klassen (Geistliche, Stifte, Klöster u. s. w.) ihre Abgabenfreiheit durch; diese Ausnahmen tun dem Gange der Entwicklung keinen Eintrag. Der innere, unendlich wichtige Grundgedanke, wie er sich Bahn brach, ist: *die Tragung der Lasten des Gemeinwesens ist eine Pflicht aller Mitglieder* desselben, die fähig sind, nach objektiven, durch das Gesetz für alle gleich bestimmten Grundsätzen. Geradeso war es mit dem Sicherheits- und dem Heeresdienste. Soweit er nicht von jedem einzelnen geleistet wurde, trug ihn das Gemeinwesen auf seine Kosten.

Wir sehen also, daß im Bürgertum der Gedanke seine Verwirklichung fand: den Rechten gehen parallel die Pflichten; die Freiheit des einzelnen, die Gleichheit der einzelnen an Ehre und Recht fordert gleichen Maßstab der Teilnahme an den Lasten. Wer in der Stadt unfähig war, Lasten zu tragen, hatte zwar volle persönliche Freiheit, aber an der Leitung des Ganzen keinen Anteil. Wo die Pflicht keinen Platz hatte, da blieb die Freiheit und private Rechtsfähigkeit, aber die politischen Rechte schliefen.

Nur aus dieser Verfassung erklärt sich das Große, das die Städte des

Mittelalters leisteten. Abgesehen von den herrlichen Stiftungen, die der Sinn für das Gemeinwohl der Bürger ins Leben rief, denen sich die Stiftungen der Kaiser und Könige, Landesherren, Bischöfe, Prälaten u. s. w. bei weitem nicht an die Seite stellen können — Klöster, Bistümer, höchstens noch Kirchen, Meßstiftungen u. dgl., kurz geistliche Dinge waren es, für welche die Reichs- und Kirchengüter gegeben wurden; darüber hinaus haben allerdings die geistlichen Herren ihre Familien reich gemacht —, haben die Städte als solche Schöpfungen ins Leben gerufen, die wir noch jetzt bewundernd anstaunen.

Die Grundsätze, die wir als spezifisch bürgerliche erkannt haben, errangen eine verallgemeinerte Geltung durch den unmittelbaren Einfluß der Städte, wenn auch zunächst nur der königlichen, auf das innere staatliche Leben. Als Grundbedingung eines jeden geordneten Staatswesens erscheint die Sicherheit des Rechts. Diese setzt voraus die Möglichkeit, einen Richter zu finden, den Urteilen des Richters unbedingte Ausführbarkeit zu sichern. Die Gerichtsbarkeit in den Städten ist unstreitig die einzige des Mittelalters, die relativ genügte. Gerade auf diesem Gebiete zeigt sich aber auch sehr früh die Macht und Bedeutung des Bürgertums. Durchgehends ohne Gesetz oder formelle Anerkennung bildete sich ein inniger Zusammenhang in der Weise, daß es in allen Teilen des Reichs eine Anzahl von Städten gab, an die zahlreiche andre sich um Belehrung in Rechtssachen, Prüfung des Urteils, kurz um Weisung des Rechts wandten. Darin liegt, obgleich nicht für die Einzelheiten des Rechts, doch für die Rechtsauffassung überhaupt ein wichtiger doppelter Gedanke. Der eine ist durch die konstante Uebung des Bewußtseins im Bürgertum hervorgerufen, daß die politische Zerteilung des Reichs kein Grund sei, die Rechtseinheit und die gemeinsame Rechtsbildung zu zerreißen; der zweite, mindestens ebenso wichtige, ist, daß die Rechtsprechung innerhalb der deutschen Nation nicht beschränkt zu sein brauche auf das einzelne Territorium, daß es vielmehr Gerichte geben könne, deren Kompetenz sich über verschiedene Länder erstrecke. Ob ohne diese in einem so wichtigen Teile des Reichs stets bestandene Anschauung es möglich gewesen wäre, nachdem die Kaisermacht auf Null gesunken war, ein Reichsgericht aufzurichten, ist fraglich. Nachdem dies (1495) errichtet war, ging das landesherrliche Bestreben dahin, durch Privilegien die Rechtsprechung für ihre Territorien demselben zu entziehen; die Reichsstädte haben nie ein solches Bestreben gehabt. Und es ist von Bedeutung, daß auch in unsern Tagen die nationale Rechtseinheit und Einheit der Rechtsprechung zuerst für jene Rechtssachen wieder eintrat, die ganz vorzüglich auch im mittelalterlichen Sinne dem Bürgertum nahestehen, für das Handels- und Wechselrecht. Wohl mag man das Bedürfnis des modernen Verkehrs als Grund angeben. Schließt das aber aus, daß wir tiefer blicken und es aussprechen dürfen, daß der nationale Sinn des Bürgertums zuerst ermöglicht hat, daß schon seit 1833 ein Zollverein die nationale Einheit in zartem Anfange begründet, in dem gleichen Handels- und Wechselrechte, in derselben Gewerbeordnung, im Reichsoberhandelsgerichte für ein weites Gebiet des Verkehrslebens erreicht ist?

Wenn erst 1873 der Gedanke der gesamten nationalen Rechtseinheit Reichsgesetz wurde, spricht die Tatsache für meine Auffassung des geschichtlichen Ganges.

Die Durchführung des Rechts fordert Frieden, unbedingten Schutz gegen Fehde, Selbsthilfe und rohe Gewalt. Der Landfriede war die unerläßliche Vorbedingung für das Bestehen und Gedeihen der bürgerlichen Arbeit. Wohl nahm sich die Kirche des Friedens an, sicherte auch dem Kaufmann besonderen Schutz zu. Aber der Bann auf den Friedensbruch half praktisch ebensowenig als die Landfriedensgesetze von Kaiser und Reich. Die Städte sind es gewesen, die in Wahrheit erst einen erträglichen Zustand ermöglichten. Sie traten zusammen, sicherten sich in Bündnissen gegenseitigen Rechtsschutz. Wie sehr der Staatsgedanke verschwunden war, beweisen die furchtbaren Gebote gerade des hohenstaufischen Kaisers Friedrich II. gegen die Einungen der Städte. Aber diese siegten. Das Bündnis der Städte am Rhein von Köln bis Basel vom 13. Juli 1254 in der wilden sogenannten kaiserlosen Zeit, dem die geistlichen Kurfürsten, die Bischöfe am Rhein, in Lothringen, viele weltliche Herren beitraten, ist der wirkliche Anfang einer Besserung geworden. Mit ihm, das König Wilhelm 1255 bestätigte, errangen die Städte zugleich die Zulassung zum Reichstage. So knüpft sich die erste Anerkennung des **Bürgertums** als eines **politischen Faktors** an eine schwere, verdienstvolle Leistung desselben für den Staat und die Gesellschaft. Das Bürgertum bewies zuerst, daß es für den Staat und seine Grundlage: das Recht, jedes Opfer zu bringen bereit und mächtig sei.

Ich habe den Versuch gemacht, zu zeigen, wie groß für einige der wichtigsten Seiten des Rechtslebens das Verdienst des Bürgertums ist. Es erübrigt noch zu betrachten, wie diese bürgerlichen Anschauungen und Institutionen zur allgemeinen Geltung in der Neuzeit gelangen konnten, wiederum durch die wesentliche Mitwirkung der Städte. Unsre deutschen Städte bilden seit dem dreizehnten Jahrhundert die Mittelpunkte des sozialen und geistigen Lebens. Wohl gab es auf den Herrenburgen und in den Schlössern frohe Gelage; die Jagd, der Tummel der Waffen führte die Gäste von nah und fern dahin. Aber die Kunst, die Wissenschaft, das bildende Vergnügen hatte seine Stätte im Kreise der Bürgerschaft, seitdem das Rittertum seinen Idealismus eingebüßt. Sind es nicht die alten Städte, denen unsre großen Meister: Wohlgemuth, Dürer, Rubens, Holbein, Kraft, Fischer und die große Schar andrer angehören? Waren es nichts vorzugsweise die reichen Kaufherren, die ihnen Arbeit und Nahrung gaben? Boten nicht Nürnberg, Köln, Augsburg, Straßburg u. s. w. dem Studium der Kunst ein Feld, wie es nirgend sonst bestand? Unsre modernen Museen sind jungen Datums. Wo gab es Schulen als in Städten? Die Klosterschulen in Deutschland haben es zu geringer Berühmtheit und Wirksamkeit gebracht. Der Klerus sorgte wohl für seine Bedürfnisse, für die geistigen Bedürfnisse des Volks hat er sich selten in anderm Sinne interessiert, als um die Schulen nach dem seinigen zu lenken. Wer waren die Männer, die in Mainz, Straßburg, Basel, Nürnberg, Köln und anderwärts im fünfzehnten Jahrhundert durch den **Buchdruck** die Mittel zur Bildung dem Volke boten? Bürger. Wodurch wurde es

möglich, daß die Hochschulen des Mittelalters Weltschulen wurden? Durch die Gunst, die ihnen die Städte erwiesen. Die Städte wußten sich seit dem dreizehnten Jahrhundert im Besitze ihrer Freiheit zu erhalten. Wo dies gelang, da blühte die Stadt, wo nicht, ist ihre Blüte Ausnahme gewesen. Wollen wir das würdigen, so müssen wir absehen von unserm Jahrhundert, dessen Verhältnisse andre sind und nach andern Normen gemessen werden müssen. Blicken wir aber auf die frühere Zeit. Wo blühte Handel, Gewerbe, Kunst und Wissenschaft am reichsten und schönsten, etwa in den Städten, die unter geistlichen und weltlichen Landesherren standen? Mit Ausnahme des einzigen Magdeburg haben die unter der landesherrlichen Gewalt der Bischöfe und Fürsten stehenden Städte nichts Großes aufzuweisen gegenüber Köln, Worms, Speier, Augsburg, Straßburg, Basel, Regensburg, Lübeck, Hamburg, Bremen, die sich ihrer Bischöfe zu erwehren wußten und ihnen schon im Mittelalter zum Teil nicht einmal in ihren Mauern zu wohnen gestatteten. In diesen, in Aachen, Frankfurt, Nürnberg, in den zahllosen Reichsstädten Frankens, Schwabens u. s. w., da entfaltete sich das Bürgertum in seiner Kraft, seiner Schönheit und Tüchtigkeit. An diese Städte knüpft sich zumeist die Bildung, der Fortschritt, die Entwicklung auch seit dem sechzehnten Jahrhundert. Und was wir als Grundgedanken unsers heutigen Staatslebens erkannt haben, liegt es nicht im Wesen und Leben des mittelalterlichen Bürgertums? Und wenn nun seit Friedrich dem Großen in den deutschen Ländern allmählich das Staatsbürgertum an die Stelle der privaten Untertanenschaft, die Einheit des Rechts an die Stelle buntscheckigen Wirrwars, die Gleichheit vor dem Gesetze an Platz des Systems der Geburts- und Standesrechte, die Teilnahme des Volks an der Gesetzgebung, bei Festsetzung des Staatshaushalts anstatt des alten Ständewesens traten, wenn die Besteuerung nach gleichem Maßstabe, die Entlastung des Grund und Bodens, die volle Freiheit aller, die gleiche bürgerliche Ehre zu Grundlagen des Staatswesens werden konnten, wenn diese ganze riesige Umgestaltung möglich wurde ohne soziale Krisis, ja selbst ohne politische Revolutionen, wenn trotz dieser kolossalen Wandlung die Pietät gegen die Herrscher, die Achtung vor der Obrigkeit und dem Gesetze, der Sinn für Ordnung und Recht im Volke nicht gemindert und trotz aller Versuche der Feinde von außen und innen nicht erschüttert worden ist, wem anders haben wir es zu danken als dem deutschen Bürgertum, das jahrhundertelang im eignen Kreise sich gewöhnt hat an alle jene Dinge? Wem anders als dem glücklichen Geschicke, daß seit Jahrhunderten der Schwerpunkt des sozialen Lebens im Bürgerstande liegt? Wer daran etwa zweifeln sollte, möge die Zustände jener Länder ins Auge fassen, Frankreichs und Spaniens insbesondere, wo seit Jahrhunderten ganz andre Verhältnisse waren, der möge noch heute auch jene deutschen Länder, in denen seit alter Zeit das Bürgertum wenig galt und wenig vermochte, mit andern vergleichen.

Versäumen wir aber nicht, im Angesichte der Geschichte unsrer Nation und ihres hochbedeutsamen Faktors, des Bürgertums, uns zu vergegenwärtigen, worin

seine großen Gaben, Verdienste und Tugenden bestanden: in der Arbeit, im strengsten Pflichtgefühl, im Gemeinsinn, der gern Opfer bringt und allem Guten, Schönen, Edeln zugänglich ist, in strenger Zucht und Ordnung und Häuslichkeit, in der Achtung vor Recht und Obrigkeit, im Maßhalten in allem, in dem Sinn für echte Freiheit, für wahre Religiosität, in dem Streben nach Bildung, in dem Messen der Rechte an den Pflichten, mit einem Worte in dem festen Bewußtsein, daß der einzelne seine Pflichten gegen sich nur dann erfüllt und nur Anspruch auf die Wertschätzung aller hat, wenn er und soweit er für das Ganze wirkt und schafft. Hält unser Volk an diesen deutschen Grundsätzen fest, dann wird es gedeihen und sich fest und unbesiegbar auf der Höhe erhalten, die es verdient und erklommen hat, das gebildetste, treueste, edelste zu sein.

Gespräch mit dem japanischen Unterrichtsminister Makino

Der frühere japanische Gesandte in Wien, Herr Makino, hat nach einem sechsjährigen Aufenthalte in der Hauptstadt Oesterreichs sein neues Amt als Unterrichtsminister in seinem Vaterlande angetreten. Schreiber dieser Zeilen wollte Herrn Makino nicht den Weg über das weite Meer antreten lassen, ohne noch zuvor aus seinem Munde ein Wort darüber zu vernehmen, welche Bahnen er als Unterrichtsminister Japans zu nehmen gedenke und welches die Strömungen überhaupt seien, die gegenwärtig in der öffentlichen Erziehung in Japan vorwalten.

Herr Makino hatte die Liebenswürdigkeit, uns vor seinem Scheiden von Wien eine Abendstunde anzuberaumen, in der er sich in eingehender Weise, wenn auch mit der ihm stets eignen Bedachtsamkeit, über das angeregte Thema äußerte.

Noch gedämpfter als sonst war diesmal der Ton dieses vornehm stillen Mannes aus dem fernen Osten, der während der in Wien zugebrachten Jahre keinen einzigen Tag hat hingehen lassen, ohne hier fein und klug zu beobachten und zu erwägen, welche unsrer Einrichtungen den Institutionen in Japan voraus wären und welche vielleicht hinter den Einrichtungen dieses hochentwickelten Landes zurückstünden. In seinem bescheidenen und demutsvollen Wesen hat er es allerdings nie ausgesprochen, daß er in dem hochzivilisierten Mitteleuropa und in dem schönen Wien vielleicht auch manches gesehen, dessen Einfuhr oder Nachahmung in Japan gar nicht wünschenswert wäre. Konnte er es aber sich nicht im Innersten seiner Seele manchmal gedacht haben, daß Japan vielleicht berufen wäre, unter unserm Himmelsstriche nicht nur manches Gute zu lernen, sondern auch nicht minder gute Lehren zu verbreiten? Die Japaner mögen nun lange

genug Schüler gewesen sein und sind vielleicht auf dem Wege, selbst zu Lehrern des Menschengeschlechtes zu werden.

Wie vieles könnten wir doch von ihnen lernen! Vor allem Nüchternheit, Besonnenheit und Bescheidenheit sogar nach den allergrößten Erfolgen.

Der Verfasser dieser Zeilen hat Herrn Makino während der letzten zwei Jahre, in denen Japan die heroischste Epopöe seiner Daseinsgeschichte durchlebte, in den allerbewegtesten Momenten gesehen. Am Vorabend des Krieges, in Augenblicken von Japans größten Siegen, in Momenten auch, in denen Rußland schon das ganze japanische Volk in das Gelbe Meer hineingeworfen zu haben verkündete — Makino blieb immer derselbe Mann von stoischem Gleichmut, der nicht mit den Wimpern zuckte, auch wenn durch seine Seele Stürme jagten. In äußerer Unveränderlichkeit saß er uns gegenüber, in Leid und Freud' seines Vaterlandes, das den Kampf um Sein oder Nichtsein zu führen schien. Wie hob sich da das Bild des denkenden und beobachtenden Mannes, der uns wie ein Mikrokosmos aus dem Reiche des Mikado erschien, von dem Hintergrunde des bramarbasierenden Rußland ab, das mit einem Pantheon von Heiligenbildern ins Feld zog und Siegesbulletins verkündete, ehe noch das Schwert gezogen war. Nie kam ein unkorrektes Wort über seine Lippen, nie war er eines Ausdruckes der Mißachtung oder auch nur der Unterschätzung des russischen Feindes fähig. Dabei hörte er mit hundert Ohren und sprach nur mit einer halben Zunge.

In einem der Gemächer seiner in der Albrechtsgasse in Wien gelegenen Wohnung pflegten wir solchen Zwiegesprächen in ernsten Tagen zu obliegen. Um uns herum in den Vitrinen köstliche japanische Nippes aus Porzellan und Bronze und Lack, an den Wänden japanische Meerlandschaften und Genres, die uns zu dem seetüchtigen Inselvolke im Geiste hinüberführten, und auch sonderbar verschnörkelte bronzene Göttergestalten standen herum, während wir mit dem Freigeiste aus Kiutsiu im südlichen Japan plauderten. Kaum hörbar pflegte er einzutreten, und dann setzte er sich hin auf das Sofa, und die wie müde scheinenden Augenlider senkend, pflegte er sich der Unterhaltung hinzugeben, bald in englischer, bald in französischer Sprache. Hatte er, wie dies manchmal an Vormittagen zu geschehen pflegte, statt seines europäischen Anzuges den dunkeln seidenen, nationalen Schlafrock mit den weiten Aermeln an und die Füße in den weißen seidenen Pantoffeln stecken, dann bot er ein besonders anziehendes Bild, und man glaubte sich versetzt in das stille, schöne ferne Land mit den kleinen, bedächtigen dunkelhaarigen Männern und den lieben, tastenden und lispelnden Frauen, aus deren geschlitzten Augen träumerische Glut blinkt.

Diesmal war es noch ein letzter Besuch, den wir ihm machten. Vielleicht sehen wir uns nie im Leben wieder. Ueber einer Scheidestunde liegt immer einige Schwermut. Der bisherige Gesandte am Wiener Hofe und zukünftige Kultus- und Unterrichtsminister des Mikado ist heute noch ernster gestimmt als sonst. So großen Schicksalen er auch in seinem Vaterlande entgegengehen mag, in welchem sich eine neue Aera friedlicher Entwicklung vorbereitet, so scheint ihm

doch das Scheiden von Wien nicht leicht. Er spricht mit einiger Schwermut und Sympathie zugleich von den sechs in Wien zugebrachten Jahren.

*

„Wenn die gute Kenntnis einer Stadt,“ äußert er sich, „ein Interesse an dem Orte erweckt, so ist das sicherlich in meinem Falle wahr. Ich hatte Gelegenheit, Wien vor 23 Jahren — im Jahre 1883 — zu besuchen. An vielen Orten sah es damals ganz anders aus als heute. Der Karlsplatz, der Stubenring und sogar die Kärntnerstraße würden, wie sie heute sind, kaum zu erkennen sein für einen Augenzeugen jener Tage. Während der letzten sechs Jahre hatte ich das Glück, hier in bevorzugter Stellung zu leben. So hatte ich mannigfache Gelegenheit, die Stadt und ihre Bevölkerung nahe kennen zu lernen. Meine Erfahrung geht dahin, daß man im Laufe der Zeit als Wiener zu fühlen anfängt. Man atmet dieselbe Luft, die gleichen Ereignisse gehen an einem vorüber, und nach und nach weicht das Gefühl des Fremdseins einer unbewußten Identifizierung mit den Einwohnern der Stadt. Ich will Ihnen ein Beispiel dafür geben: Viele meiner Landsleute haben Wien während meines hiesigen Aufenthaltes besucht. Im allgemeinen kamen sie von einer der großen Städte Europas. Wenn sie sich nun über Wien günstig äußerten, so bereitete mir dies eine gewisse Genugtuung — wenn aber jemand abfällig über Wien sprach, so nahm ich instinktiv die Haltung eines Verteidigers der Stadt an — ich verteidigte sie in indirekter Weise und auf Umwegen, und dies, um nicht meine Parteilichkeit und meine persönliche Neigung zu verraten. Das ist eine Tatsache, und ohne Zweifel gibt es auch andre, die meine Erfahrung bestätigen könnten. Die verschiedenen Ecken der Stadt und insbesondere die innere Stadt mit ihren anziehenden Läden und eleganten Zuckerbäckereien, die mit den berühmt-schönen Wiener Frauen — Wiens Blüte — angefüllt sind, bieten sicherlich einen reizenden Anblick. Das warmherzige Wesen des Wieners ist ja geradezu sprichwörtlich. Oft hatte ich Gelegenheit, wenn ich durch die Vorstädte Wiens ging, einen zufällig Vorübergehenden um den Weg zu fragen — jeder gab bereitwillig Auskunft, und hörte es zufällig ein dritter, so mischte er sich gern in die Konversation, um den kürzesten Weg anzugeben. Auch die zahllosen schönen Ausflüge in die Umgebung Wiens, die man in wenigen Stunden unternehmen konnte, gestalteten das Leben hier interessant und angenehm. All dies sind Tatsachen, welche die Stadt denjenigen lieb machen, die hier lange genug gelebt haben, um sie zu kennen ...“

Wir befragten den Minister über seinen zukünftigen Wirkungskreis, ob er an Reformen im Unterrichtswesen denke und welche Strömungen durch die öffentliche Erziehung in Japan gingen.

Er erwiderte:

„Was die Erziehungspolitik in Japan anbelangt, so wird es wahrscheinlich weder jetzt noch in naher Zukunft fundamentale Veränderungen geben. Die ganze bestehende Organisation ist bereits vierzig Jahre alt. Die Abstufung der Schul-

einrichtungen von den Elementarschulen bis zur Universität hinauf ist in Japan ungefähr dieselbe wie in Deutschland und Oesterreich. Nur einen wesentlichen Unterschied gibt es, und er besteht darin, daß wir an Stelle Ihres Griechischen und Lateinischen modernere Sprachen substituiert haben, und wir sind zufrieden damit. Bei Organisierung unsers Erziehungssystems hatten wir gewisse Erleichterungen, die sich andern Ländern vielleicht nicht darboten. In der Zeit unsrer großen Revolution vor vierzig Jahren waren wir eben fähig, alle unsre bestehenden Lerneinrichtungen vollständig abzuschaffen. Die soziale und politische Umwälzung war so groß, daß sogar seit langem vorhandene Erziehungseinrichtungen ohne viele Schwierigkeiten beseitigt werden konnten. Und als unsre Reformatoren der großen Frage gegenüberstanden, ein neues System zu organisieren, das auf modernen Erziehungserfahrungen basiert wäre, hatten sie alles auf Tabula rasa aufzubauen. Kein Zweifel, daß dies auch ein großer Vorteil war. Vielleicht gibt es Erziehungsreformer in andern Ländern, die uns in dieser Hinsicht beneiden würden. Aber bei uns waren so radikale Veränderungen nur möglich, weil die Bedingungen der ganzen politischen und sozialen Existenz sich verändert hatten. Bei dieser Transformation unsers Erziehungssystems gab es nur eines, das dem Sturme glücklich standhielt, und dies war der ethische Unterricht in den Schulen. Inmitten dieser völligen Reform kam jedoch eine Zeit, in der gewisse Zweifel betreffs der Gesundheit unsrer moralischen Erziehungsgrundlage auftauchten. Und manche Autoritäten glaubten, es würde vielleicht unser traditioneller ethischer Unterricht eine radikale Veränderung zu erleben und sich den neuen Umständen anzupassen haben. Zum Glücke für Japan bedurfte es, da die Frage des Moralunterrichtes eine viel kompliziertere Sache ist, längerer Zeit zu ihrer Lösung. Die Frage wurde demnach jahrelang diskutiert und ihre Lösung bis vor ungefähr sechzehn Jahren offen gelassen. In der Zwischenzeit wurde der ethische Unterricht an den Schulen nach den überlieferten Regeln erteilt. Jedoch zu dem angegebenen Zeitpunkte kam ein kaiserliches Reskript über den Gegenstand heraus, das allen Aengstlichkeiten und Zweifeln ein Ende bereitete. Das Reskript an sich ist ein sehr kurzes Dokument von vielleicht nur wenigen Dutzenden von Zeilen, wenn man es etwa ins Deutsche zu übersetzen versuchte, aber diese wenigen Sätze enthielten die Hauptpunkte unsrer traditionellen Moralbegriffe, wie etwa über Patriotismus, Loyalität, Kindes- und Elternpflichten, soziale Verpflichtungen oder Aufopferung im Falle nationaler Not. Es war nichts Neues — es waren Dinge, die seit den entferntesten Zeiten in der Uebung waren. Nachdem die Nation schon früher so viele von ihren Ahnen überkommene Vermächtnisse während jener Jahre des Ueberganges abgelegt hatte, so waren die Leute im Zweifel, was wohl das Schicksal ihrer bis jetzt angenommenen Moralideen sein würde. Und inmitten des Gefühls der Unsicherheit hatte die Proklamation des kaiserlichen Reskripts die plötzliche Beruhigung der Nation zur Folge."

Wir befragten den Minister, wie sich das Volk zum Mikado stelle.

„Es wird gut sein," sagte er, „Fremden auseinanderzusetzen, daß unser

Kaiser der beste, beliebteste und meist geehrte und geachtete Mann unsers ganzen Reiches sei, und dies im wahren Sinne des Wortes. Wenn unsre Generale und Admirale alle ihre Siege in erster Linie den Tugenden unsers Kaisers zuschreiben, so ist dies keine einfache Formalität. Ein Japaner versteht, daß es ernst gemeint ist. Alle bei uns begreifen es, daß ein kaiserliches Reskript, das von einem solchen Souverän herrührt, für das japanische Volk mehr als Gesetz sein müsse. Ich sage ‚mehr als Gesetz', denn es wird ohne Zwang befolgt und gutwillig ausgeführt. So groß ist der Einfluß, den er auf die moralischen Gefühle seiner Untertanen übt, daß Prinzipien, wie Loyalität, Patriotismus und Aufopferung, in Zeiten nationaler Not als persönliche Pflicht eines jeden Untertanen gegenüber seinem gegenwärtigen Souverän erscheinen."

Und Makino fuhr fort:

„Die Opfer und Entbehrungen, die sich die Leute auf dem Schlachtfeld auferlegten, und die freudige Mitwirkung und auch die Geldopfer des Volkes zu Hause während der letzten Jahre sind größtenteils auf die moralischen Lehren zurückzuführen, welche die gegenwärtige Generation empfangen hat. Während dieser schweren Prüfungen, durch die unser Volk gegangen ist, konnten wir erfahren, daß die moralischen Qualitäten, die unsre in dieser moralischen Atmosphäre erzogene Generation aufwies, sich auf der Höhe zeigten. Als erster von allen muß unser Kaiser und neben ihm müssen unsre Erziehungsautoritäten von dem gegenwärtigen System moralischer Heranbildung befriedigt sein. Es wird demgemäß Sache der Regierung, der ich anzugehören die Ehre haben werde, sein, dieses System in der gleichen Richtung wie bis jetzt zu fördern und vor allem das reiche Material, das uns die zwei Jahre des großen Krieges in Hinsicht auf die Entwicklung moralischer Qualitäten des Volkes geliefert haben, zu sammeln und zu klassifizieren. Es wird Pflicht der Regierung sein, all die rühmenswerten Taten, die hoch und niedrig in dem gigantischen Kampfe geliefert haben, dokumentarisch festzulegen, um sie nachfolgenden Geschlechtern zu überliefern, damit sie als Material zur Formung des moralischen Charakters der gegenwärtigen und zukünftigen Generation dienen."

Nachdem in Japan das Unterrichtsportefeuille auch den Kultus umfaßt, erlaubte ich mir die Bemerkung, der Minister würde wohl auch manchen Gegensatz zwischen Kultus und Unterricht, zwischen Kirche und Staat auszugleichen haben.

Herr Makino erwiderte: „Während der ganzen Geschichte Japans hatte die Religion niemals etwas mit der Erziehung zu schaffen. Es kam vor, daß mächtige Buddhistenklöster die Zivilgewalt usurpierten — mancherlei Kriege wurden zwischen dem bestehenden Regime und den religiösen Körperschaften ausgefochten, aber merkwürdig genug, die Erziehung blieb davon unberührt. Das Erziehungssystem wurde einfach auf der Philosophie des Konfuzius basiert, die wir von China entlehnt haben, aber wiewohl wir Religion und Philosophie ursprünglich von China lernten, so hatten doch beide ungeheure Veränderungen bei uns zu erfahren. In der Tat, diese beiden exotischen Produkte kulturellen Imports sind

in dem Adoptivlande völlig nationalisiert worden. Das Erziehungssystem, das sich ursprünglich auf der Philosophie aufbaute, ist so geblieben bis zum heutigen Tage. Der Staat macht also eine durchaus weltliche Erziehungspolitik. Gleichzeitig ist es aber auch den Sekten erlaubt, ihre Schulen zu errichten, und solcher auf Privatunternehmen errichteten Schulen gibt es auch in Japan genug."

Auch die Kunst fällt in Japan wie bei uns in Europa in das Ressort des Unterrichtsministers.

Wir erlaubten uns, dem Minister die Frage vorzulegen, ob nicht die gegenwärtige japanische Kunst stark unter dem Einflusse der europäischen stünde. Herr Makino bemerkte darauf:

„Gewiß wird unsre Kunst von der europäischen Kunst beeinflußt, genau so, wie China uns in früheren Tagen beeinflußte. Ich halte das durchaus nicht für jenes große Uebel, wie dies von seiten mancher geschieht, die mit uns sympathisieren. Ich bin sicher, daß der künstlerische Genius unsers Volkes sich stets betätigen wird, und wenn er sich offenbart, so wird er den echt japanischen künstlerischen Geist atmen. In einer Uebergangszeit erreichen bisweilen die künstlerischen Anstrengungen nicht das Niveau der alten Meister, aber bei weiterer Entwicklung und weiterem Studium wird der wahrhaft nationale Geist sich behaupten. Wir haben eine ‚haute école des beaux arts', die darauf geht, unsre nationale Kunst zu erhalten, aber ebenso die Kunst des Westens lehrt."

Ich befragte ihn, wie es mit der Mädchenerziehung stünde.

„Die Mädchenerziehung," sagte er, „stößt bei uns auf die begeisterte Unterstützung des Volkes. Die einzige Kehrseite in dieser Richtung ist, daß die Bewegung vielleicht übertrieben werden könnte . . ."

„Und wie ist es mit der technischen Bildung bestellt?"

„Was die technische Erziehung anbelangt, so mag man aus dem einzigen Faktum, daß die polytechnische und die landwirtschaftliche Sektion eine unabhängige Fakultät an der Universität bilden, ersehen, welche Wichtigkeit die Regierung ihrer Fortbildung beimißt.

Seit zehn Jahren sind in Hinsicht auf die technische Erziehung große Fortschritte gemacht worden. Es gibt gegenwärtig mehrere Hunderte dieser Schulen, die über das ganze Land verbreitet sind.

Kein Zweifel, gerade in dieser Richtung wird bei uns der größte Fortschritt Platz greifen; denn die friedliche Entwicklung von Handel und Industrie im äußersten Osten wird den Bedarf an mit technischer Bildung gut ausgestatteten Leuten steigern . . ."

Damit schloß unsre Unterredung mit dem präsumtiven japanischen Unterrichtsminister, der mittlerweile bereits sein neues Amt in Tokio angetreten hat.

Wien. S. Münz.

Das verfehlte Leben

Novelle

von

Georg Speck

I

„Das waren doch schöne tolle — schöne tolle Zeiten, he!“ schrie Gustav Mergenholz. Er feixte wie ein Affe und schlug sich wie besessen auf die Schenkel.

Das war der Gutsbesitzer Gustav Mergenholz.

Der Klepper vor dem Wagen fing bei dem Spektakel an zu jucken. Der Wagen schotterte und schlug gegen die Steine, die faustdick im Wege lagen. Dann, als Gustav Mergenholz ganz atemlos vor Fröhlichkeit schwieg, fing der Gaul wieder an, vor dem Wagen zu schlingern.

Der Wagen schotterte. Hin und wieder fuhr kreischend ein Stein in die Höhe, irgendwo in der blauen Luft trillerte eine Lerche immerzu.

Sonst blieb es gänzlich still.

Es war im Frühling. Neben der Straße, die weiß im Sonnenlichte lag, liefen spinatgrüne Wiesensäume. Die Kirschbäume darin trugen weiße Blüten, zarte, weiße Blüten, die wie flaumige Flocken auf dunkeln Stengeln traumhaft in der Stille standen. Die Luft war lau und schläfrig. Es roch nach Veilchen und frischer Erde. Hinten gingen sattbraune Ackerfelder. Und indes mitten in dem blauen Gewölbe des Himmels, der voll Sehnsucht war, die ruhige warme Sonne wie eine große gelbe Omelette hing, trillerte immerzu die Lerche, durchschnitt ein Peitschenknall schmerzhaft scharf die ruhige Luft und ging links hinten, wo Brachland lag, langsam und wuchtig ein Ochsengespann vor einem Pfluge her. Die Pflugschar bohrte sich in die Erde. Die braunen Schollen, die schweigsam und leidend das kalte Eisen fühlten, sanken müde zur Seite. Der Knecht ging in großen Stiefeln, blauer Bluse und rotem Halstuche nebenher. Er machte große Schritte, knallte hin und wieder aus Ungeduld oder Langweile heftig mit der Peitsche und warf am Ende mit gestreckten Armen den Pflug mit mächtigem Schwunge herum, wie ein Eroberer das Brachfeld mindernd und die braunen, gleichmäßigen Hügel der Ackerfurchen mehrend.

Hinterher ging mit gleichmäßig langen Schritten eine Magd mit weit aufgestecktem Kleide, das die groben Schuhe und die Beine sehen ließ. Um ihren Leib hing ein unförmlicher Sack, aus dem sie die Kartoffelsetzlinge nahm. Und wenn sie mit automatenhaften Gebärden und kurzem sicheren Wurf die Knollen in die Furchen warf, sich bückend ohne anzuhalten, so wippte der Zipfel ihres weißen Kopftuches regelmäßig nach vorn wie ein weißes Fähnchen, das die duftende Frühlingserde grüßte.

„. . . Und weißt du, Gabriel, damals . . . .“ begann Gustav Mergenholz

wieder, als er sich von seinem unsinnigen Lachen erholt hatte. „Das Beste war doch, wie du damals in der Zeichenstunde beim Morschill die Frösche gezeichnet hast."

Er fing wieder an zu feixen.

„Wir nannten ihn nur immer Mortill, weil er immer mit der Zunge anstieß. Haben wir den Kerl geärgert, wir von der hintersten Bank! Ich weiß noch alles, jawohl. Und wenn er zu uns nach hinten stürzte mit dem Feldgeschrei: ‚Wat habt ihr tu twaten!', da ging der Teufel vorn los. Also wir hatten perspektivisches Zeichnen: ein Weiher, ganz vorn ein Busch, links hinten ein Haus mit Reflexen, rechts ... Wurscht ... irgend etwas. Und der Mortill stand vorn, legte den Kopf schief auf den Hals, wie er immer tat, wenn er die Perspektive prüfte. Dann sah er herum und krähte: ‚Derade Linien teinen wo in der Ferne tudammentulaufen!' Hoho ... da sieht er die hinterste Bank, wo die ganze Bande prustete und pfiff und lachte. Er stürzte gleich zu dir hin, weil du doch schon immer alles ausgefressen hast. Du konntest die Pappe nicht mehr wegkriegen und er sieht den Teich, in den von allen Seiten Frösche hineinspringen auf alle Arten: gestreckt, gebogen, hüpfend, schwimmend. Ach ... das war ein Spektakel!"

Mergenholz sah seinen Nachbar an, der neben ihm im Wagen saß, schweigsam, mit einem Gesicht, das nicht lachte, und traurigen Augen, die nachlässig in die Weite blickten.

„Du kannst übrigens schon etwas sagen," meinte Mergenholz unzufrieden, mit einer hohen Stimme. „Nun kommst du nach fünfzehn Jahren wieder mal her, zum erstenmal nach fünfzehn Jahren zu deinem Freund Gustav Mergenholz, und tust kein Maul auf. Warst doch früher so ein Kerl, — he, Gabriel!"

Gabriel sah nach dem Pferd, das im faulen Juckeltrabe ging und mit dem Schweif nach einer Fliege schlug. Er überlegte und dachte, daß dieser sein Freund Mergenholz damals sehr dumm gewesen sei, daß er ihn mit all den andern zu allen Schulrevolten und Pöbeleien verführt, sich nachher feige gedrückt und ihn in der Klemme sitzen gelassen habe. Und er sagte sich, daß dieser Gustav Mergenholz noch der gleiche blöde Schafskopf sei, dumm und eingebildet, wie all die andern, die Seifensieder geworden waren, Häringe verkauften oder in irgendeinem Amte strebten, staatserhaltende fette Bürger wurden, indessen er fünfzehn lange Jahre sich in der Fremde herumschlug, glücklos, verzweifelnd, trotzig und hungernd.

Aber dann dachte er daran, daß ihn dieser Gustav Mergenholz zu sich eingeladen hatte. Allerdings erst dann, als Gabriel ein berühmter Mann geworden war.

Er machte ein höhnisches Gesicht und sagte sich: ‚Mein lieber Freund Gustav Mergenholz hat lange gewartet; wirklich. Vielleicht würde er jetzt noch warten, wenn der Haufen der Schreier nicht einen berühmten Mann aus mir gemacht hätte ...'

Die Lerche trillerte noch immer irgendwo in der blauen Luft. Die braunen

Aecker mit dem ruhig schreitenden Ochsengespann lagen hinter ihnen, und der Peitschenknall zuckte matt und seufzend auf in der Ferne.

Da fühlte Gabriel plötzlich etwas, das er längst gestorben wähnte. Und sein Herz, das in der bitteren, harten Fremde wunschlos geworden war, fühlte plötzlich eine harte Dankbarkeit für Gustav Mergenholz, der ihm die Heimat wiedergab.

Diese Dankbarkeit verschüttete alle Furchen und Risse, der scharfe Haß wurde stumpf, und alles, was er an Leiden und Enttäuschungen erfahren, alles, was sich wie eine verharschte Rinde um Wunden gelegt, das schwand. Sein finsteres Gesicht hellte sich, und die harten höhnischen Lippen schwellten sich weich und sehnsüchtig, als er sich mit friedfertiger Stimme und schönen runden Bewegungen zu Gustav Mergenholz wandte:

„Ja, es waren schöne Zeiten, tolle Zeiten. Jetzt, da ich wieder einmal die Heimat sehe, kann ich mir wieder alles ganz genau vorstellen. Dabei will mir allerdings scheinen, daß wir manchmal doch nicht ganz schön gewesen sind. Dieser Zeichnungslehrer Mortill war noch einer der besten, viel zu sanft und gut. Während unsre Rotte sich scheu vor den andern Lehrern duckte, die uns doch meistens scheußlich geschunden haben, heuchlerisch, pedantisch und dumm waren, kühlten wir unser Mütchen an dem armen Zeichnungslehrer. Im ganzen genommen muß ich bekennen, daß in solchen Buben schon eine Unsumme von Grausamkeit und ein ganz tüchtiges Stück von einer Bestie steckt. Ich meine: wir waren manchmal eine ganz traurige Bande.“

„Ach, dummes Zeug,“ murrte Mergenholz und schlug auf das Pferd, das sich vor Faulheit kaum noch zu helfen wußte. „Die nach uns kamen, waren auch nicht besser. Sie sollen es noch toller getrieben haben.“

Zur Seite tauchten wieder Aecker auf, in denen der Schachtelhalm wohl einen Fuß hoch stand. ‚Equisetum arvense nach Linné,‘ dachte Gabriel. In den Wiesen sprenkelten Gänseblümchen und blühten sanfte Primeln. Dort, wo die Wiese üppiger grünte und gelbe Sumpfdotterblumen standen, mußte ein Wässerchen fließen. Hinter den grünen sanften Wellen weiter Fruchtfelder tauchte traumhaft eine Hecke auf, die schweigend irgendwohin ging.

Gabriel sah nachdenklich nach vorn, wo eine märchenhafte, hohe Pappelreihe lautlos im Himmel stand. Hinten lagen die braunen Massen der Stallungen und Scheunen mit roten Dächern. Und mitten drin schimmerten die weißen Mauern eines stattlichen Hauses, winkten Treppengiebel, strebten Türmchen, wisperten Nischen. Aus den sonnbeschienenen weißen Flächen sahen blitzende Fensteraugen, und die grünen Flecken der Läden lagen darauf. Unten rankte zart und resedenfarbig ein junges Spalier.

Während Gabriel die Schönheit des sonnbeschienenen Landes trank, sein Inneres die Sehnsucht weitete und die vergebliche Definition des Wunderbaren folterte, sagte er eigensinnig:

„Jawohl, die trieben es noch toller. Das ist es eben, mein Lieber. Eine Klasse, oder überhaupt die Menschen, sammelt sich eine Summe von unvernünf-

tigen Qualifikationen ihrer Lehrer. Die Nachfolgenden übernehmen natürlich dieses unverschämte Erbe und suchen es nach Kräften zu mißbrauchen. Es ergibt sich so eine stete Steigerung von Bosheit und frecher Anmaßung."

Gustav Mergenholz sagte erst nichts. Aber er ärgerte sich. „Ob das wahr ist oder nicht, die andern waren schlimmer wie wir. Sie haben den Zeichnungslehrer zu Tode geärgert, vor fünf Jahren ist er an der Schwindsucht gestorben."

„Da — also."

„Dummes Zeug. Du scheinst ja ziemlich anders geworden zu sein da draußen?"

Gabriel warf die Lippen, auf denen ein schütterer Bart klebte, hochmütig auf und sah prüfend auf seinen Nachbar, der gesund und stark zurücklehnte mit der behaglichen Verschlagenheit eines Viehhändlers, der zu leben hat. Und Gabriel, der mager war, ärgerte sich und sagte plötzlich scharf und höhnisch, mit einer Gebärde, die kampfeslustig und voll Verachtung die Luft durchstieß: „He, da draußen geht eine andre Luft. Laßt sie euch doch mal um die Nase wehen, ihr dickköpfigen Pfahlbürger, ihr fetten Philister."

Er steigerte sich, ganz erfüllt von dem Haß der Hungrigen und der schrecklichen Wut der Glücklosen: „Streber ihr! Häringsbändiger! Bullenwärter!"

Aber Gustav Mergenholz war dick und gemütlich und wollte keinen Streit. „Nun ja," sagte er friedfertig. „Ich verstehe das nicht. Ich will, daß es mir gut gehe und bin zufrieden. Ich habe gelesen, oder vielmehr meine Frau ... ja so ..."

Er fing an zu lachen, wurde fröhlich und wies mit seiner Peitsche nach dem weißen Haus, das vorn hinter den Pappeln lag. „Das muß ich dir sagen: Ich habe eine Frau, ho, und was für eine. Du wirst schon sehen. Du mußt sie auch kennen, sie wohnte ja neben eurer Straße in der Stadt drüben. Sie ist halt manchmal ein wenig sonderbar. Weiber sind nun mal eigensinnig. Du mußt das ja alles besser wissen, denn meine Frau hat einmal gelesen — ich lese nämlich nicht, hab' keine Zeit —, daß du ein berühmter Mann seiest, der über die Frauen schreibe. Und wie schreibe! Dekadenz, Subtilität der Seele, was weiß ich, alles solche Dinger.

Nun wohl ..." Er schlug sich zufrieden auf die Schenkel und hielt den Wagen an. „Ich bin nicht berühmt, aber ich züchte in der ganzen Gegend das beste Jungvieh. Ich war ein Jahr auf der Veterinärschule. Aber ich sage dir, die Praxis, die macht alles. Inzest und Reinzucht — dummes Zeug! Kreuzen muß man bei uns. Und ich laß es mir etwas kosten. Ich habe jetzt einen Bullen, der mich zehntausend Mark gekostet hat. He, so was!"

Er hob und senkte die Peitsche erklärend, schwang sie wie ein Zepter, kalkulierte und betrog sich im Eifer seiner Freude selbst, während er nach hinten wies, von wo sie gekommen waren. Dort stand ein kleines Bahnhofgebäude. Dahinter ein Dorf. Links ging die einförmige Linie der Trace in die Weite, hellgrünen Wäldern entgegen. Rechts lag, in einer Bodensenkung versteckt, so daß man nur die Türme sehen konnte, die ferne Stadt. „Das alles gehört Gustav

Mergenholz! Ich werde noch mehr kaufen. Das rentiert. Dort, wo der Bahnhof liegt, stand das Vorwerk, altes Gerümpel. Aber es wurde bezahlt. Hoho! Und wie! Die neue Bahnlinie bringt schweres Geld. Die Stadt muß bauen. Verstehe, auf meinem Grund. Sie kann ihn haben ums Geld, soll ihn bezahlen."

Die Peitsche schwenkte mißmutig über die Felder. „Da hab' ich erst Zuckerrüben gepflanzt. Aber der Boden taugt nicht. Schöner, schwerer Grund. Macht nichts. Ich pflanze jetzt Korn und Kartoffeln. Das rentiert auch, denn die Städter und selbst die vom Dorfe sind schnell auf dem trocknen, und die Zölle gehen Gott sei Dank in die Höhe." Er machte plötzlich Märchenaugen und begann schwach und zärtlich: „Aber das schönste wäre eben, wenn ich eine Schnapsbrennerei kriegen könnte."

Das Pferd machte einen Sprung, weil es die Peitsche bekam, und während der Wagen eilig nach den Pappeln und dem weißen Hause vorn rannte, schrie Gustav Mergenholz zum Schlusse seiner Ausführungen: „Und ein Sägewerk hab' ich auch eingerichtet; ein feines Ding. Das rentiert, das rentiert ... Ho, ho! Hüü! ... Sage mal, warum bist du eigentlich damals so schnell verschwunden? Der Pollux, der mit mir auf der landwirtschaftlichen Schule war, behauptete, wegen einer unglücklichen Liebschaft. Wie? Natürlich. Keiner wußte was ... ist ja zum Lachen. Ich hab' es nie geglaubt. Soll dir ja erst schlecht gegangen sein. Aber wegen einem Weibervolk ... das ist zum Lachen. Dummes Zeug, so etwas ... Wie?"

Der Wagen fuhr schon neben den Pappeln hin, und wie das Pferd im Laufe klapperte und der Wagen rasselte, flogen die Worte in Fetzen in der Luft herum und fielen zwischen die Räder.

Links hinter den braungelben Misthaufen und Schuppen kam das surrende Geräusch des Sägewerks heraus, polterten die Stämme, fluchte ein Knecht, und schwamm breit, dunkel und tief ein steter Orgelton durch die blaue Frühlingsluft. Ein Mühlrad klapperte. Vom nahen Hause klang Hundegebell herüber. Und Gabriel schrie mitten hinein mit einem harten, bösen Gesicht: „Quatsch!"

Sie fuhren um Scheunen herum mit großen Toren und mit roten, heiteren Ziegeldächern. Wie so die Sonne darauf lag, schienen sie glücklich zu sein, reich, gefüllt mit unerhörten Schätzen. Es roch appetitlich nach Heu, so stark, daß man husten mußte. Da und dort glänzte das eitle Gold gedroschener Garben im Sonnenlicht. Die Diele vor den Ställen war sauber gefegt. Schiefe braune Türen hingen in den Angeln. Eine Kuh brüllte schreckhaft und traurig hinter den Backsteinwänden. In der Luft schwamm der scharfe, beklemmende Geruch von frischem Dünger. Gustav Mergenholz strahlte. Er wies seinem Besuche mit ausgestreckten Händen und spitzem Peitschenstock die verschiedenen Tafeln, die an den Türen angebracht waren. Aber er schien kurzatmig zu sein, prustete wie die Tiere hinter jenen Türen und bekam einen roten Kopf.

Dann kam eine lange, öde weiße Wand mit wenigen kleinen Fenstern. Manchmal sprang ein Winkel ein, der sich vor der Sonne verbarg, und so mit

kleinen hohen Fenstern, schweigsam, wunderlich und bis an das rote Dach hinauf, an dem die heitere Sonne hing, mit namenlosen Geschichten gefüllt schien.

„Meine Frau!“ rief Mergenholz. Er schien stolz zu sein auf seine Frau, wie auf ein schönes Pferd. Und sein Gesicht schien zu sagen: ‚Jawohl, ich, Gustav Mergenholz, gebe zehntausend Mark für einen Bullen und kann mir auch eine Frau halten, eine rechte.‘

Er schien noch stärker zu werden, und neben seiner starken, schwitzenden Gestalt verschwanden die schmalen Schultern des andern.

Aber der Kopf blieb. Und neben diesem Kopf sah der Gutsbesitzer wie irgendein Schlächter aus. Es war Rasse darin, in dem starken Kinn, dem hageren Gesicht mit scharfmarkierten Linien, die Trotz und Leiden gerissen. Die Stirne stieß massiv und herrisch in die Luft, der schüttere Bart konnte nicht ganz den spottsüchtigen herben Mund verdecken. Und in den schönen großen Augen schien längst ein Feuer ausgebrannt zu sein. In ihrem tiefen dunkeln Herde schien alle Leidenschaft erloschen. Und unter der Asche einer stummen Traurigkeit schlief eine ernste Güte und ein verkohlter Rest, der wunschlos war und still.

„Meine Frau!“ rief wieder Mergenholz und stieß Gabriel den Ellbogen in die Seite.

Sie hielten vor der Front des großen Hauses. Die hohe weiße Wand glänzte festlich in der Sonne. An dem hohen braunen Gegitter des Spaliers hing mit zarten Gliedern schüchtern ein erstes junges Grün. Die blanken Spiegelscheiben winkten und blitzten wie dunkle Augen, indessen die hellgrünen Fensterläden gedämpft auflachten. Die stolzen Treppengiebel stiegen mutig in das Licht empor.

Aber an der Ecke hing über einer Wand von alten grünen Bäumen ein schlankes Erkertürmchen, das mit spitzem Kuppeldach ins Blaue stieß, während unten zwei Karyatiden mit ernstem, schmerzlichem Gesicht und starren Schultern die übermütige Last des Türmchens trugen.

II

Ueber den mit gemeißeltem Blätterwerk behangenen Sims lehnte eine junge Frau in hellem Kleide. Die blonden Haare lasteten über dem weißen Gesicht. Und Brust und Schultern blühten, durchbrachen voll Schönheit und Sehnsucht die stillen Linien des hellen Kleides. Die Arme hingen lässig und die Hände hielten ein weißes Tuch, ohne zu winken, während ihre großen Augen blau und erschrocken nach dem Fremden schauten, ganz fassungslos.

Gabriel sah aufmerksam empor. Dann schlug plötzlich eine braune Röte über sein Gesicht, wie Flammen. Er zitterte.

„Ist das deine Frau?“

„Natürlich,“ sagte Mergenholz eifrig. — „Trude ... he, Trude, komm doch herunter!“ Er rollte das r und er wunderte sich, daß sie nicht herunterkam.

Gabriel machte ein hochmütiges Gesicht und sah weg.

Der andre war wütend, weil die Sache nicht klappte. „Du bist unverheiratet, nicht wahr? Ganz recht. Aber man braucht nun mal die Weiber.“

Er begann vom Wagen zu klettern: „Die Weiber haben nun mal so ihre Schrullen, besonders meine.“ Und er dachte brutal, daß sie ihn eigentlich so viel koste wie sein Bulle für zehntausend Mark.

„Gleichviel, wir gehen hinauf.“

Sie gingen durch einen runden steinernen Torbogen, der in einen kühlen dunkeln Gang führte. Hinten sah man einen grünen Garten, der, durch das dunkle Flurgewölbe gesehen, unendlich groß, reich und ganz märchenhaft schien. Die Blätter und Aeste hingen reglos in der blauen Luft. Laub und Himmel schienen wunderbar. Man sah undeutlich das braungrüne Gewölbe eines alten Brunnens. Man spürte von weitem das kühle Wasser, das silbern durch die Luft rieselte. Der Brunnen gluckste, lachte leise und schien mit seinem nimmermüden Murmeln atemlos und hastig irgendeine dunkle Geschichte zu erzählen. Es klang in der Stille wie ein Lied, traumhaft und schläfrig.

Die beiden stiegen eine Treppe von brüchigem grauen Sandstein hinan. Sie kamen durch große, weite weißgetünchte Gänge, in denen Feuerlöschutensilien angebracht waren wie in einem Provinztheater.

Die ersten Zimmer, die sie durchschritten, waren ziemlich hoch, luftig und angenehm. Die alten guten Möbelstücke darin von gedunkeltem Holz verbreiteten ein schwaches Parfüm von Moder, Lavendel und all den Düften, die aus einer vergangenen Zeit sich hielten wie müde Geister, unaufdringlich, unzerstörbar.

Gabriel fing an, tief und stark zu atmen. Die Luft deuchte ihm angenehm, die Nervosität der Großstadt, die in Neurasthenie ausartete, verschwand, weil die Seele in dieser satten Luft mit ruhigen weiten Schwingen sich wiegte. Die wunderbare Tiefe einer vergangenen traumsinnigen Zeit tat sich auf, einer Zeit, die nicht tot war und gestorben, die nur verschüttet war. Er dachte an den Frieden eines weiten Abendhimmels, in den ganz leise der Schatten einer braunen Dämmerung fiel.

‚Nur keine Empfindeleien, Gedichte werden jetzt keine gemacht — überhaupt nicht mehr,‘ dachte er. Sein Mund zog sich spöttisch zusammen, aber die Augen, die nicht logen, schienen in einem weiten Land das Glück zu sehen.

Plötzlich wurde er unruhig, weil nebenan ein Stuhl krachte, dann biß er sich auf die Lippen. Seine Augen waren still. Die Stirn stieg herrisch, weiß und steil empor. „Das wäre mir was. Wir sind wohl fertig, ja? Eine schöne Ueberraschung ...“

Gustav Mergenholz holte ihn ein. Er hielt ihn hinten an seinem Rock. „Höre mal, mein Teurer ...“ Er pruschte ihm atemlos ins Gesicht, und Gabriel sah, daß er schwitzte und schon eine Glatze bekam.

„Also — nebenan ist meine Frau. Daß sie nicht herauskommt! Sie hat doch alle deine Sachen gelesen, die ganze Nachbarschaft kennt deine Bücher, sie schwören auf dich. Ich verstehe nichts davon, weil ich Oekonom bin. Aber meine Frau ist gebildet. Und manchmal ist sie so ... so lala ... kost't mich ein

Heidengeld. Sie sitzt natürlich in dem Zimmer, in dem Zimmer, das jetzt kommt. Sie behauptet, daß man dort deine Geschichten lesen müsse. Hat mich ein Heidengeld gekostet. Wenn ich's ausrechne, mehr wie mein famoser Bulle. Pöh, sind halt Weiber. Dummes Zeug — macht nichts — ist alles da. — — Marsch!" schrie er mit einer hohen Stimme und klinkte die Tür auf.

Sie traten in das Erkerzimmer ein.

Gabriel begann gewohnheitsmäßig zu schätzen: Sezession. Die Farbe ein verblaßtes, nervenschwaches Heliotrop. Darmstädterstil oder vielleicht Vereinigte Werkstätten München. Unmögliche Formen. Sessel, auf denen man nicht sitzen konnte, zum mindesten Gustav Mergenholz nicht. Die Möbelstücke und ihre Anwendung bildeten ein Mysterium. Die Tapeten schienen ein Hauch von resedengrüner Seide mit Gold. Die Farben machten eine Musik, die müde, krankhaft und voll Sehnsucht war. Die Formen suggerierten unerhörte Begriffe, Gedanken, die unerhört, grell, stockend waren, von einer übersinnlichen Feinheit.

‚Die gesteigerte Sensitivität der Neurastheniker,' dachte Gabriel höhnisch. ‚Ganz meine Kunst, welche die Leute bezahlen wie irgendeine unerhört kostbare Absurdität. Diese Kunst mit verzehrend roten Lippen, blassen, müden, langgestreckten Händen, Schlangenhaaren und solch schreckhaften Augen.'

Uebrigens erinnerte er sich, die ganze Einrichtung, so wie sie dastand, irgendwo einmal gesehen zu haben, in einer Ausstellung.

Frau Trude wandte sich vom Fenster weg. Sie schritt auf die beiden zu, die sie ansahen.

Gabriel dachte, daß sie schön sei, so schön, wie er sie sich immer gedacht; schon damals, als sie seine Geliebte gewesen. Jawohl. Er fing an zu zittern bei dem Gedanken, der wie ein Hammerschlag auf ihn fiel; daran, wie er um sie gelitten. Sein ganzes Leben war darob in die Brüche gegangen. Oder? Vielleicht auch nicht. Wer konnte das sagen? Aber eines stand fest, es war seine Trude von einst. Nun wohl, jetzt war sie die Frau seines Freundes Gustav Mergenholz, der so reich war, daß er zehntausend Mark für einen Bullen geben konnte. Das war eine Tatsache, und er hatte gelernt, sich mit Tatsachen und allem möglichen abzufinden.

Er wurde sogleich ruhig, skeptisch. Er überlegte: ‚Diese Frau brachte mir Leiden. Diese Leiden schufen meinen Haß; oder Verachtung? Gleichviel, sie machte, daß ich die Frauen, das Leben studierte, gewissenhaft analysierte, so gut es ging. Denn wer könnte das ganz! So wurde alles für mich ein Spiel und ich selbst ein Komödiant. Es wurde schließlich gut bezahlt, weil mich das Leiden geschickt machte.'

Er wurde sofort kalt, analytisch, ein Komödiant, der Stimmungen, Gesten, Farben, Formen, Musik, alles, was die Sinne als Leben interpretieren, auf möglichst vorteilhafte Art zu fesseln, zu schätzen und umzuwerten sucht.

Und er sagte sich, daß jenes Wunderbare, von dem man nicht sagen konnte, was es war, bei ihr stärker sei wie bei all den vielen Frauen, die er gesehen und umgewertet hatte. Ihre Formen waren Farben voll Schönheit und Sehn-

sucht. Ihre Hände redeten wunderbare Dialoge. Aber ihre Augen und ihre Haare bargen ein geheimnisvolles Schweigen.

Wenn er sie übersetzen könnte, würde das sein Meisterstück, etwas ganz Unerhörtes geben: Musik, Symphonien, Töne, die in der Dunkelheit schrien, tropften, brachen ...

Er verzog spöttisch die Lippen, weil er sich als Komödiant ertappt hatte. Er würde nie mehr etwas schreiben. Jene war die Frau seines Freundes Gustav Mergenholz.

Er verbeugte sich so tief, daß es eine Beleidigung war.

Aber Gustav Mergenholz merkte nichts von alledem. Er stand wie ein Stier, mit rundem Buckel und eingezogenem Hals, weil er sich freute. Er war stolz und dachte verwundert, daß seine Frau noch nie so schön gewesen, daß er sie noch nie so gesehen habe wie jetzt, als sie auf die beiden zuschritt mit Hüften, die mit ihrer Schönheit prahlten, stillen Schultern, weißen Händen und in den lastenden Blondhaaren ein Sonnenfleck.

„Also ... also ..." stammelte er unsicher. „Das ist meine Frau."

Er fing plötzlich mit hoher Stimme an, feixend zu schreien, weil er sich freute und sich Mut machen wollte: „He, Trude! Das ist also Gabriel!" Er warf sich in die Brust: „Mein Freund! Ein berühmter Mann ist er geworden und war doch seinerzeit der größte Taugenichts damals in der Stadt."

Gabriel dachte an den Bullen.

Ihre Hand, die sie ihm reichte, fiel kalt und schwer herunter, weil er sie nicht hielt.

‚Sie hat sich schön gemacht ... schön ...' dachte Gustav Mergenholz befriedigt. Dann war er verwundert und schrie: „Macht keine Fisimatenten, he! Ihr müßt euch doch kennen, habt ja in der gleichen Straße gewohnt, gleich um die Ecke, am Wall draußen!"

Die beiden sahen ihn kühl an, wie er schwitzte, mit rotem Kopf.

Gabriel legte die Hände auf den Rücken und konstatierte nachdenklich: „Die Frauen sind die größten Schauspieler. Welche Verstellungskunst!" Er bewunderte sie.

„So etwas," murmelte Mergenholz verdutzt. Es war ganz unmöglich, daß sie sich nicht kannten, wenigstens gesehen haben sollten. Nun ja, seine Frau hatte nun mal schon immer ihre Mucken; man kannte sich niemals aus. Aber großartig war sie heute! All das Geld reute ihn nicht. Jawohl ... Gabriel schien die Fremde verrückt gemacht zu haben. Vielleicht gehörte das zu seiner Berühmtheit. Dummes Zeug! Er, Gustav Mergenholz, hielt sich an Tatsachen, an Essen und Trinken.

Und er bahnte sich energisch einen Weg nach dem Eßzimmer.

Es klafften überall Untiefen, Löcher, die geheimnisvoll und gefräßig waren und die Mergenholz umsonst mit Schwatzen ausfüllen mochte. Gabriel freute sich, einmal nicht arbeiten, nicht umwerten zu müssen. Er war nicht einmal boshaft oder witzig, weil er zu faul war. Er nannte Gertrude Mergenholz

Madame, wie eine große Frau. Seine allzu große Höflichkeit war beleidigend.

Nach dem Essen fing Mergenholz an zu schnarchen.

Später, als er erwacht war, führte er seinen Freund auf dem Gute herum. Erst nach den Ställen. Dort standen viele satte Kühe, schöne braune, buntgefleckte. Sie standen da, nachdenklich und mit sanften Augen. Sie waren alle blank gescheuert, rundlich, ohne Löcher und mit strotzenden Eutern. Man wußte nicht, an was sie dachten. Aber wie sie so herumsahen mit langbewimperten sanften Augen, schweigend kauten, oder wie im Schlafe traurig schrien, schienen sie eine tiefe Seele zu haben und über nichts zu lachen.

Im Halbdunkel des Stalles summte träge eine Fliege und taumelte berauscht gegen die geweißten Wände. Der Dünger roch angenehm und reinlich.

Weiter standen die Stiere, mit starken Knochen. Die kräftigen Schweife schlugen wie mächtige Schlangen die stille Luft. Die Schenkel strotzten vor Kraft und die mächtigen Beine stemmten sich wie Säulen in den Boden, indessen die geschweiften starken Hörner über mächtigen Nacken und breiten Stirnen apokalyptisch starrten.

Auch der Bulle war da. Seine Muskeln schienen stahlhart zu sein und seine Lenden unersättlich. Auf der kolossalen Stirn wühlte ein Urwald wilder, krauser Haare. Und die funkelnden, tückischen Augen schienen böse und brutal über irgendeiner bestialischen Vergewaltigung zu brüten.

Die Pferde hatten graue Mähnen, das Kreuz war etwas eingesunken. Die ungeheuerlichen Schenkel und Hüften zeigten eine Ueberfülle von Fleisch und Muskeln, die sich massig unter dem schwachglänzenden Felle spannten, bereit zu unerhörten Kraftanstrengungen.

„Die Gäule gehören zum Sägewerk," erklärte Mergenholz. Er sagte sonst nichts und war schweigsam und andächtig wie in einer Kirche. In seiner Stimme blähte sich der Stolz des Besitzenden.

Er zeigte Gabriel noch andre Pferde, mit schlanken Hälsen, schlanken Flanken und weichem, blankem Fell. Die flinken Beine mit kleinen Hufen zitterten vor verhaltenem Feuer. Die aufmerksamen Ohren und die glänzenden Augen schienen alles zu hören und zu verstehen, während die roten Nüstern stolz sich blähten, als witterten sie etwas Schönes, Starkes und Mutiges . . .

In den Scheunen glänzte goldig das leere Stroh. Aber das Heu türmte sich zu mächtigen Gebirgen, die gefüllt waren mit Wohlgerüchen, daß man berauscht wurde. Und Mergenholz schien berauscht. Er fing an zu lachen und erzählte, daß die weißen Nebenhäuser drüben völlig leer seien, weil er alles ausverkauft habe. Die Heupreise stiegen, und er wollte all das Heu losschlagen, vielleicht in vierzehn Tagen; denn wenn die Hitze anhielt, so mußte in der Höhe alles verbrennen. Das mußte einen Hauptspaß geben . . . und natürlich viel Geld . . . Jawohl . . . „Ist das nicht schön, he? . . ."

Gabriel dachte an die schönen Kühe, die sanft und schweigend, schweigsam in der stillen Luft der dämmerigen Ställe standen. Als sie draußen hielten, wo

man das weite grüne Land sah, das Korn in grünen Wogen schlug, die Hecken traumhaft in die Ferne gingen und im dichten grünen, blumenvermengten Grase blühende Bäume wie hoffnungsvolles Ahnen reglos und wartend standen — da schaute er nachdenklich nach dem ungeheuerlichen blauen Gewölbe des Himmels, das unnahbar, immer leichter und ferner in die Höhe zu schnellen schien. Der irre Glanz wurde matter und erlosch. Und da es Abend wurde, so rannten kleine weiße Wölkchen heiter und fröhlich dorthin, wo große reine Wolken still und träge wie stumme Kühe in der ungeheuerlichen blauen Himmelsflur lagen.

Und Gabriel murmelte immer wieder: „Wie schön das ist . . . schön.“

Mergenholz führte ihn um das Haus herum nach dem Sägewerk.

Irgendwo rauschte ein Wehr. Das Mühlrad klapperte. Ein Stamm, der splitterte, fing an zu kreischen. Und gleich darauf kam um die Ecke herum durch die stille Luft der Orgelton, stetig und stark, mit seinen breiten Wellen alles erfüllend und mit seiner dunkeln, tiefen Stetigkeit das Stöhnen und Krachen der Stämme mildernd, zudeckend.

„Jawohl,“ schrie Mergenholz mitten in den Lärm hinein. Seine hohe Stimme durchstach den Orgelton. „Da hab' ich was Feines eingerichtet. Das rentiert . . . rentiert!“

Er schob den Bauch vor und stieß zwei Finger in die Westentasche. Er erklärte wie ein Börsianer, manchmal vor Vergnügen feixend und mit der Linken alles vernichtend, mit dicken Fäusten totschlagend oder mit einer runden Armbewegung einfach auf die Seite werfend.

„Ich habe dir gesagt, daß sie bauen müssen in der Stadt. Wo? Auf meinem Grund. — Mit was? Mit meinem Holz. Ich, Gustav Mergenholz! Sie können von mir alles haben. Fürs Geld natürlich.“

Sie kamen an einen spinatgrünen Damm, der ein Wässerchen sammelte, klar wie ein Forellenbach. Vorn war ein Wehr. Dort dunkelte sich das Wasser, so tief war es. Er wies mit einem Triumphgeschrei dorthin. Die Flut überstieg das Fallbrett, reichte bis an die Kurbel. „Wasser genug da! Jawohl. Ich kann die Kraft verdoppeln. Was? Vervierfachen! Ich werde noch eine neue Bahn laufen lassen. Das rentiert ja!“

Das Wehr rauschte. Der Orgelton erfüllte nun die ganze Luft; sie zitterte und brummte. Ueberall lagen braune Stämme, riesig, starr, stumm. Wenn die Männer mit aufgekrempelten Aermeln, braunen Armen, an denen die Muskeln sprangen, und knotigen Händen sie anfaßten, wälzten sie sich träge, seufzend und stöhnend wie Unglückliche, und im Fallen schwer und grollend aufschlagend, wie die Starken, die der tückischen Geschicklichkeit der Kleinen unterlegen sind.

Zur Seite waren die geschnittenen Bretter zu luftigen Gebäuden aufgeschichtet.

Das Mühlrad klapperte immerzu. Es warf glänzende Strahlenbündel in die Luft und ließ die weißen Flocken von der Sonne vergolden. Moose klebten an den schwärzlichen Speichen. Sie stiegen erstaunt empor, und ihr Grün, das von einer unerhörten Intensivität war, leuchtete, schillerte unter dem Schleier von Gold und weißem Schaum. Es schien Lieder zu singen, die man hier oben

nicht verstand, stumm, kalt, traurig, mit einer lockenden Sehnsucht, die nur die Tiefe kannte, dort, wo das Wasser dunkel war, still und tief. Auf der Höhe schien es erstaunt anzuhalten, um gleich wieder unaufhaltsam, ohnmächtig und wie im Traum in die Flut zu tauchen.

Wie so das Wehr rauschte, das Mühlrad einsam und traumhaft ging, schienen die langen braunen Schuppen, die gestorbenen Bäume und alles zu schlafen.

Aber plötzlich stöhnte irgend etwas traurig auf, kreischte etwas wütend und haßerfüllt mitten hinein, und fiel dumpf ein Stamm.

Dann war es, als ob das Mühlrad rascher sich drehte, als ob die Wasser stiegen. Und es schien, als reckten sich tausend harte braune Arme drohend in die Luft, mit wildem Geschrei. Die Schuppen, die Bäume, alles schien zu wachsen, mit mächtigen Armen in die Luft zu stoßen, wie ein gefräßiges, drohendes Ungeheuer.

Aber Gustav Mergenholz fing an zu lachen. Er schien selber ein Ungeheuer, das schwitzte, das häßlich war und hungrig. Er spuckte Gabriel vor Vergnügen ins Gesicht und raunte ihm in die Ohren: „Jawohl, mein Lieber. Das rentiert... rentiert. Das Wasser kostet mich absolut nichts ... Mein Wasser! Und die Leute hier draußen, die kennen die Krankheiten der Städte noch nicht. Da gibt's keine Sozialdemokraten. Ich gebe ihnen zwei Mark, vielleicht drei. Also. Ist das nicht schön?"

„Tja," sagte Gabriel.

Als sie über die Werkplätze schritten, sah er, wie alle sich vor ihm duckten. Aber wenn er vorüber war, machten sie sich lustig über ihn.

III

Ins Haus, das heißt in das große weiße Gebäude vorn, zurückgekehrt, führte ihn Mergenholz noch in sein „Bureau".

Sie trafen dort den Buchhalter, der, im Kreise herumlaufend, französische Verben konjugierte. Er hielt sich dabei die Nase zu, um die Nasenlaute besser hervorzubringen. Mergenholz erklärte Gabriel vor der Tür, daß der Buchhalter noch jung, aber sehr strebsam, sehr tüchtig sei. „Ich kann nicht Französisch," sagte er. „Pöh, das brauche ich auch nicht zum Geldverdienen. Aber der junge Mann da drinnen ist nun eben strebsam, — ein ganz brauchbarer Mann."

Er schlitzte die Tür auf. Der Buchhalter tat seine Finger von der Nase weg und machte einen Satz nach dem Pult, wo er wie angenagelt stehen blieb.

Mergenholz tat nun wichtig. Er suchte nach einem Pincenez und sagte: „Also, mein Lieber, das ist mein Bureau. Das ist mein Buchhalter Hermann Haagen."

Der junge Buchhalter stand stramm, so gut er konnte; seine Beine waren ein wenig krumm. Aber der lange Leib, der darauf saß, war trotz der hängenden Schultern und des Kopistenbuckels würdig. Er hatte ein altes Gesicht, das

gelb war und skrofulös. Eine Doublebrille gab ihm das Ansehen eines Gelehrten.

So stand er; als ein Mann, der würdig und seiner sich bewußt die Order erwartet. Er sah Gabriel an, wobei sein blasser Mund mit skrofulösen Lippen breiter wurde und anfing zu jucken. Auch die gelbe Skrofelnase fing an zu jucken und schnupperte prüfend in der Luft, die nach Tinte roch. Nicht eine Fliege rührte sich.

Gabriel machte ein ernstes Gesicht. Er lachte nicht und sagte sich, daß sich ihm hier eine völlig neue Welt eröffne. Er empfand Lust, darüber nachzudenken, ob ein Leben, vielleicht sein Leben, überhaupt unnötig oder nur verfehlt sei. Schließlich überlegte er, ob nicht die moderne Dekadenz, die stetsfort einen violetten Sinnenkult im Dienste einer Hypersensitivität, eine perverse Fäulnis verherrlichte, ob nicht alles das, was ein wenig stank, sehr langweilig wurde und schließlich entschieden ungesund war, ob man das nicht an den Nagel hängen und eine neue Richtung anbahnen sollte im Sinne seiner jetzigen Umgebung. Er kam zu dem Schlusse, daß das sicher interessant wäre, weil man ja nicht wissen konnte, ob diese Richtung ernst oder lächerlich werden würde oder vielleicht so unnütz wie all das andre.

Nun lachte er.

„Zeigen Sie einmal die Bücher vor," begann Mergenholz wichtig.

„Sehr wohl, Herr Mergenholz," sagte der Buchhalter. „Ja—a . . ."

Seine Stimme klang dumpf. Er dehnte das a, es klang ruhig, dunkelschwarz mit einem dumpfen Rattern, das von der Lunge kommen mußte und in der weißen Mundhöhle ein Echo fand, bevor es über die gelben Zähne quoll. Die Mundwinkel glitzerten feucht, und in den Augenwinkeln lag eigensinnig eine weißliche Substanz.

Gabriel konstatierte, daß sein Atem übel roch.

Uebrigens waren die Bücher in tadelloser Ordnung. Die Schrift schien gestochen in dem fleckenlos reinen Papier. Der Mann mußte ein Schreibkünstler sein. Die Buchstaben rannten einander nach, elegant und eilig, aber in einem wohlgeordneten korrekten Abstand, manchmal verstiegen sie sich aus ihrer anspruchslosen Sauberkeit zu zarten Windungen, adretten Schnörkeln, die eifrig mitrannten, ohne die Harmonie zu stören.

Und Gustav Mergenholz wuchs. Er kalkulierte, machte Ueberschläge und schlug so lange mit unerhörten Ziffern auf Gabriel los, bis dieser, über die Schnörkel strauchelnd, mit Zahlen vollgesogen und halb ohnmächtig von dem Schweiße Mergenholz' und dem Atem des Buchhalters, der jetzt entschieden stank, ins Freie hinaustaumelte.

Hermann Haagen warf ihnen noch ein dumpfes: „Sehr wohl . . . Sehr wohl, Herr Mergenholz . . ." nach, das draußen in die unbedingte Stille des Abends hineinfiel. Das Sägewerk schwieg.

‚Diese neue Richtung würde nichts taugen,' überlegte sich Gabriel. ‚Man muß die Menschen erst zur Reinlichkeit erziehen, einer schönen Reinlichkeit. Wie

die Leute doch immer schmutzig waren! In der Stadt, wo der perverse Geruch einer überfeinerten Kultur in Fäulnis überging, und hier, wo es nach der Scholle roch. Und sonst war doch alles so reinlich: das weiße Haus, das dort im Abend stand, das reine warme Braun der Stämme, der Himmel, der verblaßte — alles —, nur die Menschen waren ekelhaft.

Beim Abendessen nannte er Frau Trude wieder Madame. ‚Ich kenne eigentlich niemand,' dachte er hochmütig.

Mergenholz suchte mit seiner hohen Stimme wieder die Löcher auszufüllen, die allerorten klafften. Denn auch Frau Trude schwieg. Wie sie so in der Dämmerung saßen, schienen sie drei fremde Wesen, wo keines das andre kannte. Mergenholz grölte und fing manchmal an zu feixen. Man wußte nicht warum. Er trank Wein und schien ein spukhafter Kerl, der einen ganz ungehörigen Spektakel machte.

Frau Trude saß schweigend, die Hände im Schoß, der sich undeutlich rundete, mitten in dem Fluß der Glieder. Ihr Fleisch atmete ruhig. Gabriel fand, daß sie reinlich sei. Er sah ihr ins Gesicht, das unter den lastenden blonden Haaren durch die Dämmerung leuchtete. Sie sah fremd aus. Sie schien mit dem weißen Gesicht, das die Haare schatteten, den unbewußten Rundungen ihres Fleisches, dem ruhigen Atem und den Ranken traumhaft schöner, stiller Glieder die Dämmerung zu sein.

Als Gabriel schlafen ging, schwatzten auf den Pappeln vor dem Haus die Stare. Ferne Wälder ruhten. Die Wiesen dunkelten. Die Pappeln standen hoch, starre dünne Zweige in die Höhe reckend. Sie schienen traumhafte Wesen, die der Abend überrascht hatte. Ihr Schweigen war ungeheuerlich. Sie schienen unfaßbare Gedanken zu bergen. Und alles war ganz wunderbar.

Wenn ein Lüftchen ging, stiegen an der weißen Mauer des stillen Hauses dunkle Schatten schweigend auf und nieder.

Durch die offenen Fenster drang der Frühling herein, mit breiten Wogen. Die Luft war erfüllt mit seinen Wohlgerüchen.

Unten in dem großen stillen Garten plätscherte eintönig der Brunnen. Jetzt, in der Nacht, schien er zu erwachen. Er lachte, gluckste und warf silberne Wasser in die Luft empor, wo sie feucht aufsprühten wie blasse Perlen. Er atmete Feuchtigkeit.

Er schien den ganzen langen sonnigen Tag nachgedacht zu haben. Jetzt sang er alle Lieder, die ihm einfielen, wunderbare alte Weisen, die niemand mehr kannte.

Wenn er müde war, fing er an zu erzählen, unerhörte Geschichten, die er gesehen und gehört viel hundert Jahre durch. Er hatte den ganzen Tag darüber nachgedacht. Und nun erzählte er sie mit eintönigem Gemurmel, manchmal in der Erinnerung leise auflachend. Die stillen Bäume, das Haus, die dunkle Nacht, alle schienen das wohl zu kennen. Und alles hörte zu, bis sich die müden Augen schlossen, die müden Glieder lässig fielen und alles schlief ...

... Als Gabriel am Morgen aufwachte, hörte er den Brunnen nicht mehr.

Auf dem Dache lärmten die Spatzen unermüdlich und mit Anstrengung. Ein Rotschwänzchen stieß mit einem knirschenden, kiesigen Geräusch drei arme Töne mühsam heraus. Unten im Garten schienen die Vögel ganz toll zu sein. Sie sangen eifrig, als wollten sie einander überbieten, und so heftig, daß man dachte, es müsse ihnen wehe tun. In dem Geschmetter der Buchfinken gingen alle Anstrengungen der Spatzen und Rötlinge verloren. Aber alle wurden von den Amseln übertroffen, die mit mächtigen quellenden Tönen sangen, aus voller Brust, mit Ueberzeugung und so stark wie Orgelpfeifen. Sie schienen sich verschworen zu haben, alle zu überbieten. Sie hatten sich an verschiedenen Punkten aufgestellt, sich so ablösend, gegenseitig überhörend und klug die Pausen nutzend.

Die Stare auf den Pappeln machten alle und alles nach. Ein alter Star, der ganz im Wipfel saß, pfiff wie ein Lausbube.

Irgendwo in der Ferne klangen die Morgenglocken . . .

— Und so wie gestern, so wie heute ging es alle Tage.

Gabriel ließ sich gehen. Er sagte sich wütend, daß er nie mehr eine Feder anrühren werde. Er hatte genug geschafft. Und wozu? Es taugte doch nichts, das Schreiben machte ihm Ekel, und er überwachte sich mißtrauisch, ob er nicht Komödiant werde. Er verbot seinen Nerven zu reagieren und belauerte sein Hirn, ob es arbeite, Werte aufnehme, Eindrücke umwerte.

Er fühlte sich stumpfsinnig und glücklich in seiner Lethargie. Seine Lunge nahm mit Wohlgefühl die Frühlingsluft auf. Seine Augen maßen die ungeheure Ferne und berauschten sich an all den Formen und Farben. Er betrank sich mit Musik, füllte sich mit Harmonien und Mißklängen. Aber alles das, ohne seelische Messungen anzustellen, rein physiologisch, höchstens bis zum Zentrifugalen gehend. Das psychische Plus, die Umwertung verweigerte er eigensinnig. Manchmal fiel er unbewußt, gewohnheitsmäßig in das Gebiet der Psychometrie. Dann wurde er böse. Sigma und Reaktion behandelte er als persönliche Feinde, boshafte, tückische Wesen, die es darauf abgesehen hatten, ihn zu belauern und zu betrügen.

Sein Verhältnis zu Frau Trude blieb unverändert. Er vermied sie, ohne ihr gerade auszuweichen. Er war nicht feig. Seine Lethargie schützte ihn vor Affektion. Sie war die Frau seines Freundes Gustav Mergenholz, ein Glied ihres Geschlechts. Er hatte die Frauen analysiert, ausgeschöpft, geistig verwendet. Jedenfalls nicht erschöpfend. Wer könnte denn das! — Ob er die Frauen haßte? Er dachte nicht darüber nach. Die Frauen hatten ihn erst unglücklich gemacht, weil er dumm gewesen. Dann war er klug geworden. Und als er sie analysiert hatte, kalt, grausam, geheimnisvoll, da hatten sie ihm mit vollen Händen das Glück zugeschöpft; das heißt, soweit Berühmtsein Glück sein konnte . . . Die Frauen waren ihm ein Faktor, der ihn nichts mehr anging . . .

Er war schweigsam und höflich und sagte zu Frau Trude immer Madame.

Auch sie blieb schweigsam. Sie war sehr still, und es schien manchmal, als ginge sie im Traum.

Gustav Mergenholz machte sich nichts daraus. „Die Weiber haben ihre

Mucken, besonders meine Frau!“ Er war glücklich, weil ihn seine Rechnung nicht betrog. Denn das Wetter blieb schön, grausam schön. Jeder Tag begann mit einem klaren Morgen, gipfelte in einem Mittag, über dem die eherne Sonne mit einer unheimlich brütenden, mordenden Kraft lag, wie glühendes, düsteres Ungeheuer. Die müden Abende trogen stets mit Wolken. Und die Nächte brachten keinen Regen.

Das Gras dorrte auf dem Halme ab. Die Heupreise stiegen unmenschlich.

Gustav Mergenholz machte ein Bombengeschäft. Er begrüßte Gabriel jeden Morgen mit einem Triumphgeschrei. Den ganzen Tag schleppte er ihn dann herum als Zeugen seiner Triumphe. Sie fuhren in dem Wagen über Land. Er brachte Lederpolster in den Wagen. Oben spannte er eine weiße Plane und tat alles, um es Gabriel so angenehm wie möglich zu machen. So fuhren sie inmitten der gespenstigen Ruhe des glutheißen Mittags überallhin. Das Pferd vor dem Wagen schlingerte und schlug mit dem Schweife wütend nach den blutgierigen Bremsen. Sie sahen die Felder an, schätzten den Wald, konferierten mit Unternehmern.

Seine Kalkulationen trogen nie. Er besaß eine ursprüngliche Intelligenz, eine Art Geschäftsinstinkt. Unternehmer und Spekulanten suchten ihn vergeblich mit ihren Triks zu betrügen. Er schien in allem, was Geldverdienen hieß, ein eigentliches Genie zu sein.

Gabriel fing manchmal an, ihn zu bewundern.

Das freute Mergenholz dann mehr wie alles. Er schwitzte, schlug sich auf die Schenkel und lachte sich kurzatmig halbtod. Er strich mit einer runden Armbewegung ungeheure Summen ein. Die ganze Welt wollte er mit Sägewerken anfüllen. Drüben ging nächste Woche eine neue Bahn. Er saugte immer mehr Länder auf. Sein Heißhunger schien schon die ferne Stadt verschlingen zu wollen. Er fragte sich ernsthaft, wie er wohl seine Ländereien noch mehr ausnutzen könnte, dreifach: unten, oben und in der Luft. Einstweilen machte er diesen Sommer die Probe oben auf der Erde; mit Maschinen und Dampf. Das andre würde dann schon kommen.

Er hatte eine physische Lebensfreude, einen ungeheuern, unternehmenden Appetit, der Gabriel in Verwunderung brachte. Seine derbe, unverwüstliche Kraft war ein brutales Genie, das sicher und mehr Geld einbrachte als all die feinen, das Verbrechen streifenden wagemutigen Unternehmungen der modernen Finanzspekulanten in den großen Städten.

Der skrofulöse Buchhalter hielt sich nie mehr die Nase zu, weil er keine Zeit mehr fand für seine französischen Uebungen. Er bohrte sich wie ein scheußlicher Wurm in die Arbeit hinein und wurde noch gelber. Wenn Mergenholz kalkulierte, diktierte, so sagte er dumpf: „Sehr wohl, Herr ... Sehr wohl, Herr Mergenholz.“ Aber nächstens mußte doch wohl ein zweiter Buchhalter her.

Heute war Mergenholz verreist, weit ins Land hinein. Das Wetter mußte sich bald ändern. Heute morgen war kein Tau gewesen und der Tag kühlte

schon ab. Mergenholz wollte sein letztes Heu verkaufen, zu Preisen, wie sie noch nie dagewesen.

Gabriel blieb zu Hause. Er ging zu den Ställen, wo die schönen Kühe sanft und satt in der Dämmerung standen. Aber die Schmeißfliegen schossen dort haufenweise herum. In der Sonnenhitze des Mittags atmeten die Ställe einen faden Geruch, der Uebelkeit machte.

Von dem Sägewerk drang breit und dunkel der Orgelton herüber. Die Fräse kreischte. Die Stämme drohten dumpf und schwer im Fall.

Er wußte nicht, wohin er gehen sollte. Er fürchtete diese grausame Sonne, die seit Wochen alles zu Pulver verbrannte. Die nahe Stille und der ferne Lärm kamen ihm fremd vor. Er merkte, wie sehr er sich an die Ausfahrten mit Mergenholz gewöhnt hatte. Der stand nun sicher irgendwo schwitzend und mit rotem Kopf, kurzatmig Angebote austeilend wie Hiebe, mit Gesten alles abrundend, aufbauend, besiegend.

„Schließlich mußte man etwas treiben!"

Zum erstenmal empfand er eine Oede. Es war nicht gerade Langweile, aber doch unangenehm. Er bekam plötzlich einen Schreck. Wenn es nun mal nichts andres gab, so etwas Dauerndes, da konnte er ja wieder zu seinem alten Krempel zurückkehren. Wie? Ach so — das ging nun auch nicht mehr. Er wußte ja gar nicht, was er schreiben sollte. Denn was er früher geschrieben hatte, das war Mist. So etwas ging auch sonst nicht mehr. Dort hatte er getobt und sich mit Bosheiten an all denen gerächt, die ihm einst etwas zuleide getan. Aber das machte ihm nun plötzlich keinen Spaß mehr.

Vielleicht wenn man sonst etwas schreiben würde, vielleicht etwas Staatserhaltendes, etwas mit Moral.

Er dachte an Hermann Haagen.

Das war also auch Mist — wie alles. Und die Leute waren nun mal so unreinlich!

Er ließ die Lippe hängen und tappte unsicher zwischen den Stallungen und dem Hause herum.

„Sollte das das Ende sein? — Das wäre was!"

Er warf den Kopf trotzig in den Nacken und sah herum:

Die weiße Mauer des großen Hauses glänzte grell im Sonnenlicht. Die grünen Lichter der Läden schienen halb ausgelöscht. Aber das braune Gegitter des Spaliers stand fest. Es karrierte die halbe Wand. Die Rebe hielt sich zäh daran mit braunen Händen; ihre Blätter bildeten eine grüne Mauer.

Ah, dort rundete sich steinern der mächtige Torbogen. Und durch das kühle dunkle Flurgewölbe hindurch winkte fern, groß und märchenhaft das frische Grün des Gartens, über dem hochgewölbt ein Stück blauer Himmel hart und flirrend stand. Unter der Blättermasse halb verdeckt, sah das braungrüne Gewölbe des alten Brunnens heraus. Er atmete Kühle. Blasse Perlen fielen in die grüne Luft, rieselten silbern herab. Und in der durchdringenden Stille des heißen Sommertages erzählte das Wasser murmelnd und nimmermüde namenlose

Geschichten, lachte leise auf, gluckste und schien fröhlich und guter Dinge trotz der Sonne, deren gespenstiggrelles Auge glühend am Himmel hing.

„So oder so — jedenfalls bin ich nicht verpflichtet, mich hier draußen braten zu lassen. Ueberhaupt, das hab' ich ja noch gar nie gesehen! Da renne ich immer so blödsinnig mit diesem nimmersatten Banditen in der Welt herum; indessen weitet sich hier ein Stück Paradies.“

Er war ärgerlich, schlapp und hatte so ein widerwärtiges, unfrohes Gefühl. In dem dunkelkühlen Flur stehen bleibend, belauerte er sich mißtrauisch: ‚Ob es nun abwärts geht oder nicht — ein Narr war ich schon immer.‘

IV

Er trat rasch in den Garten ein.

Es war ganz still. Auf dem roten Dache schrie die Sonne, gierig und grell. Aber der Garten bot ihr Trotz. Ein paar der obersten Zweige welkten unter ihrer Leidenschaft; von ihren glühenden Küssen blutete da und dort ein Blatt. An den hohen weißen Mauern hing großblätterig wilder Efeu. Er hing bis auf die Erde hernieder wie ein dicker Teppich, lugte durch Fugen und Fenster, schmiegte sich heimlich am Boden hin, um gleich wieder keck auf die nächsten Bäume zu klettern. Die Bäume! Sie atmeten still und mächtig in der Sonnenglut, wie Menschen im Schatten. An den Buchen kreisten blaugraue Schatten. Die Linden fingen schon an zu duften, und auf breiten braunen Stämmen wuchtete die dunkle Pracht breitblätteriger Kastanien. Hinter den hängenden Schleiern grüner Blätter lauschten stille Wiesen. Wie fremde Welten lagen sie versteckt, mit hohen Gräsern, die lautlos standen, und Blumen, die ohne Wahl und Zucht in bunten Kränzen üppig blühten, wo es ihnen gefiel. Hinten blinkten still und fromm reine Birken, lichtgrün und weiß.

Aber um den Brunnen her sammelten sich die mächtigen Stämme alter Ahornbäume. Die starken Aeste luden mächtig aus, schwippten wie die Strebebögen gotischer Dome weit hinauf ins Licht, wo sich ihre Zweige, überladen mit Blattwerk und den Nasen der Doldentrauben, zu einer dämmeriggrünen dichten Kuppel schlossen.

Hier war es kühl und still. Kaum daß ein Meislein müde zirpte. Hinten, in den versteckten Wiesen, riefen eintönig die Grillen.

Und alles das tat der alte Brunnen. Er schien eine Gottheit, sehr alt, sehr gut, heiter und weise. Er sorgte für alles. Sein Atem gab den Bäumen Kraft und machte die Wiesen grünen. Er tränkte all die Tierchen. Sein Becken, das im Schatten der grünen Ahornbäume lag, schien ein großes, tiefes dunkles Auge, das nachdenklich über den Garten und alles zu wachen schien. Vorn im Licht klang fröhlich sein Plätschern, rieselte das Wasser goldig in der Sonne und kreisten schweigsam ernste Ringe im Sonnengold. Auf dem breiten Rande von grünbemoosten braunen Steinen lag ein schlankes Eidechschen mit klugen, geheimnisvollen Augen. Unter der dünnen silberschimmernden Haut des Halses pochte heftig das Blut.

Gabriel stand und staunte. Und all diese Schönheit wandelte seinen Zorn in Traurigkeit und Güte. Er wich der Eidechse aus. Zart und versöhnlich ging er in weitem Bogen um sie herum und setzte sich drüben im Schatten der mächtigen Bäume vorsichtig auf den Brunnenrand.

Die Eidechse blieb. Das machte ihm Vergnügen. Aber als er nun aufatmend herumschaute, merkte er plötzlich, daß er nicht allein war. Vor ihm, noch tiefer im Schatten, leuchtete das blasse Gesicht der Frau Gertrud. Ihre Augen waren weit und dunkel auf ihn geheftet. Die Haare schienen noch reicher und schwerer über der weißen Stirn zu lasten. Das helle Kleid floß über den grünen Steinrand, da und dort gewellt, durchbrochen von den schönen Rundungen ihrer Glieder, ihres warmen Leibes.

Er schaute verwundert, und in seinem Innern, das so schon aufgewühlt war von einem jämmerlichen, hoffnungslosen Unfrieden, regte sich etwas wie Haß.

„Entschuldigen Sie — Madame!“

Die Eidechse hastete entsetzt vom Brunnenrande herunter. Man hörte sie raschelnd durch die Büsche fliehen.

„Warum so, Gabriel? ...“

Sie legte ein Buch zur Seite mit blaßvioletter Decke und unmöglichen Blumenstücken: „Die Frauen“. Er erkannte, daß es eines von seinen Büchern war.

Als sie sah, daß er zögernd stehen blieb, mit einer Gebärde, die ein Achselzucken bedeutete und die sie schon von früher kannte, begann sie schüchtern, mit einer Stimme, die ein wenig zitterte und die klang wie die Stimme eines nachdenklichen Kindes:

„Du bist mir böse ... du ... Warum sollen wir uns hassen? Das ist traurig, Gabriel ...“

Er dachte, es sei heiß draußen. Dann fand er es brutal, sie immer Madame zu nennen; das war auch lächerlich. Uebrigens ... was konnte ihm daran liegen, wenn er irgendwie diese ekelhafte Zeit totschlug! Das war ja dummes Zeug!

„Wie — du willst ... Trude!“

Sie war ihm fremd. Schließlich waren ihm alle fremd, ihm, einem heimatlosen Abenteurer. Jawohl. Er wollte keine Komödie spielen. Und eigentlich, wenn er ein wenig aufpaßte, so konnte er zu der Frau auch „du“ sagen ... du, Trude ... Er wurde wütend. War es nicht genug, daß sein ganzes Leben eine böse Komödie war und daß er sich zehn Jahre hindurch mit seinen Romanen, seinen versagenden Nerven und wahnsinnigen Gedanken herumgeschlagen hatte? Nur keine Komödie!

Sie sagte einfach: „Erzähle ...“

„Nun? ...“

Sie drehte das Buch in den Händen, sah ihn an und sagte nachdenklich: „Alles.“

„Ah —“

Er verstand. Die Hände verschränkt, begann er gleichgültig:

„Um zu einem Ziele zu kommen, kann ich gleich von vorn anfangen; das

schadet nichts, und ich weiß ja bald selbst nicht mehr, woher ich eigentlich gekommen bin und wie das alles so gegangen.

Da war meine Mutter. Ich sagte zu ihr Mama. Wir wohnten drei Treppen hoch, gleich um die Ecke, am Wall draußen. Man nannte sie Frau Inspektor. Aber sie hatte nur das Einkommen einer Wäscherin. Sie war sehr gut, sehr sanft, vielleicht ein wenig mißtrauisch.

Das kam von den Tanten her.

Da war erst die Susanne, du erinnerst dich noch? Die Kleine mit dem wütenden Kopf, die war ein Satan, der Mama zu Tode schindete. Dann die Tante Amalia, mit einer großen Nase, qualligen Augen und dünnen Lippen, die kaum die großen Zähne deckten, die übrigens falsch waren. Sie war besser wie die Tante Susanna und sehr fromm. Ihre Frömmigkeit war wie ein großer Knochen, mit dem sie uns fortwährend bearbeitete. Ich machte mir natürlich nichts daraus, aber Mama ging es sehr nahe. Ueber mich hatten die Tanten nur eine Meinung, die sie Mama und mir bei jeder Gelegenheit sagten und die darin gipfelte, daß ich der größte Satansbraten sei, den die Erde je getragen.

Uebrigens hatte die ganze Welt dieselbe Meinung. Wenn in der Schule irgend etwas los war, so mußte ich die Sache auslecken. Da mir dies vollständig Wurscht blieb, so untersuchte ich niemals, wie weit meine Schuld ging; aber ich verachtete alle, weil sie feig waren und unehrlich.

Ich war damals sehr verliebt ... verliebt in dich.

Was mich das für Listen und Schmisse gekostet hat! ...

Deine Leute waren wütend, und meine auch. Das machte aber nichts. Ich ging einmal mit Mama zu Dieze. Ich war sicher, dich in dem Riesenwarenhaus zu treffen. Mama paßte nicht gut auf, und ich verlor sie im Gewühl. Dafür fand ich natürlich dich. Wir lachten erst, weil unsre Feinde draußen lauerten, deine Leute drüben auf dem Trottoir, meine Tanten hüben vor den Schaufenstern. Dann kaufte ich dir ein Paar lila Glacéhandschuhe, aber nur ein Paar billige, weil ich ja nie Geld hatte. Später fuhren wir mit dem Lift in den obersten Stock hinauf, wo der Photograph war. Dort ließen wir uns zusammen photographieren. Als du dann immer Angst hattest, es könnte jemand die Photographie sehen, die ich doch immer auf der Brust trug, wurde ich wütend und schmiß sie dir vor die Füße.

Ich wurde nächstens volljährig. Die Schulen hatte ich mit Ach und Krach absolviert, nicht ohne daß jeder einzelne Lehrer, und der Rektor im Namen der Gesamtheit, mir gesagt hätte, daß aus mir in meinem ganzen Leben nichts werde.

Meine Mutter wußte nicht, was nun kommen sollte, und ich noch viel weniger.

Unterdessen kamen deine und meine Leute hinter unsre Schliche. Das war etwas! Dein Vater paßte mich ab. Ich sehe ihn noch: er schaukelte drohend und würdig seinen Hängebauch und sagte mir barsch, daß ich nun wohl meine Frechheiten bleiben lasse, oder er komme auf mich.

‚Mein Herr,‘ sagte ich, ‚ich kann die Matura machen und Student werden.‘

‚Ein Taugenichts können Sie werden!' rief er so laut, daß sich die Leute auf der Straße umdrehten. ‚Lernen Sie ein ehrliches Geschäft, und retten Sie Ihre Haut.'

‚Keine Beleidigungen, mein Herr!' sagte ich entrüstet. ‚Ich bin nächstens mündig. Uebrigens werde ich Ihre Trude heiraten.'

Er bleckte die Zähne unter seinem großen Schnurrbart. Dann begann er pruschtend mit rotem Kopf: ‚Sie Windbeutel ... Sie ... Ich lasse Sie polizeilich festnehmen ... So ein Lumpenkerl. — Sie richten Ihre Mutter zugrunde!'

Ich hatte das Gefühl, daß er das letzte nicht hätte sagen sollen. Ich fing an zu zittern. Nachdem ich mir innerlich fest vorgenommen hatte, meine Mama nicht zugrunde zu richten, lieber zu arbeiten, und sollte ich Häringe verkaufen; nachdem ich mir das vorgenommen, inmitten einer roten Wolke, durch die der Hängebauch meines Widersachers zitterte, erachtete ich es als meine Pflicht, ihm in den Bauch zu treten. Denn meine Mama ging ihn nichts an. Er kam mir ekelhaft brutal vor, und ich haßte ihn wahnsinnig, weil er mir mit einer Wahrheit weh getan hatte, die ihn nichts anging und gegen die ich mich nicht wehren konnte.

Dein Vater war jedoch plötzlich verschwunden.

Ich weiß nicht mehr, wie ich damals nach Hause gekommen bin.

Mein Vorsatz, ein andrer Mensch, quasi das, was die Leute ‚tüchtig' nennen, werden zu wollen, war mir ganz ernst. Aber selbstverständlich mußte ich doch noch mal dich vorher sehen, das gab Mut und ging überhaupt nicht anders.

Ich lungerte nun stundenlang am Wall herum. Ich drückte mich um eure Ecke, schlich nächtelang straßauf, straßab. Dein Papa ließ sich nirgends sehen. Ich glaube, daß er Angst hatte. Einmal sah mich deine Mama. Sie warf mir einen queren Blick zu und fing plötzlich an zu laufen, als sei ich verseucht. Nächtelang stand ich unter deinem Fenster, wo ich alle Pfiffe probierte; ich führte vollständige Konzerte auf. Einmal, ich hielt es kaum mehr aus vor Verrücktheit, kletterte ich zu deinem Fenster hinauf. Ich klemmte Finger und Fußspitzen in die Fugen der Rustika und kam bis zu dem breiten Sims. Dort mußte ich wieder umkehren, wenn ich nicht das Genick brechen wollte. Auch rannte ein Schutzmann herbei.

Am andern Tage oder sonstwann erzählten die Tanten meiner Mama, daß du den Kasinoball der ‚Jungen' besucht und dich dort verlobt hättest. Es sei unmäßig lustig gewesen.

Da legte ich mich ins Bett. Dort sagte ich mir, daß nun alles aus sei und der Teufel die guten Vorsätze holen möge.

An jenem Abend stahl ich Mama zwanzig Mark. Statt des Geldes ließ ich ein Briefchen zurück, in dem ich sagte, daß sie mir das Geld als Reisepfennig schenken möge, weil ich nun selbst mein Glück versuchen und in die Fremde gehen wolle. Es könne ihr nur angenehm sein, wenn ich ihr nicht mehr zur Last falle. Sie solle sich nicht um mich bekümmern. Sie sei meine süße Mama ... und so weiter.

Ich schlich zum Hause hinaus. Als ich durch die Straßen ging, die so

muckerisch dunkel waren, schwor ich, dieses elende Nest nie mehr zu betreten oder höchstens als großer Mann, als irgend etwas Mächtiges zurückzukehren, um die ganze Bande zu schwefeln.

Nachdem ich in irgendeinen Zug gesprungen war, fuhr ich irgendwohin.

In der Fremde ging es mir erst lausig. Welchen Sumpf von physischem und sittlichem Elend ich durchwaten mußte, erzähle ich nicht, — weil das ekelhaft ist, so ein Sumpf, häßlich.

Ich machte bald die wunderbare Entdeckung, daß der Mensch ein unerhörtes physisch-tierisches Daseinsvermögen besitzt, eine unglaublich zähe Lebenskraft.

Die erste Stellung, die ich erhielt, war bei einem Jauchepumpenbesitzer. Es war ein alter Mann, der sehr zerstreut war und das harmlose Dasein eines langweiligen Schafes führte. Mit seinem Sohne, der ein kleines mageres Männchen war, tuberkulös und immer rauchend, mit diesem Sohne und einem großmauligen langen Kerl, der sich gebärdete wie ein Tragöde, mußte ich die Jauchepumpe bedienen.

Was ich sonst noch alles gewesen, weiß ich nicht mehr genau: Stiefelputzer, Portier, Straßenkehrer. Schließlich strandete ich als Buchhändlergehilfe.

Nachdem ich so ein paar Lesefuttergeschichten verschlungen hatte, sagte ich mir, daß ich das eigentlich auch könne, und vielleicht noch besser.

Die erste ... sagen wir Arbeit, denn es war mir ernst damit — verkaufte ich an eine Zeitung für fünfzehn Mark.

Das war nicht viel, denn die Hälfte davon gab ich allein für Materialien aus.

Aber ich war sehr glücklich, in meinem Rausch. Ich hatte das Gefühl des Gehobenseins, das sehr angenehm war, und fühlte entschieden meine eigne Wichtigkeit.

Und ich schrieb nun halbe Nächte hindurch. Zu meinem Erstaunen nahm aber niemand die ‚Werke‘ an, obschon sie doch nach meiner Meinung gut waren. Ich gedachte unerhörte Wahrheiten zu sagen, unendliche Schönheiten zu schaffen, abgrundtiefe Gedanken zu erschöpfen.

Ich war der Verzweiflung nahe. Alte, kaum verharschte Wunden brachen auf, und ich faßte verzweifelt all die Schmerzen, den Zorn und was mein Innerstes aufpeitschte und mich unglücklich machte, in einem Werke zusammen, das in kaum vier Wochen zustande kam. Und das Wunder geschah: es wurde angenommen.

Es brachte zwar nur Ehre ein, kein Geld. Und selbst diese Ehre kam nur von Menschen, die vielleicht ebenfalls litten oder die irgendwie die graue Not gesehen hatten. Aber ich lernte. O, ich wurde klug. Die Menschen — pah — das Publikum wollte in den Büchern Leiden auskosten, ungefähr wie jene, die ihrer Grausamkeit bei Stiergefechten Rauchopfer bringen. Die Leiden fremder Seelen mußte ihr Blut peitschen, wahnsinnige Begriffe, anrüchige, neurasthenisch suggerierte Schönheiten ihre Sinne kitzeln, die das rein Schöne nicht erfassen konnten, weil in dem Sumpfe ihres trägen Daseins nur Giftblumen, endlos

traurige Moore und die geisterhafte grauenvolle Schönheit irgendeiner verborgenen brutalen Ungeheuerlichkeit möglich waren.

Und ich schrieb. Ich belauerte mich. Ich schöpfte mein ganzes elendes Dasein aus. Ich riß die alten Wunden immer wieder auf, faßte jeden Tropfen Blut sorgsam ab, um alles in Erfolg umzuwandeln.

Was weiß die Menge von alledem? Sie lesen irgend etwas, das rührselig und brutal genug ist, um ihnen den flüchtigen Moment eines Rausches zu verschaffen. In einer halben Stunde haben sie gefräßig eine Arbeit verschlungen, die mit Blut getränkt wurde, über der die graue Sorge gewacht und die endlos lange dunkle Nächte gekostet. Manchmal ... Was? ... meistens wird dieses Produkt einer unerhörten Anstrengung als Scharteke achtlos auf die Seite geworfen.

Ach, wie wurde ich klug!

Man kann immer nur etwas geben: sein Leben; das, was an dem eignen Herz zerrte. Das klingt nicht modern, aber es ist so. Wenn alles ausgeschöpft ist, kommen höchstens noch die Reflexe, die Variationen und solches Zeug.

Was die Ursache unsers Schreiens ist, das bleibt im Grunde immer die Frau, jene erste, wunderbare. Die hatte ich und drehte sie nach tausend Seiten. Als die normalen Krankheiten vorüber waren, kamen die Geschwüre.

Wenn jemand klug gewesen wäre, hätte man gesehen, daß bei mir immer nur eine Frau, immer nur derselbe Schrei nach Liebe oder Glück gewesen war.

Nun ja, zum Glück merkten sie das nicht und rühmten meinen Reichtum an Frauengestalten, die Fülle meiner Gedanken; was doch nur immer der eine, armselige Notschrei war.

Als ich zu Ende war mit dem Ausgeben meines Innern, merkte ich, daß absolut nichts mehr übrigblieb. Ich stand da wie ein ausgeschöpfter Brunnen, weil ich alles auf den Markt gebracht, irgendeiner unbekannten Menge gegeben hatte fürs Geld. Die Seele war prostituiert.

Aber ich tröstete mich. Ich sah das Publikum, das anfing, aufmerksam zu werden. Für das hatte ich mich und alle Welt fortgesetzt belauert und die Frauen schonungslos analysiert; jedes Gefühl, jede Zuckung, jede leise Regung, die irgendwo, irgendwie wie eine Ahnung dämmerte, gierig gefaßt, seziert, grausam spielend zerstört.

Nun kannte ich die Menschen und was sie wollten. Ich kannte die Mache, hatte die Routine, und die Frauen waren mir Faktoren, die man werten konnte, die läppisch oder zu unerhörten Chamäleons gemacht werden konnten.

Ich verachtete die Frauen, die ganze Welt.

Und nun wurden meine Bücher immer violetter. Sie stöhnten oder schrien mit wahnsinnigen Farben, unmöglichen Zeichnungen.

Aber die Menschen, die den reinen harmlosen Brunnen verachtet hatten, die wälzten sich nun in der Gosse einer krankhaften, neurasthenischen Verrücktheit, ganz blödsinnig. Ich peitschte sie, und sie küßten dafür dankbar jede verachtungsvolle Geste, jede komödienhaft aufgeputzte Empfindelei, warfen mir

völlig das Geld in den Schoß und schrien hysterisch meinen Ruhm über den Sumpf hin.

Das ist modern.

Mein Gott, die Leute sind so unreinlich — so unreinlich."

Er hielt plötzlich mißtrauisch ein und dachte: ‚Ich spiele wohl da wieder Komödie?'

V

Frau Trude lag zusammengesunken auf dem kühlen moosigen Brunnenrand, ein stilles Häufchen Schönheit.

Es war ganz still. Nur der Brunnen fiel eintönig und singend in das weite tiefe Becken, aus dem das Gold verschwunden war, da die Sonne jenseits der hohen Ahornbäume in den blauen Aether sank, das Wasser glänzte wie ein mattes, silbernes Lächeln in der Luft, fiel singend in das Becken, wo es plötzlich sinnend stehen blieb.

‚Ich habe sicher Komödie gespielt,' sagte sich Gabriel wütend.

Er machte ein böses Gesicht und sah nach Trude, die aus einem Traume zu erwachen schien.

„Wie du gelitten hast, Gabriel," sagte sie sanft mit einer lieben, nachdenklichen Kinderstimme, die irgendwo hinter den Bäumen, wo es schon dämmerte, verschwand. Sie saß müde da, mit einem traumhaft schönen Gesicht, das nachdenklich und leidend schien, unter lastenden Blondhaaren. Ihre weißen Hände stammelten und ihre Schultern steckten mitten in einer schönen Gebärde, die um Vergebung bettelte.

Ihre leidende Demut ärgerte ihn.

‚Ob er nun wieder Komödie spielte?' Er hatte Lust, irgend etwas Brutales zu sagen. Aber das würde sicher wieder eine Komödie werden. Zum Teufel! Das gehörte in Romane, und die hatte er dick.

„Wie du gelitten hast," wiederholte sie immer wieder. Und sie setzte nachdenklich hinzu: „Wie elend einen das Leben macht."

Er bekam plötzlich ein stolzes Gefühl und dachte hochmütig: ‚Ich habe mich völlig ausgeplündert und alles der Menge gegeben. Nun bin ich ein Komödiant. Aber ich bin dennoch besser wie diese Menge, die mich gar nichts angeht. O, ich fühle ganz genau, wie fern ich ihnen bin; ich bin fremd, ganz fremd. Sie soll mich in Ruhe lassen.'

Er hielt sich krampfhaft an diesem Hochmut, und plötzlich fühlte er ein Verlangen nach Reinlichkeit. Ganz erfüllt von dieser Idee einer Reinlichkeit, die er sich ungenau vorstellte als den Inbegriff einer schönen Einfachheit, ganz ehrlich, ohne Künstelei, hatte er das angenehme Gefühl eines Badenden. Er meinte den reinlichen Geruch frischer Wäsche zu spüren und sagte:

„Wir sind alle feig und unehrlich. — Weil wir häßlich sind, fühlen wir uns unglücklich. Man muß reinlich sein."

„Wenn ich an alles denke —" begann sie nachsinnend, während die traumhafte Sehnsucht, die irgendwo geschlafen hatte, nun aus ihren Augen sah und

über ihr junges Fleisch rieselte, daß die schönen Glieder zitterten und der Leib sich satter dehnte ... „Wenn ich an alles denke ... es war doch schön. Damals, beim Kinderfest, habe ich deutlich gesehen, wie du beim Sacklaufen mit dem linken Fuß ein kleines Loch bohrtest und der erste am Ziele warst. Der Lehrer mit dem scheußlichen Kropf und dem wichtigen Gesicht wollte dir den Preis nicht geben. Ich dachte, du seist gescheiter und ehrlicher wie die andern, die feig waren, läppisch eingebildet. Nachher, beim Ringelreigen, wünschte ich, daß du zu mir kommen möchtest. Ich sah prüfend auf meine neuen Stiefel von gelbem Chevreau. Das weiße Prinzeßkleidchen war frisch geplättet, es roch nach dem Bügeleisen und knisterte. Und ich dachte: ‚Ob ich ihm wohl gefallen könnte?‘ Dann kamst du. Mir stockte das Blut, und ich wußte gar nicht, was ich machen sollte. Du sagtest, ich sei ein Zieraffe, und machtest lauter Knickse in mein starres weißes Prinzeßkleidchen. Als es Abend war, machten die Kadetten mit einer kleinen Kanone einen Sturmangriff auf die Holzburg, die sie in Brand steckten. Dann gab es Feuerwerk. Drüben in der Schützenwiese spielte eine Musik heitere Weisen. Irgendein Chor sang ein trauriges Lied. Wir hatten unsre Leute verloren, ein wenig mit Absicht, und lagen die ganze Zeit unter den alten Linden im hohen Grase.

Und abends gingen wir zusammen nach Hause. Ueberall spazierten Pärchen. Wir sahen zu, wie sie sich küßten. Du sagtest, daß wir das natürlich auch machen müßten, und bissest mich in die Backen ...“

„Tja.“

‚Wir spielen nun gleich zusammen Komödie,‘ sagte sich Gabriel. Er wurde plötzlich böse. Ueberhaupt, war nicht diese da schuld, daß er sein Leben lang ein verunglückter Komödiant war?

„Wie wir durch die Gärten gingen, im Frühling, wenn die Apfelbäume blühten. Du halfest mir über alle Hecken, und ich stahl Obst wie ein Junge ...“ fing sie wieder an, mit einer sanften Stimme, welche die Sehnsucht müde schwellte.

Aber er machte ein böses Gesicht: „Nun? Wie es kommt, so geht's. Es gäbe mehr Glück, wenn die Menschen nicht so feig und unehrlich wären.“

Er wurde hochmütig: „Uebrigens — ich habe keine Bedürfnisse mehr, weil ich keine Wünsche mehr habe. Es ist nun schon mal alles faul. Jawohl, ich sage es, ich bin ausgeweidet. Es ist nichts übriggeblieben als ein bißchen Fäulnis.“

„Mein Gott,“ sagte sie hoffnungslos. Und sie fügte mit einem leisen Schrei hinzu: „Dieses Leben.“

Es blieb ganz still. Man hörte den Brunnen, der eben wieder zu erwachen schien. Unter den großen Bäumen war dicke, schwarze Nacht. Ueber den Büschen rauchten die Schatten. Oben, wo der dunkle Himmel klaffte und die hohen Mauern des Hauses still und weißlich ragten, rieselte die Dämmerung. Die Luft war wie ein Bad, feucht und warm. Es roch süß und stark nach blühenden Linden.

Gabriel begann langsam, schwer und traurig: „Ja, das Leben ... Der Weg dazu beginnt irgendwo kläglich, winselnd vor Elend. Er steigt dann vielleicht

gegen die Sonne hinan. Aber sicherlich endet er irgendwann plötzlich, erbarmungslos, hart und starr. Das Leben aber schreitet auf dieser Straße, und dort, wo der Weg gegen die Sonne hinansteigt, müssen wir ihm begegnen ...

Ich glaube, daß ich das Leben verfehlt habe ..."

Der Brunnen fing an zu gluckſen. In Busch und Schatten regte sich etwas gespensterhaft, grau und voll Furcht. Die weißen Hände der Frau auf dem Brunnenrand jammerten! Es war ihr, als streiche über ihr blühendes Fleisch eine schauernde Hand, und sie spürte, daß sich ihr Gesicht weinerlich verzog, tränenlos.

Aus der Ferne herüber, mitten in die Stille hinein, fiel Peitschenknall und Räderrollen. Ein Hund fing an zu bellen.

„Gustav Mergenholz."

Gabriel stutzte. „Schließlich fangen wir hier an zusammen zu greinen." Er ließ die Arme fallen und sagte gleichgültig, brutal: „Eins aber ist sicher, und Sie dürfen es jedenfalls nicht vergessen, Madame: Sie sind die Gattin meines Freundes Gustav Mergenholz."

Als er vor das Haus trat, hielt schon der Wagen. Hermann Haagen stand dabei, und sein: „Sehr wohl ... Sehr wohl, Herr Mergenholz!" hallte dumpf in die Nacht hinein.

Gustav Mergenholz war angekommen mit einem Eisbeutel und einer Fröhlichkeit, an der er zu sterben drohte.

Er umarmte Gabriel und erfüllte das Haus mit seinem Triumphgeschrei. Erhitzt, mit rotem Kopf und nach Atem ringend, drang er in das Eßzimmer ein. Gabriel sah ihn prüfend an.

„Mein Lieber," sagte er und schwang den Eisbeutel, „wenn du nicht mäßiger wirst, kannst du mal einen Schlag kriegen."

Aber jener pruschte aus vor Fröhlichkeit. Er aß für zwei und ließ zweimal die Flasche füllen, ganz für sich allein. Er nannte seinen Freund einen Hungerleider, weil er nicht viel aß.

‚Was für ein glückliches Tier!' dachte Gabriel.

Nach dem Essen fing Mergenholz wieder von seinem Erfolg an. Er lehnte schlapp in einer Sofaecke, langsam verdauend, das Essen und den Triumph des Tages, den er nun behaglich und zufrieden vor den andern ausbreitete, mit starken, sicheren Gebärden.

„Nun ja, ich habe heute Eis gebraucht. Es war zu heiß; verdammt schwül war es heute. Und die Arbeit! Aber alles glatt abgewickelt, der letzte Halm ist verkauft — und wie!"

Er begann zu rechnen.

Dann fing er an zu lachen, daß sein Leib zitterte und die Polster krachten: „Wahrhaftig, ich habe Glück gehabt. Morgen kommt Regen, ganz sicher. Aber das macht nichts, ich habe alles verkauft. Ach, das war ein toller Tag!"

Er ruhte sich aus, noch schwitzend von dem hitzigen Kampf des Geldverdienens, aber mit dem breiten, behaglichen Gefühl des Siegers nach der Schlacht.

‚Wer weiß, ob nicht dieses starke Tier das Leben erfaßt hat?‘ dachte Gabriel. Er bewunderte ihn ehrlich. ‚Er genießt fröhlich und stark, er hat kräftige Instinkte für das Leben. Welche Schlauheit er entwickelt, welche Kraft! Das muß der Atavismus irgendwelcher stiernackiger, kriegerischer Vorfahren sein, der sich nun zeitgemäß im Gelderverdienen äußert.‘

Frau Trude saß schweigend da, mit weiten Atropinaugen. Gabriel behandelte sie kühl, sehr höflich und nannte sie wieder Madame. Sie sah ihn an mit einem Gesicht, auf dem ein leidender, schmerzlicher Ausdruck mit der heiteren Glätte eines stillen Glücks kämpfte, und mit großen feuchten Augen, die traurig zu fragen schienen: ‚Warum tust du das ... du!?‘

Gabriel zuckte gleichmütig die Achseln.

Ah, das war die Frau. Er kannte die Frauen. Welche Schauspieler sie waren! ...

Am andern Tage regnete es. Es war ein Regen, der zart und stetig niederstäubte. Er hüllte die Luft, den Himmel und den fernen Wald in einen grauen Nebel. Aber die Schollen der langen Ackerfurchen, die von der Sonnenglut geborsten waren, zerbröckelten nun tiefbraun und voll Wohlgeruch. Die rissige Erde schloß sich, von Feuchtigkeit gesättigt. Die grauverstaubten matten Halme, die halbverdorrten Gräser, die mürrischen bleckenden Steine, das Haus — alles wurde reingewaschen von diesem Regen, in dem sich die Halme wollüstig badeten. Die frischen Farben sangen allerorten kräftige Lieder. Die Bäume standen tropfend, glänzend vor Feuchtigkeit, wohlig und geduldig da. Und über allem leuchteten durch das sanfte Grau der Regenluft festlich die weißen Mauern des großen Hauses.

Der Regen sang tagelang breite Symphonien, eine zarte, stetige Musik voll Ruhe und heiterer Schönheit. Manchmal verstärkte er sich. In eiligem Takte trillerte er auf den Ziegeln des Daches, trommelte an die Scheiben, klatschte breit und behaglich. Irgendwo klingelte irgend etwas hinein, ganz zart und fein. Und schließlich endete das Konzert mit einem großen rauschenden Finale.

In den dunkeln sanften Nächten wob dann wieder der stille Regen. Er rieselte klimpernd von einer Lage zur andern. Irgendwo tickte ein steter Tropfen, traumhaft und fern. Die feuchte laue Luft drang durch alle Ritzen. Aus dem dichten tropfenden Garten herauf drang der kühlende Hauch heimlicher Wiesen, tropfender Zweige, die, von trippelnden Vogelfüßchen leicht bewegt, sprühend auf und nieder wippten. Man hörte die mächtigen Stämme atmen und spürte den Duft der alten Bäume.

Das sanfte Grau drang in die Häuser ein, und der tiefe Frieden, die sanften Symphonien des Regens, die Apotheose dieses unerhörten Segens draußen, gingen gedämpft durch den dämmerigen Torweg, stiegen die bröckelnden Sandsteintreppen hinan und erfüllten die langen geweißten Gänge, das alte Holz des Getäfels, die weiten Zimmer mit einem heimlichen, stillen Wohlgefühl. Das Holz knisterte in dunkeln Winkeln. Die alten, guten Möbel pusteten, und überall drang aus

unbekannten Poren ein verstärkter Geruch von Lavendel, morschem Holz und alten Zeiten.

Alles das empfanden die Menschen.

Die trockenen Tage voll Sonnenglut hatten Mergenholz herausgefordert. Er hatte gewissermaßen einen Zweikampf geführt mit der Sonne und ihrem Gefolge. So wie der Himmel unerbittlich blieb inmitten der sterbenden Fluren, der stöhnenden Erde voll klaffender Risse, so hatte sich seine Kraft gesteigert bis zur Brutalität.

Nun die Erlösung kam, ließ er aufseufzend die aufs höchste angespannten Kräfte ruhen, steckte die Hände in die Hosentaschen und beugte den Stiernacken.

Er kam am ersten Morgen aus den Ställen herüber, mitten durch den Regen. In der Nacht war ihm eingefallen, daß der Oberknecht gestern gesagt hatte, es sei etwas los in den Ställen. Er hatte gefürchtet, die Bläschenkrankheit sei ausgebrochen, und war in aller Frühe nach den Ställen hinüber. Aber es war nichts, die Tiere hatten nur den nahen Witterungswechsel gespürt.

In den Ställen war ihm ein neuer Gedanke gekommen für das Geldverdienen. Das machte ihn noch fröhlicher. Er holte Gabriel herbei, weil er jemand haben mußte, dem er seine Freude ventilieren konnte.

„He?“ schrie er, noch naß vom Regen. „Da hast du's nun — ganz wie ich sagte gestern.“

„Du bist ein ganzer Kerl,“ erklärte Gabriel. Auch er spürte das ruhige Grau, die Symphonien des Regens, die reine Luft und die frischen Farben. Wie im Anfange seines Hierseins, so erfüllte ihn wieder seine nervenberuhigende Lethargie. Er hatte darüber nachgedacht und gefunden, daß Mergenholz in seiner Art eigentlich ein tüchtiger Kerl sei. Man konnte allerdings diese Art einer tierischen Lebensfreude, die darin gipfelte, brutal Geld zu verdienen und das Leben zu genießen, beanstanden. Aber schließlich hatte ihm der Mann nichts zuleide getan, und eigentlich war es ihm angenehm, daß er wieder da war.

„Du bist ein ganzer Kerl,“ erklärte er nochmals ehrlich.

Mergenholz war entzückt. Er schleppte ihn nach dem Frühstückszimmer. Er unterdrückte ein Gelächter, das ausbrechen wollte, und begnügte sich zu kichern.

„Du Gabriel, das freut mich, daß du das sagst. Du warst schon immer ein Kerl, denk doch an unsre Schulzeit. — Höre, du hättest eigentlich auch Oekonom werden müssen. Das macht Vergnügen, wenn man auch nicht berühmt wird dabei ...“

Gabriel ließ alles an sich vorüberrauschen, nur das Angenehme flüchtig streifend.

Frau Trude kam herein. Sie war schön. Ihre Glieder, die Schultern und Hüften schienen, ohne zu prunken, mit ruhigen Linien die Rhythmen der Musik draußen auszuschwingen. Ihr Kinn war voll Sanftmut, Stirn und Schläfe leuchteten weiß und voll Frieden unter der Wucht der blonden Haare. Aber um den Mund grub sich langsam der müde traurige Zug ein, der die letzten Tage flüchtig dort gesessen hatte, und in den Augen erwachte ein Verlangen.

Sie nahm die Kälte Gabriels demütig hin.

Mergenholz ließ sich nicht stören. Er aß Schinken und Eier mit Butterbrot und trank. Eine solche Maschine mußte kräftig gespeist werden, denn er arbeitete. Er arbeitete! Das war es, was Gabriel an ihm achtete.

Als er fertig war, schlug er sich klatschend auf die Schenkel: „Ich, Gustav Mergenholz!“

Und er begann wieder:

„Also, du hättest eigentlich Oekonom werden sollen. Das ist schön. Und du bist doch eigentlich ein Teufelskerl gewesen in der Schule. Wenn ich an alles denke! Ich glaube, du hättest alles werden können, wenn du nur gewollt hättest.“

Er forderte Gabriel auf:

„Ist es nicht schön? He, habe ich es nicht schön?“

„Es ist schön,“ sagte Gabriel.

„Jawohl. — Siehst du, das macht Vergnügen. Wie ich das so schön erraten habe mit dem Regen! Gestern verkaufte ich den letzten Halm, und heute regnet es, und wie: Gold regnet es!“

Er machte plötzlich ein bedauerliches Gesicht und demonstrierte einen neuen Plan, den er vollführt hätte, wenn heute nicht Regen gekommen wäre. Er wollte seine Felder künstlich bewässern durch Kanäle und automatische Pumpen.

Er erklärte begeistert:

„Bei einer richtigen Düngung würde der Ertrag verdoppelt, verdreifacht. Aber ich tue es doch noch; später.

Heute morgen habe ich eine Entdeckung gemacht in den Ställen. Bei solch einem Regen wird das Futter in drei Tagen wieder hoch sein. Keinem Menschen wird es da einfallen, mitten im Sommer Vieh zu verkaufen. Das muß schöne Preise geben! — Nun wohl, meine Ställe sind gefüllt, mehr wie genug. Alles tüchtige, schöne Ware. Ich werde verkaufen! Das gibt ein Bombengeschäft!“

Er überredete Gabriel, mit nach dem Sägewerk hinüberzukommen.

„Es gibt immer Geschäfte zu machen und ist noch ein Haufen Geld zu verdienen. Man muß nur aufpassen und beizeiten zugreifen.“

Und er erzählte, daß er gestern neue Verbindungen geschlossen habe. Er werde einen Wald kaufen müssen, um allen Bestellungen genügen zu können.

„Natürlich lasse ich eine dritte Bahn laufen. Platz ist genug da. Die Kraft genügt auch, man muß sie nur besser verwerten!“ rief er und machte runde Augen.

Sie brachten den ganzen Tag in dem Sägewerk zu, wo sie Vermessungen anstellten. Am Abend gingen sie in die Ställe, um das verkaufsfähige Schlachtvieh auszusuchen.

Nach dem Nachtessen überrumpelten Mergenholz seine Pläne. Seine breiten Schultern krachten unter der Arbeitslast. Er begann nachdenklich:

„Ich könnte einen Verwalter brauchen. Aber das taucht nichts. Selbstverwaltet ist die beste Verwaltung! Der Haagen ist ein tüchtiger Kerl. Aber

es ist doch zu viel. Er hält nicht so viel aus wie ich. — Schließlich schnappt er mal ab. — Volontäre mag ich nicht, das ist faul, auf alle Arten ... Dummes Zeug! Ich, Gustav Mergenholz, werde das Zeug schon machen." —

Am andern Morgen hatte sich Gabriel entschieden.

Er bot Mergenholz seine Dienste an.

„Ich habe das ja schon immer gewußt!" schrie Mergenholz glücklich. Er war ordentlich gerührt: „Du warst schon immer ein Teufelskerl. Es wird schon gehen. Der Haagen ist ein annehmbarer Mann. Ich werde dich schon angenehm installieren."

Wirklich richtete er ihm gleich ein Bureau ein.

Auch Frau Trude schien glücklich zu sein. Sie schien diesen Entschluß, durch den sich Gabriel dauernd an das Haus Gustav Mergenholz' band, als eine ihr persönlich erwiesene Wohltat zu betrachten, für die sie ihm danken mußte.

Und wie dankte sie ihm! Sie ging mit großen Augen einher, wie im Traum. Ihr blasses Gesicht mit dem leidenden Zug um den Mund glättete ein resignierter Friede, und manchmal wurde ihre Blässe durch den roten Schimmer einer Blutwelle durchbrochen, die ein Glücksgefühl im Herzen nach oben trieb; dann, wenn sie mit hastigen, scheuen Händen irgendeine heimliche Annehmlichkeit für ihn bereitete. Mit einer unerhörten Geduld ertrug sie demütig seine Lethargie. Nur manchmal, wenn er ihr so fremd und teilnahmlos Madame sagte, sah sie ihn traurig an, mit Augen, die zu fragen schienen: ‚Warum tust du das? Ah, wie du mich quälst ...'

Gabriel stürzte sich in die Arbeit wie in ein reinigendes Bad. Er hatte gar keine Zeit mehr, sich zu belauern, und jeden Abend konstatierte er: ‚Also ist noch nicht alles faul. Ich werde zum mindesten die Dekadenz aufhalten.'

Er verwunderte sich: ‚Das ist ein Zeichen von Kraft, diese Brauchbarkeit, überhaupt dieses Arbeiten.'

Es gefiel ihm ganz gut im Dienst. ‚Dieses stumpfsinnige Ertrinken in der Arbeit ist ein wahres Glück; jawohl, es gab ein Utopien der Stumpfsinnigen.'

Hermann Haagen wurde ihm eine Art Ideal; bis auf den übeln Mundgeruch, den konnte er nicht ausstehen. Er hielt drum immer drei Schritte Distanz. Aber sonst war dieser Haagen ein Ideal. Er nahm Gabriel alle unangenehmen Arbeiten ab. Er wühlte sich in die Arbeit hinein und war damit vollgeklebt wie ein Mehlwurm mit Mehl. Sein: „Sehr wohl ... Sehr wohl, Herr Gabriel!" klang dumpf und unerschütterlich aus einer fundamentalen Kellerhöhle voll Rechtlichkeit. — Er vertraute seinem neuen Helfer, daß er Geschichte studiere, besonders Kirchengeschichte. Er sprach von diesem seinem Steckenpferd mit einem dumpfen feierlichen Respekt wie von einem raren Esel, dessen Wert er ganz allein, bis in die Tiefe, erkannt hatte. Eines Tages zeigte er Gabriel mit dem Stolze eines Reliquiensammlers die Photographie Döllingers, und er gestand mit Erröten, daß er dem großen Kirchenhistoriker geschrieben und dieser

ihm darauf diese Photographie mit seinem eigenhändigen Namenszuge geschenkt habe.

Gabriel dachte einmal: ‚Auch das ist ein Glücklicher. Man könnte über ihn ein Werk schreiben: „Das Leben eines Beschaulichen, oder die Philosophie eines Skrofulosen. — Eine Kuriosität.“‘

Der Gedanke entfiel ihm dann wieder. Gerade das war ja das Glückliche an der Sache, daß man nicht zu denken brauchte, überhaupt nicht denken konnte. Denn die Arbeit ließ einem keine Zeit dafür. Sie kam haufenweise, schichtete sich um die beiden Kontoristen wie eine hohe dicke Mauer, die alles ausschloß, was dumme Gedanken machen konnte, und einen gesetzesstrengen Staat schuf, in dem sie von dem Pult herunter, aus dem Tintenfaß heraus befahl: „Rührt euch!“

Nach den Regenwochen kamen Sommertage voll Sonnenglut. Die Saaten reiften goldig in der Sonne, deren Feuer erbarmungslos die weichen Körner härtete. Das Heu duftete so stark, als sei die ganze Welt nur ein einziger Teekessel. Die Blätter der Bäume hingen von Schrecken gelähmt reglos in der stillen Luft, die, über diese unerhörte Sonnenglut empört, düster über grauenhafte Revolutionen brütete. Dann flogen mitten in das flirrende Blau des ehernen Himmels stürmische Wolkengeschwader hinein, denen sich die dichtgedrängten schwarzen Massen drohender Heerhaufen nachwälzten. Bald riß der Blitz zuckende Feuerbrände heraus, und von dem Donner der Schlacht dröhnte die Erde, zitterten die Menschen und brüllte das Vieh hinter den finsteren dunkeln Wänden der schwülen Ställe schreckhaft und fern. Der Küster in der Kirche klapperte mit den Zähnen vor Angst und hielt fortwährend krampfhaft den Strick der Feuerglocke mit zitternden Händen, jederzeit bereit, Sturm zu läuten.

Aber nach dem Sturm fing der Himmel an zu lachen, als sei alles nur Spaß gewesen. Die nassen Bäume dufteten und die grünen Felder sahen unter Tränen der Sonne nach, die, in der fernen Unendlichkeit des Himmels, fern am Horizont, den der klare Abend mächtig weitete, glorreich verschwand, ein Wiederkommen auf morgen verheißend.

„Es gibt eine gesegnete Ernte, wie man sie seit Jahren nicht gesehen ... He! ist das nicht schön?“ schrie Mergenholz schwitzend, mit rotem Kopf, und schlug sich vor Vergnügen die Schenkel wund.

„Glück muß der Bauer haben!“

(Fortsetzung folgt)

Die deutschen Kabeldampfer

Von

Dr. R. Hennig (Berlin)

An dem gegenwärtigen Seekabelnetz der Erde, das zurzeit rund 450000 Kilometer umfaßt, besitzt Deutschland einen Teil von etwa 6 bis 7 Prozent, nämlich zirka 30000 Kilometer. So bescheiden dieser Anteil ist, so ist er doch in den letzten Jahren schon sehr erheblich gewachsen, denn noch 1903 belief er sich auf weniger als 4 Prozent und vor sechs Jahren gar auf nur etwa 1½ Prozent. Unser Kabelbesitz hat sich seit Anfang 1900 nahezu verfünffacht und ist in weiterem erfreulichen Aufschwung begriffen. Dieses Ergebnis der neueren Verkehrsentwicklung ist um so freudiger zu begrüßen, als die sämtlichen großen Kabel, die Deutschland in den letzten fünf Jahren verlegt hat, nicht nur in Deutschland selbst fabriziert, sondern auch von deutschen Schiffen ausgelegt worden sind, so daß die Bezeichnung „deutsche Kabel" in jeder Beziehung dem vollen Umfange nach zutrifft.

Bis vor wenigen Jahren waren wir in Deutschland sowohl in der Fabrikation von Seekabeln wie hinsichtlich ihrer Verlegung vollkommen von den Engländern abhängig. Es gab keine deutsche Seekabelfabrik und keinen deutschen Kabeldampfer, und die beiden einzigen deutschen Privatunternehmungen, die sich vor 1900 mit dem Betrieb von Seekabellinien befaßten, die Vereinigte Deutsche Telegraphen-Gesellschaft (1869 bis 1888) und die Deutsche Seetelegraphen-Gesellschaft (1896 bis 1904), waren ebenso wie die deutsche Reichspost im Bezug ihrer größeren Seekabel und in der Beschaffung von geeigneten Schiffen für die Kabelverlegung ausschließlich auf England angewiesen.

Der Umschwung trat im Jahre 1899 ein mit der Gründung der Deutsch-Atlantischen Telegraphen-Gesellschaft am 21. Februar und der Norddeutschen Seekabelwerke am 27. Mai jenes Jahres. Die Gründung einer eignen Seekabelfabrik (in Nordenham an der Weser) war natürlich nur möglich, nachdem man die Gewißheit und eine Art von Garantie dafür erlangt hatte, daß fortan auf weit absehbare Zeit hinaus im Ausbau des deutschen Kabelnetzes ein flotteres Tempo als zuvor eintreten werde, so daß die Fabrik dauernd hinreichend besetzt sein würde. Nachdem man so weit gegangen war, tat man auch den letzten Schritt zur Selbständigkeit: die Norddeutschen Seekabelwerke ließen sich einen eignen Kabeldampfer für die Verlegung ihrer künftig zu liefernden Kabel bauen!

Die Technik der Kabeldampfer, die keinem andern Zweck als der Verlegung von Kabeln in die Meerestiefen dienen, entwickelte sich erst in den siebziger Jahren. Früher charterte man zum Zweck der Kabelverlegung beliebige geeignet scheinende Schiffe; so diente der berühmte „Great Eastern" bei den sensationellen atlantischen Kabelverlegungen von 1865 und 1866 als Kabelschiff. Doch stellte sich immer mehr das Bedürfnis heraus, den ganzen Bau der kabelverlegenden Schiffe ihrem Spezialzweck besser anzupassen und vor allem riesige Tanks in die Schiffe einzubauen, welche die zu verlegenden Kabel von oft Tausenden von Kilometern Länge aufzunehmen vermochten. William Siemens, der kongeniale Bruder unsers Werner Siemens und Gründer des Londoner Welthauses Siemens Brothers & Co., war es, der den Typ des modernen Kabelverlegungsschiffes erdachte und in allen Einzelheiten festlegte. Nach seinen Angaben wurde 1874 der „Faraday" gebaut, der erste noch heute seetüchtige Kabeldampfer, mit dem die Firma Siemens Brothers eine große Menge von wichtigen Kabeln, insbesondere den größten Teil der von Europa nach Amerika verlaufenden Kabel (zurzeit 17), verlegt hat. Da William Siemens sich niemals mit Schiffbau beschäftigt hatte, ist seine Leistung um so bewundernswerter und ein denkwürdiges Zeugnis für die Vielseitigkeit des Genius in der Familie Siemens.

Wie in der gesamten Seekabeltechnik und im Seekabelbesitz, so dominierte alsbald

England auch vollständig in der Technik des Kabeldampferbaus. Als daher 1899 die Norddeutschen Seekabelwerke für ihre geplanten Kabelverlegungen ein eignes Kabelschiff anzuschaffen beschlossen, wurde dessen Bau bezeichnenderweise nicht einer deutschen Schiffswerft, sondern der Firma David J. Dunlop in Glasgow übertragen, auf deren Werft der erste deutsche Kabeldampfer „von Podbielski“ am 8. November 1899 vom Stapel lief. Im Jahre 1900 verlegte die Deutsch-Atlantische Telegraphen-Gesellschaft ihr erstes Kabel durch den Atlantischen Ozean, das von Emden über die Azoren nach New York verläuft. Sie konnte aber den hierfür erforderlichen wertvollen Kabelauftrag nicht an die ihr eng liierten Norddeutschen Seekabelwerke vergeben, sondern mußte ihn einer englischen Firma, der Telegraph Construction and Maintenance Company zuwenden, weil sie für ihre Kabel nur gegen dies Zugeständnis das unentbehrliche Landungsrecht auf den Azoren von den englischen Besitzern erwerben konnte. Hierdurch wurde bedingt, daß auch die Verlegung von zwei im Besitz der Lieferantin befindlichen Kabeldampfern, der „Anglia“ und der „Britannia“, ausgeführt wurde und daß der deutsche Kabeldampfer „von Podbielski“ hierfür nicht in Betracht kam. Dieser hätte freilich auch unter andern Umständen die Verlegung keinesfalls übernehmen können, da er viel zu klein war, um die in einem Stück gefertigten, mehrere tausend Kilometer langen Kabel an Bord zu nehmen. Er war vielmehr von vornherein nur für kleinere Kabelverlegungen in Küstengewässern bestimmt und trat daher 1900 zum erstenmal in Aktion, als die deutsche Regierung zwei Kabel von Tsintau aus nordwärts bis Tschifu und südwärts bis Wusung bei Schanghai verlegen ließ, welche die immerhin noch respektable Länge von 457 bezw. 702 Kilometern aufwiesen.

Als der Verkehr auf dem ersten deutsch-atlantischen Kabel, das am 1. September 1900 dem Betrieb übergeben worden war, sich über Erwarten schnell in erfreulichster Weise entwickelte, mußte die Deutsch-Atlantische Telegraphen-Gesellschaft bald daran denken, ein zweites Kabel auf demselben Wege über die Azoren zwischen Nordamerika und Deutschland zu verlegen. Dieses Kabel wurde nun aber den Norddeutschen Seekabelwerken in Auftrag gegeben, und da man es für eine Art von Ehrensache hielt, daß das deutsche Kabel auch von einem deutschen Schiff verlegt werde, ließen die Norddeutschen Seekabelwerke einen neuen Kabeldampfer, der für größere Verlegungen geeignet war, von der Bredower Werft des Stettiner „Vulkan“ erbauen. Dieser neue Kabeldampfer, der beim Stapellauf am 29. Dezember 1902 auf den großen Namen „Stephan“ getauft wurde, führte im Sommer 1903 die Verlegung der beiden Kabel Emden—Horta (Azoren) und Horta—New York in zwei Fahrten mit trefflichem Erfolge aus. Deutschland war damit nicht nur in der Kabelfabrikation, sondern auch in der Kabelverlegung von England unabhängig geworden.

Daß es seinem Lehrmeister in keiner Hinsicht nachstand, bewies aber erst die Verlegung des deutsch-niederländischen Kabelnetzes in den ostasiatischen Gewässern im Jahre 1905. Im April d. J. wurde durch den „Stephan“ zunächst ein 3249 Kilometer langes Kabel zwischen Menado auf Celebes über die deutsche Karolineninsel Yap nach der amerikanischen Marianeninsel Guam verlegt, im Oktober folgte die Auslegung eines zweiten, 3588 Kilometer langen Kabels zwischen Schanghai und Yap. Insbesondere die letzte Verlegung war ein Meisterstück und erregte auch in den Sachverständigenkreisen Englands ungeteilte Bewunderung. Nicht nur war die Herstellung des Seekabels durch die Norddeutschen Seekabelwerke mit einer in der Geschichte der Kabelfabrikation bisher unerhörten Schnelligkeit erfolgt, sondern auch die Verlegung, die sehr schwierig war, weil man das Kabel bis in die ungeheure Tiefe von 8000 Meter hinablassen mußte, geschah mit einer Präzision, die des höchsten Lobes wert ist. Die Verlegung war am 24. Oktober 1905 beendet, und die Eröffnung des Kabels, die vertragsmäßig erst zum 1. April 1906 in Aussicht genommen war, konnte infolgedessen bereits am 1. November 1905 erfolgen. Mit diesen glänzenden Ergebnissen ist die so lange ganz vernachlässigte deutsche Seekabel-

industrie mit einem Schlage an die erste Stelle gerückt und den besten englischen Leistungen auf diesem Gebiet gleichwertig.

Während der „Stephan“ im fernen Osten dem deutschen Namen Ehre einbrachte, errang sein kleinerer Bruder „von Podbielski“ im Schwarzen Meer einen Erfolg, der für die Entwicklung des deutschen Kabelnetzes vielleicht in Zukunft noch von großer Bedeutung sein wird. Nach jahrelangen schwierigen Verhandlungen war es der deutschen Diplomatie gelungen, sich das Recht zur Landung eines Kabels auf türkischem Boden zu sichern, das nicht nur für einen prompten Depeschenverkehr mit der türkischen Hauptstadt, sondern auch für die unabhängige Beherrschung des Telegraphenverkehrs längs der künftigen deutschen Bagdadbahn von hoher Wichtigkeit ist. Die auf Anregung der deutschen Regierung am 19. Juli 1899 gegründete Osteuropäische Telegraphen-Gesellschaft ließ nun durch den „von Podbielski“ ein 348 Kilometer langes Kabel zwischen der rumänischen Küstenstadt Konstanza, bis wohin die deutschen Telegraphenlandlinien hinabreichen, und Kilia bei Konstantinopel verlegen. Die Verlegung erfolgte am 24. Mai 1905, die Inbetriebstellung des Kabels am 20. Juli 1905; die Verlegung wurde am 29. Mai 1905 in Konstanza durch ein großartiges diplomatisches Fest als ein Triumph der deutschen und der rumänischen Regierung gefeiert. Gegen Ende des Jahres 1905 erhielt das genannte Kabel noch eine Verlängerung von Konstantinopel an die kleinasiatische Küste nach Smyrna.

Es waren die letzten Leistungen, die der Kabeldampfer „von Podbielski“ für die deutschen Seekabelinteressen ausführte. Bald darauf ging er, auf Grund eines 1904 getroffenen Abkommens, aus dem Besitz der Norddeutschen Seekabelwerke in den der niederländisch-indischen Regierung über, die neuerdings ein umfangreiches staatliches Kabelnetz zwischen den Sundainseln schafft und für Neuverlegungen wie Reparaturen einen eignen Kabeldampfer zu beschäftigen wünschte. Inzwischen ist der „von Podbielski“, der von den Holländern auf den Namen „Telegraaf“ umgetauft worden ist, an der Stätte seiner neuen Wirksamkeit eingetroffen.

Unmittelbar nachdem der Verkauf des „von Podbielski“ perfekt geworden war, dachten die Norddeutschen Seekabelwerke daran, sich einen Ersatz zu schaffen. Auf der Schichauwerft in Elbing wurde ein neuer Kabeldampfer gebaut, der beim Stapellauf am 21. Oktober 1905 den Namen „Großherzog von Oldenburg“ erhielt. An Größe steht dieser dritte deutsche Kabeldampfer, der auch nur kleineren Kabelverlegungen und vor allem Kabelreparaturen dienen soll, zwischen dem „Stephan“ und dem „Podbielski“, wie die nachfolgenden Zahlen zeigen:

	Länge	Breite	Wasserverdrängung	Kabelladefähigkeit	Kabeltankraum
	Meter	Meter	Tonnen	Tonnen	Raummeter
„von Podbielski“	77,7	10,7	2750	1100	535
„Stephan“	116	14,6	9850	4500	2770
„Großherzog von Oldenburg“	89	12,6	4640	1300	850

Der „Stephan“ ist mit 4500 Tonnen Kabelladefähigkeit der drittgrößte Kabeldampfer der Erde; übertroffen wird er nur von den britischen Kabelschiffen „Colonia“ und „Anglia“, die 8000 bezw. 6300 Tonnen Kabelladefähigkeit aufweisen. Ein andrer englischer Kabeldampfer, der gleichfalls größer als der „Stephan“ war, die „Scotia“, scheiterte 1902 bei der Insel Guam und ging verloren.

Trotz der großen und ehrenvollen Erfolge, welche die deutsche Kabelpolitik und Kabelindustrie in den letzten sieben Jahren errungen haben, ist ihre Stellung im Weltverkehr der Kulturvölker doch noch eine allzu bescheidene. Die oben mitgeteilten Zahlen über Deutschlands Anteil am Weltkabelnetz beweisen dies, und die nachfolgend zum Schluß mitgeteilte Tabelle über die zurzeit vorhandenen 52 Kabeldampfer der Welt zeigt in gleich deutlicher Weise, wie sehr Deutschland in bezug auf überseeische Telegraphenverbindungen noch im Hintertreffen steht, denn die Zahl der Kabeldampfer gestattet einen Rückschluß

auf die Größe und Bedeutung der vorhandenen nationalen Kabelstränge. Es besitzen zurzeit Kabeldampfer:

England (mit den Kolonien) . .	32	mit	64292	Brutto-Registertons
Frankreich	6	„	9464	„
Deutschland	2	„	6880	„
Amerika (Nord- und Süd-) . .	5	„	3427	„
Dänemark	3[1])	„	2381	„
Japan	1	„	2221	„
Holland	1	„	1494	„
Italien	1	„	1247	„
China	1	„	844	„
	52	mit	92250	Brutto-Registertons.

Von diesen Kabeldampfern gehören 28 privaten Kabelbetriebsgesellschaften, 10 sind im Besitz von Kabelfabriken und 14 sind staatliches Eigentum.

Im Laufe des Jahres 1906 dürften noch drei weitere Kabeldampfer hinzukommen, wovon zwei die Regierung der Vereinigten Staaten und einen eine Kabelbetriebsgesellschaft (die „Eastern Telegraph Company") bauen läßt.

Die gewöhnlichen Standplätze der gegenwärtig vorhandenen 52 Kabeldampfer verteilen sich auf die einzelnen Länder folgendermaßen:

Europa	23
Davon in	
Deutschland (Nordenham) . .	2
Dänemark	1
England	12
Frankreich	5
Griechenland	1
Italien	1
Malta	1
Amerika	13
Davon in	
Brasilien	2
Kanada	4
Peru	2
Uruguay	1
Vereinigte Staaten	2
Westindien	2
Asien	9
Davon in	
China	3
Hinterindien	3
Japan	1
Niederländisch-Indien	1
Vorderindien	1
Afrika	4
Davon in	
Ostafrika	3
Westafrika	1
Außerdem in	
Neuseeland	2
Stiller Ozean (Honolulu) . . .	1

[1]) Die „Große Nordische Telegraphen-Gesellschaft", die ihren Hauptsitz in Kopenhagen hat.

Berichte aus allen Wissenschaften

Medizin

Kurpfuscher und Kurpfuscherei

Die Kurpfuscher behandeln den Kranken,
aber nicht die Krankheit.

Wenn auch nach dem Ausspruch des berühmten Philosophen Heraklit „alles fließt", d. h. jegliches Ding der Veränderung unterworfen ist, so scheint doch ein irdisch Ding diesem allgemeinen Gesetz des ewigen Wandels nicht unterworfen zu sein, nämlich das Kurpfuschertum mit dem ihm eng verwandten medizinischen Aberglauben, der mit der Dummheit verwandt ist.

Wohl kann, wie Haberkorn hervorhebt, der Nichtarzt, d. h. der, welcher die Approbation als Arzt nicht durch ein ärztliches Staatsexamen erworben hat, ebensoviel verstehen und vermögen in Heilkunst und Krankenbehandlung, aber er muß eben dieselben Kenntnisse und Fertigkeiten besitzen wie der Arzt. Der Staat fordert vom Arzte den Nachweis, daß er sich alle Kenntnisse und Fertigkeiten angeeignet und erworben hat, die dem Kulturgrade seines Zeitalters würdig und angemessen sind. Dem Publikum dagegen genügt dem Kurpfuscher gegenüber offenbar sein Zutrauen und sein Vertrauen zu irgendeinem Menschen, er sei Mann oder Weib, jung oder alt, Gelehrter, Schäfer oder Rentier, um sich in seinen Krankheiten behandeln zu lassen. Wenn heute, sagt Hugo Magnus, einer jener alten griechischen oder römischen Kurpfuscher auferstehen könnte, er würde sich alsbald wieder in dem Streben und Gebaren seiner modernen Kollegen ganz zu Hause fühlen; er würde kaum glauben mögen, daß er Jahrtausende in seinem stillen Grabe geschlafen haben sollte.

In den ältesten Zeiten kann wohl sicher Berufsmedizin und Laienmedizin nicht getrennt werden, denn die Arzneiwissenschaft ist hauptsächlich — ja in dem Beginne der Menschheit ohne allen Zweifel — Erfahrungswissenschaft; der eine machte diese Beobachtung, jener erzielte dort Erfolge, ein dritter wandte dieses Mittel an, ein vierter ein andres; was am meisten bekannt wurde, empfahl sich selbst. Erzählt doch Herodot, daß die Babylonier ihre Kranken auf den Markt brachten; ein jeder Vorbeigehender gab nach seinen Erfahrungen einen Rat und erzählte von dem und jenem, dem dies oder ein andres Mittel geholfen habe; so blieb es dem Kranken und seinen Angehörigen überlassen, sich zu wählen, was sie für heilsam erachteten. Daß dabei selbstverständlich mancher Irrtum mitunterlief, daß oftmals direkt schädliche Prozeduren vorgenommen wurden und nicht gesundheitsfördernde, sondern hemmende Eingriffe geschahen, dürfte jedem einleuchten.

Trotzdem kann man im vorliegenden Falle nicht von Kurpfuschertum reden. Nicht jeder Laie, der in einem eventuellen Fall einmal einen medizinischen Rat gibt, oder bei einem Unfall vor Eintreffen des Arztes hilfreiche Hand anlegt, ist ein Kurpfuscher. Der Schwerpunkt der Auffassung liegt in dem *gewerbsmäßigen* Betrieb der Laienmedizin, es ist die *gewerbsmäßige* Ausübung der Krankenbehandlung, die den Menschen zum Kurpfuscher stempelt, sobald er nicht durch planmäßige, offiziell geregelte und durch Prüfungen zum Abschluß gebrachte medizinische Erziehung sich das Recht erworben hat, sich als Arzt zu bezeichnen und als solcher tätig zu sein.

Jedenfalls steht fest, daß nach jenen Urzeiten damals die Ausübung des Heilgeschäftes in die Hände der Priester geriet und bei diesen verwandten Persönlichkeiten sich noch heute in der Reihe zahlreicher sogenannter wilder Völkerschaften befindet. Gegen diese Kaste gab es kein Auflehnen, und das Priestertum war mächtig genug, zunächst jede Einwirkung von Laien auf das Heilgeschäft hintanhalten zu können; nur dem Höchsten

im Staate wurde — gleichsam als einem Gleichstehenden oder Gleichberechtigten — die ärztliche Tätigkeit gestattet.

Ein andres Gesicht bekam erst die Heilkunde, als man sich überzeugt hatte, daß überirdische Mächte mit der Krankheit sich nicht befaßten, und daß die Priesterschaft also nicht imstande sei, durch den ihr gleichsam verbrieften alleinigen Verkehr mit der Gottheit körperliche Leiden fernzuhalten und Gebrechen zu heilen. Klugerweise hielt denn auch die Kaste der Priester nicht mehr an einstigen Privilegien fest, sie gab die ärztliche Tätigkeit preis, und sofort entwickelte der gewerbsmäßige Kurpfuscher — beinahe ein Pleonasmus — seine verderbliche Tätigkeit.

Bereits der Vater der wissenschaftlichen Medizin, Hippokrates, der von 460 bis etwa 360 vor Christi Geburt lebte, sagt von den Kurpfuschern: Diese Leute sind keine wirklichen Aerzte, sondern ein Schimpf für die Menschen ... sie kommen gar nicht zur Behandlung, wenn sie einen gefährlichen Krankheitszustand sehen, scheuen sich, andre Aerzte zur Konsultation mit hinzuzuziehen, und fürchten die ärztliche Hilfeleistung, wie wenn sie etwas Böses wäre. — Wendet sich aber die Krankheit zum Schlimmeren, da prahlen sie und vernachlässigen dabei die tadellosen Lehren der Kunst da, wo ein tüchtiger Arzt, ein sogenannter Zunftgenosse, seine Kunst erproben würde.

Dabei steht dieses Urteil nicht allein, Aristophanes geißelt beispielsweise in seiner satirischen Art gar köstlich die Kurpfuscher.

Daß die Zunft der Kurpfuscher damals eine ungeheuer große gewesen sein muß und die Aerzte nahezu erdrückte, zeigt ein Ausspruch von Plato, daß das Heilgeschäft für einen anständigen Mann sich ganz und gar nicht schicke. Machte sich doch — einzelne Streiflichter können ja nur das ganze Gebaren kennzeichnen — ein Thessalus von Tralles anheischig, jedem, auch dem rohesten Patron, die medizinische Kunst in sechs Monaten beizubringen.

Selbstverständlich zogen die großen Wohnplätze die Pfuscher an. Dort war das beste Geschäft zu machen, dort wurde die Zahl derer, die nicht alle werden, stetig aus der reichen Einwohnerschaft ergänzt, denn die Verkehrsmittel erlaubten bekanntlich noch nicht jedem große Reisen zu machen und nennenswerte Entfernungen zurückzulegen, wie es heute geschieht, um einen bekannten Pfuscher, wie beispielsweise den verstorbenen Schäfer Thomas, zu bereichern. An den damaligen Weltplätzen erhob denn auch das Kurpfuschertum stolz sein Haupt, und der Ruhm muß den Griechen bleiben, daß sie dem Altertum die tüchtigsten Aerzte, aber auch die größten Kurpfuscher schenkten. Bald machten sich Angehörige andrer Nationen diesen Vorteil zunutze, und unter der Flagge des griechischen Arztes wurde die Erde von Kurpfuschern aller möglichen Herkunft überschwemmt. Bekanntlich zieht das Ausländische auch heute noch. Dem Fremden glückt es viel leichter, Einheimische zu übertölpeln und zu überlisten, wie ja auch das Sprichwort sagt: Der Prophet gilt nichts in seinem Vaterlande.

Dabei nährte das Geschäft seinen Mann. Nach den Ausführungen von H. Magnus regelte ein gewisser Crinar im ersten christlichen Jahrhundert in Rom die Lebensweise seiner Patienten nach einem mathematischen Tagebuche und ordinierte nach dem Lauf der Sterne, wofür er ein solches Vermögen einstrich, daß er seiner Vaterstadt etwa 2 Millionen Mark nach unserm Gelde schenken konnte und auch ebensoviel hinterließ. Damit man sieht, daß die Forderungen der Kurpfuscher zu jenen Zeiten gar nicht so blöde waren, wollen wir des Wasserpanschers Charmis Forderung mit ungefähr 40000 Mark für eine Behandlung festnageln.

Gar wunderlich nimmt es sich aus, wenn man der Behandlungsweise einzelner dieser ehrenwerten Zunft nachgeht, wenn man sieht, was sie für Mätzchen anwandten, um das Geld aus den Taschen der Leute zu ziehen und ihren Beutel zu füllen. Da erblickte der eine das Heil in der Milch — was manchmal noch gar nicht so schlecht war —, andre wandten Wein an, Wasser fehlte natürlich nicht, Ziegenfett galt andern als Universum

und einer empfahl Schweinsknöchel in Malven gekocht gegen alle Magenschmerzen. Selbstverständlich ist die Liste der wirksamen „Arcana“ damit nicht erschöpft, wir vermöchten Bogen mit der Aufzeichnung zu füllen, aber das Resultat bliebe dasselbe.

Einen wie großen Umfang allmählich das Kurpfuschertum erlangt hatte, welch einen bedeutenden Einfluß diese Quasi-Aerzte ausübten, geht unter anderm aus einem Morgengebet eines großen Arztes des zwölften Jahrhunderts hervor, das uns erhalten ist. Maimonides, als Mediziner wie Philosoph hervorragend, fleht darin Gott um Schutz gegen die Kurpfuscher und Quacksalber an; als Quintessenz dieser langen Zwiesprache mit seinem Gott können wir mitteilen: Verleihe meinen Kranken Zutrauen zu mir und zu meiner Kunst und Befolgung meiner Vorschriften und Weisungen. Verbanne von ihrem Lager alle Quacksalber und das Heer ratgebender Verwandten und überweiser Wärterinnen; denn es ist ein grausames Volk, das aus Eitelkeit die besten Absichten der Kunst vereitelt und diese Geschöpfe oft dem Tode zuführt.

Eigentlich sollte in der Jetztzeit dem Kurpfuschertum jede Existenz abgegraben sein, denn die heutige Medizin enthält keine Momente mehr, die den Kranken in die Arme der Pfuscher treiben könnte, und wer heute noch die Hilfe des kurpfuschenden Laien aufsucht, der kann sein Tun nicht mehr mit dem Verhalten der Medizin beschönigen.

Es wird der Medizin niemals gelingen, alle Gebrechen zu heilen. Gegen den Tod ist kein Kräutlein gewachsen — und es gibt eine nicht unbeträchtliche Zahl von Krankheitsformen, welche die Rückkehr in die volle Gesundheit, ja die Gesundheit überhaupt ausschließen. Aber der Mensch hofft, solange er lebt, und diese Hoffnung verstehen eben die Kurpfuscher zu erwecken, zu erhalten und auszubeuten. Hört aber das Publikum erst von Erfolgen — und bekanntlich zeitigt jede Gerichtsverhandlung gegen Kurpfuscher die seltsam anmutende Erscheinung, daß eine ganze Reihe von Leuten gewillt ist, eidlich zu erhärten: nur dem X oder Y verdanken sie Heilung in schwerer Krankheit und Befreiung von allerhand Leiden —, so ist der Nachahmungssucht Tür und Tor geöffnet, der Glückliche hat seinen Weg gemacht und die Menge strömt ihm zu.

Daß der Staat diesem Treiben nicht ruhig zusehen konnte und zusah, ist begreiflich und natürlich. Von den Tagen des älteren Cato bis auf die neueste Zeit hat sich denn auch die Gesetzgebung aller Völker wiederholt mit der pfuschenden Laienmedizin befaßt.

Lassen wir einmal die früheren Verhältnisse auf sich beruhen, so zählt beispielsweise die von Henry Graack 1904 herausgegebene Sammlung von deutschen und ausländischen Gesetzen und Verordnungen, die Bekämpfung der Kurpfuscherei und die Ausübung der Heilkunde betreffend, 152 Druckseiten. Ein Vortrag von Karl Beerwald (Berlin 1903) belehrt uns, daß die Zahl der ermittelten Kurpfuscher in Preußen, mit Ausnahme von Berlin, im Jahre 1879 269 betrug — die gefundenen Ziffern bleiben aber weit hinter den wirklichen zurück; bereits 1887 zählte man 389, was einer Steigerung von 41% gleichkommt; 1898 ergab 1200. Im Jahre 1876 stand ein Kurpfuscher 24 Aerzten gegenüber, im Jahre 1878 nur 21, und 1898 kam bereits auf 11 Aerzte ein Kurpfuscher. Gewiß eine bemerkenswerte Steigerung im Zeitalter der Aufklärung. In der Reichshauptstadt stand 1879 ein Kurpfuscher 34 Aerzten gegenüber, 1897 war das Verhältnis 1 : 5. Dabei hatte man niemals die sogenannten Hilfsmedizinalpersonen — Apotheker, Drogisten, Hebammen — mitgezählt, die in gar nicht seltenen Fällen unberechtigterweise dem Arzt ins Handwerk pfuschen.

Charakteristisch sind auch die Kreise, aus denen sich das Kurpfuschertum in Berlin nach den Ermittlungen Beerwalds rekrutiert. Von 124 Männern, die das Gewerbe als Heilkünstler angemeldet hatten, waren 10% Handwerker, 20% Arbeiter, 46% aus den Gewerben für Handel und Verkehr, und nur bei 24% konnte eine bessere Schulbildung bis Obertertia vorausgesetzt werden! Was die weiblichen Pfuscher anlangt, so waren 58% frühere Dienstmädchen, 24% Konfektioneusen, 10% Arbeiterinnen, 5% Krankenwärterinnen, 2% ohne Beruf.

Im Jahre 1903 zählte man 10000 Kurpfuscher in Deutschland; davon entfielen 1168 auf Bayern, 903 auf Sachsen und 602 auf Berlin.

Um mit diesen Zahlen etwas anders zu operieren, wollen wir mitteilen, daß in den letzten zwanzig Jahren die Einwohnerschaft unsrer Reichshauptstadt ungefähr um 61% gewachsen ist, das Kurpfuschertum daselbst aber auf eine Steigerung von 1600% blicken kann. Zahlen beweisen, sagt so mancher. Man beherzige diese Ziffern, halte sie andern vor und schaffe Wandel!

Auch folgende Zahlen mögen ein Streiflicht auf die Kurpfuscher werfen. Von all den Heilbeflissenen, die ohne medizinische Vorbildung die Krankenbehandlung gewerbsmäßig betreiben, sind nicht weniger wie 16,6% vorbestraft, ja nach Magnus wächst diese Ziffer in einigen Kreisarztstellen Berlins bis zu 33⅓%! Dabei verfügte die Kurpfuscherei bereits 1903 über 38 Zeitschriften, während die „Hygienischen Blätter" als offizielles Organ der deutschen Gesellschaft zur Bekämpfung des Kurpfuschertums erst 1904 einsetzten, wenn sie auch einige Vorgänger hatten.

Man sollte etwas mehr Propaganda für diese Blätter machen, die gar ergötzlich Zeug berichten. Da lesen wir von einem Abonnement für Krankenbehandlung, wobei jeder Kranke sich in eine bestimmte Klasse einschätzen kann; behandelt werden aber alle Patienten gleichmäßig mit Massage, Oszillation und Elektrizität, ob sie an tuberkulöser Hüftentzündung, Gehirnerweichung, Schwerhörigkeit, Brustdrüsenkrebs, Lungenspitzenkatarrh oder sonst etwas leiden. An einer andern Stelle wird berichtet, wie ein Kundiger die Leute gesund pustet; an heißen, gewitterschwülen Tagen mag das ja ganz angenehm sein, nur dürfte es nicht viel helfen. „Ich war kahl" kennt wohl jeder aus seiner Zeitung, aber man lese so manche unerwünschte Nebenerscheinungen Seite 117, während der Betreffende weiter sagt: „Ich bin kahl." Ein andrer führt sich ein mit den Worten: „Wer da weiß Gutes zu tun und tut es nicht, dem ist es Sünde"; deswegen sind auch Kuren wie die seinigen noch niemals dagewesen und werden auch nicht wieder vorkommen. Schade, daß der Mensch auch mal stirbt![1]

Dr. E. Roth (Halle a. S.)

Rennen über Hindernisse

Von

R. Henning, Major a. D. (Bern)

Mit besonderer Hingabe liegt der deutsche Offizier dem Hindernissport ob, welcher Mann und Roß für das Reiten im Terrain — also einer nicht fairen Bahn über Hindernisse — schulen soll. Im Kriegsfall sind die erforderlichen Eigenschaften, die den guten Steeplechase-Reiter kennzeichnen, wie schnelle Ueberlegung, Entschlossenheit, Ausdauer, Gewandtheit u. s. w., von hohem Werte.

Wir sind aber nicht sehr erbaut von der Gepflogenheit in allen Rennen, wo die

---

[1]) Höchst interessant ist auch eine naturphilosophische Studie oder Quintessenz alles Pfuschertums und der gesamten Kurpfuscherei, die uns die Kurpfuscher und die Kurpfuscherei im Volksmunde darstellt, von Anton Tinzl (St. Pankraz 1901).

Wer sich sonst mit der Literatur der Kurpfuscherei beschäftigen will, dem steht eine weitverzweigte Literatur zu Gebote. Von den neueren Erscheinungen seien genannt: Magnus, Hugo, „Sechs Jahrtausende im Dienst des Aeskulap", Breslau 1905. „Das Kurpfuschertum", Breslau 1903. Beerwald, Konrad, „Die Ursachen und die Beseitigung der Kurpfuscherei", Berlin 1903. Haberkorn, „Leben und Leiden", Aerztliche Plaudereien für jedermann. Berlin 1900, wie die zitierten Hygienischen Blätter.

Offiziersuniform im Sattel erscheint, Einsätze am Totalisator dem großen Publikum zu gestatten. Von hundert Köpfen der nur schaulustigen Massen hat kaum einer auf einem Pferde gesessen und daher keine Ahnung, wie schwer es oft ist, ein Pferd über ein Hindernis zu zwingen. Der junge Offizier wie der Neuling auf der Rennbahn fällt dem Spott und den billigen Witzen des verständnislosen Publikums — das ja sein Geld im Rennen angelegt hat — schonungslos zum Opfer. Im Interesse der Offiziere wäre es daher richtiger, den Totalisator in Offizierrennen zu sperren.

Dieser idealeren Auffassung wird die Geldmache natürlich ein Bein stellen.

Das Küstriner Jagdrennen am 23. Mai 1904 zu Berlin-Karlshorst über 4000 Meter kann hier als schlagendes Beispiel Platz finden. Mit Offizieren im Sattel starteten die vierjährige Stute „Aschera" vom „Gouverneur" und der „Asche" und der fünfjährige Hengst „Waldmeister" vom „Hannibal" und der „Verbena". Am Tribünensprung trennte sich „Ascheras" Reiter vom Pferde, die Stute wurde eingefangen und bald wieder bestiegen. „Waldmeister" galoppierte dem Walde zu, wo dem Reiter ein Steigbügel gerissen war und ein neuer besorgt werden mußte. „Aschera" kam daher als erste aus dem Walde heraus, wurde am folgenden Sprung wieder reiterlos und entlief. Nun kam „Waldmeister" endlich aus dem Walde und trennte sich am Erlengraben von seinem Reiter und entlief. „Aschera" war inzwischen eingefangen, wurde bestiegen, refüsierte noch mehreremals und passierte nach 12 Minuten 42 Sekunden als Siegerin das Ziel. Da reglementarisch pro 1000 Meter 3 Minuten bewilligt sind, so mußte dieses Rennen unter 12 Minuten entschieden sein, wenn der Sieger Anspruch auf den ausgesetzten Preis erheben durfte. Es wurde natürlich kein Siegespreis gezahlt und die Totalisatoreinsätze zurückerstattet. Das Geschrei und Gelächter des Publikums war der fragwürdige Erfolg dieses Jagdrennens.

Aus den Vorgängen erkennt man, daß auch für Hindernisrennen die Forderung des landwirtschaftlichen Ministeriums von 3 Minuten pro 1000 Meter (vom März 1888) durchaus nicht einer „Prüfung" von Reiter und Pferd entspricht. Die Generale des großen Friedrich, Seidlitz und Ziethen würden sich im Grabe umdrehen, wenn sie erführen, mit welchen Satzungen man heute bemüht ist den Reitergeist im Heere zu heben.

Nicht eingesprungene Pferde gehören ebensowenig auf die Rennbahn wie Traber, die Strangschläger sind und nicht ziehen wollen.

Das heute mit diversen Aenderungen gültige Rennreglement für Flach- und Hindernisrennen im preußischen Staate wurde April 1881 emaniert und spricht sich in keiner Weise aus, was man unter Rennen versteht.

Daher kam es auch, daß im großen Hamburger Jagdrennen 1887 Schritt geritten, gehalten, die Pferde zurückgenommen — rückwärts gerichtet — wurden und die den Reitern gegebene Instruktion des Wartens in vollendetster Weise ausgenutzt wurde. In diesem Rennen waren es nicht Offiziere und auch nicht die Pferde, die gegen den Willen der Reiter eine solche Komödie vorführten, sondern die Jockeis. Nach § 1 des Reglements für Jockeis sind die auf der Rennbahn anwesenden Besitzer der konkurrierenden Pferde für die Handlungen der Jockeis mitverantwortlich. Es wäre zu einem über 4000 Meter (das Rennen führt über 5600 Meter) dargestellten Schrittreiten u. s. w. nicht gekommen, wenn beim ersten Passieren der Tribünen die Besitzer gegen die Handlungsweise ihrer Jockeis hätten einschreiten wollen. Um so leicht und sicher wie möglich zu gewinnen, mußte der gefährlichste Gegner „Tartaruga" durch Refüsieren ausgeschaltet werden. Man tat ihm nicht den Gefallen, vor ihm ein Hindernis zu nehmen. Nachdem er ausgeschieden war, machten die beiden andern Jockeis Rennen, das „Schlenderhahn" über den Rest von 1600 Metern mit zwei Längen gegen „Vagrant" gewann. Eine Zeitnotiz für das Jagdrennen fehlt, es hat zirka 25 Minuten gedauert. Der Titel unsrer bereits vergriffenen kleinen sechzehnseitigen Broschüre: „Die Zeitmessung ein Mittel zur Aufdeckung des Humbugs in Pferderennen" zeigt, wie treffend er gewählt ist, wenn auch zugegeben werden

muß, daß viel kleinere Zeitdifferenzen zwischen zwei Rennen über dieselbe Bahnlänge, z. B. über 2000 Meter 2 Minuten 15 Sekunden und 2 Minuten 14 Sekunden den Humbug nicht aufdecken können.

Die Zeitmessung soll daher auch nur kurz ausdrücken, ob das Rennen scharf oder matt war, nicht aber die Leistungsfähigkeit des Siegers feststellen, denn diese wird nach Möglichkeit geheimgehalten, daher auch die vielen Kopf-Hals-Siege und diejenigen, wo der Sieger stark verhalten durchs Ziel geht.

Eine ernste Konstitutionsprüfung des Pferdematerials kann nach den herrschenden Satzungen nicht vorgenommen werden, da das Tempo den Akteuren überlassen bleibt. Bekanntlich ist nicht die Länge der Bahn, sondern das Tempo, in dem sie zurückgelegt wird, das Kriterium für die Ausdauer. Wenn uns dagegen eingewendet wird, daß die Hindernisrennen gar nicht dazu da sind, das zukünftige Zuchtmaterial zu prüfen, so verweisen wir auf die Aeußerung des Herrn Oberlandstallmeisters im Abgeordnetenhause am 6. Februar 1904. „Wir haben Rennen unter Herrngewicht über schwere Hindernisse bis zur Distanz von 7500 Meter; genügt das noch nicht?" — Auch zeigt die Liste der 1906 aufgestellten, zur Zucht benutzten Vollbluthengste zwei Pferde, die über Hindernisse erfolgreich waren.

Bis jetzt sind sachgemäße Leistungsforderungen nur für dreijährige Pferde in Flachrennen unter Derbygewicht zusammengestellt in Heft 24 „Unsre Pferde", Schickhardt & Ebner, Stuttgart, während für Hindernisrennen hier noch eine Lücke in der Sportliteratur auszufüllen bleibt.

In Ermanglung sachlicher Forderungen für die diversen Distanzen in Hindernisrennen, möchten wir als Norm aufstellen, daß kein Rennen eine geringere Durchschnittsleistung zeigen darf, als die achtjährige Stute „Misty Morning" 1888 in Weißensee im Geschirr trabend über 7500 Meter zeigte. Sie brauchte 12 Minuten 17½ Sekunden, d. h. 10,17 Meter pro Sekunde bewältigend. Es genügt also nicht, daß wir bis zu 7500 Meter Rennen über schwere Hindernisse unter Herrngewicht haben, sondern das Tempo wäre das Kriterium für Ausdauer, Gewandtheit, Gehorsam und Schnelligkeit. Daß für kürzere Distanzen höhere Forderungen zu stellen sind als für die Meile ist selbstverständlich.

Die Leistungen im Hindernissport sind, abgesehen von Auswüchsen, doch oft recht minimal. So zeigte zum Beispiel der alte Hengst „Kavalier" unter 78 Kilogramm über 3500 nur 10,15 Meter pro Sekunde (29. April 1906). Der vierjährige „Meridian" unter 72 Kilogramm lief in 11 Minuten 17 Sekunden über 5000 Meter, dabei 7,4 Meter zurücklegend; Wert 6000 Mark dem Ersten, 1850 Mark dem Zweiten, zwei liefen (4. August 1904).

Wenn daher auch aus dem Hindernisfelde ausdauernde, willige, gehorsame Pferde zur Zucht gewählt werden sollen, so müssen die Satzungen des Rennreglements derartiger Natur sein, daß dieses Können auch gezeigt werden kann und muß. Neben richtiggestellten Forderungen, die überschritten werden müssen, wäre zu bestimmen, daß im Rennen nur gehalten werden darf zum Aufsitzen, falls sich der Reiter vom Pferde trennte. Schritt wäre nur bergauf oder bergab beim Klettern und durch Wasser reitend zu gestatten, während Trab gänzlich auszuschließen ist.

Der § 56 des Rennreglements, der gestattet, daß das Pferd nur zum Ablaufspfosten geht und dann zur Wage, wenn es das einzige ist, was laufen soll, ist das Unglaublichste, was als Gesetz und Recht sich wie eine alte Krankheit bis heute fortgeerbt hat. Gerade für den Offizier im Felde ist es eine absolute Notwendigkeit, daß er ein durch und durch gehorsames Pferd reitet. Dies kann er aber auf der Rennbahn nur einzeln zeigen (vide oben „Tartaruga", „Aschera", „Waldmeister") und müßte der Reiter, wenn er die zu stellende sachliche Forderung für die gegebene Distanz geschlagen hat, ohne daß sein Pferd einmal refüsiert hätte, den doppelten Preis erhalten. Daß er heute den halben Preis dafür erhält, daß er sattelt und nach der Wage reitet, ist viel zu viel.

Eine Unstimmigkeit im Reglement zeigt auch § 53 und 55 a. Pferde, die 4 Minuten nach dem Sieger das Ziel passieren, haben keinen Anspruch auf einen Preis. Nach 55 a können die Preise in allen Fällen nur dann zur Auszahlung kommen, wenn die zu durchlaufenden Strecken in längstens 3 Minuten pro 1000 Meter zurückgelegt worden sind. Am 29. April 1906, im Veteranenrennen, kam über 3000 Meter „Flexible“ unter 87 Kilogramm in 4 Minuten 10 Sekunden durchs Ziel. Wäre nun der Zweite, „Queen's Gold“, statt um zwei Längen geschlagen, 4 Minuten 2 Sekunden nach dem Sieger, Major von Sandrart II, angelangt, so hätte der Reiter Generalleutnant Exzellenz von Treskow nach § 53 kein zweites Geld erritten, aber nach § 55 a, da er nur 8 Minuten 12 Sekunden gebraucht hätte, 9 Minuten aber gestattet waren, den Anspruch auf das zweite Geld noch gehabt.

Was nun das Rennen über 7500 Meter (vgl. oben Abgeordnetenhaus), das Parforce-Jagdrennen (im Volksmunde die Wasserpantomime genannt, weil der Kurs durch den See geht), anlangt, so wird dasselbe seit 1884 gelaufen, und zwar bis 1884 bei Charlottenburg und seit 1894 in Karlshorst. Die Durchschnittsleistung der Sieger ist in Charlottenburg (ohne See) zirka ½ Meter pro Sekunde besser bei 6 Pfund höherem Durchschnittsgewicht der Sieger. Von den 153 abgelaufenen Pferden ist keins von der Königlichen Gestütsverwaltung als Zuchthengst einrangiert, während in der Privatzucht nur „Autrefois“, ein in Frankreich geborener Hengst, der 1891 in dem Rennen nicht placiert lief, in der Halbblutzucht Verwendung findet. Gerade die ausgewachsenen, über große Distanzen und unter hohem Gewicht bewährten Vollbluthengste aus den Hindernisrennen sind, wenn gut fundamentiert, die richtigen Reproduktoren unsrer Remonten, denn sie haben mehr gelernt wie die dreijährigen Fohlen auf der flachen Bahn, und der feige Schurke kann bei jedem Hindernis leicht erkannt werden.

Wenn man erwägt, daß außer dem schlechteren Zweiten kein treibender Faktor zur Eile zwingt, denn die Preise gelangen doch zur Zahlung, wenn 5,5 Meter pro Sekunde und mehr gezeigt wurde, so ist es nicht zu verwundern, daß 1894, 1896 und 1900 die Leistungen der Sieger geringer als die Traberleistung von „Misty Morning“ waren. Da für die früheren Jahre keine elektrischen Zeitmessungen vorliegen, so sind die Zeiten nach der Uhr von fraglichem Wert.

In Oesterreich-Ungarn ist das größte Rennen die Steeplechase zu Pardubitz über 6400 Meter, die seit 1874 bis heute ohne Zeitangaben durchgeführt und oft von deutschen Pferden bestritten worden ist. Das beste Rennen finden wir 1890 in Nr. 104 des „Wiener Sport“. Dort heißt es, keiner wollte führen, und im Trabe, teilweise im Schritt wurden große Strecken zurückgelegt und ging schließlich der fünfjährige Wallach „Alphabet“ mit einer halben Länge vor dem fünfjährigen Hengst „Montbar“ als Sieger durchs Ziel, die beiden andern Konkurrenten fielen. An demselben Tage startete noch einmal „Montbar“ in der Jessikaner Steeplechase über 4000 Meter. Auch hier wurde Schritt und Trab geritten, und so kam es, daß der Reiter der vierjährigen „Cassiopeia“, Jockei Coates, der am Graben fiel, seiner Stute nachlaufen (!) und dieselbe weiterreiten konnte. — „Montbar“ siegte um eine halbe Länge gegen die sechsjährige „Hannakin“, vier liefen. Der Berliner „Sporn“ würdigt 1890 in Nr. 89 Seite 703 diese komischen Schaustellungen mit folgender Bemerkung: „Im Renntempo (sic!) über Jagdterrain legte ‚Montbar‘ beim Pardubitzer Meeting 10400 Meter zurück und brachte damit wohl eine ganz vereinzelt dastehende Leistung.“ Schritt und Trab ist also Renntempo — das genügt. „Montbar“ ist übrigens Vater von „Magyarab“, der 1897 und 1900 die große Pardubitzer Steeplechase gewann. 1905 siegte der zehnjährige „Scotch Moore“ in deutschem Besitz, der siebenjährig auch das Parforce-Jagdrennen gewann. Auch das zweite Pferd, „Sperate“, war in deutschem Besitz, und „Ballinterry“ blieb am Start stehen; da er allein nicht sprang, mußte er das Rennen aufgeben; acht liefen. Auch im Flachrennsport findet man es häufig, daß Pferde nur, wenn sie eins vor sich haben, sich ordentlich im Rennen strecken. Es ist dies schon

ein Temperamentsfehler, der sich bei häufigem Rennen immer mehr zum direkten Ungehorsam ausbildet. Solche Tiere sind dann nur noch in Rennen, d. h. im Haufen zu gebrauchen. Wenn man bedenkt, daß das Pferd von jung auf stets mit Pferden zusammen war, so ist es erklärlich, daß es sich allein nicht allemal dem Willen des Menschen unterordnet. Letzteres ist aber die Hauptsache für das Gebrauchspferd, und will man auf dasselbe den Gehorsam der Eltern vererben, so müssen sie zunächst die Gelegenheit bekommen, zu beweisen, daß sie diese Tugend besitzen, die vererbt werden soll. Dazu sind aber die Renngesetze weder im Hindernis- noch im Flachrennsport zugeschnitten, denn alles läuft darauf hinaus, interessante Schaustellungen vorzuführen, die das Publikum anlocken.

Wir sprechen immer nur für Beseitigung von Mißständen, von Angriffen auf reelle, nötige Rennen kann nie die Rede sein.

In Frankreich ist die große Steeplechase zu Auteuil-Paris das bedeutendste Rennen über Hindernisse dabei mit rund 120000 Franken für den Sieger das am besten dotierte Europas. Nie zeigte der Sieger eine so schlechte Leistung über die dort festgesetzten 6500 Meter, daß sie einer Traberleistung gleichgekommen wäre. Der Sieger vom 3. Juni 1906, der vierjährige „Burgrave II“ brauchte 7 Minuten 58 Sekunden unter 62½ Kilogramm, dabei 13,6 Meter pro Sekunde bewältigend.

In England ist die Grand National Steeple Chase zu Liverpool, die im März, oft bei Schneesturm, geritten wird, das schwierigste Hindernisrennen Europas. Es führt seit 1889 über 7220 Meter, früher über 7242 Meter. Seit 1839 werden die gebrauchten Zeiten gemessen, und 1843 wurde das Rennen ein Handicap. Infolge der groben Hindernisse und des guten Tempos ereignen sich viel Stürze. Kein Vierjähriger hat das Rennen gewonnen. Der Sieger von 1906 ist der neunjährige Hengst „Ascetic-Silver“, der unter 67½ Kilogramm mit 12,57 Meter pro Sekunde die drittschnellste Liverpool gewann. Die beste Leistung zeigte 1893 der neunjährige Wallach „Cloister“ unter 79½ Kilogramm mit 12,39 Meter pro Sekunde, er führte das ganze Rennen mit zirka 6 Längen und siegte mit 40 Längen. Er hat, da er stets führte, sein Examen summa cum laude bestanden.

Zur Geschichte des deutsch-österreichischen Bündnisses

Im Juni-Heft der „Deutschen Revue“ ist in den Mitteilungen Heinrich Marczalis der Brief enthalten, mit dem Bismarck am 18. Dezember 1879 den „Abschiedsgruß“ Andrássys vom 10. Oktober 1879 erwidert hat. Dieser Brief ist, wie wir hiermit nachtragen, schon einmal publiziert, und zwar in Horst Kohls „Bismarck-Jahrbuch“, I. Band, 1894, Seite 124, 125. Der dort veröffentlichte Text weicht von dem von uns mitgeteilten nur in kleinen stilistischen Einzelheiten ab. So gleich in der Eingangszeile: „ich hatte“ statt „ich habe“, dann gegen den Schluß: „seit Monaten“ statt „seit zwei Monaten“. Die Veröffentlichung im Jahrbuch ist wohl nach dem Konzept erfolgt, die Marczalis ist eine Kopie des in Andrássys Papieren vorhandenen Briefes. Aber der Vergleich ist selbst in Anbetracht der geringfügigen Korrekturen nicht uninteressant.

Wichtiger freilich ist der im Jahrbuch unmittelbar vorher abgedruckte „Abschiedsgruß Andrássys“, den wir hier um der Vollständigkeit willen um so lieber wiedergeben, als in den beiden Briefen sich auch der Unterschied der Charaktere der beiden Staatsmänner in geradezu plastischer Weise widerspiegelt: Andrássy, der lustig und fröhlich aus dem Palais am Wiener Ballplatz auszieht in dem Bewußtsein, seine Laufbahn mit einer Glanznummer beschlossen zu haben, Bismarck dagegen krank, durch schwere Kämpfe ver-

bittert und doch fest an seinem großen Werke und dessen mühseligem Ausbau hängend. Andrássys Brief hat nach dem Jahrbuch folgenden Wortlaut:

Mein werter Fürst!

Ich habe, wie Sie wissen, mit Prinzen Reuß unsern Vertrag unterzeichnet. Ich war glücklich, mit diesem Federzug meine Ministertätigkeit abzuschließen. Wenn auch das Zustandekommen etwas schwierig war, so hoffe ich, daß das Erhalten um so leichter sein wird.

Es erfüllt mich mit besonderem Stolze, dieses für die beiden Reiche so segensvolle Werk vereint mit Ihnen vollbracht zu haben. Ich verlasse heute in fröhlichster Stimmung das Palais am Ballplatze. In meinem letzten von hier datierten Brief will ich noch Ihnen, verehrter Fürst, meinen Abschiedsgruß entbieten: Möge Ihnen Gott Gesundheit und Ausdauer verleihen, um Ihre — wie ich mich überzeugen konnte — dornenvolle Bahn zum Heile Ihres Landes und zu Ihrem stets wachsenden Ruhme weiter zu verfolgen.

Ich bitte mich der Fürstin zu Füßen zu legen. Denken Sie alle in Freundschaft Ihres in wärmster Verehrung ergebenen

Andrássy.

Wien, den 10. Oktober 1879.
Im dreizehnten Jahre meiner „Regierung“,
im ersten meiner Freiheit.

Beide Staatsmänner haben auch später noch im Briefwechsel miteinander gestanden. Bismarck gratulierte u. a. im Jahre 1882 dem Grafen Andrássy zur Vermählung seiner Tochter Helene mit dem Grafen Ludwig Batthyány. Andrássys sehr herzliche Antwort ist in Band 4 des Jahrbuchs (1897) Seite 236 abgedruckt. Zur Geschichte des deutsch-österreichischen Bündnisses von großem Interesse ist aber der im zweiten Anlageband zu den „Gedanken und Erinnerungen“ Seite 522 bis 529 veröffentlichte Briefwechsel zwischen Andrássy und Bismarck vom September 1879. Aus einem Briefe Andrássys, datiert Schönbrunn, 1. September 1879 (er wohnte im dortigen Stöckelhause, in dem am 24. September der von uns mitgeteilte Vertragsentwurf von beiden Staatsmännern unterschrieben wurde), geht zur Genüge hervor, daß der Vertrag bereits während der letzten Augusttage in Gastein zwischen ihnen verabredet worden ist, wohin Andrássy am 28. August gereist war. Der Brief enthält das Einverständnis des Kaisers Franz Joseph. Bereits am 29. August beauftragte jedoch Kaiser Wilhelm den Staatssekretär von Bülow mit der telegraphischen Weisung an Bismarck, daß dessen Wiener Reise unmöglich sei, worauf Bismarck am folgenden Tage dem Staatssekretär telegraphiert, er habe dem Grafen Andrássy den Gegenbesuch auf der Rückreise in Wien versprochen und könne ihm jetzt nicht schreiben, daß ihm dieser Besuch von Seiner Majestät verboten sei. Das an angegebener Stelle nur unvollständig mitgeteilte Telegramm enthielt die formelle Ankündigung des Abschiedsgesuchs. Ein bereits abgegangener Bericht an den Kaiser, sechzig Seiten von Wilhelm Bismarcks Hand, hatte indes wenigstens insoweit gewirkt, daß Bülow am 2. September die Genehmigung zur Wiener Reise in Aussicht stellen konnte, worüber Bismarck an Andrássy unter dem 3. September ausführlich berichtet. Staatssekretär von Bülow, der Vater des jetzigen Reichskanzlers, war in jenen kritischen Tagen der einsichtige und patriotische Vermittler zwischen Bismarck und seinem Kaiser gewesen ebenso wie in einem späteren Stadium der Angelegenheit der Vizekanzler Graf Stolberg. H. J.

Wie man in Frankreich vor 1870 über die Nationalität der Elsässer dachte

Von

Dr. Julius Goldfeld (Hamburg)

Vor kurzem kam mir Edmond Abouts einst gefeierter Roman „Madelon" in die Hände. Dieses interessante Werk spielt zum großen Teil auf elsässischem Boden, und was mich bei seiner Lektüre am meisten überraschte, war die Entschiedenheit, mit welcher der französische Verfasser — bekanntlich einer der glänzendsten Schriftsteller des zweiten Kaiserreichs — den deutschen Charakter des Elsaß immer wieder hervorhebt. Ich führe im folgenden einige der markantesten Stellen an. Der junge Pariser Gérard Bonneville wird zum Unterpräfekten des elsässischen Arrondissements ernannt, dessen an den Ausläufern der Vogesen nach dem Rheintal zu belegenen Hauptort der Dichter mit dem fingierten Namen Frauenburg bezeichnet. Auf der Fahrt nach seinem neuen Amtssitz sagt ihm der Kutscher zur Erläuterung des deutschen Namens eines malerischen Landsitzes, nach dem er sich kurz vor Frauenburg erkundigt, „von hier an befinden Sie sich unter den Deutschen" (c'est que vous êtes dans les Allemands à partir d'ici, S. 72; ich zitiere nach der 5. Auflage, erschienen Paris 1872). Seite 99 heißt es: „Seit 1836 war er Bürgermeister der Stadt, und die Einwohner von Frauenburg beklagten sich nicht darüber, daß sie von einem Wälschen (einem Franzosen) regiert wurden (d'être gouvernés par un Welche [un Français]). Das ist das größte Lob, das man seinen Tugenden und seinen Talenten zuteil werden lassen konnte." Seite 293 wird erwähnt, daß das kleine Lokalblatt von Frauenburg in französischer und deutscher Sprache erscheint „zur größeren Bequemlichkeit der Leser: denn man kann die Uneigennützigkeit der französischen Fürsten nicht genug bewundern, die zweihundert Jahre über das Elsaß geherrscht haben, ohne es die Nationalsprache zu lehren. Sicherlich erwarteten sie alle, daß sie diese schöne Provinz in die Hand irgendeines Mathias von Teufelsschwanz" (Name eines in dem Roman vorkommenden kleinen deutschen Bundesfürsten) „zurückgeben würden, und sie wollten sie ebenso wiedergeben, wie Ludwig XIV. sie im Jahre 1648 genommen hatte". Seite 386 wird der Empfang des aus Straßburg zum Zwecke einer Lokalbesichtigung gekommenen Präfekten beschrieben. „Eine Deputation von Grundeigentümern begrüßte ihn in deutscher Sprache." Selbstverständlich haben alle Angesessenen von Frauenburg, die in dem Roman vorkommen, deutsche Namen. Seite 321 wird der Stadtklatsch der Damen von Frauenburg geschildert. Dabei kommt folgendes Gespräch vor: „Haben Sie gehört, daß Frau Hansfetter ihre Tochter verheiratet? — Um so besser, wenn das wahr ist. Das Fräulein hatte ein anständiges Alter. Was sagt man vom Bräutigam? — Ein junger Beamter aus Nancy. — Reich? — Ganz anständig. Es ist ein Franzose, Herr Berlingue." In gleicher Weise sagen Seite 83 die Einwohner der Gegend: „Sie können weit in Frankreich oder im Elsaß reisen, bevor Sie eine feinere Familie finden." Der Autor läßt also die Elsässer sich selbst als Deutsche im Gegensatz zu den Franzosen fühlen!

Der Pfarrer predigt auf deutsch, der Vikar auf französisch (Seite 314 f.). Seite 246 wird bei Gelegenheit der Schilderung einer Abgeordnetenwahl erwähnt, daß von den dreihundert Landwirten, welche die Hauptmasse der Wahlberechtigten ausmachen, die Hälfte nicht ein Wort Französisch versteht. Seite 77 f. schildert der bisherige Unterpräfekt seinem Nachfolger, wie leicht zu lenken die Angesessenen von Frauenburg seien, was er besonders darauf schiebt, daß sie Bier trinken und keinen Wein. „Es werden bald zweihundert Jahre sein, daß Frauenburg zu Frankreich gehört, und doch sind Sie dank dem Bier noch in erobertem Lande."

Der französische Autor nennt also schon vor 1870 das Elsaß ein pays conquis, aber in umgekehrtem Sinne wie heute die Patriotenliga!

Was diese das Gepräge großer Naturtreue tragenden Schilderungen besonders interessant macht, ist die Tatsache, daß sie sich in dem 1863 zuerst erschienenen Buch eines offenbar gut national gesinnten Franzosen befinden, noch dazu eines Schriftstellers, der bei Napoleon III. in hoher Gunst stand.

Literarische Berichte

Klassiker der Kunst in Gesamtausgaben. Zweiter Band: Rembrandt. Des Meisters Gemälde in 565 Abbildungen. Mit einer biographischen Einleitung von Adolf Rosenberg. Zweite Auflage. Gebunden M. 10.—. — Achter Band: Rembrandt. Des Meisters Radierungen in 402 Abbildungen. Herausgegeben von Hans Wolfgang Singer. Gebunden M. 8.—. Stuttgart und Leipzig 1906, Deutsche Verlags-Anstalt.

Rembrandt-Almanach 1906—1907. Eine Erinnerungsgabe zu des Meisters dreihundertstem Geburtstage. Ebenda. Broschiert M. 1.—.

Der Verlag der an dieser Stelle wiederholt besprochenen und wegen ihrer hervorragenden, eigenartigen Vorzüge empfohlenen Sammlung „Klassiker der Kunst in Gesamtausgaben“ hat jetzt im Anschluß an den zweiten Band, der Rembrandts Gemälde enthält und der vor kurzem in zweiter, vervollständigter Auflage erschienen ist, als achten Band die Radierungen des holländischen Meisters folgen lassen und damit den Kunstfreunden eine wahrhaft köstliche Festgabe zur bevorstehenden Rembrandt-Feier dargeboten. Ueber die Bedeutung von Rembrandts Radierwerk kann man sich kurz fassen; weiß doch jeder Gebildete, daß der große Holländer, dem als Maler allenfalls noch einzelne andre Heroen der Kunst zum Vergleiche an die Seite gestellt werden können, als Radierer der Meister aller Meister gewesen und bis zum heutigen Tage geblieben ist, und hat er doch gerade in seinen Radierungen mit solcher Rückhaltlosigkeit sein Innerstes ausströmen lassen, daß man durch sie am besten seiner „rätselhaften, unfaßbaren Hamletnatur“ näherkommen kann und Eugène Fromentin mit vollem Recht sagen konnte: „In seinen Radierungen haben wir den ganzen Rembrandt.“ So stellt der neue Band, der zum erstenmal Rembrandts Radierwerk in vollständiger Wiedergabe den weitesten Kreisen zugänglich macht, ein überaus wertvolles Hilfsmittel zum Verständnis und Genuß Rembrandtscher Kunst dar und ergänzt den vorausgegangenen Band, der die Gemälde enthält, zu einer nahezu lückenlosen Gesamtausgabe, zu der ersten wirklichen Volksausgabe des großen holländischen Meisters, die in keinem kunstsinnigen deutschen Hause fehlen sollte. Der Herausgeber Hans W. Singer, einer der besten Kenner der graphischen Künste, hat den Band mit einer vortrefflichen Einleitung und einem Anhang von erläuternden Anmerkungen versehen, die eine gediegene kunsthistorische Grundlage zur Beurteilung des Radierers Rembrandt bilden. — Der gleichzeitig mit den Radierungen von demselben Verlag herausgegebene Rembrandt-Almanach, eine gehaltvolle, aufs vornehmste ausgestattete Festschrift und Erinnerungsgabe zur Rembrandt-Feier, die bei ihrem außerordentlich niedrigen Preise in Wahrheit in allen kunstfreundlichen Kreisen Eingang finden kann, will einerseits zum Verständnis des Meisters und seiner Schöpfungen beitragen, dann aber, wenn auch indirekt, überhaupt zur Pflege künstlerischer Kultur mithelfen. Mehrere hervorragende Kunstschriftsteller und Dichter, darunter Karl Henckell, Richard Muther, Ed. Heyck, Alfred Lichtwark, Hanns Floerke, Richard Schaukal, haben sich zu diesem Zwecke vereinigt, um jeder in seiner besonderen Weise dem Gefeierten den Tribut ihrer Bewunderung und Ehrfurcht darzubringen; zwischen ihre Beiträge eingestreut finden wir eine Auslese von berühmten Werken des Künstlers in vorzüglichen, zum größten Teil ganzseitigen Reproduktionen, darunter die Bildnisse Rembrandts selbst und seiner Frau Saskia in meisterhaftem Vierfarbendruck. B—r.

Mohammed. Drama in drei Akten (acht Szenen) von Ferdinand von Hornstein. Stuttgart, Greiner & Pfeiffer. 1906. Mark 2.—.

Fühlung. Psychologische Dichtungen von demselben. Zweite Ausgabe. Stuttgart. Ebenda. Mark 2.—.

Wer nach dem Vorgang Voltaires sich Mohammed zum Helden eines Dramas wählt, kann auch nur wie dieser den religiösen Fanatismus zur Grundlage seiner Dichtung machen. Das tut auch F. von Hornstein, dessen Drama in vielen Einzelheiten an

Voltaire erinnert und zum Vergleich mit ihm herausfordert, so sehr es auch in anderem abweicht. Daneben spielt bei ihm wie bei Voltaire die Sinnlichkeit Mohammeds eine wichtige Rolle. In beiden Stücken ist diese Leidenschaft das treibende Motiv, das schließlich mit zur Tragik führt. Psychologische Motivierung und edle Sprache sind die Hauptvorzüge dieses neuen Dramas, das die unheimliche Macht des Fanatismus, die F. von Hornstein in einer „Einführung" nur durch Autosuggestion erklären zu können glaubt, in glühenden Farben darstellt.

Das psychologische Moment tritt auch in den Gedichten desselben Verfassers besonders hervor. Das zeigt schon die Aufschrift „Fühlung", die auch das erste der zehn längeren Gedichte der Sammlung trägt. Tiefe Empfindung und behagliche epische Schilderung zeichnen sie aus, so daß es sich fragt, ob F. von Hornstein nicht mehr Lyriker bezw. Epiker als Dramatiker ist. E. M.

Der russisch-japanische Krieg. In militärischer und politischer Beziehung dargestellt von Immanuel, Hauptmann und Kompagniechef im 1. Nass. Inf.-Rgt. Nr. 87, kommandiert zur Dienstleistung zum Großen Generalstab, und Lehrer an der Kriegsakademie. 1. Heft (mit 3 Kartenskizzen), 2. Heft (mit 7 Zeichnungen und 1 Uebersichtskarte). Berlin, R. Schröder.

Das 1. Heft enthält eine klar, unparteiisch und anziehend geschriebene Vorgeschichte des gewaltigen ostasiatischen Krieges, eine Schilderung der beiderseitigen Streitkräfte, eine militärgeographische Schilderung des Kriegsschauplatzes und schließt mit einer Beurteilung der Lage bei Ausbruch der Feindseligkeiten am 8. Februar 1904. Das 2. Heft bringt die ersten Zusammenstöße zur See vor Port Arthur und Tschemulpho, den beiderseitigen Aufmarsch, die Schlachten am Yalu und bei Kintschou und bespricht zum Schluß die Stellung der beiderseitigen Heere am 10. Juni 1904. Das reichhaltige Quellenmaterial ist gut gesichtet, die Darstellung klar und übersichtlich, und den wohldurchdachten kritischen Ausführungen des durch frühere militärwissenschaftliche Arbeit bestens bekannten Verfassers kann man durchweg beistimmen. Die Arbeit stellt ein vortreffliches Hilfsmittel zum Studium des Krieges dar; wir sehen den folgenden Abteilungen mit Spannung entgegen. Fr. R.

Des Knaben Wunderhorn. Alte deutsche Lieder, gesammelt von L. A. v. Arnim und Clemens Brentano. Drei Teile in einem Bande. Hundertjahrs-Jubelausgabe, herausgegeben von Eduard Grisebach. Leipzig 1906, Max Hesse's Verlag. Gebunden M. 2.—.

Hundert Jahre sind vergangen, seit Arnim und Brentano den ersten Band von „Des Knaben Wunderhorn" erscheinen ließen, dem 1808 der zweite und der dritte folgten. Die köstliche Sammlung, die Goethe gewidmet war und von ihm mit freudiger Anerkennung begrüßt ward, wurde bald berühmt und ist es trotz mancher Mängel, welche die Kritik an ihr aufgedeckt hat, bis zum heutigen Tage geblieben; sie hat einen tiefgehenden, in seiner ganzen Bedeutung schwer abzumessenden Einfluß auf die Dichter und die Dichtung des letzten Jahrhunderts geübt, von dem kein Geringerer als Heinrich Heine in begeisterten, dankbaren Worten Zeugnis abgelegt hat, und ist weitaus das populärste Volksbuch ihrer Gattung geworden. Daß sie dies auch im zweiten Jahrhundert ihres Bestehens bleibe, dazu wird die vorliegende Jubiläumsausgabe ein gut Teil beitragen; sie bietet das Werk zu erstaunlich niedrigem Preis in einer ebenso ansprechenden wie gediegenen Form und Ausstattung, mit Beigaben, durch die ihr Wert in mehrfacher Hinsicht ansehnlich erhöht wird. Der Herausgeber, Eduard Grisebach, hat der Ausgabe eine vortreffliche literarhistorische Einleitung vorausgeschickt, die seine letzte, unmittelbar vor seinem Tode beendigte Arbeit war; dem ersten Teil sind Arnims Abhandlung „Von Volksliedern" und zwei „Nachschriften an den Leser", dem Ganzen ein auch die „Kinderlieder" umfassendes Generalregister nach den Zeilenanfängen angefügt und endlich jedem einzelnen Teile das Titelkupfer der Originalausgabe in getreuer, nur verkleinerter Wiedergabe vorgesetzt. B—r.

Das gelbe Haus. Roman von Liesbet Dill. Stuttgart 1906, Deutsche Verlags-Anstalt. Geheftet M. 3.50, gebunden M. 4.50.

Suse. Novelle von Liesbet Dill. Ebenda 1905. Geheftet M. 2.—, gebunden M. 3.—.

Die beiden im Zeitraum eines halben Jahres erschienenen neuesten Werke der bekannten Verfasserin von „Lo's Ehe" und „Oberleutnant Grote" haben zum gemeinsamen Schauplatz einen größeren deutschen Kurort, der im „Gelben Haus" Warmbad, in Wirklichkeit aber Wiesbaden heißt. Beide Bücher lassen erkennen, daß die Dichterin das Leben in dieser reizvollen Badestadt aufs genaueste kennt, und zwar sowohl das der Einheimischen aller sozialen Schichten wie das des eleganten internationalen Badepublikums, dem es dort nicht bloß um die Linderung körperlicher Leiden, sondern zugleich um ein möglichst volles Maß gesellschaftlicher Zerstreuungen und Genüsse zu tun ist. Bildet dieses bunte, bewegte Leben, das unter seiner glänzenden Außenseite so viel innere Leere birgt und in seinem breiten Strom so manche

abenteuerliche oder schwindelhafte Existenz mit sich trägt, in der feinen, fesselnden Novelle „Suse“ nur den Hintergrund der Handlung, die sich um die heimliche Liebe eines stark empfindenden Mädchens zu einem jungen Offizier dreht und mit der Erkenntnis der Heldin, daß sie ihr Herz und ihr Vertrauen einem Unwürdigen geschenkt hat, ihren jähen, tragischen Abschluß findet, so werden wir in dem Roman „Das gelbe Haus“ mitten in das Leben und Treiben der vornehmen Gesellschaftskreise geführt und sehen eine Menge origineller, lebensvoll charakterisierter Figuren an uns vorüberziehen. So genau die Verfasserin diese seelisch arme und doch psychologisch interessante Welt studiert hat, so wenig Wohlgefallen hat sie an ihr, sie schildert sie vielmehr mit einem bitteren, anklagenden Ernst, der dem Buche sein Hauptgepräge gibt und einen starken, nachhaltigen Eindruck in der Seele des Lesers hervorruft. Besonders das Schicksal der stolzen, gefeierten Heldin, die in demütigender Weise über die Hohlheit ihres Daseins belehrt wird und einen gediegenen, charaktervollen Mann lieben lernt, doch von ihm verschmäht wird und sich in die herzenskalte Welt des äußeren Scheins zurückgestoßen sieht, wirkt mit seiner herben tiefinneren Tragik als eine scharfe, vernichtende Kritik moderner gesellschaftlicher Anschauungen und Zustände. In dem ganzen Buch offenbart sich eine ungewöhnlich reiche Produktionskraft, die augenscheinlich mühelos immer wieder Neues zu bieten vermag und noch manche wertvolle Schöpfung von der Verfasserin erwarten läßt. B—r.

Nordamerika. Zweite Auflage von Dr. Emil Deckert. Mit 150 Abbildungen im Text, 12 Kartenbeilagen und 21 Tafeln in Holzschnitt, Aetzung und Farbendruck von Rudolf Cronau, Ernst Heyn, Oskar Schulz, Olaf Winkler u. s. w. Leipzig und Wien, Bibliographisches Institut.

Das Werk beginnt mit einer ausführlichen Erforschungsgeschichte und einer allgemeinen Uebersicht. Dann folgt eine spezielle Beschreibung des Landes, das zu diesem Zwecke in eine Anzahl natürlicher Provinzen und Teilprovinzen eingeteilt wird, die dann im einzelnen in bezug auf Bodenbildung und Bewässerung, auf das Klima, die Pflanzen- und Tierwelt und auf die Besiedelungsverhältnisse geschildert werden. Den Schluß bildet eine Uebersicht über die politische und wirtschaftspolitische Geographie. Diese Einteilung erschwert die Benutzung des Buches. Die Einteilung in natürliche Provinzen wäre wohl ein geeigneter Rahmen für eine allgemeine Uebersicht, aber nicht für die Unterbringung der Einzelheiten. Der Leser, der sich über eine einzelne Frage orientieren will, ist unter Umständen genötigt, das ganze Buch durchzulesen, um sich zunächst das richtige Verständnis für den Zusammenhang zu verschaffen. Besser wäre es gewesen, aus der Schilderung der Bodenverhältnisse, der Bewässerung, des Klimas, der Pflanzenwelt und der Tierwelt ebensoviele selbständige Abschnitte zu machen und jedes für den ganzen Halbkontinent im Zusammenhang zu behandeln, dagegen die Besiedelungsverhältnisse mit der politischen Geographie, von der sie sachlich nicht getrennt werden können, zu verbinden. Die politische Geographie ist auch abgesehen davon sehr allgemein behandelt. Den Einzelstaaten der Vereinigten Staaten sind im ganzen neun Seiten gewidmet, eine spezielle Beschreibung fehlt ganz, nicht einmal die Hauptstädte und die wichtigsten Behörden sind angegeben.

Soviel über die Anordnung. Der Inhalt des Buches gibt eine überraschende Fülle von Kenntnissen, die zum großen Teil auf eigner Anschauung beruhen. Die Sprache ist gedrängt, in schnellem Flusse fortschreitend, aber leider stark mit englischen und neulateinischen Fremdwörtern untermengt und dem nicht fachmännisch gebildeten Leser nicht sicher verständlich, was hervorgehoben werden darf, da das Werk sich nach seiner äußeren Ausstattung an die große Welt des allgemein, aber nicht fachmännisch gebildeten Publikums zu wenden scheint. K. F.

Weltgeschichtliche Betrachtungen von Jakob Burckhardt. Herausgegeben von Jakob Oeri. Berlin und Stuttgart 1905, W. Spemann.

Nicht ein von dem großen Historiker zur Herausgabe bestimmtes Werk liegt hier vor, sondern eine nach einem Entwurf für akademische Vorträge ausgearbeitete Reihe von Abhandlungen: Anweisungen „zum Studium des Geschichtlichen in den verschiedenen Gebieten der geistigen Welt“. Im Mittelpunkt der Betrachtungen stehen die drei großen „Potenzen“: Staat, Religion und Kultur in ihrem gegenseitigen Verhältnis. Im Anschluß daran werden die geschichtlichen Krisen und die Konzentration der Bewegungen in den großen Individuen erörtert. Das letzte gedankenreiche Kapitel handelt vom Glück und Unglück in der Weltgeschichte. Wir sind dem Herausgeber zu Dank für die Veröffentlichung dieser Vorlesungen verpflichtet, die einst auf Nietzsche großen Eindruck machten und für das Verständnis dieses Philosophen von hoher Bedeutung sind. Aber abgesehen von diesem Nebenzweck tragen sie in sich Reichtum und Größe, mögen sie auch in Beziehung auf die Einzeltatsachen hier und da von der Wissenschaft überholt sein. Trotz des Protestes, den Burckhardt gegen die Geschichtsphilosophie nachdrücklich äußert, wird man dies Werk vor allem als Geschichtsphilosophie zu würdigen haben. Ueberall, auch da, wo es zum Widerspruch reizt, wirkt es in hohem Grade

anregend durch die Fülle lichtschaffender Gedanken, durch die meisterhafte Komposition und nicht zum mindesten durch die lebensvolle Darstellung. Br.

Paul Heyse als Dramatiker. Von Erich Petzet. Stuttgart und Berlin 1904. J. G. Cotta Nachf.

Petzet stellt über den „Wert und Unwert“ der Dramen Heyses, die ihm in der Literatur zu wenig gewürdigt zu werden scheinen, eine gründliche Untersuchung an. Er findet, daß das Theater wohl eine ganze Reihe derselben ausscheiden dürfe, daß aber wieder andre „eine fröhliche Urständ feiern und am Leben bleiben werden“. Ob Petzet recht hat, wird die Zukunft entscheiden. Sicherlich aber ist er im Irrtum, wenn er Heyse in der Zeichnung weiblicher Charaktere über Schiller stellt. E. M.

Die Verhandlungen über Schillers Berufung nach Berlin, geschichtlich und rechtlich untersucht von Adolf Stölzel. Berlin 1905, Franz Vahlen. M. 2.—.

Der berühmte Jurist sucht in dieser kritischen Schrift nachzuweisen, daß nicht Beyme, sondern Schiller selbst schuld war, wenn er nicht in den Genuß der von Friedrich Wilhelm III. in Aussicht gestellten Gnadenerweisungen gelangte. Schiller habe den Vorschlag des Königs nicht angenommen, sondern einen Gegenvorschlag gemacht. Nun aber fragt man, wenn wirklich, wie Stölzel annimmt, in Berlin die feste Absicht vorlag, des Dichters Lage zu erleichtern, warum wurde Schillers Vorschlag (vom 18. Juni 1804) von Beyme „ad acta“ gelegt, „bis sich Gelegenheit findet“? Sollte Schiller etwa nochmals schreiben, ehe man ihm antwortete? Das konnte man von ihm aber nicht erwarten! Also lag doch wohl die Schuld nicht an ihm, sondern anderswo. Daher drängt sich dem Leser trotz allem juristischen Scharfsinn Stölzels unwillkürlich der Gedanke auf, daß man in Berlin die Verhandlungen abbrach, weil man Schiller nicht ganz dahin ziehen konnte. Im übrigen gibt die verdienstvolle Schrift manche Anregung und neues Material für die behandelte Frage.

Prof. Dr. Ernst Müller, Stuttgart.

Ossians Lebensanschauung. Von Dr. H. Jellinghaus. Tübingen und Leipzig, J. C. B. Mohr (P. Siebeck), 1904. 61 S. (Sammlung gemeinverständlicher Vorträge und Schriften aus dem Gebiet der Theologie und Religionsgeschichte, 39.)

Der Verfasser gibt in dieser klar geschriebenen Arbeit zunächst einen geschichtlichen Ueberblick über die Ossianforschung, insbesondere über die Angriffe auf die Echtheit der Ossianischen Gedichte, um sodann in übersichtlicher Ordnung unter Anführung vieler Beispiele die religiösen und sittlichen Vorstellungen, die in den Gedichten vertreten sind, zu erörtern. Etwas mehr Ausführlichkeit möchte man an manchen Stellen wünschen. Als orientierende Einleitung wird das Heft gute Dienste tun können. B.

Eingesandte Neuigkeiten des Büchermarktes

(Besprechung einzelner Werke vorbehalten)

Armee-Einteilung, Neueste, 41. Jahrgang, 1. April 1906. Vollständige Uebersicht und Unterkunftsliste des gesamten Deutschen Reichsheeres, der Kaiserlichen Marine &c. Berlin, Richard Schröder. 40 Pf.

Bormann, Edwin, Francis Bacons Reim-Geheimschrift und ihre Enthüllungen. Leipzig, Edwin Bormanns Selbstverlag. Gebunden M. 7.50.

Centralverband deutscher Industrieller und seine dreißigjährige Arbeit von 1876 bis 1906. Dargestellt von seinem Geschäftsführer H. A. Bueck. Berlin, J. Guttentag.

Croissant-Rust, Anna, Die Nann. Ein Volksroman. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt. M. 3.50; gebunden M. 4.50.

Die Welt in Farben. 1. Abteilung: Deutschland, Oesterreich-Ungarn, Italien und die Schweiz. 270 farbige Bilder in natürlichen Farben. Herausgegeben von Johannes Emmer. In 40 Heften zum Subskriptionspreise von M. 1.50. Berlin, Internationaler Weltverlag.

Dill, Liesbet, Das gelbe Haus. Ein Roman. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt. M. 3.50; gebunden M. 4.50.

Drobny, Franz, Vom Wesen und von der Bedingtheit der Kunst. Betrachtungen und Gedanken. Salzburg, Herm. Kerber. M. 1.20.

Ehrhardt, Max, Meine Mittelmeer-Reise mit der Hamburg-Amerika-Linie. Leipzig, Thüringische Verlags-Anstalt. M. 2.—.

Ernst, Franz, Bruder Franziskus. Roman aus dem Leben eines Idealisten. Schwerin i. M., F. E. A. Müller's Verlag. M. 5.—.

Fischer, Wilhelm, Lebensmorgen. Erzählungen. München, Georg Müller. M. 4.—.

Friedensvorschlag, Ein, im Kampfe zwischen Unternehmertum und Sozialdemokratie. Von einem Unternehmer. Berlin, Gust. Ferd. Müller. 40 Pf.

Friedmann, Hermann, Der erste Tag. Dichtungen, Szenen und Sentenzen. Dorpat, Ed. Bergmann's Verlag. M. 2.50.

Geffcken, Dr. Heinrich, Preußen, Deutschland und die Polen seit dem Untergange des polnischen Reiches. Ein geschichtlicher Rückblick

vom Standpunkte moderner Staatsethik. Berlin, Vossische Buchhandlung. M. 2.50.

Gittermann, Wilhelm, Ein Antichrist. Erzählende Dichtung. Dresden, E. Pierson's Verlag. M. 2.—.

Goldmann, Dr. Ernst, Der Richterstand und die sozialen Aufgaben der Gegenwart. Berlin, Otto Liebmann. 70 Pf.

Hanstein, Otfrid v., Theater-Prinzeßchen. Bühnenmysterien und Theatermisere. Ein Theater-Roman nach dem Leben. Göttingen, Hermann Peters. M. 2.—.

Heine, Heinrich, Dichtungen. Für die deutsche Familie ausgewählt von Dr. A. Lohr. Köln a. Rh., J. P. Bachem. Gebunden M. 3.—.

Herbert, M., Doktor Sörrensen. Köln a. Rh., J. P. Bachem. M. 2.50.

Hermanny, Max, Gedichte. München, Georg Müller.

Hoede, Karl, Die sächsischen Rolande. Beiträge aus Zerbster Quellen zur Erkenntnis der Gerichtswahrzeichen. Mit Abbildungen. Zerbst, E. Luppe's Hofbuchhandlung.

Hofmann, A. v., Die Grundlagen bewußter Stilempfindungen. Berlin und Stuttgart, W. Spemann.

Hoechstetter, Sophie, Vielleicht auch träumen. Verse. Mit einem Porträt. München, Georg Müller.

Jahrbuch der Naturwissenschaften 1905 bis 1906. 21. Jahrgang. Unter Mitwirkung von Fachmännern herausgegeben von Dr. Max Wildermann. Mit 22 Abbildungen. Freiburg i. Br., Herdersche Verlagshandlung. Gebunden M. 7.—.

Klassiker der Kunst in Gesamtausgaben. Achter Band: Rembrandts Radierungen. Des Meisters Radierungen in 402 Abbildungen. Herausgegeben von Hans Wolfgang Singer. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt. Gebunden M. 8.—.

Kosmos. Handweiser für Naturfreunde. Dritter Jahrgang, Heft 3/4 à 30 Pf. (pro Jahrgang 12 Hefte M. 2.80; für Mitglieder bei M. 4.80 Jahresbeitrag kostenlos mit 5 Bänden von Bölsche, Francé 2c.). Stuttgart, Kosmos, Gesellschaft der Naturfreunde (Geschäftsstelle: Franckhsche Verlagshandlung).

Laufen, Paula, Im Bannkreis der Musik. Münchner Roman. München, Georg Müller.

Lazarus, Moritz, Lebenserinnerungen. Bearbeitet von Nahida Lazarus und Alfred Leicht. Mit einem Titelbild. Berlin, Georg Reimer. M. 12.—.

Lorenz, Max, Das Deutschland der Gegenwart. Vier Reden gehalten im Wirtschaftlichen Schutzverband zu Hamburg. Berlin, Dr. Wedekind & Co.

Lublinski, Samuel, Peter von Rußland. Tragödie in fünf Akten und einem Vorspiel. München, Georg Müller.

Ludwig, Herbert, Die Examenskandidaten! Göhren'sche Novellen. Dresden, E. Pierson's Verlag. M. 1.—.

Mutterschutz. Zeitschrift zur Reform der sexuellen Ethik. Herausgeberin Dr. phil. Helene Stoecker. II. Jahrgang, Heft 1. Frankfurt a. M., J. D. Sauerländers Verlag. Halbjährig (6 Hefte) M. 3.—.

Paquet, Alfons, Auf Erden. Ein Zeit- und Reisebuch in 5 Passionen. Braubach, Geschäftsstelle des Verbands der Kunstfreunde in den Ländern am Rhein.

Pichler, Adolf, Wanderbilder. Band IX. der Gesammelten Werke. Vom Verfasser vorbereitete Ausgabe. München, Georg Müller. Subskriptionspreis M. 4.50; Einzelpreis M. 5.—.

Ponten, Josef, Jungfräulichkeit. Ein Roman. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt. M. 5.—; gebunden M. 6.—.

Prittwitz, E. von, Ernst und Humor in Krieg und Frieden. Dresden, E. Pierson's Verlag. M. 3.—.

Proeßler, Michael, Das Wirtschaftsbild der Gegenwart und der Zukunft. Würzburg, Selbstverlag des Verfassers. 60 Pf.

Rembrandt-Almanach. Eine Erinnerungsgabe zu des Meisters dreihundertstem Geburtstage. Mit Abbildungen und Kalendarium 1906/07. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt. M. 1.—.

Sabatier, Paul, A propos de la séparation des Eglises et de l'Etat. Troisième édition, complètement revue et très augmentée. Paris, Librairie Fischbacher. Fr. 3.—.

Schaukal, Richard, Kapellmeister Kreisler. Dreizehn Vigilien aus einem Künstlerdasein. Ein imaginäres Porträt. München, Georg Müller.

Scheufler, Paul, Bahn frei ... Skizzen und Erzählungen. Dresden, E. Pierson's Verlag. M. 2.—.

Schmidt, Karl Eugen, Der perfekte Kunstkenner. Vademekum für Kenner und solche, die es werden wollen. Stuttgart, W. Spemann. M. 2.40.

Schullern, Heinrich von, Genußmenschen. Drei Einakter. München, Georg Müller.

Swoboda, Dr. Hermann, Die gemeinnützige Forschung und der eigennützige Forscher. Antwort auf die von W. Fliess gegen O. Weininger und mich erhobenen Beschuldigungen. Wien, W. Braumüller. M. 1.—.

Weigand, Wilhelm, Der Messiaszüchter und andere Novellen. München, Georg Müller.

— Rezensionsexemplare für die „Deutsche Revue" sind nicht an den Herausgeber, sondern ausschließlich an die Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart zu richten. —

Verantwortlich für den redaktionellen Teil: Rechtsanwalt Dr. A. Löwenthal in Frankfurt a. M.

Unberechtigter Nachdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift verboten. Uebersetzungsrecht vorbehalten.

— Herausgeber, Redaktion und Verlag übernehmen keine Garantie für die Rücksendung unverlangt eingereichter Manuskripte. Es wird gebeten, vor Einsendung einer Arbeit bei dem Herausgeber anzufragen. —

Druck und Verlag der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart

Aus den Denkwürdigkeiten des Fürsten Chlodwig zu Hohenlohe-Schillingsfürst

Mitgeteilt von

Friedrich Curtius

Aus der Zeit der Pariser Botschaft. Vom Berliner Kongreß.

Paris, 14. Juni 1876.

Abends bei Thiers mit Lyons und Molins.[1]) Thiers erzählte, daß er zufällig erfahren habe, es würde ein Antrag vorbereitet, die Dienstzeit von fünf auf drei Jahre herabzusetzen. Der Antrag, welcher zirkuliert hatte, war schon von vielen Abgeordneten unterschrieben worden, als Thiers, „usant des privilèges du vieillard," den Abgeordneten eine große Szene machte. Dies hatte zur Folge, daß die Unterzeichner sich teilweise der Abstimmung enthielten. Gambettas Rede war von Thiers veranlaßt, der damit sehr zufrieden war.[2])

*

16. Juni.

Gestern auf der Revue. Ich wollte erst nicht hingehen und hatte Decazes den Abend vorher den Grund gesagt, der darin bestand, daß wir Botschafter keine Einladung in die Tribüne des Marschalls erhalten hatten. Keiner der Botschafter wäre gegangen. Meine Aeußerung veranlaßte Decazes, die Dummheit des Herrn Mollard wieder gutzumachen. Ich bekam die Karte wie alle Botschafter um 2 Uhr, so daß ich gerade noch hinausfahren konnte. Ganz Paris war auf den Beinen, „pour assister à ce spectacle de la grandeur militaire de la nation française". Ich fand, daß die Infanterie vorbeibummelte, die Kavallerie, wie gewöhnlich, statt im Trabe zu defilieren, Schwärmattacken machte, und habe überhaupt gefunden, daß die Armee keinen besseren Eindruck machte als vor zwei Jahren. Daß der Großfürst Michael neben dem Marschall nicht

[1]) Dem englischen und dem spanischen Botschafter.

[2]) Gambetta sprach am 12. Juni gegen die Herabsetzung der Dienstzeit.

in Uniform erschien, kränkte die Pariser tief. An diesem Tage verwünschten viele Pariser die Republik.

*

23. Juni 1876.

Die gestrige Sitzung der Akademie war merkwürdig. Jules Simon, der an die Stelle von Rémusat getreten ist, hielt seine Lobrede auf seine Vorgänger. Form und Inhalt der Rede waren wie der Vortrag meisterhaft. Die Stellen, an welchen er bei Besprechung der letzten Lebensjahre Rémusats auf Thiers zu sprechen kam, wurden mit lebhaftem Beifallsklatschen begrüßt. Störend war, daß der kleine Thiers in gestickter Akademieuniform daneben saß. Die Stelle, wo er von Manteuffel sprach, wurde als eine taktvolle Bemerkung betrachtet, der Admiral Pothuau machte mich nachher ganz besonders darauf aufmerksam. Es ist wahrscheinlich, daß Thiers diesen Passus inspiriert hatte. Ich saß zwischen Orlow und Mademoiselle Dosne. Buffet begrüßte ich vor dem Beginn der Sitzung. Vom diplomatischen Korps außer Orlow und mir niemand.

*

16. Juli 1876.

Thiers kam gestern zu mir, um über seine Vorladung zum Zeugenverhör in der Arnimschen Sache zu sprechen. Wir kamen dann auf Bazaine. Thiers sagte, er sei immer dagegen gewesen, Bazaine vor Gericht zu stellen. Bazaine habe ihn um Rat gefragt, was er tun solle, als die Enquetekommission sich ungünstig über ihn geäußert habe. Thiers habe es abgelehnt, einen Rat zu erteilen, habe es aber sehr beklagt, als sich Bazaine dazu entschlossen habe, „de demander des juges“. Er, Thiers, würde Bazaine nie vor Gericht gestellt haben. Das ganze Verfahren sei eine Infamie. Er habe es aber nicht hindern können. Auch erzählte Thiers, Broglie habe nach der Verurteilung Bazaines bis Mitternacht gebraucht, um Mac Mahon zu bestimmen, das Todesurteil nicht zu unterschreiben. Darin habe sich Broglie seines Vaters würdig gezeigt, der als junger Pair de France allein gegen die Verurteilung des Marschalls Ney gesprochen und gestimmt habe.

*

Paris, 31. August 1876.

Gräfin Fontenille, die sich im Skating das Bein gebrochen hat und die ich mitunter besuche, erzählte mir gestern von der bevorstehenden Heirat des Prince de Chimay mit Mademoiselle Lejeune. Deren Vater, Herr Lejeune, ist der Sohn des natürlichen Sohnes eines gewissen Michel, den man wegen eines Kriminalprozesses, in den er verwickelt war, „Michel l'assassin“ nannte. Ich kenne die Geschichte nicht. Natürlich ist der Faubourg über diese Verbindung entrüstet. Zuerst wollte Chimay Mademoiselle Blanc heiraten. Er machte aber die Bedingung, daß im Heiratsvertrag 30000 Franken jährlich ausgesetzt würden, die einer seiner Freunde zu einem bestimmten wohltätigen Zwecke verwenden werde. Dieser Zweck war kein andrer, als für eine Dame, mit der der Prinz Chimay seit Jahren gelebt und von der er zwei Kinder hat, eine Rente zu

konstituieren. Mademoiselle Blanc erfuhr dies und brach deshalb die Heirat ab. Die alte Madame Blanc wollte die Bedingung akzeptieren, aber Mademoiselle Blanc blieb standhaft. Mademoiselle Lejeune war weniger skrupulös und akzeptierte die Rente für die Kinder ihres Gemahls. Chimay fragte den Duc de Bisaccia, ob er seine Frau empfangen werde. Dieser bat sich Bedenkzeit aus, und als Chimay wiederkam, sagte er ihm, seine Frau könne sich nicht dazu entschließen. Bisaccia meinte aber, die Zeit werde manches ändern, „et si vous pouviez voyager 14 ou 15 ans, peut-être tout s'arrangerait.“ Dieser Termin für die Hochzeitsreise schien aber dem jungen Manne etwas lang, er verzichtete also auf die Aussicht und will seine junge Frau nächsten Winter hier ausführen. Da der Vater zwanzig Millionen besitzt und der Tochter einige ablassen wird, so zweifle ich nicht, daß man sie mit offenen Armen empfangen wird.

*

Paris, 3. Juli 1877.

Gestern kam Herr Thiers zu mir und fragte mich, ob ich heute zu ihm kommen wolle, um Gambetta zu sprechen. Er werde um ½12 Uhr kommen. Ich sagte natürlich zu und ging hin. Gambetta war schon da, als ich in das schöne Schreibzimmer des Herrn Thiers kam. Wir begrüßten uns und setzten uns, Thiers auf einer Seite, ich auf der andern, Gambetta uns beiden gegenüber in der Mitte. Wir sprachen von allerlei, vom Krieg in der Türkei, von England u. s. w. Dann erzählte Thiers seine alten Geschichten von Metternich, Talleyrand und Louis Philippe. Gambetta und ich hörten respektvoll zu. Ich habe nie in zwei Leuten so sehr die Gegenwart und die Vergangenheit verkörpert gesehen wie in diesen zwei Männern. Gambetta, den die alten Geschichten wenig interessiert haben mögen, hörte mit der Aufmerksamkeit eines Sohnes zu und zeigte das größte Interesse. Ich benutzte eine Pause, um ihn nach den Wahlaussichten zu fragen. Er behauptet, seit 1789 werde keine solche Wahl mehr gewesen sein. Frankreich sei entschlossen, die Gegner der Republik zu schlagen, und werde es tun. Die früheren Wahlen hätten die Legitimisten und dann die Orleanisten ecrasiert, diese würden die Bonapartisten vernichten. Auf meine Frage, was ihn zu dieser Hoffnung berechtige, sagte er, daß die Bonapartisten sich durch ihre Allianz mit den Klerikalen unmöglich gemacht hätten. Von den Klerikalen sagt er, daß sie in Frankreich keinen Boden hätten, wenn auch die höhere Bourgeoisie an ihrem Ueberhandnehmen schuld sei. Er meint, daß man die Kongregationen vertilgen müsse, also Austreibung der Jesuiten. Gambetta macht einen guten Eindruck. Er ist höflich und liebenswürdig, und dabei sieht man in ihm den selbstbewußten, energischen Staatsmann.

*

Berlin, 12. Juni 1878.[1])

Gestern früh fuhr ich von Paris weg. Heute früh in Berlin. Im Aus-

---

1) Reise zum Berliner Kongreß, bei dem Fürst Hohenlohe neben dem Fürsten Bismarck und dem Staatssekretär von Bülow Deutschland vertrat. Die Eröffnung fand am 13. Juni statt.

wärtigen Amt fand ich Bülow, Holstein, Bucher und Radowitz. Aus den verschiedenen Konversationen entnehme ich folgendes: Zwischen Rußland und England ist Verständigung, wenn auch keine vollständige. Man hofft aber darüber ins klare zu kommen. Beaconsfield äußert sich gemäßigt. Der Reichskanzler wünscht gleich morgen die bulgarische Frage zur Sprache zu bringen. Oesterreich dagegen ist noch keineswegs zufrieden. Andrássy, der zwischen den Tendenzen des Hofs und der Militärpartei und den ungarischen Antipathien und Wünschen herumlaviert, hat die Gelegenheit verpaßt, einen entscheidenden Schritt in der orientalischen Frage zu machen, und will nun, daß der Kongreß ihn zwingen soll, in Bosnien einzurücken. Wir haben aber bei allem guten Willen und allen guten Wünschen für Oesterreich keine Lust, uns mit England und Rußland zu entzweien, um Andrássy aus der Verlegenheit zu ziehen. Andrássy, den ich bei Beaconsfield traf, fährt nun in der Stadt herum und beschwört die Kongreßmitglieder, doch einige Tage Zeit zu lassen und nicht gleich in medias res zu gehen, man könne sonst in ganz unentwirrbare Situationen kommen.

Bei Lord Beaconsfield war ich einen Augenblick. Erst ging Andrássy hinein, der sehr aufgeregt und grantig erschien, was ich begreife. Dann führte mich Lord Beaconsfields Sekretär zu ihm, und wir begrüßten uns. Er sagte, er sei „enchanté de faire ma connaissance“. Ich verabschiedete mich bald, indem ich sagte, ich wisse, daß er zum Kronprinzen gerufen sei, hätte ihm daher nur „voulu serrer la main“, worauf er sagte: „Oh oui, serrer la main, oh oui!“ worauf wir schieden.

Abends um 11 Uhr fuhr ich zum Reichskanzler. Ich war kaum im Salon, als er hereinkam. Ich finde ihn gealtert, aber munter. Sein Vollbart macht ihn alt. Er war sehr irritiert darüber, daß ihn die fremden Bevollmächtigten, insbesondere Waddington und St. Vallier und auch Salisbury, empfangen hätten, als er seine Visitentournee machte; das sei kleinstädtisch und habe ihn unnötig ermüdet.

*

13. Juni.

Der Vormittag verging mit Besuchen. Um 2 Uhr fuhr ich nach dem Bismarckschen, früher Radziwillschen Palais. Ich fand in dem großen Saal nur Radowitz, der mit Herrichten der nötigen Papiere beschäftigt war. In dem großen früheren Tanzsaal war ein grüner Tisch in Hufeisenform aufgestellt. In der Mitte Platz für den Präsidenten, an beiden Seiten Frankreich links, Oesterreich rechts. Dann neben Oesterreich England, neben Frankreich Italien, dann rechts Rußland, links die Türkei. Bismarck gegenüber sitzt Radowitz als Protokollführer, ich links, Bülow rechts.

Bald kam der Staatssekretär und dann der Reichskanzler. Wir gingen nach dem in einem Nebenzimmer aufgestellten Büfett, tranken Portwein und aßen Biskuit. Nach und nach kamen die Bevollmächtigten: der Graf Corti, ein kleiner häßlicher Mann, der wie ein Japaner aussieht, mit Launay, der Türke, ein unbedeutender junger Mann, Graf Schuwalow, der alte Gortschakow, sehr

wackelig, endlich die Engländer und Franzosen, Waddington in gestickter Uniform. Das erste Zusammentreffen zwischen Lord Beaconsfield und Gortschakow war interessant als historischer Moment.

Darauf wurde in den Sitzungssaal gegangen. Bismarck hielt eine Begrüßungsanrede und schlug vor, das Bureau zu konstituieren. Andrássy ergriff dann nach vorheriger Uebereinkunft mit den übrigen Bevollmächtigten das Wort und schlug die Wahl Bismarcks zum Präsidenten vor. Er machte dann die Vorschläge bezüglich der Sekretäre und Protokollführer, die angenommen wurden, worauf ich das Personal hineinführte. Dann schlug der Reichskanzler vor, erst an die wichtigsten Fragen zu gehen, und zwar mit Bulgarien anzufangen. Zugleich aber riet er, einige Tage Zeit zu lassen, was Andrássy gewünscht hatte, und erst am nächsten Montag wieder eine Sitzung zu halten. Darauf ergriff Lord Beaconsfield das Wort und hielt eine längere englische Rede. Sehr klar und bestimmt. Er meinte, es sei nötig, daß während des Kongresses die feindlichen Armeen nicht in nächster Nähe ständen. Er hielt das für gefährlich und der Würde des Kongresses nicht entsprechend. Der Reichskanzler fragte, ob die russischen Bevollmächtigten sich darüber äußern wollten. Gortschakow sprach einige Worte, die auf die Frage keinen Bezug hatten, und sagte etwas von der Notwendigkeit, das Schicksal der Christen im türkischen Reich zu schützen. Schuwalow ging auf die Frage ein und widersprach dem Lord Beaconsfield. Bismarck beeilte sich vorzuschlagen, die Sache heute nicht weiter zu diskutieren. Das wurde auch beschlossen. Nachher kam der Türke und protestierte gegen einige Behauptungen Schuwalows. Der Reichskanzler machte ihn aber darauf aufmerksam, daß die Diskussion schon geschlossen sei.

Salisbury brachte noch die Griechen zur Sprache und kündigte an, daß er deren Zulassung zum Kongreß beraten zu sehen wünsche. Gortschakow erwiderte, daß dies zur Folge haben würde, daß auch andre Nationen den gleichen Anspruch erheben würden. Da die Frage aber heute nicht diskutiert werden sollte, so blieb es bei diesen Bemerkungen, und der Reichskanzler schloß nach einigen die Geschäftsordnung betreffenden Bemerkungen die Sitzung.

Das Ganze sah etwas bedenklich aus. Beaconsfield macht den Eindruck, die englische Stellung in rücksichtsloser Weise geltend machen zu wollen. Die Russen sahen sorgenvoll aus. Der Reichskanzler vermittelt, soviel er kann, und hat die Sache mit großem Geschick dirigiert.

*

14. Juni.

Heute kam Blowitz[1]) zu mir. Er fing gleich damit an, zu sagen, daß man ihn mit der Nachricht des Geheimhaltens empfangen habe. Es sei also für ihn nichts zu tun und er könne abreisen. Ich fragte dann, was er gehört habe, und bemerkte, daß er noch von niemandem Notizen über die gestrige Sitzung hatte.

Er erging sich dann in Betrachtungen über die Aufgaben des Kongresses,

---

1) Der bekannte Korrespondent der „Times" in Paris.

denen ich einfach zuhörte. Bedenken flößt ihm der Charakter Lord Beaconsfields ein. Er sei von sich eingenommen und mißtrauisch. Wenn man ihn durch Liebenswürdigkeit gewinnen wolle oder wenn man überhaupt nur höflich mit ihm sei, werde er mißtrauisch und glaube „qu'on veut le mettre dedans“. Sei man aber nicht höflich, so nehme er es übel. Das könne also zu Mißstimmungen im Kongresse führen. Lord Beaconsfield habe die öffentliche Meinung in England für sich, aber doch nur deshalb, weil er die bisher erreichten Resultate auf friedlichem Wege erreicht habe. In dem Augenblicke, wo die englische öffentliche Meinung erfahre, daß Lord Beaconsfield zu weit gehen wolle, werde er an Terrain verlieren. Blowitz meint, die Russen würden über einen gewissen Punkt hinaus nicht nachgeben und eher Krieg führen. Krieg aber wolle das englische Volk nicht. Es werde darauf ankommen, die öffentliche Meinung in England zu rechter Zeit darauf aufmerksam zu machen. Ich erwiderte ihm, dies könne, wenn der Fall wirklich eintrete, durch den Korrespondenten der „Times“ geschehen.

*

15. Juni.

Gestern abend bei Bismarck. Der Reichskanzler gab seiner Mißstimmung über die türkischen Bevollmächtigten Ausdruck und erzählte, daß er ihnen offen gesagt habe, die Türkei irre sich, wenn sie glaube, daß ihr ein Vorteil daraus erwachse, wenn der Kongreß ohne Resultat verlaufe. Ein Krieg werde nur dazu führen, daß sich die Mächte nach dessen Beendigung auf Kosten der Türkei verständigen würden. Als nachher die Rede darauf kam, daß Bismarcks großer Hund einen Minister angeknurrt habe, sagte der Kanzler: „Der Hund ist in seiner Dressur nicht fertig. Er weiß nicht, wen er beißen soll. Wenn er es wüßte, würde er die Türken gebissen haben.“ Daß man Mehemed Ali geschickt hat, hält der Kanzler für eine Taktlosigkeit. Bei der Besprechung der Frage, ob Karatheodory Pascha Christ sei, meinte er: „Am Ende ist noch der Magdeburger (Mehemed Ali) der einzige Muselmann unter den dreien.“

Daß die englischen Minister sich gelegentlich des Todes des Königs von Hannover[1]) in die Frage mischen, welchen Titel der Kronprinz führen soll, ärgert den Reichskanzler, der überhaupt Mißtrauen gegen die Engländer hegt und sie für unverschämt und ungeschickt erklärt. Er sagte dann die bedeutungsvollen Worte: „Ich möchte wissen, ob Beaconsfield den Krieg will!“ Jedenfalls, meint er, werde die etwas kriegerische Haltung der Engländer den Oesterreichern den Vorteil gewähren, sich mit den Russen zu verständigen. Um 12 Uhr ging alles auseinander. Der Reichskanzler begleitete mich in das andre Zimmer und sprach da noch von den Schwierigkeiten, die es ihm bereitet habe, französisch zu präsidieren. Er hat das übrigens sehr gut gemacht, und von der Befangenheit, die er gehabt zu haben behauptet, hatte man nichts bemerkt.

Heute abend um 11 Uhr zu Bismarck. Man wartete bis halb 12 Uhr.

---

[1]) Der frühere König Georg von Hannover war am 12. Juni gestorben.

Endlich kam er, nachdem er bei der Türkei und bei Schuwalow gewesen war. Er schien befriedigt und war sehr guter Laune. Von den Engländern sagte er, daß Beaconsfield und Salisbury verschiedener Meinung seien. Er fürchtet immer, daß Dizzy irgendeinen unerwarteten Coup loslassen werde. Blowitz will er bei mir sehen und wird mir sagen lassen, wann er kommt, damit ich Blowitz bestelle.

*

17. Juni.

Um 2 Uhr war Kongreßsitzung. Außer dem Antrage auf Zulassung der Griechen und einer ziemlich zwecklosen Debatte über § 6 des Friedensvertrags von San Stefano kam nichts Besonderes vor. Ich ging mit Andrássy zu Fuß nach Hause, gefolgt von einer Menschenmenge, die sich an unserm, besonders Andrássys Anblick weidete.

*

18. Juni.

Heute nichts Besonderes. Schuwalow verhandelt mit Beaconsfield und Andrássy über die bulgarische Frage. Abends erfuhr ich, daß Schuwalow erst nach Petersburg telegraphieren mußte.

*

19. Juni.

Heute morgen kam Blowitz. Er sagte, er fange an, über den Ausgang des Kongresses beunruhigt zu werden. Oesterreich zeige sich entschiedener und entschlossener, als er bisher geglaubt habe. Es wolle durchaus nicht dulden, daß Montenegro Antivari bekomme und daß die Serben mit Bosnien und Montenegro ein Reich unter Nikita proklamierten. Letzteres werde der Fall sein, wenn Oesterreich nicht Maßregeln treffe. Oesterreich will aber gezwungen werden, in diesen Ländern einzurücken. Es könne also kommen, daß Oesterreich sehr unzufrieden sei, und deshalb denke es an die Möglichkeit, den Kongreß zu verlassen. Allein dies wolle es nicht allein tun, und deshalb habe er England sondiert, ob dieses etwa bereit sei, im Falle ihm nicht in Bulgarien die nötigen Zugeständnisse gemacht würden, auch vom Kongreß zurückzutreten. Die Engländer hätten darauf noch nicht geantwortet. Blowitz meinte, es sei sehr gut, wenn man die Engländer zufriedenstelle. Dann sei man sicher, daß Oesterreich allein nicht austreten werde. England aber, bleibe es allein oder sei es unzufrieden, würde sich nicht im geringsten genieren, allein auszutreten. Ich notierte das alles und gab es bei Bismarck ab. Als ich ihn dann vor der Sitzung sprach, meinte er, es werde wohl seine Richtigkeit haben. Auch Schuwalow ist der Meinung und hofft deshalb, daß man ihm von St. Petersburg die Möglichkeit gewähren werde, die Engländer zufriedenzustellen.

*

21. Juni.

Den ganzen Tag haben Verhandlungen zwischen Schuwalow, Bismarck und Beaconsfield stattgefunden. Man hofft, nachdem die Antwort von Petersburg

günstig lautet, zu einer Verständigung zu gelangen. Den Engländern liegt daran die Türkei lebensfähig zu erhalten, indem ihr der südliche Teil von Bulgarien verbleibt. In Asien lassen sie den Russen freie Hand.

*

23. Juni.

Gestern um 2 Uhr war Sitzung. Salisbury berichtete über die Vorbesprechungen und brachte den Entwurf der Verständigung, dem dann Schuwalow zustimmte, wenn er auch noch Vorbehalte bezüglich der Rechte der Türkei an Südbulgarien machte. Waddington wurde beauftragt, diese Vorbehalte bis zur nächsten Sitzung in eine annehmbare Form zu bringen. Es scheint, daß allgemein der Wunsch besteht, Frieden zu machen.

*

25. Juni.

Vor der gestrigen Kongreßsitzung sagte mir Schuwalow, er habe den Tag vorher die Absendung eines Telegramms von Gortschakow verhindert, in welchem dieser dem Kaiser von Rußland anzeigen wollte, er sei krank und könne deshalb die Verantwortung für die letzten Beschlüsse nicht übernehmen. Schuwalow erklärte, wenn dieses Telegramm abgehe, werde er den Kaiser telegraphisch bitten, einen andern ersten Bevollmächtigten hierherzusenden. Darauf unterblieb das Telegramm.

Lord Beaconsfield kam sehr freundlich auf mich zu und teilte mir mit, die Königin habe ihn beauftragt, mir zu sagen, sie freue sich, daß ich an dem Kongreß teilnehme, ich sei ein alter Freund ihres „beloved Prince“ und habe ihr volles Vertrauen. Augenscheinlich hat dies großen Eindruck auf Beaconsfield gemacht, denn er wurde sehr liebenswürdig, faßte mich unter den Arm und promenierte mit mir im Saale. In der Sitzung wurden dann §§ 7 und 8 beraten, wobei nur der Ausfall des Reichskanzlers gegen die Völkerschaften der Balkanhalbinsel zu erwähnen ist. Er meinte, wir sollten uns nicht in die Details des Vertrags vertiefen und nur die Punkte hervorheben, die geeignet seien, die Einigkeit der Mächte zu stören. Im übrigen sei ihm das Schicksal jener Bevölkerungen sehr gleichgültig.

*

29. Juni.

Gestern um 2 Uhr war Sitzung. Es wurde die große Frage der Besetzung Bosniens und der Herzegowina durch Oesterreich behandelt. Erst las Andrássy eine große Erklärung vor, in der er sagte, Oesterreich könne nur einer Lösung dieser Frage zustimmen, die den dauernden Frieden sichere. Darauf las Salisbury eine Erklärung, der Friede könne am besten gesichert werden, wenn Oesterreich einrücke, worauf dann nach und nach alle Vertreter zustimmende Erklärungen abgaben. Nur die Türken protestierten. Bei Gelegenheit der Debatte über die Rechte, welche Serbien bekommen sollte, kam die Rede auf die Juden, wobei Gortschakow gegen diese sprach und sagte, er unterscheide „entre juifs et

Israëlites". Erstere seien eine Plage, letztere könnten sehr vortreffliche Leute sein, wie dies das Beispiel von Berlin und London zeige. Im allgemeinen war seine Rede schwach.

*

30. Juni.

Heute war Blowitz bei mir. Er ist sehr befriedigt von der Kampagne, die er von hier aus in der „Times" geführt hat. Er behauptet, Beaconsfields Stellung damit befestigt und dadurch diesen mild und nachgiebig gestimmt, also im Interesse des Kongresses und des Friedens gearbeitet zu haben. Dafür wünscht er eine Anerkennung von Oesterreich, Italien, Deutschland und der Türkei. Er hat Aussicht, daß er die Orden bekommen wird. Ich soll ihm den deutschen Orden verschaffen. Ich sagte ihm, ich würde es probieren.

*

2. Juli.

Um 6 Uhr holte ich Blowitz ab, um mit ihm zum Reichskanzler zum Essen zu fahren. Blowitz war glücklich. Der Reichskanzler bearbeitete ihn im Interesse des russischen Anspruchs auf Batum. Blowitz vertrat die öffentliche Meinung in England, die gegen Batum sei und die Beaconsfield entgegen sein werde, wenn er Batum den Russen lasse. Doch nahm seine Opposition infolge der Liebenswürdigkeit des Reichskanzlers sichtlich ab. Nach Tisch war viel von Thiers die Rede. Auch auf Gambetta kam das Gespräch, und der Reichskanzler sagte, es würde ihn freuen, wenn er ihn sprechen könnte.

*

5. Juli.

In der gestrigen Sitzung referierte Haymerle über die Grenzen von Montenegro. Dabei verlas er eine gedruckte Aufzählung der verschiedenen Punkte, die unvollständig war. St. Vallier machte ihn auf das Fehlende aufmerksam. Andrássy war indigniert, daß sich sein österreichischer Botschafter blamierte, und brummte allerlei Unfreundliches. Der arme Haymerle war wie ein begossener Pudel. Dann lange Debatte über die Donauschiffahrt. Zuletzt noch ein englischer Antrag über die Gleichberechtigung der Konfessionen im türkischen Reich. Lord Salisbury kündigte einen Antrag über die Armenier an, was den Reichskanzler zu der Bemerkung veranlaßte: „Encore un de plus!" Diese Ungeduld des Reichskanzlers, die wegen seines Gesundheitszustandes ihre Berechtigung hat, befördert die Arbeit, aber wird später ihre Nachteile fühlbar machen, weil manches nur oberflächlich erledigt sein wird. Mir wäre langsamere Arbeit lieber.

*

7. Juli.

Gestern früh kam Blowitz zu mir und sagte, daß er den Tag vorher mit den englischen Bevollmächtigten verhandelt habe und daß er mir dafür garantiere, daß sie Batum an Rußland konzedieren würden, wenn dieses Freihafen würde und Rußland sich verpflichtete, es nicht zu befestigen. Er riet dazu, daß diese

Konzession seitens Rußlands sofort bei Beginn der Diskussion im Kongresse gemacht werde, damit die Stimmung sich nicht durch bittere Bemerkungen von irgendeiner Seite verderbe. Ich schrieb sofort darüber an den Reichskanzler und gab den Brief selbst ab, ehe ich in eine Kommissionssitzung ging. Als wir in dieser über die Grenzen Bulgariens berieten, wurde Schuwalow herausgerufen und sagte mir dann, Herbert Bismarck habe ihm einen Auftrag ausgerichtet.

In der Kongreßsitzung wurde sofort der asiatische Paragraph zur Diskussion gestellt, und zu meiner angenehmen Ueberraschung begann Gortschakow mit der Erklärung, daß er sich verpflichte, Batum zum Freihafen zu machen. Beaconsfield hielt eine seiner pathetischen Reden und gab die Abtretung Batums an Rußland zu.

*

8. Juli.

Auf Sonntag nachmittag hatte der Kronprinz die Kongreßmitglieder zu einer Landpartie nach Potsdam eingeladen. Vormittags regnete es, und auch auf dem Bahnhofe war das Wetter noch sehr unfreundlich. Die Partie fand aber doch statt. Auf dem Bahnhofe erschien nach und nach die Mehrzahl der Bevollmächtigten, dann Schleinitz und Frau und verschiedene andre Damen, meistens vom diplomatischen Korps. Gräfin Karolyi hatte ihren Rembrandthut auf. Gräfin Perponcher fand das für eine königliche Landpartie nicht geeignet. Lady Salisbury kam mit zwei Töchtern und drei Jungen. Die rauchenden Herren setzten sich zusammen in einen Salonwagen, die Damen fuhren im prinzlichen Waggon.

In Wannsee stiegen wir aus und begaben uns an den Landungsplatz, wo das königliche Dampfschiff uns erwartete. Die Kronprinzeß und Prinz Heinrich waren an Bord. Die Musik spielte, das Publikum am Ufer schrie Hurra, und das Schiff setzte sich in Bewegung. Kaum hatten wir aber eine Strecke von einigen hundert Schritt zurückgelegt, so fing ein heftiger Sturm an, der sich in dem Zelt über dem Verdeck fing und das Schiff auf die Seite legte. Manche behaupteten, daß Gefahr gewesen sei, und jemand bemerkte: „Wenn der Kongreß untergegangen wäre, so wäre das auch eine Lösung gewesen.“ Die Matrosen entfernten indes das Zelt, und wir fuhren ungestört weiter auf dem See und der Havel bis Babelsberg. Hier erwarteten uns Wagen, die uns zunächst nach dem Schloß Babelsberg führten, das besichtigt wurde. Von da nach Sanssouci. Ich fuhr mit Schleinitz und Odo Russell. In Sanssouci erst Händewaschen in einem langen Saal. Der Kongreß fand zwar viele Waschbecken, aber nur ein einziges porzellanenes Gefäß, das nicht zum Waschen bestimmt war. Um dieses gruppierte sich Europa. Da mir aber meine Pflicht als Kongreßmitglied diese kollektive Aufgabe nicht auferlegte, so suchte ich mit Exzellenz von Bülow und General von der Goltz in den oberen Gängen des Schlosses eine Lokalität, die uns jeden für sich absonderte. Das gelang auch nach einiger Mühe.

Dann Diner. Ich saß zwischen Lady Salisbury und Gräfin Perponcher. Erstere teilte ihre Zeit zwischen dem Kronprinzen, neben welchem sie saß, und

der Vertilgung sämtlicher Speisen. Ich habe daher wenig Gelegenheit gehabt, von ihrem Geist zu profitieren. Dann noch Herumstehen auf der Terrasse und Abfahrt durch Potsdam nach dem Bahnhofe. Um $1/_2$10 Uhr waren wir in Berlin.

Gibt es Mittel, das menschliche Leben zu verlängern?[1]

Von

Professor Romberg (Tübingen)

Fest in der Tiefe der Menschenseele wurzelt der Wunsch zu leben. Schon das mosaische Gesetz verheißt als Belohnung, „auf daß du lange lebest im Lande, das dir der Herr dein Gott gibt". Und einen Helden wie Achilleus läßt der menschenkundige Homer dem ihn in der Unterwelt antreffenden Odysseus erwidern:

Nicht mir rede vom Tod ein Trostwort, edler Odysseus,
Lieber ja wollt' ich das Feld als Tagelöhner bestellen
Einem dürftigen Mann ohne Erb' und eigenen Wohlstand,
Als die sämtliche Schar der geschwundenen Toten beherrschen.

Und wir empfinden als Ausdruck abnormer pessimistischer Stimmung, wenn Sophokles im „Oedipus in Kolonos" sagen läßt:

Nie geboren zu sein, ist der
Wünsche größter, und wenn du lebst,
Ist der andre, schnell dahin
Wieder zu gehen, woher du kamest.

Aber auf der andern Seite wissen wir alle, daß es Pflichten und Aufgaben gibt, die höher stehen als das Leben des einzelnen. Wir sind stolz darauf, daß unser Volk Männer die Seinigen nennt, die jetzt im Süden so Glänzendes in täglicher und stündlicher Lebensgefahr unter unsagbaren Entbehrungen leisten. Wir sind stolz auf die Frauen und Mädchen, die in ebenso heldenhafter Selbstverleugnung draußen in der Ferne wie im Heimatlande ihr Leben auf das Spiel setzen, um das andrer zu retten.

Dieser Widerstreit zwischen dem angeborenen Triebe zur möglichsten Selbsterhaltung und dem Bewußtsein, Wichtigeres leisten zu müssen, auch wenn das Leben dadurch verkürzt wird, tritt dem Arzte naturgemäß häufig entgegen, wenngleich bei Menschen, die nicht mehr im Vollbesitz ihrer Gesundheit sind, der Wunsch zu leben meist überwiegt. Aber nicht von den so entstehenden Konflikten und von den oft unvergeßlichen Einblicken in das Menschenherz bei ihnen habe ich

---

[1]) Vortrag im Landesverein Württemberg des Deutschen Frauenvereins für Krankenpflege in den Kolonien am 14. Februar 1906.

heute zu sprechen. Ich will nur die Frage behandeln, ob es Mittel gibt, das menschliche Leben zu verlängern.

Zu allen Zeiten hat man diese Frage bejaht. Aber je nach dem allgemeinen Bildungsgrad und der Entwicklung der Heilkunde hat man das Mittel in sehr verschiedener Richtung gesucht. Je niedriger das Niveau der durchschnittlichen Kultur, je unentwickelter die ärztliche Kunst, um so einfacher war die Antwort.

So hoffte am Ausgange des Mittelalters, ja bis in das siebzehnte Jahrhundert hinein die breite Masse der Aerzte und der Kranken von einem bestimmten Elixier willkürliche Verlängerung des Lebens. Der vielgesuchte Stein der Weisen sollte nicht nur unedles Metall in Gold verwandeln. Er sollte auch vor dem Tode schützen. Eine der umstrittensten ärztlichen Erscheinungen dieser Zeit, Paracelsus, sollte im Besitz des Kleinods sein. Bei seinem Tode erzählten seine Anhänger die Sage, er sei von seinen Feinden erschlagen worden. Eines natürlichen Todes durfte ein solcher Mann nicht sterben. Das weitverbreitete abergläubische Vertrauen auf ein bestimmtes Medikament, einen Tee oder dgl. gleicht noch heute dem Glauben an den Stein der Weisen. Dieser beklagenswerte, viel Unheil stiftende Aberglaube ist wohl menschlich zu verstehen, aber nicht sachlich zu erörtern.

Und einer nicht geringeren Selbsttäuschung geben sich die Menschen hin, die von einer bestimmten, in der Wahl ihrer Mittel beschränkten Kurmethode Besserung aller Leiden, Verlängerung des Lebens erwarten. Ich brauche Ihnen solche Einseitigkeiten nicht namhaft zu machen, wie die ausschließliche Anwendung einer bestimmten Ernährungsweise, der Elektrizität, der Wasserbehandlung, des sogenannten Magnetismus, die wir heute als Suggestionsbehandlung oder Hypnose bezeichnen. Die meisten dieser anfangs von ihren Begründern in zu großer Exklusivität und mit zu großen Hoffnungen angewendeten Methoden bergen eine wertvolle Bereicherung unsrer ärztlichen Hilfsmittel in sich. Aber auf diese oder jene Methode allein vertrauen heißt die wunderbare unendliche Mannigfaltigkeit der Natur unterschätzen. Sie läßt überaus zahlreiche das Leben bedrohende Krankheitszustände entstehen, deren Behandlung keine schablonenhaft einheitliche sein kann. Sie gestaltet vor allem denselben Krankheitszustand bei jedem Menschen je nach seiner Individualität verschieden.

Wohl wissen wir, welche Behandlungsmethode bei dieser oder jener Krankheit Nutzen bringt. Und oft begegnet uns Aerzten die Meinung, daß mit der Feststellung der Art des Leidens die Behandlung von selbst gegeben sei. Kein Glaube kann unrichtiger sein. Es gibt wohl Behandlungsmethoden bestimmter Krankheiten. Aber für den Arzt handelt es sich im einzelnen Falle nicht um die Behandlung der Krankheit, sondern um die Behandlung der betreffenden kranken Menschen. Das ist ein gewaltiger Unterschied. Wir können nicht ein erkranktes Organ ohne Rücksicht auf den ganzen Menschen behandeln. Dieser Standpunkt, daß der ganze kranke Mensch zu behandeln sei, ist sicher von jeher für alle guten Aerzte maßgebend gewesen. Aber in seiner zielbewußten Herausarbeitung, die Wunderlich, mein berühmter Vorgänger in Tübingen, um die Mitte des

vorigen Jahrhunderts angebahnt hat, sehe ich einen großen Fortschritt und in seiner ständigen Beobachtung die sicherste Gewähr, daß der wissenschaftlich denkende, über ein tüchtiges Können verfügende Arzt Erfolge bei der Besserung von Krankheiten erzielt, wie sie nach dem augenblicklichen Stande unsers Wissens und Könnens menschlichen Kräften überhaupt erreichbar sind.

Ich will Sie nicht ermüden mit der Aufzählung der dafür verfügbaren Hilfsmittel, deren Mannigfaltigkeit und Abstufbarkeit jeder Individualität gerecht zu werden vermag. Ich will nicht sprechen von den großen Fortschritten, welche die Arzneibehandlung der Kranken dank der Chemie und der wissenschaftlichen Erforschung der Arzneimittel gemacht hat. Ich möchte nur betonen, daß wir heute in der Verabfolgung von Medikamenten zwar ein wichtiges, bisweilen das wichtigste Hilfsmittel der Behandlung erblicken, daß daneben aber zahlreiche andre Methoden den gleichen Rang behaupten. Ich nenne vor allem die Regelung der Ernährung, deren praktische Durchführung Stuttgarter Aerzte durch ihr vortreffliches Diätbuch so wesentlich erleichtert haben, die Regelung von Ruhe und Tätigkeit. Dazu kommen die Massage und Heilgymnastik, die Elektrotherapie, die Wasser- und Bäderbehandlung, die Lichtbehandlung mit ihren wunderbaren Erfolgen besonders bei bestimmten Hautkrankheiten, die zielbewußte Ausnutzung klimatischer Einflüsse, der Gebrauch bestimmter Quellen zu Trink- und Badekuren, endlich, aber nicht an letzter Stelle, die glänzenden Erfolge der operativen Methoden, der Geburtshilfe, die jede Verunreinigung mit krankmachenden Keimen verhüten und zahllose Menschenleben erhalten. Auf andre Methoden von segensreichstem Einflusse, wie die Pockenimpfung, die Serumbehandlung, komme ich noch zurück.

Aber ich sehe meine heutige Aufgabe nicht damit umschrieben, daß ich Ihnen sage, welchen Hilfsmitteln wir bei der Behandlung von Krankheiten vertrauen, wie wir der bestimmten Ueberzeugung sind, durch ihre Anwendung in zahlreichen Fällen das menschliche Leben zu verlängern. Ich will Ihnen vielmehr über die Einflüsse sprechen, die vorzugsweise das menschliche Leben bedrohen. Ihre Bekämpfung ist das sicherste Mittel, das Leben zu verlängern. Viel kann hier der einzelne für sich tun. Vieles ist nur durch das Zusammenwirken zahlreicher Kräfte zu erreichen.

Einer der größten Feinde des Lebens ist das Leben selbst. Unaufhörlich nutzt sich der Bestand unsers Körpers ab. In der Jugend übertrifft der Ansatz den Verbrauch, der Körper wächst. Bei dem Erwachsenen halten sich beide unter normalen Verhältnissen die Wage, und im Alter ist der Abbau stärker und ganz langsam und allmählich wird die Masse der tätigen Körperteile vermindert. Die Haut wird dünner, die Muskulatur welker, die Länge und Dicke der Knochen nimmt ab, der Körper wird dadurch kleiner, und ähnlich geht es mit den inneren Organen. Aber diese normale Entwicklung wird oft in ungünstiger Weise dadurch beeinflußt, daß Ernährung und Tätigkeit, von denen die Beschaffenheit des Körpers hauptsächlich abhängt, nicht im richtigen Verhältnis zueinander stehen. Jeder Körperteil braucht zu seiner Erhaltung eine gewisse Menge von Nahrung, jeder ein gewisses Maß von Tätigkeit.

Daß eine unzureichende Nahrung schädlich wirkt und die Widerstandsfähigkeit des Körpers herabsetzt, brauche ich nicht auszuführen. Namentlich wir Aerzte sehen ja täglich, wieviel häufiger und gefährlicher Krankheiten bei mangelhaft genährten Menschen auftreten. Aber nicht nur auf die Menge der Nahrung kommt es an, sondern auch auf ihre Zusammensetzung. Besonders schädlich ist der ungenügende Ersatz des wichtigsten Bestandteils jedes tätigen Organs, des Eiweißes, wie wir es hauptsächlich im Fleisch, im Käse und in Eiern genießen. Der Körper wird schlaffer, blutarm. Viele von Ihnen kennen das blasse, oft etwas gedunsene Aussehen von Menschen, die überwiegend von Kartoffeln und Kaffee das Leben fristen müssen, die ja glücklicherweise hier im Lande nicht zahlreich sind. Aber verhältnismäßig kleine Mengen von eiweißhaltiger Nahrung genügen für den sich unaufhörlich erneuernden Körperbestand. Es ist ein Irrtum, zu glauben, daß ein über dieses Maß gesteigerter Genuß von Fleisch, Eiern u. dgl. den Reichtum des Körpers an tätigem Arbeitsmaterial nennenswert vermehrt. Nur in beschränktem Maße ist das bei gesunden Menschen möglich. So erblicken wir in der vorzugsweisen Ernährung mit Fleisch, Eiern u. dgl. heute nicht mehr den Weg zu einer größten möglichen Kräftigung des Körpers.

Wichtiger scheint uns, daß neben dem unentbehrlichen Eiweißquantum auch die andern Nährstoffe dem Körper ausreichend geboten werden, die Mehl resp. Stärke und Zucker und die Fett enthalten. Aus beiden Nahrungsmittelarten, besonders ausgiebig aus den ersten, den sog. Kohlehydraten, bildet der Körper sein Fett, das ihm als Wärmeschutz und als Reservematerial in Zeiten der Not unentbehrlich ist. Die Kohlehydrate bilden ferner das wichtigste Brennmaterial für die aus Eiweiß gebildete Bewegungsmaschine unsers Körpers, für die Muskeln. Sie leisten ihre Arbeit durch Verbrennung der Kohlehydrate, wie die Dampfmaschine durch Verbrennung von Kohlen. So müssen auch diese Stoffe ausreichend zugeführt werden. Namentlich die mehl- und zuckerhaltigen Nahrungsmittel sind schwer entbehrlich.

Schließlich lassen Sie mich noch eines Stiefkindes der modernen Ernährungsweise gedenken, des Wassers. Sicher ist es kein eigentliches Nahrungsmittel. Aber wir brauchen seine Aufnahme zum Ersatz des fortwährend, z. B. mit der Atemluft, von uns abgegebenen Wassers. Meist genügt das in der festen Nahrung aufgenommene Wasser zum Ersatz nicht, wenn nicht sehr reichlich Obst, Salat, Gurken u. dgl. genossen werden. Die unzureichende Wasserzufuhr rächt sich durch mannigfache, namentlich nervöse Beschwerden, Reizbarkeit, schlechten Schlaf. Besonders schädlich ist sie für Kinder, deren Gedeihen dadurch bedauerlich beeinträchtigt werden kann, weil die Gewebe unsers Körpers fast durchweg sehr viel Wasser enthalten, der wachsende Organismus also genügend Wasser zum Aufbau seines Körpers zur Verfügung haben muß. In welcher Form das Wasser genossen wird, ist natürlich gleichgültig. An manchen Orten unsers engeren Vaterlandes empfiehlt es sich ja, Mineralwasser u. dgl. zu bevorzugen, weil das am Ort entspringende Brunnen- oder Quellwasser zur Bildung des an bestimmten Plätzen einheimischen Kropfes in Beziehung zu stehen scheint.

So ist die geeignetste Kost zur Erhaltung des Lebens eine gemischte, aus Eiweiß, Mehl und Zucker und Fett zusammengesetzte Kost, der ausreichende Wassermengen hinzugefügt werden und die außerdem die für die Verdauungstätigkeit schwer entbehrlichen grünen Gemüse, Früchte u. dgl. enthält.

Die Gesamtmenge der Kost muß in einem bestimmten Verhältnis zur Tätigkeit des Körpers stehen. Ist sie zu gering, verlieren wir an Körperbestand. Ist sie zu reichlich, wird der Mensch übermäßig fett. Und so erwünscht und notwendig eine gewisse Menge von Körperfett ist, so sehr diese Menge für die beiden Geschlechter und für die einzelnen Lebensalter unter gesunden Verhältnissen wechselt, sein Uebermaß ist stets lästig und in allen Fällen auch objektiv ein überflüssiger und oft schädlicher Ballast. So schwer es für viele zur Fettbildung besonders veranlagte Menschen ist, hier in den richtigen Grenzen zu bleiben, so notwendig ist das doch für ein Leben, wie wir es zu leben wünschen.

Und damit komme ich zu dem andern Faktor, der außer der Ernährung für die Körperbeschaffenheit besonders wichtig ist, zu der Tätigkeit. Die Muskeln lassen sich nur durch ständige Uebung entwickeln und kräftig erhalten. Eine noch so gute Ernährung allein macht uns, wie ich schon erwähnte, nicht eine Spur kräftiger, leistungsfähiger. Mit der Beschaffenheit der Muskulatur geht aber auch die Entwicklung und Kraft des wichtigsten und unermüdlichsten Muskels unsers Körpers parallel, des Herzens, wenn es wenigstens in sich gesund ist. Wenn wir unsre Muskeln kräftigen, kräftigen wir auch unser Herz. Es ist bekannt, wie ungünstig gerade das Herz in seiner Tätigkeit durch übermäßigen Fettreichtum beeinflußt wird. Ich habe Ihnen eine besonders wichtige Ursache dafür soeben angedeutet. Das Herz, das der bei Fettleibigen oft so dürftigen Muskulatur entsprechend sich verhält, wird zu schwach für den massigen Körper.

Aber auch abgesehen von der übermäßigen Fettleibigkeit ist es für jeden Menschen, der alt zu werden wünscht, ein Haupterfordernis, sein Herz jung zu erhalten, zunächst in direktem körperlichen Sinne. Das vorzeitige Versagen der Herztätigkeit wird zwar häufig durch Krankheiten verursacht, deren Entstehung wir nicht vorbeugen können. Aber für alle in sich noch gesunden Herzen ist die möglichste Kräftigung ein wertvollstes Schutzmittel gegen das vorzeitige Altern. Und mit dem Herzen kräftigen sich auch die Blutgefäße, deren gute Beschaffenheit für den Blutumlauf ebenso wichtig ist. So sollte für jeden nicht ausreichend körperlich arbeitenden Menschen, schon aus Rücksicht auf seine lebenswichtigsten Organe, eine gewisse körperliche Betätigung selbstverständlich sein, selbst wenn er das unvergleichliche Wohlbehagen, das jede Muskeltätigkeit nach sich zieht, weniger schätzen will.

In welcher Art die Muskelübungen ausgeführt werden, ist ziemlich gleichgültig. Möge jeder seiner Neigung folgen und Zimmergymnastik, Turnen, Rudern, Radfahren, Reiten, Bergsteigen u. s. w. bevorzugen. Nur zwei Punkte sind zu beachten. Das bloße Spazierengehen in der Ebene ist für den angestrebten Zweck nicht ausreichend, weil es zu wenig Anforderungen an die Körpermuskeln stellt. Und zweitens: Nicht kurze oder möglichst forcierte Leistungen sind die wirksamsten,

sondern einige Zeit fortgesetzte. Jede, auch die leiseste Ueberanstrengung, die mehr als ein vorübergehendes Ermüdungsgefühl hinterläßt, ist schädlich. Zur Vermeidung jeder Ueberanstrengung ist der langsame und allmähliche Beginn jeder ungewohnten Muskeltätigkeit notwendig, besonders für Menschen, die das vierzigste Lebensjahr überschritten haben.

Wir müssen unser Herz aber auch jung zu erhalten suchen in übertragener Bedeutung. Der Geist muß regsam, das Gemüt empfänglich bleiben, wenn das fortschreitende Leben nicht jeder Freude bar sein soll. Und auch das ist nur durch Uebung möglich. Sie ist für die meisten in angestrengter Berufsarbeit tätigen Menschen schwer zu erreichen. Und doch ist sie ebenso unentbehrlich wie körperliche Uebung, wenn wir nicht vor der Zeit in geistiger Beziehung stumpf oder zum mindesten betrübend einseitig werden wollen. Läßt der Werktag keine Zeit dafür, so gibt sie vielleicht der Sonntag. Und bringt auch er nicht ausreichende Freiheit von beruflicher Arbeit, so muß die dann ganz unentbehrliche alljährliche Erholungszeit in diesem Sinne ausgenutzt werden. Die Gabe, seinen Geist in solcher Weise zu üben, ist ein großer Teil, jedenfalls der wichtigste Teil der Kunst, nicht nur zu leben, sondern auch schön zu leben. Und wie vieles bietet das Leben zur Betätigung von Geist und Gemüt. Je vielseitiger wir hier sein können, um so besser. Nur muß es eine wirkliche Uebung sein, nicht eine bloß oberflächliche, Geist oder Gemüt nicht wirklich ausfüllende Beschäftigung oder sogenannte Zerstreuung, von der man innerlich keinen Gewinn davonträgt.

Nach jeder ermüdenden Tätigkeit bedürfen unsre Organe einer gewissen Erholung, bevor sie wieder imstande sind, dasselbe zu leisten. Das gilt auch für fast unaufhörlich tätige Muskeln, wie das Herz und die Atemmuskeln. Bei der gewöhnlichen Arbeitsleistung genügen die kurzen Pausen ihrer Tätigkeit. Nach stärkerer Anstrengung bedürfen sie aber ebenso der Erholung wie zum Beispiel ein Armmuskel. Das scheint auch für die chemische Arbeit im Innern unsers Körpers zu gelten. Wenigstens wissen wir, daß die Leber von Zuckerkranken, die durch anhaltende übermäßige Zuckerbildung zu sehr beansprucht war, sich erholt und das ihr zufließende Nährmaterial wieder in besserer Weise zu verarbeiten vermag, wenn ihr Gelegenheit gegeben wird, eine Zeitlang die krankhaft gesteigerte Tätigkeit einzustellen. Am empfindlichsten ist unser höchstentwickeltes Organ, das Gehirn, gegen übermäßige Inanspruchnahme.

Das wirksamste und beste Mittel zur Erholung ist der Schlaf. Wird er unter das Maß vermindert, das zum völligen Ausruhen erforderlich ist, so wird das auf die Dauer niemals ohne Schaden ertragen. Es ist bekannt, wie wechselnd das Schlafbedürfnis des einzelnen ist. Es ist sicher zum Teil Sache der Gewohnheit, zum größeren Teil aber ein Maßstab für die individuell überaus verschiedene Ermüdung durch die Tätigkeit des Tages. Es ist bekannt, daß Kinder und heranwachsende Personen ein sehr großes Schlafbedürfnis haben, daß alte Leute oft nur wenig Schlaf brauchen. Bekannt ist auch, daß einzelne hervorragende, enorm tätige Menschen merkwürdig wenig Schlaf bedürfen. So wurde von Virchow erzählt, daß er bis 3 und 4 Uhr nachts zu arbeiten pflegte und

doch um 9 Uhr früh im Kolleg war. Jedenfalls ist es unrichtig, das ausgiebige Schlafbedürfnis, z. B. eines jungen Mädchens, in allen Fällen als bloße Bequemlichkeit anzusehen. Im allgemeinen wird heute weniger geschlafen, als die Inanspruchnahme unsers Geistes und Körpers wünschenswert machen.

Vom Schlafe abgesehen braucht die Erholung von einer Tätigkeit keineswegs immer in voller Ruhe zu bestehen. Ebenso erholend wirkt auch eine andre Tätigkeit, wenn sie völlig andre Organe in Anspruch nimmt, als die erste zur Ermüdung führende. So erholt sich ein Kopfarbeiter am besten durch eine körperliche Uebung, dagegen ein Mensch, der gleichzeitig körperlich stark beansprucht wird, am besten durch ruhiges Verhalten und geistige Beschäftigung, die ihn in völlig andre Richtung als die gewohnte führt. Eine ungeeignete Art, sich von den Berufspflichten zu erholen, nach anstrengender Tätigkeit in erneuter ähnlicher Anstrengung Erfrischung zu suchen, nach einem aus einer Fülle kleiner Anforderungen bestehenden Tagewerke von erneuten Kleinigkeiten, z. B. oberflächlichen Vergnügungen, Erholung zu erhoffen, ist eine Hauptursache vorzeitiger körperlicher und nervöser Abnutzung.

Die Sorge für ausreichende und zweckmäßige Erholung muß schon in der Kindheit beginnen. Wir müssen uns stets erinnern, welche Arbeit das kindliche Gehirn dadurch zu leisten hat, daß es die zahllosen Begriffe der Außenwelt sich aneignen muß, welche Belastung speziell des Gedächtnisses schon dadurch notwendig wird. Es muß deshalb das Bestreben der Schule sein, die Inanspruchnahme des Gedächtnisses auf das zulässig geringste Maß zu reduzieren und vor allem das Denken zu entwickeln. Der Schulunterricht und die häusliche Arbeit sollte jedem Kinde genügend Zeit zu frohem Spiel und körperlicher Bewegung lassen. Auch für die Eltern muß das betont werden. Sie müssen den so berechtigten Ehrgeiz, die Leistungen ihres Kindes auf einer möglichst hohen Stufe zu sehen, der körperlichen und geistigen Entwicklung des Kindes anpassen.

Zur notwendigen Erholung möchte ich — wenngleich vielleicht nicht ganz mit Recht — auch eine sorgfältige Hautpflege rechnen. Zum vollen Wohlbefinden unsers Körpers gehört seine peinliche Sauberkeit. Regelmäßige Waschungen des ganzen Körpers, regelmäßige Bäder müssen ein allgemeines Bedürfnis werden. Möchten die Bestrebungen, auch den Kreisen Gelegenheit dazu zu bieten, die im eignen Hause nicht über die notwendigen Hilfsmittel verfügen, immer allgemeineren Erfolg haben. Ein besonders wichtiges Erfordernis ist das für unsre Arbeiter. Vielen Erkältungskrankheiten kann dadurch vorgebeugt werden. Und ebenso notwendig brauchen wir, wie jedes lebende Geschöpf, Licht und Luft, vor allem in unsern Wohnungen und Arbeitsstätten. Kräftiger Sonnenschein und energische Lüftung sind zudem die wirksamsten Mittel gegen alle krankmachenden Keime, die mit der Luft in unsern Körper gelangen, und das ist die große Mehrzahl. Selbst die ansteckendste Krankheit, die wir kennen, das Fleckfieber, verliert im Freien oder in kräftiger Zugluft den größten Teil ihrer Uebertragbarkeit. Auch hier ist noch viel zu tun. Aber in immer weitere Kreise dringt die Erkenntnis der Unentbehrlichkeit von Licht und Luft in allen, auch in den einfachsten Wohnungen.

Und auch von dem Standpunkte aus, von dem wir heute abend die Dinge ansehen, ist jedes Bestreben, die Wohnungen zu verbessern, dankbar zu begrüßen.

Ebenso wichtig ist die Anregung des ganzen Stoffwechsels, wie sie jede Bewegung in der Luft und im Licht mit sich bringt. Aber auch hier ist vor Uebertreibungen zu warnen. Der Aufenthalt im Freien wirkt nicht ausschließlich erfrischend. Er stellt auch gewisse Mehrforderungen an unsern Körper, z. B. durch erhöhte Wärmeabgabe. Schwächliche Menschen vermögen ihnen nicht immer ausreichend zu entsprechen, und dann sind unangenehme Schwächezustände die Folge, wie wir das gelegentlich an der See oder im Hochgebirge mit ihren ziemlich großen Ansprüchen in dieser Beziehung sehen. Aber auch der Luftgenuß hier im Lande muß nach der Persönlichkeit bemessen werden. Auch hier paßt nicht ein Schema für alle Menschen.

Stehen Tätigkeit und Erholung nicht in richtigem Verhältnis zueinander, so sind Störungen unvermeidlich, die zunächst die Freude am Leben beeinträchtigen, in ihren schwereren Formen aber auch dem Leben ein vorzeitiges Ziel setzen.

Besonders häufig wird durch eine für die individuellen Bedürfnisse unzureichende Erholung von körperlicher, geistiger und auch gemütlicher Inanspruchnahme das Nervensystem geschädigt. Die gewohnte Tätigkeit ermüdet ungewöhnlich stark. Sie hinterläßt ein unangenehmes Gefühl der Abspannung. Unfrisch wird die Tätigkeit wieder begonnen. Die äußeren Eindrücke werden weniger scharf aufgefaßt. Das Gedächtnis für Erlebnisse der jüngsten Vergangenheit nimmt ab. Die beim Gesunden die Affekte hemmenden Einflüsse verlieren ebenfalls an Kraft. Die Menschen werden abnorm reizbar. Unangenehme Empfindungen von seiten der verschiedensten Körperteile stellen sich ein. Kurzum, es entwickelt sich der Krankheitszustand der reizbaren Schwäche, die Neurasthenie. Ihre große Verbreitung zeigt uns, wie viele Menschen nicht in der Lage sind, ihren Nerven eine wirklich erholende Ausspannung zu verschaffen. Nicht immer sind es besonders große Ansprüche, welche die Nerven erschöpfen. Es kommt immer auf das Verhältnis zwischen Leistungsfähigkeit und tatsächlicher Leistung an.

Auch zahlreiche andre nervöse Störungen entwickeln sich auf diese Weise. Ich will hier nur erwähnen, daß auch manche mit anatomischen Veränderungen einhergehenden Nervenkrankheiten in ähnlicher Weise entstehen. Bei besonders disponierten Menschen mit angeborner oder erworbener Schwäche des Nervensystems erkranken häufig zuerst die am meisten in Anspruch genommenen Nervenbahnen und gehen dann oft rettungslos zugrunde.

Und ganz ähnlich geht es mit den Lungen, mit dem Herzen, mit den Blutgefäßen. Uebermäßig angestrengte Lungen lassen die sonst erst im höheren Alter sich entwickelnde Lungenblähung durch vorzeitige Abnutzung ihrer Elastizität schon in jüngeren Jahren entstehen. Das Herz wird vorzeitig schwach und die Blutgefäße werden unelastisch und starrwandig. Namentlich das Verhalten der Blutgefäße gibt einen vortrefflichen Maßstab für ihre Inanspruchnahme. Sogar die Ausbreitung der so entstehenden Schlagaderverhärtung, der Arteriosklerose, richtet sich nach der vorzugsweisen Anstrengung dieses oder jenes Körperteils.

Bei körperlich schwer arbeitenden Menschen beginnt sie fast immer in Armen und Beinen, bei Menschen mit anstrengender Kopfarbeit, deren verantwortliche Tätigkeit auch größere Gemütsbewegungen mit sich bringt, sind Gehirn und Herz oft die zuerst gefährdeten Organe. Und auch hier gilt, wie bei dem Nervensystem, daß angeborene schwache Anlage und erworbene Schwächung die Schädigung durch zu große Inanspruchnahme wesentlich begünstigen. Ich möchte diese Dinge nur andeuten, damit Sie sehen, wie weittragende Folgen die unrichtige Einteilung von Tätigkeit und Erholung nach sich zieht.

Der Mensch lebt aber nicht nur, um zu arbeiten und sich zu neuer Arbeit durch Ausruhen zu kräftigen. Er will auch genießen. Ich spreche hier nicht vom Lebensgenuß in idealer Bedeutung. Ihn habe ich schon als hervorragendes Erholungsmittel gerühmt. Ich denke hier speziell an den materiellen Genuß, wie ihn die sogenannten Genußmittel verschaffen. So alt der Mensch ist, so lange versteht er die Gewinnung solcher Genußmittel. Auf allen Kulturstufen weiß er sie zu bereiten. Das Bedürfnis nach nervenerregenden Genüssen ist offenbar so eng mit der höheren Entwicklung unsers Nervensystems verknüpft, daß es ein vergebliches Bemühen sein würde, ihren Gebrauch aus den menschlichen Lebensgewohnheiten zu streichen. Aber alle diese Genußmittel haben, wenn auch in verschiedenem Grade, die gefährliche Eigenschaft, sehr leicht zu immer reichlicherem Gebrauche zu verleiten. Und es gibt kein Genußmittel, das bei zu reichlicher Anwendung nicht schädlich wäre und das Leben verkürzte.

Die Gefahren des übermäßigen Tabaksgenusses, des allzu reichlichen Kaffee- oder Teetrinkens will ich übergehen. Nur bei dem verbreitetsten Genußmittel, dem Alkohol, muß ich etwas verweilen, weil er das menschliche Leben überaus häufig und stark verkürzt. Sehen wir die Wirkung des Alkohols mit ärztlichem Blicke an, so wird er ein Genußmittel durch seine lähmenden Wirkungen auf die Nerven. Er betäubt das Ermüdungsgefühl, und wir glauben uns zu ausgiebigerer Arbeit befähigt. Er beseitigt hemmende Einflüsse im Gehirn, und Gedankenverbindungen knüpfen sich rascher und werden unbedenklicher geäußert. Dabei wird immer auch schon bei sehr mäßigen Mengen die tatsächliche körperliche und geistige Leistungsfähigkeit vermindert, wie besonders darauf gerichtete Versuche ergeben haben und wie unsre Sportsleute auch allgemein wissen. Dazu kommt, daß viele alkoholische Getränke gesundheitsschädliche Stoffe enthalten, die oft gefährlicher sind als der Alkohol selbst. Als Nahrungs- oder Kräftigungsmittel können sie wegen ihres Alkoholgehaltes nicht betrachtet werden. Der Alkohol wird im Körper so rasch verbrannt, daß er als Wärmebildner kaum in Betracht kommt. Es ist gleichsam ein Strohfeuer, das so entzündet wird. Tatsächlichen direkten Nährwert besitzt er nicht. Die neben dem Alkohol namentlich im Bier vorhandenen wirklichen Nährstoffe können ebenso durch andre Nahrungsmittel für geringeres Geld ersetzt werden.

Aber trotzdem meine ich, es liegt kein Grund vor, jeden Alkoholgenuß zu verbieten, wenn man das Uebermaß vermeiden kann. Wenn man es vermeiden kann. Ich sagte wohl besser, wenn man es vermeiden will. Das Vertrauen

in dieser Beziehung kann nicht weit reichen, wie wir tagtäglich sehen. Deshalb ist die agitatorische Berechtigung der völligen Alkoholabstinenz durchaus anzuerkennen, wenngleich ich mich sachlich nicht zu ihr bekennen kann.

Was ist nun ein Uebermaß von Alkohol? Hier liegt die größte Schwierigkeit der ganzen Alkoholfrage. Die Grenze der Unschädlichkeit ist für jeden Menschen verschieden. Immerhin läßt sich folgendes sagen: Für völlig gesunde, kräftige Erwachsene dürften 30 bis 40 Gramm Alkohol für den Tag in der Regel die obere Grenze bilden. Sie sind in $1/2$ Liter Landwein oder in einem Liter Bier enthalten. Bei dem hier so viel getrunkenen Most ist der Alkoholgehalt wohl geringer. Aber harmlos für den Körper scheint er keineswegs zu sein. Besonders die Nieren und die Leber scheint er oft zu schädigen. Größere Quantitäten als die ebengenannten werden auf die Dauer fast nie ohne Schaden vertragen. Besonders ungünstig wirkt ihr regelmäßiger Genuß, während der gelegentliche viel weniger schädlich ist. Am meisten durch den Alkohol gefährdet sind die Menschen, die im Laufe des Tages einen Schoppen nach dem andern leeren, die, wie ein französischer Arzt das ausdrückte, Alkoholisten sind, ohne es zu wissen. Sie sind niemals berauscht. Aber wenn sie zum Ende der vierziger oder in die fünfziger Jahre kommen, stellen sich Störungen am Herzen, an den Nieren, an der Leber, am Gehirn ein, und das Leben endet meist vorzeitig. Daß einzelne besonders kräftige Menschen größere Mengen auch längere Zeit ohne ersichtlichen Schaden vertragen, beweist nichts gegen die durchschnittliche Richtigkeit meiner Angaben. Viel häufiger sind jedenfalls die Menschen, für die ein Liter Bier oder ein Schoppen Wein schon zu große Mengen sind. Es sind namentlich fast alle nervösen oder nervös veranlagten Menschen, deren Alkoholquantum geringer bemessen werden muß. Aber gerade diese Menschen kommen durch ihre ganze Veranlagung besonders oft zu übermäßigem Gebrauch. Unbedingt zu widerraten ist jeder Alkoholgenuß bei Kindern. Für sie können alkoholische Getränke höchstens in einzelnen Fällen als Medikament in Betracht kommen.

Es ist eine sehr erfreuliche Erscheinung, daß immer weitere Kreise, namentlich der gebildeten Stände, von der Schädlichkeit übermäßigen Alkoholgenusses überzeugt werden. Je mehr es gelingt, auch der breiten Masse des Volkes den Glauben zu nehmen, die alkoholischen Getränke seien unersetzliche Kräftigungsmittel, je mehr es Einsicht bekommt in die verheerenden Folgen des Alkoholmißbrauches, je mehr es vor allem einsieht, wie gefährlich das gewohnheitsmäßige, vielleicht nie zu einem Rausch führende Trinken zu großer Quantitäten ist, um so leistungsfähiger wird unser Volk in der Konkurrenz mit andern Nationen sein. Wir werden nicht einen so großen Bruchteil unsrer Männer gerade in den für jede Berufsarbeit fruchtbarsten Jahren der vollen Ausbildung zwischen 35 und 65 Jahren vorzeitig an den Folgen übermäßigen Alkoholgenusses zugrunde gehen sehen. Viel Elend wird den jetzt vorzeitig verwaisten Familien erspart bleiben. Ein großer Teil der Menschen wird länger und gesünder leben.

Das dürften die wichtigsten Momente sein, die der einzelne zu beobachten hat, wenn er lange und gesund zu leben wünscht. Aber wir würden das uns

beschäftigende Thema doch zu eng fassen, wenn wir es nur mit Rücksicht auf die eigne Person erörterten. Seitdem der Begriff der Nächstenliebe seinen siegreichen Einzug in die Welt gehalten hat, ist es uns selbstverständlich, daß wir das Leben andrer ebenso hoch schätzen wie das eigne. Der so entstehende Wunsch, fremdes Leben zu verlängern, fremde Gesundheit zu erhalten, findet ein weites Feld der Betätigung für die stille Arbeit des einzelnen wie für großzügige Unternehmungen von Gemeinwesen. Lassen Sie uns hier ganz auf zahlenmäßigen Angaben fußen, wie sie der ausgezeichnete Medizinalbericht von Württemberg, z. B. für 1903, bietet, und sehen, wo wir hierzulande besonders einzusetzen haben, um das Leben unsrer Mitmenschen zu verlängern. Ich will vorausschicken, daß sich dabei keine nennenswerten Verschiedenheiten gegen andre Teile Deutschlands ergeben.

Unsre Aufmerksamkeit wird zuerst durch eine geradezu erschütternde Zahl gefesselt. Von den etwa 46 000 Todesfällen während eines Jahres in Württemberg kommt das größere Drittel auf das erste Lebensjahr. Ueber 16 600 Kinder haben das erste Lebensjahr nicht vollendet. Ein reichliches Fünftel aller zirka 75 000 Geborenen, von 1000 lebendgeborenen Kindern etwa 208, erleben ihren ersten Geburtstag nicht. Muß das so sein? Ist es ein unabwendbares Geschick, daß eine solche Masse junger Menschenleben spurlos dahinschwindet, daß alle Opfer, die jede Mutter dem heranreifenden Kinde bringt, so oft umsonst sind? Muß auch der Nachwuchs des Menschengeschlechtes durch das Naturgesetz dezimiert werden, das bei allen belebten Wesen nur die Zahl sich entwickeln läßt, die auf einem bestimmten Gebiete ausreichende Nahrung findet? Wenn wir erfahren, daß im Stockholmer Allgemeinen Kinderhaus von 1000 Kindern nur 36 sterben, wenn wir aus Erfurt hören, daß dort von 1000 Kindern der besser situierten Kreise nur 89, dagegen im Arbeiterstande 305 während des ersten Jahres sterben, so müssen wir sagen, nicht angeborene Widerstandsunfähigkeit endet das Leben der meisten so vorzeitig sterbenden Kinder. Es sind äußere größtenteils vermeidbare Einflüsse. Etwa drei Viertel der im ersten Lebensjahre verstorbenen Kinder hier in Württemberg gehen an Magen- und Darmstörungen zugrunde. Wir müssen deshalb vermuten, daß bei der erschreckenden Sterblichkeit der Säuglinge die Ernährung eine überaus wichtige Rolle spielt. In der Tat ist das so. Ein großer Teil dieser Todesfälle würde durch zweckmäßige Ernährung zu verhüten sein.

Aber wie ist sie den Kindern zu schaffen? Manches würde durch Bekanntschaft unsrer Frauen und Mädchen mit den Grundsätzen der Säuglingsernährung zu bessern sein. Aber der Hauptgrund der besonders auf die schlechtergestellten Klassen entfallenden großen Kindersterblichkeit würde damit nicht beseitigt. Es ist ja in der großen Mehrzahl der Fälle nicht der Mangel an gutem Willen, es ist die bittere Not, die pekuniäre Unmöglichkeit, das Kind so zu pflegen, wie der gewaltige Trieb der Mutterliebe es fordern würde. Daher kommen in vielen armen Familien die ersten, vielleicht auch die zweiten Kinder noch leidlich durch. Aber mit dem Wachsen der Kinderzahl wächst auch die Kindersterblichkeit.

Mancherlei Möglichkeiten zur allmählichen Besserung dieser Zustände sind gegeben und werden vielfach praktisch durchgeführt. Am wirksamsten scheint mir die Unterstützung der Mütter zu sein, die dem Kinde die Pflege der Mutter sichert, zusammen mit einer Belehrung der Mütter und einer ärztlichen Ueberwachung der Kinder. Ich kann auf Einzelheiten hier nicht eingehen. Nur möchte ich nochmals betonen, eine wie dankbare Aufgabe sich hier eröffnet.

Verschwindend klein erscheint gegen die Sterblichkeit des ersten Lebensjahres die Sterblichkeit der Altersperiode von 1 bis 15 Jahren. Fast 30 Prozent der Todesfälle dieser Zeit entfallen auf die ansteckenden Krankheiten: Scharlach, Masern, Diphtherie, Keuchhusten, Typhus. Unter ihnen fehlt glücklicherweise — und mit wenigen Ausnahmen gilt das auch für das übrige Deutschland — eine der früher mörderischsten Volksseuchen, die Pocken, an denen zum Beispiel in Preußen 1796 über 26000 Menschen, ungefähr der dreißigste Teil der gesamten Bevölkerung, starben. Wir verdanken das fast völlige Erlöschen dieser besonders das kindliche und jugendliche Alter gefährdenden Krankheit ausschließlich unsrer Impfgesetzgebung. Nur die Durchführung der Impfung in der jetzigen Form hält uns die Pocken fern. Wir machen bei der Uebertragung der Kuhpocken auf den Menschen die Krankheit in einer rein örtlichen ungefährlichen Form durch und sind dadurch für eine Reihe von Jahren vor jeder Erkrankung, für längere Zeit vor schwerer Erkrankung geschützt. Bei sorgfältiger Ausführung der Impfung mit Kuhpockenlymphe ist jede Schädigung zuverlässig ausgeschlossen, und die Sicherheit vor dem furchtbaren Feinde rechtfertigt ausreichend die geringen Unannehmlichkeiten, die jede Impfung im Gefolge hat. Die Impfung ist so eines unsrer wirksamsten Mittel zur Verlängerung des Lebens.

Ganz dasselbe ist von dem Heilserum bei der Behandlung der Diphtherie zu sagen. Es ist ein unvergängliches Verdienst Behrings, dieses Mittel gefunden zu haben. Das Serum ist vor allem ein Heilmittel der bereits bestehenden Krankheit, wenn es rechtzeitig und in genügender Menge eingespritzt wird. Es schützt auch vor der Erkrankung, aber dieser Schutz erstreckt sich nur auf wenige Wochen. Leider hindert der Preis des Mittels seine allgemeine Anwendung noch vielfach. Es wäre sehr zu begrüßen, wenn Mittel und Wege gefunden würden, daß auch der Aermste es anwenden lassen kann, daß in Ortschaften mit epidemisch herrschender Diphtherie wenigstens bei den Kindern vorbeugende Einspritzungen gemacht werden könnten.

Für die übrigen genannten ansteckenden Krankheiten haben wir nicht so spezifische Heil- und Verhütungsmittel. Immerhin läßt sich hier durch Minderung der Ansteckungsgefahr viel erreichen. Bei Scharlach, Masern, Keuchhusten, Diphtherie sollten die Kranken möglichst isoliert werden. Bei ungünstigen häuslichen Verhältnissen sollten Scharlach- und Diphtheriekranke bald einem Spital zugeführt werden. Speziell der Scharlach gefährdet ja nicht nur die nächste Umgebung des Kranken. Er kann bei ungenügender Vorsicht auch durch dritte verschleppt werden. Auch die bessergestellten Kreise sollten sich immer mehr gewöhnen, bei Scharlach und Diphtherie ein Krankenhaus aufzusuchen. Vielfach

geschieht das ja schon. So ist zum Beispiel das Kinderkrankenhaus in Leipzig ein von allen Kreisen der Bevölkerung für diesen Zweck stark besuchtes Institut. Aber mit Recht hat der Gründer dieser Anstalt, Heubner, betont, daß die Sitte, mit ansteckend kranken Kindern das eigne Haus zu verlassen, auch in großen Städten erst dann allgemein werden würde, wenn mit dem Ortswechsel nicht auch ein Wechsel des behandelnden Arztes verbunden sei. Heubner empfahl die Einrichtung von Infektionssanatorien mit freier Arztwahl. In kleinen Städten und auf dem flachen Lande ist das natürlich unmöglich. Hier müssen die vorhandenen Krankenhäuser tunlichst ausgenutzt werden. Für die Bekämpfung der Ausbreitung des Typhus besitzen wir dank den Fortschritten der Bakterienkunde wirksame Hilfsmittel. Sie haben auch in unserm Lande mehrere Epidemien zum Erlöschen gebracht. Gute Wasserversorgung und zweckmäßige Kanalisation sind hier wirksame Bundesgenossen.

In der Altersperiode zwischen 1 und 15 Jahren erhebt noch ein andrer Feind des Menschenlebens sein Haupt, die Tuberkulose. Bereits 12 Prozent der Todesfälle dieser Altersklasse kommen auf ihre Rechnung. Zu unheimlicher Größe wächst aber die Gefahr erst im Alter von 15 bis 60 Jahren. Von den nahezu 10700 Todesfällen in diesem Alter während eines Jahres werden in Württemberg fast 3400, reichlich 30 Prozent, durch Tuberkulose herbeigeführt. Etwa jeder zehnte Todesfall überhaupt wird durch sie verursacht. Die Zahl wird noch erschreckender, wenn wir bedenken, daß die Krankheit die meisten Menschen auf der Höhe des Lebens zwischen dem zwanzigsten und vierzigsten Jahre hinwegrafft. Sie sehen, auch für uns in Württemberg ist der Ruf nach Bekämpfung der Tuberkulose, der im letzten Jahrzehnt allgemein erhoben wird, gerechtfertigt.

Viel ist hier schon geschehen. In ausgiebiger Weise macht die Landesversicherungsanstalt zum Nutzen der Kranken von dem Rechte Gebrauch, das ihr der § 18 des Invalidenversicherungsgesetzes verleiht, und schickt zahlreiche Kranke alljährlich zur Behandlung in die Volksheilstätten. Auch für die gutsituierten Kranken besitzen wir hier im Lande vortreffliche Anstalten. Wir sind überzeugt, daß das Heilstättenverfahren für reich und arm das wirksamste Mittel ist, die erschütterte Gesundheit wiederzuerlangen. Täglich sehen wir, welchen Nutzen zahlreiche Kranke davon haben. So sind uns die Heilstätten wirksamste Bundesgenossen bei der Behandlung der Tuberkulösen. Aber selbst wenn wir von mancherlei Einschränkungen auch in dieser Richtung absehen, die sich aus der Natur der Krankheit, aus der Begrenzung der für das Heilverfahren verfügbaren Geldmittel ergeben, der Kampf gegen die Erkrankung an Tuberkulose — die Verhütung des Erkrankens meine ich — muß auf einem andern Felde ausgefochten werden. Das ergibt schon eine kurze Ueberlegung. Wenn wir nach der durchschnittlichen Dauer der häufigsten Form der Tuberkulose, der Lungentuberkulose, und nach der Zahl der jährlichen Todesfälle berechnen, wie viele Tuberkulöse ungefähr in Württemberg leben, so kommen wir auf etwa 25000 bis 30000. Diese Zahl, etwa 1 Prozent der gesamten Bevölkerung,

entspricht auch den an andern Stellen festgestellten Verhältnissen. Es ist ganz unmöglich, eine solche Menge ausreichend in Heilstätten zu behandeln und so die Tuberkulose nach und nach zum Schwinden zu bringen.

Der Kampf gegen die Erkrankung an Tuberkulose muß vor allem in den Kreisen einsetzen, die besonders von der Krankheit heimgesucht werden, und das sind die wenigbemittelten und die unbemittelten Bevölkerungsklassen. Ich habe in meinem früheren Wirkungskreis in Marburg, einer kleinen Stadt mit 18000 Einwohnern, diesen Dingen etwas nachgehen können, und da ergab sich, daß in dem ärmsten Fünftel der Bevölkerung ungefähr vier Fünftel aller Lungentuberkulosen anzutreffen waren. Und noch etwas Weiteres stellte sich heraus. Etwa ein Drittel aller Tuberkulosen war in zirka 2 1/2 Prozent der 1503 Wohnhäuser Marburgs vorgekommen. Und zog man nur die Häuser der Armen in Betracht, so fand sich dieselbe Häufung von Tuberkulosen in einer bestimmten Zahl von Häusern. Schon die Kinder bis zum dreizehnten Jahre erkrankten in ihnen drei- bis viermal so häufig wie in andern Häusern. Ganz ähnliche Ergebnisse hat Biggs in New York erhalten. Auch hier erwies sich die Tuberkulose der Armen als eine ausgesprochene Hauskrankheit. In Marburg konnten wir auch den Einzelheiten während einer längeren Zeit nachgehen, und da stellten sich die Zusammenhänge zwischen den einzelnen Krankheitsfällen in den betroffenen Häusern auf das deutlichste heraus.

Es unterliegt für mich nach diesen Beobachtungen keinem Zweifel, daß die Häufung der Tuberkulose in bestimmten Häusern auf die in ihnen unvermeidliche reichliche Einatmung der krankmachenden Tuberkelbazillen zurückzuführen ist, daß also die Uebertragung der Krankheit von einem Kranken auf die Umgebung die Hauptschuld an den besprochenen Verhältnissen trägt.

Aber gleichzeitig haben mich gerade diese Marburger Beobachtungen von der Unrichtigkeit der heute so verbreiteten Ansteckungsfurcht vor der Tuberkulose überzeugt, die jeden Lungenkranken für so ansteckend hält wie etwa einen Scharlachkranken. Niemals habe ich eine solche Häufung von Tuberkulosen in einem reinlich gehaltenen Hause selbst in der unmittelbarsten Umgebung von schwer lungenkranken Menschen unter den ärmlichsten Verhältnissen gesehen. Ein vorsichtig hustender Lungenkranker in reinlicher Umgebung ist völlig ungefährlich. Aber kamen Schmutz und unvorsichtiges Husten und Auswerfen zusammen, so ging die Krankheit immer weiter und forderte ihre Opfer selbst in Familien, die nach dem Tode oder Auszuge solcher Kranken dieselbe Wohnung ohne vorhergehende gründliche Säuberung bezogen. Es gehört also offenbar eine besondere Häufung von Tuberkelbazillen in der Atemluft dazu, um einen Menschen an Tuberkulose erkranken zu lassen. Ich bin überzeugt, daß viele Tuberkulosen nicht durch solche Ansteckung, wie man das meist, allerdings unrichtig, nennt, zu offenkundiger Erkrankung werden, sondern durch anderweitige Schädlichkeiten, vor allem durch Schwächung des Körpers, durch angeborene Widerstandsunfähigkeit gegen Krankheiten überhaupt. Sicher spielen diese Momente auch bei der so besonders oft erkrankenden armen Bevölkerung eine sehr wichtige Rolle. Aber ausschlaggebend

für die enorme Häufigkeit der Krankheit bei schlechtersituierten Menschen und hier wieder in bestimmten Häusern scheint mir die gehäufte Uebertragung des Ansteckungsstoffes zu sein.

Wenn wir also die Tuberkulose bekämpfen wollen, dann müssen wir bei der Besserung der Wohnungsverhältnisse einsetzen, dann müssen wir verhüten, daß ein Lungenkranker in unreinlicher Umgebung eine Gefahr für seine Familie und in engen Verhältnissen auch für seine Nachbarschaft wird. Die wirksamste, aber bei der Dauer der Krankheit und der Zahl der Kranken schwer durchführbare Maßregel wäre die Ueberführung der Patienten, die ansteckendes Material aushusten, aus mangelhaften äußeren Verhältnissen in eine geeignete Anstalt. Da das allgemein unmöglich ist, muß sich dazu eine entsprechende Fürsorge für die Wohnungen der Kranken gesellen, wie sie in mustergültiger Weise zum Beispiel von dem jetzigen Verwaltungsdirektor der Berliner Charité Pütter in seinem früheren Wirkungskreise in Halle eingeleitet ist, wie sie die Altenaer Firma Basse & Selve in ihren Arbeiterwohnungen verwirklicht hat. Treue Arbeit im einzelnen wird auch hier zwar langsam, aber sicher Erfolge aufzuweisen haben. Und jeder Schritt vorwärts in dieser Richtung ist ein Schritt zur Verlängerung des Lebens für zahlreiche Menschen.

Die Sterblichkeit der Säuglinge, die ansteckenden Krankheiten und die Tuberkulose sind die drei wichtigsten Ursachen des vorzeitigen Todes. Ich habe Ihnen zu zeigen versucht, wie die dadurch entstehende Gefahr durch zielbewußtes Handeln zu vermindern ist. Sind wir gleichzeitig bemüht, frei von ängstlicher Hypochondrie, aber mit klarem Blicke für die tatsächlichen Verhältnisse uns gesund und frisch zu erhalten, soweit das in unsern Kräften steht, dann werden wir nicht nur uns selbst und unsern Familien, wir werden auch unserm Vaterlande nutzen, dessen größter Reichtum gesunde, tüchtige Menschen sind.

Aus den Briefen Rudolf von Bennigsens

Mitgeteilt von

Hermann Oncken

XVII

Im folgenden beabsichtigen wir, die vor einigen Monaten unterbrochenen Veröffentlichungen aus dem Briefwechsel Bennigsens wieder aufzunehmen und bis zu dem Erscheinen der Biographie fortzusetzen.[1])

Die wechselvollen Irrungen und Wirrungen der Politik der Nationalvereinsperiode sollen an dieser Stelle nicht wiederholt werden, da ihre Darlegung nur

---

[1]) Der erste Band der Biographie wird um Mitte Juni nächsten Jahres erscheinen, der zweite Band drei bis vier Monate später ausgegeben werden.

im Rahmen einer zusammenfassenden Darstellung möglich ist, die für jene andre Stelle vorbehalten wird. Hier sollen zunächst einige Papiere vorgelegt werden, die für Bennigsens politische Ueberzeugungen im Moment, wo die Krisis von 1866 sich vorbereitet, charakteristisch sind.

*

Daß auch Bennigsen seit dem Eintritt des Ministeriums Bismarck erheblich reservierter zu der „preußischen Spitze“ stand, sie zwar nicht aus dem Programm entfernen, aber doch von der inneren Umkehr in Preußen abhängig gemacht wissen wollte, erhellt besonders aus seinem Briefwechsel mit seinem Freunde Viktor Böhmert, dem Nationalökonomen, damals Handelskammersyndikus in Bremen und Führer der dortigen Gruppe des Nationalvereins.[1]) Die Bremer Mitglieder des Nationalvereins hielten am ausgesprochensten an dem Programmpunkte des Nationalvereins fest, der die Einheit in den Vordergrund stellte; die freiheitliche Ausgestaltung des geeinten Vaterlandes wollten sie eine spätere Sorge sein lassen, und während fast der ganze Nationalverein, insbesondere auch seine preußischen Mitglieder, durch die Politik Bismarcks in die erbittertste Opposition hinübergeworfen wurden, wuchs seit dem schleswig-holsteinischen Kriege bei den Bremern die Neigung, alle Hoffnungen, unbeschadet des preußischen inneren Konflikts, doch auf den preußischen Staat und den kühnen Lenker seiner Geschicke zu stellen. Bennigsen war aber keineswegs mit diesem Eifer der Bremer einverstanden, und während er Mühe genug hatte, den süddeutschen Demokraten gegenüber, die zum Nationalverein gehörten, die Notwendigkeit der preußischen Führung Deutschlands zu verteidigen, hielt er es hier umgekehrt für nötig, Wasser in den Wein zu schütten und vor allzu großer Vertrauensseligkeit zu warnen. Insofern führt seine Korrespondenz mit Böhmert in den Jahren 1864/65 bereits zu dem Standpunkt hinüber, von dem aus er den Ereignissen des Jahres 1866 gegenübertrat.

Böhmert an Bennigsen.

Bremen, den 24. Oktober 1864.

Beigehend sende ich Dir die bereits nach Koburg abgegangene Erklärung der bremischen Mitglieder des Nationalvereins über die Hauptfragen der Tagesordnung. Ich muß hinzufügen, daß die Mitteilung der „Wochenschrift“ aus Koburg, daß der Vorstand einstimmig der Ansicht gewesen sei: „die einheitlichen Bestrebungen des Nationalvereins hätten durch die Ereignisse tatsächlich einen momentanen Abschluß gefunden und die Vereinstätigkeit müsse sich nun um so mehr der freiheitlichen Seite der gemeinsamen Aufgabe zuwenden,“ hier nicht wenig überrascht hat. Was in aller Welt haben die fortgeschrittensten Liberalen, wie die Waldeck und Genossen, der Nationalvereinssache genutzt? Wir Liberalen und

---

[1]) Die Benutzung der Briefe Bennigsens an Böhmert ist mir durch das freundliche Entgegenkommen des Herrn Geheimrats Professor V. Böhmert in Dresden ermöglicht worden; vgl. „Deutsche Revue“, April-Heft 1905, S. 52.

Nationalen müssen doch wahrlich so viel Vertrauen zu der unwiderstehlichen Macht unsrer Ideen haben, daß wir uns vor Bismarck und Genossen nicht fürchten und ihnen die Früchte, welche sie vom Baum der deutschen Einheit für uns herabschütteln, nicht mißgönnen. Wir sehen es jetzt fast in allen Einzelstaaten, wie schlecht es ohne die Einheit um die konstitutionelle Freiheit bestellt ist, und auch die neue Aera Auerswaldt-Schwerin ist ja hauptsächlich deshalb in eine große Täuschung hinausgelaufen, weil man die Einheit Deutschlands nicht aufzurichten verstand. Wir werden im konstituierten Bundesstaat schon fertig mit dem Ausbau unsrer liberalen Institutionen, aber in dem Streben nach dem Bundesstaate darf jetzt am allerwenigsten ein Stillstand eintreten. Ich bin dafür, daß man am Programm des Nationalvereins nicht rüttelt, daß man sich der bisherigen Erfolge unsrer Agitation freut, aber zugleich immer betont, daß jeder einzelne noch ganz andre Opfer bringen muß, daß wir namentlich den Partikularismus tüchtig angreifen und daß man dem großen nationalen Werk nicht um einiger preußischer Verfassungsparagraphen willen Stillstand gebiete. Uebrigens vertraue ich, daß der Nationalverein auch bei seiner diesjährigen Generalversammlung über die ihm drohende Krisis glücklich hinwegkommen und in dem Einheitsgedanken die wahre Vermittlung der verschiedenen Parteien im Schoß des Vereins finden wird. Unter den aus Bremen nach Eisenach kommenden Mitgliedern befindet sich auch ein Kaufmann H. H. Meier[1]) aus Baltimore, Sohn des früheren Bürgermeisters Meier in Bremen, ein sehr tüchtiger, durch und durch patriotischer deutscher Kaufmann, der jetzt ganz seine Kräfte der nationalen Bewegung mit widmen will und den ich Dir hierdurch empfehlen möchte.

*

Bennigsen an Böhmert.

26. Oktober 1864.

Es tut mir sehr leid, daß Du nicht nach Eisenach kommen kannst. Die Versammlung wird um so interessanter und wichtiger sein, da deren Verlauf nach meiner Auffassung geradezu entscheidend für die Existenz des Vereins sein wird. Ihr seht in Bremen offenbar die Sache viel zu günstig an. In Süddeutschland sind entschieden Neigungen zum Abfall. Wir haben in der Hinsicht bei der Sechsunddreißigerausschuß-Sitzung in Weimar Erfahrungen gemacht, die sehr herabstimmend wirkten — unter uns gesagt, entschieden beschlossene und erklärte Absicht auszutreten von zwei Ausschußmitgliedern, die wir nie für unsre sichersten hielten, welche Erklärungen um der Möglichkeit willen, daß dieselben sich bis Eisenach noch umstimmten, bislang geheimgehalten sind. Ich bin nun allerdings der Meinung, daß wir unser Programm: — einheitliche Zentralgewalt, und zwar preußische Spitze unter den bekannten, bestimmt formulierten Bedingungen, Parlament, Reichsverfassung — nicht aufgeben dürfen. Es wird

[1]) Der bekannte Mitbegründer und Präsident des Norddeutschen Lloyd, 1867 bis 1887 nationalliberaler Reichstagsabgeordneter.

das auch um so weniger erforderlich sein, weil die Aufstellung eines positiven neuen Programms für die Nationalpartei und den Verein auch den Süddeutschen als unmöglich erscheinen wird. Das einzige positive Programm, welches neben unserm einen Sinn hat und in Süddeutschland sehr viele Anhänger, ist das der Föderativrepublik. Hiervon will aber jetzt und vermutlich auf lange Zeit der Norden nichts wissen. Auch ist das ein Revolutions- oder Konspirationsprogramm und kein Reformprogramm für öffentliche Agitation. Alles andre: Dualismus, Trias, Direktorium, hält gar keine ernsthafte Kritik aus vom nationalen Standpunkte. Das gestehen auch die Süddeutschen fast alle ein.

Dagegen, Eure Bremer Ansichten und Vorschläge werden den größten Widerspruch erfahren. Preußische Spitze unter allen Umständen ist unser Programm nicht, noch weniger diplomatischer und militärischer Anschluß eines Einzelstaates an Preußen unter allen Umständen. Letzteres wird eine reine Frage der Zweckmäßigkeit sein. Ein solcher Anschluß kann je nachdem ebensogut den preußischen Partikularismus verstärken und die Mainlinie vorbereiten als der nationalen Einigung dienen. In diesem Augenblick unter dem Eindruck der Bismarckschen Willkürherrschaft ist alles dieses doppelt vorsichtig zu behandeln. Bis zur Resignation, aus Richelieu und Cromwell[1]) ein politisches Programm zu machen, ist man in Deutschland noch lange nicht. Eine Militärdiktatur kann ein Volk um seiner Einheit willen in einer schlimmen Lage wohl dulden, aber niemals fordern. — Zum Schluß meine ich, es wird in Eisenach viel weniger auf den Inhalt der Beschlüsse als auf den Beschluß, überhaupt zusammenzubleiben, ankommen.

*

Böhmert an Bennigsen.

Bremen, 29. Oktober 1864.

... Es wird dem Süden natürlich schwerer als dem Norden, sich mit

[1]) Diese Stelle ist für Bennigsens innerliche Stellung zu der Persönlichkeit Bismarcks charakteristisch. Die Namen Richelieu und Cromwell wurden hier angezogen, weil sie, der eine den allmächtigen Staatsabsolutismus, der andre die allmächtige Militärdiktatur repräsentieren, also Ideale, die denjenigen Bennigsens entgegengesetzt sind. Nun gewann er allerdings im Laufe der Zusammenarbeit während des nächsten Menschenalters ein ganz andres Bild von der Persönlichkeit Bismarcks, aber die Namen Richelieu und Cromwell bleiben immer die ersten, die er als historische Parallele verwendet; so zum Beispiel noch am 19. Januar 1896, bei der fünfundzwanzigjährigen Gedenkfeier der Begründung des Reichs in Berlin: „Von ihnen aber einer der größten, der jetzt noch im Sachsenwalde sinnend dahingeht, das ist der gewaltige, eherne Kanzler Otto von Bismarck. Einsam ist er mitten in seinem Walde, aber ihn begleiten doch und ihn treffen doch die Gedanken eines ganzen dankbaren Volkes, unerschöpflich in Dankbarkeit und Verehrung für diesen gewaltigen, großen Staatsmann, dem in den langen Jahrhunderten der europäischen Geschichte nur sehr wenige — etwa Richelieu und Cromwell, auch diese nicht völlig — zu vergleichen sind.“ Freilich, der Parteigegensatz, unter dem er dreißig Jahre früher die beiden Männer in erster Linie anschaute, ist nun völlig verflogen, sie sind einfach für ihn die größten Staatslenker der neuen Zeit, und darum stellt er sie nun neben Bismarck.

preußischer Spitze vertraut zu machen, sie haben scheinbar die Wahl zwischen Oesterreich und Preußen, während uns im Norden gar keine Wahl bleibt und ein Zweifel an der preußischen Spitze für uns überhaupt der Rückfall in das politische Nichts ist; aber auch im Süden haben sie nur scheinbar die Wahl. Der Verlauf der Zollvereinskrisis hat gezeigt, daß der Süden doch kommen muß. Ob man nun dem Süden und dem gesamten Vaterlande nutzt, wenn man die Süddeutschen in dem Wahn läßt, es bliebe eine andre Lösung als das Programm des Nationalvereins übrig und möglich, das scheint mir aber zweifelhaft. Jedenfalls müssen auch sie ermahnt werden, mit uns übrigen allen mit dem Partikularismus entschlossen zu brechen und so viel Vertrauen zu haben, daß wir unter der Einheit unsre liberalen Institutionen rasch aufbauen können, nicht aber umgekehrt. Die Einheit Deutschlands ist mir lieber als ein paar preußische Verfassungsparagraphen, über welche doch am Ende nur durch ein deutsches Parlament endgültig entschieden wird.

*

Bennigsen an Böhmert.

Bennigsen, 9. November 1864.

Ueber die Eisenacher Vorgänge und auch über die nichtöffentlichen Verhandlungen und die eigentlichen Motive des Ausschusses wirst Du inzwischen durch Deine Berliner Freunde oder durch Lammers wohl bereits unterrichtet sein.

Um offen zu sein, stehen die Dinge für eine nationale Bewegung und für den Nationalverein vorerst sehr schlecht. Der Zusammenhang mit Süddeutschland beruht in der Hauptsache nur noch auf dem Vertrauen einzelner allerdings sehr einflußreicher Führer im Süden zu uns. Das Band mit dem Gros der Bevölkerung ist so locker wie seit Jahren nicht. Im Norden nimmt die Bismarcksche Richtung, d. i. die Anbetung der militärischen Macht und diplomatischen Erfolge, in erschreckender Weise überhand. Zu einer großartigen Erhebung der politischen Kräfte in der Nation — sei es auf dem Wege der Reform oder der Revolution — fehlen nicht bloß Uebereinstimmung und Entschluß, sondern durch die neueste Wendung in der Zollvereinskrisis und dem schleswig-holsteinischen Kriege auch die notwendigen Voraussetzungen flagranter, kapitaler Verletzungen der Lebensinteressen der Nation. Die Arbeit wird eine sehr langsame und sehr anstrengende sein. Auch unter den sogenannten Führern — damit wird allerdings viel Mißbrauch getrieben — werden sich wohl noch manche seitwärts in das Gebüsch verlieren. Menschen, welche von Geschichte und Politik hinreichende Kenntnis haben und damit die nötige Resignation verbinden, sind unter unsern leitenden Männern nicht zahlreich. Die Bismarcksche Politik, welche unsre Hauptgegner — die Stellung Oesterreichs in Deutschland und die Selbstherrlichkeit der Mittelstaaten — so trefflich unterminiert, wird zu den faulen Pessimisten auch noch eine neue Serie gothaischer Befriedigter und Getäuschter fügen, welche sich in der Untätigkeit vereinigen. Eine Revolution unmöglich, eine nationale Initiative

der preußischen Regierung ohne Aussicht, nicht allein unter diesem, sondern auch unter dem nächsten Könige, bleibt allein der energisch konzentrierte preußische Partikularismus, um den Bund zu zertreten, wie er das Deutsche Reich vollends aufgelöst hat. So zu argumentieren, hat viel Schein, und von unberechenbaren europäischen Impulsen abgesehen, wird eine militärische Vergewaltigung Nord- und Mitteldeutschlands von Berlin aus um so sicherer eintreten und um so länger die allgemeine Einigung Deutschlands aufhalten, je träger und gleichgültiger das Bürgertum den Akten und Erfolgen preußischer Gewalt zusieht oder je mehr eine feige Ueberklugheit (vgl. die neuesten „Grenzboten") dem Altpreußentum speichelleckt und auf Süddeutschland verzichtet. — Ich habe diese Wendung seit dem Frühjahre erwartet, und ich denke mit Dir, der bessere Teil unsrer Partei hält schon aus. Auf Umwegen freilich fördert auch der preußische Partikularismus ebenso wie die bevorstehende mächtige industrielle Entwicklung die Einheit Deutschlands, wenn die Nation nur nicht verzagt und allmählich diese Kräfte sich dienstbar macht.

*

Böhmert an Bennigsen.

Bremen, den 18. Februar 1865.

Was die politische Lage und speziell die schleswig-holsteinische Frage anlangt, so bemerke ich an mir selbst und in den Kreisen meiner Freunde sowie in der politischen Atmosphäre überhaupt eine immer entschiedenere Neigung zur Annexion, die die Dinge immer mehr zu der Alternative treiben: Partikularismus oder Annexion. Wenn es aber so liegt, so steht mir das Vaterland höher als die Legitimität. Salus rei publicae suprema lex. Treitschkes Arbeiten haben doch eine enorme Wirkung gehabt. Ich stehe nicht ganz auf seinem Standpunkte, es zeigt sich etwas Studierlampenduft in seinen Urteilen, er konstruiert sich von seinem Schreibtisch aus gern seine Ideale zur Wirklichkeit und macht zuweilen sehr gewagte Behauptungen und Schlüsse. Seine Aeußerung, daß er sich schon lange gewundert habe, Dich und Miquel in so gemischter Gesellschaft zu sehen, beweist recht, wie wenig er sich an der praktischen politischen Arbeit beteiligt hat. Wenn man im Leben etwas erreichen will, kann man nicht mit dem Kopf durch die Wand, muß vielmehr Schritt vor Schritt vorwärts und darf auch die Mühe der Vereinbarung mit andern Gleichstrebenden nicht scheuen. Nichtsdestoweniger muß man Treitschke in vielen andern Behauptungen recht geben und kann nicht leugnen, daß in der Tiefe dieses Mannes eine ganz hinreißende patriotische Leidenschaft kämpft. Seine Ausführungen über Einheitsstaat und Bundesstaat laufen auf ein Revolutionsprogramm hinaus, während wir praktisch mit Erfolg nur für ein Reformprogramm arbeiten und uns nicht dem Zufall einer Revolution in die Arme werfen können. Etwas anders verhält es sich in Schleswig-Holstein, wo sich Preußen bereits im Besitz befindet und anders auftreten kann. Du würdest mich zu großem Dank verpflichten, wenn Du mir einmal in einer freien Viertelstunde Deine Ansicht über die gegenwärtige

Aufgabe unsrer nationalen Partei mitteilen wolltest.[1]) Der letzte Beschluß des Nationalvereins in der schleswig-holsteinischen Frage hat leider die Wirkung gehabt, die ich befürchtete und die wir durch unsre Bremer Resolution mit abzuwenden hofften.

*

Noch viel stärker trat der Zwiespalt in einem Briefe Böhmerts aus dem Herbste 1865 hervor.

Böhmert an Bennigsen.

Bremen, den 25. Oktober 1865.

Wie im vorigen Jahre kurz vor der Eisenacher Generalversammlung des Nationalvereins, nehme ich mir heute die Freiheit, wegen der Frankfurter Generalversammlung Dir einige Mitteilungen zu machen ... Seit jener Zeit sind die Ereignisse über den Nationalverein hinweggegangen, und es ist zu fürchten, daß er in der hereingebrochenen Krisis vorläufig von der Schaubühne unsers öffentlichen Lebens, wenn nicht verschwinden, doch mit seinen Bestrebungen für die nächste Zukunft ganz in den Hintergrund treten werde. Von manchen kompetenten Beurteilern unsrer politischen Lage, die ich in der Hauptsache als Gesinnungsgenossen zu betrachten Ursache habe, hörte ich sogar die Ansicht, daß ein Auseinanderfallen des Nationalvereins kein großes Unglück sein würde, daß es besser sei, wenn die großen Gegensätze, welche jetzt durch unser politisches Leben gehen, sich reiben und aufeinander platzen und öffentlich miteinander ringen, als wenn das politische Selbstdenken durch sogenannte einmütige Resolutionen, welche die Gegensätze nur auf kurze Augenblicke verkleistern, gelähmt werde. Ich teile mit der Mehrzahl meiner näheren politischen Freunde nicht diese Ansicht, wir möchten auch unserseits zur Erhaltung des Nationalvereins unser bescheidenes Teil beitragen und haben daher seit einigen Wochen versucht, eine Anzahl von Freunden in Deutschland für ein möglichst einheitliches Auftreten in Frankfurt und für einen letzten Versuch zur Wahrung des alten Programms des Nationalvereins zu bestimmen. Nach Rücksprache mit meinen hiesigen Freunden stehe ich nicht an, Dich vor der Versammlung von diesem Schritte in Kenntnis zu setzen und Dich zu bitten, doch womöglich auch in der Ausschußsitzung eine das alte Programm wieder hervorhebende Resolution mit zu unterstützen ...

... Du schriebst mir vor einem Jahr, daß man den Absolutismus wohl ertragen könne in schwerer äußerer Bedrängnis, daß man ihn aber nicht provozieren dürfe. Darin liegt eine gewisse Wahrheit. Allein wie, wenn uns jetzt durch die Verhältnisse die Wahl gestellt ist, zu entscheiden: ob wir bloß die alten Forderungen des Liberalismus bequem und tatenlos wiederholen oder unsre feste Position zu der viel wichtigeren Einheitsfrage, die jetzt an uns herangetreten ist, einnehmen wollen? Wir verschreiben uns Bismarck ja nicht mit Gut und Blut, sobald wir das unterstützen, was er gegen den Partikularismus

[1]) Die Antwort Bennigsens liegt nicht vor.

unternimmt. Wir behalten uns volle Freiheit der Wahl vor, und wir werden im entscheidenden Augenblick, sobald er etwa mit Frankreich im antinationalen Sinne paktieren sollte, sofort Front gegen ihn machen, aber wir dürfen meiner Ansicht nach auf bloße Befürchtungen hin nicht auch das uns gebotene Zweckmäßige zurückweisen. Die Zeiten sind ernst genug, daß eine Entscheidung zwischen Einheit und Freiheit nötig ist. Wir sind tatsächlich wehrlos im nächsten europäischen Konflikt, wenn uns Preußen nicht schützt, und wir müssen diese Macht stärken, so schwer es uns fallen mag, dadurch vorübergehend auch antifreiheitliche Strömungen zu stärken. Aber wir müssen das Vertrauen zur Nation haben, daß sie, einmal geeinigt, ihre konstitutionellen Rechte und Freiheiten sich ohne Mühe erobern werde. Was ist denn in aller Welt an dieser Scheinfreiheit der Einzelstaaten gelegen? Wir sehen es jetzt in Hannover. Ein königlicher Wink verweht diese drei Jahre lang gehegten Erwartungen. Preußens Vertreter haben im Augenblick tatsächlich größere Pflichten gegen die Zukunft ihres Staates, als den bloßen Liberalismus zu pflegen. Wir müssen in der Politik den Moment benutzen und dürfen nicht dulden, daß Bismarck sie allein ausbeutet und das ausführt wider unsern Willen, was wir lieber selbst ausführen möchten auf dem Einheitsgebiete. Ich weiß, welchen Wert Du auf die Verbindung des Nordens mit dem Süden legst, aber ich fürchte, und die Tatsachen haben es bestätigt, daß wir durch eine unsichere Haltung, durch stetes Nachgeben gegen den Süden nichts gewinnen im Süden und im Norden allmählich auch den letzten Grund und Boden verlieren.

*

Wir kennen zwar die Antwort Bennigsens auf dieses erneute Drängen nicht. Daß er aber seine Auffassung der Lage nicht zu ändern geneigt war, geht deutlich aus seinem Briefe an Friedrich Oetker vom 18. Januar 1866, der schon in Oetkers Lebenserinnerungen, Bd. 3 S. 423, mitgeteilt ist, hervor.

Die Stunde der Entscheidung für diese liberalen Politiker kam, als Bismarck das von langer Hand vorbereitete Kriegsspiel aufzudecken begann, als er zum Angriff gegen Oesterreich vorging und auf diesem Wege statt des bisherigen schleswig-holsteinischen Streitobjektes das höchste Ziel, die deutsche Bundesreform, vor aller Augen in den Mittelpunkt rückte. Am 8. April 1866, an demselben Tage, an dem das geheime Offensiv- und Defensivbündnis zwischen Preußen und Italien auf drei Monate unterzeichnet wurde, erging seine telegraphische Weisung an den preußischen Bundestagsgesandten, den Antrag auf Bundesreform einzubringen; am nächsten Tage wurde dieser Antrag auf Bundesreform gestellt, und der Frankfurter Bundestag, nach wenigen Tagen auch ganz Deutschland, vernahm mit Erstaunen, daß der verhaßte Vorkämpfer eines absolutistischen Systems in Preußen ein deutsches Parlament als Mittelpunkt dieser Reform gefordert habe.

Es war eine die Liberalen fast verblüffende Wendung. Sie wollten an den Ernst nicht glauben. Der Briefwechsel zwischen Bennigsen und Böhmert zeigt, wie weit auch jetzt, in der Stunde der Entschließung, ihre Ansichten auseinander gingen.

Böhmert an Bennigsen.

12. April 1866.

Einem dringlichen Wunsche des hiesigen Ausschusses des Nationalvereins entsprechend, wende ich mich an Dich mit der Bitte um freundliche Mitteilung Deiner Ansichten über die brennende Tagesfrage, wie man seitens der Nationalpartei das Bismarcksche Bundesreformprojekt aufnehmen soll. In einer gestern abend abgehaltenen Sitzung hat sich der hiesige Ausschuß des Nationalvereins einstimmig dahin erklärt, daß man das Bundesreformprogramm Preußens nicht, wie es einige süddeutsche Volksversammlungen raten, ohne weiteres ablehnen, vielmehr es akzeptieren und ohne Begeisterung zwar, aber mit kalter Energie auf dem vorgeschlagenen Wege das heißersehnte Ziel zu erreichen suchen müsse. Die Geister, die einmal hervorgerufen sind, wird man später nicht zu leicht bannen können. Der Gedanke des deutschen Parlaments wird sich als eine überwältigende Macht betätigen. Wollten wir warten, bis an der Spitze des preußischen Kabinetts gerade der unsrer Partei in allen Punkten willkommene Mann sitzt, so könnten wir vielleicht nie zum Ziel kommen. Nächsten Montag soll vorerst eine vertrauliche Vorbesprechung von etwa dreißig Mitgliedern stattfinden und dann eine große Volksversammlung anberaumt werden, um eine Erklärung im Sinne des Vorwärtsgehens und Versuchens auf dem vorgeschlagenen Wege herbeizuführen.

*

Welche Gegensätze jetzt inmitten des Nationalvereins lebendig wurden, zeigen die folgenden Zeilen von demselben Tage.

Schulze-Delitzsch an Bennigsen.

Berlin, 12. April 1866.

Die gestrige Versammlung des Nationalvereins hier war eine der glänzendsten und erfolgreichsten, die wir gehabt haben, und wird die Losung zu vielen andern. Tausende mußten von dem überfüllten Lokale — Tonhalle, welche zirka 3000 bis 4000 Menschen einschließlich der doppelten Galerien, die zweistöckig übereinander laufen, faßt — wieder weg, und eine namhafte Zahl neuer Beitritte zum Verein, der hier sehr abgenommen hatte, erfolgte. Natürlich sind die von Löwe, Duncker und mir redigierten Resolutionen insofern vom preußischen Standpunkte aus gefaßt, als wir den Beruf Preußens in der deutschen Sache betonten. Die Vergewaltigung der Herzogtümer ist schwer verurteilt und ebenso das lächerliche Vorgehen Bismarcks in der deutschen Frage als leere Gaukelei von mir auf das schärfste gekennzeichnet. Ich denke, Ihr könnt mit den einstimmig gefaßten Resolutionen, die Du aus den Zeitungen entnehmen wirst, zufrieden sein, und hoffe einen guten Eindruck davon bei den vernünftigen Leuten in Deutschland. Wir hatten eine Anzahl Gegner in der Versammlung; aber der Schwung, den die Verhandlungen nahmen, bewirkte, daß keiner — gegen die ausgesprochene

ursprüngliche Absicht — das Wort nahm, ja bei der Gegenprobe nicht einmal gegen uns stimmte.

*

Bennigsen an Böhmert.

Bennigsen, 15. April 1866.

Es ist gewiß eine der unbestrittensten Regeln in der Politik — wie im Schachspiel —, daß man einen Zug unsers Gegners, namentlich eines starken Gegners, der uns vorteilhaft zu sein scheint, mit dem größten Mißtrauen aufnimmt, seine Motive und seine Konsequenzen scharf und kalt erwägt. Bismarck hat früher in Bremen Beifall gefunden, weil er, gleichgültig freilich ebensosehr über die Wahl seiner Mittel wie über die Unterstützung der Bevölkerung [denkend], die physischen Kräfte des preußischen Staats und die selbstherrliche Verfügung über dieselben zu vermehren suchte. Ihr habt darin einen vielleicht unerwünschten, aber doch vielversprechenden Anlauf zur Erreichung einer preußisch-deutschen Zentralgewalt erblickt, auf die man in Bremen bislang anscheinend mehr Gewicht legte als auf ein Parlament. Sehr weit ist der preußische Minister auf diesem Wege allerdings nicht gekommen. Den König hat er fasziniert, ohne ihn sicher zu beherrschen, die einflußreichsten Personen der königlichen Familie hat er zu seinen Gegnern, während seine, die konservative Partei mißtrauisch und zweifelhaft geworden. Der Konflikt mit dem Lande ist auf die äußerste Höhe gebracht, Schleswig-Holstein in einer — wenn auch sehr törichten, doch menschlich erklärlichen — Stimmung, daß es lieber österreichisch verderben als preußisch gedeihen will, alle Kabinette in Deutschland samt dem ganzen Volk bis auf einige Dutzend überkluge politische Tüftler sind von Haß oder Indignation gegen ihn erfüllt. Auf dem bisherigen Wege stand er vor der Alternative, entweder unter so ungünstigen Umständen seinem Könige und Lande einen Krieg mit Oesterreich aufzunötigen, oder abzudanken. Dieser Entscheidung auszuweichen, hat er eine Frontveränderung gemacht, welcher ich angesichts der Vergangenheit des Mannes eine gewisse Großartigkeit nicht absprechen will, eine Großartigkeit, die aber zum Ridikülen doch in einer näheren Beziehung zu stehen scheint als zum Tragischen. Durch seine geschickte Diversion weicht er einer unmittelbar drängenden Entscheidung aus, welche er zu seinen Gunsten zu wenden nicht sicher sein konnte. Mit dem Selbstgefühl eines kühnen und bedeutenden Menschen mag er sich der Hoffnung überlassen, daß er aus der ungeheuern Konfusion, welche sein neuer Plan in der etwaigen weiteren Entwicklung in Deutschland hervorrufen würde, eine große Stellung für sich und für den Staat, dem er nach seiner Weise zu dienen glaubt, Gegnern gegenüber, welche er verachtet, zu erobern imstande sein wird.

Ist das aber ein Mann, an dessen Schritte unsre, die nationale Partei Hoffnungen knüpfen oder den sie gar unterstützen darf? Wer von uns kennt seine wahren Motive, wer seine letzten Ziele? Heute, wo Ihr in Bremen bereit seid, für seinen Plan „zwar ohne Begeisterung, aber mit kalter Energie“ ins

Zeug zu gehen, wißt Ihr ja noch nicht das geringste von seinem theoretischen Verfassungsentwurf. Ein Parlament ohne wirkliche Rechte ist ein trauriges Ding, selbst in einem positiven, vorhandenen Staat. Aber ein Parlament ohne Rechte und ohne eine große Bewegung der Nation inmitten des Versuches, einen deutschen Staat erst zu gründen, kann leicht noch kläglicher verlaufen als das von 1848.

Was wir also tun sollen? Vorerst, bis daß man die Propositionen Bismarcks kennt, nicht zurückweisen, noch weniger aber zustimmen. Oder meint man in Bremen, sich engagieren zu sollen ganz blind, vielleicht auch für ein direktoriales Ungeheuer oder eine alte, meinetwegen auch neuerfundene Bismarck-Pfordtensche Teufelei? Wo sind denn vorerst die Aussichten für eine einheitliche Gewalt, für eine kleindeutsche Kombination? Wo überhaupt die Sicherheit, daß Bismarck mit seinen Projekten über die Vorbereitungsstadien hinauskommt? Welchen Grund haben wir, aus dem kühlsten Abwarten jetzt schon herauszutreten? Wird es Ernst, und ich glaube allerdings, daß Bismarck genötigt ist und der Mann dazu ist, ein so wagehalsiges Unternehmen auf sich zu nehmen, so kann das deutsche Volk und unsre, die trotz alledem noch immer am besten organisierte Partei einen Versuch wohl mitmachen, bei dem die alte Dynastiepolitik offenbar die größte Gefahr läuft. Also kaltblütig und vorgesehen! Treibt Bismarck die deutschen Fürsten auf das unbeschiffte Meer, zerstört er die Fundamente und alle Prinzipien der konservativen Parteien, so kann sich daraus eine ungeheure Entwicklung gestalten, in der nicht allein Bismarck, sondern noch ganz andre Existenzen schleunig verschwinden. Eine Wahl zu einem freien deutschen Parlament wird Deutschland nicht verweigern und mit demselben vorwärtszukommen suchen. So weit sind wir aber noch nicht.

*

Bismarck hatte mit dem Antrag vom 8. April das deutsche Parlament, das heißersehnte Ziel der Liberalen, eine der zentralen Forderungen des Nationalvereins, als Kampfmittel gegen Oesterreich und zugleich als Panier für die kleindeutsch-liberal gerichteten Elemente erhoben. Das bedeutete eine sachliche Annäherung an die Liberalen, sowenig sie es auch aus dieser Hand empfangen wollten, und daraus ergab sich weiter die Notwendigkeit auch einer persönlichen Annäherung; wollte er vorwärts auf diesem Wege, so mußte Fühlung mit den Männern gesucht werden, die nun bis zu einem gewissen Grade Bundesgenossen waren oder werden konnten. So finden wir in den nächsten Monaten eine ganze Reihe von Verhandlungen Bismarcks mit den Liberalen.[1])

Er begann mit seinen Eröffnungen am 22. April, indem er Max Duncker,

[1]) Ich stelle, da die Bismarck-Regesten von Horst Kohl hier nicht ausreichen, die einzelnen Personen und die Literatur in chronologischer Ordnung zusammen. 22. April: Empfang Max Dunckers (vgl. R. Haym, Das Leben Max Dunckers, S. 375/6, und Th. von Bernhardi,

den liberalen politischen Beirat des Kronprinzen, empfing. Er erklärte, die Sache nicht weiterführen zu können, er sei ja bereit, zurückzutreten und die Führung der Geschäfte einem liberalen Ministerium zu überlassen, wenn ein solches die Sache weiterzuführen vermöge. Derartige Erklärungen aus Bismarcks Munde begegnen uns in den nächsten Wochen sehr häufig;[1]) es ist mir aber zweifelhaft, ob sie ernst zu nehmen sind. Er schreckte damit die Konservativen und selbst den König, um schwankende und abtrünnige Gemüter wieder an sich zu ketten, und er lockte zugleich die Liberalen, deren Stimmungen im Moment des Losbruchs und mehr noch nach dem Kriege er sich geneigt machen wollte. Freilich war es möglich, daß er selbst bei dem König das mit höchster Leidenschaft betriebene Kriegsspiel verlor und seinen Platz räumen mußte, in einem solchen Falle mochte er ein liberales Ministerium für die einzig denkbare Fortsetzung halten. Aber solange er fest im Sattel saß, dachte er nicht ernstlich an solche Möglichkeiten. Wie hätte er im Moment des höchsten Einsatzes den Gegnern Platz machen sollen! Selbst daß er den einen oder andern der liberalen Führer in das Ministerium aufnahm, war ein Experiment, das er in Berechnung ziehen mochte, im Notfalle

---

Tagebücher 6, S. 288/90). 25. April — 2. Mai: Verhandlungen mit Freiherrn von Roggenbach (Bernhardi, Tagebücher 6, S. 294 ff). 27. April: Empfang Th. von Bernhardis (Tagebücher 6, S. 293/7). 28. April: Sendung Th. von Bernhardis zu Bennigsen nach Hannover (s. u.). Anfang Mai: Empfang von Fr. Oetker (Pfaff, Oetker S. 141), der Deputierten der rheinischen Handelskammern unter Führung von Oppenheim aus Köln (Keudell, S. 264, Tageszeitungen). 14. Mai: Empfang Bennigsens (s. u.). Ende Mai oder Anfang Juni: Empfang Miquels (Poschinger, Bismarck und die Parlamentarier 2, S. 28/9, Aussage Miquels, s. u.); an demselben Tage Empfang Twestens (Poschinger 2, S. 30/2). 3. Juni: Twestens Thronredeentwurf (das. 1, S. 334). 7., 11. Juni: Briefwechsel mit Treitschke (Schiemann, S. 247). 14. Juni: Sendung H. Dunckers zu Bennigsen (s. u.). 20. Juni: Unterredung mit H. V. von Unruh (Poschinger 1, S. 325/35).

[1]) So verzeichnet zum Beispiel Ludwig von Gerlach (Tagebücher 2, S. 288) zum 15. Mai eine Erzählung des Finanzministers von Bodelschwingh: „Man habe in den Konseils in diesen Tagen auf der Spitze des gegenseitigen Abschiednehmens gestanden. Bismarck habe mitgeteilt, daß er mit Liberalen über Bildung eines Ministeriums konferiert, aber von ihnen die Antwort bekommen habe, er sei jetzt als auswärtiger Minister unentbehrlich, aber mit ihm sei ein liberales Ministerium unmöglich." — Bismarck äußerte der rheinischen Deputation unter Oppenheim gegenüber, er wolle seine Person zum Opfer bringen und habe den König gebeten, den Fürsten von Hohenzollern zum Ministerpräsidenten zu ernennen, wolle selbst eventuell als Unterstaatssekretär im auswärtigen Ministerium dienen, aber der König habe nicht gewollt (Keudell, S. 264), ebenso sagte er zu Duncker, wie dieser Bennigsen mitteilte, er habe dem König vorgeschlagen, ein liberales Ministerium zu berufen. (Bernhardi 6, S. 318). Auch über diese Reden gerieten die Konservativen außer sich; am 18. Mai hatte Ludwig von Gerlach seine (letzte) Unterredung mit Bismarck, über die er berichtet: „Ich hatte auch die Buhlereien mit der Linken berührt; er erwiderte, er könne sich Umstände denken, unter denen er liberale Minister empföhle" (Tagebücher 2, S. 292). Die Tendenz dieser Ausstreuungen Bismarcks wird deutlich aus seinen Bemerkungen zu Benedetti am 19. Mai: „Nous pouvons au besoin appeler au pouvoir le parti libéral, proclamer la Constitution Allemande de 1849 et entrainer le sentiment national de Hambourg à Munich." (Ma mission en Prusse.)

wagen, aber lieber vermeiden wollte. Er setzte sodann Duncker auseinander, man müsse versuchen, die Bevölkerung Deutschlands für die Bundesreform und das deutsche Parlament in Bewegung zu setzen; im Süden und in Kurhessen werde das von selbst gehen, wie aber stehe es in Hannover? Es sei wünschenswert, wenn man Herrn von Bennigsen gewinnen und bestimmen könne, sich der Dinge anzunehmen und sie in Hannover in Gang zu bringen. Darauf kam es ihm an, den Führer des Nationalvereins und den Verein selbst für seinen Bundesreformplan zu erobern, zumal in Hannover, wo Bennigsens Einfluß für die Liberalen entscheidend war, und so die öffentliche Meinung, die innerhalb und außerhalb Preußens so einmütig gegen den Krieg und die Bismarcksche Bundesreform sich erhoben hatte, umzustimmen. Duncker lehnte aber die direkte Frage Bismarcks, ob er sich zu diesem Zwecke mit Bennigsen in Verbindung setzen wolle, mit Rücksicht auf seine amtliche Stellung beim Kronprinzen ab und schlug am andern Tage seinem altliberalen Parteigenossen Theodor von Bernhardi vor, er möge sich zu der Reise nach Hannover und zur Unterredung mit Bennigsen erbieten. Nachdem Bernhardi sich dazu bereit erklärt hatte, wurde er von Bismarck am 27. April, vor seiner Abreise, empfangen. Der Ministerpräsident sprach zu ihm in demselben Stile wie zu Duncker. Die Möglichkeit eines liberalen Ministeriums wurde wiederum vorgeführt. Das Vertrauen der Liberalen sollte gewonnen werden. Seitdem er politisch mündig sei, warf Bismarck hin, sei die Reform des Bundes und das deutsche Parlament sein Programm: das solle Bernhardi auch Bennigsen sagen.

Mit diesen Instruktionen reiste Bernhardi am andern Tage nach Hannover. Das anderthalbstündige Gespräch mit Bennigsen, das Bernhardi in seinen Tagebüchern ausführlich aufgezeichnet hat, verlief im wesentlichen resultatlos. Wenn man den oben abgedruckten Brief Bennigsens an Böhmert liest, wird man nicht überrascht sein, daß er sich nicht so leicht gewinnen ließ. Er blieb vielmehr bestimmt auf der Linie, die er einmal eingenommen hatte: man werde sich zu der neuen Wendung Bismarcks, zu der Bundesreform, zunächst abwartend verhalten, weder opponieren noch Bismarcks deutsche Politik unterstützen. Wenn dieser auf die Unterstützung durch die liberalen Parteien außerhalb Preußen rechne, so müsse er zuvor zweierlei tun: er müsse seine bestimmten Pläne für die Bundesreform bekanntmachen, damit man sehe, was er eigentlich wolle; und er müsse zugleich im Innern, in seinem Konflikt mit dem preußischen Abgeordnetenhaus, in etwas einlenken. Wenn Bismarck Vertrauen verlangte, so schallte es zurück: zeige zuvor, daß du dieses Vertrauens würdig bist. Bernhardi bestand um so mehr darauf, daß Bismarck jetzt unterstützt und gehalten werden müsse. Er ließ dabei fallen, daß auch Roggenbach, der in diesen selben Tagen mit Bismarck in Berlin verhandelte, dieser Meinung sei, worauf Bennigsen betonte, daß es von großem Gewinn sein würde, wenn man Roggenbach in preußische Dienste ziehe: damit würde Preußen einen großen Anhang in ganz Deutschland gewinnen, d. h. auf deutsch, dann würden die Liberalen Vertrauen zu der neuen Politik Bismarcks fassen können.

Inzwischen war nämlich der Freiherr von Roggenbach bereits in Berlin eingetroffen, und als am 27. April Bernhardi von Bismarck empfangen wurde, begegnete er ihm im Vorzimmer.[1] Die Verhandlung mit Roggenbach stellt jedenfalls die ernsthafteste Annäherung Bismarcks an die Liberalen dar. Nach der Mitteilung Max Dunckers forderte er ihn geradezu auf, in preußische Dienste zu treten.[2] Roggenbach lehnte freilich ab, weil er besorgte, durch einen solchen Schritt seinen Einfluß bei der liberalen Partei außerhalb Preußens wenigstens teilweise zu verlieren, und weil er in seiner unabhängigen Stellung für Preußen „ein viel nützlicherer Verbündeter" sei. Bei seiner Abreise dementierte er sogar in der „National-Zeitung" die Gerüchte von seinem Eintritt ins Ministerium in scharfer Weise, aber tatsächlich wirkte er von nun an, wo er konnte, bei der Königin, bei dem Kronprinzen, für die Unterstützung des Ministeriums Bismarck und seiner Politik.[3]

Bismarck war natürlich wenig befriedigt, als ihm Bernhardi nach seiner Rückkehr von der Unterredung berichtete. Wenn Bennigsen die Unmöglichkeit des Krieges auch mit der öffentlichen Meinung begründet hatte, meinte er nunmehr wegwerfend, man schieße nicht mit öffentlicher Meinung, sondern mit Pulver und Blei. Aber im Grunde blieb es ihm doch von Wert, die öffentliche Meinung umzuwälzen, denn sie war in diesem Augenblick, zumal für die Entschließungen der mittleren und kleineren Staaten, immerhin ein Faktor von einem gewissen Gewicht. Er ging deshalb darauf ein, noch einen zweiten Versuch zu machen. Bernhardi setzte ihm auseinander, es könne von Nutzen sein, wenn er Herrn von Roggenbach veranlassen wollte, an Bennigsen zu schreiben, daß die preußischen Reformvorschläge und auch die preußische auswärtige Politik von der liberalen Partei unterstützt werden müßten: das würde Eindruck machen. Bismarck versprach, Herrn von Roggenbach dazu zu veranlassen.

In diesem Zusammenhang werden die beiden nachfolgenden Briefe A. L. von Rochaus und des Freiherrn von Roggenbach an Bennigsen verständlich.

A. L. von Rochau an Bennigsen.

Karlsruhe, 8. Mai, abends 10 Uhr (1866).

Verehrtester Freund!

Ich schreibe Ihnen unter dem Siegel des Beichtgeheimnisses.

Ich komme von einer ausführlichen Unterredung mit R(oggenbach). Die Dinge in Berlin stehen so schlecht wie möglich. Der Krieg ist gewiß. Die politischen Bedingungen des Erfolges begreift B(ismarck) halb und halb. R(oggenbach) hat ihm Lichter aufgesteckt, die offenbar Wirkung getan. Aber

---

[1]) Bernhardi 6, S. 294.

[2]) Ebenda 6, S. 303.

[3]) Ebenda 6, S. 303, 306, 307, 313.

R(oggenbach) hat den unverzeihlichen Fehler gemacht (er selbst scheint ihn hinterdrein einzusehen), vor vollendeter Arbeit abzubrechen. Der Anlaß seines Briefes an die „National-Zeitung“ bestimmte ihn zugleich, alle weiteren Unterhandlungen mit B(ismarck) abzubrechen. Der Brief, den ihm B(ismarck) auch schrieb, um ihn von diesem Entschluß zurückzubringen, ist ein unverkennbarer Schrei der durstenden Seele. Leider blieb er ohne Erfolg; R(oggenbach) reiste ab.

Jetzt gilt es den Fehler gutzumachen. Sie können es. Reisen Sie ohne allen Aufschub nach Berlin und gehen Sie zu B(ismarck). Der Schritt ist ungewöhnlich und wird Sie viel kosten, ebenso wie mich der Rat dazu. Aber die Lage rechtfertigt alles und verpflichtet zu allem.

Sollten Sie sich wider Verhoffen nicht sofort entschließen, so finden Sie mich Sonnabend frühzeitig in Berlin.

*

Freiherr von Roggenbach an Bennigsen.

Karlsruhe, 11. Mai 1866.

Hochverehrter Herr!

Die Ereignisse haben dahin geführt, daß heute die Frage vorliegt, welcher von den beiden deutschen Großstaaten künftig die deutschen Geschicke bedingen und beherrschen soll — auf welcher Seite die Wünsche des deutschen Volkes stehen müssen, scheint mir nicht zweifelhaft —, ganz gleichgültig, ob das in Preußen derzeit bestehende System uns das richtige scheint oder nicht, steht fest, daß das geschlagene Preußen außerstande wäre, künftig die Mission zu erfüllen, die wir von ihm erwarten. Es muß also verhindert werden, daß es geschlagen wird, und dies geschieht dadurch, daß es in den wichtigsten Positionen seiner Stellung möglichst unterstützt wird.

Eine der wesentlichsten ist unstreitig der Zug auf Bundesreform, wie heute das Spiel steht, und ich würde es sehr bedauern, wenn die Abneigung gegen das gegenwärtige Regiment dahin führen könnte, daß das deutsche Volk sich lieber zum Verzicht auf eine solche Reform entscheiden würde als zu einer, wobei Bismarck mitwirkt. Wie wenig günstig im Augenblick die Aussichten scheinen, dieselbe durch Verständnis mit den Regierungen zu fördern, so darf das deutsche Volk deshalb sich nicht im Stiche lassen und sich dem Vorwurf aussetzen, es habe nicht jederzeit mit aller Kraft diesem Ziele zugestrebt — dies wäre um so übler, als gerade das gegenwärtige Regiment in Preußen unter einem Hochdruck arbeitet, der es zu Entschlüssen greifen läßt, vor denen manches andre Regiment zurückschrecken würde. —

Bismarck ist der Mann, in dem Maße für die Entwicklung der deutschen Verhältnisse nützlich sein zu können, als er entschlossener ist als seine Vorgänger und als unstreitig ihm allein zu danken ist, daß der schwachmütig gewordene Staat Preußen sich zu tatkräftigem Wollen aufraffte.

Meine Meinung ist also, daß mit aller Macht auf Zustandekommen des Parlaments gewirkt werden muß.

Mit bekannter Verehrung

Ihr ergebenster Roggenbach.

Die Prozesse der Comédie Française

Von

Georges Claretie (Paris)

Das erstemal, daß ich Waldeck-Rousseau, den bewunderungswürdigen Meister des Wortes, hörte, war an dem Tage, da er in der Ersten Kammer des Pariser Tribunals den Prozeß der Comédie Française gegen Coquelin führte. Der Sozietär der Comédie hatte den Vertrag, der ihn band, gebrochen; müde der Triumphe, die er täglich im Repertoir davontrug, hatte er sich von den Satzungen der Comédie Française freimachen und anderswohin, an ein andres Theater gehen wollen, um neue Rollen zu kreieren und dem Theater, das ihn berühmt gemacht hatte, Konkurrenz zu machen. Constant Coquelin war damals — wie er es noch heute ist — auf der Höhe seines Talentes; der Verlust eines Künstlers von solcher Bedeutung war, wenn nicht unersetzlich, so doch mindestens schmerzlich für die Comédie, und sie sah sich gezwungen, den Flüchtling zu verklagen, ihn an sein gegebenes Wort und an die Bestimmungen, die ihn an sie banden, zu erinnern.

Es war nicht das erstemal — und sollte auch nicht das letztemal sein —, daß ein Mitglied der Comédie Française in dieser Weise das Theater verließ, um zu einer andern Bühne zu gehen und seinen Genossen Konkurrenz zu machen. Aber der so sehr bekannte und beim Publikum so sehr beliebte Name Coquelins verlieh diesem Prozeß ein erhöhtes Interesse. Das Publikum hat ohnehin eine Leidenschaft für alles, was mit dem Theater zusammenhängt, der Schauspieler ist heutigestags eine Persönlichkeit im Staate, jedes seiner Worte, jede seiner Bewegungen wird bekannt, wird kommentiert, die Zeitungen stürzen sich darauf, und ein Herrscher auf Reisen wird weniger porträtiert, weniger zum Gegenstand von Artikeln und Interviews gemacht als ein Schauspieler auf einer Gastreise.

So war denn auch der jetzt schon weit zurückliegende Prozeß der Comédie Française gegen Coquelin ein Pariser Ereignis. Der Saal, in dem die Verhandlung stattfand, war gedrängt voll. Es war wirklich eine „schöne Premiere“, und tatsächlich war auch das „Tout-Paris“ der Premieren anwesend: Journalisten, Literaten, Schauspieler und Schauspielerinnen. Die Comédie Française war

vollzählig da. Ich sehe es noch, wie einige der bekanntesten Mitglieder, die in Eile zu Mittag gegessen hatten, Sandwiches aus den Taschen zogen, um ihre Mahlzeit während der Verhandlung zu beendigen. Da und dort unterbrachen Advokatenroben mit ihrem ernsten Schwarz die hellen Farben der Frauenkleider und schienen daran zu erinnern, daß man nicht im Schauspiel, sondern wirklich vor einem Gerichtshof war. Mit lebhaftem Interesse wartete alles auf die Reden der Advokaten. Wie unterhaltend mußte das sein, ein Prozeß, in dem vom Theater die Rede sein würde! Kulissengeschwätz, Klatschereien hinter der Rampe, Rivalitäten hinter dem Vorhang, das alles sollte vor den Kameraden, die hierher gekommen waren, um über sich sprechen zu hören, entschleiert, bloßgelegt werden. Es hieß sogar, daß Coquelin um das Wort gebeten habe, um seine Sache selbst zu verteidigen. Man denke nur: Coquelin sollte in einer neuen Rolle auftreten, die „Plaideurs“ in Wirklichkeit spielen! Das versprach einmal unterhaltend zu werden! Die Advokaten würden ohne Zweifel ironische und spöttische, oft beißende Schilderungen von mehreren bekannten Künstlern entwerfen. Das Publikum war fast fieberig vor Erwartung, man schwatzte halblaut, während man die verdorbene Luft im Gerichtssaal mit einer fächerartig zusammengelegten Zeitung in Bewegung setzte. Eleganz, Liebenswürdigkeit, ein bißchen Frivolität und sehr viel Ungeduld erfüllte den Saal.

Die Verhandlung nahm ihren Anfang; die Richter traten ein. Der Advokat der Comédie Française, Le Bâtonnier Du Buit, erhob sich in seinem schwarzen Amtskleide und begann seine Rede. Mit seiner hohen Gestalt, dem glattrasierten Gesicht und seinem energischen Ausdruck glich er einem jener römischen Prokonsuln, deren marmorne Bildnisse uns noch aus dem Altertum erhalten geblieben sind. Mit tiefer, klarer Stimme entwickelte Du Buit die Klage der Comédie Française. In das Schweigen der Zuhörerschaft fielen von seinen Lippen ernste, schwerwiegende Worte von Gesetzesartikeln, Kontrakten, Dekreten, Gesellschaftsverträgen. Ein Gesetzesparagraph folgte auf den andern: Dekret vom Germinal des Jahres XII, Dekrete von 1812, von 1850 und von 1859, die Du Buit mit volltönender Stimme besprach und kommentierte. Er ging gerade aufs Ziel los: Herr Coquelin habe eine Verpflichtung auf sich genommen und sie nicht gehalten. Die Comédie habe das Recht, ihn an sein gegebenes Wort zu mahnen und Schadenersatz von ihm zu verlangen. Für die größtenteils aus Damen bestehende Versammlung klangen die juristischen Ausdrücke kalt, klar und einfach und schienen unwiderlegbar. Die Zuhörer sahen sich etwas enttäuscht an. Das war also ein Theaterprozeß? Man verhandelte über Gesetzesparagraphen, stritt sich um Rechtsfragen, ganz wie bei einem andern Prozeß! Und Theater, Schauspieler, Kulissen, Klatsch, von alldem sollte nicht gesprochen werden? Der Prozeß Coquelins, des Mitglieds der Comédie Française, spielte sich also wie jede andre Verhandlung ab? Das Publikum, das wie zu einem Schauspiel hergekommen war, schien ein wenig überrascht zu sein, daß in einem Gerichtssaal vom Gesetz gesprochen wurde. Offenbar erwartete es etwas andres. Die Federhüte der Damen fingen an, sich vor Enttäuschung oder Ungeduld auf den Köpfen

hin und her zu bewegen, während schwarze Advokatengewänder in immer größerer Zahl sichtbar wurden. Die Rede des ausgezeichneten Advokaten war übrigens meisterhaft: einfach, bestimmt, klar, und je mehr Du Buit den Prozeß im Gegensatz zur Erwartung des Publikums auf seine eigentlichen Verhältnisse beschränkte, desto mehr trat das gute Recht der Comédie Française zutage. Einer ihrer Diener, einer ihrer Mitarbeiter hatte gegen sie gerichtete Verbindlichkeiten eingegangen. Er hatte seine Verpflichtungen nicht eingehalten, seinem Theater und seinen Kollegen Konkurrenz machen wollen. Er mußte zu Schadenersatz verurteilt werden. Das Gesetz, das die Comédie regiert, ist deutlich in seinem Wortlaut.

Nach Du Buits Rede erhob sich Waldeck-Rousseau. Er ließ sich ebenfalls auf keine Abschweifungen ein, die unterhaltend hätten sein können, aber nutzlos gewesen wären. Er sprach nicht für das Publikum, er sprach, was mehr wert war, für seinen Klienten. Man muß Waldeck-Rousseau gehört haben, um die Wirkung zu begreifen, die er durch sein Talent, seine scharfe klare Stimme, seine bestimmte, gedrängte Beweisführung, die jeder Schwierigkeit zu spotten, mit den kompliziertesten Ziffern zu jonglieren schien, jene eigenartige Beredsamkeit, bei der kein Wort unnütz ist, bei der jeder Satz sich geradeswegs wie eine Kugel auf das Ziel zu bewegt, zu erzielen wußte. Seine Reden sind bisweilen kalt genannt worden. Aber wenn ein solches Urteil überhaupt berechtigt war, so war diese Kälte zweifellos die jener antiken, in ihren Draperien unbeweglichen Statuen, die ewig sind, weil sie aus Marmor sind, aus jenem Marmor, der noch nach so vielen Jahrhunderten seinen Glanz behalten hat. Diese Beredsamkeit Waldeck-Rousseaus, die der große Advokat mit gleichem Erfolge vor den Schranken des Gerichts wie auf der Tribüne der Kammer entfaltete, war in der Tat sehr eigenartig. Eigenartig und unbeschreiblich, auf jeden Fall unnachahmlich. Sie war zugleich modern und sehr antik. Sehr modern, in dem Sinne, daß Waldeck-Rousseau, wie die meisten Advokaten heutigestags, nicht Redekunst im eigentlichen Sinne zu entfalten, sondern vor allem seinen Prozeß zu gewinnen strebte. Die Beredsamkeit war für ihn der Ausdruck seiner Gedanken. Er ging, ich wiederhole es, gerade auf sein Ziel los, ohne sich auf Umwege einzulassen; sich möglichst kurz fassend, aber auch sehr künstlerisch empfindend, verschmähte er es nicht, sich auf dem Wege zu bücken, um am Rand des Weges hier und da ein Blümchen zu pflücken, ohne sich indessen bei diesen künstlerischen und dichterischen Unterbrechungen aufzuhalten, ohne in den Büschen umherzuirren oder sich an dem Duft der Blumen zu berauschen, denn der Weg ist lang und die Zeit ist kostbar. Wie die „debaters" die Sprache der Rednertribüne vereinfacht haben, so hat er die des Gerichtssaals modernisiert. Er hat in die juristischen Diskussionen die wissenschaftliche Präzision, die Autorität des chirurgischen Seziermessers hineingebracht. Kälte ganz gewiß nicht — es ist im Gegenteil Kunst, und zwar sehr große Kunst. Es gibt Maler, die Monate, Jahre zu einem Porträt brauchen. Andre erreichen mit wenigen Bleistift- oder Pinselstrichen sofort die vollständigste Aehnlichkeit. Zu diesen gehörte Waldeck-Rousseau.

Selbst ein begabter Maler, bekundete er in allen seinen Reden die Sicherheit seines Pinsels. In seinen Reden finden sich von ihm skizzierte Porträte, die den Eindruck machen, als wären sie in Kupfer gestochen. Dieser Moderne besaß alle Eigenschaften der Alten, der großen griechischen Redner Demosthenes oder Isäus, deren Werke unsterblich sind. Es gibt feurige, gewaltige, hinreißende Redner, deren Beredsamkeit sich dahin wälzt wie ein Strom und alles überschwemmt wie flüssige Lava. Ein „Gave" in den Pyrenäen, der Felsblöcke zu Tal rollt, gewährt ein wundervolles Schauspiel, aber ich meine doch, daß mir gewisse kleine klare Bäche lieber sind, die zwischen blumenbesäten Ufern durch grüne Auen und unter Bäumen dahinfließen. Die Beredsamkeit Waldeck-Rousseaus glich den klaren Gewässern der Flüsse Frankreichs, die durchsichtig und rein sind wie Kristall, jenen Flüssen, zu denen er selbst nach den Anstrengungen seiner Advokatentätigkeit oder den heftigen Kämpfen im Parlament kam, um Vergessenheit zu suchen, indem er seine Angel nach den gefräßigen Forellen auswarf.

Ich sehe ihn noch in den Couloirs des Palais auf und ab gehen, mit seinem knochigen, von einem dünnen Schnurrbart durchquerten Gesicht, stets barhäuptig, mit verächtlichem und kaltem Ausdruck, immer und ewig eine Zigarette zwischen den schmalen Lippen haltend. Aber dieser scheinbar so ruhige Mann war im Grunde eine leicht erregbare, weiche Natur. Wie oft kehrte er nach langen Sitzungen in einem wichtigen Prozesse, den er meisterhaft geführt hatte, nach Hause zurück, besorgt, unruhig, an sich selbst zweifelnd, und setzte oder vielmehr warf sich auf das Sofa seines Gemaches mit dem Ausruf: „Ich habe schlecht gesprochen." Und gerade an einem solchen Tage hatte er sich als großartiger Redner gezeigt. Aber seine Verantwortlichkeit und die bedeutungsvollen Interessen, die ihm anvertraut worden waren, machten ihm fortwährend Sorgen.

Seine Verteidigungsrede für Coquelin ist berühmt geblieben. Sie ist ein Muster von Beredsamkeit und Wissen.

Der Prozeß der Comédie schien mir gewonnen, als Maître Du Buit seine Rede beendigt hatte. Was ließ sich auch noch darauf erwidern?

Waldeck-Rousseau sprach. Seine Stimme klang anfangs auf die klare Aussprache Maître Du Buits dumpf und undeutlich, wie verschleiert. Wie traumverloren blickte er vor sich hin, seine rechte Hand, die offen auf seinen Akten lag, war von einem leichten nervösen Zittern bewegt, was die Erregung bekundete, in der er immer zu Beginn einer Rede war. Dann wurde nach und nach seine Stimme fester. Sie wurde klar, schneidend, die Darlegungen wurden präziser, und der Advokat war jetzt mitten in seinem Gegenstand. Er sprach ebenfalls nicht für das Publikum; die Persönlichkeit Coquelins schien ganz vergessen, ganz in die Ferne gerückt. Vorher war von Gesetzesparagraphen gesprochen worden: Waldeck-Rousseau antwortete mit andern Gesetzesparaphen. Er sprach gegen die Comédie Française. Was ist denn aber die Comédie? fragte er. Eine Privatgesellschaft? Ein Stück des Staates? Welcher Gerichtshof war da eigentlich zuständig? Auf welche Vorschriften berief sie sich? Auf einen Artikel des berühmten, vom Jahre 1812 datierten Moskauer Dekrets? War dieses

Dekret, das in einem weiteren Artikel der Regierung die Ermächtigung erteilte, einen widerspenstigen Schauspieler einzusperren, noch anwendbar? Konnte man daraufhin heutigestags noch Coquelin in Arrest führen?

Mit der kalten Autorität eines schneidenden Messers erörterte, kritisierte, bekämpfte Waldeck-Rousseau alle diese beinahe ein Jahrhundert alten Verfügungen. Er plädierte für die Inkompetenz des Zivilgerichts und forderte die Ueberweisung der Angelegenheit an den Verwaltungsgerichtshof. Der Prozeß erhob sich weit über den Beklagten Coquelin hinaus, er rief juristische Fragen wach, Hauptfragen administrativer und gerichtlicher Art; man war mit einem Male in die unwegsamsten Regionen unsers öffentlichen Rechts versetzt. Das Publikum horchte immer erstaunter zu. Es schien nicht zu begreifen, daß der Prozeß eine solche Bedeutung bekam. Es war hergekommen, wie man zu einer „Revue“ am Jahresschluß kommt, um den „Theaterakt“ zu sehen, in dem die Nachahmungen der beliebtesten Schauspieler defilieren. Diese unterhaltende, leichtlebige, heitere Theaterwelt konnte also wirklich so viele juristische Probleme entfesseln? Der Schauspieler konnte also der Gegenstand der schwierigsten Rechtsfragen werden? Einige unter den Zuhörern befindliche Sozietäre der Comédie machten nachdenkliche und tiefernste Gesichter, als wären sie plötzlich von ihrer Wichtigkeit durchdrungen. Sie waren also wirklich Leute, derentwegen mit so leidenschaftlichem Eifer über Gesetzesbestimmungen gestritten werden konnte! Ein Schauspieler war für einen Tag der Mittelpunkt geworden, um den die sechs Bücher des französischen Gesetzes herumwirbelten.

*

Die Comédie Française ist in der Tat kein Theater wie ein andres. Der Sozietär der Comédie ist ein Schauspieler von einer ganz besonderen Art. Einerseits hängt er vom Staate ab, anderseits ist er Mitglied einer kaufmännischen Gesellschaft, der Société des Comédiens français, an deren Gewinn er am Ende des Jahres teilnimmt. An einem gewöhnlichen Theater ist der Schauspieler ein Angestellter. Sein Direktor engagiert ihn mit so und so viel Gehaltsbezügen. Für den Fall, daß der Schauspieler oder der Direktor den Vertrag bricht, ist im Kontrakt ein Abstandsgeld ausgemacht, und damit fertig. Beim Théâtre Français nichts dergleichen; der Sozietär ist seinen Kameraden gegenüber Teilhaber, dem Staate gegenüber Beamter. Die Comédie Française wird nach bestimmten Verordnungen und Gesetzen geleitet. Ich habe hier schon in einem früheren Artikel von diesen Vorschriften gesprochen und dabei dargetan, daß sie, so einfach sie im Grunde scheinen, in den Einzelheiten tatsächlich ziemlich kompliziert sind. Die Comédie hat seit Molière viele Veränderungen und Wechselfälle erfahren. Sie hat Perioden höchster Blüte, aber auch kritische Augenblicke durchlebt. Doch was ihr ermöglicht hat, stets eine ruhmvolle Bühne, gleichsam ein Tempel der Kunst zu bleiben, das sind ihre alten Statuten, jene Organisation, die auf Molière selbst zurückgeht und die Napoleon hat kodifizieren lassen. Diese sind heute noch ihre Stärke. Weil diese Verfügungen für

sie maßgebend sind, ist sie kein Theater wie die andern, und weil sie den andern nicht gleich ist, ist sie ihnen überlegen.

Es war also für die Comédie ein gewaltiger Angriff, den Waldeck-Rousseau auf sie machte, indem er zu beweisen suchte, daß das Moskauer Dekret, die Verfassungsurkunde der Comédie, nicht angewendet werden dürfe, weil es außer Gebrauch gekommen sei. Es war das erstemal, daß die Statuten der Comédie so schroff und mit solcher Heftigkeit angegriffen wurden. Wenn Coquelin seinen Prozeß gewonnen hätte, so wäre es vorbei gewesen mit der Comédie Française. Doch er verlor ihn. Alle juristischen Fragen, die in bezug auf die Auslegung der Statuten der Comédie auftauchen konnten, wurden an jenem Tage von den beiden hervorragenden Advokaten aufgeworfen, und wenn heute ein dem Fall Coquelin ähnlicher Prozeß sich entspinnt, so wird nach dem „arrêt Coquelin“, wie man im Palais sagt, entschieden. Ganze Bände, juristische Thesen sind aus diesem für die Juristen so merkwürdigen, für das Publikum so trockenen, für die Comédie Française so vitalen Prozeß hervorgegangen.

Ich kann nicht daran denken, auf diesen wenigen Seiten vom juristischen Standpunkte aus alle Prozesse zu analysieren, die unser erstes subventioniertes Theater angestrengt oder durchzufechten gehabt hat. Das wäre eine rechtswissenschaftliche Arbeit. Aber ist die Geschichte des Theaters und besonders die der Comédie Française nicht in gewissem Grade die Geschichte Frankreichs, die sozusagen durch das weite Ende eines Fernglases gesehene Geschichte, die uns doch über das Leben, über die Sitten einer Epoche wertvolle Aufklärungen gibt? Könnte man zum Beispiel in erschöpfender Weise eine Geschichte unsrer Theater seit Ludwig XIV. schreiben, so würden wir ein merkwürdiges und genaues Bild vom Leben der vornehmen Herren des Hofes und des Pariser Bürgertums erhalten. Das Theater und die Presse sind vielleicht am engsten mit der Politik verknüpft. Die Geschichte der Presse und des Theaters wäre die ganze innere Geschichte Frankreichs. Wenn man kämpfen muß, so zeigt man sich wirklich so, wie man ist, mit seinem Mut und mit seinen Schwächen. Ein Prozeß ist auch ein Kampf, und vor den Gerichtsschranken enthüllen sich die guten Eigenschaften und die Fehler der Kämpfenden. Die Comédie Française hat, ich wiederhole es, einige Male heftige Angriffe auszuhalten gehabt, aber sie ist siegreich daraus hervorgegangen. Wie die wirklich starken Menschen, hat sie immer nur für ihre Unabhängigkeit und ihren Ruhm gekämpft. Sie hat es immer mit Würde, ohne jede Heftigkeit getan, und trotz aller Angriffe, Verleumdungen, ehrgeizigen und begehrlichen Bestrebungen, denen sie ausgesetzt gewesen ist, hat sie sich lebenskräftig erwiesen und zum größten Ruhme der französischen Kunst über ihre Feinde triumphiert.

*

Ich werde niemand etwas Neues sagen, wenn ich behaupte, daß es nicht immer leicht ist, Schauspieler zu leiten. Schon Molière hat es gesagt, und sein Wort in dem „Impromptu de Versailles“ ist ja berühmt: „Ah, les étranges animaux à conduire que les comédiens!“ Er hatte sogar einige Zeit die

Idee gehabt, ein Stück über die Schauspieler zu schreiben; eine der Personen des „Impromptu“, Fräulein Béjart, erwähnt in der Tat eine „Comédie des Comédiens“, von der Molière oft sprach. Er schrieb nur einen Akt dieses Stückes, das „Impromptu de Versailles“, in dem er sich selbst auf die Bühne bringt, wie er seiner Truppe Ratschläge erteilt. Daß er die Idee gefaßt hatte, diese „Comédie des Comédiens“ zu schreiben, beruhte jedenfalls auf den vielen Mißhelligkeiten, die er mit seinen Künstlern gehabt zu haben scheint, und sein Ausspruch im „Impromptu de Versailles“ ist die verzweifelte Klage eines Direktors, der, selbst Schauspieler, die Fehler seiner Untergebenen kannte. Wieviel Aufregungen, wieviel trübe Stimmungen muß er gehabt haben, während er die französischen Provinzen mit seiner kleinen Truppe durchzog und abwechselnd Schauspieler, Direktor und Autor war! Ueber die Beziehungen Molières zu seiner Truppe ist im allgemeinen wenig bekannt, die meisten wissen nur, daß der große Lustspieldichter ein hervorragender Direktor und ein Schauspieler ersten Ranges war. Die Ratschläge, die er den Künstlern in diesem „Impromptu“ gibt, verdienen heute noch beherzigt zu werden wie die, welche Hamlet den Schauspielern von Helsingör gibt. Molière kämpft gegen die damals so häufige Emphase des Vortrags. Selbst ein ausgezeichneter Schauspieler, war er allem Mittelmäßigen gegenüber streng. Eine bekannte Anekdote erzählt von ihm, daß er, als er einmal in den Kulissen einem Schauspieler zuhörte, der die Rolle des Tartüffe erbärmlich spielte, zu Champmeslé gewendet zornig rief: „Ah, der Hund! Ah, der schändliche Kerl!“

Alle diese Schauspieler, alle diese täglichen Mitarbeiter, deren Fehler er sah, erkannte und tadelte, die er in seiner „Comédie des Comédiens“ vielleicht verspotten wollte — er liebte sie dennoch innig. Er machte sie zu seinen Kollegen, seinen Gesellschaftern, als er diesen wunderbaren Organismus der Comédie Française, der heute noch existiert, schuf.

Die Geschichte ist ein stetes Wiederbeginnen. Und wenn in den vergangenen Jahrhunderten ein Biograph von Tag zu Tag die Geschichte der täglichen Vorkommnisse bei der Comédie Française geschrieben hätte — sie würden, glaube ich, sich nicht sehr von denen unterscheiden, die in unsern Tagen die Zeitungen füllen.

Alle kritischen Bemerkungen, die heutigestags gegen die Comédie gerichtet werden, sind mehrere Jahrhunderte alt. Manche Streitpunkte haben früher viel von sich reden gemacht. Wer von denen, die heutigestags die Comédie tadeln und kritisieren, erinnert sich jetzt noch daran? So wird zum Beispiel den Gesellschaftern vorgeworfen, daß sie zu oft in die Provinz gehen, um dort zu spielen. Das war, heißt es, früher nicht so. Nicht so? Man braucht nur die alten „Revuen“ vom Schluß des Jahres aufzuschlagen und man wird Couplets finden, welche die Rachel tadeln, daß sie zu häufig Gastspielreisen macht und überall ist, nur nicht in Paris. Es ist immer so gewesen.

Als Adrienne Lecouvreur starb, ließ die Comédie Française zum Zeichen der Trauer die Vorstellung ausfallen. Sofort benutzte die Duclos diesen freien Abend, um in Versailles im „Polyeucte“ aufzutreten. Der Tod Adrienne Lecouvreurs

war übrigens für die Comédie ein ganz tragisches Ereignis, das bedeutende Dimensionen annahm. Der berühmten Schauspielerin wurde das Begräbnis auf dem Friedhof verweigert. Der Schauspielerberuf wurde noch als unrein und verächtlich betrachtet, und die Geistlichkeit wollte die Schauspielerin nicht in geweihter Erde begraben lassen. Darob großer Lärm in der Comédie. Tiefbeleidigt hielten die Schauspieler eine Generalversammlung unter dem Vorsitz Voltaires ab und protestierten gegen die schimpfliche Maßregel, deren Gegenstand sie waren. Wie, sie waren also keine Menschen wie die andern, sie standen unter der „Gesellschaft"? Da sie sich unentbehrlich im Staat wußten, da sie ihre Macht kannten, so nahmen sie sich vor, zu streiken. Hatten sie nicht die Unterstützung des Herrn von Voltaire, der gewiß imstande sein würde, sie in der öffentlichen Meinung zu rehabilitieren? Es war beschlossene Sache; sie verschworen sich förmlich, nicht zu spielen, und das Publikum sollte es büßen. Sie wollten so lange streiken, bis die Pensionäre des Königs wie die andern Bürger behandelt würden. Dies war eine der ersten Auflehnungen der Schauspieler gegen die Macht. Ihr Schwur dauerte ebensolange wie die Schwüre der Liebe: am andern Tage spielte die Comédie wie bisher.

Es war übrigens schwer, der Autorität zu widerstehen. Die königlichen Schauspieler waren trotz ihrer Privilegien vor allem die Diener des Königs, und eine einfache Entschließung des Monarchen konnte sie ins Gefängnis bringen. Sie hatten sogar ein besonderes Gefängnis. In seiner Verteidigungsrede für Coquelin legte Waldeck-Rousseau mit unendlich viel Geist dar, daß die autoritären Verordnungen, nach denen die Comédie Française geleitet wird, ein Ueberbleibsel jener Vergangenheit seien, in welcher der widerspenstige Schauspieler im For l'Evêque eingesperrt wurde, Verordnungen, deren rücksichtsloser Vollzug heute aufgehört hat und durch von den Gerichten festgesetzte Entschädigungssummen ersetzt wird.

Unter dem alten Regime konnte kein Prozeß gegen die Schauspieler stattfinden, die ihre Pflichten nicht erfüllt hatten. Im achtzehnten Jahrhundert kam ein Schauspieler, der „réfractaire" oder „incivil" war, wie man damals sagte, einfach ins Gefängnis des übrigens malerischen und merkwürdigen For l'Evêque, um dort einige Zeit zu bleiben. Das Gebäude lag in der Rue Saint-Germain-l'Auxerrois. Seinen Namen hatte es davon, daß es früher die Wohnung des bischöflichen Richters gewesen war; es war das alte Haus des geistlichen Gerichtshofs — forum episcopi. Das Gefängnis der Schauspieler hatte noch im achtzehnten Jahrhundert etwas Religiöses an sich; der Erzbischof von Paris ließ tatsächlich hier gewisse allzu galante Abbés einsperren, die in sträflicher Weise den Mädchen den Hof gemacht hatten. So waren merkwürdigerweise die Schauspieler, die in geweihter Erde zu bestatten damals die Kirche sich weigerte, die Nachbarn der Geistlichen in den Gefängnissen des For l'Evêque. Uebrigens war der Aufenthalt im Gefängnis durchaus nicht zu traurig. Im Jahre 1765 wurde eines Tages die ganze Truppe der Comédie darin eingesperrt. Es war damals, sagt Bachaumont in seinen „Mémoires", große „Gärung in der Bude"

gewesen. Ein Chirurg hatte einen gewissen Dubois, einen Schauspieler der Comédie Française, behandelt und konnte sein Honorar nicht bekommen. Die Schauspieler warfen sich zu Richtern in der Angelegenheit auf und setzten ihrem zahlungsunfähigen Kollegen den Stuhl vor die Tür. Der Schauspieler erhob Einspruch und nahm seine Zuflucht zur Intrige. Seine Tochter suchte einige vornehme Herren des Hofes, u. a. den Herzog de Fronsac, auf, und die Schauspieler wurden gezwungen, Dubois wieder aufzunehmen. Großer Aerger in der Comédie. Eines schönen Tages brachen die Schauspieler die Vorstellung des „Siège de Calais" von du Belloy mitten drin ohne weiteres ab. Sie weigerten sich ganz einfach, weiterzuspielen. Der Polizeileutnant de Sartines ließ sofort Dauberval, Lekain, Molé, Brisard und Fräulein Clairon verhaften und ins For l'Evêque abführen.

Die Menge brachte ihnen eine Ovation dar und begleitete sie bis zum Gefängnis. Das stets oppositionslustige Volk von Paris lehnte sich also gegen die Obrigkeit auf. Im For l'Evêque, das, wie man sagte, zum „Theater der Rue Saint-Germain-l'Auxerrois" geworden war, häuften sich die Blumen, die Madrigale und Liebesbriefe, die Fräulein Clairon, die berühmte Tragödin, täglich erhielt. „Karossen in erstaunlicher Menge fahren dort vor," sagt Bachaumont, „die Clairon gibt dort göttliche Soupers in großer Zahl. Sie lebt auf großem Fuße."

Natürlich wurde schließlich alles wieder in Ordnung gebracht, und nach Ablauf von fünfundzwanzig Tagen wurden die Schauspieler der Comédie Française wieder in Freiheit gesetzt. Der Dichter du Belloy, der Verfasser des „Siège de Calais", zog sein Trauerspiel zurück, der Schauspieler Dubois wurde mit einer Pension in den Ruhestand versetzt, und die Clairon kehrte zu ihren Erfolgen und zu ihren Verehrern zurück, die ihre Zelle im For l'Evêque beständig mit Blumen ausgeschmückt hatten.

Sie waren damals recht einfach, die Prozesse der Comédie. Ein Kammerherr traf die Entscheidung und diktierte einige Tage Gefängnis — damit war alles erledigt.

*

Das Kaisertum bricht an, und Napoleon erläßt von Moskau aus das berühmte Dekret, das die Comédie Française reglementiert. Der Kaiser war ein Freund des Theaters. Zwischen zwei Schlachten klatschte er gern Versen Corneilles Beifall. Die Schauspieler, die einige Jahre vorher noch darunter gelitten hatten, daß sie von der Gesellschaft ausgeschlossen waren, waren jetzt die Intimen des Kaisers. Napoleon unterhielt sich gern mit Talma und suchte die Gesellschaft von Fräulein Georges auf. Der Sozietär der Comédie war bereits eine wichtige Persönlichkeit im Staat. Doch in demselben Maß, in dem diese Wichtigkeit zunahm, wuchsen auch die Mißhelligkeiten zwischen dem Schauspieler und der Verwaltung.

Manchmal wollen einige rebellische Sozietäre sich über die Vorschriften, an die sie gebunden sind, hinwegsetzen, den Vertrag, den sie unterzeichnet haben, zerreißen und anderwärts, an andern Theatern, das suchen, was sie ihre Freiheit

nennen. Die Comédie Française sieht sich genötigt, Prozesse anzustrengen, um ihren Rechten Respekt zu verschaffen. Wenn auch das For l'Evêque verschwunden ist, so ist doch das Gesetz geblieben. Es ist indessen schwerer, das Gesetz zur Anwendung zu bringen, als einen Schauspieler durch einen Sergeanten holen und ins Gefängnis bringen zu lassen. Das Gesetz ist oft dunkel, und es entstehen verwickelte Prozesse zwischen der Comédie und ihren Schauspielern.

Selbst unter der Regierung Napoleons, der doch die Comédie Française mit derselben eisernen Hand regierte, mit der er seine Heere leitete, gab es Streitigkeiten zwischen der Oberleitung und den Schauspielern. Schon damals wollten die Schauspieler bisweilen außerhalb dieser Comédie Française, die ihnen zu ihrem Ruhm verholfen hatte, ihr Glück suchen.

Fräulein Georges war diejenige, die das Beispiel dazu gab — das schlechte Beispiel, das seitdem so oft Nachahmung gefunden hat. Fräulein Georges Weymer, die große, unvergleichliche Tragödin, eine Künstlerin von seltener, regelmäßiger Schönheit, die den Einfluß, den sie auf Napoleon ausübte, wohl kannte, wollte ihre Rolle als unübertreffliche Königin der Tragödie auch in der Wirklichkeit spielen und weigerte sich, den Reglements der Comédie sich zu beugen. Seit dem Jahre 1804 Sozietärin, hatte sie sich nach dem Vertrag vom Germinal des Jahres XII verpflichtet, der Comédie Française zwanzig Jahre Dienst zu widmen. Der Bruch dieses Vertrages mußte ihr Ausscheiden aus der Sozietät, den Verlust ihres Gesellschaftsanteils — des Geldes, das aus dem Mitbesitzrecht der Mitglieder stammt und das in Reserve belassen wird — und den Verlust ihrer Pension zur Folge haben. Diese talentvolle Frau war ein undisziplinierter Charakter. Eines schönen Tages, im Jahre 1808, schrieb Fräulein Georges, als sie abends in „Artaxerce“ spielen sollte, an die Comédie, daß eine dringende Angelegenheit, die sie nicht näher bezeichnete, sie zwinge, Paris für einige Tage zu verlassen.

Man sah sich natürlich genötigt, sie für diesen Abend freizugeben. Fräulein Georges war ganz einfach nach Rußland gereist, wo sie sechs Jahre lang blieb. Rußland zog schon damals wie heute unsre Schauspieler an.

Der Kaiser war nachsichtig gegen sie — und zwar aus guten Gründen! Er ließ sie nach ihrer Rückkehr wieder ihren Rang als Sozietärin unter ihren Kollegen einnehmen, ganz als ob dieses Ausreißen nicht gewesen wäre. Das Kaiserreich brach zusammen, und der Charakter von Fräulein Georges änderte sich nicht. Im Jahre 1816 weigerte sie sich, aus dem Urlaub zurückzukommen, um in der Comédie zu spielen. Der Herzog von Duras, der erste Kammerherr, legte ihr eine Geldstrafe auf, und Fräulein Georges gab geärgert um ihre Entlassung ein. Der Grund dieses Austritts war sehr einfach. „Fräulein Georges,“ sagte später ihr Advokat, „beschwert sich mit Recht, daß sie bei der Comédie Française nicht so geachtet wird, wie sie sollte.“ Das sind die Gründe, welche die demissionierenden Künstler stets vorgeben werden. Die Prozesse folgen einander und gleichen sich alle. In Wirklichkeit war Fräulein Georges ganz einfach eifersüchtig auf das Talent von Fräulein Duchesnois, welche dieselben

Rollen wie sie und mit demselben Erfolg spielte. Sie hätte gerne allein in der Comédie geherrscht, und sie trat in Rollen auf, in denen sie nicht mehr mit Fräulein Duchesnois zu vergleichen war. Die Freiheit, die diese Königin der Tragödie verlangte, war ganz einfach die Alleinherrschaft. Nach dem Reglement hätte sie noch ein Jahr lang spielen müssen, ehe sie ihren Abschied nehmen konnte. Sie weigerte sich, und der Herzog von Duras, gezwungen, seine Autorität geltend zu machen, erklärte, daß sie aufhöre, Mitglied der Comédie Française zu sein.

Das bedeutete für Fräulein Georges den Verlust ihres Ruhegehalts und ihres Gesellschaftsanteils. „Ich wäre glücklich," schrieb sie, „wenn ich meine Freiheit wiedererlangen würde." Gewiß konnte sie das unter der Bedingung, in keinem Theater mehr zu spielen.

Doch nach einer Tournee in England begann sie im Odéon zu spielen und forderte dann auf gerichtlichem Wege ihren Gesellschaftsanteil von der Comédie. Die öffentliche Meinung geriet in Erregung. Fräulein Georges hatte ihre Anhänger, jeden Abend klatschte man ihr im Odéon Beifall, und sehr oft flogen kleine Papierzettel vom Parterre aus auf die Bühne, auf denen folgender Vierzeiler stand, in dem das Odéon sich an die Comédie wendet:

„Vieux temple où l'on repousse un mérite naissant,
Ton rival ne craint pas ton foudre menaçant;
Il possède sa reine, il ne veut pas la rendre,
Et comme un phénix, il renaît de sa cendre!" [1]

Der Prozeß dauerte lang und wanderte von einem Gericht zum andern, vom Zivilgericht zum Staatsrat, dann zum Kompetenzgerichtshof; die ganze Verwaltungs- und Gerichtshierarchie bekam mit ihm zu tun. Schließlich erkannte der Staatsrat Fräulein Georges ihren Gesellschaftsanteil wieder zu. „Die neuen Schauspieler," heißt es in der anläßlich dieses Prozesses für die Comédie abgefaßten Denkschrift der Rechtsgelehrten, in der auch die Pflichten der Künstler kurz zusammengefaßt sind, „bilden zuerst ihr Talent nach dem der älteren und berühmteren Schauspieler aus; sie ziehen sogar ihre Existenzmittel aus der Arbeit der letzteren, denen die Anstalt später Pensionen zahlt. Wenn der Ruf der neuen begründet ist, können sie nicht mit Hintansetzung ihrer Verpflichtungen anderweitig ihre Kräfte betätigen. Die Comédie zahlt die Pensionen der ehemaligen noch lebenden Schauspieler, und es ist unumgänglich notwendig, die Rechte und Hilfsmittel, die auf diesen Statuten beruhen, aufrechtzuerhalten." Als Maitre Du Buit sechsundsechzig Jahre später die Klage gegen Coquelin vertrat, sprach er sich ganz ebenso aus. „Und," heißt es weiter in der Denkschrift, „die Schauspieler dürfen ihre Hoheit nicht zu ernst nehmen, die Fürsten nicht despotisch, die Königinnen nicht unbotmäßig sein."

---

[1] „Alter Tempel, in dem ein aufkeimendes Talent zurückgedrängt wird, — Dein Nebenbuhler fürchtet deinen drohenden Blitzstrahl nicht; — Er besitzt seine Königin, er will sie nicht wiederhergeben, — Und wie ein Phönix ersteht er aus seiner Asche!"

Die Jahre vergingen, und Fräulein Georges hatte endlich die so sehr gewünschte Freiheit. Sie irrte von Theater zu Theater, vom Odéon zum Ambigu, vom Ambigu zur Porte St. Martin, und spielte nach der Reihe alle Dramen Viktor Hugos und auch heutigestages ganz vergessene Melodramen. Doch mit den Jahren kam das Alter. Die Künstlerin, die einst zu der Zeit, als ihr und des Kaisers Ruhm auf seiner Höhe war, in die Tuilerien einzog wie eine Königin, konnte gealtert, dick und schwerfällig, wie sie war, eines Tages, als sie Marie Tudor spielte und sich auf die Knie niederlassen sollte, sich nicht erheben; sie war eine Fleischmasse, die Théophile Gautier zu der Bemerkung veranlaßte: „Sie kann nur kolossale Rollen geben. Wie viele dicke Königinnen und unförmliche Kaiserinnen hat man nicht für sie aus der Geschichte ausgegraben! ‚Jetzt sind nur noch Prinzessinnen von mittlerem Umfang übrig. Was tun?‘ Ich kenne nichts Traurigeres als diese letzten Jahre von Fräulein Georges, die übrigens noch immer reich an Talent war. Das war die Freiheit, von der sie geträumt hatte, als sie von der Comédie Française ausgerissen war. Merkwürdig, Rachel stieg zu ihrem vollen Ruhm empor, als Fräulein Georges ihre Abschiedsvorstellung gab, und spielte sogar bei ihrer Benefizvorstellung mit. Eine Tragödin erstand der Comédie Française, als die frühere Tragödin alterte und sich vom Theater zurückzog. Die Comédie war immer glorreich, was wieder einmal beweist, daß ihr niemand unersetzlich ist.

*

Dieser Prozeß von Fräulein Georges wiederholte sich seitdem oft. Und er gestaltete sich immer gleich, ob es sich um Sarah Bernhardt, Coquelin oder ganz kürzlich noch um Fräulein Brandès handelte. Wenn ein talentvoller Schauspieler nach jahrelanger Arbeit bei der Comédie endgültig den verdienten Erfolg errungen hat, wenn Gastspielreisen im Ausland seine Popularität sanktioniert haben, so verspürt er manchmal die Sehnsucht, diesem Hause, das seinen Ruhm begründet hat, zu entrinnen und in einem andern Theater seine Kunst auf eigne Faust auszubeuten. Er weiß genau, daß er seinen Kameraden gegenüber durch einen Kontrakt, den er unterzeichnet hat, gebunden ist; er weiß, daß er der Comédie für eine bestimmte Anzahl von Dienstjahren verpflichtet ist. Was tut's? Sein Engagement fängt an ihn zu bedrücken, und er fordert das, was er seine Freiheit nennt.

Die Comédie Française, ich kann es nicht oft genug wiederholen, ist ein Theater von ganz besonderer Art. Sie ist sozusagen ein Regiment, in dem alle denselben Rang erreichen können. Der Titel Sozietär macht den Schauspieler zum Associé eines Handelshauses; die Associés sind unter sich alle gleichgestellt; es besteht nur ein Unterschied in dem Betrag des Anteils, den sie am Ende des Jahres bekommen. Und da dieses Theater ein Regiment ist, so erscheint manchen die Disziplin drückend. Die Gleichheit hat das Eigentümliche, daß, sobald man sie erhalten hat, man anfängt sich Vorrechte zu wünschen. Die Gastspielreisen nach Amerika, die in großer Schrift gedruckten, in Flammenbuchstaben an den

Straßenecken erscheinenden Namen — all das hat für gewisse Künstler etwas Verlockendes. Die Comédie Française bietet ihnen dafür einen gesicherten Ruhegehalt und bestimmte Vorteile. Ich kenne so manche Schauspielerin, die, obwohl sie ein paar Jahre lang leidend war und nicht spielen konnte, jedes Jahr unverkürzt ihren Anteil erhielt; denn sie wurde immer als Sozietärin betrachtet. In diesem großen Hause arbeitet jeder für seine Kollegen, und das macht seine Stärke aus.

Nur das Publikum macht Unterschiede. Es hat seine Lieblingsschauspieler, und diese wollen bisweilen, von ihrem Erfolg berauscht, sich über die vorschriftsmäßige Disziplin hinwegsetzen. Teilhaber sein ist gut — allein sein ist besser, denkt mancher, und so kommt es, daß bisweilen einer ausreißt.

Die Humanität in Rußland

Von

von Lignitz,

General der Infanterie z. D. und Chef des Füsilier-Regiments von Steinmetz

Die Humanität in Rußland stand in früheren Zeiten nicht zurück gegen die Anschauungen im westlichen Europa. Alexander II. und auch Nikolaus II. schienen in humanen Bestrebungen eine Zierde ihrer Krone zu suchen. Die in den unteren Volksschichten bei Trunkenheit zum Ausdruck gelangende Bestialität zeigte sich nur ausnahmsweise in rohen Taten, da der Russe im allgemeinen von gutmütiger Natur ist. Auch im Kriege waren unnütze Grausamkeiten nicht besonders häufig, ein altes russisches Sprichwort sagt: „Einen liegenden Feind schlägt man nicht.“

Hierin ist unter dem Einfluß revolutionärer Stimmungen und Aufreizungen, anderseits infolge der Erbitterung über die zahlreichen Attentate [1]) eine erhebliche Aenderung eingetreten. Es sind von Revolutionären mit zynischer Gleichgültigkeit Attentate begangen, die rücksichtslos eine Menge unschuldiger Opfer forderten, [2]) es haben aber auch die an Zahl schwachen Parteien der Rechten in dem ver-

---

[1]) Nach offiziellen Angaben wurden im Jahre 1905 322 Beamte und Militärs getötet, 473 verwundet. Im ersten Halbjahre 1906 hatte dann die Polizei 288 Tote, 383 Verwundete, außerdem mißglückten 156 Attentate. Unter den Toten befanden sich 13 höhere Beamte.

[2]) Am 27. Mai d. J. wurden gelegentlich einer Kirchenparade in Sewastopol gegen den Kommandanten Neplujew von zwei ganz jungen Leuten zwei Bomben geschleudert; als man diesen die zerfetzten Leichname von Frauen und Kindern zeigte, sagten sie gleichgültig: „Warum sind sie hierhergekrochen?“ Die „Nowoje Wremja“ brachte Photographien dieser Leichname. — 14 Tote und 100 Verwundete in dem zuschauenden Publikum waren die Opfer des Attentats, der Kommandant blieb unverletzt.

geblichen Bestreben, die Autokratie und ihre eigne Sonderstellung aufrechtzuerhalten, die Hefe des Volkes zu einer Art Konterrevolution aufgeboten, die sich in Tomsk, Odessa, Homel, Wologda und Bialystok in bestialischen Taten dokumentierte. Unter dem politischen Deckmantel fanden Verbrecher gewöhnlichster Art eine reiche Ernte. Kassen wurden recht erfolgreich beraubt, Kassenboten getötet, Chantage betrieben, das geraubte Geld floß aber wohl nicht in die Kassen der Revolution, sondern blieb in Händen von Verbrechern, welche sich dann im Auslande vergnügten.

Auch diese Leute sollen von der in der Duma geforderten bedingungslosen Amnestie profitieren. Professor Scherbatsch knüpfte hieran die treffende Frage, ob Bombenwerfer, welche die radikalen Petersburger Abgeordneten Herzenstem und Winawer heimsuchen würden, auch auf Amnestie rechnen könnten.

Die Duma forderte mit überwältigender Majorität die Abschaffung der Todesstrafe, während dieselbe von den Revolutionären dekretiert und in schonungslosester Form zur Ausführung gebracht wurde, nicht nur gegen Beamte und Militärs, sondern auch gegen Gesinnungsgenossen, wenn diese den Befehlen nicht gehorchten oder sich sonst verdächtig gemacht hatten. — Die Nachricht von dem Attentat gegen Admiral Dubassow, Generalgouverneur von Moskau, bei welchem mehrere Unschuldige ums Leben kamen, fand in der Duma Beifallsklatschen statt Entrüstung. Es wurde ein Antrag, über die politischen Morde Tadel auszusprechen, abgelehnt. Die Mehrzahl der Dumamitglieder ist daher mitschuldig an weiteren Greueltaten, sie sind, wie eine Zeitung richtig bemerkt, „Verteidiger der blutigen Logik" geworden.

Die russische Regierung hat in der letzten Zeit des Regimes Witte-Durnowo mit den Versuchen unüberlegter Wahlbeeinflussungen folgenschwere Fehler gemacht, nicht weniger das im allgemeinen indolente Ministerium Goremykin, das günstige Gelegenheiten vorübergehen ließ, die politische Vernunft zu stärken und der Krone interessierte Anhänger zu schaffen. Die Hoffnung, daß die rabiaten Politiker sich selbst zuschanden reden würden, war eine vergebliche, denn hinter denselben steht die Masse der landhungrigen, kurzblickenden Bauern. Jetzt ist in der Bevölkerung die Ansicht mehr und mehr verbreitet worden, daß nur mit blutiger Gewalttat das Polizei- und Prikasregime beseitigt werden kann. Kosaken und Truppen, die in der Mehrzahl treu geblieben waren, und auch eine tapfere Polizei machten es der Regierung möglich, die in den Manifesten des Zaren gegebenen Versprechungen auszuschalten.[1]) Sie hat sich damit auch bei den Gemäßigten ins Unrecht gesetzt und die Angriffe der Opposition sehr erleichtert. Zur Herbeiführung des gewünschten gewaltsamen Umsturzes hat sich die Agitation in der letzten Zeit der Truppe zugewendet und offenbar mit einem gewissen Erfolge. Ein Pronunziamento ist jetzt nicht mehr ausgeschlossen.

---

[1]) Am 26. Mai d. J. wurde offiziell mitgeteilt, daß in der Zeit von Ende Oktober bis Ende April 6825 Personen von Generalgouverneuren auf Grund des Kriegszustandes verschickt wurden, sowie daß am 14. Mai 2627 politisch verdächtige Personen verhaftet und außerdem 3351 in gerichtlicher Untersuchung waren.

Soldaten, die mit Huligans zusammen morden und plündern durften, werden auch für die Verlockungen der Revolutionäre zu haben sein, wenn ihnen noch bessere Beute und zu Hause mehr Land in Aussicht gestellt wird. 90 Prozent aller Soldaten haben denselben Bildungsgrad, denselben Instinkt und dieselbe Naturanlage zur Roheit wie die Masse der Bauern.

Die Agrarunruhen der bisher geduldig und gutmütig erschienenen Bauern haben an mehreren Stellen den Charakter des mittelalterlichen Bauernkrieges angenommen, nahezu 2000 Gutshöfe wurden geplündert und zerstört, und die Gewalttaten der Bauern fanden in der Duma eine moralische Stütze, ja Rechtfertigung. Wenn eine große Zahl gebildeter Abgeordneter sich den radikalen Anschauungen der landhungrigen Bauern anschließen und das Eigentumsrecht nach Tolstoischem Vorbilde in Frage stellen, so kann man sich nicht wundern, wenn die anarchistischen Bestrebungen mehr und mehr an Boden gewinnen und wenn ein Krieg aller gegen alle bevorsteht.[1]) Tolstoi wurde unlängst in der Duma von einem der radikalen Leader als „der große Anarchist“ bezeichnet.

Das Anfang Juli veröffentlichte Agrarprogramm der Regierung kommt zu spät, nachdem die Programme der Liberalen und Radikalen dem vernunftlosen Landhunger, nicht aber den tatsächlichen Verhältnissen Rechnung getragen haben. Agitatoren finden immer Gehör, wenn sie sagen: die Beamten und die Herren belügen und betrügen euch nach wie vor! —

Die französischen Bundesgenossen scheinen entsetzt zu sein über die neueren Vorgänge in Rußland, die besorgen lassen, daß das ihnen hochverschuldete Reich immer weiter zum Chaos der Anarchie hinabgleitet — aus der nur die Militärdiktatur vorübergehend retten könnte. Besonnene in der Duma warnten bereits vor der kommenden Tyrannei eines Napoleon.

Nicht weniger wie die Franzosen sind die slawischen Brüder in Polen, Serbien, Kroatien, Böhmen und Bulgarien erschrocken über das Gebaren des zerstörungswütigen Großen Bruders, sie haben jetzt noch weniger Neigung wie in den siebziger Jahren die praktischen Konsequenzen des Panslawismus zu ziehen. Diese Slawen sind gebildeter und reifer in der Masse als die Russen, sie möchten wohl wachsen und zunehmen auf Kosten der Deutschen, Magyaren, Rumänen und Griechen, sie wollen aber nicht in einer Verbrüderung mit dem russischen Mujik den Kulturerwerb von Jahrhunderten aufs Spiel setzen. Mit der Ethik der Russen sieht es recht schlecht aus,[2]) seitdem die Volksseele Gelegenheit gefunden hat, sich zu offenbaren.

An der Zerstörung des Prestiges sowie des finanziellen und moralischen

---

[1]) Der radikale Abgeordnete Siedelnikow, der kürzlich auf der Straße von Polizisten wegen Tragens eines Revolvers verhaftet und gemißhandelt wurde, teilte in der Duma mit, er habe vier Todesdrohungen zugesandt erhalten.

[2]) Als die verhältnismäßig große Zahl der getöteten und verwundeten Polizeibeamten in der Duma mitgeteilt wurde, riefen eine Anzahl Deputierter: „Wenig!“, ohne daß ein Protest folgte. Die polnische Zeitung „Noli“ stellt dagegen ausdrücklich fest, daß sich an diesem humanitätswidrigen Rufe polnische Deputierte nicht beteiligten.

Kredits Rußlands im Auslande hat die Revolution und das Verhalten der überwiegend radikalen Duma nicht weniger Anteil als das mißglückte Abenteuer in Ostasien.

Persönliche Erinnerungen an Francesco Crispi

Von

Primo Levi, L'Italico (Rom)

„Jag die fremde Katze fort!"

Wir standen an einem Sommerabend hinter dem großen Fenster von Crispis Arbeitszimmer im zweiten Stock des Palazzo Ruspoli am Corso. Von den Dächern über uns sprangen öfters einige Katzen auf die Loggia herunter, und eine von ihnen belästigte die Hauskatze, die sich an den stillen, fast den ganzen Tag am Schreibtisch sitzenden Mann angeschlossen hatte und das bescheidene Zimmerchen, die kühlere Atmosphäre zwischen den Manuskripten und Büchern der Küche mit den Speisegerüchen und den großen Wohnräumen mit den weichen Teppichen vorzog. Der Hausherr las, schrieb oder sprach mit den wenigen Besuchern; die Katze schlief oder blickte starr und unbeweglich vor sich hin wie ein Idol, wie ein Symbol, ging von Zeit zu Zeit auf die Loggia hinaus, um frische Luft zu schöpfen, und erhob, wenn sie von dem Eindringling belästigt wurde, mit Miauen Protest, gleichsam ihre Zuflucht zu dem Hausherrn nehmend.

Und dieser, durchdrungen von dem Recht des Tieres, nicht im eignen Hause in seiner Ruhe gestört zu werden, rief den Diener und befahl ihm, „die fremde Katze fortzujagen".

Seitdem ist etwa ein Vierteljahrhundert vergangen, aber dieser Vorfall, dieser Befehl, diese Worte sind mir nie aus dem Gedächtnis entschwunden, und heute, wo ich zu einem ausländischen Publikum von Crispi reden soll, treten sie mir ganz von selber vor allem andern vor die Seele, denn in diesem Wort „fremd", auf einen derartigen Fall angewendet, ist zum guten Teile das Wesen Francesco Crispis eingeschlossen.

Nicht daß er ein Chauvinist gewesen wäre — niemand kannte besser und beklagte mehr als er die Fehler seines Landes, seiner Landsleute derart, daß er zum Beispiel zu sagen pflegte, es sei leichter, in Italien jemand zu finden, der das Leben, als jemand, der die Börse für eine vaterländische Sache hergäbe. Doch während er, der die traurigsten Zeiten miterlebt hatte, der erste war, der anerkannte, welch großen Weg man zurückgelegt, welch großen Fortschritt man erreicht hatte — war dies doch der Hauptgrund seines starken Vertrauens zur Zukunft Italiens —, gab er nicht zu, daß die Ungerechtigkeit die Basis der internationalen Beziehungen sein dürfte. Er dachte, wie Giusti geschrieben hatte:

Prima padron di casa in casa mia,
Poi cittadino nella mia città;
Italiano in Italia, e così via ...[1])

Und deshalb duldete er nicht, daß zum Schaden seiner Katze andre Katzen, die kein Recht dazu hatten, in sein Haus eindrangen, ebenso wie er die Anwesenheit der Fremden in Italien und die Tyrannei des Bourbonen im öffentlichen Leben nicht geduldet hatte.[2])

Nicht umsonst gehörte er in dieser Hinsicht der Schule Mazzinis an; er bekämpfte die Ungerechtigkeit, die Gewalttätigkeit, die politische Tyrannei im Ausland ebensowohl wie in Italien. So gehörte er zu den italienischen Flüchtlingen in London, die im Jahre 1859 das zum Zweck des Unabhängigkeitskrieges geschlossene Bündnis mit dem napoleonischen Frankreich nicht billigten, und von 1859 bis 1867 sagte man in Italien im Scherz von ihm, daß er der einzige Italiener sei, der Napoleon III. nicht wegen des Staatsstreichs amnestiert habe.

Ich sage von 1859 bis 1867, weil Mentana die Wunde war, aus der mit dem Blute die Sympathie der großen Mehrheit unsers Volkes für das kaiserliche Frankreich ausströmte. Zu den Gründen, aus denen Francesco Crispi bis zum letzten Augenblick das Vorgehen Garibaldis gegen den Kirchenstaat widerriet und zu verhindern suchte, gehörte die Ueberzeugung, daß hinter den „caccialepri“ des Papstes die französischen Chassepots standen, jene Chassepots, die, wie ihr Kommandant nach Paris telegraphierte, Wunder verrichteten, und deren Zahl auch Garibaldis Tüchtigkeit nicht auszugleichen vermochte. Das hinderte nicht, daß nach dem verhängnisvollen Tag Crispi die Vorsehung des Generals und der Seinen war, wie die Niederlage nicht hinderte, daß der von Nicola Fabrizj verfaßte Bericht über die Schlacht bei Mentana ein Meisterwerk der Kriegsliteratur wurde und blieb.

Nicola Fabrizj! Es ist unmöglich, diese verehrungswürdige Gestalt von der Francesco Crispis zu trennen. Fabrizj war der einzige, der auf Crispis Geist einen Einfluß, eine väterliche Macht ausübte, und infolgedessen wurde, als im Jahre 1866 angesichts des Krieges mit Oesterreich Ricasoli von der Rechten, der ein wahrhaft nationales Kabinett bilden wollte, die Mitwirkung von Männern der Linken verlangte und das Portefeuille der Justiz Crispi anbot, vom Komitee der Linken, das der Ansicht war, daß die Verantwortung für den Krieg von den Männern übernommen und getragen werden müsse, die ihn vorbereitet hätten, gerade Nicola Fabrizj dazu auserwählt, Crispi zu überwachen.

---

[1]) „Im eignen Hause Herr vor allen Dingen;
Dann Bürger meiner Stadt; dann möcht' ich's gern
Zum Italiener in Italien bringen ...“

(Aus: „Die Resignation“; nach der Uebertragung von Paul Heyse in „Italienische Dichter seit der Mitte des 18. Jahrhunderts“ Bd. III, S. 171. Berlin 1889.)

[2]) Doch erkannte er oft und gern an, daß Ferdinand II. sich in der privaten Rechtspflege, die er jede Woche einmal persönlich handhabte, im höchsten Grade rücksichtsvoll zeigte. Crispi, der vor 1848 als Advokat in Neapel tätig war, war damals in nähere Beziehungen zum König getreten.

Nur Fabrizi gegenüber fühlte sich Crispi, so alt er schon war, sozusagen noch minderjährig; alle andern, auch diejenigen, die älter waren als er, hatten in seinen Augen noch immer nicht die Toga des Mannes angelegt. Selbst Agostino Bertani, der eine unerschütterliche Festigkeit und einen geradezu brutalen Freimut mit einer fast weiblichen Feinheit des Gefühls verband und der zu den treuesten und vertrautesten Freunden Crispis gehörte — selbst Bertani, eine andre herrliche Gestalt des Risorgimento, die genauer studiert und verstanden werden sollte, vermochte wenig über Crispi. Dieser war darin Verschwörer geblieben: wenn er irgendeine Tat ausführen wollte, von der er annahm, daß seine Freunde damit nicht einverstanden sein würden, so schwieg er darüber allen, besonders aber ihnen gegenüber, solange sie nicht, mochte sie auch schon ausgeführt sein, zugleich unabänderlich war.

Er hatte nicht immer recht, denn so eminent überlegt und abwägend er in allen wichtigen Dingen der nationalen Politik war, so eminent impulsiv war er in allem, was ihn persönlich betraf. Daher seine nicht seltene Maßlosigkeit im Reden und selbst im Schreiben, die, wenn sie auch dem stets entschiedenen Charakter seiner Urteile entsprach, bei ihm in Wirklichkeit kein Zeichen von Mangel an Güte oder von parteipolitischer Unduldsamkeit war. Sicher ist, daß er, wenn es jemandem gelang, diese Maßlosigkeit vor der Veröffentlichung zu mildern, im Augenblick murrte, aber dann zum Schluß stets sich beruhigte. Das habe ich sehr oft erlebt während der fünfzehn Jahre, in denen ich die „Riforma“ leitete, das Blatt, das vom ersten bis zum letzten Tage, d. h. von 1867 bis 1874 und von 1878 bis 1893, in Wahrheit der Ausdruck seiner politischen Seele war.

Ich war als ganz junger Mann unerwartet von Mailand berufen worden, um in die Redaktion des Blattes einzutreten, das mit der Uebernahme des Ministeriums des Innern durch Crispi neu erstand, am 16. Januar 1878, dem Tage, an dem das Begräbnis und mehr noch die Apotheose Viktor Emanuels II. stattfand; doch sah ich Crispi erst einige Monate später, als er infolge der Verschwörung, die sich des Politikers hatte entledigen wollen, indem sie den Privatmann anklagte, und die in der Illusion lebte, ihren Zweck für immer erreicht zu haben, sein Amt hatte niederlegen müssen. Er kam eines Tages in unsre damals mehr als bescheidenen Bureaus in San Giacomo al Corso; er trug im Antlitz noch die Spuren der schrecklichen seelischen Leiden, die ihn gebeugt, aber keineswegs niedergeworfen hatten. Er sah mich, wechselte mit mir und den Kollegen einige Worte, und mit jenem Tage begann unser geistiger Kontakt, der in ganz kurzer Zeit so intim wurde, daß er voll Befriedigung zu Nicola Fabrizi, Agostino Bertani und Abele Damiani — einem andern Getreuen, einem wahren Ritter des Italienertums — sagte, er brauche mit mir gar nicht zu reden, wir brauchten uns nur anzusehen, so verstände ich ihn. — Seitdem wagte ich mit dem Selbstvertrauen und der Vermessenheit, die nur der Jugend eigen sind, die entschuldbar sind und wertvoll werden können, wenn die Jugend Hingebung besitzt und nicht ohne Intelligenz ist — seitdem wagte ich etwas, was andre leider nicht immer wagten: jene Prosa einigermaßen zu glätten, die rauh war wie das

Aeußere dessen, der sie schrieb, und die oft Gefahr lief, über das Ziel hinauszuschießen.

Die Artikel Crispis waren übrigens viel weniger zahlreich, als man glauben sollte; oft mußte der schlichte Verfasser eines Aufsatzes sehen, daß nicht ihm, sondern Crispi die Vaterschaft zugeschrieben wurde, nicht selten sogar absichtlich, zur Bequemlichkeit für die Polemik, wenn man, im Gegensatz zu dem bekannten Sprichwort, lieber auf den Gaul als auf den Sattel losschlagen wollte. So machte es u. a. Alberto Mario, der, obwohl er wußte, daß eine gewisse Kampagne von mir persönlich geführt wurde, und obwohl er mich sehr liebte und achtete, doch — als Leiter der Lega della Democrazia — es lieber mit Crispi zu tun haben wollte, ein Verfahren, das ich mir so wenig gefallen lassen konnte, daß ich schließlich mit ihm auf den Kampfplatz trat.

Oefter und lieber schrieb Crispi die „Letzten Nachrichten“ der Kammer und schickte sie entweder durch den Parlamentsberichterstatter von Montecitorio in die Druckerei oder kam selbst dorthin, um sie, am Schreibtisch des Korrektors sitzend, abzufassen. Wenn er dringend wünschte, durch das Blatt eine These der inneren oder der internationalen Politik verfochten zu sehen, schrieb er den Titel des Artikels auf kleine weiße Blätter und erklärte ihn mir, wenn wir uns vormittags sahen, mit wenigen Worten oder oft mit einem bloßen Blick, jenem Blick, der bis in sein höchstes Alter hinein, so lange, bis er durch den grauen Star verdunkelt wurde, so offen, scharf und tief war, der wahre Spiegel einer Seele, die weder Furcht noch Zweifel oder Ungewißheit kannte.

Jedesmal, wenn er fern von Rom war, blieb er in ständigem, fast täglichem Briefwechsel mit mir. Seine — gleichzeitig politischen und persönlichen — Privatbriefe sind wunderschön. An die Erörterung der höchsten, oft sehr trockenen Fragen des öffentlichen Lebens schließen sich darin Aeußerungen von solcher Herzlichkeit, daß sie noch vor wenigen Jahren unwahrscheinlich erschienen wären an jener konventionellen Persönlichkeit, die er im Gegensatz zur Wirklichkeit in der Meinung der meisten war, — der Mann, der für die heiligsten Gefühle, Kindes-, Vater- und Freundesliebe, die höchste Empfindungsfähigkeit besaß.

Maßlos und jähzornig erschien er dagegen oft in den Briefen und Telegrammen, die er an mich richtete, damit ich sie in der Zeitung veröffentlichte, so daß ich kühn ihnen entweder eine mildere Lesart gab oder sie unerbittlich dem Papierkorb überantwortete; so machte ich es zum Beispiel mit einer fulminanten Botschaft, in der er mir erklärte, daß er fortziehe „aus diesem Land, in dem nur noch Platz für einen Briganten und einen Jesuiten sei“.

Ich will nicht sagen, wer diese waren. Als wir uns bald darauf wiedersahen, trat ich ihm, da ich ihn kannte, in völliger Gemütsruhe entgegen; ich war sicher, daß er keine andre Antwort geben würde, als er es tat. Nachdem ich ihm die Gründe auseinandergesetzt hatte, die es mir hatten ratsam erscheinen lassen, das Schriftstück in den Papierkorb zu werfen, sagte er herzlich:

„Sie haben recht getan.“

Ich habe von seiner Freundestreue gesprochen. In der Tat, die Freund-

schaft war, nächst der Vaterlandsliebe und mit der Kindes- und Vaterliebe zusammen, die Leidenschaft seines Gefühlslebens.

Was die Vaterliebe betrifft, so ist es allgemein bekannt, daß Crispi ihretwegen nicht bloß seine Stellung als Staatsmann, sondern seinen ganzen guten Ruf aufs Spiel setzte. Nicht weniger innig war seine Kindesliebe; es bleibt mir unvergeßlich, wie ihm noch als Achtzigjährigem die Tränen über die Wangen liefen beim Gedanken an seine Mutter, die gestorben war, während er sich im Exil befand, und deren Tod ihm sein Vater längere Zeit verheimlicht hatte, indem er, wenn er ihm schrieb, ihm jedesmal auch den mütterlichen Segen schickte.

Was die Freundschaft betrifft, so sei erwähnt, daß er, als er einmal dem Kardinal Gustav Adolf von Hohenlohe, mit dem er in den herzlichsten, persönlichen und politischen Beziehungen stand, sein Bild schenkte, darauf als Motto die Worte Ciceros schrieb:

„In amicitia nihil fictum, nihil simulatum, et quidquid in ea est, id est verum et voluntarium.“[1])

Die Sympathie und das gegenseitige Vertrauen, welche diese beiden Männer miteinander verbanden, denen es durch ihre Geburt, ihre gesellschaftliche Stellung, ihre Umgebung unmöglich gemacht zu sein schien, einander zu verstehen, bildeten eines der charakteristischsten Schauspiele des dritten Rom. Der Kardinal, unter dessen anscheinender und tatsächlicher Gutmütigkeit sich ein ebenso liberaler wie kluger Geist barg, hatte schon zu andern italienischen Staatsmännern in den besten Beziehungen gestanden, aber mit keinem von ihnen mehr als eine oberflächliche und höfliche Bekanntschaft unterhalten. Mit Crispi dagegen stand er beide Male, als jener Ministerpräsident war, von 1887 bis 1891 und von 1893 bis 1896, in einem wahrhaft innigen Freundschaftsverhältnis und einem politischen Briefwechsel, die beide weder in den dazwischen liegenden Jahren noch später eine Unterbrechung erfuhren und sich auf die treuesten Mitarbeiter Crispis ausdehnten. Zu diesen gehörte auch der Verfasser dieser Erinnerungen, der im Auftrage Crispis mit dem Kardinal u. a. über zwei höchst wichtige und sehr heikle Fragen verhandelte, über die zu sprechen hier nicht der Ort ist und hinsichtlich deren es genügen wird, daran zu erinnern, daß, als Crispi Ministerpräsident und der Verfasser das Bindeglied zwischen ihm und dem Minister des Auswärtigen, Baron Blanc, war, der Bruder des Kardinals, Fürst Chlodwig von Hohenlohe-Schillingsfürst, Deutscher Reichskanzler war.

Zu einer persönlichen Zusammenkunft mit diesem letzteren hatte Crispi keine Gelegenheit. Mit dem Fürsten Bismarck dagegen verband ihn außer einer politischen Intimität eine wahre persönliche Freundschaft. Die beiden Männer waren in der Tat dafür geschaffen, einander zu verstehen, obwohl sie in gewissen Charaktereigenschaften eine große Aehnlichkeit miteinander hatten, die sich sogar in manchen Linien der imposanten Köpfe mit den starken, gewölbten Schädeln, den

[1]) In der Freundschaft gibt es nichts Gemachtes, nichts Erheucheltes, und alles, was in ihr ist, das ist wahr und freiwillig.

charakteristischen Vorsprüngen, den dichten Augenbrauen, den mächtigen Augen, dem offenen und zugleich durchdringenden Blick ausprägte.

Die Beziehungen zwischen den beiden Staatsmännern hatten schon lange, ehe Crispi Minister wurde, bestanden und waren im Jahre 1870 indirekt sehr wirksam gewesen, als Crispi Mitglied des Komitees der Linken im Parlament war, welche die Regierung dazu antrieb, um jeden Preis nach Rom zu kommen. Als im Jahre 1877 Crispi, ehe er Minister wurde, im Auftrage Viktor Emanuels II., der endlich die Ueberzeugung gewonnen hatte, daß er in ihm einen zweiten Cavour besaß, die großen Hauptstädte Europas besuchte, hatte die größte Bedeutung sein Aufenthalt in Berlin. Unter den Politikern, denen er dort näher trat, war es besonders Bennigsen, dessen er sich stets mit lebhafter Sympathie erinnerte. Crispis Verhältnis zu Bismarck aber wurde seitdem so vertraut, daß es den schlimmsten Ränken standhielt. Nicht umsonst nannte ihn Bismarck einen Mann, auf den man sich verlassen könne; und daß dies keine Redensart von ihm, sondern seine unwandelbare Ueberzeugung war, zeigte er, als Crispi auf eine Aeußerung hin, die er zu einem unglückseligen italienischen Politiker getan hatte und durch deren Veröffentlichung ihn dieser zu verraten glaubte, bei Bismarck verdächtigt werden sollte. Bismarck antwortete: „Wenn Crispi das wirklich gesagt und getan hat, so ist es sicher, daß er in diesem Augenblick so sagen und handeln mußte.“

Auch als Bismarck zurücktrat, blieb diese Ueberzeugung, diese Tradition in der Deutschen Reichskanzlei so sehr lebendig, daß sein Nachfolger Caprivi vor allem andern sich an Crispi als an das diplomatische Haupt des Dreibundes wandte und ihm den Wunsch ausdrückte, möglichst bald mit ihm zusammenzutreffen.

Nicht lange darauf fand denn auch die Zusammenkunft in Mailand statt, deren ganze Bedeutung infolge der Ereignisse, welche die dort getroffenen Vereinbarungen unterbrachen, nicht allgemein bekannt geworden ist.

Es war einer der Augenblicke, in denen die Feindseligkeit Frankreichs gegen Italien, das sich für die große Mehrheit der Franzosen in Crispi verkörperte, einen besonders hohen Hitzegrad erreicht hatte. Man hoffte in Frankreich, daß nach dem Sturze Bismarcks Crispi ihm bald folgen und daß man dieses Ziel durch Betonung des wirtschaftlichen Schadens der französischen Feindschaft erreichen würde. Crispi und Caprivi hatten daher die Grundlagen zu einem Zollverein zwischen den drei verbündeten Mächten vereinbart, dem sich auf der einen Seite Spanien — das damals mit dem Dreibund durch besondere Verträge mit Italien in Verbindung stand —, auf der andern England, das damals sehr weit von der gegenwärtigen Intimität mit Frankreich entfernt war und auf dessen Regierung Crispi eine Art Suggestion ausübte, sollten anschließen können. Der Plan war derart, daß, wenn er weiter verfolgt worden wäre, die Physiognomie Europas sich ganz anders gestaltet hätte, als sie damals war und als sie jetzt ist.

Es ist hier nicht der Ort auseinanderzusetzen, ob außer dem Rücktritt Caprivis und Crispis noch andre Umstände zusammenwirkten, um ihn zu ver-

eiteln. Wenn man aber von den Beziehungen Crispis zu Deutschland spricht, so darf man nicht verschweigen, daß Wilhelms II. Vertrauen zu ihm nicht geringer war als das Bismarcks. Auch beim Tode Crispis ließ der Kaiser es sich nicht nehmen, die hohe Achtung, die er vor dem italienischen Staatsmann hegte, durch Kundgebungen von Liebe und Ehrerbietung, die bei einem so mächtigen Herrscher in Wahrheit einzig in ihrer Art waren, zu beweisen.

Nicht daß Wilhelm II. geglaubt hätte, in Crispi einen Freund zu besitzen, der ihm und dem Deutschen Reich ergebener wäre als den Interessen und der Würde Italiens. Er wußte vielmehr genau, wie unerschütterlich und unbeugsam Crispi in dieser Hinsicht war.

Und das war, was man auch Gegenteiliges sagen möge, die Basis der italienisch-deutschen Freundschaft, solange Crispi am Ruder war. Ich will hier nicht auf die letzte Periode von Crispis ministerieller Tätigkeit und das, was damals zwischen Rom und Berlin vorging, eingehen, weil hier nicht der Ort dazu ist. Sicherlich war man in Berlin, wo man ihn so gut kannte, ebenso wie in Paris, wo man ihn so sehr verkannte, völlig überzeugt, daß die große, die einzige Triebfeder von Crispis Denken und Tun die leidenschaftliche Liebe zum Vaterlande, das Ideal seiner Größe war.

Und so sind wir wieder zu unserm Ausgangspunkt zurückgekehrt.

Während des ersten Ministeriums Crispi wandte sich in einer jener großen Diskussionen, die dem italienischen Parlament noch die Physiognomie einer wirklichen und vornehmen politischen Versammlung verliehen, ein junger Deputierter, der anfangs große Hoffnungen erweckt hatte, aber dann nach kurzer Zeit aus dem politischen Leben verschwand, obwohl er Unterstaatssekretär im Ministerium des Aeußern wurde — der Graf d'Arco —, in dem Glauben, ironisch zu sein, an den greisen Staatsmann mit den Worten:

„Sie sind ein viel zu großer Minister für ein kleines Land wie das unsrige."

Aber es war in diesen Worten weit mehr Wahrheit enthalten, als Graf d'Arco dachte. Nicht, weil Italien in der Tat ein kleines Land gewesen und noch wäre, sondern weil sich oft so viel Kleinlichkeit in unserm parlamentarischen politischen Leben zeigte, und Crispi, wenn es sich um Italien handelte, große Gesichtspunkte hatte.

Dies hätte ihm gewiß gestattet werden müssen und können, nicht allein deshalb, weil er, der die traurigen Tage der Knechtschaft erlebt hatte, die innere Kraft eines Landes ermessen konnte, das in so kurzer Zeit und unter so ungünstigen Umständen Wunder vollbracht hatte, sondern auch weil es sicher ist, daß die erste Bedingung des Erfolges — für den einzelnen Menschen wie für den Staat — das Selbstvertrauen ist; und das Vertrauen, das Crispi zu sich selber hatte, war in ihm noch größer, wenn es sich um sein Land handelte. Gerade das war es, was ihn für jeden Schimpf, der Italien nach seiner Einigung angetan wurde, ebenso empfindlich machte, wie er es schon vorher in der Zeit seiner Knechtschaft gewesen war. Und da die Beleidigungen lange Zeit

von Frankreich gekommen waren und immer noch weiter von Frankreich kamen und er ihnen entgegentrat, so kam es, daß nach und nach sich die Legende von seiner Gallophobie bildete.

Gegen diese Legende wandte er sich nach den Vorgängen in Tunis in einem vom 26. Mai 1881 datierten Briefe an einen gewissen Herrn Brachet, der ihm sein Buch „L'Italie qu'on voit et l'Italie qu'on ne voit pas“ übersandt hatte mit der Widmung „Al misogallo signor Crispi“ (Dem Franzosenhasser Crispi).

„Sie irren sich,“ schrieb ihm Crispi, „wenn Sie mich für einen Feind Frankreichs halten ...

Die Unabhängigkeit der Nationen ist für mich ein Kultus. Ihre Freiheit war der Traum meines ganzen Lebens. Ich wäre glücklich, wenn ich, ehe ich sterbe, alle Völker Europas verbündet und befreundet sehen könnte.

Ich bin nicht der Redakteur der ‚Riforma‘, aber ich teile ihre Ideen, denn das Programm dieses Blattes ist das meinige.

Die ‚Riforma‘ hat den Krieg von 1870 bedauert, den Frankreich gewollt hat und in dem es besiegt worden ist.

Die ‚Riforma‘ hat die Haltung Frankreichs in Tunis bekämpft, das die Regierung der Republik dem Völkerrecht entgegen erobern wollte, unter Gefährdung des kommerziellen und politischen Gleichgewichts im Mittelmeer ...“

Und zum Schluß schrieb er:

„Ehe ich schließe, möchte ich Ihnen nur noch sagen, daß Frankreich nicht genug Freunde in Europa hat, um solche jenseits der Alpen zu verschmähen.“

Auf diesen klugen Rat — der heute von mancher andern Macht beherzigt werden dürfte — hörte Frankreich nicht, sondern beobachtete bis in die letzten Zeiten eine geringschätzige und feindselige Haltung gegen Italien, und das hatte nicht nur zur Folge, daß sich ohne Crispis Zutun der Dreibund bildete, sondern auch, daß Crispi, der mit dem Programm, Italien bei allen Mächten in Respekt zu erhalten, das Staatsruder ergriffen hatte, die Regierung in Paris häufig zur Ordnung rufen mußte.

Daher seine berühmten diplomatischen Noten über einen konsularischen Zwischenfall in Florenz und über den Schutz, den Frankreich unsern Interessen entgegen den Griechen in Massaua gewährte, Noten, welche die Welt durch ihren Ton überraschten, aber doch etwas halfen, indem dadurch erreicht wurde, daß bei Sagallo, auf afrikanischem Gebiet Frankreichs, die Franzosen die von dem Kosaken Atschinoff geführten Russen, die es darauf angelegt hatten, uns in Abessinien Verlegenheiten zu schaffen, bombardierten. Und doch war damals in Frankreich der hitzige Goblet Ministerpräsident und war in Rom Vertreter Frankreichs jener Graf de Mouy, der anfangs geglaubt hatte, Italien von oben herab behandeln zu können, dann aber von Crispi mit solcher Entschiedenheit zurechtgewiesen worden war, daß er, als er Rom verließ, und auch später nur noch höfliche Worte für den italienischen Minister hatte.

Ein andrer französischer Botschafter, Herr Billot, versuchte das Spiel des

Grafen de Mouy in bester Manier zu wiederholen, hatte aber damit nur den Erfolg, daß er die französisch-italienischen Beziehungen immer mehr verschlechterte, die sich bedeutend gebessert haben würden, wenn Mariani nicht so rasch im Palazzo Farnese gestorben wäre; dagegen gelang es ihm keineswegs, Crispi Höflichkeitslektionen zu geben, wie er in seinem sehr umfangreichen, aber wenig genauen und wenig bedeutenden Werk behauptet, das er jetzt über seine Botschaftertätigkeit veröffentlicht hat und worin er u. a. fälschlich einen Vorfall, den er erlebt haben will, von dem englischen Botschafter Lord Dufferin erzählt — fälschlich, weil die Beziehungen zwischen Lord Dufferin und Crispi vom ersten bis zum letzten Tage die herzlichsten oder sogar geradezu die innigsten waren.

Daß Crispi keine systematischen Vorurteile hatte, bewies übrigens die von ihm dekretierte Abschaffung der Differentialtarife, die Frankreich nicht mit gleichem erwiderte.

Wie dem auch sei, sicher ist, daß es Crispi, wenn er vom Parlament und vom Land mehr unterstützt worden wäre und so lange wie Bismarck an der Spitze der Regierung gestanden hätte, gelungen wäre, aus Italien im internationalen Sinne eine Großmacht zu machen; denn wenn er sich schon im Innern als ein Staatsmann und Gesetzgeber ersten Ranges erwiesen hat — von den Dekreten der sizilianischen Diktatur im Jahre 1860 bis zu den letzten sanitären, administrativen, politischen und judiziären Reformen —, so war er doch ein noch größerer Minister des Auswärtigen.

Wenn einmal seine ganze Geschichte geschrieben werden wird, so wird es ein leichtes sein, dies zu beweisen.

Die Konzessionsgesellschaften in Deutsch-Südwestafrika

Von

Generalmajor a. D. Leutwein,

vormals Gouverneur in Deutsch-Südwestafrika

Unter die verschiedenen Faktoren, welche die wirtschaftliche Entwicklung Deutsch-Südwestafrikas beeinflußt haben, sind auch die Konzessionsgesellschaften zu zählen. Der Ursprung des Konzessionswesens reicht in Südwestafrika in eine Zeit zurück, in der man in der alten Heimat für die Kolonien nicht viel übrighatte. Damals wollte man staatlicherseits auf kolonialem Gebiete sich möglichst wenig in Unkosten stürzen, solches vielmehr dem Privatkapital überlassen. Auf diesen Gedankengang gründet sich auch das bekannte Wort des Fürsten Bismarck: „In den Kolonien muß der Kaufmann vorangehen, der Beamte und der Soldat aber erst nachfolgen."

In Südwestafrika suchte man diesen Gedankengang mittels Ueberlassung

weiter Gebiete behufs wirtschaftlicher Erschließung an große Gesellschaften in die Tat umzusetzen. Infolgedessen entwickelte sich dort — ohne direktes Verschulden von irgendeiner Seite — das Konzessionswesen ganz von selbst. Bei dem Mangel an kolonialer Erfahrung im alten Vaterlande konnte sich dasselbe auch bis 1896 auf seiner Höhe halten. Erst von da ab trat wieder eine rückläufige Bewegung ein, die heute — vor allem dank der Initiative der Abteilung Meiningen der Deutschen Kolonialgesellschaft — so weit gediehen ist, daß zurzeit in Berlin eine aus Mitgliedern des Reichstags und Bevollmächtigten der Kolonialverwaltung gemischte Kommission tagt, die bezüglich des Fortbestehens unsrer Konzessionsgesellschaften Beschluß fassen soll. Ich darf daher wohl annehmen, daß ein Beitrag zu dieser wichtigen Frage auch von meiner Seite nicht unwillkommen sein dürfte.

Das ganze Dasein Südwestafrikas als deutsches Schutzgebiet gründet sich überhaupt auf das Konzessionswesen. Denn die Aera deutscher Kolonialpolitik hatte dort bekanntlich damit begonnen, daß das Reich im Jahre 1883 die seitens des Kaufmanns Lüderitz von den Eingebornen erworbenen Gebiete unter seinen Schutz stellte. Diesen Erwerbungen folgten dann weitere von privater Seite, die gleichfalls nachträglich genehmigt und später seitens der Kolonialverwaltung noch mittels direkt verliehener Konzessionen vermehrt wurden. Mithin haben wir unter den Konzessionsgesellschaften Südwestafrikas zwei Arten zu unterscheiden:

1. Solche, die sich lediglich auf mit den Eingebornen abgeschlossenen und nachträglich bestätigten Verträgen gründen.

2. Solche, die seitens des Reichs auf Grund eigner Hoheitsrechte direkt verliehen worden sind.

Beide Arten krankten zunächst an dem gleichen Uebel, nämlich an den zweifelhaften Besitzrechten. Wo Verträge mit den Eingebornen vorlagen, hatte man mit deren mangelhaften Eigentumsbegriffen wie auch mit allerlei Mißverständnissen sonstiger Art zu rechnen. Die Eingebornen pflegen auf sämtliches ihnen überhaupt erreichbare Land Eigentumsansprüche zu erheben. Die Folge war, daß einerseits es ihnen selbst auf Verleihung von Besittiteln mehr oder weniger zweifelhafter Art gar nicht ankam, anderseits aber auch die Regierung nicht in der Lage war, Gebiete zu vergeben, auf die nicht irgendein eingeborner Stamm Anspruch zu haben glaubte.

Diese ungeregelten Eigentumsverhältnisse mußten naturgemäß zur Konzessionsjägerei geradezu anreizen, denn Land- und Bergbaurechte waren ja damals in Südwestafrika billig „wie Brombeeren". Solange indessen das Deutsche Reich eine tatsächliche Macht im Schutzgebiete nicht ausübte, stellten die erworbenen Rechte lediglich einen Wechsel auf die Zukunft dar, den bei günstiger Gelegenheit einzulösen die Erwerber sich vorbehalten konnten. Das Reich aber, das für Südwestafrika zunächst selbst nichts tun wollte, befaßte sich nicht allzusehr mit der Prüfung der Rechtsgültigkeit erworbener Konzessionen, sondern bestätigte und verlieh solche meist unbedenklich. Mochten die Erwerber dann selbst zusehen, wie sie zu ihrem Besitz kamen.

Nachdem indessen das Reich, durch die Ereignisse gezwungen, im Schutzgebiete eine tatsächliche Herrschaft aufzurichten begonnen hatte und nunmehr die Konzessionseigentümer an eine Verwertung ihrer Besitztitel herantreten wollten, entstand ein wahrer Rattenkönig von aufeinander platzenden Gegensätzen, den zu entwirren es für die Schutzgebietsverwaltung jahrelange Arbeit bedurft hat. Das schlimmste aber war die Entdeckung, daß das Reich seine Rechte so ziemlich vergeben und lediglich die Pflichten übrigbehalten hatte. Um so wichtiger war es im Interesse der Entwicklung des Schutzgebiets nunmehr, den Konzessionsgesellschaften wenigstens freien Raum zur Entfaltung ihrer Tätigkeit zu verschaffen, d. h. die Anerkennung der verliehenen Besitzrechte seitens der Eingebornen durchzusetzen. Diese Besitzrechte bestanden entweder in Land- oder in Bergbaugerechtsamen, meist aber in beiden zusammen. Aber nur die Durchsetzung der ersteren war mit den erwähnten Schwierigkeiten verknüpft, denn für den Wert des Bergbaus besitzen die Eingebornen keinerlei Verständnis. So ist zum Beispiel bezeichnend, daß aus dem Hereroland keine einzige Landkonzession vorlag. Die viehreichen Hereros wußten den Wert des Weidelands eben besser zu würdigen als die im ganzen besitzlosen und leichtsinnig wirtschaftenden Hottentotten.

Nur zwei Beispiele für die zu lösenden Schwierigkeiten seien erwähnt.

Der Kaufmann Lüderitz hatte seinerzeit den Küstenstrich des Schutzgebietes vom Oranje- bis zum Omarurufluß erworben. Als dessen Breite landeinwärts war in den Verträgen 20 Meilen festgesetzt, ohne nähere Bezeichnung, welche Art von Meilen. Die Eingebornen nahmen daher englische Meilen als im Sinne des Vertrages liegend an, der Käufer dagegen geographische Meilen. Keiner der Vertragschließenden hatte jedoch während der Verhandlungen anscheinend diesem seinem Gedankengang irgendwelchen Ausdruck gegeben, obwohl der Wert des in Frage stehenden Gebietes sich mit der Art der Meilen ganz gewaltig verschob. Ein Küstenstrich von 20 englischen Meilen enthält nur Küstensand, ein solcher von 20 geographischen Meilen reicht dagegen bis in wertvolles Weideland, und dies ist um so wertvoller, als es dem erschöpften Frachtfahrer und seinen nicht minder erschöpften Tieren nach Durchquerung des öden Küstenstriches die ersten Erholungsstationen bietet. Die während der bezüglichen Vertragsverhandlungen betriebene Vogel-Strauß-Politik rächte sich denn auch in der Folge. Kein Teil wollte auf das wertvolle Weideland verzichten, und jeder verlangte von dem Gouvernement Einsetzung in sein vermeintliches Recht. Es bedurfte daher der mühevollsten Verhandlungen, bis es unter Vermittlung der Regierung gelang, eine Einigung zwischen beiden Teilen herbeizuführen.

Nicht mindere Schwierigkeiten bot die Durchsetzung des Landvertrages der South African Territories. In diesem Falle hatten die Eingebornen in ihrer Unkenntnis derart weitgehende Rechte verliehen, daß durch sie ihr eignes Dasein gefährdet erschien. Die Kolonialverwaltung mußte sich daher deren Zurückschraubung auf ein durchführbares Maß angelegen sein lassen, wollte sie es nicht zu einem Aufstand der beteiligten Stämme kommen lassen. Dies gelang erst nach vierjährigen Verhandlungen in den Jahren 1894 bis 1898.

Nachdem so auf diesem Gebiete alle „Irrungen und Wirrungen“ beseitigt waren, hatten sich aus den mit Eingebornen abgeschlossenen Verträgen nachstehende Konzessionsgesellschaften entwickelt:

1. Deutsche Kolonialgesellschaft für Südwestafrika,
2. die South African Territories Ltd.,
3. die Kaoko-Land- und Minengesellschaft,
4. die Hanseatische Land-, Minen- und Handelsgesellschaft. Diese letztere war zum Teil auch seitens der Regierung mit Konzessionen ausgestattet.

Lediglich seitens der Regierung direkt konzessioniert waren:

1. South West Africa Company,
2. die Siedlungsgesellschaft,
3. die Gibeon-Schürf- und Handelsgesellschaft.

Dazu tritt als Tochtergesellschaft von Nr. 1

4. die Otavi-Minen- und Eisenbahngesellschaft.

Die den Konzessionsgesellschaften verliehenen Rechte bestanden, wie schon erwähnt, aus Landrechten oder sie waren bergbaulicher Natur, meist aber beides gemischt. Es dürfte daher von Interesse sein, zu erörtern, inwieweit Aktiengesellschaften überhaupt zu Leistungen auf beiden Gebieten befähigt und geeignet sind.

Wenden wir uns zunächst zur Landfrage. Den landbesitzenden Gesellschaften waren ihre Konzessionen unter der Voraussetzung bestätigt bezw. verliehen worden, daß sie die Besiedlung des Schutzgebiets in die Hand nehmen würden. War doch deren Landbesitz schließlich umfangreicher geworden als das Kronland. Das Besiedlungsgeschäft ist indessen, selbst wenn richtig betrieben, nur wenig gewinnbringend und dies erst nach langen Jahren. Denn dem in einem erst zu erschließenden Gebiete einwandernden Ansiedler muß die Niederlassung so leicht wie nur möglich gemacht werden. Er muß sowohl mittels niedriger Landpreise wie mittels weitgehender Zuwendungen bei Einrichtung seines ersten Wirtschaftsbetriebes Unterstützung finden. Es liegt auf der Hand, daß bei dieser Tätigkeit nichts zu verdienen ist. Eine Aktiengesellschaft, die das Siedlungsgeschäft betreibt, hat daher nur die Wahl zwischen zwei Uebeln. Entweder muß sie zunächst auf jeden Gewinn verzichten, und damit werden ihre Geldgeber nicht zufrieden sein, oder sie muß ihren Gewinn bei dem Ansiedler suchen, d. h. das Siedlungsgeschäft falsch betreiben, und damit werden weder die Einwandrer noch die Regierung zufrieden sein. Denn letztere würde für die verliehenen Konzessionen als Gegenleistung eine Verlangsamung der Besiedlung des Schutzgebietes eingetauscht haben. Der Staat, welcher besiedelt, steht dagegen vor einem solchen Dilemma nicht. Für ihn genügt es, wenn aus dem Einwandrer mit der Zeit ein kräftiger Steuerzahler wird. Direkten Gewinn braucht er daher bei diesem nicht zu suchen. Ist die Auswahl der Ansiedler mit Vorsicht erfolgt, so verbürgen deren Fleiß und Arbeitskraft dem Staate in absehbarer Zeit seinen Gewinnanteil. Aus dieser Tatsache ist kein andrer Schluß möglich, als daß in jungen Kolonien die Regierung die Besiedlung selbst in die Hand nehmen muß,

zumal in einem Lande wie Südwestafrika, dessen Boden nicht ertragsreich genug ist, um neben dem Besitzer auch noch die Aktionäre einer heimatlichen Gesellschaft in Nahrung zu setzen.

Etwas zukunftsreicher sieht es für den Gesellschaftsbetrieb auf dem Gebiete des Bergbaues aus. Indessen muß auf diesem dem Großbetriebe die Arbeit des einzelnen vorausgehen, das sogenannte Prospektieren, d. h. das Aufsuchen mineralhaltiger Stellen. Es ist einleuchtend, daß bei dieser Tätigkeit eine Anzahl auf weitem Raum zerstreuter Mineralsucher mehr Aussichten auf Erfolg besitzen als einzelne seitens des Großkapitals ausgerüstete Expeditionen. Für das Großkapital ist daher die Zeit erst gekommen, nachdem die Tätigkeit des einzelnen zum Auffinden wirklich mineralhaltiger Stellen geführt hat. Denn dann heißt es mittels Aufwendung größerer Mittel deren Abbauwürdigkeit festzustellen. Mit der Ueberlassung des Bergbaus an große Konzessionsgesellschaften haben wir sonach dem Großkapital auch die dem einzelnen zufallende Tätigkeit zugedacht. Der letzteren haben sich dann in der Folge die Gesellschaften dadurch entledigt, daß sie entweder große Expeditionen ausschickten oder daß auch sie den einzelnen vorsandten, indem sie Schürfscheine ausgaben. In dem ersteren Falle hatten sie die weniger aussichtsreiche Form gewählt, in dem letzteren sich als überflüssige Zwischeninstanz zwischen Staat und Unternehmer eingeschoben, zudem als eine preissteigernde, indem sie für die Schürfscheine höhere Preise nahmen, als sie der Staat zu nehmen pflegte. Dem Bergwerksbetrieb selbst aber droht dann später infolge Daseins der Gesellschaften noch eine Doppelbesteurung, nämlich diejenige durch die letzteren und diejenige durch den Staat.

Ist sonach die Tätigkeit der Gesellschaften auf den ihnen überwiesenen beiden Hauptarbeitsfeldern an sich schon wenig aussichtsreich, so tritt bei unsern Konzessionsgesellschaften noch ein weiteres, deren Leistungen beeinträchtigendes Moment hinzu, nämlich der Mangel an Betriebskapital. Dies möge nachstehende Zusammenstellung beweisen. Vorausschicken will ich, daß diese wie alle übrigen in meinen Ausführungen noch vorkommenden Zahlen der dem Reichstag vorgelegten „Denkschrift über die im südwestafrikanischen Schutzgebiete tätigen Land- und Minengesellschaften“ vom 28. Februar 1905 entnommen sind. Nach dieser besitzen:

Gesellschaft	Grundkapital	Davon eingezahltes Betriebskapital
1. Deutsche Kolonialgesellschaft für Südwestafrika	2 000 000	1 300 000
2. South West Africa Company	40 000 000	8 493 960
3. Siedlungsgesellschaft für Deutsch-Südwestafrika	300 000	163 500
4. The South African Territories	10 000 000	2 465 800
5. Hanseatische Land-, Minen- und Handelsgesellschaft	2 640 000	380 000
6. Kaoko-Land- und Minengesellschaft	10 000 000	800 000
7. Otavi-Minen- und Eisenbahngesellschaft . .	20 000 000	20 000 000
8. Gibeon-Schürf- und Handelsgesellschaft . .	1 022 000	1 022 000

Aus vorstehender Zusammenstellung ergibt sich, daß nur das Aktienkapital der beiden Gesellschaften Nr. 7 und 8, die einer neueren Zeit entstammen, voll einbezahlt ist. Die übrigen sechs Gesellschaften besitzen dagegen bei rund 64 900 000 Mark Aktienkapital nur 13 600 000 Mark Betriebskapital; das ist ein gewaltiges Mißverhältnis. Die Masse des Kapitals steht daher bei diesen Gesellschaften nur auf dem Papier, und zwar als sogenannte Gründeranteile und Genußscheine. Schon dieses Mißverhältnis macht das Herauswirtschaften eines Gewinnes schwierig. Tatsächlich hat auch noch keine der sechs Gesellschaften eine Dividende zu verteilen vermocht, obwohl sie nach eignen Angaben bereits 8 160 000 Mark bar auf das Schutzgebiet verwendet haben. Vielmehr haben sie, ebenfalls nach eignen Angaben, rund 4 055 000 Mark Verluste zu buchen gehabt. Aus diesem Ergebnis würde zu schließen sein, daß die Gesellschaften bis jetzt am Schutzgebiete ebensowenig Freude erlebt haben, wie dieses an ihnen.

Das Resultat unsrer Konzessionspolitik war schließlich, daß sich in bezug auf Bergbau nahezu das Ganze,[1] in bezug auf Landbesitz etwa zwei Fünftel des Schutzgebiets in den Händen der Gesellschaft befand. Die letztgenannte Zahl schwankt indessen in dem noch nicht fachmännisch vermessenen Lande. Die amtliche Denkschrift nimmt sie, nach Abzug des wirtschaftlich unbenutzbaren Teiles, auf nur ein Fünftel an, immerhin auch noch genug, um die wirtschaftliche Entwicklung des Schutzgebiets durch die Gesellschaften wesentlich zu beeinflussen. Es erübrigt daher noch, zu untersuchen, in welchen Grenzen die Konzessionsgesellschaften zu dieser Entwicklung tatsächlich beigetragen haben.

Auf dem Gebiete des Bergbaues wurde geleistet:

1. Durch die Deutsche Kolonialgesellschaft für Südwestafrika. Diese Gesellschaft besitzt von allen Gesellschaften das größte Minenkonzessionsgebiet. Wenn dieselbe daher bei ihrem geringen Betriebskapital die Erschließung ihres gewaltigen Gebietes nicht selbst in die Hand nehmen konnte, so hat sie wenigstens die Tätigkeit andrer nicht gehindert. Sie gibt seit Jahren schon Schürfscheine aus, so daß auf ihrem Gebiete stets eine gewisse Tätigkeit geherrscht hat, wie auch schon dort verschiedene Funde gemacht worden sind. Der höheren Gebühren für die Schürfscheine sowie der künftig drohenden Doppelbesteurung habe ich indessen bereits gedacht. Im übrigen ist noch zu erwähnen, daß diese Gesellschaft sich auf den ehemaligen Unternehmungen von Lüderitz aufbaut, die sie nach deren Zusammenbruch übernommen hat, was ihr zum Verdienst angerechnet werden muß.

2. South West Africa Company. Entsandte im Jahre 1892 eine Expedition nach dem Otavigebiet, die in diesem das Vorhandensein mehrerer bereits bekannter Minerallager bestätigte. Die letzteren wurden sogar als derart ergiebig festgestellt, daß sie die Gründung einer besonderen Untergesellschaft (Nr. 6) lohnten, die lediglich behufs Ausbeutung der Lager mit einem Aufwand von 15 000 000 Mark den Bau einer Eisenbahn von der Küste in das Minengebiet

[1]) Nur die Gebiete von Bersaba und Gibeon waren noch der Regierung verblieben.

in Angriff genommen hat. Trotz der Kriegsunruhen ist diese Bahn bereits zu zwei Dritteln vollendet.

3. South Africa Territories. Hat im Jahre 1896 eine Schürfexpedition entsendet, die jedoch einen Erfolg nicht zu erzielen vermochte. Seitdem ist von einer Tätigkeit der Gesellschaft auf bergbaulichem Gebiete nichts mehr bekannt geworden.

4. Hanseatische Land- und Minengesellschaft. Diese Gesellschaft besitzt die Gebiete von Rehoboth und von Gobabis. In das erstere hat sie im Jahre 1899 eine Expedition entsendet, die an verschiedenen Stellen mineralhaltige Lager gefunden hat. Deren Untersuchung konnte indessen aus Mangel an Betriebsmitteln zu einem sicheren Urteil nicht weit genug durchgeführt werden. Wie aus dem obengegebenen Verzeichnis zu ersehen ist, verfügt die Gesellschaft bei einem Grundkapital von 2 640 000 Mark über ein Betriebskapital von nur 380 000 Mark, das anscheinend durch die Expedition vorzeitig aufgezehrt worden ist. Seitdem hat auch diese Gesellschaft auf bergbaulichem Gebiete keinerlei Tätigkeit mehr entfaltet.

5. Kaoko-Land- und Minengesellschaft. Das Konzessionsgebiet dieser Gesellschaft ist 1892 durch eine Minenexpedition und 1901 durch eine Eisenbahnexpedition durchforscht worden. Beide Expeditionen griffen gleichzeitig auf das Gebiet der South West Africa Company über und fand daher anscheinend ein gemeinsames Handeln der beiden Gesellschaften statt. Ueber einen Erfolg der Untersuchungen auf Mineralien ist nichts bekannt geworden. Eine weitere Tätigkeit hat die Gesellschaft nicht entfaltet. Bei ihr ist auch das Mißverhältnis zwischen Grundkapital und Betriebskapital am größten, nämlich 10 000 000 gegen 800 000.

Schließlich haben wir noch diejenigen zwei Gesellschaften zu betrachten, deren Konzessionen bereits im Geiste einer neueren Zeit abgefaßt sind und daher für die Entwicklung des Schutzgebiets als ein wesentlicher Fortschritt zu bezeichnen sind, nämlich

6. die Otavi-Gesellschaft, die bereits erwähnte Tochtergesellschaft von Nr. 2. Deren Betriebskapital beträgt 20 000 000 Mark, das — anders als bei den bisher gegründeten Gesellschaften — auch voll einbezahlt worden ist. Nur 1 000 000 Mark gehen davon ab, die als Gegenwert für die überlassenen Rechte an die Muttergesellschaft abgeführt worden sind. Eine bergbauliche Tätigkeit hat die Gesellschaft noch nicht entfalten können, da hierzu die Fertigstellung des Bahnbaues abgewartet werden muß.

7. Die Gibeon-Schürf- und Handelsgesellschaft. Auch bei dieser balancieren Grund- und Betriebskapital mit etwas über 1 000 000 Mark. Das letztere soll lediglich zur Feststellung des im Gibeoner Gebiet vermuteten Vorkommens von Diamanten dienen, ist also à fond perdu gezeichnet. Die eigentlichen Bergbauarbeiten würden dann später mit neuem Kapital in Angriff genommen werden müssen. Infolge der Kriegsunruhen hat jedoch auch diese Gesellschaft ihre Tätigkeit noch nicht beginnen können.

Wenn wir das, was nach vorstehendem unsre Konzessionsgesellschaften auf dem Gebiete des Bergbaues geleistet haben, zusammenfassen, so ergibt sich, daß nur eine, und zwar Nr. 2, eine ersprießliche Selbsttätigkeit entfaltet hat. Die Konzession dieser Gesellschaft ist die jüngste[1]) und atmet daher auch bereits den Geist einer neueren Zeit. Bei ihr sind den eingeräumten Rechten bereits scharfe Pflichten gegenübergestellt, darunter diejenige, binnen vier Jahren auf die Erschließung ihres Gebietes 600 000 Mark zu verwenden. Eine zweite der Gesellschaften (Nr. 1) hat wenigstens auf ihrem Gebiete der Tätigkeit andrer freien Raum gelassen, während die übrigen drei bei dem Mangel an eignen Betriebsmitteln selbst nicht viel haben leisten können, der Tätigkeit andrer aber im Wege gestanden haben. Ihr Dasein ist daher für die bergbauliche Erschließung des Schutzgebiets nicht von besonderem Nutzen gewesen.

Von den vorstehend auf dem Gebiete des Bergbaues genannten sieben Gesellschaften begegnen wir der Mehrzahl, weil gleichzeitig mit Landrechten ausgestattet, wieder, wenn wir uns nunmehr den Leistungen auf dem Gebiete der Landrechte zuwenden. Diese Gesellschaften sind:

1. die Deutsche Kolonialgesellschaft für Südwestafrika,
2. die South West Africa Company Ltd.,
3. The South African Territories Ltd.,
4. die Kaoko-Land- und Minengesellschaft.

Eine fünfte, die Hanseatische Land- und Minengesellschaft, die wir gleichfalls unter den Bergbaugesellschaften kennen gelernt haben, fiel aus, weil ihr die ursprünglich bewilligte Landkonzession aus verschiedenen Gründen nicht überwiesen worden ist. Dafür trat als fünfte die Siedlungsgesellschaft für Deutsch-Südwestafrika hinzu, die lediglich Landrechte besitzt. Das klarste Bild über die seitens der Landgesellschaften erzielten Ergebnisse wird eine vergleichende Zusammenstellung ergeben. Nach der Denkschrift der Kolonialabteilung vom 28. Februar 1905 haben die Gesellschaften an Ansiedler bis 1. Januar 1905 im ganzen 324 400 Hektar abgegeben, gegenüber von 1 003 700 Hektar seitens der Regierung. In letzterer Zahl ist das in den Reservaten der Eingebornen abgegebene Land mit einbegriffen, weil gleichfalls durch direkte Vermittlung der Regierung sowie zu deren Bedingungen abgegeben.

In bezug auf den Umfang des verkauften Landes ergibt sich somit zwischen den Verkäufen der Regierung und denjenigen der Gesellschaften ein wesentlicher Unterschied zugunsten der ersteren. Nicht ohne Grund, denn auch in Afrika pflegt der Käufer sich den billigsten Preisen zuzuwenden, und diese fand der Erwerber von Land bei der Regierung. Während die Landpreise der Gesellschaften sich auf 0,80 bis 1,80 Mark durchschnittlich pro Hektar stellten, betrugen diejenigen der Regierung 0,30 bis 1.— Mark pro Hektar. Ausgeschiedene Mitglieder der Schutztruppe erhielten dagegen das Land ganz unentgeltlich. Der

---

[1]) Die Otavi- und die Gibeon-Gesellschaft müssen aus den angegebenen Gründen aus dem Vergleich überhaupt ausscheiden.

Unterschied zwischen den Landpreisen erscheint auf den ersten Blick nicht groß. Anders jedoch, wenn wir die Größe der südwestafrikanischen Farmen in Betracht ziehen. Diese beträgt durchschnittlich 10000 Hektar. Wer mithin zu dem niedrigsten Preise der Regierung gekauft hat (0,30 Mark), dem kommt seine Farm auf 3000 Mark zu stehen, bei dem Mindestpreise der Gesellschaften dagegen (0,80 Mark) auf 8000 Mark.

Auch Unterstützungen sonstiger Art vermochte die Regierung vermöge der Bewilligungen des Reichstags zeitweise den Ansiedlern zuteil werden zu lassen, welche Gunst des Schicksals den Gesellschaften nicht beschieden gewesen ist. Ueberhaupt hat keine der letzteren eine aktive Siedlungspolitik betrieben, d. h. Ansiedler angeworben und in das Schutzgebiet entsendet, vielmehr haben alle gewartet, bis solche von selbst kamen und sich als Käufer bei ihnen meldeten. Unter solchen Umständen war es denn nur naturgemäß, wenn die Nachfrage nach Regierungsland diejenige nach Gesellschaftsland stets überwogen hat.

Zu erwähnen ist noch, daß die Gesellschaften außerdem 478000 Hektar Land pachtweise abgegeben haben, mithin eine Zahl, welche diejenige des von ihnen verkauften Landes um etwa 153600 Hektar übersteigt. Ob hier ein Zufall vorliegt oder eine Absicht, um der in Zukunft zu erwartenden Wertsteigerung des Landes teilhaftig zu werden, wer kann das wissen? Nachgesagt wurde den Gesellschaften zuweilen, daß sie mit Landverkäufen zurückhielten, womit der Begriff Landspekulation gegeben sein würde, aber Beweise liegen nicht vor. Nur eine, die South West Africa Company, hat einmal in einem Jahresbericht das absichtliche Zurückhalten in bezug auf Landverkäufe offen zugegeben. Hierwegen einen Vorwurf gegen sie zu erheben, liegt mir indessen fern. Denn eine Aktiengesellschaft tut nur ihre Pflicht, wenn sie an der Steigerung ihrer Werte die Aktionäre mit teilnehmen lassen will. Für hier handelt es sich lediglich um den Nachweis, daß infolgedessen Aktiengesellschaften nicht als die geeigneten Träger der Besiedlungstätigkeit angesehen werden können.

Um schließlich noch Licht und Schatten gleichmäßig zu verteilen, seien die in bezug auf Landabgabe erzielten Ergebnisse der einzelnen Gesellschaften nachstehend zahlenmäßig nebeneinander gestellt:

Nr.	Namen	Landbesitz rund □km	Davon verkauft Hektar	Zum Durchschnittspreise M	Verpachtet Hektar	Bemerkungen
1	Deutsche Kolonialgesellschaft für Südwestafrika	133 200	155 000	0,80—1,50	140 000	Der Küstenstrich ist als nicht besiedlungsfähig abzuziehen.
2	South West African Company	13 000	39 000	1,23	15 000	
3	South African Territories	10 300	49 200	1,50	323 000	
4	Kaoko-Land- u. Minengesellschaft	100 000	—	—	—	Desgleichen
5	Siedlungsgesellschaft für Deutsch-Südwestafrika	10 000	81 200	1,80	—	
		266 500	324 400	0,80—1,80	478 000	

Den meisten Anstoß von allen unsern Landgesellschaften hat die jüngste derselben, die Siedlungsgesellschaft für Deutsch-Südwestafrika, gegeben. Es sei ihrer daher hier mit einigen Worten noch besonders gedacht. Ursprünglich war die Gesellschaft im Jahre 1891 lediglich in der patriotischen Absicht, die Besiedlung des Schutzgebietes zu fördern, unter dem Namen „Syndikat für Südwestafrikanische Siedlung" gegründet worden. Für die lautere Absicht dieser Gründung bürgt schon der Name des ersten Syndikatsvorsitzenden, des Fürsten von Hohenlohe-Langenburg, jetzigen Statthalters von Elsaß-Lothringen. Später löste sich das Syndikat auf und übertrug seine Rechte der heutigen Siedlungsgesellschaft, welcher seitens der Regierung 20000 Quadratkilometer Land zu Besiedlungszwecken überwiesen wurde. Als Gegenleistung hatte sie 300000 Mark Kapital nachzuweisen, von welchem bis jetzt 163500 Mark einbezahlt sind. Wenn diese Gesellschaft in der Folge am meisten zum Objekt der Angriffe geworden ist, so lag dies keineswegs an ihren etwa gegen unsre übrigen Landgesellschaften zurückstehenden Leistungen. Sie war im Gegenteil in bezug auf Besiedlungstätigkeit vielleicht noch von allen die regsamste. Dagegen mußte schon die Tatsache, daß sie nach bereits vorhandenen fünf Landgesellschaften noch als sechste gegründet worden ist, ganz von selbst zu einer schärferen Kritik herausfordern. Dazu kam die Gunst ihrer geographischen Lage, die anderseits wieder zu ihren Ungunsten wirkte. Ihr Besiedlungsgebiet beginnt unmittelbar vor den Toren Windhuks, mithin des geschäftlichen Mittelpunktes des Landes und Endpunktes der Eisenbahn von der Küste. Zu ihm drängten daher die Einwanderer in erster Linie, und diese hatten dann gleich Gelegenheit, die höheren Landpreise der Gesellschaft unliebsam zu empfinden.

Aber auch die Schutzgebietsregierung mußte sich durch das Dasein der Gesellschaft dicht vor den Toren des Regierungssitzes beengt fühlen. Sie sah sich in ihrer eignen Siedlungstätigkeit beeinträchtigt und stand den höheren Landpreisen der Gesellschaft auf dem für die Niederlassung am meisten in Betracht kommenden Gebiete machtlos gegenüber. Diesem Mißstande hat die Gesellschaft indessen dadurch ein Ende gemacht, daß sie im Jahre 1898 der Regierung die Hälfte ihres Landbesitzes unter gewissen Bedingungen wieder zur Verfügung stellte. Sonst aber blieb für sie die Parole „Feinde ringsum".

Wenn die Gesellschaft in den hieraus sich ergebenden Kämpfen nicht noch mehr zerpflückt worden ist, als solches tatsächlich geschehen, so verdankt sie dies der Gewandtheit ihrer in Wort und Schrift mächtigen Geschäftsleitung. Letztere ist auch die einzige von unsern landbesitzenden Gesellschaften gewesen, welche die Unhaltbarkeit ihrer Lage eingesehen und der Regierung den Rest ihres Landbesitzes gegen Ersatz der gehabten Aufwendungen freiwillig wieder angeboten hat.

Es war kein erfreuliches Bild deutscher Kolonialpolitik, welches ich hier entwickelt habe. Indessen aus Fehlern lernt man am meisten. Heutzutage würde niemand mehr in unsern Kolonien Minen- und Landrechte derart weitgehender

Art, wie sie in Südwestafrika vorliegen, verleihen.[1] Früher dachte man unter dem Druck der damaligen Verhältnisse eben anders. Und so sind beide Teile, Kolonialverwaltung wie Gesellschaften, beide von Voraussetzungen ausgehend, die sich nachträglich als nicht zutreffend erwiesen haben, in die jetzige schiefe Lage geraten. Aus dieser wieder herauszukommen, liegt daher im Interesse beider Teile, und dazu ist im Schoße der jetzt tagenden Kommission Gelegenheit gegeben. Möge in ihr der Geist gegenseitiger Nachgiebigkeit walten, unterstützt auf seiten der Gesellschaften durch das Verständnis für die Unhaltbarkeit ihrer Lage, auf seiten der Regierung durch Wohlwollen für nun einmal bestehende wohlerworbene Rechte. Dann wird eine beide Teile befriedigende, die Entwicklung des Schutzgebiets aber fördernde Lösung sicher zu finden sein.

Wilhelm von Humboldt und Karoline Luise, Fürstin zu Schwarzburg-Rudolstadt

Mit bisher ungedruckten Briefen Humboldts

Von

Ernst Anemüller

Die letzten Jahre haben uns manche bedeutsame Veröffentlichung über Wilhelm von Humboldt gebracht, die das Wirken dieses „Staatsmannes von wahrhaft perikleischer Hoheit“, wie ihn August Böckh nannte, in ein helleres Licht gerückt haben und die zugleich auch die Kenntnis seiner Beziehungen zu hervorragenden Zeitgenossen in vieler Hinsicht zu erläutern und zu ergänzen imstande sind. Einen Beitrag dieser Art sollen auch die folgenden Blätter bieten, die einige bisher unbekannte Briefe Humboldts an die Fürstin Karoline Luise von Schwarzburg-Rudolstadt enthalten.

Die Fürstin Karoline Luise war mit Humboldt etwa seit dem Jahre 1791 bekannt geworden, und zwar durch dessen Frau Karoline, geborene von Dacheröden. Sie war im Jahre 1771 als Tochter des damaligen Landgrafen Friedrich V. von Hessen-Homburg geboren und hatte sich 1791 mit dem Erbprinzen Ludwig Friedrich von Schwarzburg-Rudolstadt vermählt, der im Jahre 1793 durch den Tod seines Vaters auf den Thron des kleinen thüringischen Fürstentums gelangte. Vom Anfang dieser Bekanntschaft an fühlte sich Humboldt zu der schönen und geistvollen Fürstin mächtig hingezogen, und bald entwickelte sich zwischen beiden eine innige Freundschaft, die unvermindert bis zu Humboldts Tode bestand. Vielfache Besuche des Humboldtschen Paares oder auch Humboldts allein bei der Fürstin legen davon Zeugnis ab, und noch bei dem vielleicht letzten dieser

[1] Immer die Otavi- und Gibeon-Gesellschaft ausgeschlossen.

Besuche schreibt er von Rudolstadt aus am 2. Januar 1827 an seine Freundin Charlotte Diede: „Die verwitwete Fürstin ist eine der Frauen, wie man sie selten findet. Ich kenne sie seit meiner Verheiratung. Wir heirateten zu derselben Zeit, und ich war unmittelbar nach meiner Verheiratung mit meiner Frau, mit der sie sehr freundschaftlich verbunden war, einige Wochen hier, so daß mir der Ort auch wegen dieser Erinnerung sehr lieb ist. Die Fürstin war sehr jung, ungemein liebenswürdig und schön. Als ich mit meiner Frau später in Rom war, kam sie mit dem Fürsten auf einige Monate hin, und wir lebten auch da viel miteinander ... Sie besitzt sehr viele Kenntnisse, vorzüglich aber das, was man nicht ohne einen tiefen und umfassenden Geist erwirbt. Ihre Briefe sind gleich geist- und seelenvoll, und im Gespräch äußert sich dasselbe noch lebendiger und immer mit der größten Einfachheit und Bescheidenheit. Sie ist daher auch eigentlich kaum gekannt, nur bei den wenigen, die der Zufall ihr nähergebracht hat."

In dieser Charakteristik fehlt ein Zug, der nicht unbeachtet bleiben darf: die echt deutsche Gesinnung der Fürstin, die sie mit den übrigen Angehörigen des Homburger Hauses teilte. Diese Gesinnung wurde jedoch durch die Ereignisse der bewegten Zeit auf eine harte Probe gestellt. In Thüringen fielen im Oktober des Jahres 1806 die schweren Schläge, die Preußens Erniedrigung einleiteten. Dem Fürsten Ludwig Friedrich blieb, um die Selbständigkeit seines Fürstentums zu retten, kein andrer Weg, als dem Rheinbunde beizutreten. Wenige Tage darauf schon starb er. Unter den denkbar schwierigsten Verhältnissen fiel seiner Witwe die Aufgabe zu, als Vormünderin ihres ältesten Sohnes die Regentschaft zu führen. Mutig harrte sie im vollen Bewußtsein ihrer Pflichten aus, bis endlich die Schlacht von Leipzig der Fremdherrschaft ein Ende machte. Mit Jubel begrüßte sie den Sieg der gerechten Sache — aber noch standen ihr schwere Sorgen bevor. Denn nun fragte es sich, ob es gelingen werde, ihrem Sohne und ihrem Hause bei der Neuordnung der Verhältnisse Deutschlands die Souveränität zu erhalten. War doch die Befürchtung nicht von der Hand zu weisen, daß auch diejenigen Rheinbundstaaten, die nur unter dem Zwange der äußersten Not sich an Napoleon angeschlossen hatten, dieses Bündnis mit dem Verluste ihrer Selbständigkeit würden bezahlen müssen.

In diesem kritischen Augenblick setzte nun Humboldts Tätigkeit zugunsten der Fürstin ein. Wir wissen, daß Humboldt ein Gegner einer allzu straffen Zentralisation Deutschlands war. So trafen hier seine politischen Ansichten mit seiner freundschaftlichen Zuneigung zu der Fürstin Karoline Luise in einem Punkte zusammen.

Humboldt war damals preußischer Gesandter in Wien. Mit wachsender Ergriffenheit schaute auch er im Jahre 1813 das gewaltige Schauspiel der Erhebung des preußischen Volkes. Schon fingen auch die Pläne der künftigen Neugestaltung Deutschlands an, ihn zu beschäftigen. Aber zunächst war ihm eine andre Aufgabe gestellt. Es erhob sich die bange Frage, ob es gelingen werde, Oesterreich zum Anschluß an Preußen und Rußland zu bewegen.

Humboldt war es, der von preußischer Seite während des Waffenstillstandes die Verhandlungen auf dem merkwürdigen Kongresse zu Prag zu führen hatte. Die Nacht des 10. August brachte die ersehnte Entscheidung, die Verhandlungen wurden abgebrochen, Oesterreich erklärte an Napoleon den Krieg, und Humboldt selbst gab vom Hradschin aus das Zeichen, auf das die Feuer auf dem Riesengebirge aufleuchteten und weithin die Kunde von dem Wiederbeginne des furchtbaren Entscheidungskampfes trugen. Am 22. August verließ er Prag und ging nach Wien zurück, um von den Seinen Abschied zu nehmen. Dann begab er sich in das Hauptquartier der Alliierten.

Die Schlacht von Leipzig besiegelte die Auflösung des Rheinbundes, und für die Rheinbundfürsten galt es nun, aus dem Zusammenbruche zu retten, was möglich war. So war es auch jetzt die Hauptsorge der Fürstin Karoline Luise, ihrem nunmehr zwanzigjährigen, ältesten Sohne die Souveränität des Fürstentums zu erhalten. Nicht aus Sympathie für den französischen Eroberer, wie manche andre Fürsten, sondern nur der bitteren Not gehorchend, hatte der Fürst 1807 seinen Beitritt zum Rheinbunde erklärt. Napoleon hatte der Fürstin den Herzogstitel für ihren Sohn angeboten — sie hatte das Dekret zerrissen! „Si j'avais accepté le titre de Duc pour mon fils," so schrieb sie später an ihre Schwester, „comme je l'aurais pu du temps de Napoléon, il serait ce que tous les ducs de la fabrique de Napoléon sont maintenant en Allemagne — mais je ne voulais pas d'une élévation acquise par l'ennemi de notre pays — n'était-ce pas une élévation honteuse?" Will man also gerecht sein, so darf man nicht von „landesverräterischen Rheinbundfürsten" ohne Unterschied sprechen und muß sich gegenwärtig halten, daß nach 1806 der Anschluß an den Bund oft nur eine politische Notwendigkeit war.

Eine unmittelbare Folge der Schlacht von Leipzig war die Errichtung der Zentralverwaltung für die eroberten und noch zu erobernden Länder durch die Verbündeten unter der Leitung des Freiherrn vom Stein am 21. Oktober. Die Wirksamkeit dieser Behörde erstreckte sich in erster Linie auf diejenigen Länder, die augenblicklich herrenlos waren. Dies traf zunächst auf Sachsen zu, dessen König am 19. Oktober in Leipzig gefangengenommen und dann nach Berlin abgeführt wurde. Demzufolge wurde Sachsen sofort unter die Verwaltung des russischen Fürsten Repnin, der früher Gesandter in Kassel gewesen war, als Generalgouverneurs gestellt. Ferner aber sollten unter die Zentralverwaltung auch die Länder gestellt werden, deren Fürsten dem Bunde gegen den gemeinsamen Feind nicht beigetreten waren. Ein weiterer Artikel des Vertrages bestimmte, daß es hinsichtlich der Länder, deren Fürsten dem Bunde beitraten, von den abzuschließenden Verträgen abhängen sollte, wie die Zentralbehörde sich in die Regierung einzumischen habe; solchen Fürsten solle ein Agent der Zentralbehörde beigeordnet werden.

Die Fürstin Karoline Luise säumte nicht, die nötigen Schritte zu tun, um ihren Anschluß an die Verbündeten zu erklären. Sie sandte u. a. auch ihren ältesten Sohn, den Prinzen Friedrich Günther, in das Hauptquartier der ver-

bündeten Fürsten. Der Prinz machte dann den ganzen Feldzug mit. Inzwischen aber war schon ein Ereignis eingetreten, das leicht verhängnisvolle Folgen für sie hätte haben können. Das Fürstentum Schwarzburg-Rudolstadt stand nämlich in bezug auf einen Teil seiner Besitzungen in der sogenannten Unterherrschaft (Frankenhausen am Kyffhäuser u. s. w.) seit Jahrhunderten in einem Lehnsverhältnisse zu dem Kurfürstentum Sachsen. Dieses Lehnsverhältnis mag der Grund gewesen sein, weshalb der Freiherr vom Stein auch die schwarzburgischen Fürstentümer als zu Sachsen gehörig ansah und dem sächsischen Generalgouvernement unterstellen wollte. Kein Zweifel, diese Maßregel hätte im Falle der völligen Annexion Sachsens durch Preußen, die ja damals große Wahrscheinlichkeit für sich hatte, auch der Selbständigkeit der beiden Schwarzburg leicht ein Ende bereiten können. Zugleich mußte Steins Verfahren von der Fürstin Karoline Luise als nach der Lage der Dinge ungerecht und im höchsten Grade demütigend empfunden werden. Noch hatte die Fürstin indessen keine Kunde von Steins Absichten. In diesem kritischen Augenblicke setzte Humboldts Tätigkeit zu ihren Gunsten ein. Die wirre Masse der geschlagenen Franzosen wälzte sich über Weimar nach dem Westen hin. Ihnen folgten die Sieger auf dem Fuße. Am 26. Oktober waren die beiden Kaiser in Weimar. Zugleich traf auch Humboldt dort ein. Am Abend weilte er bei Goethe, am folgenden Tage nahm er von ihm Abschied. Mitten in dem Drange der Ereignisse fand er Zeit, an die Fürstin Karoline Luise von dem Dorfe Dornheim bei Arnstadt aus zu schreiben, und jetzt erst hörte diese von der Gefahr, in der ihr Land und ihr Haus geschwebt hatten, zugleich aber auch davon, daß Humboldts treue Freundschaft diese Gefahr vorläufig beseitigt hatte. Der Entwurf des die Zentralverwaltung betreffenden Vertrages war Humboldt vorgelegt worden. Er hatte sofort eingesehen, wie verhängnisvoll die Einbeziehung der schwarzburgischen Lande in das Gebiet des sächsischen Generalgouvernements sein mußte, und hatte die Streichung der beiden Fürstentümer veranlaßt. So war für den Augenblick schon viel gewonnen. Aber Stein war in diesem Punkte sehr hartnäckig. Die Neuordnung der Verhältnisse der früheren Rheinbundstaaten fand im November zu Frankfurt statt. Dort strömten jetzt die Gesandten zusammen, um eine möglichst günstige Gestaltung der Dinge zu erlangen, und es ist bekannt, wie Humboldt, der allzeit Spottlustige, sich über die figures délicieuses mancher von ihnen und die so entstandenen scènes extrêmement comiques amüsierte (Brief an die Prinzessin Luise von Preußen vom 22. Dezember). Auch die Fürstin Karoline Luise hatte ihren Vertreter, den Kanzler von Ketelhodt, nach Frankfurt entsandt. Er hatte Stein gegenüber einen schweren Stand. Denn dieser kam immer wieder auf seine alte Ansicht der Zugehörigkeit Schwarzburgs zu Sachsen zurück. Aber Humboldt sah sich, wie er später von Chatillon aus schrieb, geradezu als den Minister der Fürstin bei den verbündeten Höfen an, und es gelang ihm tatsächlich auch jetzt, seine Ansicht gegenüber dem leidenschaftlichen Manne, wie sehr dieser auch grollte, durchzusetzen. Die beiden Schwarzburg wurden endgültig in den Bund aufgenommen. Als Agent der verbündeten Mächte wurde für sie wie

auch für die sächsischen Herzogtümer der Herr von Riedesel mit dem Sitze zu Arnstadt bestimmt. Damit war die Selbständigkeit Schwarzburgs gerettet und die Grundlage gewonnen, auf der später beim Wiener Kongresse die Souveränität der beiden Fürstentümer endgültig anerkannt wurde. Es war der Dank Humboldts für die vielen Beweise treuer Freundschaft, die er von der Fürstin Karoline Luise erhalten hatte.

Ich lasse nun die Briefe Humboldts an die Fürstin aus den Jahren 1813 bis 1815 im Zusammenhange folgen. Sie erläutern im einzelnen den Gang der eben geschilderten Verhandlungen und zeigen deutlich, in welcher fürsorglichen Weise Humboldt die Interessen der Fürstin wahrnahm, sie bieten aber auch sonst wertvolle Stimmungsbilder und Charakteristiken aus jener großen und für die politische Neubildung Deutschlands so bedeutungs- und verhängnisvollen Zeit.

Dornheim, 1813, Oktober 27.

Ich ergreife den ersten Augenblick, in dem es mir möglich ist, Ew. Durchlaucht ungehindert zu schreiben, um Ihnen zu zeigen, wie peinlich es für mich gewesen ist, so lange zum Schweigen gezwungen zu sein, und wie peinlich es noch für mich ist, nicht selbst nach Rudolstadt haben kommen zu können, während ich mich so nahe dabei befinde. Aber die Verpflichtung, dem Hauptquartier des Kaisers von Oesterreich zu folgen und die Schnelligkeit, mit der man vorrückt, verbot es mir durchaus, mich auch nur für einen einzigen Tag zu entfernen. Die Ereignisse, die diese letzten Wochen uns gebracht haben, sind ganz außerordentlich. Wenn die Katastrophe, die wir erlebt haben, nach dem Laufe der menschlichen Ereignisse und nach den Beschlüssen des Schicksals vorauszusehen war, das niemals gestattet, seine Gunst gar zu augenscheinlich lange Zeit hindurch zu mißbrauchen, so war es doch schwer, sich auf einen Erfolg Hoffnung zu machen wie derjenige, den die vereinigten Armeen soeben davongetragen haben. Wie vieles würde ich mündlich Ew. Durchlaucht darüber zu sagen haben — ich verzichte darauf, schriftlich mich darüber ausführlicher auszusprechen. Die Gedanken stellen sich in zu großer Menge ein, als daß es möglich wäre, sie in wenigen Zeilen wiederzugeben.

Ich höre, wenn man mir recht berichtet hat, daß Seine Durchlaucht der Prinz, der Sohn Ew. Durchlaucht, während des Aufenthaltes, den die beiden Kaiser in Weimar gemacht haben, dort gewesen ist. Ich vermute, daß Ew. Durchlaucht bei dieser Gelegenheit auch die Interessen Ihres Staates im Auge gehabt haben. Ew. Durchlaucht werden wissen, daß die verbündeten Mächte bereit sind, mit den deutschen Fürsten, die nicht mehr im Rheinbunde bleiben wollen, Verträge zu schließen, indem sie ihnen den Besitz ihrer Staaten garantieren. Wenigstens hat der Fürst Metternich (da doch der Kaiser ihm die Fürstenwürde verliehen hat) es mir noch heute bestätigt. Sachsen ist einem provisorischen Verwaltungsausschuß und einem Generalgouverneur unterstellt worden. Man hatte in der Proklamation, die über diesen Gegenstand erlassen ist, auch die Staaten Schwarzburg inbegriffen. Der Entwurf dieser Proklamation wurde mir

glücklicherweise mitgeteilt, und ich habe veranlaßt, daß der Staat Ew. Durchlaucht und der des Hauses Sondershausen gestrichen wurden. Ich habe geglaubt, Ew. Durchlaucht dadurch ein schwaches Zeichen meiner ehrfurchtsvollen Ergebenheit zu geben. Ich glaube allerdings nicht, daß diese Verwaltung drückend sein würde, sie ist im Gegenteil gut organisiert, aber es schien mir, daß man die Staaten Ew. Durchlaucht nicht erwähnen durfte, ohne Ihre Meinung und Ihre Anordnungen zu kennen. Wenn Ew. Durchlaucht glauben sollte, meine schwachen Dienste noch gebrauchen zu können, so bitte ich Sie, mir Ihre Befehle zukommen zu lassen. Ich würde unendlich glücklich sein, Ihnen zeigen zu können, wie sehr die Beweise von Wohlwollen, die Ew. Durchlaucht mir immer zu geben geruht haben, mich mit der lebhaftesten Dankbarkeit erfüllt haben. Ich brauche übrigens nicht zu sagen, daß ich das, was ich Ew. Durchlaucht soeben über den Verwaltungsausschuß und die Proklamation gesagt habe, nur Ihnen mitteile und nur zu dem Gebrauche, den Sie davon zu machen für ratsam halten.

Ew. Durchlaucht werden schon wissen, daß die Prinzen Friedrich und Ludwig, Ihre Brüder, leicht verwundet sind. Ich habe den Prinzen Friedrich in Köthen gesehen und habe ihn sehr munter und wohlauf gefunden. Der Knochen hat nicht gelitten und die Kugel ist nur durch das Fleisch gegangen. Man sagte mir dasselbe von dem Prinzen Ludwig, der schon nach Dessau gegangen war, als ich nach Leipzig kam.

Wenn Ew. Durchlaucht geruhen sollten, mir eine Antwort zu senden, so wird diese mich im Hauptquartier des Kaisers von Oesterreich treffen, das die Postanstalten immer kennen.

*

Schmalkalden, 1813, Oktober 31.

Vor einigen Stunden erhielt ich den Brief, den Ew. Durchlaucht mir zu schreiben geruhten, und es ist mir unmöglich, Ihnen zu sagen, wie tief ich von allem gerührt bin, was Sie die Gnade hatten mir betreffs der wenigen Dinge, die ich in dem gegenwärtigen Augenblicke erreichen konnte, zu sagen. Ich kann dabei kein andres Verdienst in Anspruch nehmen als das, von dem glühenden Wunsche durchdrungen zu sein, Ihnen meine ganze unwandelbare Ergebenheit zu beweisen; dieses Gefühl hat in mir von dem ersten Augenblicke an gelebt, in dem ich die Ehre gehabt habe, Ew. Durchlaucht bekannt zu werden; es wird so lange dauern, als ich lebe, und Ew. Durchlaucht können mir keinen größeren Beweis Ihres Vertrauens geben und mich durch nichts glücklicher machen, als indem Sie mich in den Stand setzen, Ihre Befehle auszuführen.

Der Entschluß Ew. Durchlaucht, den Fürsten, Ihren Sohn, dem Kriegsdienste der verbündeten Mächte während dieses Krieges zu weihen, ist ohne Zweifel der stärkste Beweis, den Sie von Ihrer Gesinnung geben können und von Ihrer Absicht, sich ihrer Sache anzuschließen. Dieser Entschluß ist Ihres Herzens und des des Prinzen würdig und wird so durch die Souveräne gewürdigt werden. Die Sendung des Kanzlers von Ketelhodt ist gewiß sehr notwendig und wird sicher zum Ziele führen; aber ich glaube, daß es besser sein wird, wenn er erst

nach Frankfurt kommt. Er wird dort die drei Souveräne und ihre Kabinette vereint finden, und ehe man dort ankommt, wird man beständig unterwegs sein und gar nicht an die Geschäfte denken können. Ich werde mir eine wirkliche Ehre daraus machen, den Baron v. K. mit Ratschlägen zu unterstützen, die meine Kenntnis der Persönlichkeiten mir an die Hand geben kann.

In der Erwartung der Ankunft des Kanzlers habe ich den Fürsten Metternich von seiner Ankunft und von dem Entschlusse Ew. Durchl. betreffs des Prinzen Günther benachrichtigt; er hat mich beauftragt, Ihnen zu sagen, daß er mit dem lebhaftesten Vergnügen sich bemühen wird, alles zu tun, was Ihnen angenehm sein kann. Ich werde dieselbe Benachrichtigung auch dem Staatskanzler Baron Hardenberg zugehen lassen, und da ich ihn noch genauer kenne, so bin ich von vornherein sicher, daß er denselben Wunsch haben wird, Ihren Wünschen zu entsprechen.

Ich sehe bei allem, was die Fürstentümer Schwarzburg betrifft, nur zwei Schwierigkeiten voraus. Die erste wird sich in der jetzigen Zeit zeigen. Soweit ich die Absichten der verbündeten Kabinette kenne, wird man wünschen, sich mit den Höfen, die der Allianz beitreten wollen, indem sie auf den Rheinbund verzichten, auf die Weise zu arrangieren, nach der sie geneigt und imstande sein werden, zu der gemeinsamen Sache nach ihrem Anteile beizutragen. Ihre Gesandten werden vermutlich zu diesem Zwecke an den Baron vom Stein verwiesen werden, der der Chef der Zentralverwaltung ist, der in diesem Augenblicke die Verwaltung von Sachsen unterstellt ist. Stein ist gegenwärtig in Leipzig, aber er wird, wie ich vermute, nach Frankfurt kommen. Ich bin von vornherein sicher, daß Ew. Durchlaucht selbst, soweit es die Mittel Ihres Landes gestatten, zu dem edeln und großen Zwecke dieses Krieges beitragen werden. Es wird sich indessen doch, wenn falsche Ideen über diese Mittel existieren, Streit erheben können, und für diesen Fall wird es sehr gut sein, wenn der Kanzler von Ketelhodt mit den letzten Nachweisen über die wirkliche Lage des Landes versehen ist.

Die zweite Schwierigkeit würde sich im Frieden erheben im Augenblicke der definitiven Neugestaltung Deutschlands. Aber ich kann Ew. Durchlaucht versichern, daß noch keine Entscheidung über diesen wichtigen Gegenstand gefallen ist und daß alles noch völlig intakt ist. Wenn jedoch dieser Augenblick, was ich nicht glaube, irgendwelche Klippe bieten sollte, so wird sie leicht zu vermeiden sein.

Ew. Durchlaucht werden aus der beigefügten Marschroute ersehen, daß die beiden Kaiser hoffen, am 9. zu Frankfurt vereinigt zu sein. Welch großartige und, was mehr ist, wohltätige und heilsame Zeit für Deutschland und für Europa! Man darf hoffen, oder wie Ew. Durchlaucht sehr richtig sagen, man kann schon sicher sein, daß, wenn man nur noch die Ergebnisse zieht, die Sache getan und vollendet ist, und man wird es dem eignen Mute und der eignen Energie verdanken, vom fremden Joche befreit zu sein.

Die Stelle in dem Briefe Ew. Durchlaucht über den König hat mich sehr bewegt. Er hat in dieser ganzen Zeit großen seelischen Schwung und ein überaus starkes und immer sich erneuerndes Gefühl der Erinnerung an die verstorbene

Königin gezeigt. Sein Schmerz, sie nicht mehr die Freude an seinen Erfolgen teilen zu sehen, gibt sich oft auf die rührendste Weise kund. Man muß gestehen, daß die Nation sich unendlich tüchtig gezeigt hat, und man kann stolz sein, ihr anzugehören.

Ew. Durchlaucht werden ohne Zweifel wissen, daß der Großherzog von Würzburg aus dem Rheinbund ausgetreten ist und daß Württemberg im Begriffe ist, einen Allianzvertrag mit Oesterreich zu schließen, daß Würzburg und Hanau schon in den Händen des Generals Wrede sind und daß Napoleon sich über Wetzlar zurückzuziehen scheint.

Ich habe heute abend einen Brief der Kaiserin Marie Louise an den Kaiser Napoleon gelesen, den man abgefangen hat. Obwohl er unbedeutend ist, so zeigt er doch Besorgnis und Unruhe, besonders wegen des Fehlens von Nachrichten. Was mich am meisten überrascht hat, ist der natürliche und ungekünstelte Ton von Interesse, von Anhänglichkeit, von Liebe, der darin herrscht. „Mein teurer Freund," „Deine treue Freundin" — und eine geradezu überraschende Besorgnis betreffs der Person Napoleons. Man würde dem besten und liebsten Manne nicht anders schreiben können! Wie seltsam die Welt und die Menschen sind, und wie viele frappante Gegensätze man darin findet!

Der Brief an Se. Durchlaucht den Prinzen Philipp wird pünktlich besorgt werden.

(Schluß folgt)

Aus Karl Friedrich Freiherrn von Kübecks Tagebüchern

(Schluß)

August 1831.

Die Hofintrigen spannen im Lauf des Monats August sich fort in der Richtung, sich der Regierung zu bemächtigen. Der Kampf war vorzüglich zwischen Metternich und Kolowrat, der durch seine Abwesenheit in Ischl dem andern freieren Spielraum gewährte. Metternich hat unter der Form einer Konferenz, in der sein Wort allein gilt, alle Geschäfte an sich gezogen. Der Kammerpräsident Graf Klebelsberg, auf seine persönlichen Vorteile wohl bedacht, scheint nicht ungeschickt sich in beiden Bügeln geschaukelt zu haben. Doch wurden die Umstände schwierig. Metternich, klug wie er ist, sah die Folgen voraus und wünschte einen und zwar den gehässigen Teil der Gestion auf andre Rechnung zu bringen. Der Kaiser war unruhig und sah, daß der Gang der Dinge schwanke. So geschah es, daß dem Grafen Kolowrat von Sr. Majestät im Wege des Kabinetts geschrieben wurde, er möge sich nach Wien begeben. Graf Kolowrat, unzufrieden wie immer, benutzte sein Hausmittel und antwortete mit Entschuldigungen, trat sogar seine Reise statt nach Wien — nach Prag an.

Der Kaiser war darüber im höchsten Grade aufgebracht. Der oberste

Kanzler Graf Mitrowsky wartete ihm aber an dem Tage der erhaltenen Antwort, es war an einem Sonntag, in Baden auf. Der Kaiser hieß ihn zu sich setzen, war verstimmt und sprach fast nicht. Mitrowsky empfahl ihm die Erledigung eines Vortrags der Hofkanzlei mit der Bemerkung, daß solche jetzt um so leichter sein dürfte, als ja Graf Kolowrat nun auch bald zurückkommen werde.

„Nein,“ fuhr der Kaiser auf, „der kommt nicht mehr. Ich habe ihn rufen lassen; er gab mir eine abschlägige Antwort. Er ist ein undankbarer Mensch. Noch für keinen habe ich so viel getan als für ihn; nun verläßt er mich. Ich bin nur im Zweifel, ob ich als Kaiser meines Amtes handeln oder noch Gnade für Recht ergehen lassen soll.“

In diesem Augenblick wurde der eigens nach Baden bestellte Graf Klebelsberg angemeldet, dem der Kaiser ungefähr dasselbe sagte und der gleich nach der Audienz dem Grafen Kolowrat den Inhalt derselben schrieb. Kolowrat ließ sich nicht abschrecken, meldete vielmehr dem Kabinett, daß er von Ischl nach Prag reise, wohin man ihm, wenn man wolle, die Akten nachsenden möge. Er reiste aber langsam. Der Kaiser war inzwischen schon von seiner Aufreizung zurückgekommen, woran Metternich selbst den größten Anteil hatte, der den Grafen Kolowrat nicht mehr fürchtet, ihn als ein scheinbares Gegengewicht seiner selbst an die Seite des Kaisers stellt und als eine Wand benutzt, die viele Maßregeln auf sich bezogen darstellt, welche hinter ihr vorbereitet und beschlossen werden. Als Kolowrat auf seiner langsamen Reise in Linz verweilte, erhielt er ein Kabinettschreiben, worin der Kaiser, ohne des Vorhergegangenen zu erwähnen, ihm eröffnete, er habe bei der fortschreitenden Annäherung der Seuche (Cholera) beschlossen, sich mit einigen getreuen Dienern in Schönbrunn abzusperren. Unter diesen sei auch Kolowrat. Er möge also kommen, oder, wenn er sich vor der Krankheit fürchte, seine negative Erklärung geben, damit der Kaiser andre Vorkehrungen treffen könne.

Nun eilte Kolowrat nach Wien, wo er am 15. ankam und gleich des andern Tags sich dem Kaiser vorstellte. Unmittelbar nach seiner Audienz hatte ich die Ehre — am 16. —, mit ihm zu sprechen. Er sagte:

„Der Kaiser hat mir zu verstehen gegeben, daß er in der Not verlassen werde; allein der Kaiser hat sich selbst verlassen. Schon zwei Monate vor meiner Abreise habe ich bemerkt, wie Metternich unter dem Titel der Konferenz alle Geschäfte an sich zieht. Ich machte den Kaiser aufmerksam, wie durch die Kriegsmaßregeln unsre Finanzen erschöpft werden, und wie notwendig es sei, Einhalt zu tun. Der Kaiser antwortete mir damals: ‚Das muß jetzt sein. Lassen wir jetzt Klebelsberg machen; Ihre Zeit wird schon wieder kommen.‘ Ich bemerkte Sr. Majestät, es könnte wohl zu spät werden. — ‚Seien Sie unbesorgt,‘ erwiderte der Kaiser, ‚ich bin schon aufmerksam und verstehe ja auch, was zu tun ist.‘ — Nun,“ fuhr Kolowrat fort, „ist die Verwirrung fertig. Metternich hat während meiner Abwesenheit fast alle Geschäfte an die Konferenz, d. i. an sich gezogen, denn die übrigen Mitglieder verstehen nichts davon; leider er auch nicht viel. Ich machte den Kaiser aufmerksam, wie gefährlich die Umstände

geworden seien, wie aufgeregt allenthalben die Volksmeinung sich erhebe, wie verhaßt Metternich und Stifft sei. Der Kaiser erwiderte: ‚Was den Staatsrat Stifft betrifft, so hat er sich vielleicht geirrt, und Irren ist menschlich. Metternich hat mir große Dienste geleistet. Wenn er jetzt auch einige Konfusionen macht und es kein Wunder ist, daß man im Volke sich gegen ihn ausspricht, so ist er mir doch ganz ergeben. Gerade jetzt ist es meine Pflicht, beide zu halten.‘“ — „Aber,“ soll Kolowrat weiter bemerkt haben, „sollen die Rüstungen und Bewaffnungen, die uns neben der Cholera ganz zugrunde richten, fortdauern?“

Kaiser: „Ich kann sie nicht aufgeben, zumal Rußland es wünscht und einen großen Wert darauf legt.“

Kolowrat: „Sollte denn aber die Verbindung mit Rußland in Eurer Majestät Interessen liegen und eine richtige Politik sein? Haben die neuesten Ereignisse nicht die Schwäche dieses Reiches aufgedeckt, das für uns keine Stütze mehr sein kann?“

Kaiser: „Ja freilich; allein Rußland verteidigt die guten Grundsätze.“

Kolowrat: „Erlauben Eure Majestät, daß ich auf die Finanzen zurückkomme. Klebelsberg sagt mir, daß der Geldbedarf nur für den Monat August gedeckt sei, daß für den September erst gesorgt werden müsse, daß für das nächste Jahr gar nichts geschehen sei, und daß Eure Majestät ihm eben jetzt einen Urlaub bewilligt haben.“

Kaiser: „Das letztere mußte ich bei seinen geschwächten Gesundheitsumständen gewähren. Ich rechne nun auf Sie. Sie müssen mir bei der Kammer nachsehen und Ordnung machen.“

Kolowrat: „Ich kenne den Stand der Finanzen gar nicht. So viel ist klar, daß die Auslagen ungeheuer, die Einnahmen im Versinken, der Kredit erschöpft sind.“

Kaiser: „Sehen Sie, machen wir Papiergeld, wie es jetzt der russische Kaiser getan.“

Kolowrat: „Ich glaube nicht, daß dieses Mittel eine ausgiebige und nachhaltige Hilfe gewähren könne.“

Kaiser: „Es würde dabei nur auf die Modalitäten ankommen, die ausfindig gemacht werden müßten.“

Nachdem Graf Kolowrat mir diese Mitteilung gemacht hatte, entließ er mich mit den Worten:

„Glauben Sie mir, wir werden jetzt mit neuer Glorie auftauchen, denn des Kaisers Vertrauen auf Metternich und seine Konferenz ist erschüttert.“

Ich stellte mir die Frage: „Wer sind denn die ‚Wir‘?“ Was mich betrifft, wer hat mich denn untergetaucht?“

Es ist nun ein Jahr, daß dem Kaiser die Resultate der Finanzkommission vorgelegt wurden. Ein Budget mit einer Million Ueberschuß, ein Kredit, wie Oesterreich ihn noch nicht hatte. Und für mich der Lohn? Von diesem Augenblicke an Verlust meiner Stellung an der Seite des Kaisers.

Ausschließung von den Finanzgeschäften, Kränkungen und Zurücksetzungen

aller Art, Kolowrat die alleinige oder doch wirksamste Ursache dieser Behandlung, und doch diese Heuchelei!

By thy cold breast and serpent smile,
By thy unfathom'd gulfs of guile,
By that most seeming virtuous eye,
By thy shut soul's hypocrisy,
By the perfection of thine art
Which pass'd for humain thine own heart;
By thy delight in other's pain,
And by thy brotherhood of Cain
I call upon thee and compel
Thyself to be thy proper Hell!

Dank, der Dank, mein lieber Freund, ist eine seltene Gabe des selten gütigen Schicksals; aber an den steilen Höhen des Geschäftslebens, in seinen Morästen und Einöden muß man nie nach ihr botanisieren; sonst bringt man nur wunde Füße und fruchtlosen Schweiß mit nach Hause.

Folgendes Ereignis verdient wohl auch einen Platz in der Geschichte der Höfe:

In den ersten Tagen des Monats August wurde der Hofrat und Wiener Polizeioberdirektor Freiherr von Waldstätten nach Baden zu Sr. Majestät dem Kaiser berufen, der ihn sehr gnädig empfing und ihm bemerkte, er höre allerlei über eine böse Volksstimmung in Wien und fordere ihn auf, ihm klaren Wein einzuschenken. Waldstätten ist kein Höfling und ein ehrlicher Mann. Er sagte dem Kaiser die Wahrheit, wie sie ihm bekannt war. Er müsse, bemerkte er, bekennen, daß die Stimmung sehr gereizt und ungünstig sei. Obschon die Liebe zu dem Monarchen nicht erloschen ist, so sei sie doch nicht mehr so lebhaft und gesteigert wie sonst. Die nahe Gefahr der Seuche (Cholera) schreibe man dem befolgten Rate des Staatsrates Stifft zu, der, früher schon unbeliebt, jetzt so gehaßt werde, daß er, Waldstätten, Ausbrüche des Volkszorns gegen denselben fürchte. Die auswärtige Politik Oesterreichs, vorzüglich in Beziehung auf Polen, für welches Enthusiasmus im Volke herrsche, die Richtung der Regierung im Innern und die daraus hervorgehende allgemeine Unbehaglichkeit schreibe man dem Fürsten Metternich zu, der denn nicht minder gehaßt werde. Man fange an, von der Notwendigkeit einer Verfassung zu sprechen, und die gemeinen Klassen drohten ohne Scheu mit Aufstand, Barrikaden und Pflastersteinen.

Der Kaiser frug Waldstätten, ob er denn diese Verhältnisse nicht angezeigt habe? — „O allerdings,“ antwortete dieser, „in meinen Rapporten an den Präsidenten der Polizeihofstelle habe ich nichts andres und alles, was ich eben berichtete, erörtert.“ Der Kaiser erwiderte, daß er nichts bekommen hätte, daß er sich darüber wundere und daß er dem Waldstätten hiermit auftrage, alles, was er mündlich sagte, nachträglich zu Papier zu bringen und von jedem künftigen Stimmungsberichte an den Polizeiminister eine Abschrift dem Kaiser unmittelbar vorzulegen.

Der Kaiser schien darüber sehr beunruhigt und sprach zu jemand unmittelbar

nachher von Auflösung der Polizeistelle, Uebertragung ihrer Geschäfte an die Hofkanzlei u. s. w.

Waldstätten verfügte sich gleich nach dieser Audienz zu seinem Präsidenten, dem Grafen Sedlnitzky, erzählte ihm, was geschah, und da sie Jugendfreunde sind, so erlaubte er sich, ihn auf das unrichtige Benehmen in seinen Retardanzen und insbesondere der Zurückhaltung so wichtiger Anzeigen aufmerksam zu machen. Sedlnitzky nahm aber diese Vertraulichkeit sehr übel und verhehlte nicht seine tiefe Verletzung.

Er warf Waldstätten Undank vor und sagte ihm, daß er nur vielleicht unwissend zur Fliegenklatsche einer Partei sich habe gebrauchen lassen, die ihn, Sedlnitzky, zu entfernen wünsche.

Am 20. August erscheint ein Handbillett, durch welches Baron Waldstätten seines Dienstpostens enthoben, einstweilen der Cholerakommission zugeteilt und die Führung der Polizeidirektion provisorisch dem Hofrat von Braulik zugewiesen wird.

„Tabescere me fecit zelus meus!“ kann Waldstätten mit dem Psalmisten ausrufen.

*

Welches ist der wahre Mut? Der Mut zum Kampfe, zu Leiden, zum Tode? Der noch nicht; er kann die Wirkung sein vom zornentbrannten Gemüte, von des Ehrgeizes und Ruhmes verzehrender Glut, von Schwäche, Leidenschaft und Aberglauben. Der Mut des Mutes ist die Vertretung, die laute, unerschrockene, der eignen Meinung, des höchsten eigentlichsten Eigentums des Geistes, unsers ganzen Wesens. Aber man muß eine erworben haben und besitzen. Nicht Erbschaft, nicht Geburt, nicht Gunst, nicht Glück, nicht Unterricht, nicht Erziehung gewährt sie als Geschenk. Sie will aus den Tiefen des eignen Seins geschöpft, mit Mühe erstrebt, mit Anstrengung erworben sein. Hast du dir sie angeeignet, so bekenne sie laut vor jedermann, zu allen Zeiten, verhandle sie nimmermehr um Fürstengunst, um Volksbeifall oder andre vergängliche Güter dieser Erde; verstecke und töte sie nicht aus Furcht und Feigheit, denn ein Selbstmord ist es, den du begehst. Verwechsle die Meinung nicht mit Kenntnissen. Kenntnisse mangeln heute nicht, aber statt sie zu verbinden, werden sie zersplittert. Man hat das konzentrische Zerebral- in das zerstreuende Gangliensystem umgewandelt. Die Meinung ist eine Frucht beharrlicher, unermüdlicher, unveränderlich mit demselben Gegenstande beschäftigter Energie. Man braucht das Feld seiner Arbeiten nicht zu verengen, aber man muß sie einem unveränderlichen gemeinsamen Mittelpunkte zuwenden, in welchem alles sich verschmelze. Eine mittelmäßige, aber konzentrierte Fähigkeit, die tief und mächtig einem und demselben Punkte zustrebt, steht unendlich höher als eine Menge leichter Andeutungen unzusammenhängender Kenntnisse.

*

November 1831.

Die österreichische Politik ist aus der Natur der Stellung der Monarchie und aus Neigung des regierenden Hauses und der Aristokratie wohl schwerlich für eine Verbindung mit Frankreich; gleichwohl ist die nachfolgende Unterredung meines Freundes Knorr mit dem Fürsten Metternich anziehend und bezeichnend. Fürst Metternich nahm einen Bogen Papier und hielt ihn schief. In dem ihm eignen doktrinell-mystischen Tone begann er seine Rede:

„Sehen Sie, hier auf der oberen Kante, an der Spitze der schiefen Fläche steht England; hier unten an der Basis derselben liegt Frankreich. England ist im Apogäum seiner Macht und schon auf der Bahn seines Falles; Frankreich ist gefallen. Wenn ein Individuum von seiner Höhe stürzt und fällt, so zerschellt es; es ist aus mit ihm. Nicht so ein Staat. Fällt ein Staat, so zerschellt er nicht, er verjüngt sich und steigt wieder empor. Wenn also jetzt England Beistand wünscht und sucht, so muß man ihn verweigern, denn wer sich mit einem sinkenden Staate verbindet, wird von ihm mit in den Fall gerissen. Begehrt aber Frankreich Hilfe und Beistand, so muß man ihn gewähren; denn das gefallene Frankreich muß steigen, weil es gefallen ist, und diejenigen Mächte mit erheben, die sich mit ihm verbinden. In Deutschland steckt die wahre Gefahr, da greift die Demokratie um sich und die Demagogen brechen sich Bahn. Das muß anders, dieser Geist muß gebändigt werden.

„Man hält mich für einen Obskuranten; das bin ich nicht, wohl aber ein Feind aller Doktrinäre und ihrer Doktrinen; die hohlen Phrasen dieser Leute verderben alles. Ich bin ein Freund der Völker und ihrer wahren Interessen; aber nur jene Rechte möge man erweitern, die diese wahren Interessen befördern. Dazu taugen aber die Doktrinäre nicht."

Mir wird von all dem so dumm, als ging' mir ein Mühlrad im Kopf herum.

*

Am 7. November abends kam Graf Kolowrat von dem Hoflager in Schönbrunn zurück, und am 8. wurde der Inhalt eines Kabinettschreibens bekannt, durch welches der staatsrätliche Referent Hofrat Joseph Ritter von Hauer zum Hofkammervizepräsidenten, der Hofkammervizepräsident Norbert von Purkhart, der Personal[1]) Georg von Mailath von Székely, der staatsrätliche Referent Hofrat Joseph Alois von Jüstel und der staatsrätliche Referent Hofrat Joseph Freiherr von Knorr zu Wirklichen Staats- und Konferenzräten ernannt worden sind.

Ueber diese Lieferung von Staatsräten erzählte Graf Kolowrat dem St. L., der es mir sogleich wieder mitteilte, folgendes:

Er, Kolowrat, habe dem Kaiser schon oft vorgestellt, wie dringend not-

---

[1]) Personal wurde in Ungarn der Präsident der Unteren Ständetafel (Unterhaus) genannt.

wendig die Organisierung des Staatsrats sei, und endlich von ihm die Berechtigung erhalten, dazu eine Arbeit vorzulegen. Das habe Graf Kolowrat am 7., vormittags, persönlich getan und dem Kaiser sein Projekt überreicht, das in zwei Teile zerfiel, wovon der eine die Ernennungen, der andre angeblich eine neue Organisierung des Staatsrats enthielt. Kolowrat drang darauf, daß der Kaiser sich den Inhalt gleich vortragen lasse und resolviere.

Der Kaiser: „Lassen Sie mir alles hier, damit ich es erst aufmerksam durchlese.“ — Graf Kolowrat: „Wenn Eure Majestät nicht geneigt sind, gleich zu resolvieren, so nehme ich die Papiere wieder mit und Sie sollen nichts mehr davon hören.“ — Kaiser: „Nun gut, wenn ich also resolvieren muß, so lassen Sie hören.“ — Kolowrat trug also vor. Nach einiger Zeit unterbrach ihn der Kaiser mit den Worten: „O weh, mein Kopf wird mir wie ein Wasserschaff, mir wird ganz schwindlig. Wissen Sie was, die Ernennungen will ich in Gottes Namen resolvieren, aber den andern Teil wollen wir ein andermal vornehmen.“

Die Organisierungsvorschläge sollen angeblich den Staatsrat, d. h. den Grafen Kolowrat, gegen die Konferenz, d. h. den Fürsten Metternich, in eine kräftigere Stellung versetzen. Mir sagte Graf Kollowrat am 11. Dezember, seine Absicht sei, in dem Staatsrate eine andre Art des Umlaufs der Stücke einzuführen, durch welche die dermalige Sektionsabteilung, für die der Kaiser sehr eingenommen sei, umgangen würde. Vorzüglich aber sei es ihm darum zu tun, die heillose Leitung der ungarischen Angelegenheiten den Händen des Grafen Reviczky zu entziehen, der durch seinen unbeschränkten Einfluß die Trennung Ungarns nicht etwa vorbereitet, sondern fast schon vollendet habe. Dieser schwindelnde junge Mann sei ein wahrer Despot, der bei der Kanzlei das große Wort führe, alle Räte einschüchtere, seine Machwerke bei der Konferenz vortrage, wo er der beifälligen Zustimmung des Fürsten Metternich gewiß sei, dann die Konferenzarbeiten wieder dem Kaiser referiere, auf diese Art also alles durchsetze, was ihm beliebe.

Am 27. fand die Eidesablegung der neuen Staatsräte statt, von denen jedoch Herr von Mailath noch fehlte. Am 12. Dezember starb der Hofkriegsratspräsident Graf Giulay, dessen Stelle schon am 19. durch die Ernennung des Grafen Frimont ersetzt wurde, der ebenfalls am 27. den Eid ablegte und darauf unmittelbar sein Amt antrat.

Am 11. November ließ mich Graf Kolowrat zu sich bitten, um mir zu sagen, daß — angeblich — er dem Kaiser geraten habe, sich nun wieder von mir referieren zu lassen, was nun bald der Fall sein werde.

Am 14. ließ er mich wieder zu sich rufen, um mir zu sagen, daß der Kaiser das nächste Referat für den 21. November bestimmt habe. Bei dieser Gelegenheit ging er in Vertraulichkeiten über und sagte:

„Der Kaiser war im April und Mai 1831 gegen uns sehr aufgebracht, oder vielmehr, man hat ihn gegen uns sehr eingenommen. Er sagte mir, er habe es satt, sich durch die Weisheit der Doktrinäre und ihre Systeme beschwatzen, die Monarchie beunruhigen zu lassen und sie zu verlieren. Er wolle jetzt anders

vorgehen und praktischem Rate folgen. Unter diesen Umständen fand ich es besser, mich zu entfernen. Während meiner Anwesenheit in Ischl sah ich nur zu deutlich, daß man unsre Wege verlassen, alle unterrichteten Personen entfernt habe. Alle Organe wurden untereinander geworfen, alle Bahnen verlassen. Die Unordnung, das Mißtrauen stiegen, die öffentliche Stimmung nahm einen drohenden Charakter an. Gegen die Cholera wurden die unglücklichsten Maßregeln, welche die Monarchie zusammenschnürten, ergriffen. Die Finanzverwaltung zeigte an, sie sei mit ihren Mitteln an der Neige; die Ausgaben stiegen mit jedem Tage, die Einnahmen versiegten.

Nun ward ich gerufen, mit Kränkungen zitiert. Ich erschien und erhielt Vorwürfe. Ich fand den Kaiser physisch und moralisch gebeugt, ganz herabgekommen. Unter diesen Umständen bemerkte ich dem Kaiser:

‚Eure Majestät verzeihen mir meine Freimütigkeit, aber Sie sind mir ganz unbegreiflich geworden. In dem Augenblicke der Not setzen Sie Ihre ältesten, bewährtesten, vertrautesten, unterrichtetsten Diener vor die Tür, geben sie dem Tadel der Unwissenheit und ihren Feinden preis und werfen sich in neue auffallend verworrene Bahnen, die nur zum Verderben führen können.‘

Der Kaiser erwiderte: ‚Es ist mir selbst unbegreiflich, aber Sie glauben nicht, wie ich bestürmt worden bin. Nie werde ich es denen vergeben, die mich dazu brachten; aber nun raten Sie, wie zu helfen ist.‘ Mein Rat und meine Aufgabe war nun eine negative Wirksamkeit, nämlich die allmähliche Aufhebung und Zurücknahme alles dessen, was Fürst Metternich und seine Konferenz durch sieben Monate zur Welt brachten. Bezeichnend ist mir nur, wie unter allen Personen niemand das Geschehene mehr und lauter tadelt als eben Metternich, so daß der Kaiser selbst schon oft bemerkte: ‚Metternich ist ein guter Mensch, aber ein wenig vergeßlich; er schmäht am bittersten dasjenige, was er mir doch selbst geraten. Wenn das Politik ist, so verstehe ich sie wahrlich nicht oder finde sie vielmehr höchst erbärmlich.‘“

*

Dezember 1831.

In Absicht auf unsre auswärtige Politik scheint man einen Krieg mit Frankreich zum Sturze der liberalen Ideen noch immer zu den Chancen zu zählen, auf welche man rechnet und vorbereitet ist. Von einer eigentlichen Entwaffnung ist keine Rede. Die finanzielle Erschöpfung kann höchstens zu der Ueberzeugung und der Notwendigkeit führen, Maßregeln zu ergreifen, einige Beschränkungen in der stehenden Macht zu veranlassen. Die drei nordischen Höfe scheinen in der innigsten Verbindung. Merkwürdig war mir in dieser Hinsicht eine Aeußerung Sr. Majestät des Kaisers am 19. Dezember. Der Kaiser sprach in meiner Gegenwart mit dem Minister Grafen Kolowrat über die von der Londoner Konferenz beschlossenen vierundzwanzig Artikel für Holland und Belgien, die darüber mit dem Könige der Belgier im Namen der fünf großen Mächte eingegangenen Separatverträge und deren Ratifikation, wozu in einem eignen Artikel der 15. Januar 1832 als Termin bestimmt ist. Er sagte:

„Wenn ich diesen Vertrag unterschreiben muß, so tue ich es gewiß so, daß man meinen Namen nicht lesen kann. Dieser Vertrag ist eine wahre Schande.“

Uebrigens sieht der Kaiser ohne Täuschung, wie die Sachen stehen. Am 22. Dezember sagte er: „Die Sachen in Europa stehen schlimm. Wir werden, solange wir leben, vielleicht noch durchkommen, aber glauben Sie mir — es ist auf eine allgemeine Umwälzung abgesehen.“

Die Finanzverwaltung hat zur Bedeckung des Defizits eine Anleihe von 46 oder 48 Millionen in 5 Prozent Metalliques zu dem Nettopreise von 84 zustande gebracht. Davon wurden 30 Millionen an die Bankiers und der Rest auf Subskription überlassen. Kolowrat konnte den Präsidenten Klebelsberg und den Faiseur Eichhoff nicht genug wegen dieses glücklichen Geschäftes rühmen. Amtlich wurde mir jede Kenntnis von diesem Geschäft vorenthalten.

In Beziehung auf Ungarn scheint Graf Kolowrat sich sehr in Tätigkeit zu setzen. Er überreichte dem Kaiser ein Memoire, das ihm der Staatsrat Norbert von Purkart verfaßte, worin historisch und staatsrechtlich alle Mißgriffe nachgewiesen sein sollen, die bis jetzt gemacht wurden. (Gelesen habe ich es nicht.)

Am 10. Dezember sagte mir Graf Kolowrat darüber: „Die ungarischen Angelegenheiten stehen wirklich verzweifelt schlecht. Seit der Allmacht Graf Adam Reviczkys,[1]) dieses Dieu donné, wie ihn Metternich nennt, sind die königlichen Rechte Schritt vor Schritt vergeben worden, und in Ungarn selbst ist eine wahre Anarchie eingetreten. Ich habe dem Kaiser den Entwurf eines Kabinettschreibens an Reviczky vorgelegt, worin er aufgefordert wird, punktweise anzugeben, nach welchem Plane er bisher verfahren sei, was er bewirkt habe und welchen Weg er weiter zu verfolgen gedenke.“

(Dieser Angriff gegen Reviczky ist gegen Metternich gerichtet, der sein Schild ist, und wird darum scheitern.)

*

Ich hatte diesen Monat zwei Referate bei Sr. Majestät, eines am 9., das andre am 19. Dezember. In jenem vom 9. Dezember war mir wieder die Doppelartigkeit des Grafen Kolowrat merkwürdig. Es war von den Anträgen zur Aufhebung des untertänigen Bestiftungszwanges, der Ablösung der Urbarialgiebigkeiten u. s. w. die Rede. Der Kaiser sagte zu Kolowrat:

„Diese Anträge schlage ich tot; halten Sie dies nicht auch für das beste?“

Kolowrat: „Gewiß — jede Veränderung in der Verfassung der Untertansverhältnisse würde jetzt bedenklich sein.“

Die Klugheit dieses Ministers ist überhaupt ganz eigner Art; so sagte mir Kleyle, er, Kolowrat, sei bei dem Erzherzog Karl gewesen und habe dort u. a. sich auch so geäußert: „Alles Schlechte in Oesterreich geht von der Aristokratie aus, die durchaus verdorben ist. Ich gehöre zwar selbst dazu, halte aber dafür, daß sie schlechterdings unterdrückt werden müsse.“

---

[1]) Ungarischer Hofkanzler.

Der Erzherzog äußerte darüber zu Kleyle:[1]) „Ich verwundere mich über diese Aeußerung an sich und noch mehr, daß sie an mich gerichtet wurde. Ich glaube zwar von Kastenvorurteilen frei zu sein, doch liegt es weder in meinen Ueberzeugungen noch in meinen Neigungen, zu Reaktionen die Hand zu bieten; auch habe ich nie Veranlassung gegeben, daß man von mir dergleichen voraussetze."

Ein weiterer Zug des Herrn Grafen: Se. Majestät der Kaiser teilen mit eigenhändiger Aufschrift die sogenannten Kabinettstücke den vertrauten Personen mit. Durch fünfzehn Jahre war dies auch mit mir insbesondere in Ansehung der Referatstücke der Fall. Es sind nun zwei oder drei Jahre, daß Graf Kolowrat — ich weiß nicht, durch welche Mittel — erwirkte, daß er bei diesen Referaten zugegen ist. Seit dieser Zeit schrieb der Kaiser auf die Stücke immer: „Kübeck refr. vor Graf Kolowrat." Die Stücke wurden aber nur mir unmittelbar zugesendet.

Seit vielen Monaten erhielt ich nichts mehr aus dem Kabinette, sondern zuweilen Gegenstände mit jener Aufschrift von Graf Kolowrat. In der Vermutung, es sei so der Befehl des Kaisers, schwieg ich. Am 25. Dezember werde ich aber über ein Stück, das mir nicht zukam, vom Kaiser durch das Kabinett betrieben. Auf meine Erkundigungen erfahre ich, daß Kolowrat den Expedienten im Kabinette angegangen habe, die Stücke an ihn zu adressieren, damit er davon früher Einsicht nehmen könne; er würde sie mir dann gleich zukommen machen. Der erbärmliche wahre Zweck dieser Einleitung, zu der weder der Minister noch das Kabinett berechtigt war, ist Schein — der Schein, daß er allein im Vertrauen des Kaisers sei. Ich will durch eine Reklamation unter den bedauerlichen Verhältnissen nicht eine Bewegung hervorrufen, die der Sache abträglich werden und zu keinem vernünftigen Zweck führen könnte.

Deutschland und die auswärtige Politik

Just am Jahrestage von Belle-Alliance, am 18. Juni, hat der Pariser „Eclair" einen Artikel „La parole est à l'Angleterre" veröffentlicht, der davon ausgeht, daß die neuesten englischen Flottenmanöver die größte Kriegserfahrung aller Zeiten seien, die jemals vor dem Kriege gemacht worden. England werde nun wissen, was es für den Fall eines Konflikts wissen will über den Kampf der Geschwader, die Verproviantierung der Hauptstadt und die Möglichkeit großer Truppentransporte in einem europäischen Kriege. Der „Eclair" fügt hinzu, die Annahme, daß der Krieg unwahrscheinlich oder auch nur sehr entfernt wäre, sei eine Illusion. „Die Engländer glauben das Gegenteil und handeln demgemäß. Sie sehen dem unvermeidlichen Bruch mit Deutschland ins Gesicht, sie sprechen davon ganz laut, ohne Rückhalt, ohne Vorsicht, ohne Widerwillen. Nun

[1]) Hofrat Joachim Ritter von Kleyle.

steht Frankreich in ihren Kombinationen wie in ihren Plänen, in den Abmachungen, die sie unterzeichnet haben, an erster Stelle. Es ist unzertrennlich an ihr Schicksal geknüpft in dem Sinne, daß der Krieg uns nicht nur gleichzeitig, sondern wahrscheinlich früher als sie erreichen würde ... Die französisch-englische Uebereinstimmung gegen Deutschland (L'accord franco-anglais contre l'Allemagne) ist der meistbesprochene Gegenstand aller Erörterungen über auswärtige Politik in den britischen Beratungen (conseils britanniques). Wir können uns dem nicht entziehen, der Augenblick ist gekommen, uns davon eine einfache, solide, praktische Idee zu machen, um weder überrascht noch enttäuscht noch aus Mangel an Belehrung, Berechnung oder Beobachtung Katastrophen ausgesetzt zu sein." Nimmt man hierzu die Aeußerung des französischen Generals Bonnal, daß die französische Armee von England das Signal erwarte und daß England die Politik schon so zu drehen wissen werde, daß Frankreich dabei als der angegriffene Teil erscheine, so mag das immerhin als ein Bild der Strömungen in der internationalen Politik gelten, die man durch die Konferenz von Algeciras gebändigt glaubte, die aber nach wie vor andauern. Auch wenn man solche Kundgebungen nicht überschätzen will, am allerwenigsten die Aeußerungen des „Eclair", so erbringen sie immerhin den Beweis, daß es an Leuten nicht fehlt, die sich angelegen sein lassen, die etwa im Niederbrennen befindlichen Funken wieder hell anzublasen. Auf diese Elemente ist der reichliche Austausch von Freundschaftsbeteuerungen, wie wir sie zur Zeit des deutschen Preßbesuchs in England vernommen haben, ohne jeden Eindruck geblieben, höchstens halten sie es für notwendig, durch ein besonderes Aufgebot von Lungenkraft und Tinte jene deutsch-englischen Friedensversicherungen für französische Ohren zu übertönen.

Wir Deutschen wollen uns das ebenso ruhig mit ansehen wie die gleichzeitigen Versuche, die Schwierigkeiten Englands mit der Türkei auf deutsche Einflüsterungen, auf den deutschen Einfluß in Konstantinopel zurückzuführen. An den leitenden Stellen Großbritanniens weiß man zur Genüge, daß Deutschland im Gegenteil seinen Einfluß in Konstantinopel verwendet hat, um dem Sultan klarzumachen, daß er in einem Konflikt mit England wegen der Sinaihalbinsel auf Deutschlands Unterstützung nicht rechnen könne. Es bleibt nach wie vor die Tatsache bestehen, daß augenblicklich zwischen Deutschland und England kein einziger Streitpunkt vorhanden ist, ungeachtet aller Bemühungen der französischen Presse und auch eines Teiles der englischen, solche Streitpunkte zu erfinden. Aber anderseits sind wir uns in Deutschland auch klar darüber, daß, solange König Eduard lebt, er die Seele einer englisch-französischen Entente aus Ueberzeugung bleiben wird, und daß ebenso das liberale Kabinett weit davon entfernt ist, das von seinen Vorgängern überkommene Einvernehmen mit Frankreich, dessen Seele der König ist, als die Grundlage der britischen Politik aufzugeben.

Diese Entente ist nicht als in erster Linie gegen Deutschland gerichtet zu betrachten, wiewohl sie es jeden Tag werden kann. Der Staatssekretär für Indien, Sir John Morley, hat soeben im Unterhause offen ausgesprochen, daß

die englische Politik sich wohl oder übel in eine asiatische Politik verwandle. „England brauche nicht länger um die dynastischen Streitigkeiten und territorialen Zwistigkeiten in Europa bekümmert zu sein, sondern von seinen auswärtigen Beziehungen seien diejenigen die wichtigsten, die es mit China, Japan und Rußland, dieses als asiatische Macht, in Berührung bringen." Das ist an sich unbedingt richtig. Eine gesunde englische Politik, die jede Anregung, den heutigen europäischen Status quo anzutasten, von der Hand weist, sich an der gegenseitigen Rückendeckung mit Frankreich genügen läßt, ohne dieses zu einer offensiven kontinentalen Politik zu ermutigen, hat in Europa außer der Dardanellenfrage eigentlich keine Sorge mehr, und auch die Dardanellenfrage ist mehr eine asiatische als eine europäische. Die Verhältnisse auf dem Balkan, das Mehr oder Minder in der Selbständigkeit und territorialen Ausdehnung der Balkanstaaten haben für England doch nur sekundäres Interesse. Was Deutschland anbelangt, so kann bei den Lenkern der britischen Politik kein Zweifel bestehen, daß das Deutsche Reich auch nach endlicher Vollendung seiner Flotte einen Angriff auf das Vereinigte Königreich niemals planen wird, solange er nicht durch die Selbstverteidigung gegen eine englisch-französische Koalition geboten ist oder England seine Politik von Asien nach Europa in einem uns feindlichen Sinne zurückverlegt.

Die ägyptische Politik Englands muß im Zusammenhang mit seiner asiatischen und — seiner afrikanischen betrachtet werden. Aegypten ist für Großbritannien eine sehr bequem gelegene Operationsbasis für alle Notwendigkeiten, die sich in Asien ergeben könnten, zugleich sichert England sich in Afrika damit ein neues Indien und seiner Afrikapolitik eine mächtige und gebietende Stellung. Das ist der eigentliche Sinn der Konvention von 1904, welcher der Charakter eines großartigen Schachzuges von Freund und Feind zuerkannt werden muß, ein folgerichtiger Schritt auf der Bahn, die mit der Conquête hypothécaire des Suezkanals durch Disraeli begann. Die Parteien am englischen Staatsruder wechseln, aber die in weiser Voraussicht und seit langer Zeit gelegten großen Linien der englischen Politik bleiben. Dadurch erklärt sich die beherrschende Stellung des Inselkönigreichs mit seinen 44 Millionen Einwohnern. Seine Lage hat es seit Jahrhunderten zu einer Politik weiser Voraussicht mit großen weltumspannenden Zielen, zu einem zähen und klugen Egoismus und zum entschlossenen rücksichtslosen Handeln im gegebenen Augenblick erzogen. Mag immerhin die einstweilige Superiorität der englischen Flotte durch die Unzulänglichkeit seines Heerwesens zum Teil kompensiert werden, der Glaube der Nationen an die Macht Englands hat die Erfolge seiner Politik sichern helfen. Wir werden auch gut tun, Sir John Morleys Versicherung von der Abkehr der britischen Politik „von den dynastischen Streitigkeiten und territorialen Zwistigkeiten Europas" nicht allzu wörtlich zu nehmen. Nach wie vor werden die englischen Gesandten an den deutschen Höfen mit geringen Ausnahmen in den Reihen der Gegner der Reichspolitik stehen, und die englische Politik wird gerade an den dynastischen Fragen Europas fortgesetzt einen großen Anteil nehmen. Hierfür bürgen die zahlreichen

Familienbeziehungen des englischen Hofes, die das töchterreiche britische Königshaus von jeher im Interesse des britischen Einflusses wohl zu benutzen verstanden hat und auch in Zukunft zu verwerten wissen wird.

England schickt sich an, in Aegypten die Konsequenzen aus seiner Abmachung vom April 1904 mit der umfassenden Zähigkeit und Energie zu ziehen, die den Traditionen der britischen Politik entsprechen und es wird sich darin von niemand beirren lassen. Frankreich hat in dem Artikel 1 jener Konvention zugesagt, daß es die Tätigkeit Englands in Aegypten nicht beschränken wolle, und hat sich in Artikel 9 der britischen Regierung zur diplomatischen Unterstützung bei der Durchführung ihrer Absichten in Aegypten verpflichtet. Sicherlich hat Herr Delcassé bei Abschluß dieser Konvention sehr genau gewußt, worauf England in Aegypten hinaus will. Es handelt sich dabei nicht mehr um eine Verlängerung der Okkupation, an deren Beendigung England ohnehin niemals gedacht hat, sondern um das weitere blattweise Verspeisen der Artischocke nach dem von dem eigentlichen Vizekönig von Aegypten, Lord Cromer, aufgestellten Rezept. Lord Cromer beabsichtigt dabei nicht mehr und nicht weniger, als die durch die sogenannten Kapitulationen verbürgten Schutzbestimmungen zugunsten der Fremden und deren Exterritorialität völlig zu beseitigen. Gegenwärtig ist eine Abänderung dieser Bestimmungen nur unter Zustimmung aller fünfzehn Kapitulationsmächte zulässig. Diese Mitwirkung der europäischen Diplomatie soll aufgehoben und durch einen aus den in Aegypten ansässigen Europäern gebildeten „Rat" ersetzt werden, dessen Zustimmung fortan genügen würde, um den ihm von der ägyptischen Regierung unter Genehmigung Englands gemachten Vorschlägen Gesetzeskraft zu verleihen. Diese Gesetze wären dann für alle in Aegypten lebenden Fremden verbindlich, und die Diplomatie hätte nicht mehr mitzureden. In den genannten „Rat" hätte zunächst die Regierung eine Anzahl ihrer europäischen Beamten zu berufen, also Engländer, die andern Mitglieder sollen derart gewählt werden, daß nur eine gewisse Anzahl ein und derselben Nationalität angehören darf, daß aber nicht nach Nationalitäten, sondern aus der gesamten fremden Kolonie zu wählen ist. Außer den englischen Beamten würde also auch noch eine starke gewählte englische Vertretung da sein, die andern Nationen hätten dann so ziemlich das Nachsehen. Außerdem sollen diesem „Rat" alle Englands besondere Interessen berührenden Bestimmungen entzogen werden, so die Konventionen über den Suezkanal, das Dekret von 1904 über die öffentliche Schuld, die Zoll- und Handelsverträge, die Quarantänebestimmungen u. s. w. Ferner soll die Konsulargerichtsbarkeit abgeschafft und durch neue Gerichtshöfe ersetzt werden, die den Fremden ungleich geringere Garantien bieten. Kurzum, Aegypten verwandelt sich nach den allerdings von der englischen Regierung amtlich noch nicht gutgeheißenen Vorschlägen Lord Cromers in ein englisches Schutzgebiet, über dem man vorläufig aus verschiedenen Gründen noch die ägyptische Flagge wehen läßt. Von der Suzeränität des Sultans ist nicht weiter die Rede. Ein unbefangener Zeitungsleser kann somit freilich leicht den Eindruck gewinnen, als habe sowohl der türkisch-englische Zwischenfall von Tabab als auch der bedauerliche Vorfall, der vier Aegyptern das Leben kostete

und andre einer grausamen Strafe unterwarf, einen provokatorischen Charakter gehabt, um England einen Vorwand zu schaffen, in Aegypten Tabula rasa zu machen.

Zu einem Vorgehen in Aegypten, wie Lord Cromer es empfiehlt, bedarf England selbstverständlich auch der Zustimmung Deutschlands. Es ist daher begreiflich, daß das liberale Kabinett zurzeit einen ausgesprochenen Gegensatz zum Deutschen Reiche nicht für angezeigt erachtet und daß diejenigen, die behaupten, der eigentliche Text zu den neuesten Friedensschalmeien stehe in Lord Cromers Bericht, nicht so ganz unrecht haben dürften. Davon ganz abgesehen, ist im inneren politischen Leben Englands Konfliktstoff genug enthalten, der schnell zu neuen Krisen und damit zu einer abermaligen Veränderung in der englischen Regierung führen kann. Das Bleibende in diesem Wechsel wird aber stets die Intimität mit Frankreich sein, um so mehr werden wir Deutschen diplomatisch wie militärisch auf der Hut sein und mit dem Fuß beim Mal die weiteren Entwicklungen abwarten müssen. Die kurze Ruhepause in der auswärtigen Politik, die uns vielleicht vergönnt ist, müssen wir so ausnutzen, daß ernstere Zeiten, für die der Zeitpunkt ihrer Wiederkehr unberechenbar ist, uns nach jeder Richtung hin vorbereitet finden. Die Sirenenklänge der Abrüstung sind nicht für deutsche Ohren. Der militärischen Abrüstung, soweit eine solche überhaupt ausführbar sein kann, müßte zum wenigsten eine dauernde diplomatische vorangehen, und da diese angesichts der englisch-französischen Entente niemals zu erreichen sein wird, so wollen wir Deutschen getrost die Versicherungsprämie weiterzahlen, die unser Heer- und Flottenbudget darstellt. Die auch im Waffen- und Kriegswesen fortschreitende Technik macht im Gegenteil von Jahr zu Jahr neue Anforderungen und Aufwendungen nötig. Es genügt in dieser Beziehung zum Beispiel an die Ausnutzung der drahtlosen Telegraphie zu erinnern, die für die künftige Kriegführung zu Wasser und zu Lande von ganz außerordentlicher Bedeutung sein wird und deren Ausnutzung für die Aufgaben unsers Heeres und unsrer Flotte auf jede Weise vorbereitet werden muß.

Es ist nicht anzunehmen, daß Deutschland seine vertragsmäßigen Rechte in Aegypten zugunsten der Cromerschen Vorschläge ohne weiteres aufgeben wird. Ist er doch so gütig, für den künftigen Rat der Fremden sowie für die künftigen Gerichtshöfe wohl Englisch, Französisch und Italienisch als offizielle gleichberechtigte Sprachen zuzulassen, Deutschland aber ist ihm Quantité négligeable, obwohl die Ausfuhr von Aegypten nach Deutschland doppelt so groß ist wie nach Italien und die deutsche Einfuhr nach Aegypten die italienische nahezu erreicht. Die ägyptische Ausfuhr nach Deutschland ist sogar größer als nach Frankreich, dazu kommt, daß die deutsche Flagge im Suezkanalverkehr an Zahl und Tonnengehalt die französische ganz erheblich überwiegt, von der italienischen völlig zu schweigen. Wir rangieren mit 542 Schiffen und 2 Millionen Nettotonnen gleich hinter den Engländern, während die Franzosen nur 262 Schiffe und 778000 Nettotonnen aufzuweisen haben. Eine berechtigte Forderung würde demnach die der gleichberechtigten Zulassung der deutschen Sprache unter allen

Umständen sein. Wir werden jedoch zunächst abzuwarten haben, wie weit die englische Regierung sich Lord Cromers Vorschläge aneignet und welche Aequivalente sie Deutschland für die Aufgebung seiner vertragsmäßigen Rechte in Aegypten zu bieten gedenkt.

Deutschland hat zwar im Juni 1904, nachdem England ihm die auf Aegypten bezüglichen Artikel der Marokkokonvention amtlich mitgeteilt hatte, seine Zustimmung dazu gegeben. Aber in Artikel 1 jener Konvention ist die Versicherung ausgesprochen, „daß die Regierung Seiner Britischen Majestät nicht die Absicht habe, den politischen Zustand in Aegypten zu verändern“. Mit dieser Zusage sind Lord Cromers Vorschläge nicht mehr vereinbar. Es ist begreiflich, daß er sowohl wie die britische Regierung den Wunsch hat, den Einfluß der fremden Diplomatie in Aegypten künftig auszuschließen, aber der Ersatz an Garantien, die der englische Vizekönig vorschlägt, ist doch zu einseitig, abgesehen davon, daß er jener Gleichheit der Behandlung für Deutsche und Engländer in Aegypten, die Deutschland für die nächsten dreißig Jahre ausbedungen hat und die für die deutsche Zustimmung zu dem der englisch-französischen Konvention angehängten Khedivialdekret betreffend die ägyptischen Finanzen die Voraussetzung bildet, nicht entspricht. Ueberdem wird vielleicht zu erwägen sein, ob bei diesem Anlaß, bei dem wir England von neuem Gefälligkeiten leisten sollen, nicht auch Englands Entgegenkommen bezüglich der Einmündung der Bagdadbahn in den Persischen Golf in Anspruch zu nehmen wäre. Eine Hand wäscht die andre. Wenngleich auch die heutige deutsche Politik, solange England es uns ermöglicht, bei der Bismarckschen Tradition beharren wird, die ihr Begründer einst zu dem Verfasser dieser Zeilen vertraulich in die Worte gekleidet hat, daß Deutschland kein Interesse daran habe, Steine in den englischen Garten zu werfen, so sind doch seitdem immerhin wiederum zehn Jahre verflossen, innerhalb deren die wirtschaftlichen Interessen Deutschlands eine solche Ausdehnung erfahren haben, daß wir auf ihrer Anerkennung bei England bestehen müssen. Deutschland hat zu beanspruchen, daß auch in *seinen* Garten nicht von englischer Hand Steine geworfen werden. Beharrt England darauf, den Persischen Golf zu einem mare clausum britannicum zu machen, so wirft es damit die Machtfrage auf und würde uns dadurch zwingen, britische Wünsche mit dem gleichen Maße zu messen. Sind die Absichten des jetzigen britischen Kabinetts in bezug auf Deutschland wirklich friedliche und freundschaftliche, so muß die Regelung derartiger Fragen zwischen den beiden Nationen auf dem Fuße einer vertrauensvollen Gegenseitigkeit erfolgen. Die deutsche Politik bleibt mit dieser Voraussetzung durchaus auf dem Boden der Bismarckschen Tradition. Mit der bloßen Verweisung auf die geistigen Bande und die Namensverwandtschaft zwischen den beiden Nationen ist die Sache noch nicht abgetan. Oder sollen wir warten, bis die Welt an England weggegeben ist und englische Festredner uns dann liebenswürdig den Schillerschen Vers entgegenhalten: „Willst du in meinem Himmel mit mir leben — sooft du kommst, er soll dir offen sein!“

Für die internationale Politik wird es von Interesse bleiben, zu beobachten,

wie die öffentliche Meinung in Frankreich sich mit der englischen Verspeisung Aegyptens abfindet. Die französische Politik hat mit ihrem Verzicht auf Frankreichs Stellung in Aegypten eine hundertjährige Tradition und eine große militärische Legende geopfert, die in Frankreich nicht so leicht verlöschen wird. Die Gegner der Republik werden eines Tages nicht unterlassen, Kapital daraus zu schlagen. Es ist daher begreiflich, daß der „Figaro" in seiner Nummer vom 11. Juli den flammenden Appell Mustafa Kamel Paschas, des unermüdlichsten und auch wohl geistig bedeutendsten Führers jener jungägyptischen Bewegung, die Aegypten für die Aegypter reklamiert, mit sehr saurer Miene der Oeffentlichkeit übergeben hat. Nach den langjährigen intimen Beziehungen, die Mustafa Kamel zur Pariser Presse unterhalten hat, konnte er es ihm freilich nicht gut abschlagen. Mustafa Kamel wendet sich darin wegen der Affäre von Denchawai „an die englische Nation und an die gesamte zivilisierte Welt" und sagt nicht mit Unrecht, daß England, welches sich so sehr über die Vorgänge am Kongo entrüste, noch grausamere Verbrechen in Aegypten nicht zulassen dürfe. Er wendet sich auch gegen die von Lord Cromer dem britischen Staatssekretär suggerierte Behauptung, daß der muselmännische Fanatismus am Ufer des Nil und in ganz Nordafrika drohend geworden sei und das britische Parlament daher schweigen müsse. Es gäbe im Gegenteil nicht einen einzigen aufgeklärten Muselmann, der nur eine Minute daran denken würde, daß die Völker des Islam sich gegen Europa verbinden könnten. Die Völker des Islam könnten sich nur durch eine Renaissance erheben, die ihren Ausgangspunkt in der Wissenschaft und dem liberalen Geist nehme. In Aegypten bestehe kein religiöser Fanatismus, der Islam herrsche dort, weil er die Religion der großen Mehrheit sei, aber er sei nicht fanatisch, es sei dies lediglich eine Behauptung, um die jüngste Grausamkeit und andre künftige Grausamkeiten zu legitimieren. Wenn ein Fanatismus bestünde, würden diese Provokationen ausgereicht haben, die ägyptische Bevölkerung zu erbittern und eine Explosion hervorzurufen. Während der Affäre von Tabah, wo die große Mehrheit der Aegypter auf türkischer Seite stand, hätten sich doch die englischen Soldaten überall in vollster Sicherheit bewegen können. Seitdem hat Lord Cromer angekündigt, daß er demnächst einen Feldzug gegen die ägyptische Presse zu beginnen gedenke, und Mustafa Kamel ist nach London gereist, um die Sache seiner Landsleute gegen Lord Cromer und dessen grausame Strafen bei einem Vorfall, bei dem die Schuld wenn nicht ausschließlich, so doch zum großen Teile bei den englischen Offizieren lag, bei der liberalen englischen Regierung zu plädieren. Immerhin nimmt die Entrüstung des Unterhauses über das Einschreiten der Behörden in Rußland sich angesichts jener ägyptischen Vorgänge und des englischen Schweigens dazu etwas seltsam aus.

Diese Betrachtungen haben durchaus nicht den Zweck, Stimmung gegen England zu machen oder nachträglich Wermut in die soeben in London geleerten Friedensbecher zu gießen. England ist zur Wahrung seiner Interessen, wie es sie auffaßt, so weit berechtigt, als diese nicht gegen die berechtigten Interessen

einer andern Nation verstoßen, und man kann auch eine englische Politik durchaus verstehen, die darauf ausgeht, ihre Stärkung in der Schwächung derjenigen Macht zu suchen, die ihr augenblicklich am unbequemsten ist. Es wird sicherlich wohlwollende und intelligente Personen genug in England geben, die tatsächlich der Meinung sind, daß die Fortsetzung des freundschaftlichen Händeschüttelns der letzten Monate ausreichen müsse, um in Deutschland die für England erwünschte Stimmung hervorzurufen. Die englische Politik hat, zunächst in Aegypten, große Absichten, bei deren Ausführung ein verstimmtes Deutschland ihr unerwünscht wäre. Das weiß nicht nur die deutsche Regierung, sondern versteht auch der Deutsche Reichstag. Unser Verhältnis zu England wird stets um so besser sein, je kräftiger wir seinen Händedruck erwidern können. England respektiert nur diejenige Faust, die sich beim handshake nicht als die weichere zeigt. Außerdem dürfen wir bei der großen maritimen Uebermacht Englands die Vorteile nicht übersehen, welche die gegenwärtige Lage ihm bietet. Bisher gezwungen, sich auf eine Kombination von zwei oder drei feindlichen Flotten einzurichten, hat England die russische Flotte durch Japan vernichten lassen, die französische hat es in seinen Dienst gestellt und die deutsche hofft es durch Reichstagsbeschlüsse zu unterbinden. Gegen Amerika muß Japan seine Flotte ausbauen, und es unterliegt wohl keinem Zweifel, daß, sobald Amerika England unbequem werden sollte, den Japanern die Aufgabe zufallen würde, England von dieser Unbequemlichkeit zu befreien. Alle diese Dinge wollen wir recht unbefangen ins Auge fassen und jede Freundlichkeit, die uns von England ehrlich geboten wird, ebenso erwidern. Ist die englische Politik wirklich um den Frieden Europas bemüht, so wird sie in Frankreich nicht in die glimmenden Funken blasen, sondern sie zur Asche werden lassen und endlich ehrlich anerkennen, daß Deutschland fünfunddreißig Jahre hindurch seine große Waffenmacht nur im Dienste der Erhaltung des Friedens und des Status quo in Europa verwendet hat. Die leitenden Kreise Großbritanniens wissen ganz genau, daß Deutschland nicht den geringsten Wunsch hat, sich auch nur das kleinste Dorf von Frankreich anzueignen, daß wir überhaupt nach keiner Himmelsrichtung hin irgendeine Vergrößerungspolitik treiben, sondern uns Luft und Licht, die wir zum Leben gebrauchen, in friedlicher Weise erwerben wollen. Es steht zu hoffen, daß auch den breiteren Schichten Englands diese Einsicht in dem Maße kommen wird, als sie Deutschland mehr kennen lernen. Lord Granville hat im März 1882 in einem Schreiben an den Botschafter in Berlin ausgesprochen, daß eins der Hindernisse für das bessere Verständnis der beiden Nationen der Mangel an gegenseitigem Sichkennen sei. Seitdem ist ein Vierteljahrhundert verflossen und beide Völker stehen tatsächlich erst in den Anfängen, dieses Sichkennenlernen herbeizuführen. Für England ist der Beginn freilich auf unerwartete Weise gemacht worden. Die Engländer haben im Laufe dieser fünfundzwanzig Jahre teils mit Staunen, teils mit Verdruß dem Aufschwung der Industrie, des überseeischen Handels und der Schiffahrt Deutschlands beigewohnt. Sie haben gelernt, für ihre Reisen nach und von Asien mit Vorliebe deutsche Dampfer zu benutzen, und haben bei aller

Anerkennung für deren Leistungen doch den Aerger nicht überwunden, darin von einer Nation überholt worden zu sein, deren Flagge vor vierzig Jahren auf dem Erdball noch unbekannt war. Diese Seite des Sichkennenlernens ist bisher somit kaum dazu angetan gewesen, das schon damals vermißte Verständnis zu erleichtern, sie hat sich im Gegenteil mehrfach als ein neues Hindernis des Sichverstehens erwiesen. Dazu kam dann noch die deutsche Kolonialpolitik und der Ausbau der deutschen Flotte, die man in England belächelte, solange man sie als ein Spielzeug der Laune ansah, und die man beargwöhnt, seitdem sie den Charakter einer Machtentfaltung annimmt. Die deutsche Kreuzerflotte ist zwar um die Mitte der achtziger Jahre stärker und bei weitem tätiger gewesen als heute. Sie hat aber in England trotzdem nur immer einen mäßigen Eindruck hervorgebracht, weil man wußte, daß ihr eine offensive Kraft gegen eine europäische Flotte nicht beiwohnte. Die künftige deutsche Schlachtenflotte ist es, durch die England ungeachtet seiner großen Uebermacht sich beengt fühlt, obwohl jeder verständige Engländer einsehen muß, daß die englische Politik sehr große Fehler begehen müßte, um diese Flotte jemals in den Reihen der Gegner Großbritanniens zu sehen.

Der vorher erwähnte Brief Lord Granvilles erinnert daran, wie sehr es England schon um jene Zeit darum zu tun war, die Zustimmung oder wenigstens „den Rat Deutschlands" zur Wegnahme Aegyptens zu erhalten. Granville hatte mit dem in London als Botschaftssekretär weilenden Grafen Herbert Bismarck lange Unterhandlungen darüber und stellte ihm die Frage, was England beim Ausbruch von Unruhen in Aegypten tun solle. Graf Bismarck erwiderte im Auftrage seines Vaters, es erscheine doch als das Nächstliegende, die Herstellung der Ordnung dem Sultan und den türkischen Truppen zu überlassen. Zu der Erwiderung Granvilles, daß dann möglicherweise der Aufenthalt der türkischen Truppen in Aegypten ein recht langwieriger werden dürfte, schrieb Fürst Bismarck an den Rand: „Um so besser." Seit jener Zeit sind durch die Eingriffe Englands der Sultan und die türkische Armee für Aegypten völlig ausgeschaltet worden. Wie die Dinge sich gestalten würden, wenn in Konstantinopel ein Großherr säße, der entschlossen zu Pferde stiege und den Säbel zöge, ist heute eine schwer zu beantwortende Frage. Es könnte dann in der Tat etwas von dem entstehen, was der Nachfolger Lord Granvilles jüngst als einen in Nordafrika bemerkbaren Fanatismus bezeichnet hat, von dem gegenwärtig freilich keine oder nur sehr geringfügige Spuren vorhanden sind. Das Aufbrennen eines muselmännischen Fanatismus, wenn er vorhanden wäre, würde sich aber schwerlich auf Afrika beschränken, sondern wahrscheinlich auch Indien ergreifen und dort den Engländern ungleich unbequemer werden als an der Südküste des Mittelmeers. Der schwächliche Versuch, den die Türkei bei Tabah gemacht hat, ihre alten Rechte zur Geltung zu bringen, ist schwerlich dazu angetan, Grund zur Besorgnis vor einem Aufflammen eines muselmännischen Fanatismus zu geben, dem die Führung und der machtvolle Kern einer geordneten Staats- und Heeresgewalt fehlt. Die von französischer Seite genährte Lüge, daß Deutschland dort

hinter weitausgreifenden türkischen Bestrebungen gestanden habe, ist in Anbetracht der Verhältnisse in der Türkei eigentlich zu dumm, um einer Widerlegung zu bedürfen. Zu welchem Zweck soll Deutschland sich mit dem Islam verbünden? Das könnte vielleicht bei einem Existenzkampfe geschehen, Friedrich der Große hat ja auch ein Bündnis mit der Türkei geschlossen. Aber lediglich um England an der definitiven Besitznahme Aegyptens zu hindern, wird Deutschland eine Politik nicht treiben, deren Kosten wir voraussichtlich allein zu tragen hätten.

Wenn zwei Freunde, die früher leidlich gut miteinander gestanden, sich später entzweit haben und dann wieder zu einer Verständigung kommen wollen, ist eine persönliche Aussprache und gegenseitige Aufrechnung dessen, worüber man sich gegenseitig zu beklagen hat, meist recht nützlich. Wir haben in bezug auf England darüber zu klagen, daß wir früher in den meisten kolonialen Abgrenzungsfragen von England konsequent nachteilig behandelt worden sind. Das mag unsre Schuld gewesen sein. Wir mußten das Geschäft erst lernen, und England war in seinem Recht, wenn es seine überlegenen Erfahrungen ausnutzte. Das ist in der Politik nicht anders, und jedes alte große Handlungshaus würde ebenso verfahren, wenn ihm ein junger unerfahrener Konkurrent in den Weg kommt. Das mag nicht immer loyal sein und sich mit schönen Reden von Freundschaft und Stammesverwandtschaft nicht recht vertragen, ist aber der Welt Lauf. Mit größerer Berechtigung können wir uns beklagen, daß wir England auch später bei jeder Gelegenheit auf unserm Wege gefunden haben, wo es sich auch nur um die allergeringsten überseeischen Vorteile, selbst um unbedeutende Kohlenstationen oder dergleichen, handelte. Deutsche Privatunternehmungen vermochte England ja weniger zu hindern, und sie haben sich ihre Wege gebahnt. Wo immer aber es sich um Schritte der deutschen Reichspolitik handelte, sind wir stets auf die meist erfolgreichen gegnerischen Bemühungen der englischen Diplomatie gestoßen. Wenn jetzt, wie es wahrscheinlich ist, die beiden Herrscher in naher Zeit einander gegenübertreten, so wird eine solche Begegnung den Zugang zum Frieden und zu einer Verständigung sicherlich erleichtern, ohne jedoch schon die Verständigung selbst zu bedeuten. Die Unfreundlichkeit Englands hatte ganz naturgemäß dazu geführt, daß die deutsche Politik darauf verzichten mußte, englische Wünsche irgendwo zu unterstützen oder zu fördern, und daß die beiderseitigen Beziehungen infolgedessen notgedrungen nahe daran waren, auf einen toten Punkt zu gelangen. Wir verlangen von England gewiß nicht, daß es vitale Interessen zugunsten Deutschlands aufgibt, aber wir müssen beanspruchen, daß es aufhört, *uns* überall Steine in den Weg zu legen, auch da, wo wichtigere englische Interessen überhaupt nicht in Betracht kommen. So unbequem das Verhältnis zu England in vieler Beziehung war, so ist doch die Stellungnahme einer Macht wie Deutschland auch für England nicht gleichgültig gewesen, und König Eduard selbst ist viel zu einsichtig, um seine Verständigung mit Frankreich als den höchsten Schluß aller politischen Weisheit anzusehen. Denn es liegt dieser Verständigung doch eine große Resignation Frankreichs zugrunde, die ohne den Niedergang Rußlands schwerlich so leicht zu erreichen gewesen wäre und deren

Dauer viel weniger Bürgschaften in sich trägt, als dies zum Beispiel mit dem deutsch-österreichischen Vertrage der Fall ist. Der deutsch-österreichische Vertrag ist niemals aktiv geworden, weil seine Existenz genügte, vor allem, weil er auf gesunder Basis steht und einem gesunden Bedürfnis entspricht, überdem weitgehende Garantien für den Status quo in Europa enthält. Die englisch-französische Abmachung dagegen hat ihre Grundlage in der Verfügung über fremde Gebiete, zu der beide Staaten an sich keine Berechtigung hatten, in der Nichtachtung bestehender Verträge und in einer Tendenz, die der Erhaltung des Status quo in Europa zuwiderläuft. Ein solches Bündnis enthält zuviel Zündstoff, um von Dauer sein zu können.

Von französischer Seite ist die englisch-türkische Verwicklung in der Tabah-Angelegenheit mit großer Aufmerksamkeit verfolgt worden. Eine Studie im Juli-Heft der „Revue des deux Mondes“ hat aus der Tatsache, daß der russische Botschafter in Konstantinopel gleich dem Frankreichs sich den Schritten seines englischen Kollegen angeschlossen habe, den Schluß ziehen wollen, daß die englisch-russische Annäherung, die für viele Publizisten zu den Würmern gehört, die nicht sterben können, sich auf diesem Boden vollzogen habe. Es wird in der Betrachtung darauf hingewiesen, daß dadurch vielleicht zum ersten Male England sich mit Rußland auf dem klassischen Gebiet ihrer alten Streitigkeiten in Uebereinstimmung befinde, ein Phänomen voller Ueberraschungen für die Diplomaten, die vor dreißig Jahren im Berliner Kongreß gesessen hätten. Wenn ein großer Teil der französischen Politiker nicht fortgesetzt in Illusionen lebte, würden sie sich sagen müssen, daß Rußland im gegenwärtigen Augenblick nichts weniger brauchen kann als einen englisch-türkischen Konflikt, in dem es gezwungen werden könnte, Partei zu ergreifen, und daß es von diesem Gesichtspunkte aus ganz selbstverständlich ist, wenn die russische Politik in Konstantinopel das Ihrige dazu beitrug, eine Verschärfung des Gegensatzes zu verhindern. Das ist bei weitem noch keine Annäherung, vielleicht sogar noch das Gegenteil einer solchen. Indem Rußland der englischen Diplomatie in Konstantinopel diese Unterstützung lieh, hat es nur einen Funken austreten helfen, dessen Aufbrennen vielleicht gar nicht einmal außerhalb der Wünsche der englischen Politik gelegen hätte. Aber auch sonst sehen bei ruhiger Betrachtung die russisch-englischen Beziehungen nicht nach Annäherung aus. Die der Welt von Petersburg aus mitgeteilte russische Absage des englischen Flottenbesuchs, der an die Stelle des Königsbesuchs treten und die englisch-russische Entente einleiten sollte, wird die Leser der „Deutschen Revue“ nicht überrascht haben, die bereits im Juli-Heft auf Seite 56/57 darauf vorbereitet worden sind. Es ist wohl nirgends in der Welt üblich, sich in einem brennenden Hause zum Besuch anzusagen und in einem Lande, das sich in der denkbar schwierigsten inneren Lage befindet, festliche Aufnahme zu verlangen. Die Auffassung der maßgebenden russischen Kreise in dieser Frage konnte schon um Mitte Juni in London nicht unbekannt sein. Die Unterhaltungen, die noch vier Wochen lang im englischen Parlament über diesen Gegenstand stattgefunden haben, und die Art, wie sowohl das Unterhaus als die Duma dazu Stellung nahmen,

werden schließlich die Petersburger Veröffentlichung hervorgerufen haben, die eigentlich hätte von London ausgehen müssen.

Seit langer Zeit ist im britischen Unterhause keine für Englands auswärtige Politik so bedeutsame Rede gehalten worden, wie die des Staatssekretärs Sir Edward Grey am 5. Juli d. J., in der er das stete Anwachsen einer fanatischen Stimmung nicht nur in Aegypten, sondern in ganz Nordafrika konstatierte und hervorhob, daß dies eine Wirkung des fortdauernden Mißtrauens zwischen der Zivilisation des Ostens und der des Westens sei. Wenn England und Frankreich Abmachungen über die Zukunft muselmännischer Länder treffen, ohne deren Bevölkerung irgendwie zu befragen, so wäre es allerdings nicht unnatürlich, wenn eine Verstimmung darüber innerhalb der gesamten Gebiete des Islam Platz greifen sollte. Beide Länder könnten sich eigentlich bei Deutschland bedanken, daß es durch die Betonung der Souveränität des Sultans von Marokko sowie durch den Konferenzvorschlag unter Mitwirkung des Sultans den muselmännischen Fanatismus in Marokko ausgeschaltet oder wenigstens sehr gewichtige Ursachen zu seiner Betätigung beseitigt hat. Es könnte die Frage entstehen, ob ein gleicher Ausweg nicht auch für die ägyptische Angelegenheit erforderlich werden dürfte, falls die englische Regierung sich Lord Cromers Vorschläge unverändert aneignen sollte. Es steht allerdings zu hoffen, daß der gewöhnliche diplomatische Weg für eine Verständigung ausreichen wird. England und Frankreich freilich haben sich zur gegenseitigen Unterstützung verpflichtet, Italien wird sich auch in Aegypten nicht von ihnen trennen, um so weniger als dort 25000 Italiener neben 20000 Engländern und 14000 Franzosen leben. Rußlands ägyptisches Interesse beruht wesentlich auf der englischen Heerstraße des Suezkanals. Der britische Staatssekretär hat in seiner obenerwähnten Rede gesagt: „Wenn immer sich Gelegenheit dazu bot, ist die im Uebereinkommen ausgesprochene diplomatische Unterstützung von seiten eines jeden der beiden Länder spontan eingetreten ohne Einschränkung und ohne Vorbehalt; unsre Verpflichtungen gegeneinander sind dem Buchstaben und dem Geiste nach auf beiden Seiten erfüllt worden.“ Es erhellt daraus, daß das französisch-englische Uebereinkommen von 1904 sich nicht nur auf Aegypten und Marokko erstreckt, sondern genereller Natur ist und den gesamten Rahmen der auswärtigen Politik beider Länder ausfüllt. Es tritt dabei die eigentümliche Erscheinung zutage, daß, wie im russisch-französischen Zweibunde nicht Frankreich, sondern Rußland die führende Macht war, das gleiche Verhältnis jetzt beim englisch-französischen Zweibunde eingetreten ist, so daß die französischen Publizisten, die das Kriegssignal von England erwarten, insofern mit dieser Auffassung allerdings im Recht sind. Der britische Staatssekretär hat hinzugefügt: „Das gute Einvernehmen zwischen Frankreich und England sei nicht gegen irgendein andres Land gerichtet, es könne auch nicht beeinflußt werden durch irgendwelche anderweitige Entfaltung der britischen auswärtigen Politik. Weder für England noch für Frankreich wäre das gute Einvernehmen eine Schranke, ein Hindernis für gute oder herzliche Beziehungen zu andern Mächten.“ Sir Edward Grey

hat damit auf das französisch-russische sowie auf das englisch-japanische Bündnis angespielt. Sicherlich hat er dabei auch an gute Beziehungen Englands zu Deutschland gedacht, zum mindesten hat er diese Möglichkeit nicht verneinen wollen, und er befindet sich damit immerhin in einem gewissen Gegensatz zu jenen französischen Trompetenbläsern, die unter englischer Deckung fortgesetzt Kriegsfanfaren ertönen lassen. Immerhin aber werden gute Beziehungen zwischen Deutschland und England nicht nur davon abhängig sein, daß zwischen diesen beiden Ländern keinerlei Streitpunkte aufkommen, sondern es dürfen solche auch zwischen Deutschland und Frankreich nicht entstehen, da Frankreich, wie der Staatssekretär zugegeben, der englischen Unterstützung stets sicher ist. Deutschland würde sich in jedem Streitfall stets einer Vereinigung dieser beiden Mächte gegenüber befinden.

Einen eigentümlichen Kommentar zu dieser französisch-englischen Uebereinstimmung bildet nun der Umstand, daß, während englischerseits fortwährend von Abrüstungen die Rede ist, deren Zweck und Bedeutung wohl nur dahin geht, die öffentliche Meinung in Deutschland zuungunsten des deutschen Wehrwesens zu beeinflussen, der französische Marineminister erklärt, daß Frankreich seine Seerüstungen „nicht auf Stunden" einstellen dürfe. Da Frankreich, wie jetzt offenkundig, im vorigen Sommer für die Verstärkung der militärischen Stellung an seiner Ostgrenze 200 Millionen Franken ausgegeben hat und noch im laufenden Jahre sechs Linienschiffe auf Stapel zu legen gedenkt, so erhellt aus diesem seinem Verhalten am deutlichsten, was von den Abrüstungsideen seines Verbündeten zu halten ist. Gesetzt, Deutschland wollte sich über diese Rüstungen Frankreichs beschweren, so würde England vertragsmäßig verpflichtet sein, Frankreich seine diplomatische Unterstützung, und im Notfall wahrscheinlich nicht nur diese, zu gewähren. Die Abrüstungsidee stellt sich somit nur als ein Kampfmittel der englischen Politik dar, das die amerikanischen Flottenpläne ungünstig beeinflussen, in Deutschland der weiteren Ausgestaltung der deutschen Flotte Schwierigkeiten bereiten und der Vervollkommnung des deutschen Heerwesens in der Stimmung des Reichstags Abbruch tun soll, während die behaupteten englischen Truppenverminderungen entweder die Auflösung von Cadres betreffen, die eigentlich ohnehin nur auf dem Papier bestanden haben, oder für die Wehrkraft Großbritanniens ohne erhebliche Bedeutung sind, jedenfalls durch die der Miliz auferlegte Verpflichtung, auch außerhalb des Landes zu dienen, reichlich aufgewogen werden.

Außerdem haben die englischen Abrüstungsanregungen auch noch einen eigenartigen Hintergrund. Mit dem Beginn der Erbauung großer Linienschiffe nach Art der „Dreadnaught"-Klasse auch in Deutschland und Frankreich bekommt Englands maritime Ueberlegenheit plötzlich ein bedeutendes Leck. Wenn die Franzosen ihre Absicht ausführen, noch in diesem Jahre sechs solcher Schiffe auf den Stapel zu legen, so gewinnen sie damit einen Vorsprung, der den Wunsch der englischen Regierung, eine internationale Einschränkung der Seerüstungen herbeizuführen, recht begreiflich macht. Denn nur bei einer solchen Einschränkung,

welche die jetzt noch vorhandene Ueberlegenheit Englands nicht berühren würde, wird diese Superiorität auf die Dauer — international garantiert.

So liegt in dem englischen Händedruck doch immer etwas von dem, was Oesterreichs Anastasius Grün einst in die Worte kleidete: „Freund, fühle meine Hand und wahre dich!"

Das verfehlte Leben

Novelle

von

Georg Speck

VI

Und er, Gustav Mergenholz, hatte Glück. Sein Glück war, daß die langgestreckten Schenkel der weißen Nebenhäuser kaum die unerhörte Erntefülle umfassen konnten, die Scheunen, von dem starken Duft der kolossalen Heumassen berauscht, fassungslos vom Gold der Garben überquollen. Den ganzen Tag stampfte die Dreschmaschine, rieselte das Korn, stäubte die Spreu. Und drüben in dem Sägewerk vermengte die dritte Bahn kreischend ihr Getöse mit dem der beiden andern. Wenn der Wind nach der Stadt hinüberwehte, oder an stillen Abenden, wenn keine Feierglocken klangen, drängte der stete dunkle, tiefe Orgelton in breiten, mächtigen Wogen bis in die Straßen der Stadt hinein, wo er der Menge das Glück des Gustav Mergenholz verkündete.

Aber einmal kam ein böses Wetter. Es war an einem Abend, der auf einen schwülen Tag folgte. Am Himmel war ein emsiges Schieben und Drängen bei den Wolken, so, als gälte es, einen Festzug zu veranstalten.

„Nach einem solchen Tage kann es was Schönes geben," sagten die Arbeiter und rannten gleich am Feierabend nach Hause.

Zu allem Unglück war Gustav Mergenholz nicht da. Er war in irgendwelchen Geschäften verreist.

„Sehr wohl," begann Haagen dumpf, mit einer Stimme, in der die ganze Drohung einer noch unbekannten Gefahr wuchtete. „Hören Sie, wie es braut, Herr Gabriel."

Wirklich hörte man ein stetes leises Grollen. Es war wie das leise Knurren einer Bestie, die sich ungeheuer, tiefschwarz mit gelben Streifen, drohend am Himmel wälzte.

Die beiden sahen in das weite Land, das todmüde unter der bleischweren Luft wartend lag, inmitten einer rasch zunehmenden Finsternis, die von dem finsteren Wolkengebirge lautlos und gierig sich herniederstürzte. Die Bäume standen reglos in der stillen Luft.

„Wir müssen etwas tun."

„Sehr wohl, Herr Gabriel," sagte der Buchhalter dumpf.

Gabriel öffnete sein Hemd über der Brust. Er schwitzte plötzlich und spürte plötzlich ein Schwächegefühl. ‚Das ist einmal keine Komödie,' dachte er. ‚Zum Teufel. Wir müssen doch etwas tun.'

Er gestand sich beschämt, daß etwas Fürchterliches in der Luft liege. Seine Hände zitterten. Wenn jetzt Mergenholz da wäre, würde er schwitzen; aber er würde sicher etwas tun.

Gabriel sah mißtrauisch in sein Inneres: War das Furcht? Er hatte doch mit seinem Arbeiten gezeigt, daß er noch nicht faul war, daß ihn die Dekadenz noch nicht völlig zerstört hatte, denn er hatte noch Kraft. Jawohl!

Und er begann seinen Plan zu entwickeln, indem er sich mit blassem Gesicht zu dem Buchhalter wandte. Seine Worte schienen in der absoluten Stille dicke Steine zu sein, die schreiend in ein dunkles stehendes Wasser fielen, um dort, von den trägen Wellenringen erwürgt, plötzlich und lautlos in die unbekannte Tiefe zu versinken.

„Also. Sie verteilen die Knechte in den Ställen, den Scheunen und im Hause herum. Jetzt, wo alles überfüllt ist, muß man wohl erst diese im Auge haben. Ich werde drüben bei dem Sägewerk aufpassen. Wenn etwas vorkommen sollte, können Sie mit Ihren Leuten ja schnell drüben sein. Die Hauptsache ist, daß Sie die Leute hier gut verteilen; Sie kennen ja die Verhältnisse besser wie ich. Uebrigens werden wir die Spritzen in Bereitschaft setzen — ich hoffe allerdings, daß sie nicht nötig sein werden . . ."

Als wolle er die Manen eines Gewaltigen beschwören, schloß er: „Denken wir an Mergenholz!"

„Sehr wohl," sagte Haagen dumpf, und sein starker übelriechender Atem drang schwerfällig durch die stickte Luft.

Gabriel ging nach dem Sägewerk hinüber. Wie er über das Wehr schritt, wurde die Finsternis zum erstenmal von einem Zackenblitz durchrissen. Der Steg über dem Wehr war plötzlich grell erleuchtet. Hinten, wo die gestaute Flut sich in der Nacht verlor, ragte starr und ungeheuerlich die schwärzliche Masse des stillen Mühlrades. Vorn glänzte wild der Schaum des rauschenden Wehrs. Alles das wurde im nächsten Augenblick von der stockdunkeln Finsternis verschlungen, und ein ungeheurer Donnerschlag, der lange nachgrollend bis in die Ferne splitterte, schien alles zu zerschmettern, daß der Himmel stürzte und die Erde barst.

Irgendwo in der Ferne gellte eine Sturmglocke.

‚Bei uns ist nichts,' konstatierte Gabriel. Er taumelte über den Steg. Drüben sah er aufmerksam herum. Es war manchmal taghell. Man unterschied keine einzelnen Blitze mehr, es kamen gleich ganze Bündel, die aus den drohenden Wolken gierig nach der zitternden Erde leckten. Der Himmel schien ein Vulkan, der Flammenströme ausspie.

‚Bei uns ist nichts!' Er schraubte mitten in dem unerhörten Aufruhr mit automatischer Ruhe die Hydranten an. Dann stellte er sich vorn am Wehre

auf, wo er alles übersehen konnte. Das unaufhörliche Krachen schien aus seinem Kopf zu kommen und das Feuer eine Krankheitserscheinung seiner geblendeten Augen zu sein. Sein Hirn arbeitete sich mühsam aus der alles verschüttenden Betäubung heraus. Er begann zu überlegen: ‚Habe ich Furcht?‘

Er konstatierte stolz: ‚Nein. Und ich bin kein Neurastheniker. Wie könnten sonst meine Nerven diesen unmenschlichen Anprall aushalten? Ah, ich bin stark! Ich erkenne, daß das eine Naturerscheinung ist von unerhörter Gewalt. Aber ich, ein armseliger Mensch, beherrsche sie mit meinem Verstande, weil ich stark bin.‘

Seine Glieder, die zitterten von der physischen Anspannung und der muskulären Reaktion, wurden plötzlich steif vor Stolz und Befriedigung. Er sagte sich: ‚Ich definiere diese Erscheinungen, ich unterwerfe sie meinem Verstande und beherrsche sie so.‘

Und als ihm plötzlich einfiel, daß weder hier noch drüben auf dem Hause Blitzableiter angebracht seien, schloß er mit Genugtuung: ‚Mergenholz, dieser kluge Mergenholz hat noch nie an das gedacht! So etwas — bei einem solchen Besitz! Ich bin stärker wie er ...‘

Es fing an zu regnen, sintflutartig, stoßweise. In den Pausen sichelten immer noch die Blitze wie fahlglänzende Klingen in die dicke schwarze Luft hinein. Der Donner stürzte mit kurzem Krachen und einem Geräusch, das wie ein scharfer Peitschenknall war, eifrig hintendrein.

Gabriel stand vom Regen durchnäßt am Wehr. Die kalte Feuchtigkeit drang ihm bis auf die Haut. Er hatte irgendein trostloses Gefühl. Und während er in die dunkle Flut schaute, die stetig anschwoll, über das Wehr stieg und dort im weißen Gischte stärker rauschte, resümierte er:

‚Der Blitz kann mich jeden Augenblick erschlagen. Ich würde dann wahrscheinlich hier in dieses dunkle Wasser stürzen. Wenn ich auch nur betäubt hineinfiele, müßte ich doch gleich ertrinken. Aber alles das ist mir ganz gleichgültig, weil ich keine Wünsche habe, weil ich ganz allein bin und den Tod nicht fürchte ... Weil ich ganz allein bin und das Leben verfehlt habe ...‘

Er wunderte sich, daß er noch lebte.

‚Warum bin ich eigentlich nie vor Elend gestorben — oder sonst gegangen — so, selbst?‘

Er verwunderte sich noch, als plötzlich das Wehr, das Wasser und das Mühlrad von einem gespenstisch-bläulichen Lichte grell erhellt wurden. Auch er stand in dieser Helle. Während er sich instinktiv an einen Pfosten des Schleusenwerkes hielt, arbeitete sein Hirn mit rasender Schnelligkeit: ‚Es stinkt unerträglich nach Schwefel. — Ei, ich glaube, daß jetzt alles vorbei ist. — Aber das ist mir gleichgültig, weil ich ganz allein bin, keine Wünsche habe und den Tod nicht fürchte ...‘

... Als er aus seiner Betäubung erwachte, regnete es unablässig und in Strömen.

Ueber dem Stege, drüben am andern Ufer, schrie eine Stimme, gellend, voll Angst, wie ein Tier schreit, das leidet:

„Gabriel ... Gabriel ...!“

Er besann sich, und sein erster Gedanke war: ‚Wie schade, daß es nichts gewesen ist.‘

Aber dann erfüllte ihn plötzlich eine wütende Lebensfreude. Er trat von dem gefährlichen Wasser zurück. Seine Beine trugen ihn kaum, so daß er sich setzen mußte, mitten in eine Pfütze hinein. Er dachte zornig: ‚Was für ein Tier ich bin. Mit welcher Zähigkeit man an diesem erbärmlichen Leben hängt. — Aber es hilft alles nichts: ich freue mich — jawohl, ich freue mich ganz unsinnig.‘

„Gabriel ... Gabriel ...!“ schrie drüben wieder die gequälte Stimme.

Und er antwortete mit einer Stimme, die vor Lebensfreude brüllte: „Hier bin ich ... hier!“

Frau Trude kam über den Steg, den die steigende Flut schon überschwemmte. Sie troff vor Nässe. Ihre Schuhe preßten bei jedem Schritte mit einem quietschenden Geräusch das eingedrungene Wasser heraus. Die nassen schweren Haare krochen wie dicke Schlangen in das blasse Gesicht.

Als sie vor Gabriel stand, sah er trotz der Dunkelheit, wie die nassen Kleider, eng an den Leib geklebt, ihre ganze Schönheit zeigten, als stehe sie nackt vor ihm.

Sie zitterte und murmelte immer wieder: „Mein Gott ... Mein Gott ... du ... du ...“

Ihr Nahesein erfüllte ihn mit einem Wohlgefühl. Er ließ sich alle ihre Liebkosungen ruhig gefallen, voll Dankbarkeit, nicht mehr allein zu sein.

Seine Lebensfreude drängte ihn wieder auf die Beine.

Er frohlockte: „Es hat nur in das Wasser geschlagen. Verstehe: das fließende Wasser zog den Blitz an.“

„Das Wasser ...“

„Daß Mergenholz aber auch nirgends Blitzableiter angebracht hat,“ sagte er plötzlich ärgerlich. Diese Fahrlässigkeit, die ihn beinahe das Leben gekostet hätte, entrüstete ihn.

Sie tasteten vorsichtig über den überschwemmten schlüpfrigen Steg. In der Mitte blieb Trude plötzlich stehen. Das Rauschen des Wehrs schien ein betörendes Lied zu singen, und sie wiederholte traumhaft und sehnsüchtig:

„Das Wasser ...“

Aber seine neue Lebenslust wehrte sich wütend dagegen. Er wollte nicht mehr — jetzt nicht mehr. Er umfaßte zornig ihren Leib. Er widerstand ihrem Drucke, warf sich sträubend mit keuchendem Atem und seinem ganzen Gewicht auf sie, mit aller Kraft sie weiterdrängend.

„Das ist dumm,“ stammelte er, zornig über seine Feigheit.

Sie gab ihren Widerstand auf.

An dem Lande drüben angelangt ging er ein paar Schritte von ihr weg, voll Ekel über seine Feigheit und diese blödsinnige Lebenslust.

Ihr Rausch war vorüber. ‚Wie stark und mutig er ist,‘ dachte sie. Und

voll Furcht, ihn böse gemacht zu haben, bat sie demütig: „Verzeihe mir. — Das Leben ist manchmal so schwer, daß ich es fortwerfen möchte."

„Dieses jämmerliche Leben," sagte er dumpf. Wie gut und mutig diese Frau war, die er verachtet wie all die andern und mit seinen Bosheiten gequält hatte.

Das Gefühl seiner Feigheit quoll in seinem Munde wie ein widerwärtiger Schleim, der ihm Uebelkeit machte. Aber seine Lebenslust frohlockte eigensüchtig und brutal. Er fühlte sich so elend und schwach, daß er geneigt war, Zugeständnisse zu machen, mit irgend etwas alles das zu verdecken, vielleicht mit Dankbarkeit.

Und er faßte schweigend ihre Hand und führte sie dem Hause zu.

Als Mergenholz spät in der Nacht nach Hause kam, schrie er: „Ich hab' halt Glück! Ueberall hat es eingeschlagen, nur bei mir nicht. Uebrigens hat mir der Haagen alles erzählt. He! Du bist ein Kerl, das sagte ich schon immer. Hast deine Sache fein gemacht."

Er aß an diesem Abend ungeheure Portionen und trank noch mehr wie sonst. Zwischenhinein verwunderte er sich laut darüber, daß Frau Trude in dieses Unwetter hinausgegangen war.

„So etwas!" sagte er ratlos. „Das hat sie noch nie gemacht."

Die beiden andern hörten schweigend zu.

‚Er imponiert mir nicht mehr so sehr,' dachte Gabriel. ‚Wenn ich es recht bedenke, verachte ich ihn sogar ein wenig, diese fleischige Bestie. Ob dieser dicke, unersättliche Mergenholz wohl wirklich so stark ist?'

Nachdem er eine Weile nachgedacht, fand er: ‚Ich glaube, seine Lebenslust hat mich angesteckt. Eigentlich bin ich beschämt, und wir können einander nichts vorwerfen — kein Mensch kann dem andern etwas vorwerfen, wenn man so an alles denkt. Ich bin mit mir im unklaren, aber die nächste Zeit werde ich schon wieder Ordnung schaffen. Ich werde arbeiten.'

Er empfand seine innere Hohlheit. Aber er fühlte nun plötzlich angenehm die demütige Liebe der Frau Gertrud, die voll Güte war. Seine innere und klägliche Unordnung bildete einen mißvergnügten Strudel, aus dem ein einziger Pfosten ragte: seine Dankbarkeit für die Güte der Frau! Er hielt sich krampfhaft an diesem rettenden Pfosten und sagte zu Frau Trude nie mehr Madame.

Sie fühlte mit feinen Sinnen seine Dankbarkeit heraus und war glücklich darüber, daß seine Kälte sie nicht mehr quälte. Während sie teilnahmlos dem Triumphgeschrei ihres Mannes zuhörte, der fertig war mit Essen und sich nur noch dem Trinken widmete, fragte sie sich erstaunt, warum das eigentlich ihr Mann sei? In ihrem Innern brach plötzlich ein Widerwillen gegen ihn los. Sie begann streitsüchtig mit einer harten Stimme, als sei ihr ein persönliches Unrecht geschehen:

„Warum hast du aber auch keine Blitzableiter herrichten lassen? Nicht ein einziger ist da. Man kann sich bei jedem Gewitter auf alles mögliche gefaßt machen!"

Mergenholz war verblüfft: „Richtig! Nun, das wollen wir gleich morgen

nachholen, obwohl das jedenfalls der letzte Sturm war für dieses Jahr. Es geht ja schon in den Herbst hinein."

Er wollte keinen Streit und sagte friedfertig: „Es ist ja noch alles gut abgelaufen."

„Ich hab' eben Glück!" schrie er dann, sich fröhlich auf die Schenkel klopfend. Er erzählte triumphierend von seinen heutigen Erfolgen. „Ganz großartig," meinte er, indem er sich selbst applaudierte. Er baute Pläne, berauschte sich an seinem Glück und schloß begeistert: „Wahrhaftig, mit diesem Jahr kann ich zufrieden sein. Natürlich muß es immer noch besser kommen. Die Ernte ist glücklich herein. Die Hälfte habe ich heute schon verkauft. Auch das Sägewerk blüht. Und da nun heute alles so gut gegangen hat, der Herbst da ist und du, Gabriel, so werden wir ein Fest veranstalten. Jawohl ... Es rentiert ja ... o ja."

Gabriel warf sich wieder auf seine Arbeit. Sie brachte ihn wieder in das Gleis. Er sagte sich erstaunt: ‚Wie wunderbar dieses Leben ist. Ich glaubte es ganz ausgeschöpft zu haben, und nun lerne ich wieder eine ganz neue Seite davon kennen. Daß ich es nicht aufgegeben habe, ist keine Feigheit von mir; das ist ein Zeichen von Lebenskraft und Brauchbarkeit, ein Zeichen, daß das Gesund-Physische überwiegt. Auch das Tier hat seine Berechtigung.'

Er wurde ruhig. Und als sich sein Stolz wieder einstellte, sagte er sich zuversichtlich: ‚Warum soll ich nicht dieses Leben weiter ansehen, das so interessant wird? Ich bin doch mehr wie diese dahinvegetierende Menge.'

Sein altes Leben fing wieder an, und eigentlich war nur etwas anders geworden: er konnte der demütig leidenden Liebe der Frau Trude nicht mehr widerstehen. Ihre Güte entwaffnete ihn, er fühlte sie mit einer ausruhenden Behaglichkeit, die sich manchmal steigerte bis zu einer gewissen Stärke.

Sollte er ihr nicht dankbar sein?

Und sie begannen leise sich mit Worten zu berühren oder mit Blicken zu streifen wie zwei, die sich erkennen und glücklich darüber sind.

Während sie so Vorkehrungen für das Fest traf, ward sie lebhafter. Ihr Gesicht rötete sich. Manchmal setzte sie sich an das Klavier, wo sie alte Lieder spielte, mit leisen Händen, die traumverloren in die Tasten griffen, daß die Töne einander sehnsüchtig nachquollen. Oft summte sie mit. Es waren alles Lieder, die sie einst mit Gabriel zusammen gesungen. Und wenn sie dann aufstehend nachdenklich in das breite Sonnenlicht schaute, das nun schon sanfter war, weil die Nächte länger wurden und kühler, dann erwachte in ihren Augen ein neues Leben, das voll Leidenschaft begehrlich die sehnsuchtschweren halbgeschlossenen Augenlider durchbrach.

So kam der Festtag.

Man hatte drei Zimmer dafür eingerichtet. Getanzt sollte eigentlich nicht werden, da man durchschnittlich ältere Leute, das heißt Geschäftsfreunde, Gutsnachbarn und eine Anzahl Bekannte aus der Stadt herüber eingeladen hatte. Es sollte ein ländliches Fest sein.

Gabriel war mißlaunig. Er sagte Mergenholz, daß er ihm dieses Fest schenke. Aber Mergenholz antwortete stolz, daß er sich das leisten könne und das wohl verdient habe. Gabriel hatte den Verdacht, daß er ihn als irgendwelches Wundertier den Provinzleuten zeigen wolle, um so auf billige Art zu glänzen. Sicherlich würde das Fest in eine Börse ausarten. So schlug Mergenholz gleich zwei Fliegen auf einen Schlag.

Die hereinbrechende Dunkelheit fand schon alle Festgäste versammelt. Man steckte die Lampen an. Da Mergenholz den Grundsatz hatte, daß Essen und Trinken Leib und Seele zusammenhalte, so war ein großer Tisch als Büfett hergerichtet worden, wo jeder essen und trinken konnte, wie und was er fand; ganz wie im Schlaraffenland.

VII

Als Gabriel hereintrat, waren alle Gäste in dem mittleren Zimmer schön gesondert, wie Böcke und Schafe: links die Damen, rechts die Herren. Gustav Mergenholz stand mitten unter den Herren. Er holte sich eben zwei Geschäftsfreunde heraus, auf eine ganz einfache Weise, indem er sie an den Rockknöpfen faßte, so daß sie folgen mußten, wenn sie nicht die Knöpfe verlieren wollten. Er stieß sie mit gespitztem Zeigefinger in den Bauch und suchte sie zu irgend etwas zu überreden. Als er Gabriel sah, ließ er sie los und hetzte den ganzen Haufen auf den Eintretenden.

„Hähä, Sie sind also ein Schriftsteller geworden?“ sagte ein ältlicher Mann, der hinter einer Nickelbrille weit aufgerissene Augen barg. Er pruschte ihm ins Gesicht und behauptete, ein Nachbar von ehemals zu sein, ehemaliger Kochherdfabrikant, jetzt Rentner.

Da drängte auch schon der Haufen heran. Einer schlich gebückt voraus, immerfort die Hände reibend und mit einem Lächeln, bei dem Gabriel unwillkürlich an Schmierseife dachte. Sie schlossen ihn hermetisch ein. Einige sagten, daß sie Schulkameraden gewesen seien und schon immer große Stücke auf ihn gehalten hätten.

Zwei oder drei betrachteten ihn mißtrauisch und fragten unverfroren, wie das denn eigentlich sei mit dieser Schriftstellerei, und was er denn jetzt eigentlich treiben wolle. Einer fragte ihn geradezu, was er denn verdiene. Der Mann mit dem seifigen Lächeln stellte sich eindringlich vor: „Ich heiße Löffel.“ Er sagte, daß er, wie alle diese Herren, ein großer Verehrer seiner Kunst sei, und bat um Freiexemplare.

Gabriel wehrte mit Händen und Ellbogen die Bäuche ab, die auf ihn platzten, und sah wütend nach Mergenholz, der fröhlich die Hände reibend zur Seite stand.

„Unser Freund wird selbstverständlich nachher eine Rede halten!“ rief der Hausherr. Er holte wieder die beiden Geschäftsfreunde an den Rockknöpfen herbei, und Gabriel, der so Luft erhielt, floh auf die Damenseite.

Dort stieß er sogleich auf eine blasse Dame, die ihn mit einem unirdischen Lächeln begrüßte. Sie sagte, daß sie Lilian heiße und eine Verehrerin seiner

Werke sei. Sie bewies dies auch sogleich, indem sie mit lilianhaften Bewegungen und ihrem unirdischen Lächeln, das stereotyp schien, alle seine Bücher aufzählte, mit Randbemerkungen. Ihr Kleid mußte ein mißlungenes Rezept aus diesen Büchern bedeuten.

Gabriel wurde plötzlich fröhlich, zu allen Possen aufgelegt. Er betrachtete nachdenklich die platte Brust der Idealistin und dachte: ‚Ich könnte ihr eigentlich sagen, daß ihr Symbolismus nicht ganz recht sei, daß ich überhaupt auf diese Neurasthenie pfeife und ihr lieber ein bißchen Busen wünschen möchte.'

Aber da pflanzte sich vor ihm eine starke Frau auf, mit dem Gesicht einer Vorsteherin von irgendeiner Suppenanstalt, und Bewegungen, die Traktätchen zu verteilen schienen. „Das also sind Sie," sagte sie mit der Stimme eines starken Engels, der sich mit einem Gefühle voll süßen Grauens, Mut und Entrüstung Satan gegenüber sieht.

Andre Gesichter tauchten auf: Familienmütter, die ihn stumpf, mit sittlich-ernsten Blicken nachdenklich und verwundert betrachteten, und junge Frauen, die ihm dreist ins Gesicht lachten als einem Bekannten.

Und plötzlich schwenkten alle in erhobenen Händen blaßviolette Bücher mit resedengrünen Schnörkeln und rotgelben Tulpenrosen. Sie baten kreischend und zirpend, daß er seinen Namen oder irgendeine Widmung hineinschreiben möge. Er fing auf einmal an unbändig zu lachen, und er zitterte noch vor Lustigkeit, als er ihnen in schönen Worten sein Bedauern aussprach darüber, daß er ihren Wünschen nicht entsprechen könne, weil ihn der Vertrag mit seinem Verleger daran hindere.

Der starke Engel von vorhin fing mißtrauisch, aber mutig und mit einem süßen Schauer ein Gespräch mit ihm an. Er wickelte sie vollständig in Liebenswürdigkeiten ein, bis sie, aufgebläht vor Stolz und sittlicher Kraft, Märchenaugen machte. Dann hängte er sie Haagen auf, der irgendwo gelb und skrofulös an der Wand klebte.

‚Also das ist das Publikum,' sagte sich Gabriel. ‚Das Publikum, für das ich mich verausgabt und mir jeden Blutstropfen abgezapft habe!' Und er sagte sich stolz: ‚Ich habe immer Komödie gespielt. Jawohl. Mich selbst — mich haben sie nicht bekommen, weil ich ihnen fremd bin. Ach, wie freue ich mich daß ich es bin! Ich will immer Komödie mit ihnen spielen, heute und immer; ich will ihnen den Komödianten geben, aber mich selbst sollen sie nicht kennen. Welch elliges Zeug sich an einem festklebt! Wenn diese Menge für zehn Pfennige ein Buch von mir aus der Leihbibliothek holt, so wollen sie mich gleich noch mit schmierigen Händen betasten. Und statt ihre schnuppernden Nasen in das Buch zu stecken, um dort das Schöne herauszufinden, das, was eine abgespannte Seele mühsam absorbierte, statt dessen stecken sie ihre Nase gleich in mich hinein. Nun ja, ich habe mich in meinen Büchern gerächt für ihre Undelikatessen. Merkwürdigerweise aber haben ihnen gerade diese Ohrfeigen am besten gefallen, sie haben sich geradezu darum gerissen und sich prächtig amüsiert — vielleicht, weil immer jeder bei dem Nächsten sucht, was er bei sich selbst finden kann, und umgekehrt . . .'

„Sehr wohl — sehr wohl, Gnä' ...“ stöhnte Haagen dumpf, da ihm der starke Engel von der Suppenanstalt sein letztes bißchen Atem nahm.

Gabriel verwunderte sich: ‚Merkwürdig, daß sein fauler Atem sie nicht vertreibt.‘

Am Klavier spielte ein Mädchen irgendein Salonstück, zu dem man singen konnte. Sie sang auch dazu, aber ganz tief und stark, wie ein Mann. Dagegen sang der Herr mit dem Schmierseifenlächeln, den Kopf schief in den Hals zurückgeworfen, sehr hohe Triller, die nach einem plötzlichen Aufkreischen sehnsüchtig wimmerten. Er hatte schon einen ganz roten Kopf und sah mit hochgezogenen Brauen aus wie ein verzückter Pavian.

Mergenholz stand schwitzend in einer Ecke, wo er mitten in einem Haufen fuchtelnder Männer mit der gewalttätigen Miene eines Eroberers Börsenstunde hielt.

Andre standen herum oder horchten lüstern nach dem Nebenzimmer hin, in dem das Festessen hergerichtet wurde. Man hörte das Klappern und Klirren von Geschirr und Besteck.

„Sehr wohl — sehr wohl, Gnä' ...“ hallte es dumpf und kellerhaft.

„Also du wirst doch irgend etwas sagen. Ich meine, du wirst doch eine Rede halten?“ fragte Mergenholz und stieß Gabriel den Ellbogen in die Seite.

„Sofort, wenn du willst. Ich bin zu allem fähig.“

Ein paar herumstehende Frauen hatten es gehört. Sie begannen zu schreien und liefen atemlos herum. Man rüstete eine Art Podium, um das man Blumentöpfe reihte.

Durch diese zierliche Mauer von Blumen geschützt, sah Gabriel jenseits die erwartungsvollen Gesichter der Gäste. Die Herren sahen gefräßig aus. Die Damen atmeten stark.

Er erinnerte sich, einmal bei einer ähnlichen Gelegenheit kaum der Versuchung widerstanden zu haben, irgend etwas Unerhörtes zu tun, jemand auf die Glatze zu spucken oder zu ohrfeigen; nur aus Neugierde, wie sich wohl die Menge benehmen würde, ob sie wohl in der ersten Verblüffung die Geistesgegenwart hätte, ihn für verrückt zu erklären — ob sie überhaupt etwas tun würde, und was.

Das war ja natürlich dumm.

Aber er wollte ein wenig Komödie spielen; das war sein Recht, weil er doch allen ein Komödiant war.

‚Ich werde den Frauen etwas Angenehmes sagen, das ihnen zu Kopfe steigt. Sie werden dann gleich toll werden und ihren Männern etwas zu raten geben. Es wird lustig sein.‘

Und er begann mit vornehmen Gebärden:

„Wenn ich so viele schöne Frauen sehe, muß ich die Augen schließen. Denn was sind dem Dichter, dem Manne, der Welt überhaupt die Frauen!

Man muß sie anbeten, weil sie gut sind und schön. Ganz einzig. Welchen Faktor bedeuten sie für die Kultur, für das ganze Leben! Unsre Existenz ist

ganz undenkbar ohne die Frau, und wenn wir es recht bedenken, so resümiert sich die Weltgeschichte aus der Frau; denn überall heißt es immer wieder: ‚Cherchez la femme‘, auch da, wo man es gar nicht vermutet.

Und erst die Kunst!

Ah, wissen die Frauen, was die Kunst ihnen verdankt?

Alles!

Wir werben um sie mit Farben, Meißel und Feder. Sie sind es, die uns immer neue Rätsel aufgeben, Sehnsuchten wecken, neue namenlose Schönheiten verheißen, um die wir uns quälen, nächtelang. Sie sind unsre Sehnsucht. Sie reizen uns immer wieder zu neuen und unerhörten Anstrengungen …“

Er fuhr fort die Frau zu glorifizieren. Die Männer machten lange Gesichter und bedachten, welch schwere Mühe es wohl kosten werde, ihre Frauen wieder zur Vernunft und Räson zu bringen; denn die Frauen schienen berauscht. Selbst die Mütter fingen an sich in den Hüften zu wiegen und die Hände zu spreizen … Als Gabriel mit einer Apotheose schloß, machten alle Märchenaugen.

Nachher ging das Essen an. Die Frauen waren schon betrunken, bevor sie nur den Wein sahen; der Weihrauch hatte sie ganz toll gemacht. Die Männer tranken aus Aerger. Und es folgte eine Festfreude, die von den erhitzten Frauen ausging, so daß das Ganze einem kolossalen Karneval glich.

‚Diese Komödie wird mir noch meine Ruhe kosten,‘ sagte sich Gabriel und verschwand durch irgendeine Türe. Man war im ganzen Hause nirgends sicher vor den tollen Gästen. Endlich gelangte er in das sezessionistische Erkerzimmer.

Hier war Ruhe. Ein paar Polkatakte, die mit hereinhüpften, verloren sich in einer dunkeln Ecke. Der Mond schien hell herein. In seinem milchigen Licht schienen die vergoldeten Priorstühle von Silber zu sein, und das blasse Heliotrop der Möbel sang empfindungsvolle, lilablaue, sanfte Lieder.

Gabriel begann:

„Ich habe Komödie gespielt. Ich werde immer Komödie spielen, weil ich ein Komödiant bin. Ich werde mich so rächen und schließlich daran zugrunde gehen …“

„Ja, du bist grausam,“ sagte jemand aus irgendeiner dunkeln Polsterecke. Frau Trude schritt langsam durch das Mondlicht hindurch auf Gabriel zu:

„Und doch, wie damals in unsrer Kinderzeit, empfinde ich deutlich, daß du gescheiter und ehrlicher bist wie all die andern, die feig sind, läppisch und eingebildet.“

Sie blieb vor Gabriel stehen, ohne Pose, so, als gehöre sie aus freier Wahl ganz ihm. Ihre Hüften und ihre Schultern, die voll Schönheit waren, sangen mitten in die stillen Lieder der mondbeschienenen lilablauen Möbelstücke hinein ein andres Lied, aufschreiend vor Sehnsucht.

Hinter den geschlossenen Türen fing ein Walzer an zu schluchzen. Man hörte den fernen Lärm der Gäste.

„Wenn man ein Komödiant ist, so ist man es wenigstens mit Wissen. Ein Komödiant beherrscht die Bühne und ist immer noch mehr als ein läppischer

Statist, der vom Spiel des Lebens irgendwohin geschupst wird, blöde herumsteht oder schließlich in eine Versenkung fällt ..." fuhr Trude fort.

Gabriel meinte nachdenklich: „Stand das nicht einmal in irgendeinem meiner Bücher?"

„Es wird wohl so sein," sagte sie einfach. „Aber es ist, als habe ich es nun selbst erdacht, weil es aus meinem Blute kommt und ich eigentlich mein Leben lang nur durch dich gedacht oder empfunden habe. Die Statisten sind zu faul zum Denken."

‚Sie hat Mut!' dachte er. ‚Welchem Skandal setzt sie sich aus! Ob wir nicht manchmal den Frauen unrecht tun? ... Auch ist sie gut.' Er dachte an die Gewitternacht am Wehr. ‚Ich muß ihr dankbar sein.'

„Vielleicht sind wir unglücklich, weil das Tier in uns zu schwach ist," sagte er laut.

Hinter den Türen schluchzte eine Geige gequält auf. Die wunden Töne zitterten im Mondlicht, übertönten heftig und leidend alle sanften Lieder. Der Mond mühte sich umsonst, sie zu dämpfen mit seinem weißen Licht.

Da küßte er sie, die reglos im Mondlicht stand und es ruhig geschehen ließ.

Und beide dachten an die Jugendzeit ...

Als die letzten Gäste am frühen Morgen mit Gelächter und Peitschenknallen heimkehrten, saß Frau Trude noch an einem Tisch und hörte dem Rollen der Räder zu, die in den tauigen Morgen hineinfuhren. Irgendwo klang schon eine frühe Morgenglocke.

„Nun wollen wir aber zu Bett," stöhnte Mergenholz, aufgequollen und mit rotem Kopf.

Frau Trude blieb ruhig sitzen, als habe sie nichts gehört.

„Du, Trude! Hörst du?" fragte er und rollte das r.

„Geh doch, ich habe keine Lust zum Schlafen," sagte sie nachlässig.

„Nun?!" Er stand groß und stark neben ihr, mit einem Stiernacken und aufgeblähtem Leib.

„Geh doch," sagte sie angewidert. Sie bemerkte, daß sein Atem unangenehm säuerlich roch vom Trinken.

„Aber — keine Dummheiten, du!" Seine Kraft schien zu wachsen vor Begehrlichkeit, als er sie mit starken Armen emporzog ...

Drüben machte Gabriel die Türe nachdenklich zu ...

*

Dann kam der Herbst mit späten Rosen und bäuerischen Astern, mit breitem Sonnenlicht, das großspurig, weißlich und ohne Kraft über den Stoppelfeldern lag. Die Nächte wurden kühl und kühler. Die Tage gingen dahin, man wußte nicht wie, vielleicht wie eine alte Frau, der die Gedanken ausgegangen sind. Hier und da fiel schon ein Blatt, das bunt und schreiend am Wege lag, bis ein Windstoß kam, der gleich eine ganze Wolke neuer Blätter dazutrieb. Es war etwas Elendes in den Bäumen, denen die Blätter ausgingen wie alten Leuten die Haare.

Alle diese Blätter lagen dann irgendwo herum, trostlos, heimatlos, mit leisem Stöhnen, bei jedem Lüftchen zitternd und mutlos herumflatternd.

Das war sehr melancholisch, und schließlich wurde es langweilig. Und alles das zusammen machte gerade so viel Kummer wie der heftige, drängende Frühling.

Es waren kurze Lebenstage, die mit mattpochenden Pulsen ein müdes, erschöpftes Sattsein bekundeten, mit seufzenden Gebärden sich nach Ruhe sehnend.

Die Felder waren glattrasiert, die Bäume geplündert. Alle Knechte und Mägde hatten Rückenschmerzen vom Kartoffelgraben und Rübenstechen. Am Abend saßen sie kreuzlahm herum. Aber am Sonntag gingen sie auf den Tanz.

Nur die grüne Jugend freute sich. Sie hängte den Kühen Glocken um den Hals und trieb sie auf die Felder hinaus, die, aufgewühlt und glattgeschoren, abgezehrten Brüsten glichen, aus denen trotz allem Quälen nichts mehr herauszupressen war. Es war ein müder Leib, der sich nach der Nacht des Winters sehnte, um ruhen zu können. Die Jugend machte lustige Feuerlein von dürren Kartoffelstauden und schlug die letzten Aepfel von den Bäumen, oder Birnen, die vergessen irgendwo in den nackten Besen der Kronen hingen und, von den Nebeln zerbissen, schon ganz runzelig waren.

Gustav Mergenholz reiste überall herum. Er wollte die übervollen Speicher leeren, immer verkaufen, immer Geld verdienen. Nachher wollte er noch das Sägewerk vergrößern. Statt des Mühlrades, das so lange und geduldig seinen Dienst getan hatte, wollte er eine elektrische Anlage einrichten. Das würde mehr leisten. Die Gebäude sollten alle elektrische Beleuchtung erhalten. Dieser Plan war ihm bei dem Herbstfest eingefallen, als die Lampen versagt hatten.

So ließ die Arbeit nach. Es gab manchmal faule Tage. Hermann Haagen hielt sich wieder die Nase zu und memorierte französische Vokabeln.

Draußen wurde es immer ungemütlicher. Es gab Tage, an denen schon eingeheizt wurde.

Gabriel hatte immer weniger zu tun. Er empfand dann eine trostlose Oede, ohne Lust zu haben, sich draußen zu zerstreuen. Unbefriedigt saß er herum, dachte über allerlei unerquickliche Sachen nach und fing Grillen.

Frau Trude betrachtete ihn ängstlich. Wie sie sich auch mühte, es war doch, als zerrinne ihr das neue Leben, das sie erst entdeckt und das ihr ganzes Sein füllte — es war, als zerrinne es ihr unaufhaltbar zwischen den Händen, deren weitgespreizte Finger es vergeblich zu fassen suchten.

In ihrem äußerlichen Leben hatte sich nichts geändert seit dem Herbstfeste. Gabriel sagte ihr sogar, wenn sie abends am Tische saßen, noch hin und wieder Madame. Aber dann sahen sie sich an, unwillkürlich, wie im Einverständnis, und fingen an zu lachen.

Und manchmal, wenn sie sich irgendwo plötzlich trafen, oder sie irgendwo stand, demütig, zerstreut, heiß vor Verlangen, so konnte er nicht widerstehen und küßte sie.

Aber wenn er dann allein war, so sagte er mit einer mißmutigen Gebärde, einem schalen Gefühl und unzufriedenen Augen: „Eigentlich, wir betrügen Gustav

Mergenholz. Nun wohl, ich bin ein Komödiant. Aber dieser Mergenholz hat mir nichts zuleide getan. Ich bin ein Komödiant, das kann aber noch lange nicht heißen, daß ich ein Lump sei."

Einmal sagte Mergenholz, abgehetzt und ärgerlich, zu ihm: „Höre mal, sei froh, daß du nicht verheiratet bist! Die Weiber haben nun mal schon immer ihre Schrullen, besonders meine Frau ... Es ist bald kein Auskommen mehr!"

Und wirklich, sie behandelte ihn schlecht. Sie schien ihn manchmal geradezu zu hassen.

Gabriel überlegte immer wieder: ‚Eigentlich — wir betrügen ihn. Nun wohl, ich bin ein Komödiant. Aber das will noch lange nicht sagen, daß ich ein Lump sei, obschon die Leute manchmal etwas Aehnliches zu glauben scheinen. Er hat mir nichts zuleide getan. Und sie ist seine Frau. Zum Teufel! Man kann dem Leichtsinn oder Stumpfsinn der Frauen nicht noch mehr auf die Beine helfen. Es ist so schon arg genug. Schließlich ist das Leben eine Komödie, wo sich jeder mit seiner Rolle abfinden muß. Sie sollen sich beizeiten besinnen ... Er ist nun mal Gustav Mergenholz, sagen wir: mein Freund Gustav Mergenholz.'

Er machte einigemal einen Anlauf.

Eines Abends, als Mergenholz von der Reise zurückkehrte, faßte er einen Entschluß.

Mergenholz fiel mit einem „Uff!" stöhnend auf seinen Sessel. Dann begann er sein gewohntes Triumphgeschrei:

„Jawohl, mein Lieber, alles verkauft. Und wie! Siehst du, wenn die Bauern nur ihre Sachen besser auf den Markt bringen wollten; sie könnten ein Heidengeld verdienen. Ich, Gustav Mergenholz, sage: Das Geld liegt auf der Straße, haufenweise, man muß es nur sehen und sich bücken wollen ..."

Gabriel hörte zu und dachte: ‚Es kann so nicht weitergehen, man muß ein Ende machen. Man muß sich besinnen ...'

Und als Mergenholz in seinem Triumphgeschrei atemlos eine Pause machte, begann er, starr auf den Tisch sehend: „Was ich dir sagen wollte: Ich werde nächstens verreisen."

Mergenholz erstickte fast an einem Bissen.

„Wie lange denn?"

„Nun, ich gedenke nicht wiederzukommen."

„Aber ... Aber höre mal," stammelte Mergenholz. „Was fehlt dir denn? Du kannst doch dableiben, solange du willst. Es hat dir doch niemand etwas zuleide getan. Du machst dich ja noch nützlich ... Mach doch keine Dummheiten!"

Gabriel sah, wie Frau Gertrude das Messer fallen ließ. Sie saß da, starr und wie tot, ihn mit großen, schreckhaft aufgerissenen Augen ansehend.

‚Man muß sich besinnen. Habe ich nicht Kraft?' dachte er. Und er fuhr entschlossen fort, sein Vorhaben zu bekennen wie eine eigensinnige, fixe Idee, von der er nicht mehr abzubringen war. Er entwickelte irgendeinen Plan, den er begründete, entschuldigte.

Er sagte: „Ihr habt mir nichts zuleide getan. Im Gegenteil: ich bin dir

und deiner Frau zu Dank verpflichtet. Der Aufenthalt hier, die Ruhe und so fort, das war die reine Kur für meine Nerven. Aber gerade deshalb muß ich wieder in die Stadt, um wieder zu arbeiten. Hier würde ich verbauern, oder besser gesagt: ein Faulenzer werden. Ich bin nun mal kein Bauer. Und da man uns mit so viel Mühe zu Arbeitstieren erzieht, so müssen wir auch arbeiten. Das liegt in der Art. Uebrigens ist es mir einfach zu langweilig hier, jetzt, wo alles so tot ist. Es kann ja jeden Tag Schnee geben ..."

„Schnee? He, da brauchst du dich doch nicht zu fürchten, du! Dann macht man ein tüchtiges Feuer und setzt sich zum Ofen hin. Oder man fährt im Schlitten. Sollst mal sehen, wie das schön ist. Schnee! Natürlich kommt Schnee, hoffentlich recht bald. Ich schätze, daß es noch vierzehn Tage abwechselnd gefrieren, naßkalt oder Regenschnee geben wird. Aber in vierzehn Tagen können wir Schnee haben, das sage ich, Gustav Mergenholz."

Er schlug sich auf die Schenkel, von einer neuen Idee elektrisiert. Und er schrie triumphierend mit weitgeöffnetem Mund, wie eine Trompete:

„Und wenn es dir zu langweilig wird, ich meine, wenn du es nicht verknusen kannst, daß jetzt die Arbeit nicht mehr so toll geht ... Herkules Spitzfrack Bohnenstangen! Dann kann ich dir auch wieder helfen. Ich habe eine Idee; da kannst du auch mitmachen. Ich werde das Dorf drüben kaufen und die Leute in Fabriken nehmen, die ich bauen werde. Jawohl! Was für Fabriken weiß ich noch nicht; vielleicht — weil nun doch das Sägewerk schon da ist — Fabriken für Parkettböden, Verkleidungen, Getäfel ... was weiß ich! Aber du kannst sicher sein, daß auch im Winter, gerade im Winter etwas geschehen wird. Jawohl! Und in vierzehn Tagen, wenn wir Schnee haben, spannen wir den Schlitten an und fahren in die Stadt hinüber zu Rotmund. Alster, Bergen und all die andern werden auch dort sein. Da können wir die Sache gleich ins Blei bringen! ..."

Aber Gabriel zuckte eigensinnig die Schultern und dachte: ‚Jawohl, in vierzehn Tagen gehe ich.'

Er spürte wieder das Elende seines Komödiantentums und hatte plötzlich wieder ein heftiges Bedürfnis nach Reinlichkeit. Er sagte sich: ‚Es ist mir eigentlich alles gleichgültig. Aber wenn ich nun schon einmal das Leben verfehlt habe und ein Komödiant bin, ein Halunke brauche ich deshalb doch nicht zu sein. Er hat mir nichts zuleide getan. Mich hält auch gar nichts hier, im Gegenteil ... Ich gehe, ganz sicher.'

Mergenholz ließ ihn die nächsten Tage nicht mehr los. Er schleppte ihn überall mit. Das war ihm ganz angenehm, weil er so die Zwischenzeit bis zu seiner Abreise schön totschlagen konnte. Auch brauchte er so nicht mit Frau Gertrud zusammenzutreffen. Er vermied ein solches Zusammentreffen nicht aus Feigheit. Er betrachtete es nur als eine unangenehme und lästige Sache, die absolut nichts nützen konnte.

Wenn sie so zusammen in dem Wagen dahinfuhren, zeigte Mergenholz mit der Peitsche über das weite öde Land nach dem fernen Wald hin, wo die

Duftwolken hingen, oder nach dem grauen Himmel, von dem der graue Nebel rieselte.

„Siehst du,“ begann er dann, immer wieder überredend, „auch das ist eigentlich schön. Oder ist denn das nicht schön? Der Himmel, die Bäume voller Duftflocken, das weite Land, das ausruht, damit wir nächstes Jahr wieder Geld verdienen können damit?“

Er suchte ihn so von seinem Vorhaben abzubringen, indem er auf ihn einsprach, nachsichtig, eindringlich, begeistert. Zum Schluß entwickelte er dann seine neuen Pläne mit den Fabriken, die er gleich mit den Händen in der Luft vor ihn hinstellte, immer wachsend, großartig, gigantisch. Mit dem Peitschenstock schrieb er ungeheure Zahlen in die Luft, warf gestikulierend mit keuchendem, dampfendem Atem ungeheure Summen zum Wagen hinaus.

(Schluß folgt)

Berichte aus allen Wissenschaften

Psychologie

Die Bedeutung der Träume

Ueber die Bedeutung der Träume ist zu allen Zeiten viel gefabelt worden. Bald hielt man sie für etwas Göttliches, bald nur für eine Ueberleistung der Seele, bald wollte man sie gänzlich verwerfen als etwas Nichtiges, Unbrauchbares, als „Schäume“, bald bemühte man sich, an ihnen doch noch etwas Wertvolles zu entdecken: die Verkündigung drohender Krankheiten. Worin liegt nun die wirkliche Bedeutung des Traumes? Dies im Lichte einer geklärten wissenschaftlichen Auffassung zu betrachten, soll der Gegenstand dieses Aufsatzes sein.

Für die Völker des Altertums lag die Bedeutung der Träume vorherrschend im Prophetischen. Wahrscheinlich stammt der Glaube an den prophetischen Wert aus der Zeit der alten Aegypter. Bei ihnen herrschte eine wahre Epidemie bezüglich der Traumdeutung. Man suchte die Tempel der Isis auf, um dort Träume zu bekommen, und die gütige Göttin gab denjenigen Gläubigen, die dessen würdig waren, Ratschläge für ihr Leben oder für Heilung von Blindheit, Taubheit, Lähmung und Aussatz. Eine noch größere Rolle spielten die Träume im alten Assyrien. Hier beeinflußten sie sogar die Politik. Denn oft ließen sich die assyrischen Könige durch Träume in ihren Entschlüssen bestimmen, wenn es sich darum handelte, Schlachten zu schlagen oder Eroberungen zu machen. Auch die Bibel enthält viele prophetische Träume als Ausflüsse direkter Offenbarung, aber auch bloß allegorische, zum Beispiel die Träume, die Joseph und Daniel erklären. Namentlich vor der Geburt bedeutender Persönlichkeiten kommen häufig Vorhersagungen im Traume vor, die sich auf das Schicksal der Erwarteten beziehen. In derselben Weise führten die alten Griechen die bedeutungsvollen Träume auf die Götter zurück oder auf göttliche Dämonen. Am berühmtesten und unheimlichsten waren wohl die Traumorakel des Trophonios in Böotien. Nach tagelangem Einhalten einer strengen Lebensweise in Verbindung mit Waschungen und Opfern von mancherlei Tieren wurde dem Ratsuchenden Wasser aus dem Quell der Vergessenheit und des Gedächtnisses gereicht. Dann stieg er rücklings in eine unterirdische Höhle

hinab, wo er, von narkotischen Räuchereien umgeben, halb schlafend, halb wachend wundersame Schatten daherschweben sah und überirdische Laute vernahm, die ihm die Priester deuteten.

Auch das Mittelalter war noch in der Ueberschätzung der prophetischen Bedeutung der Träume befangen. Jedoch beschäftigte sich nur noch die niedere Geistlichkeit mit der Deutung derselben, während die Kirche selbst sie ignorierte.

Allmählich jedoch verengte sich die Wertschätzung, die man den Träumen zuerteilte, und zwar in zwiefacher Weise:

Einerseits faßte man die Träume nur noch als Erhebung der Seele auf eine höhere Stufe, und diesen Wert besitzen sie auch heutzutage noch in den Augen verschiedener Traumforscher. So bedeutet nach Schubert der Traumzustand eine Loslösung der Seele von den Fesseln des Tages. Nach Scherner und Volkelt entwickelt die Seele während des Traumes Kräfte, an deren freien Gestaltung sie am Tage behindert ist. Namentlich ist sie zu einer Ueberleistung auf dem Gebiete der Phantasie befähigt.

Anderseits ließ man den Träumen nur noch prognostischen und diagnostischen Wert. Man fand nämlich, daß für das Erkennen von Krankheiten, körperlicher wie geistiger Art, die bereits vorhanden, aber noch nicht zur Entwicklung gelangt sind, die Träume der betreffenden Personen häufig charakteristische Merkmale aufweisen. Nicht immer jedoch enthalten die Träume notwendige und hinreichende Symptome für das Bestehen von Krankheiten. Vaschide und Piéron, zwei neuere Traumforscher, haben festgestellt, daß bei gewissen organischen Affektionen der Traum bisweilen prognostische Zeichen für den verletzten Teil des Organismus bietet, vor allem bei Geschwüren und bei Krebs, ähnlich auch bei Affektionen der Eingeweide, bei Bräune und bei Hirnhautentzündungen. Einer Frau träumte, daß eine ihrer Nachbarinnen sie besuchte. Letztere hatte um ihren Hals eine Schlange gewunden, die alsbald auf die Frau sprang, in ihren Mund eindrang und durch ihr Ohr sich wieder entfernen wollte. Die Frau hielt sie jedoch zurück und tötete die vor Wut Zischende. Drei Tage darauf machte sich an dem einen Ohre der Frau ein Ausfluß bemerkbar wie von einem Geschwür, und sie hörte dabei ein Geräusch, ähnlich dem Zischen der Schlange. Einem Kinde von drei Jahren träumte, daß ein Tischler ein Tau an seinem Bette befestigte und den Kopf des Kindes in eine Schlinge dieses Taues zwängte. Das Kind wehrte sich heftig dagegen und wachte darüber auf. Am andern Morgen konstatierte der Arzt bei ihm Fieber und Hirnhautentzündung. Einem jungen Mädchen von fünfzehn Jahren träumte, daß ein Mann es zur Frau begehrte, es bei seiner Weigerung zur Erde warf, ihm ein Knie auf die Kehle setzte und ihm etwas in den Mund steckte, um es am Schreien zu verhindern. Vier Tage darauf stellte sich bei dem Mädchen die Bräune ein. Außer Frage steht auch der prognostische und diagnostische Wert der Träume bei Geisteskrankheiten, vor allem bei Epilepsie und Delirien. Die Epileptiker erleben schon im Traume epileptische Krisen, sie empfinden Zittern der Gliedmaßen, Verdrehungen und heftige Bewegungen des Kopfes, Schütteln der Beine, Steifwerden der Finger und so weiter. Die Träume Hysterischer dagegen sind weniger charakteristisch. Doch werden ihre Träume dadurch zu Verrätern der Krankheit, daß sie einen abnormen Einfluß auf das wache Leben, auf die Ansichten und Handlungen des Individuums gewinnen. Die Alkoholiker sehen bereits in ihren Träumen allerlei Tiere, die ihnen widerwärtig sind, wie Ratten, Krebse, Schlangen, Flöhe, Wanzen, Maikäfer und so weiter. In vielen Fällen deuten die Träume beginnende Geisteskrankheiten an. Solche Träume kehren regelmäßig wieder. Die in ihnen verarbeiteten Gedanken beziehen sich auf Größenwahn, Gattenuntreue, Stürze in Abgründe, ins Meer, Verfolgungen und so weiter. Bei manchen Individuen bleiben die Wahnideen auf den eigentlichen Traumzustand beschränkt, oder die Traumbilder beharren noch einige Zeit nach dem Erwachen. Die Schätzung des prognostischen Wertes der Träume erstreckt sich bis ins Altertum.

Neuerdings hat man den Zusammenhang zwischen Traumleben und wachem Leben noch von einem andern Gesichtspunkte aus betrachtet. Radestock, Griesinger und Freud fassen das Wesen des Traumes als Wunscherfüllung: Die am Tage unbefriedigten Wünsche

erlangen im Traume Erfüllung. Ein zweijähriger Junge, der tags zuvor seinem Onkel ein Körbchen mit frischen Kirschen hatte zum Geschenk anbieten müssen, von denen er natürlich nur eine Probe kosten durfte, erwachte mit der freudigen Mitteilung: „Hermann hat alle Kirschen aufgegessen!“ Einem dreijährigen Mädchen hatte eine Seefahrt nicht lange genug gedauert. Am Morgen darauf erzählte sie, daß sie in der Nacht auf der See gefahren sei. Auch viele Träume Erwachsener sollen nach Freud solche Wunscherfüllungen enthalten. Die meisten Träume sollen allerdings den Wunsch nur verhüllt zum Ausdruck bringen. Hierzu ist zu bemerken, daß die meisten Träume keinerlei Wunscherfüllung zeigen, auch keine verhüllte, sie führen uns Erwachsenen im Gegenteil meist Szenen vor, denen wir kein besonderes Interesse zuwenden. Daß dagegen die Träume der Kinder sehr oft Wunschträume sind, hat seinen Grund darin, daß das Sinnen und Trachten der Kinder überhaupt sich vorherrschend auf die Befriedigung von Bedürfnissen richtet, also vornehmlich aus Wünschen besteht, was bei Erwachsenen nicht der Fall ist.

Die zutreffendste Ansicht über die Bedeutung der Träume ist entschieden die von Binz, der den Traum als einen „in allen Fällen unnötigen, in vielen Fällen krankhaften Vorgang“ auffaßt. Ich selbst möchte noch einen Schritt weiter gehen, indem ich behaupte, daß der Traumzustand geradezu den seelischen Zerfall bedeutet, den Rückgang des Seelischen und Physiologischen auf frühere Epochen des individuellen und Gattungslebens. Der Zerfall zeigt sich nach jeder Richtung hin, schon bei der Wiedererzeugung der Vorstellungen im Traume. Im wachen Zustande treten die wesentlichen Merkmale einer Vorstellung gegenüber den unwesentlichen in den Vordergrund, im Traume dagegen kommt dieser Unterschied in Wegfall, es werden oft unwesentliche Merkmale als vollgültige Vertreter der Vorstellungen verwendet. Ja, oft schrumpft der Komplex der betonten Merkmale sogar bis auf ein einziges zusammen. So zum Beispiel träumte ich im Anschluß an eine am Tage beobachtete Ballonfahrt in der darauffolgenden Nacht von einem frei in der Luft schwebenden Holzgerüst. Der Traum strebte offenbar nach einer Wiederholung des Ereignisses vom Tage her. Meine Phantasie wollte einen schwebenden Gegenstand erzeugen. Bei der Konstruktion desselben ignorierte sie jedoch alle charakteristischen Merkmale, deren ein schwebender Gegenstand benötigt und hielt sich nur an das unwesentliche Merkmal, daß beim Schauen nach schwebenden Gegenständen bestimmte Spannungen am vorderen Teile des Halses und Druckempfindungen im Nacken sich geltend machen. Beim Erwachen merkte ich, daß derartige Spannungen wirklich bestanden. Auch hatte ich öfters in der Zeit vor dem geschilderten Traume nach einem solchen Holzgerüst emporgeschaut. Sogar der auf unsern Leib bezügliche Vorstellungskomplex zerfällt im Traumzustand. Da hier der größte Teil unsers Körpers empfindungslos wird, so ist der von uns wirklich gefühlte Teil unsers Leibes ein andrer als im wachen Leben. Die Empfindungen erhalten sich nur noch in solchen Organen, die sich im abnormen Zustande der Erregung befinden. So bilden ein unregelmäßiges Funktionieren des Magens, des Herzens, der Lunge, der Gedärme, ein unregelmäßiger Druck auf äußere Körperteile, eine unbequeme Lage des Körpers häufig die alleinige physiologische Grundlage unsers Traumleibes. Ja, der Zerfall der Vorstellung, die wir im Traume von unserm Leibe haben, kann so weit gehen, daß uns unser Leib als eine Verdoppelung erscheint. Wir bemerken alsdann innerhalb der Traumsituation plötzlich eine Person, in der wir unser eignes Ich wiederzuerkennen meinen, oder es tauchen einzelne Körperteile, wie Kopf, Arm, Rücken, von unserm Traumleibe getrennt oder in lockerer Verbindung mit demselben auf, die wir als die unsrigen ansehen. Auch die Vorstellung von unsrer Persönlichkeit bleibt von dem im Traume herrschenden Zerfall nicht unberührt. Das Persönlichkeitsgefühl tritt nämlich oft in einer Form auf, die einer früheren Entwicklungsphase des Träumenden entspricht. Wir fühlen uns wieder als Knabe, Jüngling beziehungsweise Jungfrau, mit den Ideen und Verrichtungen aus jener Zeit. Auch das Sinken auf eine frühere Stufe unsrer moralischen Entwicklung hängt mit dem Zerfall zusammen, welche die Vorstellung von unsrer Persönlichkeit im Traume erleidet. Bedeutend ist die Zerstörung, die der Traum an den Vorstellungs-

reihen anrichtet, die wir im wachen Leben geknüpft hatten. Im Traume kommen daher nur wenige reale Wiederholungen von Ereignissen des wachen Lebens vor. Statt dessen werden die auf die Ereignisse des wachen Lebens bezüglichen Vorstellungsreihen zerstückelt, und die Traumphantasie setzt aus den Trümmern verschiedener Vorstellungsreihen etwas Neues zusammen. Nur diejenigen Vorstellungsreihen bleiben einigermaßen vor dem Verfall bewahrt, die sich auf wichtige Lebensinteressen des Träumenden beziehen.

Tun wir den letzten Schritt in der Abschwächung der Ueberschätzung des Traumzustandes! Der Traum zeigt nicht allein den seelischen Zerfall, sondern es läßt sich sogar nachweisen, daß er allerlei pathologische Elemente enthält, wie wir sie sonst nur bei geisteskranken Personen finden. Allgemein verbreitet ist im Traumzustande die Empfindungslosigkeit einzelner Teile des Körpers sowie die Ueberempfindlichkeit beim Vorhandensein von verhältnismäßig wenig intensiven Reizen. Nur selten haben wir eine Vorstellung von der wirklichen Lage unsers Körpers, und häufig verwechseln wir Druck und Berührung, Geschmacks- und Geruchsempfindungen und so weiter. Auch sind wir im Traume verschiedenen Arten von Zwang unterworfen, zum Beispiel der Illusion des Fliegens, Schwebens, Versinkens, des Gefesseltseins in irgendeine Lage oder Stellung, der Vergrößerung und Verkleinerung der Finger, Arme, Beine und so weiter. Diese Zustände entsprechen ganz dem, was man in der Psychiatrie beziehungsweise unter Anästhesie, Hyperästhesie, Analgesie, Hyperalgesie, krankhafter Dislokalisation, qualitativen und quantitativen Anomalien und Zwangszuständen versteht. Zweitens bestehen bezüglich der Störungen des Gedächtnisses und der Erinnerung im Traum und bei Geisteskrankheit Analogien. Hier wie dort haben wir das leichte Vergessen des vor kurzem Dagewesenen, das Defektwerden der Erinnerungen an ganze Lebensperioden, das Schwinden der speziellen professionellen, artistischen und sprachlichen Kenntnisse, den Verlust des Orts-, Zeit-, Zahlen-, Namen-, Form- und Farbengedächtnisses, anderseits die erstaunliche Sicherheit und Genauigkeit der Jugenderinnerungen. In beiden Zuständen beobachtet man ferner eine hervorstechende Sinnlichkeit der Vorstellungen, Verschwommenheit der Begriffe, Einseitigkeit der Urteile, Mangel an kausalem Zusammenhang und das Fehlen der dirigierenden Vorstellungen. Endlich lassen sich auch bezüglich des Auftretens der Extreme des affektiven Lebens und der Alienation der psychischen Motivierung Analogien finden.

Offenbart sich auf diese Weise der Traum als eine Reduzierung des Seelischen, so wird er doch gerade durch diese Lockerung der Vorstellungen geeignet für die Aufnahme suggestiver Einflüsse von außerhalb. Es ist eine feststehende Tatsache, daß die Gedanken Träumender durch künstlich beigebrachte Reize oder durch zugeflüsterte Worte willkürlich geleitet werden können. Und hierdurch gewinnt die Annahme der Möglichkeit von göttlichen Inspirationen, wie solche die Bibel annimmt, für gläubige Seelen einen nicht unwesentlichen Halt. Denn diesem Glauben steht seitens der Natur des Traumes nichts im Wege.

Dr. Carl Max Gießler (Erfurt).

Ein Almanach aus Kambodscha und sein Kalendarium

Von

Adhémard Leclère, französischer Resident in Kambodscha

Die Astronomie war früher in Kambodscha eine wirkliche Wissenschaft; heute ist sie nur noch ein Schatten ihrer selbst, und die Horas (von dem Paliworte horapatako) sind lediglich Astrologen und kaum imstande, die Konkordanz zwischen dem Sonnen- und dem Mondjahr herzustellen. Sie sind im Besitze eines sehr alten astronomischen Formulars hindostanischen Ursprungs, dessen sie sich in ganz geschickter Weise bedienen, um das Frühlingsäquinoktium festzustellen und die Finsternisse vorherzusagen. Auch geben sie im Palaste des Königs Norodom (gest. 24. April 1904) eine Art Almanach heraus (den mâha sângkrant), der in den ersten Tagen des März an die Gouverneure der Provinzen und die Vorsteher der Klöster verschickt wird. Als Beispiel wähle ich den Almanach für das Jahr 1904, von dem ich hier eine Uebersetzung geben will.

Vorher ist es jedoch zur Erleichterung des Verständnisses nötig, mit einigen Worten die Art der kambodschischen Zeitrechnung zu erklären.

Das herrschende System zählt zunächst drei Aeren — die Aera des Buddha oder die religiöse, die von dem Vollmonde des Monats Wisalha (April oder Mai) des Jahres 543 v. Chr. datiert, d. h. von dem Todestage Buddhas nach Rechnung der südlichen Kirche; die Aera Maha Sakaréach (sanskritisch mâhasâkarâka) oder die große Aera, die nach dem 1. März des Jahres 78 unsrer Zeitrechnung zählt, und die die Orientalisten entweder dem Soliwahana oder dem Kaniska zuschreiben, die von den Kambodschern aber auf einen ihrer Könige zurückgeführt wird, die hindostanische Aera der heiligen Schriften, der Steininschriften des alten Kambodscha und der Astronomen; und die dritte Aera, die sogenannte Chola Sakaréach [1]) (sanskritisch culasakarâja) oder kleine Aera, deren Ausgangspunkt der 21. März des Jahres 638 unsrer Zeitrechnung ist, und die indochinesischen Ursprungs zu sein scheint.

Die drei Aeren werden in Kambodscha nebeneinander angewandt, doch dient heutzutage die kleine Aera nur zur Datierung der Ereignisse des gewöhnlichen Lebens und der offiziellen Schriftstücke. Die wichtigeren Ereignisse werden stets nach den drei Aeren datiert, oft auch noch nach einer vierten, der des Regierungsjahrs, oder gar noch einer fünften, der unsrigen, die immer mehr neben den übrigen aufkommt. So wird das Jahr 1904 bezeichnet als das 2447. nach Buddha, das 1826. der großen Aera, das 1266. der kleinen Aera und das 44. der Regierung. Das Jahr ist eigentlich ein Mondjahr, da es sich nicht wie bei uns aus zwölf, konventionell zu 28, 30 oder 31 Tagen (alle vier Jahre einmal zu 29) angesetzten Monaten zusammensetzt (damit man es regelmäßig mit der gleichen Sonnenepoche beginnen lassen kann), sondern aus zwölf synodischen Mondmonaten von abwechselnd 29 und 30 Tagen. Da aber zwölf derartige Monate (méas, Pali mâsa) statt 365¼ nur 354 Tage ergeben, schaltet man alle drei Jahre nach dem Monat Asath, der der vierte ist, einen zweiten vierten Monat von 30 Tagen ein [2]) und verlängert fast jedes Jahr den Monat Chés (den dritten) um einen Tag. [3])

---

[1]) Ein für allemal sei bemerkt, daß das ch, wenn es auf kambodschisch châ ausgesprochen wird, das c des Sanskrit oder Pali ist und für tsch gilt, und das ch, wenn es auf kambodschisch cho ausgesprochen wird, das j (dsch) des Sanskrit und Pali ist. Wenn in einem Worte chh vorkommt, wird das entsprechende Sanskrit- oder Paliwort mit ch oder jh geschrieben. Das châ und das cho werden nicht wie das französische cha in dem Worte chat, sondern wie das deutsche ch in dem Worte „ich" ausgesprochen. Das nh entspricht dem ñ im Sanskrit und Pali.

[2]) Daher der Name chhnam méan athikaméas, „Jahr, das einen überschüssigen oder Schaltmonat hat", den die Kambodscher ihm geben.

[3]) Daher führt dieses Jahr den Namen chhnam méan athivara, „Jahr mit einem überschüssigen oder Schalttag".

Auf diese Weise ist das kambodschische Jahr zugleich Mond- und Sonnenjahr, und es ergibt sich, daß das Jahr 1904, das für uns ein Schaltjahr war, für Kambodscha ein Jahr mit einem überschüssigen Monat war. In diesem Falle wird der vierte Monat Pathâmâsath, „erster Asath“, und der eingeschaltete Monat Tutiyâsath, „zweiter Asath“, genannt.[1])

Die zwölf Monate werden mit Palinamen benannt, die gleichfalls die von zwölfen der 27 Tierbilder sind. Diese Tierbilder sind die des griechischen Tierkreises und die Zeichen, die sie darstellen, sind die gleichen wie in diesem.

Der Monat wird in zwei Teile geteilt, einen ersten, der stets 15 Tage umfaßt und koeut, vom „Wachsen“ oder richtiger vielleicht vom „Zunehmen“, genannt wird, und einen zweiten, der abwechselnd 14 oder 15 Tage zählt und ruoch, vom „Abnehmen“ oder vom „Ende“, genannt wird, denn der Name ruoch kommt ersichtlich von dem Worte ruoch, das soviel wie beendet oder fertig bedeutet.

Aber Jahr, Monat und Halbmonat sind nicht die einzigen Zeiteinteilungen. Es gibt noch wie bei uns die Woche, Atit, deren Benennung von dem Worte aditya, „Sonne“, stammt. Es ist ein kleiner Zyklus von sieben Tagen, die die gleichen Namen wie unsre Wochentage führen, Sonntag atit, Montag chant u. s. w. Der erste Tag der Woche ist der Sonntag. Für Okzidentalen reicht ein derartiges System vollständig aus, aber für äußerste Orientalen ist es zu einfach. Ihre Einbildungskraft verlangt nach weiteren Komplikationen, so daß der astronomischen Wissenschaft ein geheimnisvoller Anstrich gegeben werden kann, der sie für gewöhnliche Sterbliche unnahbar macht.

Die Kambodscher haben den Zyklus von 60 Jahren, wenn auch nicht erfunden, so doch aus Indien importiert und ihn dann, wahrscheinlich nach dem Vorgange der Chinesen, in sechs Zyklen von je zehn Jahren eingeteilt, die nach den Zahlworten des Pali mit dem angehängten Wort sakasa benannt werden.[2])

Dann haben sie zwölf Tiernamen gewählt,[3]) um die zehn Jahre des Zyklus zu bezeichnen, so daß, da zehn Jahre und zwölf Namen vorhanden sind, alle 60 Jahre nur ein einziges vorkommt, das dieselbe Zahl und denselben Namen aufweist. Auf diese Weise kennzeichnet sich das Jahr 1904 als das Jahr des Drachen (roung) und das sechste (chhâ) des zweiten kleinen Zyklus (sâkâsâ).

Der Tag wird in 24 Stunden zu 60 Minuten je von Mitternacht bis Mittag und von Mittag bis Mitternacht eingeteilt. Schon vor Ankunft der Franzosen gaben die Kambodscher ihrem Tage 24 Stunden, allein sie ließen die ersten zwölf von Sonnenaufgang und das zweite Dutzend von Sonnenuntergang an verlaufen. Die Tagesstunden wurden mong und die Nachtstunden thûm genannt. Aber diese Art war neu für sie; die alte, die jetzt noch bei den Astrologen in Gebrauch ist, teilte den Tag in 60 Stunden (viléa) von 24 Minuten und die Stunde in vier Viertel oder bat von 6 Minuten.[4]) Außerdem wurde die Nacht in vier Wachen oder yéam von drei Stunden geteilt.

---

[1]) Die Athener und Juden, die gleichfalls die Monate nach dem Monde und das Jahr nach der Sonne regelten, machten es übrigens nicht anders. Die Athener verdoppelten den sechsten Monat, Posideon, und gaben dem Zusatz- oder Schaltmonat den Namen „zweiter Posideon“. Die Juden verdoppelten gleichfalls den sechsten Monat, Adar, und nannten den auf diese Weise eingeschalteten Monat „erster Adar“. Es gab bei den Athenern in acht Jahren drei und bei den Juden in 19 Jahren sieben mit einem Schaltmonat.

[2]) Es müßte eigentlich heißen mit korrumpierten Paliworten: êkasak, tusak, treysak, chéthvasak, panhchasak, chhasak, sâpposak, athasak, nopposak, samrathisak.

[3]) Chhlou, Büffel; khal, Tiger; thas, Hase; roung, Drache; mosanh, Schlange; momi, Pferd; momé, Ziege; vok, Affe; roka, Huhn; châ, Hund; kor, Schwein; chout, Ratte. Man nennt diese zwölf Jahre khsé chhnam, „eine Schnur Jahre“.

[4]) Seitdem sie die 24 Stunden für den Tag angenommen haben, haben sie aus dem bat, „Viertelstunde“, die den Wert von sechs Minuten hatte, einen bat gemacht, der kein „Viertel“ mehr ist, und dem sie jetzt einen Wert von 5 Minuten verleihen, so daß auf eine Stunde von 60 Minuten 12 bat kommen.

Almanach für das Jahr des Drachen, das sechste des kleinen Zyklus.

Glück, Segen und mehr als vollkommener Sieg.[1])

Nachdem die Aera oder die Epoche Buddhas und seiner heiligen Religion 2447 Jahre[2]) überschritten hat und die große königliche Aera sich auf 1826 und die kleine königliche Aera sich auf 1266 belaufen wird, wird man im Jahre des Drachen rechnen (ganana).

Es wird aber der Mâha Sângkrant (d. h. der große Uebergang aus dem alten in das neue Jahr) am Dienstag, dem zwölften Tage abnehmenden Monds des Monats Chitra,[3]) um 2 Uhr 25 Minuten nachts stattfinden, was mit dem 12. April des europäischen Jahres 1904 zusammentrifft.[4])

In diesem Augenblicke wird die Sonne, der vortreffliche und reine König,[5]) aus dem Zeichen der Fische aus- und in das erste Zeichen (das des Widders) eintreten. Er wird sich auf der Bahn der Mitte, Kônavithi[6]) genannt, fortbewegen.

Alsdann wird ein Gottessohn[7]) kommen, der das große Paradies der vier Könige[8]) bewohnt und den man Rakapâsa tévéa nennt.[9]) Er wird in Schwarz gekleidet sein, mit kostbaren Steinen geschmückt und mit Lotosblumen, die er hinter dem Ohr stecken hat; er wird sich von Blut (lohita) nähren. In seiner rechten Hand wird er den Bogen halten und in seiner linken den Dreizack. Er wird das Schwein besteigen, wird das Haupt des Weges (der Anführer) sein und die Schar der Götter des Himmels[10]) leiten, die zehntausend (mal) zehn Millionen sind, alle glänzend gekleidet, die Leiber mit Wohlgerüchen gesalbt, mit Salbölen, geschmückt, herrlich herausgeputzt, gereinigt, lieblich anzusehen, jeder anders als der andre.[11])

Darauf werden sie fortfliegen nach einer Gegend, wo eine Kristallgrotte vorhanden ist, genannt Dhamma khântoli nadi, auf dem Berge Kailâsa in dem Lande des friedlichen Forstes des Himalaja, bis zu der Gegend, wo sich das heilige Haupt des Kapila mâha

---

[1]) Diese allgemeine Glückwunschformel, die sich speziell auf die den Almanach Lesenden beziehen soll, ist im Original in verderbtem Pali abgefaßt: Sapphama sado vorah mongkola chêyatiroko für: Subhaṁsota vara maṅgala jaya atireka.

[2]) Der hier gebrauchte Ausdruck ist Prah vossa, „heiliger Rückzug“, nach dem Pali vassa, „Regenzeit“, in deren Verlauf der „fromme Rückzug“ der buddhistischen Mönche stattfindet. Aehnlich gebrauchen wir ja auch in Europa eine bestimmte Jahreszeit zur Bezeichnung des ganzen Jahres, z. B. wenn wir nach „Lenzen“ oder „Sommern“ zählen.

[3]) In Wirklichkeit hat der große Austritt der Sonne aus dem Zeichen der Fische, dem letzten, und ihr Eintritt in das des Widders, das erste, 1904 am 22. März stattgefunden. Daraus geht hervor, daß das kambodschische Jahr nicht streng astronomisch ist. So hat auch das Fest Mâha Sângkrant, das Fest des großen Uebergangs, 1904 am 15. März, also sieben Tage vor dem wirklichen Uebergange, stattgefunden.

[4]) Die drei vorhergehenden Jahre hatten am 13. April begonnen, das letzte um 2 Uhr 50 nachts.

[5]) Baroma tinakara pavara papitya, nach dem Pali: Parama dinakara pavara pavitya.

[6]) Pali: gonavithi, die Bahn des Stiers.

[7]) Tévobot, vom Pali: dévaputto.

[8]) Chato mâharéachika, vom Pali: catummâha râjika; gemeint ist das Paradies der vier großen Könige der Tévodas oder Schutzgeister der Welt.

[9]) Râgapasadéva im Jahre 1904; im Jahre 1903 war es Gorakṣadéva, was einer der Beinamen des Siva ist. Er war gekleidet in Weiß, geschmückt mit kostbaren Steinen, Perlen und Blumen (trakiet), die er hinterm Ohr stecken hatte; er nährte sich von Sesamöl. Seine rechte Hand hielt den Griff des heiligen Schwertes, während seine Linke dessen Spitze gefaßt hatte. Sein Reittier war der königliche Tiger.

[10]) Tép nikar ammara mékh, vom Pali: déva nikaramara; das Wort mékh, Paradies, ist kambodschisch.

[11]) Sokout, vilépanah, trong kroeung âlangkut, parisotth, vibhusitth, pichitra, vom Pali: sugandha, Wohlgeruch; vilepana, Salböl; alaṅkata, geschmückt; vibhusita, geziert; parisuddha, rein; vicitra, verschiedenfarbig.

Brama aufbewahrt findet, auf einer goldnen Platte ruhend. Sie werden es von dort fortnehmen und es, sich rechts [1] um den Berg Suméru König [2] wendend, dem Beispiele des Prah Atitya (der Sonne) folgend, der den ganzen Weg um den Chakralavala [3] in 60 néati (oder Stunden zu 24 Minuten) zurücklegt, im Zuge mit sich führen und schließlich (in die Höhle) zurückkehren, es wieder dorthin bringen und es da niederlegen, wo es sich (früher) befunden hatte.

Dann wird die Schar der Götter des Himmels — alle, wie sie da sind — sich gegenseitig anfeuern und sie werden hingehen und sich in dem Wasserbecken Anotta [4] baden, an dem sich sieben Uferwände befinden, und wo aus einem Kristallgestein, das eine Mundöffnung des Ochsen Osabhoréach [5] ist, sich ein frisches, köstliches und herzerquickendes Wasser ergießt.

Dann wird Prah Wissalam, der Gottessohn, einen Saal errichten, der Dhamma subhaga sala [6] genannt wird, und ihn der ganzen Schar der Götter des Himmels überweisen, die zehntausend (mal) zehn Millionen sind. Sie werden alle ohne Ausnahme hineingelangen und werden es sich angelegen sein lassen, die heiligen Vorschriften zu befolgen, damit sie glücklich und rein von Sünden werden und in gedeihlichem Zustande dem Alter entgegensehen (chunos dikhayuh).

In diesem neuen Jahr, in das wir eintreten, möge jeder glücklich sein.

Am Mittwoch, dem 13. Tage wachsenden Mondes des Chitra (13. April), wird der Tag der Mitte sein; am 14. Tage wachsenden Mondes des Chitra (14. April) wird der Zwischentag sein; am Freitag, dem ersten Tage wachsenden Mondes des Monats Pisakh wird der Tag sein, an dem man die königliche Aera um eine Einheit vermehren muß. Dieser Tag wird den viertägigen Sångkrant abschließen, und man wird in das Jahr des Drachen eintreten, das sechste des kleinen Zyklus.

Im Verlaufe der vier Tage des Sångkrant wird die gesamte Bevölkerung die eingehegten Stätten, die bewohnten Orte und die Innenräume ausfegen und säubern und während der Nachtstunden die Lampe, das Licht und die Kerze und die Schale für die Wohlgerüche anzünden und die Blumen und Kränze für das Opfer und die Begrüßung und den Empfang der neuen Tévodas herrichten. [7] Darauf werden in den Tempeln, in den heiligsten Klöstern und in den Zellen der Ordensleute, wenn es Leute milden Herzens gibt, diese hingehen, fegen, reinigen und das Licht für das dem Prah (Buddha) darzubringende Opfer anzünden. Das wird vortrefflich sein, und man nennt es, die heilige Religion des Buddha erhalten und weiter fortpflanzen. Man wird sich der Sünde entledigen, sich reinigen, fromme Werke vollbringen, Opfer darbringen, Almosen austeilen, die heiligen Vorschriften beobachten, Mitleid (mit allen Wesen) haben und ohne Unterlaß nachsinnen müssen.

Dann werden die Tévodas, die zehntausend (mal) zehn Millionen sind, die Leute segnen, sie loben und ihnen Glück, Ruhe und langes Leben und Wohlergehen in der Zeit, die da kommen wird, wünschen.

---

[1] Pratéaksin, vom Pali pradakshina: nach rechts gewendet einhergehen, so daß stets die rechte Schulter der Person oder Sache zugewendet ist, die man ehren will, entsprechend der scheinbaren Bewegung der Sonne um den Mittelpunkt, als den die Hindus sich den Berg Mérou dachten.

[2] Der Berg im Mittelpunkt der Erde, von einem chakralavala nach der Ausdrucksweise der Kambodscher.

[3] Das heißt: um den Berg Mérou, dem chakralaval oder dem Kreisgebirge folgend, das die Welt der Menschen umschließt.

[4] Einer der sechs großen Seen des mythologischen Himalaja.

[5] Pali: usabharâja, der König der Stiere.

[6] Saal des angenehmen Gesetzes.

[7] Die Kambodscher glauben, daß die Tévodas oder Schutzgeister der Oertlichkeiten jedes Jahr beim Jahreswechsel ihre Wachtposten verlassen und von andern abgelöst werden.

Vorhersagungen der Folgen[1]) des Mâha Sângkrant.

Da der Beginn (des Jahres) auf einen Dienstag fällt, werden die Hochwürdenträger (amatya) und die Räte (mukh montrey) Verdruß haben wegen der Räuber im Bereiche des Landes.

Da der Mittwoch und Donnerstag Zwischentage sind, werden die Purohitas und die königlichen Gelehrten die heiligen Vorschriften warmen Herzens beobachten.

Da der Freitag der Tag des Beginnes der Aera ist, werden die Geschäftsleute mit vielem Vorteil verkaufen und glücklich sein.

Die Berechnung bezüglich desjenigen der Bäume, der König sein soll, ergibt drei als Rest, was bedeutet, daß der Baum Kralas König sein soll. Die Leute werden in großer Anzahl am kalten Fieber (Waldfieber, Paludismus) leiden.

Da die Berechnung bezüglich der Elemente zwei als Rest ergeben hat, wird das Element Erde[2]) das Element des Jahres sein. — Alle Bäume werden schöne Blätter tragen.

Da die Berechnung bezüglich des Wassers (phirun) zwei als Rest ergeben hat, wird der Prah Chant (Regent des Mondes) höchster Herr[3]) sein, und die vier Könige der Drachen werden 500 Regengüsse erzeugen, davon 200 auf dem Gebirge Satta bariphan chakralaval,[4]) 250 Regengüsse über dem Walde des Himalaja, 100 Regengüsse über den neun großen Meeren, 50 über Indien (einschließlich Indochinas).

Da der Rest 5 ist, wird es viele Regengüsse zu Beginn und in der Mitte des Jahres geben, aber wenige am Ende.

Die Berechnungen bezüglich der zum Lebensunterhalt dienenden Feldfrüchte haben fünf als Rest ergeben, es werden auf den Reisfeldern neun Teile gute Frucht geben, ein Teil wird verloren sein; die verschiedenen zum Verzehren dienenden Früchte werden in Hülle und Fülle vorhanden sein.

Da die Berechnung bezüglich der Flußwasser 12 als Rest ergeben hat, wird die Ueberschwemmung stärker als im vorhergehenden Jahre sein.

Die Berechnung bezüglich des Preises der verschiedenen Waren, hoch wie niedrig, zeigt, daß Salz, Tabak, Seide — da der Rest gleich Null ist — teuer sein werden; daß Zucker, Kokosnüsse, Arekanüsse, Gurken — da der Rest 3 ist — in mittlerem Preise stehen werden; daß Paddy (ungeschälter Reis), Baumwolle, getrockneter Fisch — da der Rest 6 ist — billig sein werden.

In diesem Jahre wird es einen überschüssigen oder Schaltmonat geben;[5]) der Monat Asath wird zweimal vorkommen, den ersten Asathmonat wird man Pathâmâsath, den zweiten Tutiyâsath nennen.[6]) Das Scheren (der Mönche) wird am 14. Tage abnehmenden Monds des einen wie des andern Monats stattfinden.[7])

Am Donnerstag, dem ersten Tag zunehmenden Monds des Chitra,[8]) vor dem Eintritt

---

[1]) Phal, von dem Paliworte phalam, Früchte, Folgen.

[2]) Théatta prathapi, von dem Pali dhatu pathapi.

[3]) Athipdey, von dem Pali adhipati.

[4]) Die sieben Rundberge des Mérou, hier Chakralaval genannt, obgleich dieses Wort nur einer Welt zukommt und einer Gebirgskette, die eine Welt einschließt.

[5]) Athikaméas, von dem Pali adhikamâsa.

[6]) Erster Asath und zweiter Asath.

[7]) Der Tag, an dem die Mönche sich den Kopf waschen, ist stets der Tag vor dem Vollmond und der Tag vor dem letzten Viertel. Das hier Gesagte zeigt an, daß das Scheren am 14. Tage abnehmenden Monds des Tutiyâsath ebenso wie am 14. Tage abnehmenden Monds im Pathâmâsath stattfindet.

[8]) 14. März, ein Tag, an dem es wirklich eine Sonnenfinsternis gegeben hat, die 11 Uhr 32 Minuten begonnen und 3 Uhr 21 Minuten geendet hat. Die Horas haben sich demnach in ihrer Berechnung um 53 Minuten geirrt.

in das neue Jahr, wird es eine Sonnenfinsternis geben um 6 viléa und 5 bat (um 12 Uhr 25 Minuten).

Nach dem Mittag wird Rahu von Osten emporsteigen, neun Teile der Sonne ergreifen und verschlingen und nur einen Teil von ihr übriglassen; er wird sich nach Nordosten entfernen.

Am Sonntag, dem 15. Tage wachsenden Mondes des Monats Méak, wird es eine Mondsinsternis geben um 6 viléa 9 bat nachts.[1]) Rahu wird von Südosten kommen, sieben Teile des Mondes ergreifen und verschlingen und nur drei Teile übriglassen. Er wird sich nach Süden entfernen.

Der Eintritt in den Prah Vossa[2]) wird am Donnerstag, am ersten abnehmenden Mondes des Monats Tutiyâsath um 1 Uhr nachts stattfinden.[3])

In diesem Zeitpunkte wird die Regenzeit beginnen, wie es von alters her überliefert worden ist.

Die Sonne und der Mond werden sich in dem Hauptkreise der Zeichen bewegen.[4]) Damit man sie erkennen kann, wird man unten die Darstellung der zwölf Monate finden. Und nun mögen die verschiedenen Unternehmungen aller menschlichen Wesen gedeihen, glücken und in reichem Maße mit glänzendem Erfolg gekrönt werden.

Das ist der Beschluß.

Der Alnha hôra Tép Ney Netz (dévanayanétra) hat gewahrsagt und sich in den Staub geworfen, um dieses dem Könige darzubringen.

*

Es folgt eine tabellarische Darstellung unter dem Titel: Prâkrâdeytin chaul sakaréach 1266 chhnam Roung nokhsâtr Chhâ sâkâsâ, das heißt: „Kalendarium des Eintritts in das Jahr 1266, das Jahr des Drachen, das sechste des kleinen Zyklus.“

Sie ist in zwölf Felder geteilt, eines für jeden der zwölf Monate des gewöhnlichen Jahres; da aber das Jahr 1904 13 Monate hatte, sind für den 13. zwei Striche am Fuße der Tabelle angefügt. Jedes Feld weist unter dem Monatsnamen die Namen des 1., 8. und 15. Tages des zunehmenden und die des 1., 8 und 15. Tages des abnehmenden Mondes auf; das ist alles.

Literarische Berichte

Essays und Erinnerungen. Von Theodor Gomperz. Mit dem Bildnis des Verfassers von Franz von Lenbach. Stuttgart und Leipzig 1905, Deutsche Verlags-Anstalt. Gebunden M. 8.—.

Theodor Gomperz, nicht nur einer der bedeutendsten, sondern zugleich einer der vielseitigsten und persönlich interessantesten klassischen Philologen der Gegenwart, als Verfasser der „Griechischen Denker“ weit über den Kreis der Fachgelehrten hinaus den Gebildeten bekannt geworden, hat in dem vorliegenden Buch eine Reihe von Aufsätzen aus den verschiedensten Wissens- und Kulturgebieten zusammengestellt. Wir finden da neben Vorträgen über „Demosthenes, der Staatsmann“, „Traumdeutung und Zauberei“, „Aristoteles und seine Schrift vom Staatswesen der Athener“ biographische, zum großen Teil auf persönlichen Erinnerungen fußende Essays über Theodor Mommsen, John Stuart Mill, Jakob Bernays, Lord Lytton, G. Grote, Eduard von Bauernfeld u. s. w., dazwischen Aufsätze über Graf Telekis Tod, den Zionismus, die Begegnung zwischen Leibnitz und Spinoza — „ein Vorwurf für Historienmaler“ —, über „Realismus

[1]) Magha — am 20. Januar 1905, 12 Uhr 45 Minuten nachts.

[2]) Die Regenzeit, die auch die des Eintritts der Mönche in ihre Zurückgezogenheit ist.

[3]) Am 28. Juni 1904.

[4]) Chakraréasey, vom Pali cakrarasi, der Tierkreis.

und klassisches Altertum“, „Ueber die Gründung einer deutschen Akademie“ u. s. w. In welche dieser Arbeiten man — je nach seinem speziellen Interesse — sich auch vertiefen mag, überall wird man das ebenso tiefe wie weitumfassende Wissen, den durchdringenden Scharfblick, die geistreiche Auffassung, die echte Herzensbildung des Gelehrten bewundern müssen, und der geistige Genuß, den diese gedankenreiche Lektüre bietet, ist um so größer, als Form und Stil von wahrhaft klassischer Vollendung sind. Einen ganz besonderen Wert hat die Sammlung, von der manches schon anderweitig veröffentlicht ist, durch die vorangestellten, hier zum ersten Male erscheinenden Lebenserinnerungen des Verfassers erhalten, die uns nicht nur über seine persönliche Entwicklung überaus interessante Aufschlüsse geben, sondern zugleich durch den Rückblick auf die Geschichte seiner Familie und durch mannigfache Ausblicke auf das geistige und soziale Leben Oesterreichs in den ersten sechs Dezennien des vorigen Jahrhunderts von hohem kulturgeschichtlichem Wert sind. R. D.

Romanische Meistererzähler. Herausgegeben von Dr. Friedrich S. Krauß. I.—V. Bd. Leipzig 1905, Deutsche Verlagsaktiengesellschaft. Bd. I broschiert M. 3.—; Bd. II und IV je M. 6.—; Bd. III M. 2.—; Bd. V M. 2.50.

Die vorliegende Sammlung, die ihre Entstehung einer Anregung von Professor Karl Vollmöller verdankt und unter Mitwirkung einer Anzahl der namhaftesten Romanisten herausgegeben wird, soll aus der erzählenden Dichtung sämtlicher romanischer Völker das Beste aller Zeiten, namentlich die heute unverdienterweise vergessenen Schätze der Vergangenheit, in künstlerischer deutscher Uebersetzung, erläutert durch wissenschaftlich-gründliche, doch auch dem gebildeten Laien verständliche Einleitungen und Anmerkungen, in denen besonders der folkloristische und kulturhistorische Standpunkt betont wird, darbieten. In der Tat ein schönes Programm, das auf das Interesse aller literaturfreundlichen Kreise rechnen kann und dessen sachgemäße Durchführung die deutsche Uebersetzungsliteratur um bedeutsame Werke bereichern wird; haben doch die romanischen Völker von jeher sich als Meister der Erzählung bewährt und den andern auf diesem Gebiet vielfach die Wege gewiesen, Vorbilder und Anregungen gegeben. An die Spitze der Sammlung sind, vorwiegend aus historischen Gründen, die italienischen „Cento novelle antiche“ gestellt, die, von dem Züricher Professor Jakob Ulrich übersetzt und eingeleitet, unter dem Titel „Die hundert alten Erzählungen“ den Inhalt des I. Bandes bilden. Wiewohl kein Meisterwerk, ist dieses zu Ende des dreizehnten Jahrhunderts entstandene Novellenbuch doch dadurch von höchstem Interesse, daß es das erste seiner Art ist und zahlreiche, oft wiederkehrende Märchen-, Sagen- und Novellenstoffe in ältester Fassung darbietet. Nicht minder wertvoll ist der gleichfalls von J. Ulrich übersetzte II. Band, der „Romanische Schelmennovellen“ enthält, und zwar sechs zum Teil sehr derbe altfranzösische, fünf italienische und den berühmten „Lazarillo de Tormes“. Literarisch erheblich weniger gehaltvoll ist „Das Spiel des Zufalls am Kamin“ von Crébillon dem Jüngeren, das, von K. Brandt übersetzt, den Inhalt des III. Bandes bildet; dieses ziemlich saftlose Werk wäre, wenn ihm auch kulturhistorische Bedeutung nicht abzusprechen ist, entschieden besser weggeblieben. Auch die stark zotigen „Schwänke und Schnurren“ des Florentiners Gian-Francesco Poggio Bracciolini, die der IV. Band bringt, sind keine allzu hervorragenden literarischen Leistungen, haben aber durch das ansehnliche Maß von Geist und Witz, das sie enthalten, als Kulturdokumente und als vielausgebeutete Fundgruben für spätere Erzähler begründeten Anspruch auf einen Platz in der Sammlung. In jeder Hinsicht willkommen zu heißen ist Band V, der uns das erste, in sich abgeschlossene Buch von Antoine Furetières „Roman Bourgeois“ (übersetzt von Erich Meyer) unter dem Titel „Unsere biedern Stadtleut“ vorführt. Furetière (1620 bis 1688), der namentlich durch sein Dictionnaire und den von der Académie Française deswegen gegen ihn angestrengten Prozeß bekannt geworden ist, schildert in dem Roman das Leben des Pariser Bürgertums im siebzehnten Jahrhundert mit einer für die damalige Zeit höchst bemerkenswerten realistischen Treue und einer plastischen Anschaulichkeit, die in Verbindung mit den zahlreichen humoristischen Zügen und satirischen Streiflichtern — auch abgesehen vom kulturhistorischen Gehalt des Werkes — die Lektüre für jedermann höchst genußreich macht. Zu bemerken ist, daß Band II, III (dieser eigentlich ohne Grund) und IV nicht im Buchhandel erschienen sind, sondern nur in numerierten Privatdrucken an Gelehrte abgegeben werden. Der Fortsetzung der Sammlung darf man mit allem Interesse entgegensehen. B—r.

Wilhelm der Erste als Erzieher. In 711 Aussprüchen aus seinen Kundgebungen und Briefen planmäßig zusammengestellt von Paul Dehn. Halle a. S. 1906, Hermann Gesenius.

Das etwas höfisch angehauchte Buch, das, wie sich der Herausgeber im Vorwort ausdrückt, ein verpersönliches (!) Denkmal an Kaiser Wilhelm I. sein soll, enthält eine nach bestimmten Gesichtspunkten geordnete Anzahl von Aussprüchen des Kaisers. Wir finden

darin Aeußerungen von ihm über Königtum, Konstitutionelles, Kaisertum, Preußisch-Deutsches, Heeresreorganisation, Flotte, Religiöses, Wirtschafts- und Sozialpolitisches u. s. w., die ja an sich ganz interessant sind, aber schon deswegen keinen Anspruch darauf erheben können, Richtlinien auch für die zukünftige Entwicklung zu geben, weil Wilhelm I. mit seinen Anschauungen vollständig in der Vergangenheit wurzelte und zu den wichtigsten Reformen nur widerwillig seine Zustimmung gegeben hat.

Paul Seliger (Leipzig-Gautzsch).

Georges Pellissier: Etudes de Littérature et de Morale Contemporaines. Paris 1905, E. Cornély et Cie.

Besonders charakteristisch für den philosophischen Standpunkt des Verfassers ist die Abhandlung: „Voltaire philosophe“. Eine gewisse skeptische Grundstimmung in metaphysischen Fragen läßt sich auch bei Pellissier nicht verkennen. Dazu gesellt sich der Kampf gegen Aberglauben und Ungerechtigkeit und die Begeisterung für Freiheit und Fortschritt. Auch der Stil mit seiner Klarheit und seinen feinen Pointen erinnert an Voltaire. In der ihrem Inhalte nach etwas buntscheckigen Sammlung von Aufsätzen — Untersuchungen über Werke der Literatur, über den literarischen Stil, über Erscheinungen des religiösen und sozialen Lebens — wird der deutsche Leser einen hervorragenden Vertreter der modernen französischen Kritik kennen lernen. Br.

Esclarmonde. Ihr Lieben und Leiden. Von Maria Janitschek. Stuttgart 1906, Deutsche Verlags-Anstalt. Geheftet M. 4.—, gebunden M. 5.—.

Maria Janitscheks schöpferische Kraft zieht ihre Nahrung nicht bloß aus der unmittelbaren Beobachtung gegenwärtigen Lebens; eine glühende, überreiche Phantasie befähigt die Dichterin, auch örtlich und zeitlich entlegene Milieus mit derselben Lebendigkeit und Anschaulichkeit zu schildern, die ihren Romanen aus dem modernen Leben eigen ist. So hat sie in ihrem vorliegenden jüngsten Werk, das in der Provence zur Zeit der Albigenserkriege spielt, nicht nur das eigenartige, romantische Lokalkolorit des herrlichen, in allen Farben und Reizen der Natur prangenden südlichen Landes, sondern auch den historischen Geist jener an kulturellen Gegensätzen reichen Zeit mit bewundernswerter dichterischer Intuition erfaßt und wiedergegeben. Doch ist das Milieu für sie selbstverständlich nur Nebensache und tritt denn auch nirgends mit gelehrter Aufdringlichkeit hervor; was die Dichterin in erster Linie an dem Stoffe gereizt hat und auch den Leser am stärksten fesselt, ist die rührende Gestalt und das ergreifende Schicksal der Titelheldin, die, das Kind „ketzerischer“, um ihres Glaubens willen gemordeter Eltern, zuerst schwere Glaubenskämpfe, dann nicht minder schwere Herzenskämpfe durchzumachen hat und, nach kurzem Liebesglück in tragischer Weise durch mönchischen Fanatismus des geliebten Mannes jäh beraubt, ihr Leben Gott weiht. Mit und neben dieser wundervoll gezeichneten Frauengestalt treten uns im Verlauf der dramatisch bewegten Handlung in überaus lebensvollen Episoden und leuchtenden Bildern zahlreiche vortrefflich gesehene und geschilderte Figuren entgegen, unter denen als Meisterleistungen der Charakteristik besonders Frau Mabilia, die edelherzige Beschützerin Esclarmondes, und der fanatische Ketzerverfolger Dominikus hervorzuheben sind. Das neue Werk läßt kaum irgend etwas vermissen, was dem Bilde einer längstvergangenen Zeit Leben, Farbe und Tiefe zu geben vermag, und dankbar wird der große Leserkreis der Dichterin in „Esclarmonde“ eine ihrer besten Schöpfungen willkommen heißen.

R. D.

Eingesandte Neuigkeiten des Büchermarktes

(Besprechung einzelner Werke vorbehalten)

Aus Natur und Geisteswelt. Sammlung wissenschaftlich-gemeinverständlicher Darstellungen. 41. Bändchen: Die Philosophie der Gegenwart in Deutschland. Von O. Külpe. — 56. Bändchen: Die Weltanschauungen der großen Philosophen der Neuzeit. Von Dr. Ludwig Busse. Leipzig, B. G. Teubner. Geb. je M. 1.25.

Belli, G. G., Narrenspiegel der Ewigen Stadt. Ausgewählte Lieder und Satiren. In freier Uebertragung von Dr. Albert Zacher. Leipzig, Richard Sattlers Verlag.

Bildnisse König Ludwigs II. von Bayern. Aufgenommen von dem † Hofphotographen Jos. Albert. München, Vereinigte Kunstanstalten A.-G. M. 1.—.

Bönninger, Dr. jur. Eugen, Demokratie und Zukunft. Berlin, Hermann Walther Verlagsbuchhandlung G. m. b. H.

Delbrück, Kurt, Ist das Christusbild in Hilligenlei richtig? War Christus nicht Gottes Sohn? Vortrag. Berlin, Vossische Buchhandlung. 60 Pf.

Donau, Die, von Passau bis zum Schwarzen Meere. Ein Reisehandbuch, gratis zu erhalten durch die Erste k. k. priv. Donau-Dampfschifffahrts-Gesellschaft in Wien.

Fleischhauer, O., Zwölf Sonette zu Fechners Büchlein vom Leben nach dem Tode. Greußen i. Th., Georgi'sche Hofbuchdruckerei. 50 Pf.

Fogazzaro, Antonio, Der Heilige. Roman. Autorisierte Uebertragung von M. Gagliardi. München, Georg Müller. M. 5.—.

Fournier, August, Napoleon I. Eine Biographie. Dritter Band: Die Erhebungen der Nationen und Napoleons Ende. Zweite, umgearbeitete Auflage. Wien, F. Tempsky.

Freimann, Max, Ueber den physiologischen Stumpfsinn des Mannes. Berlin, Modernes Verlagsbureau Curt Wigand.

Grupp, Georg, Der deutsche Volks- und Stammescharakter im Lichte der Vergangenheit. Reise- und Kulturbilder. Stuttgart, Strecker & Schröder. M. 2.70.

Hebbels Sämtliche Werke. Historisch-kritische Ausgabe, besorgt von Rich. Maria Werner. 3. Abteilung, Band V: Briefe 1852—1856. Berlin, B. Behr's Verlag. M. 2.50.

Heller, Leo, „Garben". Neue Gedichte. Berlin, Verlagsgesellschaft „Harmonie". M. 1.50.

Heubner, Rudolf, Napoleon. Leipzig, C. F. Amelangs Verlag. M. 2.—.

Horschick, J. J., Reif im Frühling. Novellen. Leipzig, C. F. Amelangs Verlag.

Kalfenberg, Moritz von, Bonaparte. Die Geschichte einer Liebe des ersten Napoleon. Historischer Roman in drei Abschnitten. Leipzig, Richard Sattlers Verlag. M. 4.50.

Kinkel, Walter, Geschichte der Philosophie als Einleitung in das System der Philosophie. Erster Teil: Von Thales bis auf die Sophisten. Giessen, Alfred Töpelmann. M. 6.—.

Kircheisen, Friedr. M., Die Königin Luise in der Geschichte und Literatur. Eine systematische Zusammenstellung der über sie erschienenen Einzelschriften und Zeitschriftenbeiträge. Jena, H. W. Schmidt's Verlagsbuchhandlung. M. 2.50.

Kisky, Dr. Wilhelm, Die Domkapitel der geistlichen Kurfürsten in ihrer persönlichen Zusammensetzung im 14. und 15. Jahrhundert. Gekrönte Preisschrift. Weimar, Hermann Böhlaus Nachfolger. M. 5.40.

Krügel, Gerhard, Zwielicht. Berlin, Verlag des Märkischen Bundes. M. 2.—.

Le Queux, William, Die Invasion von 1910. Einfall der Deutschen in England. Das Seeschlachtkapitel von Admiral H. W. Wilson. Deutsch von Traugott Tamm. Berlin, Concordia Deutsche Verlags-Anstalt. M. 3.—.

Liebert, E. v., Die Entwickelung der Sozialdemokratie und ihr Einfluß auf das deutsche Heer. Berlin, Vossische Buchhandlung. 75 Pf.

Mauthner, Fritz, Totengespräche. Berlin, Karl Schnabel, Axel Junckers Buchhandlung.

Mene Mene Tekel Upharsin! Englands Ueberwältigung durch Deutschland. Von einem englischen Generalstabsoffizier. Autorisierte Uebersetzung von einem deutschen Stabsoffizier. Hannover, Adolf Sponholtz.

Molenaar, Dr. H., Positive Weltanschauung. Ein Jahrbuch für freie Denker und ernste Wahrheitsucher. V. Band der „Religion der Menschheit". Leipzig, Otto Wigand.

Müller, Max, Leben und Religion. Gedanken aus den Werken, Briefen und hinterlassenen Schriften. Mit Porträt Max Müllers. Stuttgart, Max Kielmann. M. 3.—.

Rudorff, Hermann, Zur Erklärung des Wormser Konkordats. Weimar, Hermann Böhlaus Nachfolger. M. 3.—.

Schaefer, Dr., Der moralische Schwachsinn. Allgemeinverständlich dargestellt für Juristen, Aerzte, Militärärzte und Lehrer. Halle a. S., Carl Marhold. M. 3.—.

Schlippenbach, Albert Graf von, Zur Geschichte der Hohenzollerischen Souveränität in Preußen. Diplomatischer Briefwechsel des Königs Karl Gustav von Schweden und des Gesandten Grafen Chr. K. von Schlippenbach 1654—1657. Berlin, Egon Fleischel & Co. M. 12.—.

Scholinus, M., Aus früheren Jahren. Plauderei, zugleich zum Gedächtnis des „Alten Münchener Plauderers". Leipzig, M. Schlemminger.

Soergel, Rechtsprechung — Generalregister zum 1. bis 6. Band, Jahrgang 1900 bis 1905. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt. M. 3.—.

Spero, Capitaine, La défense nationale sous la République. Préface de Pierre Baudin. Paris, Librairie Félix Juven. Fr. 3.50.

Stadelmann, Dr. Heinrich, Das nervenkranke Kind in der Schule. Vortrag. Sonderabdruck aus dem „Montagsblatt" der Magdeburgischen Zeitung.

Tollow (k. u. k. Rittmeister J. Carl Graf Crenneville), Die Oesterreichische Nordarmee und ihre Führer im Jahre 1866. Wien, Wilhelm Braumüller. M. 2.—.

Zeitlin, Dr. Leon, Der Staat als Schuldner. Fünf Volkshochschulvorträge. Tübingen, H. Laupp'sche Buchhandlung. M. 2.—.

1806. Das Preußische Offizierkorps und die Untersuchung der Kriegsereignisse. Herausgegeben vom Großen Generalstabe, Kriegsgeschichtliche Abteilung II. Berlin, E. S. Mittler & Sohn. M. 10.—.

═ Rezensionsexemplare für die „Deutsche Revue" sind nicht an den Herausgeber, sondern ausschließlich an die Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart zu richten. ═

Verantwortlich für den redaktionellen Teil: Rechtsanwalt Dr. A. Löwenthal in Frankfurt a. M.

Unberechtigter Nachdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift verboten. Uebersetzungsrecht vorbehalten.

═ Herausgeber, Redaktion und Verlag übernehmen keine Garantie für die Rücksendung unverlangt eingereichter Manuskripte. Es wird gebeten, vor Einsendung einer Arbeit bei dem Herausgeber anzufragen. ═

Druck und Verlag der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart

Aus den Denkwürdigkeiten des Fürsten Chlodwig zu Hohenlohe-Schillingsfürst

Mitgeteilt von

Friedrich Curtius

Aus der Zeit der Pariser Botschaft

Paris, 8. Februar 1879.

Heute war das diplomatische Korps eingeladen, um 2 Uhr bei dem Präsidenten der Republik zu erscheinen.[1]) Ich fuhr mit den Herren der Botschaft hin. Das diplomatische Korps war wie am Neujahrstag versammelt. Jeder Chef mit seinem Personal hinter sich. Als alle beisammen waren, erschien Herr Grévy in Begleitung von Waddington und Mollard und einem Adjutanten. Er fing beim Nunzius an. Jeder stellte seine Herren vor. Konversation fand dabei nicht statt. Ein russischer Diplomat hinter mir fand, daß das Ganze an ein Begräbnis erinnere. Als alle Herren vorgestellt waren, trat Herr Grévy wieder etwas zurück und hielt eine Ansprache, in der er seine Freude aussprach, uns zu sehen, die guten Beziehungen Frankreichs zu den übrigen Mächten hervorhob und uns zum Schluß dankte, „que nous nous étions empressés de régulariser notre situation". Er empfahl sich dann. Der Nunzius antwortete nicht. Um 1/2 4 Uhr war ich wieder zu Hause.

*

Paris, 12. Februar 1879.

Die Gerüchte über Madame Grévy, die von den Bonapartisten verbreitet werden und alle erfunden sind, haben uns bestimmt, ihr den ersten Besuch zu machen. Es war eigentümlich, in den bekannten Räumen der Marschallin nun die einfache Frau des Advokaten zu finden, umgeben von allem Glanz der Souveränität. Frau Grévy ist recht natürlich und weiß sich gut zu benehmen.

*

---

[1]) Am 30. Januar war Mac Mahon zurückgetreten und Jules Grévy, der Präsident der Kammer, an seine Stelle gewählt worden. Am 31. Januar wurde Gambetta zum Präsidenten der Kammer gewählt. Das Ministerium Dufaure gab sofort nach Grévys Wahl seine Demission. Grévy beauftragte Waddington mit der Bildung eines neuen Ministeriums.

20. März.

Ministerkrisis vorüber.[1]) Waddington wieder sicher. Gambetta will ihn halten, Grévy auch. So wird wohl nach dem Trubel der letzten Wochen einige Ruhe eintreten. Heute aß ich bei Beust mit Martel, Gambetta, Léon Say, Waddington, Jules Ferry und Cialdini. Nach Tisch saß ich mit Waddington, Gambetta und Ferry[2]) zusammen. Zuerst war die Rede von den neuen Gesetzen gegen die Jesuiten. Gambetta hält die Lage für ernst und unterschätzt nicht die Gefahr. Er würde noch strengere Maßregeln für angezeigt halten, so zum Beispiel die Schließung aller Etablissements nichtautorisierter Orden. Er erzählte viel von seinen Beobachtungen über klerikalen Einfluß und Jesuitenerziehung, zitierte Aeußerungen von jungen Leuten, die bei den Jesuiten in der Schule waren und die die ganze Philosophie des achtzehnten Jahrhunderts, ganz abgesehen von Voltaire, verdammten. Er sagt, wenn das so fortgehe, werde die Nation in zwei Lager gespalten, und es käme zum Bürgerkrieg. Ich sagte, es sei jetzt schon sehr spät, nachdem man dreißig Jahre lang die jesuitische Erziehung gehabt habe. Gambetta stimmte dem zu. Dann kam er auf die innere Lage im allgemeinen und erklärte, es sei nötig, den scrutin de liste wiedereinzuführen. Der scrutin d'arrondissement gebe zu schlechte und mittelmäßige Kammern, deren Mitglieder nur Lokalinteressen im Auge hätten. Damit eine Regierungspartei zu bilden, sei die Quadratur des Zirkels. Waddington, der früher ein Anhänger der Arondissementswahl war, erklärte, daß er nun auch anfange, den scrutin de liste für nötig zu halten. Auffallend war, daß Gambetta behauptete, der scrutin de liste sei nötig, um gemäßigte Wahlen herbeizuführen. Ueberhaupt sprach er in konservativem Sinne. Als Beispiel für die Wahlen führte er Belleville an und meinte, wenn er dort nicht gewählt worden wäre, so würde man einen ganz roten Abgeordneten bekommen haben. Von den Bonapartisten sagte er, daß sie keine Mittel mehr hätten und sehr im Niedergang begriffen seien.

*

Paris, 13. April 1879.

Turgenjew ist aus Rußland zurück, nachdem er dort Gegenstand allgemeiner Ovationen war. Ich traf ihn gestern noch unter dem frischen Eindruck des Erlebten. Er sprach seine Verwunderung darüber aus, daß er so gefeiert worden sei, obgleich er sich nie mit Politik beschäftigt habe, und erklärte die Tatsache

---

[1]) Der Minister des Innern de Marcère war am 3. März wegen eines Konflikts mit der Kammer über die Pariser Polizeipräfektur zurückgetreten. Am 13. März verhandelte die Kammer über den Antrag, die Minister vom 16. Mai 1877 in den Anklagezustand zu versetzen. Das Ministerium verlangte die Verwerfung des Antrags und stellte die Vertrauensfrage. Der Antrag wurde verworfen und eine das Verhalten des Ministeriums vom 16. Mai 1877 scharf tadelnde Tagesordnung angenommen.

[2]) Jules Ferry, Kultusminister im neuen Ministerium. Er brachte am 15. März zwei Gesetzentwürfe an die Kammer, deren einer den katholischen Universitäten das Recht der Verleihung der Grade entzog und die Bestimmung enthielt, daß kein Angehöriger einer religiösen nichtautorisierten Kongregation Unterricht erteilen oder eine Schule leiten dürfe.

durch das Bedürfnis des russischen Volkes, einen Vereinigungspunkt zu finden, wo seine liberalen Anschauungen zum Ausdruck gebracht werden konnten. Ueber die Zustände in Rußland erzählte er viel. Die Regierung verstehe die Bewegung nicht. Seiner Ansicht nach tut sie unrecht, die nihilistischen Verschwörer und die liberale Bevölkerung in gleicher Weise zu behandeln. Er gibt zu, daß geheime Gesellschaften mit radikalen Tendenzen bestehen. Er selbst hat solche Radikalen gesprochen; sie haben kein Programm, sondern sprechen nur den Gedanken aus, man müsse ein altes, baufälliges Haus an den vier Ecken anzünden und dann ein neues bauen. Die gebildeten Stände, die Gelehrten, Literaten, Beamten, seien alle von der Ueberzeugung durchdrungen, Rußland müsse eine konstitutionelle Verfassung erhalten, nicht gerade nach modernem Muster, aber eine Vertretung aus den Semstwos, um die Finanzen zu kontrollieren und Ordnung in die Verwaltung zu bringen. Die Bewegung sei ganz allgemein. „Le peuple russe est frémissant.“ Dem Kaiser würde es leicht sein, das Volk durch Konzessionen zu gewinnen und einen ungeheuern Enthusiasmus für sich hervorzurufen. Der Augenblick sei jetzt günstig. Allein der Kaiser, dem man stets vorhalte, daß Ludwig XVI. durch Konzessionen auf die Guillotine geführt worden sei, wolle davon nichts wissen. Auch sei er gleichgültig geworden, sehe nur eine kleine Koterie und werde veranlaßt, gegen die liberale und die radikale Bewegung in der gleichen Weise vorzugehen. Das erbittere auch die Gemäßigten, und ganz wohldenkende junge Leute hätten ihm, Turgenjew, gesagt, es sei ihnen furchtbar, die Mordtaten, die sie verurteilen, im Herzen nicht tadeln zu können. Als Tatsachen, die allgemeine Erbitterung erregen, erwähnte Turgenjew Verschiedenes. So habe man neunhundert junge Leute, die nur verdächtig gewesen seien, in Zellengefängnisse eingesperrt; von diesen neunhundert seien nach mehrjähriger Haft sechzig verrückt geworden und viele schwindsüchtig herausgekommen. An zehntausend junge Leute seien interniert, nach entfernten Städten verwiesen. Damit sei ihre Karriere vernichtet und sie außerstande, sich zu ernähren. Und das seien nicht bloß nihilistische Verschwörer, sondern der größere Teil seien Liberale, die ihrer Schwärmerei für eine konstitutionelle Verfassung Ausdruck gegeben hätten.

In Rußland, sagt Turgenjew, konzentriere sich jetzt alles auf innere Politik. Die auswärtige Politik beschäftige niemand. Dadurch habe die slavophile Partei den Boden verloren. Aksakow sei bei ihm gewesen und habe darüber Jeremiaden angestimmt. Den Krieg, der viel Geld und Menschen gekostet und Rußland keinen Vorteil gebracht habe, verurteile man auf das entschiedenste, und niemand wolle zurzeit von einem Kriege etwas wissen.

Von den Ministern sprach er mit der größten Mißachtung. Markow sei ein Idiot, Greigh ganz unfähig. Der Kaiser hat letzterem nach einem Vortrage gesagt: „Bis jetzt habe ich geglaubt, ich sei der Mann in Rußland, der von Finanzsachen am wenigsten versteht. Ich sehe aber, daß ich mich geirrt habe und daß du der Mann bist.“ Trotzdem behalte ihn der Kaiser. Wenn man behaupte es gebe in Rußland keine Männer, die zur Leitung der Geschäfte

fähig wären, so sei das ganz falsch. Er nannte verschiedene tüchtige Beamten und Advokaten aus der Provinz. Wenn dieser Augenblick, Rußland zu retten, vorübergeht, werde ein allgemeiner Verfall eintreten. An Revolution glaubt Turgenjew nicht. Die Regierung habe Macht genug, die Ordnung mit Gewalt aufrechtzuerhalten. Als er einen ehemaligen Minister, einen konservativen Mann, fragte, in welcher Weise die Zustände gebessert werden könnten, antwortete dieser nichts als: „Vis medicatrix naturae." Auf den Tod des Kaisers und auf den Nachfolger setzen die Russen jetzt ihre Hoffnung. Daß das Leben des Kaisers durch die nihilistischen Mörder bedroht sei, verneinte Turgenjew. Sie hätten eine bestimmte Theorie, von der sie bei ihren Mordtaten ausgingen. Es komme ihnen nur darauf an, Beamte, die grelle Gesetzesverletzungen und Ungerechtigkeiten begangen haben, zu bestrafen und dadurch zu erschrecken. Dem Kaiser würden sie nichts tun.

Turgenjew ist im Begriffe, eine politische Broschüre zu schreiben, in der er die Gedanken niederlegen will, die sein Aufenthalt in Rußland in ihm hervorgerufen hat.

Daß seine Anwesenheit der Regierung unbequem zu werden anfing, ist begreiflich. Der Gendarmerieoffizier an der Grenze sagte ihm, als er durchkam: „Wir haben Sie schon seit fünf Tagen erwartet."

Wenn ich der Kaiser Alexander wäre, so würde ich Turgenjew beauftragen, ein Ministerium zu bilden.

*

Paris, 4. Mai 1879.

Heute machte ich Herrn Grévy meinen Abschiedsbesuch vor meiner bevorstehenden Abreise nach Berlin. Er empfing mich in seinem blauen Morgenanzug. Er war im Garten gewesen und hatte sich seine Anlagen angesehen. Wir sprachen von der inneren Lage Frankreichs, und er bestritt, daß Grund zur Beunruhigung vorliege. Die Schwierigkeiten seien nicht so groß, wie man sie mache, und die Fragen, die vorliegen, würden erledigt werden. Wenn die Kammer nicht mehr das Wahlgesetz achte, so könne man zur Wahl von Minderjährigen, Fremden und Frauen kommen. Die äußerste Linke scheine für Blanqui, „mais il n'y a pas trois qui désirent le retour de Blanqui et son entrée à la chambre". Er würde sie nur genieren. Er und andre Demagogen würden weiter gehen als die jetzige äußerste Linke, und deren jetzige Führer würden ihre Popularität verlieren.

Er kam dann auf die Frage der Rückkehr der Kammer nach Paris. Es liegt ihm daran, daß der Reichskanzler genau von den Gründen unterrichtet wird, die ihn, Grévy, dazu bestimmen, für die Rückkehr zu sein. Er sagte, es käme weniger auf die Kammer an. Er gebe zu, daß die Kammern in Versailles ruhiger und ungestörter beraten. Allein es handle sich vorzugsweise um die Regierung. Die Konstitution schreibe vor, daß der Sitz der Regierung und der Kammer in Versailles sei. Wenn er im Elysée wohne, so tue er es auf Grund des Gesetzes, welches dem Präsidenten das Elysée zuweist. Es liege eine Ab-

weichung von der Verfassung in einem längeren Verweilen des Präsidenten in Paris. Werde nun der Antrag auf Rückkehr nach Paris verworfen, so müsse er nach Versailles zurück. Dann sei Paris sich selbst überlassen. Der Conseil Municipal strebe schon lange danach, ein Parlament zu spielen und Paris allein zu regieren. Seien die Regierung und die Kammer in Paris, so bildeten sie ein Gegengewicht gegen diese demagogischen Bestrebungen. Bleiben sie in Versailles, so riskiere man, daß sich die demagogischen Umtriebe vergrößerten und daß man wieder einmal vor einer Kommune und vor einer Belagerung von Paris stehen könne.

Die Gefahr, daß die Kammern in Paris bedroht werden könnten, schlägt Grévy nicht hoch an. Die Regierung sei stark, die Bevölkerung nicht bewaffnet wie zur Zeit der Kommune. Wäre Herr Thiers in Paris geblieben, hätte er die Truppen gehabt, um da bleiben zu können, so würde der Kommuneaufstand nicht ausgebrochen sein. Die Regierung, die Kammern und das Land wollten Ruhe und Ordnung, sie würden sich nicht hinreißen und nicht von der Demagogie beherrschen lassen. „Dites-le," sagte er dann, „à ces messieurs! Ils n'ont pas à s'inquiéter."

Von der Kammer sagte er, sie könne wohl im gegebenen Falle ein Ministerium stürzen, „mais qu'est-ce qu'elle aura gagné par là?"

*

Paris, 28. Juli 1879.

Heute bei Grévy. Er empfing mich mit gewohnter behaglicher Freundlichkeit. Er mußte eben gefrühstückt haben, denn er reinigte seine Stockzähne mit dem Zeigefinger, was ihn veranlaßte, die halbe Hand in den Mund zu stecken. Dann vertiefte er den Zeigefinger in die Nasenlöcher und bearbeitete überhaupt verschiedene Teile seines Gesichts mit den Fingern. Dabei sprach er sehr vernünftig über die Zustände Frankreichs, meinte, daß nur die Republik, das demokratische Regime, in Frankreich möglich sei und daß eine Diktatur nur vorübergehend sein könne. „Et n'est pas dictateur qui veut," fügte er hinzu, dazu gehöre eine besonders geartete Persönlichkeit.

Nachher zu Lyons, Cialdini und Safrit Pascha. Letzterer schnitt noch mehr Gesichter als gewöhnlich, da er sehr betrübt ist, Paris verlassen zu müssen.

*

Paris, 4. August 1879.

Der Minister der Instruction publique schickte mir eine Einladung zu dem heutigen Fest der Preisverteilung in der Sorbonne. Da ich einem derartigen Schauspiel noch nicht beigewohnt hatte, so nahm ich die Einladung mit „empressement" an, zog den schwarzen Frack an, schmückte mich mit dem Großen Bande der Ehrenlegion und fuhr gegen 12 Uhr in die Sorbonne. Dort empfing mich der Rektor in seinem Professorentalar und führte mich in den Salon, wo ich verschiedene bekannte Persönlichkeiten fand, Giraud, Faye u. a., und wo man auf den Minister wartete. Auch Gambetta kam. Als Jules Ferry, Waddington und Jaureguiberry da waren, ging man in Prozession in die Aula,

die schon gefüllt war. Im Saale saßen die Schüler und die Professoren, auf der Estrade die Minister, Ferry in der Mitte, ich rechts von ihm und links der abenteuerliche Präsident Guzman-Blanco. Waddington saß neben mir. Dann begann die Feier mit einer lateinischen Rede eines Professors, deren einzelne Stellen beklatscht wurden. Hierauf hielt Ferry eine Rede mit verschiedenen politischen Anspielungen. Komisch war, daß die Jungen die republikanischen Stellen besonders beklatschten. Noch muß ich nachholen, daß bei Beginn der Feier, als alle „Vive la République!“ geschrien hatten, einer von den Jungen „Vive le Roi!“ rief. Gambetta lächelte mitleidsvoll. Die andern Schüler lärmten aber, schrien „Vive la République!“, warfen ihren royalistischen Kameraden hinaus und erfreuten sich an den Klängen der Marseillaise, die dazu gespielt wurde. Nach der Rede des Ministers, für die ich ihm unter dem Beifall des uns gegenübersitzenden Publikums üblicherweise die Hand schüttelte, begann die Preisverteilung. Jeder prix d'honneur wurde dem Schüler übergeben. Der erste, der kam, erhielt durch mich seinen Efeukranz und seine Bücher. Dann bat der Minister die andern Würdenträger, der Reihe nach die Preise auszuteilen. An mich kam noch öfters die Reihe. Nach und nach wurde die Sache etwas ermüdend. Als der letzte Preis verteilt war, ging das vornehme Publikum in den Salon der Frau Rektorin, wo allerlei Erfrischungen herumgereicht wurden. Ich fuhr bald nach Hause, denn die Sache hatte über zwei Stunden gekostet.

*

Gastein, 14. September 1879.

Gestern abend, als wir uns auf den Wildensee[1]) vorbereitet hatten und von Politik frei zu sein hofften, kam ein Telegramm von Holstein, der mir mitteilte, daß der Reichskanzler mich heute abend sprechen wolle. Es war nichts zu machen. Marie mit den Gästen ging heute auf den Wildensee und ich in Gottes Namen nach Gastein. Hier empfing mich Holstein, der mir sagte, es handle sich um sehr ernste Dinge, und der Reichskanzler wolle mich sprechen.

Die Lage ist folgende: Der Reichskanzler, der Rußland nicht traut, ist hierhergekommen, um — innerhalb des Dreikaiserbündnisses — eine Defensivallianz mit Oesterreich zu verabreden. Andrássy[2]) glaubte zuerst, es sei nicht ernst gemeint; als er aber sah, daß es ernst sei, „sprang er an die Decke“, weil Oesterreich nicht alleinstehen könne und sich nach Allianzen umsehen müsse. Als aber der Kaiser den Vorschlag des Kanzlers erhielt, war unterdessen Alexandrowo und die Begegnung mit dem Kaiser von Rußland[3]) gewesen, und nun will er auf das Projekt nicht mehr eingehen.

Der Reichskanzler dagegen will seine Entlassung geben, wenn der Kaiser nicht zustimmt. Holstein hat vorgeschlagen, daß ich den Kaiser überreden soll. Darauf ist Fürst Bismarck eingegangen. Ich habe heute abend mit Holstein

---

[1]) Jagdhaus des Fürsten bei Aussee.
[2]) Der am 28. August Bismarck in Gastein besuchte.
[3]) Am 3. und 4. September.

gesprochen und ihm gesagt, daß ich mit dem Projekt noch nicht einverstanden sei. Ich halte Rußland nicht für ernstlich feindlich. Auch glaube ich, daß eine Allianz mit Oesterreich eine Allianz von Rußland und Frankreich zur Folge haben wird. Damit ist der Krieg da, während Bismarck glaubt, daß er mit seiner Allianz den Frieden sichern wird. Die Unterredung mit dem Reichskanzler morgen wird das Weitere ergeben. Nun ist noch der Wiener Nunzius auch angekommen,[1] und damit wird meine Besprechung in zweite Linie gestellt. Ich denke, ich gehe erst nach Aussee zurück und dann wieder hierher und von hier nach Straßburg.

*

16. August.

Gestern die Akten gelesen und mit dem Fürsten gesprochen. Bismarck hat mich doch überzeugt von der Notwendigkeit der Allianz mit Oesterreich. Er sagt, Oesterreich kann nicht allein bleiben gegenüber den Bedrohungen durch Rußland. Es wird sich nach Allianzen umsehen entweder mit Rußland oder mit Frankreich. In beiden Fällen entsteht für uns die Gefahr der Isolierung. Mein Telegramm über die russischen Sondierungen in Paris ist dem Kanzler sehr gelegen gekommen. Nun ist aber der Kaiser durch die fatale Zusammenkunft in Alexandrowo unzugänglich und will nicht auf das Bündnis eingehen, in dem er eine Perfidie gegen den Neffen sieht. Bismarck seinerseits hat sich so weit mit Andrássy engagiert und ist so überzeugt von der russischen Gefahr, daß er die Verantwortung nicht tragen will und in diesem Falle mit dem Rücktritt droht. Der Kaiser dagegen droht mit Abdizieren. Es besteht beim Kaiser eine große Verlegenheit, was er tun soll. Bismarck scheint entschlossen, zu gehen, wenn der Kaiser nicht nachgibt. Nun ruft Bismarck die Hilfe der Botschafter an und bittet, daß ich und Münster mit dem Kaiser sprechen. So werde ich denn am Sonntag nach Straßburg[2]) gehen und sehen, was sich machen läßt.

*

Straßburg, 22. September 1879.

Heute um 5 Uhr in Straßburg angekommen. Hier bekam ich eine gute Wohnung im Hotel de France und ging dann auf Erkundigung aus. Im Hotel de Paris fand ich Radziwill, der aber über Politik nicht sprach. Lehndorff fand ich in der Präfektur, wo der Kaiser wohnt und wo ich mich bei Perponcher meldete. Lehndorff, der in die Sache eingeweiht war, jedoch kein vollständiges Verständnis hatte, meinte, es gehe alles gut. Der Kaiser sei mit allem einverstanden. Neu war mir, daß die Kaiserin diesmal mit „dem großen Manne im Gebirge" übereinstimme. Das hatte man mir in Gastein anders gesagt. Später suchte ich Otto Bülow auf. Dieser sagt, Stolberg habe dem Kaiser seinen Vortrag gehalten und im Auftrage des Reichskanzlers um die Genehmigung zur Verhandlung und zum Abschluß eines Defensivvertrags mit Oesterreich ge-

---

[1]) Jacobini, zu Verhandlungen über die Beendigung des Kulturkampfs.

[2]) Vom 18. bis 25. September wohnte der Kaiser den Manövern im Reichsland bei.

beten, in welchem aber von Rußland keine Rede sei. Der Kaiser habe an den Rand des dem Vertrag zugrunde liegenden Schriftstücks „einverstanden“ geschrieben. Soweit wäre nun alles in Ordnung; aber es fragt sich, ob man sich in Wien auf einen so allgemeinen Vertrag einlassen will. Daran hatte Fürst Bismarck in Gastein noch gezweifelt, und auch Bülow war darüber noch nicht beruhigt. Er sagte mir, der Kaiser halte die Sache sehr geheim und habe noch nicht einmal mit Moltke darüber gesprochen. Es sei zweifelhaft, ob er mit mir davon anfangen werde, ich würde wohl genötigt sein, selbst davon anzufangen. Der Kaiser Alexander hat unserm Kaiser versichert, daß er keine Schritte bei Frankreich getan habe. Es wird schwer sein, dem Kaiser begreiflich zu machen, daß der kaiserliche Neffe von den Schritten, die von der russischen Diplomatie unter der Hand getan werden, gar nichts zu wissen braucht. Ich machte mit Bülow aus, daß ich ihn heute um 12 Uhr besuchen würde.

*

22. September, abends.

Heute früh bei Bülow II und dann Besuche und Einschreiben bei den Prinzen. Gegen 4 Uhr kam der Kaiser mit den Prinzen vom Manöver zurück. Bald darauf erschien eine Ordonnanz und rief mich zum Kronprinzen. Der fragte mich, warum ich eigentlich gekommen sei, und ich sagte es ihm offen. Dann sprachen wir über die schwebende Frage. Er hörte meine Argumente zugunsten des Vertrags an. Um 5 Uhr fuhr ich zum Diner des Kaisers in der Präfektur. Da waren die Großherzöge von Mecklenburg und von Baden, die Prinzen Wilhelm, Friedrich Karl, Albrecht, der Kronprinz von Schweden in weißer Uniform, ein Prinz von Hessen und viele Würdenträger. Ich saß zwischen dem Prinzen von Hessen und Anton Radziwill. Das Diner fand in einem schönen Saale statt. Nach Tisch sprach der Kaiser längere Zeit mit Moltke und mir, so daß Bülow nachher fragte, ob wir eine Beratung gehalten hätten. Wir hatten aber von unbedeutenden Dingen gesprochen, worüber sowohl Moltke als ich den Kaffee versäumten. Beim Abschied bestellte mich der Kaiser auf 8 Uhr.

Der Kaiser empfing mich um 8 Uhr in seinem Arbeitskabinett. Zuerst erkundigte er sich, wo ich herkomme u. s. w. Dann fragte mich der Kaiser, ob ich den Reichskanzler gesehen hätte. Ich sagte: „Ja, in Gastein.“ Der Kaiser: „Er ist wohl sehr gereizt?“ Ich: „Nein, aber beunruhigt.“ Darauf erzählte der Kaiser den ganzen Hergang der Sache, den Brief des Kaisers Alexander, die Antwort, die Begegnung in Alexandrowo, seine Unterredungen mit dem Kaiser Alexander, mit Miljutin und Giers. Auf einmal nun, nachdem die freundschaftlichen Versicherungen ausgetauscht worden seien, habe der Reichskanzler, wahrscheinlich um sich für den Brief des Kaisers Alexander zu rächen, den Vorschlag gemacht, ein Bündnis mit Oesterreich gegen Rußland zu schließen. Das habe er nicht tun können. Er habe den Eindruck gewonnen, wo, könne er jetzt nicht sagen, daß Bismarck eine Koalition von Oesterreich, Deutschland, Frankreich und England im Plan habe. Ich widerlegte dies. Wenn jetzt, solange Andrássy am Ruder sei, ein solcher Bund nicht geschlossen werde, so würde die konservative

Partei in Oesterreich sich auf unsre Kosten mit Rußland verständigen. Frankreich werde dann auch nicht zurückbleiben. Was insbesondere Frankreich betreffe, so sei Waddington gegen Rußland und für England. Waddington könne aber in drei Monaten gestürzt sein. Es sei möglich, daß dann Kreaturen von Gambetta ans Ruder kämen, und diese würden Anknüpfungen mit den russischen revolutionären Elementen finden und mit diesen einen Krieg heraufbeschwören, um ganz Europa in Revolution zu stürzen. Es werde also Rußland durch das Bündnis mit Oesterreich ein doppelter Dienst geleistet, einmal, die Revolution in Schach zu halten und dann Oesterreich fest zu machen und es abzuhalten, einer Koalition gegen Deutschland und Rußland beizutreten. Das schien dem Kaiser einzuleuchten. Aber er sprach sich nicht weiter darüber aus. In der ganzen Unterredung fand ich beim Kaiser viel Zugänglichkeit für die Argumente des Reichskanzlers, aber immer dabei die Befürchtung, daß er seinem Neffen und Freund gegenüber illoyal erscheinen könnte. Ein positives Resultat erreichte ich nicht. Aber meinen Auftrag, meine Meinung dem Kaiser vorzutragen, hatte ich erfüllt.

*

Paris, 4. November 1879.

Bei meiner Ankunft in Paris am vergangenen Sonntag (2. November) wurde ich durch die unbequeme Nachricht überrascht, daß der Großherzog und die Großherzogin von Weimar noch hier seien und noch hier zu bleiben gedächten. Da sind denn Diners und Laufereien in Aussicht. Ich hörte zu Hause durch Wesdehlen, die Großherzogin sei an diesem Tage in Chantilly, ein Besuch also nicht nötig. Nachmittags zu Waddington und zur Fürstin Urussow. Abends zu Hause. Den folgenden Tag, Montag, Visite bei Großherzog und Großherzogin. Ersterer fragte mich, ob er zu Grévy gehen sollte. Ich setzte ihm in feierlicher Weise die Gründe auseinander, die für einen solchen Entschluß sprachen. Damit war Seine Königliche Hoheit einverstanden. Nun wagte ich zu bemerken, die höchsten Herrschaften pflegten zwischen 1 und 2 Uhr zu dem Präsidenten zu fahren. Das ging nun nicht, und so wurde 1/24 Uhr bestimmt. Ich ging sofort zu Grévy, dem ich ohnedies meinen Besuch machen mußte. Als ich ihm von dem Besuche sprach, meinte er, ob ich den Großherzog nicht eine Stunde später bringen könne, da er gerade mit Bonnat verabredet habe, für sein Porträt von 2 bis 4 Uhr zu sitzen. Ich war damit einverstanden, hütete mich aber, dem hohen Herrn diesen Vorschlag des republikanischen Präsidenten mitzuteilen, sondern wählte einen andern Vorwand, um die Stunde des Besuchs zu verlegen. Dann nach Hause, wo ich einen langen Besuch von Monsignore Czacky erhielt. Er behandelte den Kulturkampf. Sein Aeußeres ist wenig vertrauenerweckend, aber er ist sehr klug und gewandt.

Um 1/25 Uhr holte ich Seine Königliche Hoheit ab. Wir kamen ins Elysée. Hier stand im Hofe eine Ehrenwache, die Adjutanten waren auf der Treppe, und ich war ganz zufrieden, daß dem Großherzog ein anständiger Empfang bereitet wurde. Als wir aber in den Salon traten, war der gute Grévy nicht da. Der Großherzog sagte mit einem unvergleichlichen Ausdruck von Ironie,

Entrüstung und Resignation nichts als: „Enfin!“ und richtete sich noch steifer in die Höhe als sonst. Als nun Grévy herauskam, wurde er noch steifer, so daß Grévy gar nicht wußte, was das bedeuten sollte. Er bot uns Stühle an, und nun begann eine recht gemütliche Unterhaltung seitens Grévys und eine sehr herablassend hochnäsige seitens Seiner Königlichen Hoheit. Als eine Stunde um war und der Großherzog noch immer nicht aufbrach, bekam ich große Angst, daß Grévy plötzlich aufstehen und sich freuen werde, die Bekanntschaft des Monarchen gemacht zu haben. Glücklicherweise tat er aber nichts der Art, führte die Notwendigkeit der republikanischen Staatsform in Frankreich in wohlgesetzten Worten aus und imponierte durch seine klare Darstellung nicht wenig. Endlich erhob sich der Großherzog, und wir gingen von Grévy hinausgeleitet bis zum Wagen.

*

Paris, 15. Juli 1881.

Gestern war also das Fest des 14. Juli zur Erinnerung an den Tag, wo der Pariser Pöbel einige unschuldige Soldaten und Offiziere umbrachte und die Bastille zerstörte, in die gar niemand mehr eingesperrt worden wäre, denn die grands principes von 1789 waren bereits verkündet. Es war aber eine Insurrektion gewesen, und die republikanischen Faiseurs glaubten das Fest zu dem Nationalfest wählen zu müssen, um dem Pariser Pöbel ein stets wiederkehrendes Kompliment zu machen. Das freut denn die Pariser sehr, und die, die von der Bastille auch gar nichts mehr wissen, freuen sich, daß es ein Feiertag ist, wo die badauds viel zu sehen haben und wo viel getrunken, gejohlt und geschwitzt wird. Um 9 Uhr früh ging ich auf die Terrasse des Tuileriengartens, um mir die Demonstration vor der Statue der Stadt Straßburg — gegenüber von dem Rothschildschen Hause — anzusehen, von der man mir gesprochen hatte. Es standen einige Arbeiter in schwarzen Röcken da und hatten rote Fahnen mitgebracht, die sie an das Postament anlehnten. Sie warteten auf ihre Kameraden, die von dort aus einen Zug verabredet hatten. Da niemand kam, so ging ich nach Hause. Später soll ein Zug von Studenten dort ein Lied gesungen haben. Um 1 Uhr fuhr ich mit Max[1]) im Landauer, zu dem ich mir zwei Pferde gemietet hatte, auf die Revue. Von den andern Herren der Botschaft war niemand anwesend, da Bülow an der See und Thielmann in Compiègne Luft schöpften. Unsre Equipage war einer der wenigen herrschaftlichen Wagen, die denn auch sehr angestaunt wurden. Auf der Tribüne des Präsidenten fand ich eine Anzahl Ministersgattinnen, einige elegante südamerikanische Diplomaten sowie die Freundin des Hauses Grévy, Madame Dreyfus. Dann kam Lyons, Fernan Nunnez, Orlow u. a. Man war sehr zusammengedrängt. Die Revue war wie alle andern. Die Hitze war gemäßigt durch einen frischen Luftzug. Die Sonne brannte furchtbar, und viele Soldaten fielen um. Ja, der Rasen war so ausgedörrt, daß er plötzlich, wahrscheinlich infolge eines weggeworfenen Zünd-

[1]) Prinz Maximilian von Ratibor, damals Attaché an der Botschaft.

hölzchens, Feuer fing und zu brennen begann. Wir sahen, wie ein Regiment, das ziemlich fern von uns stand, sich alle Mühe gab, den Steppenbrand auszustampfen. Nach der Revue sah ich mir noch die Boulevards und einige andre Straßen an, um das Schauspiel der zahllosen dreifarbigen Fahnen zu genießen. Bei der Revue hatten sich Madame Blest-Gana, Madame Magnin,[1]) Madame Arago und der Polizeipräfekt verabredet, um $^1/_2$9 Uhr zu mir zu kommen, um unter der Leitung von Andrieux eine Spazierfahrt zu machen. Sie kamen auch sehr pünktlich. Ich fuhr im Landauer mit Madame Magnin und der kleinen Blest-Gana, der jüngsten, die fünfzehn Jahre alt ist, einen riesigen Rembrandt-Hut aufhatte und wie eine Dame Konversation machte. Im andern Wagen fuhr Madame Arago, Madame Blest-Gana und Andrieux und die übrigen in einem dritten Wagen. Wir fuhren die Seine entlang bis nach Ranelagh und bogen dann in das Bois ein. Dort stiegen wir aus und gingen an den Lac, wo alles „feenhaft" illuminiert war und unaufhörlich Feuerwerke abgebrannt wurden. Wir saßen eine Zeitlang auf dem Rasen, fuhren in einem beleuchteten Nachen durch die übrigen mit Papierlampen beleuchteten Kähne und kehrten dann nach Hause zurück. Nachdem ich erst einen Teil der Damen abgesetzt hatte, fuhr ich im Schritt von der Avenue de la Grande Armée mit Madame Magnin nach dem Louvre. Doch konnten wir nicht bis hin kommen und mußten den letzten Teil zu Fuß machen. Ich setzte um 12 Uhr Madame Magnin dort ab und ging noch einige Zeit durch die erleuchteten Straßen und im beleuchteten Tuileriengarten spazieren und kam endlich um 1 Uhr nach Hause, wo ich noch die ärarische Illumination brennend vorfand, die ich dann sofort auslöschen ließ, froh, daß das Fest zu Ende war. Uebrigens muß ich sagen, daß die Pariser Bevölkerung, trotzdem die Leute bei der Hitze fortwährend tranken, sich sehr anständig benommen hat. Es soll im Faubourg Montmartre eine große Prügelei gewesen sein zwischen Polizei und Pöbel. Das war aber um 2 Uhr nachts und nur dort. Im übrigen ist alles sehr harmlos verlaufen. Ein zweites Mal würde ich mir aber das Fest nicht ansehen.

Die internationale Assoziation der Akademien

Von

Dr. Wilhelm von Hartel, derzeit Vizepräsident der Wiener Akademie

Die Ende Mai d. Js. in Wien abgehaltene Sitzung des Ausschusses der internationalen Assoziation der Akademien hat wieder die Aufmerksamkeit weiterer Kreise auf eine Institution gelenkt, deren Inslebentreten einen Markstein in der wissenschaftlichen Entwicklung unsrer Zeit zu bilden verspricht. Es

[1]) Madame Blest-Gana, Gemahlin des chilenischen Gesandten; Madame Magnin, Gemahlin des Finanzministers.

hat langer Jahre und aufopferungsvoller Bemühungen bedurft, bis der alte Gedanke, die in den Akademien und gelehrten Gesellschaften der einzelnen Staaten vorhandenen Kräfte zu gemeinsamer Arbeit zu sammeln und so eine Art Areopag der Wissenschaften zu bilden, zum Durchbruch kam. Den Gedanken darf man insofern alt nennen, als schon Baco von einer einheitlich geschlossenen Organisation wissenschaftlicher Arbeit in seinem „Hause Salomons“ in etwas phantastischer Art geträumt hatte und Leibniz' Universalität mit solchen Ideen umging. Man kam aber über diese Träume geistreicher Männer nicht hinaus, obwohl die Errichtung und Vermehrung der nun seit drei Jahrhunderten bestehenden akademischen Institute, denen der Betrieb der reinen Wissenschaft obliegt, die Voraussetzung für eine höhere Organisation oder für eine Allianz dieser nationalen Institute zu einer internationalen Assoziation darbot. Indessen führte die Lösung dringender Aufgaben, wie die Gradmessung, die Feststellung gleicher Maße und Gewichte, die Anlage einer Himmelskarte, die bibliographische Inventarisierung der naturwissenschaftlichen Literatur, zu vereinzelten Verbindungen internationaler Art, so wie durch Kongresse eine Verständigung innerhalb weiter Kreise über Ziele und Methoden allgemeiner Aufgaben angebahnt wurde. Festere Formen hat aber die Organisation der gemeinsamen Arbeit auf dem Gebiete der Geistes- und Naturwissenschaften erst in unsern Tagen nach mancherlei Irrungen und Kämpfen gewonnen. Den nächsten Antrieb dazu gab aber ein seit langem dringend geäußertes Bedürfnis nach Herstellung eines Thesaurus linguae latinae, an der einzelne ihre Kraft vergebens versucht hatten.

So hatte bereits vor einem Jahrhundert der Begründer der Altertumswissenschaft, Friedrich August Wolf, die Anregung gegeben, mit hervorragenden Gelehrten des In- und Auslandes ein umfassendes lateinisches Wörterbuch herzustellen. Auf einen Verein von zehn oder mehr Philologen Deutschlands, Hollands, Frankreichs, Italiens und Englands sollten sämtliche Schriftsteller bis auf die Zeit, da das Latein als lebende Sprache erlosch, zur Exzerpierung verteilt und das so gewonnene Material zwei Gelehrten zur Redaktion übergeben werden. Der Plan kam nicht zur Ausführung, aber die Anregung wirkte nach, so daß der regsame Förderer der Wissenschaften, König Max II. von Bayern, im Jahre 1857 aus seiner Kabinettskasse 11600 Gulden für das Unternehmen aussetzte und der Philologe Karl Halm auf der Wiener Philologenversammlung des Jahres 1858 für die Ausführung Propaganda machen konnte. Neben Halm waren die ersten Latinisten der Zeit, Friedrich Ritschl und Alfred Fleckeisen, zu einer Kommission zusammengetreten, die den zwanzigjährigen Buecheler als Redakteur in Aussicht genommen hatte und auf tüchtige Mitarbeiter greifen konnte.

Aber auch dieser so hoffnungsfreudig aufgenommene Versuch Halms erwies sich bald gegenüber dem damaligen Stande der Wissenschaft und der völligen Unzulänglichkeit der Mittel als undurchführbar. Erst die ernste Inangriffnahme der Arbeit, die ein Menschenalter später erfolgen sollte, gab richtigere Vorstellungen von den ungewöhnlichen Schwierigkeiten und den unerläßlichen Be-

dingungen des Gelingens, so daß es als ein Glück bezeichnet werden muß, daß nicht ein Werk zustande kam, das nur unvollkommen sein konnte, den Weg aber, Vollkommeneres zu erreichen, vielleicht für immer verrammelt hätte. Das Bedürfnis blieb und machte sich von Tag zu Tag dringlicher geltend. Auch wurde inzwischen an jenen notwendigen Vorarbeiten, wie den kritischen Ausgaben lateinischer Schriftsteller, der Anfertigung von Speziallexika und genauer Indices, rüstig geschaffen, und die Aufgaben lexikographischer Arbeit wurden schärfer erfaßt und allseitig vertieft. In dieser Richtung hat sich der Münchner Professor Eduard von Woelfflin die größten Verdienste erworben, indem er für die Aufgaben der lateinischen Lexikographie in gehaltreichen Abhandlungen neue Gesichtspunkte festlegte und im Jahre 1884 mit Unterstützung der bayrischen Akademie sein Archiv für lateinische Lexikographie und Grammatik mit Einschluß des älteren Mittellatein als Vorarbeit zu einem Thesaurus linguae latinae gründete, indem er sich dabei bewußt war, „daß die Riesenarbeit eines Thesaurus nicht auf die Schultern eines einzelnen zu laden sei, sondern auf gelehrten Körperschaften ruhen müßte, die unsterblich seien und deren Archive alle gemachte Arbeit aufbewahren könnten".

Solche Anregungen und Vorbereitungen ermutigten den treuen Förderer der Thesaurus-Idee, Professor Wilhelm Hertz, in seiner Eröffnungsrede als Präsident der vierzigsten Philologenversammlung in Görlitz für die endliche Ausführung des Werkes einzutreten, die er in die Hand der deutschen Akademien gelegt sehen wollte. Eine Kommission aus sachverständigen Vertretern dieser gelehrten Körperschaften sollte niedergesetzt und mit der Durchführung betraut werden. Hertz gelang es, nicht bloß die Fachleute, sondern auch die preußische Regierung für die Sache zu interessieren, die eine Konferenz berief, in der außer Hertz Vertreter des Ministeriums und der Berliner Akademie die Angelegenheit beraten sollten. Diese Konferenz betraute Hertz mit der Abfassung einer Denkschrift über Plan und Kosten des Unternehmens. Nicht so sehr sachliche Bedenken als vielmehr die Höhe der Kosten, die auf 1 Million Mark berechnet wurden, stellten sich der Ausführung dieser Vorschläge durch eine Akademie entgegen, und so wäre neuerdings die Sache vertagt worden, wenn sich nicht der größte Organisator wissenschaftlicher Arbeit in unsrer Zeit, Theodor Mommsen, unterstützt durch den weitblickenden und energischen Ministerialdirektor Althoff, ihrer mit aller Kraft angenommen hätte. Indem diese erkannten, daß das Unternehmen sowie Unternehmungen verwandter Art ohne vorausgehende Verbindung mehrerer größerer Akademien nicht in Angriff genommen werden können, kam Mommsen im Juni 1892 nach Wien, wo die bei der großen kritischen Ausgabe des Corpus scriptorum ecclesiasticorum und andern Projekten der Akademie gemachten Erfahrungen schon vorher eine engere Fühlung mit der Berliner Akademie hatten als wünschenswert erscheinen lassen, und besprach mit Professor Eduard Sueß und mir die Mittel und Wege, um einen Verband der großen gelehrten Gesellschaften ins Leben zu rufen. Der Boden schien nun für eine erfolgverheißende gemeinsame Aktion der beiden

Akademien wohl vorbereitet. Ich unterzog mich gern der mir übertragenen Aufgabe, ein ausführlicheres Promemoria noch im Laufe des Monats abzufassen und der Wiener Akademie vorzulegen, das in dem „Anzeiger“ der Akademie zum Abdruck kam und in der Abhandlung von Wilhelm His „Zur Vorgeschichte des deutschen Kartells und der internationalen Assoziation der Akademien“ in den Berichten der mathematisch-physikalischen Klasse der Königlich sächsischen Gesellschaft der Wissenschaften zu Leipzig 1902 wieder veröffentlicht wurde.

Die einleitende Begründung dieser Denkschrift lautet: „Je mehr es sich im Laufe der Zeit als die notwendigste und wichtigste Aufgabe der Akademien herausgestellt hat, Arbeiten umfassender Art in Angriff zu nehmen, die Mittel und Kräfte des einzelnen Gelehrten übersteigen, desto wahrnehmbarer wurden die Unzukömmlichkeiten, die darin liegen, daß diese öffentlichen, mit staatlichen Mitteln arbeitenden Anstalten, ohne Fühlung miteinander zu nehmen, sich mit gleichen oder ähnlichen Unternehmungen beschäftigen und auf diese Weise nicht bloß einen Teil ihrer Gelder und Kräfte nutzlos verbrauchen, sondern auch wohl in bedauerlichen Kollisionen sich gegenseitig schwächen. Zugleich haben sie aber durch diese Isolierung auch etwas von der führenden Stellung verloren, die ihnen gebührte. Die Notwendigkeit internationaler Verständigung, welche sie selbst bisher unter sich nicht zu finden vermochten, hat bereits auf manchen Gebieten außerhalb derselben zu freien Vereinigungen in der Form von Kongressen, Gelehrtenversammlungen u. dgl. geführt, welche immer mehr Aufgaben an sich ziehen und damit beträchtliche Unterstützungen von seiten der Regierungen erlangen, die diese weit lieber und in reicherem Maße vielleicht den Akademien zukommen ließen; sind diese ja zu dem Zwecke geschaffen worden, bei allem, was der Staat zur Pflege der Wissenschaften und zur Förderung wissenschaftlicher Arbeiten unternimmt, ihm beratend zur Seite zu stehen. Je mehr Gelder aber der Staat nichtakademischen Kreisen und Zwecken zur Verfügung stellt, desto weniger bleiben für die Akademien übrig; diese können nicht leicht über das beschränkte Maß ihrer regelmäßigen Dotationen, welche in begonnenen Unternehmungen oft für lange Jahre festgerannt sind, hinausgreifen und sind, wenn sich Gelegenheiten zu neuer fruchtbarer Tätigkeit bieten, zur Teilnahmslosigkeit verurteilt.

Ist das für jede Akademie eine bedenkliche Lage, so ist sie doppelt bedenklich für unser Institut, welches bei seiner bescheidenen Ausstattung und unter Verhältnissen, die in den letzten Jahren noch ungünstiger wurden, alles vermeiden muß, was ihre führende Stellung in Oesterreich zu gefährden, alles ergreifen muß, was sie zu stärken und zu erhöhen geeignet sein kann.“

Diese Behauptungen werden durch die Kollisionen erläutert, die sich zwischen der Berliner und Wiener Akademie in bezug auf die Monumenta Germaniae antiquissima und das Corpus scriptorum ecclesiasticorum ergeben haben und in bezug auf ein von beiden Seiten geplantes Korpus kleinasiatischer Inschriften zu ergeben drohten. Die Notwendigkeit und Durchführbarkeit einer Kooperation

der gelehrten Gesellschaften nicht bloß Deutschlands und Oesterreichs, sondern Europas und Amerikas wird an zwei Beispielen, einer zusammenfassenden Katalogisierung der antiken Münzen und an dem Thesaurus linguae latinae, der nur viribus unitis oder nie zustande kommen könne, dargetan. Sollte aber eine solche Vereinigung der gelehrten Körperschaften aller Kulturstaaten im ersten Anlauf nicht zu erreichen sein, so wäre schon viel getan, wenn ein akademisches Kartell innerhalb Deutschlands und Oesterreichs zustande käme, das zur allmählichen Erweiterung den Zutritt allen offenhielte, die ihn begehrten. Die prinzipielle Ausschließung kleinerer oder nichtdeutscher Akademien, soweit sie nicht durch ihre Organisation und Tendenz von selbst gegeben ist, wäre nicht rätlich. Auf Grund solcher Erwägungen kam die Denkschrift zu folgenden Anträgen:

1. Die Akademie erkennt es als wünschenswert, daß zur Vermeidung von Kollisionen und zur Herbeiführung wissenschaftlicher Kooperationen zunächst ein akademisches Kartell zwischen der Wiener Akademie und den Akademien von Berlin und München sowie den gelehrten Gesellschaften in Leipzig und Göttingen hergestellt werde.

2. Die Wiener Akademie lade die genannten vier Institute Deutschlands zum Abschluß eines derartigen Kartells ein, indem dieselben sich untereinander gegenseitig verpflichten, wissenschaftliche Unternehmungen, bei denen solche Gesichtspunkte der Kollision und Kooperation in Frage kommen können, nicht zu beschließen, ohne davon früher die übrigen Beteiligten in Kenntnis gesetzt und deren Aeußerungen erwogen zu haben.

3. Nach Eintreffen der zustimmenden Erklärung der betreffenden Körperschaften ist den Regierungen in einer eingehenden Denkschrift, über welche die vereinigten Institute sich untereinander verständigen werden, davon Kenntnis zu geben, und in derselben sind diejenigen wissenschaftlichen Fragen, welche zunächst für eine Gesamtarbeit ins Auge gefaßt werden könnten, zusammenfassend darzulegen und die Förderung dieser Zwecke zu erbitten.

Diese Anträge wurden in der Vollsitzung der Wiener Akademie vom 30. Juni zum Beschluß erhoben und durch das Präsidium den genannten Körperschaften am 20. Juli mitgeteilt, nachdem Sueß mit jener unermüdlichen Energie und Begeisterung, mit der er die ganze Aktion von ihrem Anfang ab verfolgte, eine günstige Aufnahme unsrer Anträge vorbereitet hatte. Bald darauf legte Mommsen einen von ihm ausgearbeiteten Statutenentwurf als Grundlage für weitere Beratungen vor, worauf die Wiener Akademie, von Berlin dazu aufgefordert, eine Konferenz von Vertretern der Akademien für den 29. Januar 1893 nach Leipzig berief.

Der Mommsensche Entwurf, der das Kartell der Akademien von Berlin, Göttingen, Leipzig, München und Wien zu dem Zwecke organisierte, „um wissenschaftliche Arbeiten allgemeiner Art anzuregen und bei deren Verfolgung mögliche Kollisionen zu vermeiden und mögliche Kooperationen zu fördern“, wurde auf der Leipziger Konferenz gründlich durchberaten, in allen wesentlichen Punkten einstimmig genehmigt und zur definitiven Beschlußfassung den teilnehmenden In-

stituten übergeben. Ein Dissens der Meinungen trat hierbei nur insofern hervor, als Berlin den Wunsch aussprach, es möge innerhalb der ersten zwei Jahre nach Gründung des zunächst die genannten Akademien umfassenden Verbandes keine Erweiterung durch Heranziehung andrer gelehrter Gesellschaften stattfinden, sondern erst mit der gemeinsamen Arbeit der deutschen gelehrten Gesellschaften Erfahrungen gesammelt werden, während Wien sich für sofortige Anknüpfung von Verbindungen mit ausländischen Akademien aussprach. Diese Haltung Berlins ließ auf eine gewisse Gegnerschaft gegen das Kartell im Schoße der dortigen Akademie, die, wie später bekannt wurde, besonders von Dubois-Reymond ausging, schließen, und so überraschte auch ihr dahingehender Beschluß nicht, daß „sie zwar bereit wäre, die am 20. Juli 1892 beantragte Vereinbarung zu treffen oder sich über ein Zusammenwirken für bestimmte Unternehmungen mit den dazu geneigten Körperschaften von Fall zu Fall zu verständigen, aber Bedenken trage, auf Grund der Leipziger Statuten in einen Verband einzutreten, von dem sich zurzeit nicht absehen lasse, welchen Umfang er annehmen, welche Einrichtungen er erforderlich machen und welche Verbindlichkeiten er ihr auferlegen würde“, während die andern Akademien ihre rückhaltlose Zustimmung erteilten.

Indem die Berliner Akademie unter prinzipieller Gutheißung der Beschlüsse der Leipziger Konferenz ihren förmlichen Eintritt zwar noch aufschob, aber an der Durchführung bestimmter Unternehmungen sich sofort beteiligen zu wollen erklärte, war das Kartell der deutschen Akademien geschaffen und eine Gelegenheit gegeben, Erfahrungen zu sammeln, die auch, allerdings erst nach zwölf Jahren, den förmlichen Beitritt Berlins herbeiführten und auch die Wege zur Herstellung der internationalen Assoziation ebneten; denn der sofort von den kartellierten Akademien in Verbindung mit der Berliner begonnene Thesaurus linguae latinae zerstreute jeden Zweifel, daß ein derartiges Riesenwerk viribus unitis mit gutem Erfolg durchgeführt werden könne, und lieferte ein vorbildliches Beispiel, wie gleichartige Unternehmungen auf solche Weise gelingen werden.

Nachdem nämlich die finanzielle Grundlage durch feste Beiträge der betreffenden Akademien bezw. ihrer Regierungen und durch vertragsmäßig festgesetzte namhafte Beiträge der Verlagsfirma Teubner gesichert war, nahm die auf Antrag Mommsens 1893 gebildete interakademische Thesaurus-Kommission, welcher Buecheler, Diels, von Hartel, Leo, Ribbeck (nach dessen Tode Brugmann) und von Woelfflin angehören, nach einem in wiederholten Beratungen festgelegten Plane die Verzettelung und Exzerpierung der gesamten lateinischen Literatur bis zum Ausgang des Altertums vor.

Die Texte wurden auf die beiden Sammelstellen Göttingen und München verteilt und die Sammlung unter der hingebungsvollen, energischen Leitung der Herren Leo und von Woelfflin in ungefähr fünf Jahren vollendet. Dann wurde das gesamte Zettelmaterial in das von der Bayrischen Akademie zur Verfügung gestellte Thesaurusbureau nach München übertragen und an die Abfassung der Artikel gegangen. In der Person des Dr. Vollmer wurde eine tüchtige Kraft

als Chefredakteur gewonnen, der nach Berufung eines Stabes junger Gelehrter die erste Organisation und die Methode der redaktionellen Herstellung der einzelnen Artikel mit glücklicher Ueberwindung zahlreicher Schwierigkeiten durchführte, so daß rascher, als man hoffen mochte, der Druck begann. Freilich wurde dieser wieder durch die sich als notwendig herausstellende Ergänzung des Zettelmaterials und die ursprünglich nicht geplante Einbeziehung der Eigennamen und manche Kinderkrankheit, die ein neues Unternehmen solchen Umfanges nun einmal durchzumachen hat, stark verlangsamt. Doch sind bisher Band I A bis Amyzon mit 2032 Seiten, Band II An bis Byzeres mit 2270 Seiten und von Band IV zehn Bogen erschienen, und der an die Stelle Vollmers, der die Professur Woelfflins an der Münchner Universität übernahm, jüngst neu gewählte Chefredakteur Dr. Lommatzsch, kann für die wünschenswerte rasche Fortsetzung des Druckes bürgen, nachdem die Kommission beschlossen hat, vom dritten Bande an, welcher der Vollendung naht, die Eigennamen in Supplementheften zu bringen, die den Thesaurusbänden beigegeben werden sollen. Die namhaften Kosten dieser Supplemente hat in uneigennützigster Weise die Firma Teubner auf sich genommen.

So hat sich die Lebensfähigkeit des Gedankens, auf welchem das deutsche Kartell beruht, an diesem ersten Unternehmen voll bewährt, und diese Erfahrung hat vielleicht die königlich preußische Regierung mitbestimmt, andern eine finanzielle Beihilfe erfordernden Unternehmungen des Kartells dank der Vermittlung der Königlichen Gesellschaft der Wissenschaften in Göttingen die kräftigste Unterstützung zuzuwenden. So hat sie das Projekt der Schwerebeobachtungen, wie es 1894 von Wien aus angeregt und dann in der Versammlung der Kommission für internationale Erdmessung weiter ausgestaltet worden ist, dadurch wesentlich gefördert, daß sie die Mitwirkung des Herrn Helmert und des Potsdamer Geodätischen Institutes ermöglichte und daß sie die von dem Kartell angebahnte ostafrikanische Pendelexpedition in Gang gesetzt hat, sowie die deutsche Reichsregierung, als das Kartell Forschungsreisen nach dem Botanischen Garten in Buitenzorg angeregt hatte, nach dem Vorgang der österreichischen Regierung ein Stipendium gründete, und die Empfehlung des Kartells, welche der Staatssekretär Graf Posadowsky dankend anerkannte, für die Beteiligung des Reiches an der Südpolarexpedition bestimmend war. Andre Unternehmungen des Kartells wie die „Encyklopädie der mathematischen Wissenschaften“ vermochten sich selber zu erhalten und bedurften materieller Unterstützung nicht.

Während so innerhalb der Jahre 1893 bis 1898 das Kartell innerlich erstarkte und seinen Wirkungskreis mit sichtlichem Erfolg erweiterte, wurden die Bemühungen einzelner nicht ausgesetzt, nicht etwa das Kartell der deutschen Akademien zu einem internationalen Verband zu erweitern — hatte dieses sich ja als eine in dieser Beschränkung berechtigte Schöpfung bestens bewährt —, sondern daneben eine selbständige internationale Assoziation zu schaffen. Die Stimmung erwies sich besonders in Frankreich und England dem Plane günstig. Mußte ja England daran liegen, für das von der Royal Society angeregte großartige

Katalogunternehmen, das ein bibliographisches Verzeichnis aller auf der Welt erscheinenden naturwissenschaftlichen Publikationen, vom 1. Januar 1901 an, in fortlaufender, auf die einzelnen Disziplinen verteilten Bänden bringen sollte, Bundesgenossen zu werben. Denn die unter der Leitung des Londoner „Zentralbureaus" stehenden „Regionalbureaus" sollten in allen zivilisierten Staaten von Rußland bis nach Mexiko und Japan, von Griechenland bis nach Norwegen errichtet werden und das von diesen gesammelte Material nach London zur Schlußredaktion und zum Druck abgeben. Wenngleich die Wiener Kartellversammlung vom Jahre 1896 dem Begehren der Royal Society ihre Unterstützung nicht versagte und einen von diesem Institut einzuberufenden Kongreß durch Delegierte zu beschicken beschloß, auf dem der Plan dieses gigantischen Unternehmens erörtert werden sollte, so versprach doch erst ein festorganisierter internationaler Verband eine genügend kräftige Förderung desselben. Das britische Werk, das so, dank der moralischen und materiellen Unterstützung der im deutschen Kartell vereinigten Akademien einschließlich Berlin und dank dem durch sie bewirkten Entgegenkommen der Regierungen, die mit großen Kosten die Regionalbureaus einrichteten und erhielten, zustande kam und sich gut weiter entwickelte, lieferte, wie der Thesaurus linguae latinae, überzeugende Argumente, die geeignet waren, die letzten Zweifel an der Ersprießlichkeit des wissenschaftlichen Assoziationswesens zu zerstreuen. Auch hatten die kartellierten Akademien nicht aufgehört, diese Idee zu verfolgen, untereinander darüber zu verhandeln und Berlin über diese ihre Bemühungen stets im laufenden zu erhalten. Dadurch war endlich das deutsche Kartell in die Lage versetzt, als ersten Gegenstand auf die Tagesordnung seiner sechsten, für den Mai 1899 nach München berufenen Versammlung, welche die Herren Auwers und Diels als Vertreter der Berliner Akademie in ihrer Mitte zu begrüßen das Glück hatte, „die Beratung über die Gründung einer internationalen Assoziation gelehrter Körperschaften" als ersten Gegenstand auf die Tagesordnung zu stellen. Damit war das lang erstrebte Ziel nahezu erreicht. Die Konferenz beschloß ohne Widerspruch, daß „die Bildung einer internationalen Assoziation der größeren gelehrten Gesellschaften der Erde grundsätzlich als zweckmäßig und dem Fortschritt der Wissenschaften förderlich anerkannt werde", und sprach als Zweck dieses Verbandes aus, „wissenschaftliche Untersuchungen, die von der Gesamtheit der vereinigten Körperschaften, oder von einer Gruppe derselben, oder von einer einzelnen derselben in Angriff genommen oder empfohlen werden, zu unterstützen und sich über Einrichtungen zur Erleichterung des wissenschaftlichen Verkehrs zu verständigen". Auch darüber herrschte Uebereinstimmung, daß die internationale Assoziation von dem Kartell völlig getrennt, eine Neuschöpfung sein solle. Ueber andres, wie die zum Beitritt aufzufordernden Akademien, Zahl und Zeit der Konferenzen, die Art der Geschäftsführung u. s. f., gingen die Meinungen noch auseinander. Man einigte sich schließlich dahin, daß Wiesbaden als Ort der konstituierenden Herbstversammlung gewählt wurde und daß die Berliner Akademie die Einladungen übernehmen sowie genaue Vorschläge über Organisation und Geschäftsführung aus-

arbeiten und den andern Akademien unterbreiten sollte, um die Grundlage für die Besprechungen der Oktober-Konferenz zu bilden. Die auswärtigen Akademien, die eingeladen werden sollten, wurden bezeichnet.

Die Berliner Akademie entsprach dem Auftrage, und so trat die Konferenz in Wiesbaden am 9. und 10. Oktober 1899 zusammen, auf der Vertreter der Berliner Akademie (Auwers, Virchow, Diels), der Göttinger Gesellschaft (Ehlers, Leo), der Leipziger (Windisch, Wislicenus), der Royal Society in London (Rücker, Armstrong, Schuster), der Bayrischen Akademie (von Zittel, Dyck, von Sicherer), der Académie des sciences in Paris (Darboux, Moissan), der Akademie in St. Petersburg (Faminstein, Salemann), der National Academy of Sciences zu Washington (Newcomt, Bowditch), der Wiener (Gomperz, Mussafia, von Lang, Lieben) erschienen. Die R. Accademia dei Lincei konnte ihre Vertreter nicht rechtzeitig senden, stimmte aber dem Plane zu.

Die Beratung der Statuten, die auf Grund der Vorschläge der Berliner Akademie, des vom deutschen Kartell vorläufig festgestellten Generalplanes und des von Sir Michael Foster und Mr. Bowditch entworfenen „Plan of an International Scientific Association“ vor sich ging, gelangte zur einstimmigen Annahme der Statuten, deren § 3 nun definitiv den Zweck der Assoziation normierte, wissenschaftliche Unternehmungen von allgemeinem Interesse, welche von einer der vereinigten Akademien vorgeschlagen werden, vorzubereiten und zu fördern, und sich über Einrichtungen zur Erleichterung des wissenschaftlichen Verkehrs zu verständigen, indem jeder einzelnen Körperschaft die Entschließung über ihre Teilnahme sowie über Mittel und Wege von Fall zu Fall vorbehalten blieb. Die in der Regel alle drei Jahre einzuberufenden Generalversammlungen gliedern sich in zwei Sektionen, eine mathematisch-naturwissenschaftliche und in eine geisteswissenschaftliche, und hat in dieser jede Akademie eine Stimme, wenn jede auch mehrere Vertreter senden kann. Die Einberufung erfolgt in allen Fällen durch den Präsidenten des geschäftsführenden Ausschusses, in welchen jede Akademie einen oder zwei Vertreter delegiert. Dieser Ausschuß vertritt in der Zeit zwischen zwei Generalversammlungen die Assoziation. Präsident ist der Vertreter der von der Generalversammlung als Vorort bestellten Akademie; das Recht des Vororts geht von drei zu drei Jahren auf eine andre Akademie über, so wie dann jedesmal das Mandat der Ausschußmitglieder erlischt. Jede Akademie kann jederzeit ihren Austritt an den Ausschuß oder an die Generalversammlung erklären. Zur Einleitung, Inangriffnahme oder Begutachtung von internationalen wissenschaftlichen Unternehmungen können auf Antrag einer oder mehrerer Akademien der Assoziation internationale Fachkommissionen durch die Generalversammlung oder eine ihrer Sektionen, oder nötigenfalls in der Zwischenzeit auch durch den Ausschuß oder eine Sektion desselben eingesetzt werden. Endlich wurden folgende neue Akademien einstimmig in die Assoziation aufgenommen:

1. die Académie des inscriptions et belles lettres in Paris,
2. die Académie des sciences morales et politiques in Paris,

3. die ungarische Akademie der Wissenschaften in Budapest,
4. die Kongl. Svenska Vetenskaps-Academien in Stockholm,
5. die Koninklijke Academie van Wetenschappen zu Amsterdam,
6. die Kongel. Danske Videnskabernes Selskab zu Kopenhagen,
7. die Académie des Sciences, des Lettres et des Beaux-Arts de Belgique in Brüssel,
8. die Videnskab-Selskabet zu Christiania,
9. die Real Academia de la Historia zu Madrid.

Mit der bald darauf erfolgten Annahme dieser Konferenzbeschlüsse durch die einzelnen Akademien war die Assoziation vollendet und trat sofort in Funktion.

Im April des Jahres 1901 wurde die erste Generalversammlung in Paris eröffnet, welche zum ersten Male die gesamte europäische Wissenschaft in ihren bedeutendsten Vertretern, neunundvierzig Delegierte von siebzehn Akademien, vereinigte. Während das denkwürdige Ereignis in der Presse fast unbeachtet vorüberging, hat das offizielle Paris der Konferenz alle erdenkbaren Ehren erwiesen. Das Institut de France lud sie zu der feierlichen Rezeption des Literarhistorikers Faguet und gab ihr im Palais D'Orsay ein Diner, bei welchem der Präsident des Instituts, der Graf de Franqueville und der Unterrichtsminister Leygues sie warm begrüßten, so wie einen Tag später das Staatsoberhaupt Präsident Loubet die Herren bei sich zu einem Dejeuner empfing. Ein Artikel des um das Zustandekommen der Assoziation meistverdienten Mitgliedes der Berliner Akademie, Hermann Diels, der im Septemberheft dieser Zeitschrift 1901 erschien, gab darüber und über die Arbeiten der ersten Versammlung einen anziehenden Bericht. Die offiziellen Protokolle veröffentlichte das Präsidium des Vorortes unter dem Titel: Association internationale des Académies. Première assemblée générale tenue à Paris sous la direction de l'Académie des Sciences de l'Institut de France. Compte rendu. Procès-verbaux de Sciences. Paris, Gauthier Villars, imprimeur-libraire 1901.

Für die weittragende Bedeutung dieser Verhandlungen mögen einige Beschlüsse zeugen. Der Antrag Berlins, die betreffenden Regierungen zu bestimmen, daß den Bibliotheken der verbündeten Akademien und den von den Regierungen vorher zu bezeichnenden öffentlichen Bibliotheken (Archiven) ihres Landes auf direktem Wege alle Drucke, Handschriften und Archivalien zugesandt werden, die nicht aus bestimmten Gründen zurückbehalten werden, und diesen Sendungen Zollfreiheit zu gewähren, fand einstimmige Annahme. Es bedarf keines Wortes, um die Tragweite dieser Maßnahme für die Erleichterung der wissenschaftlichen Arbeit zu erkennen. Die darauf gerichteten Bemühungen der einzelnen Akademien blieben nicht ohne Wirkung, und die Erweiterung dieses zwischen Deutschland, Oesterreich und Holland bereits bestehenden Austausches ist durch das Entgegenkommen der Regierungen nahe daran, im wesentlichen erreicht zu werden.

Eines noch günstigeren Erfolges konnte sich ein Antrag der Académie des Sciences auf Herstellung einer Ausgabe der Werke Leibniz' erfreuen, den der erblindete Philosoph Brochard in treffender Weise im Sinne der Assoziation

zu begründen wußte: Elle (l'Académie) a pensé qu'en moment où, pour la première fois, se réunit l'Association internationale des Académies, elle ne pouvait mieux faire que d'honorer la mémoire du grand penseur qui, nos confrères allemands nous permettront de le dire, n'appartient pas seulement à l'Allemagne, mais à l'humanité tout entière. Sofort erklärten sich die Pariser und die Berliner Akademie bereit, mitarbeiten zu wollen. Sie erhielten den Auftrag, der nächsten Versammlung einen Arbeitsplan vorzulegen, um einen Ueberblick über den ungeheuer ausgedehnten Nachlaß (die inzwischen gedruckten Titel desselben füllen allein einen stattlichen Band) zu gewinnen und die Beteiligung der übrigen Akademien an der Arbeit und den Kosten zu provozieren.

Die naturwissenschaftliche Sektion beschäftigte sich mit dem Katalogunternehmen der Royal Society, über dessen Fortgang Bericht gegeben wurde. Dann wurde der auch von der Royal Society ausgegangene Gillsche Plan einstimmig angenommen, die betreffenden Regierungen zu ersuchen, im Anschluß an die Gradmessung in der Kapkolonie eine auf dem 30. Meridian vorgenommene Messung durch Afrika zu veranlassen. Ueber die wissenschaftliche Bedeutung und den historischen Hintergrund dieses Planes orientiert die Darlegung Helmerts, die dem zitierten Bericht Diels' in diesen Blättern eingefügt ist. Andre Beschlüsse dieser Sektion betrafen die einheitliche Kontrolle der physiologischen Instrumente, von dem Pariser Akademiker Marey beantragt, und die internationale Organisation der Gehirnforschung, welche die Königlich sächsische Gesellschaft durch His angeregt hatte. Der Antrag Marey hat inzwischen zu der Errichtung des großen Instituts Marey, das die Regierung und die Stadt Paris in die Hand nahmen, und zur Bestellung einer internationalen Fachkommission geführt, welche die Arbeiten desselben überwacht und leitet und an die Assoziation zu berichten hat. Das gleiche gilt von der Gehirnforschung, nur daß die Arbeit dieser internationalen Kommission sich nicht in einem Institut abspielt, sondern in mehreren, welche die Regierungen zur Verfügung gestellt haben.

Die geisteswissenschaftliche Sektion kam über Anregungen und prinzipielle Beschlüsse, die vor ihrer praktischen Durchführung noch auf die Tagesordnung einer der nächsten Versammlungen zu setzen seien, nicht hinaus. Das gilt von der „Realenzyklopädie des Islam", die nach dem Muster der Realenzyklopädie des klassischen Altertums ein Nachschlagebuch für die Literatur und Kunst des islamitischen Orients bieten soll; dies gilt von der „Sammlung der griechischen Urkunden der byzantinischen und nachbyzantinischen Zeit", für welche die Münchner Akademie vorerst noch einen genauen Plan für den nächsten Kongreß auszuarbeiten ersucht wurde, und gilt auch von andern in Vorschlag gebrachten Projekten, wie einer Ausgabe des indischen Epos Mahabharata, dem Korpus der antiken Münzen, dem Korpus der Mosaiken bis zum neunten Jahrhundert u. a.

Der Erwähnung wert ist die in Paris beschlossene Ergänzung des § 10 des Statutes über die Fachkommissionen, in die danach auch Gelehrte von der Assoziation berufen werden sollen, die keiner der assoziierten Akademien an-

gehören, wenn besondere Eignung ihre Mitwirkung wünschenswert erscheinen läßt, gewiß eine ebenso liberale wie im Interesse ersprießlicher Arbeit gelegene Bestimmung, zumal die Autonomie dieser Fachkommissionen, die selbstverständlich über Fortgang ihrer Tätigkeit an die Assoziation zu berichten haben, in sachlicher Richtung weiter nicht eingeschränkt wird. Auch wird dadurch die Geschäftsführung des Verbandes wesentlich vereinfacht.

Obwohl im Verlaufe der Verhandlungen der energische und liebenswürdige Präsident Darboux mancherlei Schwierigkeiten zu überwinden hatte, die aus der eigenartigen Organisation und der besonderen wissenschaftlichen Tradition der einzelnen Akademien, nicht minder aus der Zulassung aller Sprachen, die den Delegierten geläufig waren, entsprangen, so hat doch die wohlerwogene, auf jedes Sonderrecht und auf etwaige Empfindlichkeiten Rücksicht nehmende Organisation ihre Probe gut bestanden, und die Schlußworte in der Begrüßung des Präsidenten fanden eine glänzende Bestätigung: Cette cooperation internationale, qui a déjà fait ses preuves dans le cas où elle s'imposait, pour ainsi dire, notre Association, vous le savez, Messieurs, a pour but de l'assurer d'une manière durable, normale, universelle. La tâche que nous avons entreprise peut, sans doute, paraître difficile; mais elle est devenue tout à fait nécessaire, et les dispositions qui nous animent doivent nous donner l'assurance que nous réussirons, par nos efforts unis, à surmonter toutes ses difficultés. En constituant sous une forme visible et permanente cette Académie universelle qui avait été preparée et rêvée par Leibnitz, dont tant d'autres rêves sont réalisés d'ailleurs ou se réalisent sous nos yeux, notre Association rendra à la civilisation et à la Science un service dont on ne saurait exagérer la valeur. Grâce à elle, le savant, voué aux recherches les plus délicates ou les plus abstraites, cessera de se sentir isolé, tout en conservant cette indépendance qu'est le premier bien et le premier besoin du chercheur. En rapprochant tous ceux qui s'occupent de la même branche d'études dans les différentes Académies et en leur donnant, s'ils le désirent, l'occasion de s'associer à une œuvre commune, en signalant aux gouvernements tous les projets dont la réalisation prochaine est nécessaire ou désirable, et en leur indiquant aussi les moyens d'exécuter des projets dans les meilleurs conditions et avec la plus grande économie possible, en provoquant et préparant par l'entente des savants dans la domaine de la théorie les accords des peuples sur le terrain de la pratique et des faits, notre Association est appelée à devenir rapidement un des instruments les plus puissants de concorde et de progrès.

Nachdem in Paris die Royal Society für die nächsten drei Jahre zum Vorort erwählt worden war, trat in der Zeit vom 25. bis 27. Mai 1904 die zweite Generalversammlung in London zusammen, die sich der gleichen Ehrungen von seiten der führenden Akademie, Seiner Majestät des Königs und der Londoner, Cambridger und Oxforder Universität wie in Paris erfreute und, wie aus dem sorgfältigen Bericht (International Association of Academies.

Second general assembly held in London, May 25—27, 1904 under the direction of the Royal Society. — Report of proceedings. London: published by the Royal Society 1904) erhellt, beträchtliche Arbeit leistete. Allerdings darf man nicht erwarten, daß Jahr um Jahr aus dem Schoße der Assoziation neue gigantische Projekte hervorgehen werden, indem schon viel erreicht sein wird, wenn die bereits in Gang gesetzten in ihrem ungestörten Fortgang unter der Aufsicht, durch Rat und Tat der Assoziation erhalten werden. Dabei macht sich die fördernde Bedeutung des persönlichen Verkehrs der hervorragendsten Gelehrten der Welt, worüber die Protokolle nichts sagen können, unverkennbar immer mehr geltend. Auch nach London hatten 21 Akademien 78 Delegierte entsendet. Als neuer Zuwachs konnten die British Academy for the promotion of Historical, Philosophical and Philological Studies in London und die Real Academia de Ciencias in Madrid begrüßt werden, während zwei Länder, wie der Präsident Sir Michael Foster in seiner Ansprache bedauert, in denen die Wissenschaft mit besonderem Erfolge gepflegt werden, fehlen: die Schweiz und Japan. Der Beitritt Japans ist inzwischen erfolgt.

In der Hauptversammlung kam nach der üblichen Konstituierung des Bureaus ein Antrag der Pariser Académie des Sciences zur Verhandlung und Annahme, der dahin lautete: „Die Begründung einer neuen internationalen Organisation, welche die Unterstützung von verschiedenen Staaten beansprucht, soll zuerst sorgfältig nach Wert und Gegenstand geprüft werden, und Anträge auf Einrichtung solcher Organisationen sollen der internationalen Assoziation vor der definitiven Ausführung vorgelegt werden.“ Nur Berlin stimmte dagegen mit der nicht unberechtigten Begründung, daß damit ein der Freiheit der Wissenschaft gefährliches Monopol geschaffen würde, wenn nur die Unternehmungen der Assoziation als der Unterstützung der Regierungen würdig erschienen. Zudem wird ja mit dem wachsenden Ansehen der Assoziation das mit dem Antrag gewünschte Ziel von selbst erreicht werden. Weitere Gegenstände der Besprechung waren das große Katalogunternehmen der Royal Society und die Leibniz-Ausgabe, wobei der Antrag, einen kritischen Katalog der Leibniz-Handschriften herzustellen, erneuert wurde. Daran schloß sich die Mitteilung einer von England aus in Angriff genommenen vollständigen Ausgabe der Werke Newtons. Endlich wurde Wien vom 1. Januar 1905 zum Vorort der Assoziation gewählt, wo im Mai 1907 die dritte Generalversammlung abgehalten werden wird.

Die eigentliche wissenschaftliche Arbeit spielte sich in den Sektionssitzungen ab. Die geisteswissenschaftliche lehnte die schon früher an sie heran gebrachte Anregung, eine allgemeine Weltsprache zu schaffen und einzuführen, ab. Ueber den Fortgang und die Erfolge der von der Pariser Konferenz erbetenen diplomatischen Intervention der Regierungen betreffend die Erleichterung des Ausleihverkehrs von Handschriften und Archivalien berichtete Diels (Berlin), so wie von Karabacek (Wien) über den von der Wiener Akademie provozierten Beitritt der meisten Bibliotheken Oesterreichs zu den Ausleihbedingungen des Pariser Beschlusses Meldung machen konnte. Der von Göttingen, Leipzig, München und Wien

empfohlene Plan, eine kritische Mahabharata-Ausgabe zu schaffen, wurde nicht ohne Widerspruch mit Rücksicht auf die sachlichen und finanziellen Schwierigkeiten angenommen, so sympathisch und einstimmig er an sich begrüßt wurde. Bezüglich der Gegenstände, welche die Londoner Konferenz von der Pariser übernommen hatte, beschränkte sich die Berichterstattung darauf, über den Fortgang der Arbeiten zu berichten, so bezüglich der Enzyklopädie des Islam und die Sammlung griechischer Urkunden, und fand empfehlende Billigung. Zur Diskussion prinzipieller Gesichtspunkte über die Aufgaben der Assoziation gab der Antrag Classen über das Recht der Fremden (condition civile des étrangers) Veranlassung, den der Comte de Franqueville an Stelle des abwesenden Antragstellers verteidigte; während die Berliner Akademie (Diels) betonte, daß die Arbeit der Assoziation nur eine historisch-wissenschaftliche, nicht aber praktisch-legislative sein könne, hob Leroi-Beaulieu die Wichtigkeit der Fremdengesetze für die fluktuierende Arbeiterbevölkerung hervor. Indessen beschränkte sich die Versammlung darauf, Herrn Classen den Dank für seine Anregung zu votieren.

Eine lebhafte Debatte rief der Antrag der British Academy (Sir. Richard Jebb) hervor, nach dem Muster des Thesaurus linguae latinae einen Thesaurus graecus ins Leben zu rufen. Die beiden tatkräftigsten und erfahrensten Förderer und Mitarbeiter des lateinischen Thesaurus, Diels und Leo, waren in der Lage, überzeugend die zurzeit schier unüberwindlichen Schwierigkeiten eines solchen kolossalen Werkes darzutun, so daß man sich dabei beschied, eine Kommission zu wählen und mit der Aufgabe zu betrauen, einen Plan über die bei dem Werke zu befolgende Methode und über die notwendigen Vorarbeiten auszuarbeiten.

Auch was die Ausarbeitung eines Pali-Lexikon betrifft, beschränkte sich die Sektion auf den Ausdruck der Sympathie. Hinsichtlich eines in Vorschlag gebrachten Corpus medicorum war Diels in der erfreulichen Lage mitzuteilen, daß die Vorlage des definitiven Planes und des in Vorbereitung befindlichen Kataloges der medizinischen Handschriften auf der Wiener Versammlung bereits werde erfolgen können.

Die naturwissenschaftliche Sektion wurde mit dem Berichte Waldeyers (Berlin) für die Hirnforschungskommission eingeleitet, deren Antrag mit geringen Modifikationen angenommen wurde, nach dem die einzelnen in der Assoziation vertretenen Akademien namens der Assoziation bei ihren Regierungen oder sonstigen zustehenden Instanzen dahin zu wirken haben, Spezialinstitute oder Institutsabteilungen für die Erforschung des Zentralnervensystems zu begründen, soweit solche nicht bestehen, und diese Kommission das Recht erhält, nach den in ihrem Bericht normierten Grundsätzen sich zu kooptieren.

Die hierauf folgende Diskussion über den Antrag der Royal Society und der Académie des Sciences (Paris), die geodätischen und sonstigen Messungen außerhalb der gewöhnlichen geologischen Erforschung, speziell mit Rücksicht auf die Seismologie zu reorganisieren, führte über starken Dissens der Meinungen schließlich zu dem mit zwei Stimmen Majorität angenommenen Antrag Bezolds,

aus dem Schoße der internationalen Assoziation eine Spezialkommission zu bilden, die untersuchen soll, auf welchem Wege die bestehenden Organisationen seismologischer Art in Verbindung mit der internationalen Assoziation gebracht werden können, wozu Archibald Geikie im Auftrage des geologischen Kongresses von 1903 in Wien den weiteren Antrag stellte und durchbrachte, die internationale geodätische Assoziation zu fragen, ob und wie sie eine internationale Kooperation für genaue Niveaubestimmungen in Erdbeben ausgesetzten Bergketten und solche Schweremessungen, welche die Verteilung der Massen im Erdinnern, die Starrheit und das Gleichgewicht (rigidity and isostroy) der Erdrinde aufklären, in Aussicht nehmen könne.

Ebenso wurde auf Anregung der Akademien von Wien, München, Leipzig und Göttingen nach Antrag Schusters (London) eine Kommission eingesetzt, die einen Plan für die gemeinsame Arbeit auf dem Gebiete der Luftelektrizität vorzubereiten und womöglich internationale Beobachtungen für eine Periode von zwei Jahren vorzubereiten hätte, und nach Antrag der Berliner Akademie einer Spezialkommission die Untersuchung der Frage zugewiesen, welches die besten Methoden sind, um magnetische Beobachtungen auf der See mit der erforderlichen Genauigkeit in der Absicht einer magnetischen Aufnahme längs eines ganzen Breitekreises anzustellen. Mit großer Befriedigung wurde Sir David Gills Bericht der Royal Society über die Messung des afrikanischen Meridianbogens aufgenommen und durch Vermittlung der Petersburger und Berliner Akademie den betreffenden Regierungen die Fortsetzung der Arbeiten empfohlen.

Diese Beschlüsse der beiden Sektionen erhielten in der Schlußsitzung der allgemeinen Versammlung ihre Genehmigung.

Wer den Verlauf der allerdings nicht mühelosen, aber doch von Erfolg begleiteten Bemühungen um die Konzentration des wissenschaftlichen Betriebes und die bisher auf diesem Wege erreichten Resultate überblickt, wird nicht verkennen, daß diese Bemühungen zeitgemäß waren, und wird gute Hoffnung für die Zukunft hegen können. Das lebhafte Streben unsrer Zeit, den Fortschritt durch die ernste Pflege aller Wissenschaften zu fördern, die durch die besser und reicher organisierten Unterrichtsanstalten aller Kulturstaaten in hohem Maße gesteigerte Fähigkeit, an wissenschaftlicher Arbeit schaffend teilzunehmen, nicht minder die aufopferungsvollen Bestrebungen Einzelner und ganzer Vereine, wissenschaftliche Erkenntnisse den breitesten Schichten des Volkes zugänglich zu machen, haben die wissenschaftliche Produktion in einer Weise gehoben, wie sie keine Epoche der menschlichen Kultur aufzuweisen vermag. Und keine größere Nation bleibt hinter der andern zurück, und selbst die kleinsten nationalen Kreise überbieten sich in fast übermenschlichen Anstrengungen, um auf diesem Felde ihre Gleichwertigkeit zu erstreiten. Aeußere Anlässe, das derzeitige Seminar- und Prüfungswesen, die Tätigkeit der wissenschaftlichen Institute aller Art nähren und steigern diesen Drang des Sammelns, Untersuchens, Produzierens und Publizierens, der nur zu oft sich ziellos zersplittert. Es ist begreiflich, daß dabei viel kostbare Kraft nutzlos verbraucht wird, indem bei der Massenhaftigkeit der Publikationen selbst

dem Spezialisten manche gute Untersuchung verborgen bleibt und nochmals gemacht werden muß, oder auch mehrere ohne Kenntnis voneinander auf dieselbe Aufgabe Zeit und Kraft verschwenden, und nun gar der ehrliche Kärrnerdienst bescheidenen Fleißes zwar nutzbares Material rührig zuhauf bringt, dieses aber unberührt zerfällt und vermodert, ohne zu einem bleibenden Bau gefügt zu werden. Auch hier hat sich der Kleinbetrieb zum Teil überlebt, und die Leistung bleibt nicht im Verhältnis zum Aufwand. Wie man im Leben der Staaten und Völker, auf dem Felde der Industrie, des Handels und Verkehrs unter den verschiedensten Formen und Namen nach Zusammenschluß der Kräfte und Vereinigung strebt, derselbe Zug der Zeit durchdringt die Wissenschaft und drängt sie mächtig, aus dem Zustand der Differenzierung der Spezialfächer zu einheitlicher Zusammenfassung zu gelangen und nach Formen eines gewissen Großbetriebes zu suchen, welche die zersplitterten Kräfte binden und in den Dienst großer allgemeiner Probleme stellen kann. Eine solche Form ist die internationale Assoziation, die, wie die von ihr bisher initiierten Arbeiten zeigen, weder den Kleinbetrieb, soweit er berechtigt ist, stört noch die Eigenart und Selbständigkeit der einzelnen Gelehrten anzutasten sich vermißt, die aber jedem die Wege öffnet und durch die Verbindung die Schwachen stärkt, an jenen großen Unternehmungen mitzuarbeiten, die der einzelne Gelehrte nicht anzufassen und durchzuführen vermag, die aber nach dem Entwicklungsgang der Wissenschaft vollbracht sein müssen, wenn eine Stockung nicht eintreten soll. Die Assoziation freilich kann nur allgemeine Aufgaben formulieren, die, man möchte sagen, in der Luft liegen und durch die nach natürlichen Gesetzen fortschreitende Wissenschaft in der Regel bereits gestellt sind, und kann für die äußerlichen Mittel sorgen, die ihre Lösung erheischt; sie kann säen, aber daß die Saat in die Halme schieße, das liegt nicht in ihrer Hand. Das Reifen der Früchte wird, um ein Wort Bismarcks zu gebrauchen, nicht beschleunigt, wenn man eine Lampe darunter hält. Das Gelingen liegt in der Hand der Mitarbeiter, die sie finden, gewinnen und an die richtige Stelle bringen muß. Auch insofern ist der Verband zur rechten Zeit ins Leben getreten, als tüchtig vorgebildete und freudig teilnehmende gelehrte Kräfte für welche Probleme immer auf dem Gebiete der Geistes- und Naturwissenschaften nie in solcher Güte und Fülle zu Gebote standen.

Aber wenn der durch die Assoziation eingeleitete Großbetrieb der Wissenschaft nicht bei den ersten Versuchen ermatten, sondern sich nach den Absichten der gründenden Akademien kräftig weiter entfalten soll, werden materielle Unterstützungen in reichlicherem Maße flüssig gemacht werden müssen. Die Mittel der kärglich dotierten Akademien und staatliche Zuwendungen von Fall zu Fall, die für unproduktive Auslagen, wie die der Wissenschaft nun einmal betrachtet zu werden pflegen, niemals leicht zu erreichen sind, werden allein die Assoziation nicht zu jener Leistungsfähigkeit emporheben, deren sie fähig wäre. Wir müssen an einsichtsvolle Gönner der Wissenschaft appellieren, zumal an solche, die in großer Zahl aus diesem unversiegbaren Borne ihre Reichtümer geschöpft oder für die das Wort „Wissenschaft ist Macht“ noch ein frisches Gepräge hat. Und

wer wollte nicht hoffen, daß sich solche einstellen und der einen oder andern der assoziierten Akademien für Zwecke der Assoziation pekuniäre Hilfe bieten werden, wenn weitere Kreise erfahren, was die Assoziation ist und was sie sein will, und wenn sie durch wirkliche Großtaten sich bewährt hat. Freunde der Forschung und Wissenschaft darauf aufmerksam zu machen, war der Zweck dieser Zeilen.

Aus den Briefen Rudolf von Bennigsens

Mitgeteilt von

Hermann Oncken

XVIII

Es ist nicht sicher, ob Bennigsen den im August-Heft mitgeteilten Brief Roggenbachs vom 11. Mai 1866 noch in Bennigsen oder in Hannover erhielt. Denn er reiste bereits am 12. Mai zu einer von ihm auf den 13. Mai anberaumten[1]) Ausschußsitzung des Nationalvereins nach Berlin. Es wäre also möglich, daß der Brief ihm erst nachgesandt worden wäre, ja selbst, daß er erst nach seiner Rückkehr in seine Hände gelangt wäre.[2])

Er hatte in Berlin am Abend seiner Ankunft ein zweites Gespräch mit Bernhardi.[3]) Aus seinen Zweifeln über die Wendung der Politik Bismarcks war er keineswegs herausgekommen, bestimmter noch als in Hannover erklärte er, wenn Preußen von der liberalen Partei im übrigen Deutschland unterstützt sein wollte, müsse vor allen Dingen das Ziel des Krieges bekanntgegeben werden, ebenso der Verfassungsplan, den man dem deutschen Parlament vorlegen wolle, und im Innern müßten versöhnliche Schritte geschehen. Man begreift, daß er Garantien verlangte von dem Manne, der bis dahin gegen die öffentliche Meinung Preußens und Deutschlands regiert hatte und nun von dieser öffentlichen Meinung Vertrauen und Bundesgenossenschaft verlangte. So war Bernhardi wenig befriedigt, er notierte sich nachher: „Bennigsen ist bei weitem mehr Partikularist, als er selber weiß." Näher kamen sich Max Duncker und Bennigsen in einem langen Gespräch: Duncker sprach von den Absichten Bismarcks auf eine liberale Rekonstruktion des Ministeriums und forderte ihn schließlich — wie

---

1) Bennigsen hatte die Sitzung am 4. Mai zusammenberufen. Er bemerkt in dem Einladungsschreiben an Nagel, den Sekretär des Nationalvereins: „Ueber Roggenbachs Verhandlungen u. s. w. werde ich versuchen bis dahin noch Nachricht zu erhalten." Er war damals noch ohne jede Information von Berlin aus.

2) Die Antwort Bennigsens kann leider nicht mitgeteilt werden, da Herr Staatsminister a. D. Freiherr von Roggenbach, wie er mir liebenswürdigst mitteilte, diesen Teil seiner Korrespondenz vernichtet hat.

3) Ausführlicher Bericht darüber: Tagebücher von Th. von Bernhardi 6, S. 315/18.

es auch Rochau, vielleicht schon im Einverständnis mit Duncker, getan hatte — dringend auf, zu Bismarck zu gehen und mit diesem selbst zu sprechen. Aber Bennigsen lehnte begreiflicherweise unbedingt ab, seinerseits den ersten Schritt zu tun. So entschloß Bismarck sich denn, ihn von sich aus zu einer Besprechung aufzufordern; auch Friedrich Oetker, der in der Nationalvereinspartei eine ähnliche Richtung wie die Bremer vertrat, hatte dem preußischen Ministerpräsidenten dringend dazu geraten.[1])

Da diese Besprechung hinterdrein vielfach Gegenstand der Diskussion, leidenschaftlicher Parteierörterungen und sogar gerichtlicher Verhandlungen gewesen ist, so mag es angebracht sein, auch die Vorgänge, die dazu führten, genau mitzuteilen. In den Protokollen der unter Bennigsens Vorsitz stattfindenden Ausschußsitzung[2]) des Nationalvereins vom 14. Mai 1866, Beginn vormittags 11¾ Uhr, heißt es:

„Inzwischen wurde der Vorsitzende herausgerufen, worauf Herr Fries den Vorsitz übernahm. Wieder eingetreten, teilte Herr von Bennigsen mit, daß er soeben eine briefliche Einladung (von Legationsrat von Keudell) zu einer Unterredung mit dem Ministerpräsidenten Grafen Bismarck auf heute abend 9 Uhr erhalten[3]) und auch — nachdem er verschiedene indirekte Aufforderungen bisher stets unbeachtet gelassen — bereits zugesagt habe. Herr Metz erklärte hierauf, daß diese Angelegenheit den Ausschuß nicht berühre, sondern lediglich Privatsache des Herrn von Bennigsen sei. Eine weitere Diskussion fand nicht statt . . . Von Herrn Dr. Lang wurde hiernächst der Antrag gestellt, den Vorsitzenden von Ausschuß wegen zu ersuchen, seine dem Grafen Bismarck gegebene Zusage zurückzunehmen, in Anbetracht der bedenklichen Folgen, insbesondere der Verdächtigungen, welche diese Entrevue nach sich ziehen möchte. In der hierdurch angeregten Debatte sprachen sich fast sämtliche Redner gegen den Antrag aus, und da es unzweifelhaft war, daß die große Mehrzahl der Versammlung ablehnen würde, in dieser Sache überhaupt einen Beschluß zu fassen, so zog Dr. Lang seinen Antrag wieder zurück." [4])

Wie die Vorgeschichte der Unterredung vom Abend des 14. Mai sich keineswegs im Geheimen abgespielt hat, vielmehr in einer Gesellschaft von zwanzig

---

[1]) Pfaff, Zur Erinnerung an Fr. Oetker, S. 141.

[2]) In der Sitzung waren zugegen: von Bennigsen, Brater, Cetto, F. Duncker, Fries, Jungermann, Lang, Löwe, Lüning, Metz, Müller, Oetker, Preetorius, von Rochau, Rückert, Schenk, Schulze-Delitzsch, M. Wiggers, E. Wiggers.

[3]) Der Wortlaut des Schreibens, das sich in den Papieren Bennigsens noch vorfindet, ist: „Berlin, 14. Mai 66. Ew. Hochwohlgeboren beehre ich mich ergebenst mitzuteilen, daß es dem Herrn Ministerpräsidenten Grafen von Bismarck erwünscht sein würde, Ew. Hochwohlgeboren heute abend 9 Uhr in seiner Wohnung Wilhelmstraße 76 empfangen zu können. Mit ausgezeichneter Hochachtung von Keudell, w. Legationsrat."

[4]) Die Mitteilung des Protokolls mag auch deswegen erwünscht sein, weil man aus den Mitteilungen Fr. Oetkers (A. Pfaff, Zur Erinnerung an Fr. Oetker, S. 141/42) ein ganz andres Bild von den Vorgängen dieser Sitzung erhalten hatte. „Zuvor hatte jedoch Bennigsen es für erforderlich gehalten, den Ausschuß des Nationalvereins von dem Be-

Männern des längeren erörtert worden ist, so hat Bennigsen auch über den Inhalt der Unterredung nicht geschwiegen, sondern in der Sitzung des Ausschusses des Nationalvereins am andern Tage einen ausführlichen Bericht darüber erstattet.[1]) In den folgenden Tagen drangen auf Grund dieser Berichterstattung auch Nachrichten in die Presse. Aber noch nach dreiundzwanzig Jahren haben welfische Fanatiker den Versuch gemacht, diese Besprechung wieder auszugraben und daran den unsinnigen Vorwurf des Landesverrats gegen Bennigsen zu knüpfen.[2])

Das Unsinnige des Vorwurfes liegt vor allem darin, daß Bennigsen weit entfernt blieb, mit seinem politischen Einfluß sich für die Pläne Bismarcks einzusetzen, er war nicht in dem Maße gewonnen, wie es Roggenbach tatsächlich war, sondern verharrte in einer durchaus ablehnenden Haltung, wie fast alle Liberalen bis zum preußischen Kronprinzen hinauf. Und wenn Bismarck etwa gehofft hatte, den Führer der hannoverschen Opposition für die kommende Auseinandersetzung Preußens mit dem Königreich Hannover auszunutzen, so erfuhr er in der ersten Minute, daß davon keine Rede sein konnte. Im übrigen verzichte ich darauf, alle diese Fragen an dieser Stelle zu erörtern, und teile zunächst nur das wenige mit, was Bennigsen selbst über die Unterredung ausgesagt hat.

Bennigsen an seine Frau.

Hannover, 16. Mai 1866.

Heute morgen bin ich aus Berlin zurückgekehrt und befinde mich schon seit Ende voriger Woche wieder ganz wohl. Da ich am Freitag abend auf einige Tage nach Frankfurt reisen muß und bis dahin hier mit den Arbeiten der ständischen Kommission sehr in Anspruch genommen sein werde, so kann ich nicht

---

absichtigten in Kenntnis zu setzen. Es kam zu einer stürmischen Szene. Die meisten Mitglieder sprachen sich in scharfen Worten gegen Bennigsens Vorhaben aus; nur wenige, unter ihnen Oetker, billigten den Schritt. Als man zu einer förmlichen Beschlußfassung schreiten wollte, erklärte Bennigsen, daß er zwar nicht ohne Vorwissen der Mitglieder habe handeln wollen, sich aber Beschlüssen in dieser Hinsicht nicht unterwerfen würde."

[1]) Das Protokoll darüber ist nicht aufzufinden.

[2]) Die Verdächtigungen begannen schon wenige Tage nach der Unterredung. Am 7. Juni erklärte Bennigsen in der hannoverschen Zweiten Kammer: „Und bare Erfindungen sind verbreitet über meine Unterredung mit dem Grafen Bismarck, von größter innerer Unwahrscheinlichkeit. Ich bin nicht geneigt, solchen sich überschlagenden Verdächtigungen Wert beizulegen, kein politischer Mann kann vor Beschuldigungen und Verdrehungen sich schützen; das Heilmittel liegt im öffentlichen Leben selbst und in dem gesunden Urteile der Mitbürger über eines Mannes offen daliegende jahrelange politische Tätigkeit. Indessen will ich die gegenwärtige Gelegenheit benutzen, um den Angriffen erwähnter Art entgegenzutreten, nicht um meiner selbst, sondern um der Partei willen, die jahrelang mich mit ihrem Vertrauen beehrt hat. Daher erkläre ich hier vorweg ...: Gegen die Politik des Grafen Bismarck im eignen Lande, in der schleswig-holsteinischen Frage und in den deutschen Angelegenheiten bin ich heute, wie ich stets ihr Gegner gewesen bin."

gut nach Bennigsen kommen. Ich möchte Dich daher bitten, mich morgen oder übermorgen hier zu besuchen, wo ich Dir denn auch manches Interessante über meinen Berliner Aufenthalt mitteilen kann, was teils zu weitläufig zu schreiben wäre, teils brieflich nicht gut zu sagen ist. Zu Deiner Beruhigung kann ich Dir aber jetzt schon mitteilen, daß ich zwar bei meiner Ankunft eine bestimmte Nachricht aus dem kronprinzlichen Lager[1]) bekam, Bismarck beabsichtige mich und Herrn N. N.[2]) ins Ministerium zu nehmen, daß mir Bismarck selbst aber in der langen Besprechung, zu welcher er mich am Montag hatte auffordern lassen, kein solches Anerbieten gemacht hat.

*

In der Gerichtsverhandlung gegen den welfischen Rechtsanwalt von Dannenberg am 7. Juni 1889 sagte Bennigsen aus:

„In der Unterredung hat Herr Ministerpräsident von Bismarck mir seine Pläne über die Umgestaltung Deutschlands mitgeteilt für den Fall, daß Oesterreich im Kriege von Preußen besiegt werden würde, einen Sieg, den er als zweifellos voraussetzte. In dieser Unterredung ist von Hannover überhaupt nicht gesprochen worden. Das hatte seinen Grund darin, daß ich gleich bei Beginn der Unterredung bevorwortete, daß in unsrer politischen Unterhaltung von Hannover nicht gesprochen werden dürfte, eine Bevorwortung, die von dem Herrn Ministerpräsidenten innegehalten ist. Im übrigen hat der Herr Ministerpräsident in der Unterredung damals mir mitgeteilt, daß seine Absicht sei, sobald Oesterreich besiegt sei, in Deutschland eine bundesstaatliche Verfassung einzuführen, unter Mitwirkung der Bevölkerung, welche mit möglichst ausgedehntem Wahlsystem zu einer Versammlung zur Mitbeschließung der Verfassung berufen werden sollte.[3]) Ueber diese bundesstaatliche Einrichtung ist verschiedentlich unter uns geredet worden. Der Plan, den der Herr Ministerpräsident entwickelte, entspricht im wesentlichen demjenigen, was später in der norddeutschen Bundesverfassung und in der deutschen Reichsverfassung zur Ausführung gekommen ist. Er

[1]) Das muß sich auf Max Duncker und dessen Mitteilungen am 13. Mai beziehen.

[2]) Der Name war ursprünglich ausgeschrieben, nachher aber dick durchstrichen. Anscheinend ist zu lesen: von Roggenbach.

[3]) Aehnlich äußerte sich Bennigsen über die Unterredung in einem Briefe an Lasker vom 30. Juni 1878, der schon bei Cahn, Aus Eduard Laskers Nachlaß, S. 164 ff. gedruckt ist: „Dort hat er (Bismarck) mir im Mai 1866, als in Berlin der Ausschuß des Nationalvereins versammelt war, persönlich eine ausführliche Darlegung der ganzen Situation gemacht, Mitteilungen über die Unvermeidlichkeit des Krieges mit Oesterreich, über seine Pläne wegen der demnächstigen Verfassung Deutschlands, über die Einsetzung eines deutschen Parlaments, alles aber lediglich zu meiner und meiner nächsten Freunde Information über die wirkliche Lage der Dinge und seine demnächstigen Absichten und ohne eine Aufforderung zu einer persönlichen Mitwirkung in der Regierung. Den wesentlichen Teil dieser Unterredung habe ich am folgenden Tage zur Kenntnis der Ausschußmitglieder des Nationalvereins gebracht."

entspricht im wesentlichen auch demjenigen, was Herr von Gagern als Ministerpräsident 1848/49 als deutsche Reichsverfassung hinstellte und was in der Reichsverfassung von 1849 von der deutsch-nationalen Versammlung beschlossen ist, was der Nationalverein in seine Statuten, dann aber in die programmäßigen Beschlüsse aus den Jahren 1860 und 1863 aufgenommen hat ... Ueber die Stellung, die Hannover nehmen würde, ist überhaupt nicht gesprochen worden, weil damals, wie notorisch, zwischen Preußen und Hannover über dieses Verhältnis verhandelt wurde und ich keine Verantwortung übernehmen wollte. Es ist dies der Grund, weshalb ich verlangt habe, daß darüber nicht gesprochen werden sollte."

Der persönliche Eindruck, den Bennigsen von dem Grafen Bismarck und seiner Politik empfangen hatte, war nicht ungünstig; wie wir auch schon in den früheren Monaten beobachten konnten, daß er trotz des schärfsten sachlichen Widerspruches wohl ein Organ für das Große in der Staatskunst des Gegners besaß. Und jetzt war er nicht ohne tiefen Eindruck von Bismarck geschieden.[1]) Aber er blieb weit davon entfernt, persönlich oder für seine Partei die von Bismarck nahegelegte politische Frontveränderung vorzunehmen. Als Liberaler, als Deutscher und als Hannoveraner verharrte er im Lager der Gegner. Daß Bismarck gerade bei dem Hannoveraner Bennigsen seine Absichten nicht erreicht hatte, geht aus dem folgenden Brief noch deutlicher hervor.

Lammers[2]) an Bennigsen.

Bremen, 18. Mai 1866.

Ich glaube es der Parteiverbindung und den auf dem Spiele stehenden Interessen schuldig zu sein, Ihnen Kenntnis von einem Briefe zu geben, der mir gestern von einem sonst nicht in Berlin wohnenden Manne dorther zuging. Man wünscht darin von mir zu wissen: 1. Ob von der liberalen Partei in Hannover Kundgebungen für Preußen oder wenigstens gegen Oesterreich zu erwarten seien, 2. ob ich Männer innerhalb dieser Partei zu bezeichnen imstande sei, welche sich Aufschlüsse über die preußischen Intentionen geben ließen u. s. f.

Ich habe darauf folgendes geantwortet: Von den Entschlüssen der hannoverschen Opposition habe ich keine ganz frische und aktuelle Kenntnis; ich habe Mitglieder derselben nur (am vorigen Sonntag in Hannover) vor der Nachricht von dem angeblichen Abschluß mit Preußen und, was wichtiger, vor Ihrer Rückkehr von Berlin gesprochen. Damals habe man Mobilisierungsforderungen erwartet und sei einig gewesen, nichts zu bewilligen, ohne die Ziele der Regierung zu kennen oder Männer des öffentlichen Vertrauens zu Ministern gemacht zu

---

[1]) Die Mitteilung Max Dunckers an Bernhardi am 23. Mai: „Bennigsen hat Bismarck gesehen, sich über vieles mit ihm verständigt und schließlich Berlin mit wesentlich modifizierten Ansichten verlassen" (Bernhardi 6, S. 334/36) drückt das freilich viel zu positiv aus.

[2]) Der bekannte Publizist, der Anfang der sechziger Jahre die „Süddeutsche Zeitung" im Sinne des Nationalvereins herausgab, von Anfang 1866 an das „Bremer Handelsblatt", später durch seine reiche gemeinnützige Tätigkeit verdient.

sehen. Man sei gegen Oesterreich, aber nicht für Preußen. Nur Garantien für den Liberalismus und das nationale Programm könnten diese Neutralitätsstimmung zu aktivem Parteiergreifen für Preußen steigern. Die zweite Frage ferner setze mich in Erstaunen und Verlegenheit, daß sie (Mittwoch abend geschrieben) Ihre Unterredung mit Bismarck so vollständig ignoriere. Ob ich daraus zu schließen habe, daß dieselbe übel abgelaufen? Dann wäre jeder andre Versuch, auf die Liberalen Hannovers zu wirken, voraussichtlich vergebens. Kein Parteiführer in Deutschland sei der Seinigen so sicher als Sie. Ich könnte daher, wenn man meine Meinung zu wissen wünsche, nur dringend anheimgeben, die Verhandlung mit Ihnen wieder aufzunehmen, da auf einem andern Wege in dieser Richtung nicht vorwärts zu kommen sein werde. Da noch keinerlei Andeutung über die Resultate Ihrer Verhandlung mit Bismarck vorliegt, so bin ich außerstande, die politische Bedeutung jenes Briefes an mich richtig zu schätzen. Desto klarer wird sie Ihnen sein, und daher habe ich Ihnen Frage und Antwort nicht verfehlen wollen mitzuteilen.[1])

*

Bennigsen begab sich am 18. Mai nach Frankfurt zu der Versammlung des Deutschen Abgeordnetentages, der am 20. Mai Beschlüsse[2]) faßte, die bei

---

[1]) Wenn wir es hier, wie es den Anschein hat, mit einer offiziösen Annäherung zu tun haben, so ist daran zu erinnern, daß das Bedürfnis, noch mit einem andern Hannoveraner zu verhandeln, anscheinend in der durch Abeken vermittelten Besprechung Bismarcks mit Miquel (gegen Ende Mai) befriedigt worden ist.

[2]) Der Sieg der Waffen hat uns unsre Nordmarken zurückgegeben. Ein solcher Sieg würde in jedem wohlgeordneten Reiche zur Erhöhung des Nationalgefühls gedient haben. In Deutschland führte er durch die Mißachtung des Rechtes der wiedergewonnenen Länder, durch das Streben der preußischen Regierung nach gewaltsamer Annexion und infolge der unheilvollen Eifersucht der beiden Großmächte zu einem Zwiespalt, dessen Dimensionen weit über den ursprünglichen Gegenstand des Streites hinausreichen.

Wir verdammen den drohenden Krieg als einen nur dynastischen Zwecken dienenden Kabinettskrieg. Er ist einer zivilisierten Nation unwürdig, gefährdet alle Güter, die wir in fünfzig Jahren des Friedens errungen haben, und nährt die Gelüste des Auslandes. Fürsten und Minister, die diesen unnatürlichen Krieg verschulden oder aus Sonderinteressen die Gefahren desselben erweitern, machen sich eines schweren Verbrechens an der Nation schuldig. Mit ihrem Fluche und der Strafe des Landesverrats wird die Nation diejenigen treffen, die in Verhandlungen mit auswärtigen Mächten deutsches Gebiet preisgeben.

Sollte es nicht gelingen, den Krieg selbst durch den einmütig ausgesprochenen Willen des Volkes noch in der letzten Stunde zu verhindern, so ist wenigstens dahin zu trachten, daß er nicht ganz Deutschland in zwei große Lager teile, sondern auf den engsten Raum beschränkt werde. Wir erblicken hierin das wirksamste Mittel, um die Wiederherstellung des Friedens zu beschleunigen, die Einmischung des Auslandes abzuhalten, durch die Heeresmacht der nichtbeteiligten Staaten die Grenzen zu decken und, im Falle der Krieg einen europäischen Charakter annehmen sollte, mit noch frischen Kräften dem äußern Feinde entgegenzutreten. Diese Staaten haben also die Pflicht, solange ihre Stellung geachtet wird, nicht ohne Not in den Krieg der beiden Großmächte sich zu stürzen. Insbesondere liegt es den Staaten der südwestdeutschen Gruppe ob, ihre Kraft ungeschwächt zu erhalten, um gegebenenfalls für die Integrität des deutschen Gebiets einzustehen.

aller scharfen Absage gegen den Krieg und allen großen Worten doch darauf hinausliefen, daß die Mittelstaaten sich völlig neutral zu verhalten hätten und daß darauf von den Liberalen hinzuwirken sei.

Gewiß konnte das nicht völlig den Wünschen Bismarcks entsprechen, aber da praktisch die Schwächung der österreichischen Parteigänger dabei herauskommen konnte, war man nicht unzufrieden damit. So meinte Duncker zu Bernhardi am 23. Mai,[1]) der Abgeordnetentag sei gut abgelaufen; es seien keine feindselig gegen Preußen gerichteten Beschlüsse gefaßt worden, obgleich einzelne der Fortschrittsmänner, z. B. Schulze-Delitzsch, dazu hetzen wollten; das habe man Bennigsen[2]) zu danken und den badischen Abgeordneten. Um so mehr waren die österreichischen Parteigänger in den Mittelstaaten darüber erbittert, und ihr Zorn richtete sich besonders gegen Bennigsen, der allerdings bei der Formulierung eine besondere Rolle gespielt hatte. Aus diesen Kreisen erschien in der „Frankfurter Zeitung“ vom 27. Mai 1866 (Nr. 268) folgender Artikel:

> Frankfurt, den 25. Mai. [Herr von Bennigsen.] Das Ziel der Beschlüsse des neulichen Abgeordnetentages war bekanntlich darauf gerichtet, unter der Maske der Neutralität im Beginn des Streites die Regierungen der Mittelstaaten zum Anschluß an die Bismarcksche Politik drängen zu wollen. Die Resolution wurde, wie üblich, vorher im geheimen fertig gemacht und dann die öffentliche Komödie aufgeführt, die, ebenfalls wie üblich, mit der Annahme dessen endigte, was die Führer wollten. Es liegt darum sehr wenig daran zu erfahren, was die Akteurs in der öffentlichen Komödie gesagt haben; vielmehr liegt daran zu wissen, was die Führer bei beschränkter Oeffentlichkeit vorher unter sich geredet haben. Wir sind in der Lage, nach den Aufzeichnungen eines Anwesenden genau berichten zu können, wie der Präsident des Nationalvereins, der Hannoveraner Herr von Bennigsen, sich am 19. Mai vor seinen Vertrauten ausgesprochen hat (die Unterredung dieses Herrn mit Herrn

---

Es wird Sache der Landesvertretung sein, wenn sie über Anforderungen zu militärischen Zwecken zu entscheiden haben, diejenigen Garantien von ihren Regierungen zu fordern, welche die Verwendung in der oben ausgesprochenen Richtung und im wahren Interesse des Vaterlandes sichern. Nur hierdurch wird sich die Gefahr abwenden lassen, aus den jetzigen Verwicklungen eine neue Aera allgemeiner deutscher Reaktion entspringen zu sehen. Wie ein deutsches Parlament allein die Behörde ist, die über die deutschen Interessen in Schleswig-Holstein zu entscheiden vermag, so ist auch die Erledigung der deuschen Verfassungsfrage durch eine freigewählte deutsche Volksvertretung allein imstande, der Wiederkehr solcher unheilvollen Zustände wirksam zu begegnen. Die schleunige Einberufung eines nach dem Reichswahlgesetze vom 12. April 1849 gewählten Parlaments muß daher von allen Landesvertretungen und von der ganzen Nation gefordert werden.

[1]) Bernhardi, Tagebücher 6, S. 334.

[2]) Vielleicht etwas später schrieb M. Duncker an Baumgarten: „Bennigsen und Duncker, und wie viele andre, wünschen nichts sehnlicher als Bismarcks Erfolge — und doch können sie nicht unterlassen, ihm den Knüppel zwischen die Beine zu werfen. Haym, Leben Max Dunckers, S. 381.

von Bismarck in Berlin hatte bekanntlich schon vorher stattgefunden): „Der König Georg ist österreichisch gesinnt; denn von Oesterreich hat er nichts zu fürchten. Von Preußen dagegen kann er verschlungen werden. Doch wird er nicht aktiv auftreten, sondern neutral sein, solange wie möglich, und später für den Mächtigsten sich entscheiden." „Die Regierung besteht aus wenig befähigten Persönlichkeiten. Wenn nur erst der Druck größer, wird sie nachgeben." „Das Volk ist nicht für Preußen und nicht für Oesterreich, vielmehr ganz neutral, aber erbittert gegen Bismarck. Die Kammer ebenso zurückhaltend wie die Regierung. Schließlich für Preußen und gegen Oesterreich! Der Majorität bin ich sicher." [So spricht ein Diktator, oder, wenn man lieber will, ein Hirt vor seinen Schafen. Sind denn die Mitglieder der hannoverschen Kammern so sehr aller eignen Ueberzeugung bar und ledig, daß eins von ihnen so über die andern zu reden wagt? Ist das die oft gerühmte Treue und Ehrlichkeit des niedersächsischen Stammes? Doch weiter.] „Die Erklärung des Abgeordnetentages muß gerichtet sein gegen den Krieg, doch zunächst gegen Preußen, da das die nächste Ursache ist. Dann gegen die Mittelstaaten. Diese müssen anfangs neutral sein. Rüstungen sind deswegen zu vermeiden. Die Resolutionen der Volksversammlung sind deshalb zu verwerfen. Nur die Neutralität der Regierungen hält das Ausland fern. Eine nicht neutrale Haltung ist deshalb zu verurteilen, das Parlament dagegen zu verlangen als ein Organ, auf daß nicht den Dynastien alles übrigbleibt."

Der Kern der Mitteilungen war nicht unrichtig, wenn auch, wie Bennigsen urteilte, perfide zugespitzt.[1])

Bennigsen an seine Frau.

Hannover, 23. Mai 1866.

Von Frankfurt bin ich gestern nachmittag zurück. In Frankfurt herrschte wie überall große Aufregung. Die Stimmung in Süddeutschland ist aber trotz des Bismarckschen Regiments keineswegs österreichisch. Für unsern Ausschußantrag, welcher absolute Neutralität der Mittel- und Kleinstaaten fordert, wo-

[1]) Er schrieb darüber am 31. Mai an Nagel: „Mein Antrag von vorgestern über Hannovers Stellung zur deutschen Frage und die Notwendigkeit eines andern Ministeriums hat förmliche Wutausbrüche gegen mich in der hiesigen offiziösen Presse hervorgerufen. Das Platensche Journal ‚Nordseezeitung' hat dabei mit Eifer eines Artikels sich bemächtigt, der in den letzten Tagen in der ‚Frankfurter Postzeitung' gestanden hat und eine ziemlich perfide zugespitzte Analyse eines Vortrages von mir im Ausschuß des Abgeordnetentages enthielt. Dieser letzte Artikel hat nur infolge eines argen Vertrauensbruchs eines der Ausschußmitglieder oder infolge unvorsichtiger Mitteilungen im Detail an dritte Personen des österreichischen Lagers geschrieben sein können. Es könnte sich für künftige Fälle empfehlen, den Versuch zu machen, dem Ursprung dieses Artikels etwas näher nachzugehen, was ich Ihnen empfehlen möchte, falls Sie glauben, in ganz unbefangener, beiläufiger Weise Recherchen danach anstellen zu können."

möglich unbewaffnete Neutralität, waren die Abgeordneten sämtlicher Länder mit Ausnahme der Schleswig-Holsteiner und der Frankfurter. Auch die süddeutschen Regierungen einschließlich Bayerns sind sehr mißtrauisch gegen Oesterreich, wie nach sicheren Nachrichten über die Bamberger Verhandlungen nicht zu bezweifeln ist. In der Bundesversammlung ist, wie mir einer der Bundestagsgesandten versicherte, eine Majorität für einen Beschluß, die deutsche Bundesarmee mobil zu machen, nicht zu erlangen. Preußen hat zwar den Streit angefangen. In diesem Augenblick sind es aber Oesterreich und Italien, welche den Krieg wollen. Je isolierter Oesterreich dasteht, je mehr Hoffnung ist, daß der Krieg für Deutschland vermieden oder dem Raum und der Zeit nach beschränkt werden kann.

*

Nachdem Bennigsen nach Hannover zurückgekehrt war, veranlaßte er zunächst die liberale Majorität der Zweiten Kammer, sich in einer öffentlichen Erklärung vom 24. Mai mit den Frankfurter Beschlüssen einverstanden zu erklären. Dann machte er einen letzten Versuch, die hannoversche Regierung zur Neutralität zu drängen und damit einerseits den Staat in der kommenden Gefahr am Leben zu erhalten, anderseits die österreichischen Siegesaussichten zu verringern: mit Hilfe eines Systemwechsels im Innern sollte diese Wendung nach außen vorgenommen werden. Das war der Sinn seines bekannten Antrages vom 29. Mai, eine Adresse auf Grund der folgenden Gesichtspunkte an den König zu richten:

„1. Es ist der dringende Wunsch des Landes, daß Deutschland vor den Gefahren und unheilvollen Folgen eines inneren Krieges bewahrt werde.

2. Die hannoversche Regierung hat die Pflicht, für Aufrechterhaltung des Friedens tätig zu sein, und zu dem Behufe sowie zur Herstellung einer die Wiederkehr ähnlicher Zustände verhindernden bundesstaatlichen Gesamtverfassung Deutschlands auf schleunige Einberufung eines freigewählten Parlaments hinzuwirken, in dem Konflikte zwischen Oesterreich und Preußen nicht durch vorzeitige Parteinahme oder Rüstungen die Gefahr des Ausbruchs eines Krieges zu vergrößern, und endlich auf eine ähnliche Haltung der übrigen deutschen Regierungen ihre Bemühungen zu richten.

3. Nicht das jetzige Ministerium, sondern nur ein mit dem vollen Ansehen nach oben und unten ausgerüstetes Gesamtministerium ist in der Lage, auf Grund der Wiederherstellung des in der gegenwärtigen Zeit doppelt erforderlichen, seit langen Jahren gestörten politischen Friedens im Königreiche mit Kraft und Erfolg für die wahren Interessen des Landes und die obenbezeichneten nationalen Aufgaben einzutreten."

Auf die Verhandlungen über diesen Antrag, die in der Zweiten Kammer am 7. Juni stattfanden, auf die große Rede Bennigsens an diesem Tage und alle seine Bemühungen zur Rettung des Staates Hannover in dieser Krisis gehe ich hier nicht näher ein, da die Tatsachen bekannt sind und ihre Beurteilung an einer andern Stelle erfolgen wird.

Bennigsen an seine Frau.

Hannover, 14. Juni 1866.

Hier ist heute abend große Aufregung. In Frankfurt ist mit 9 gegen 6 Stimmen der österreichische Antrag angenommen, Hannovers Bundestagsgesandter hat mit der Mehrheit gestimmt. Man befürchtet schon für die nächsten Tage die Besetzung Hannovers durch preußische Truppen. Der verblendete König und das elende Ministerium haben unter Beihilfe der bornierten Ersten Kammer den Staat Hannover zugrunde gerichtet.

*

Noch am Morgen dieses Tages, wo er das Unvermeidliche, gegen das er mit aller Kraft angekämpft hatte, nun doch über Hannover hereinbrechen sah, war er von der Regierung der Macht, die den hannoverschen Staat zertrümmern sollte, auf eine ernste Probe gestellt worden. Nur diese eine Episode sei aus den letzten Tagen seiner hannoverschen Politik herausgegriffen.

In dem Moment, wo die kriegerische Entscheidung endlich heraufzog, machte Bismarck noch einen letzten Versuch, sich der direkten Mitwirkung Bennigsens bei der Neuordnung der deutschen Angelegenheiten zu versichern, allerdings einen Versuch, der sowohl die Persönlichkeit Bennigsens gänzlich verkannte als auch sich über die Mittel täuschte, die selbst in diesem Augenblicke möglich waren. Er ließ wenige Tage vor dem 14. Juni dem preußischen Gesandten in Hannover, Prinzen Ysenburg, den Auftrag zugehen, mit Bennigsen über die Uebernahme der Verwaltung Hannovers nach dem Einmarsch der preußischen Truppen zu verhandeln. Der Gesandte hielt es jedoch für zu bedenklich und unterließ es daher, diesen Auftrag auszuführen. „Er war," so bemerkt Bennigsen, dem der Prinz ein Jahr später den Zwischenfall erzählte, in einem späteren Briefe, „mit mir nicht näher bekannt, hatte keine Lust, sich einer möglicherweise unangenehmen Antwort auf ein von ihm einem hannoverschen Edelmann überbrachtes derartiges Anerbieten auszusetzen, und hat daher zurückchiffriert, er und ich würden von der Polizei in Hannover so sehr überwacht, daß er empfehlen müsse, eine unverfängliche Person von Berlin zu mir zu senden." [1]) Ueber die Art, wie Bismarck nun doch seine Idee auszuführen unternahm, berichtet der folgende Brief, der zwar schon einmal gedruckt worden ist, aber hier wiederholt werden mag.

Bennigsen an Lasker.[2])

30. Juni 1878.

... Mit der Geschichte von 1866 verhält es sich folgendermaßen. Am 14. Juni 1866, dem Tage, wo die Abstimmung im Bundestage erfolgte, kommt in Hannover früh morgens der Bürgermeister Duncker aus Berlin zu mir und eröffnet mir im Auftrage Bismarcks folgendes: Die Mehrheit in Frankfurt werde mit

[1]) W. Cahn, Aus Eduard Laskers Nachlaß, S. 168.

[2]) Der Brief ist gedruckt bei W. Cahn, Aus Eduard Laskers Nachlaß, S. 163 ff.

Oesterreich gegen Preußen stimmen, darunter Hannover. Preußen werde dadurch zum Austritt aus dem Bunde und zur Kriegserklärung gegen Oesterreich genötigt. An Hannover werde sofort ein Ultimatum mit vierundzwanzig Stunden Frist gestellt werden: Neutralität im Kriege und gemeinsames Vorgehen mit Preußen nach dem Kriege für eine deutsche Verfassung und Vertretung. Die Frist werde voraussichtlich ohne Zustimmung Hannovers verstreichen und sodann Hannover von preußischen Truppen besetzt und in Hannover eine preußische Regierung eingerichtet werden. Bismarck mache mir den Vorschlag, an die Spitze dieser Regierung zu treten. Ich erwiderte Herrn Duncker in continenti, daß ich die Proposition ablehnen und mir jede weitere Verhandlung darüber verbitten müsse. Nachdem — unter uns gesagt — Herr Duncker sich entschuldigt hatte, daß er mir den Vorschlag überbrachte, da er den Auftrag nicht gut habe ablehnen können, bat er um Erlaubnis, noch mit einem andern Auftrage herauskommen zu dürfen, wogegen ich natürlich nichts einwendete. Bismarck wünsche eine Erklärung von mir, ob ich bereit sei, meinen Einfluß dafür zu verwenden, daß in Deutschland zu einem Reichstage mit allgemeinem Wahlrecht gewählt werde, wenn Preußen, in dem Kriege gegen Oesterreich siegreich, dazu auffordere. Ich erwiderte darauf, nicht allein meinen Einfluß würde ich dafür verwenden, sondern ich glaubte sofort bestimmt vertreten zu können, daß die übrigen Leiter des Nationalvereins ebenso denken und handeln würden, da es im nationalen Interesse liege, daß eine Vertretung der Nation nach Beendigung des Krieges sobald als möglich Gelegenheit erhalte, über die notwendige politische Umgestaltung Deutschlands mit zu beraten und zu beschließen.

Eine andre Aufforderung zu einer Mitwirkung habe ich von Bismarck vor oder bei dem Ausbruch des Krieges von 1866 nicht erhalten.

Treitschke hat im Sommer 1866 von dem Vorschlage Bismarcks durch Duncker oder dessen Bruder Mitteilung erhalten und die Tatsache beiläufig in seiner August 1866 erschienenen Schrift über die deutschen Kleinstaaten erwähnt. Wehrenpfennig kennt die Stelle. Hätte ich den Vorschlag, an die Spitze einer im Kriege in Hannover errichteten preußischen Regierung zu treten, angenommen, so würde mich jeder Mensch in Hannover für einen ehrgeizigen Verräter erklärt haben, und mit vollem Recht. Treitschke ist 1866 andrer Ansicht gewesen, heute, höre ich, nicht mehr.

*

Treitschke hatte die Ablehnung Bennigsens in jenem Augenblick getadelt in der leidenschaftlichsten und zugleich auch einseitigsten seiner Schriften, die er mitten in der ungeheuern Erregung jener Tage, Ende Juli 1866, über „die Zukunft der norddeutschen Mittelstaaten" verfaßte. Für Bennigsen war die Ablehnung eine so selbstverständliche Sache gewesen, daß ihn jener Tadel empfindlich berührte. Die politische Differenz der beiden Männer, die in jenen Jahren auf ein verwandtes Ziel hingearbeitet hatten und nachher in derselben Partei zusammenstanden, wird gerade an dieser Stelle offensichtlich; der eine war Unitarier, der andre ausgesprochener Anhänger des konstitutionellen Bundesstaates; der eine,

der Sachse, hatte sich schon längst aus dem heimatlichen Staatswesen herausgelöst, er kämpfte 1866 für die Annexion Sachsens und brach darüber mit seiner eignen Familie; der andre, der Hannoveraner, hatte in seinem heimatlichen Staate doch immer den festen Untergrund einer allgemein deutschen politischen Tätigkeit gefunden, er wünschte ihn in der ersehnten Neuordnung zu erhalten und sah ihn mit verhaltenem Schmerze untergehen. Die Schöpfung unsers neuen Vaterlandes ist verknüpft mit manchem tragischen Moment in der Entwicklung der einzelnen.

Bennigsen hielt sich auch in späteren Jahren anscheinend aus diesem Grunde von Treitschke, als sie Mitglieder derselben Fraktion waren, ersichtlich zurück; anscheinend hatte die von Treitschke gebrauchte Wendung sich ihm in der Erinnerung noch weiter verschärft oder von andrer Seite hatte man sie absichtlich aufgebauscht. Als er im Jahre 1877 mit Wehrenpfennig, dem Mitherausgeber der „Preußischen Jahrbücher", über den Fall zu sprechen kam und nach dem Wortlaut jener Stelle fragte, entschloß sich dieser, sich an Treitschke selbst zu wenden und womöglich einen Ausgleich herbeizuführen. So kam es zu folgendem Brief:

Heinrich von Treitschke an Wehrenpfennig.

Berlin, 1. Januar 1878.

Zu meiner großen Freude sehe ich, daß ich selbst in der Zeit der höchsten patriotischen Erregung die Achtung, die ich immer gegen Bennigsen hegte, keinen Augenblick aus den Augen gesetzt habe. Lesen Sie, was ich am 30. Juli 1866 in der „Zukunft der deutschen Mittelstaaten" schrieb („Zehn Jahre deutscher Kämpfe" S. 130 unten): „Man mag es entschuldigen, daß Herr von Bennigsen am 15. Juni sich weigerte, die provisorische Regierung von Hannover, die Graf Bismarck ihm antragen ließ, zu übernehmen. In jenem Augenblicke war dem Uneingeweihten noch zweifelhaft, ob die preußische Regierung für den Vernichtungskampf gegen die Kleinstaaterei alle Kräfte des Staates einsetzen werde. Heute sind solche Zweifel durch die Tat widerlegt u. s. w."

Lesen Sie den ganzen Passus; Sie werden finden, daß ich sogar noch gemäßigter geschrieben habe, als ich vorhin selbst annahm.

Dies ist überhaupt *das einzige*, was ich über jene Verhandlungen mit Bennigsen geschrieben; und wenn man behauptet, ich hätte ihm Feigheit vorgeworfen, so steckt nur eine der zahllosen Fortschrittsverleumdungen, die über mich umlaufen, dahinter. Es liegt mir viel daran, diese Verdächtigung zu beseitigen, und ich kann nur bedauern, daß ich nicht früher darüber unterrichtet worden bin.

Es ist sonst nicht meine Art, vergangenen Streites zu gedenken. Aber da Sie mich heute durch die obige Anfrage überraschten, so fällt mir ein, daß ich mit Bennigsen nur zweimal in persönliche Berührung trat und er sich beide Male sehr unfreundlich betrug. Ich schickte ihm einen Band meiner Schriften und erhielt weder schriftlich noch mündlich eine Erwiderung; dann fragte ich ihn einmal um Auskunft über ein Detail aus Rochaus Leben (für einen Nekrolog

in den Jahrbüchern) und erhielt wieder keine Antwort. Ich hatte das alles längst vergessen. Jetzt kommt es mir wieder in Erinnerung; denn ich sehe nunmehr, daß nicht Vergeßlichkeit die Schuld trug, sondern der Groll um eine elf Jahre alte Geschichte, die noch dazu nicht wahr ist!! Ich darf wohl fragen, ob das die Offenheit ist, welche politische Gesinnungsgenossen einander schulden. So ungern ich mich gerade von Bennigsen entfernt halte, ich habe mir nicht das geringste vorzuwerfen und tue keinen Schritt, um mich ihm zu nähern. Es ist an ihm, mir zu zeigen, daß er sich mir gegenüber auf einen freundlichen Fuß stellen will.

*

Wehrenpfennig übersandte den Brief an Bennigsen mit der Bemerkung: „Ich hoffe, Sie sehen über den grollenden Ton hinweg und auf die Hauptsache, daß nämlich Treitschke Ihnen niemals zu nahe getreten ist. Ich habe sogar die weitere Hoffnung, daß Sie mir ein paar Zeilen schreiben, welche vielleicht dazu beitragen, das Mißverhältnis auszugleichen.[1]) Uebrigens sieht Treitschke heute völlig ein, daß er sich damals irrte und daß Sie, wenn Sie zu jener Zeit angenommen hätten, sich selbst ohne Nutzen für das Land vernichtet haben würden."

(Fortsetzung folgt)

Friedrich und Luise, Großherzog und Großherzogin von Baden, ein gekröntes Jubelpaar

Von

E. von Jagemann

I

Der Septembermonat dieses Jahres bringt eine Reihe festlicher Daten im Zähringischen Hause: Am 5. ist ein halbes Jahrhundert verflossen, seit der Monarch als Großherzog regiert — allein da er schon seit 1852, zunächst als Regent, das Zepter in seiner Hand führt, ward bereits vor vier Jahren das fünfzigjährige Regierungsjubiläum gefeiert. Am 9. aber vollendet der hohe Herr das achtzigste Lebensjahr; nach dem Herzog von Meiningen ist er der älteste, nach dem Kaiser Franz Joseph von Oesterreich der längstregierende Fürst in Ländern der Kultur. Am 20. endlich folgt der Tag der goldenen Hochzeit des großherzoglichen Paares.

Die beiden letzteren Feste sollen, wie man hört, in verschiedener Weise begangen werden: der Geburtstag im stillen Familienkreise auf der Insel Mainau, dem lieblichen Eiland im Bodensee, das die Gartenkunst aus

---

[1]) Es ist mir nicht bekannt, ob dieser Brief geschrieben worden ist.

einer Festung der Deutschherren zu einem anmutsvollen Sommersitze nach den Weisungen des jetzigen Besitzers umschuf; — das Ehejubiläum als eine Feier in der Residenz, wie für Hof- und Landesfeste üblich, und sie wird zugleich die Rückerinnerung widerstrahlen an das schöne Doppelfest von 1881 gleichen Tages, da die silberne Myrte das Großherzogspaar schmückte, seine einzige Tochter aber mit dem schwedischen Kronprinzen zum Altar schritt. So wird sich der poetische Schimmer goldener und silberner Jubelzeit verbinden.

Die Liebe und Verehrung des Landes für sein gekröntes Paar, die Hinneigung ganz Deutschlands wird dabei zum beredten Ausdruck kommen. Ja, die gebildete Welt wird weithin sympathisch teilnehmen und schon durch die Familienbeziehungen, die ein solches Fest zur Anschauung bringt, und durch die zu erwartende Aufmerksamkeit der Dynastien Europas an manches Stück Geschichte erinnert werden. Insbesondere ist das badische Fürstenhaus geradezu ein Verbindungsglied des Ausgleichs zwischen widerstreitenden Geschlechtern geworden! Der Großherzog, Sohn einer der letzten Prinzessinnen Wasa, vermählte, wie eben gesagt, einem Bernadotte die Tochter, und er erwirkte für in der Fremde bestattete Gebeine des vertriebenen Königshauses die Beisetzung auf schwedischer Erde. Die Ehe des Erbgroßherzogs mit einer nassauischen Prinzessin gab Anlaß zur freundlichen Begegnung des greisen Kaisers Wilhelm mit einem später auf den luxemburgischen Thron gelangten, hart getroffenen Gegner von 1866. Die Taufe des Prinzen Bertold von Baden, Sohnes einer Cumberlandschen Prinzessin, führte in diesem Frühjahr erstmals Glieder der hohenzollernschen und der welfischen Dynastie bei einer familiären Feier zusammen. Ein solcher versöhnlicher Beruf fällt nicht von ungefähr zu.

Die wichtigste Familienbeziehung jedoch ist diejenige, die das goldene Jubelpaar selbst in seiner Union aus Süd- und Norddeutschland darstellt. Schon 1854, bei einer heute minder interessanten Frage,[1]) schrieb der junge badische Prinzregent, im Prinzen von Preußen (dem nachmaligen ersten Kaiser) liege allein die Möglichkeit einer Rettung vor dem Untergang Deutschlands. Mußte ersterem daher eine Verbindung mit der preußischen Dynastie auch politisch angenehm sein, so ging doch sein schon damaliges Werben um die Enkelin der Königin Luise aus reinem Herzenswunsch hervor. Er gehörte dabei zu den harrenden Freiern. Denn die Gesuchte näherte sich erst eben der Vollendung des sechzehnten Lebensjahres und mußte zunächst noch konfirmiert werden. Am 30. September 1855 fand dann die Verlobung statt, also fast ein Jahr nachher die Vermählung. Diese geschah unter dem Spruch, den auch die Denkmünze des Silberfestes wiedergab: „Ich will dich segnen und sollst ein Segen sein“ (1. Mose XII, 2).

II

Trotz mancher herber Schicksale ist dieser innige Bund ein reich gesegneter gewesen. Zugleich aber wird, ohne Unterschied der Parteien, gewiß allgemein

[1]) Es handelte sich um eine Phase in der Politik der deutschen Staaten gegenüber dem Krimkrieg.

erkannt, daß er dem regierten Lande und weiterhin den allgemeinen deutschen Interessen zum vielfältigen Segen gedient hat. Dies durch eine geschichtliche Darlegung im einzelnen zu belegen, kann nicht Aufgabe dieser Blätter sein, deren Leitung jedoch in der Reihe dankbar Huldigender nicht fehlen wollte. Die Geschichte des Großherzogs ist schon von verschiedenen Historikern, denen gegenüber meine Feder zur Ergänzung auch wenig berufen wäre, geschrieben worden [1]) und seine geschichtliche Persönlichkeit steht nach zwei Richtungen hin unbestritten und abgeschlossen fest, nämlich als die eines deutschen und eines liberalen Fürsten:

Er ist der Bannerträger der nationalen Idee von früher Zeit an gewesen in dem Sinne, in dem sie, mit preußischer Hegemonie, 1871 verwirklicht wurde. Er hat vorbereitend auf dem Frankfurter Fürstentage (1863) durch die Verhinderung einer Bundesreform ohne Preußen, in den Jahren nach 1866 durch Abwendung eines Südbunds und dadurch gewirkt, daß er, solange Fürst Bismarck „den Rahm von Süddeutschland nicht abschöpfen" wollte, die Idee des Eintritts Badens in den Norddeutschen Bund als Programmpunkt festhielt. Schon im Oktober 1870 begann er Schritte zur Herstellung der deutschen Kaiserwürde und niemand hatte daher mehr verdient, das erste Kaiserhoch im Versailler Spiegelsaale ausrufen zu dürfen. Dieselbe Politik wie zur Gründung des Deutschen Reichs wurde zu dessen Ausbau fortgeführt und der Reichsgedanke in der Bevölkerung vertieft.

Dabei tritt vor allem die Selbstlosigkeit des Großherzogs vor Augen. „Dem Reiche zu geben, was des Reiches ist", war nicht nur der prinzipielle Standpunkt, sondern die Ausführung geschah zum Teil in weitergehendem Maße als in Nachbarstaaten und mit derjenigen Freudigkeit, welche die Erfüllung großer und selbstgewählter Ziele begleitet.

Insbesondere in bezug auf Elsaß-Lothringen kam jener Zug zur vollen Erscheinung. Eine dynastische Politik hätte die guten Beziehungen für den Plan einer Aufteilung des Frankreich abgenommenen Landes benutzen und dabei geltend machen können, daß die Amalgamierung dieser altdeutschen Gaue mit den neuen Verhältnissen schwerer vielleicht als ein selbständiger Körper von Bedeutung vor sich gehen werde, denn bei zersplitterter Eingliederung in verschiedene angrenzende Staatsgebiete der Bundesgenossen. Die Politik des Großherzogs war rein national und wollte das Errungene nur dem Ganzen zuwenden. Den aufgetauchten Gesichtspunkt einer Belohnung für gebrachte Opfer und militärische Leistungen verwarf er als geradezu kränkend, indem die patriotische Pflichterfüllung des Lohns nicht bedürfe und ihr eignes Ziel nur in der hergestellten Einheit sehe. Er besorgte auf Grund von Wahrnehmungen, daß das Einheitswerk bei solchen Plänen erschwert, die Eifersucht geweckt werde. Er wollte endlich den beiden

[1]) Vgl. namentlich u. a.: „Alfred Dove: Großherzog Friedrich von Baden als Landesherr und deutscher Fürst" (Heidelberg 1902, bei Winter) und „Ottokar Lorenz: Friedrich, Großherzog von Baden" (Berlin 1902, bei Pätel).

Ländern als geschichtlich gegebenen und entwicklungsfähigen Gliedern die Wohltat eines eignen Volkslebens in selbständiger Existenz nicht entzogen sehen. In der Folge kam er mit den Elsaß-Lothringern als Generalinspekteur der Truppen dort oft in nahe Berührung und, bei engen Beziehungen zu ihren beiden letzten Statthaltern, erfreut er sich der besonderen Liebe dieser Nachbarstämme.

Wer so uneigennützig der Gesamtheit dient, ist auch besonders berufen, Einfluß in derselben zu üben. Bei verschiedenen Anlässen ist von kaiserlicher Seite in Rede oder Schrift mit warmer Anerkennung der Verdienste des Großherzogs um das Reich und des hohen Wertes seines Rats und seiner Mithilfe gedacht worden. Wenn einmal eine Reichsgeschichte seit 1871 geschrieben wird, so wird man bei vielen Anlässen darin auf den getreuen Fürsten kommen, der Sorgen und Mühen willig und manchmal in der Stille mittrug. Ein Bundesleben kann in gar verschiedener Weise geführt werden: So, daß man als erste Frage stellt, wie das einzelne Glied der Gesamtheit am wenigsten zu leisten, am meisten von ihr zu empfangen hat, oder aber so, daß man die vitalen Interessen des Ganzen zum Ausgangspunkte nimmt, in welche sich die Teile in einer für sie möglichen Weise einzuordnen haben. So, daß man kommenden Dingen gegenüber abwartet, auf vorliegende Fragen abstimmen läßt oder so, daß man schon für Künftiges sich fördernd oder verhütend mitinteressiert und bei den aktuellen Aufgaben gestaltend mitzuarbeiten und arbeiten zu lassen bestrebt ist. Die Vermeidung unbegründeter Hemmungen stets vorausgesetzt, kann kein Zweifel sein, daß, besonders bei der Nichtexistenz eines Oberhauses gegenüber dem Deutschen Reichstag, eine föderative Beiwirkung im materiellen Sinn von hohem Wert für die Gesamtheit ist.

In manchen wichtigen Lagen hat Großherzog Friedrich, auch in der Oeffentlichkeit, persönlichst sich gefährdeter Reichsinteressen angenommen; insbesondere wo es sich um Erhaltung und Ausbau unsrer Wehrkraft zu Wasser und zu Land handelte, trat er, ohne sich durch Parteibefehdungen irre machen zu lassen, in energischen Reden auf. Sie sind lebendige Aufrufe zum Idealen, und es kehrt oft, was besonders dem Fürsten am Herzen liegt, wieder: die getreue Pflege der Erinnerungen unsrer größten Zeit, da wir unter des alten Kaisers Befehl mit den Waffen in der Hand die Einheit erkämpften, und, daran anknüpfend, die Pflicht, das Errungene durch die Fortdauer desselben Geistes, in dem es geschaffen wurde, den Enkeln zu erhalten; ebenso der Hinweis auf den Wert des Heeres als einer großen Schule zur Ausbildung des heranwachsenden Volkes zu Charakteren, die Gemeinsinn, Gehorsam und Kameradschaft hoch über Selbstsucht und Spaltungen stellen. Und in solchen Kundgebungen liegt in der Tat ein persönliches Band zu den vielen Tausenden, die der Ehre ihrer Fahnen auch im späteren bürgerlichen Erwerb mit Liebe eingedenk bleiben.

III

Während so in der nationalen Gesamtpolitik der Großherzog als ein bester deutscher Patriot allgemein bekannt ist, so finden die meisten wohl die charakte-

ristische Eigenschaft seiner inneren Regierungsweise in einem Moment, das scheinbar mit den politischen Streitverhältnissen im Lande in Zusammenhang steht, in Wahrheit aber einen Differenzpunkt nur zum äußeren Anlaß der Entstehung hatte.

Der geschichtliche Wendepunkt, mit dem die liberale Aera Badens einsetzte, liegt zeitlich weit zurück und hing nämlich mit kirchenpolitischen Wirren zusammen, die längst überwunden sind, obwohl, in andern Anwendungen, dieselben Gegensätze noch heute das öffentliche Leben erfüllen. Als Großherzog Friedrich 1860 wegen des Konkordates mit dem päpstlichen Stuhl sich vor die Wahl gestellt sah, dasselbe im Wege einer Konfliktspolitik gegen den Landtag durchzuführen oder, mit Vermeidung eines Verfassungsstreits und der daraus fließenden Rechtsunsicherheit, dem Landtag die begehrte konstitutionelle Mitwirkung zur Ordnung des Staatskirchenrechts zuzuerkennen, so stellte er sich auf den letzteren Standpunkt; die dazu von dem Minister Lamey herbeigeführte Gesetzgebung wurde später auch von den Gegnern als ein Werk von friedlicher Gesinnung anerkannt.

Das Wesentliche der liberalen Regierungsart liegt aber in einem den Anlaß weit überragenden Moment allgemeinerer und dauernder Bedeutung, von dessen Vorteilen alle Badener ohne Unterschied der Richtung den Genuß erhielten und haben:

Die Revolution von 1848/49 hatte Baden, den „Garten Deutschlands“, verwüstet, und nur ein straffes Regiment von oben konnte nach dem Umsturz die Ordnung wiederherstellen. Es geschah in besonnener Weise, aber — abgesehen von der gesetzlichen Mitwirkung der Landstände — in den gegebenen Formen des Bureaukratismus; insbesondere auf dem finanziellen Gebiet war er ein Gebot strikter Not, das erste Staatsbudget der Regentschaft schloß noch mit $5^1/_2$ Millionen Gulden Defizit! Als die Schäden überwunden waren, blühender Erwerb sich wieder zeigte, da regte sich der erstarkte Bürgersinn aufs neue, und man stand nun vor der Frage, ihn zu starken Oppositionen auswachsen zu lassen oder durch Heranziehung der Volkskreise selbst für das Gemeinwesen nutzbar zu machen. Eine möglichst freie Entwicklung auf allen Gebieten des Staatslebens, mit emsiger Fürsorge für die Kulturaufgaben bei reichlicher gewordenen Mitteln; Erweiterung der öffentlichen Rechte; Einführung der Selbstverwaltung und damit Erziehung des Beamtentums zu willig gemeinsamer Arbeit mit der Bevölkerung selbst — dies sind die Kernpunkte der erfolgten Umwandlung gewesen, und das Beispiel Badens, dessen Herrscher zuerst hierin vorging, hat in mancher vorbildlichen Einrichtung weit über die Grenzen gewirkt. Die geschichtliche Größe aber liegt darin, daß ein Mann, der die Mißerfahrungen des Aufruhrs durchzukosten hatte, schon ein Dezennium später seinem Volke das Vertrauen betätigte, es selbst mehr mitraten und mitschaffen zu lassen, und daß er sich, wie der Erfolg der Entfaltung des Landes — namentlich auch in wirtschaftlicher Hinsicht — zeigt, in Mittel und Zweck nicht täuschte.

Diese Grundtendenzen der inneren Politik haben in ihrer Durchführung nie

eine Unterbrechung erfahren. Wohl ist es richtig, daß im Wechsel der Ministerien die eine und andre Phase eintrat, in der die Regierung zur liberalen Partei des Landes in ein kühles, zeitweise selbst gegensätzliches Verhältnis kam. Gewiß ist zwar der Großherzog ein streng konstitutioneller Fürst, der die Volks-, die Parlamentsrechte hochhält und die tunlichste Uebereinstimmung mit dem Landtage erstrebt; aber ein parlamentarisches System ist nie eingetreten, und der Liberalismus des Monarchen ist etwas ganz andres als eine liberale Parteidoktrin. Ein Regent steht eben hoch über dem wechselvollen Parteitreiben und stellt immer als Hauptfrage die, ob für das Wohl des Ganzen eine Maßnahme wirklich nötig oder förderlich sei, nicht zuerst oder wesentlich, ob sie einer bestimmten politischen Meinung entspreche.

So erhielt zum Beispiel Baden für die Zweite Kammer des Landtags schon 1869 das allgemeine, gleiche und geheime Wahlrecht, aber an dem Modus der indirekten Wahl wurde trotz vielfältiger parlamentarischer Begehren noch über ein Menschenalter hindurch festgehalten, weil Mißerfahrungen im Wahlwesen für den Reichstag zunächst nach Gegengewichten suchen hießen. Die gewünschten wurden der Hauptsache nach 1904 erreicht in einer Umgestaltung der Ersten Kammer aus einer Versammlung vorwiegend von Privilegierten in ein alle wichtigen Potenzen des Gemeinlebens umfassendes Oberhaus, in dem nun Vertretern der gesetzlich organisierten Berufskörperschaften (Handels-, Landwirtschafts-, Handwerkskammer), der Kreis- und Städteverwaltungen, auch der Technik sowie im Vollzugswege der Kunst Sitze eingeräumt wurden. Diese badische Verfassungsreform[1]) ist unter den in deutschen Staaten erstrebten die erste größere, die zustande kam, und sie hat bereits Schule gemacht, in dem ein Regierungsentwurf in Württemberg sich mehrfach an sie anschließt. Ist die praktische Einführung im Großherzogtum auch im Moment von einer meines Erachtens abstoßenden Erscheinung begleitet (die liberalen Parteien haben im Bündnis Sozialdemokraten zum Mandat verholfen), so wird doch die Festigung des Zweikammersystems sich als eine bleibende Errungenschaft und als Schutz gegen ochlokratische Strebungen voraussichtlich bewähren.

Daß ein destruktives Element im Volkshause des Landes das Zünglein an der Wage spielt, hat seinen letzten Grund nur in dem fortgesetzten Kampfzustand der beiden numerisch großen Parteien des Landes (Nationalliberale und Zentrum), und wenn eine politische Frucht des Jubiläums gewünscht werden darf, so möge es die sein, daß Gedanken des inneren Friedens sich lebhaft regen. Wohl kein Fürst hat öfter, ernster und wärmer Friedensworte an sein Volk gerichtet; schon die Proklamation von 1860 enthält die Mahnung, „alle Trennungen zu vergessen, damit unter den verschiedenen Konfessionen und ihren Angehörigen Eintracht und Duldung herrsche, wie sie die christliche Liebe uns alle lehrt; manche Gefahren können unser Vaterland bedrohen — das einzige, was stark macht, ist Einigkeit“. Derselbe Gedanke kehrte oft wieder in Thron- und Tisch-

[1]) Die Minister von Brauer und Schenkel vertraten hierbei die Regierung.

reden bei versammeltem Landtag, und wer den Großherzog mit seiner freien und bewegten Sprache hat reden hören, empfindet auch, daß solche Worte aus seiner eigensten Schöpfung und seinem tiefsten Herzen kommen.

So hat der Monarch besonders auch auf dem am meisten umstrittenen Gebiet, der staatlichen Kirchenpolitik gegenüber dem katholischen Teil, handelnd sich oft betätigt durch die Bestrebung, Frieden und Ausgleichung zu schaffen, wo die Wogen zu hoch gingen, und durch die Förderung der gemäßigten Elemente. Bei den Besetzungen des erzbischöflichen Stuhles in Freiburg, bei der Beendigung des Examenstreits unter Beihilfe des Kardinals Prinzen Hohenlohe, bei den finanziellen Fragen des Kirchenwesens und manchen andern Anlässen trat dies zutag. Stets wurde ein angemessenes Verhältnis zum päpstlichen Stuhl gepflogen, der in einzelnen Fällen auch durch Anordnungen und Entsendungen seinerseits dieser Entente entsprach. Vom Kulturkampf in Preußen war dem Großherzog, wie namentlich Lorenz darlegt, schon 1872 klar, daß er kaum ein gutes Ende nehmen werde. Während die versöhnliche Weise Lameys, die bei Wahrung der Gesetzlichkeit und gewisser Grundgrenzen gern im übrigen entgegenkam, dem Wesen des Fürsten selbst entsprach, führte die Jollysche Politik durch ihre Vorstöße erheblich weiter, und eines Tages, als es nicht vermutet ward, trennte sich der Großherzog von diesem damaligen Leiter des Gesamtministeriums.

Abgesehen von sozialistischer Schürung, wurden auf keinem Gebiete die Leidenschaften im Lande so angeregt wie in den kirchlichen Fragen; um so mehr Bedeutung ist einem bleibenden Erfolg auf dem Schulgebiete zuzumessen. Auch die Zentrumspartei hat sich, wie öffentlich erklärt, für unsre Verhältnisse dareingefunden, daß es beim Fortbestand der konfessionell gemischten Volksschule sein Bewenden haben solle. Ein wesentlicher Nährboden trennender Anschauung, die Auferziehung des heranwachsenden Geschlechts nach dem Bekenntnis in verschiedenen Anstalten, ist damit ausgeschlossen. Anderseits sind für die Pflege der Religiosität bei gesondertem Religionsunterricht ausgiebige Bestimmungen gegeben.

Bei dem tiefen religiösen Sinn, den der Großherzog ererbt hat, erregen alle Fragen, die mit der Ehrfurcht vor den göttlichen Geboten, der Stütze der Autorität — oder ebenso mit der Freiheit der religiösen Ueberzeugung zusammenhängen, sein besonderes Interesse; die Pflege des Synodal- und Gemeindeprinzips in seiner eignen, der unierten evangelisch-protestantischen Landeskirche, hat in dem bezeichneten Eintritt der neuen Aera ihren Entstehungsgrund, als eine Parallele zur Einführung der Selbstverwaltung im Staatswesen, und seit der Reichsgründung gedachte der Großherzog mehrmals öffentlich der deutschen Einigung auf dem Gebiet der evangelischen Kirche als eines zu verwirklichenden Ideals.

Religiosität und Sinn für die Wissenschaft sind harmonisch in ihm verbunden. Wie er keinen Gegensatz zwischen dem Ewigen und der freien geistigen Forschung empfindet, zeigte schon 1858 die Inschrift, die er für eine

der deutschen Naturforscherversammlung geprägte Medaille bei einer Tagung in Karlsruhe wählte. Sie lautet, dem Materialismus sich deutlich abkehrend: „Forschung führt zu Gott.“ Anderseits ist ihm stets die ausgiebige Pflege von Wissenschaft, Kunst und allem Bildungswesen besonders am Herzen gelegen und die namentlich unter dem Ministerium Nokk reichlicher entfaltete Blüte der Hochschulen des Landes gibt Zeugnis von dem Einverständnis hierin zwischen Regierung und Parlament.

IV

Demnach finden die Historiker die besondere Bedeutung des Großherzogs mit Recht in einer typischen Arbeit sowohl für die Einheit und Größe des Deutschtums wie für das Walten gesetzlicher, nur durch die ethischen Grundlagen gemäßigter Freiheit, als der beiden großen Prinzipien, welche die Entwicklung des geistigen und äußeren Lebens seines Landes befruchteten. Aber auch die Großherzogin ist in des Wortes schönster Bedeutung von früh bis spät eine unermüdliche Arbeiterin, wenn schon auf einem andern Gebiet.

Es denkt mir noch gut aus der Kinderzeit, wie vor fünfzig Jahren ihr Einzug in das Land stattfand und in der Karl-Friedrich-Straße, der Karlsruher Via Triumphalis, durch die nachmals auch der siegreiche Kaiser so oft ins Schloß fuhr, der Wagen des jungen fürstlichen Paares von allen Seiten mit Blumen überschüttet wurde. Auch eine Kupfermünze, in der bescheidenen Weise der alten Zeit ein Jahr nachher geprägt als Denkzeichen für die Geburt des Erbgroßherzogs (9. Juli 1857), erinnert mich an jene Epoche neben allerhand Bildern, darunter ich dem antmutvollen Porträt der Fürstin, das Winterhalter, ein Schwarzwälder, schuf, den Preis gebe. Niemand hat in jenen Tagen wohl vermutet, welche Bedeutung für alle Frauentätigkeit, im Lande und durch das Vorbild in manchem auch anderwärts, die zierliche junge Frau einmal entfalten werde. Freilich ist dies für sie ein traditioneller Beruf, an den schon ihr eigner Vorname von der königlichen Großmutter her erinnert, und vielfach war in der Anschauung dessen, was die Kaiserin Augusta wirkte, ein Ansporn gegeben, so verschieden freilich die Verhältnisse einer Großstadt und einer mittleren Residenz, eines großen Landes und eines Mittelstaates beschaffen sind.

Wohltätigkeitssinn zeichnete auch frühere badische Fürstinnen aus; einzelne Anstalten da und dort, namentlich auch in der Hauptstadt, sind geschichtliche Zeugen davon. Aber jener trifft nur eine Seite der Frauenwerke in der modernen Entwicklung. Auch sind die Bedürfnisse mit der Zunahme der Bevölkerung, mit ihrer qualitativen Verschiebung durch den Anwachs der Industrie und mit allerhand Veränderungen der Technik und des Erwerbslebens selbst andre und größere geworden. Ja, es liegt für eine energische und geistvolle Persönlichkeit eine ganz erfassende Aufgabe darin, den oft neuen, oft sich steigernden Erfordernissen nachzukommen, und dies hat sich bald und bewußt des Großherzogs Gemahlin zu ihrer Lebenspflicht gesetzt, in deren Erfüllung sie, schon nach der Dauer ihrer Wirksamkeit, die erfahrenste Spezialistin in ganz Deutschland ist.

Wirft man einen Blick auf die Berichte des von ihr gegründeten Badischen Frauenvereins, so bieten zunächst das meiste Interesse der erste für 1859 wegen der kleinen Anfänge und diejenigen von 1870/71 als eingehende Darstellung all der Einrichtungen, Expeditionen, Fährlichkeiten und Erfolge der im deutsch-französischen Kriege entfalteten großartigen Liebestätigkeit; sie zeigen zugleich, wie viele Personen sich in den Dienst der Sache stellten. Auch in der Fasanerie des Schloßgartens war ein Offizierslazarett hergestellt, wo die hohe Frau, ebenso sonst im Besuch der Spitäler eifrig, viele Stunden zur Pflege Verwundeter verbrachte, ihnen Briefe schrieb und vorlas; in dankbarer Begeisterung spricht manch alter Krieger davon.

Das Bleibende und Wesentliche der Schöpfung liegt aber in ihrem organisatorischen Gehalt,[1]) und mit klarem Blick hat gerade die Großherzogin selbst schon weit früher, ja beim ersten Anfang erkannt, daß die Leistungsfähigkeit in schweren Zeiten mit gesteigerten Anforderungen nur dann sichergestellt sei, wenn man nicht erst im Einzelfalle mit vielem Zeitverlust die Kräfte sammeln müsse, sondern — vergleichbar den militärischen Mobilmachungsverhältnissen — der persönliche und sachliche Apparat immer vorhanden sei, ausgestattet, eingeschult, gewohnt zu handeln, so daß man nur sein Funktionsmaß zu erhöhen braucht. Erstmals 1859 durch die Anforderungen des Kriegs in der Lombardei an die Menschlichkeit vor die Aufgabe gestellt, eine Hilfsaktion zu leisten, in einer Zeit, in der auch das badische Kontingent auf marschbereiten Kriegsstand gesetzt war, wandte sich die eben zwanzigjährige Fürstin in einer Denkschrift an das Ministerium des Innern mit der Ausführung, daß sie die Bildung von Frauenvereinen durch das ganze Land, nicht nur für das Helfen jetzt, sondern auch zur Vorbereitung von Hilfen in der späteren Zeit für nötig halte.

So war, zunächst für Unterstützung in Kriegsnot mit besonderer Vorsorge für verwundete oder erkrankte Militärpersonen, der Frauenverein entstanden, in Ortsgruppen, verbunden jedoch zu einem Landesverein mit einem Zentralkomitee in der Residenz; aber noch im Entstehungsjahr ward sein Zweck ausgedehnt auf Linderung von Notständen überhaupt, wozu man, offenbar um ein Tätigkeitsgebiet zu sichern, nicht nur Wasser- und Feuerschaden, sondern selbst Hagelschlag und Mißwachs rechnete. Der nachhaltigste Schritt war aber der Beschluß, sich zur Ausbildungsanstalt für Krankenpflegerinnen zu machen; denn von der Erfassung dieses einen Frauenberufs kam man bei den Zusammenhängen des Lebens dazu, auch andre — zuerst die Kinderpflege — einzubeziehen und allmählich die Erwerbsbefähigung des weiblichen Geschlechts, besonders auf den Gebieten der Humanität, als allgemeines Ziel auf die Fahne zu schreiben; aber nicht etwa im Sinne gesuchter Konkurrenz

---

[1]) Vgl. Geschichte des Badischen Frauenvereins, Festschrift 1881 (Karlsruhe, bei Braun) Auch wird eine ähnliche Darstellung, fortgeführt bis zur Gegenwart, in diesem Jahr als Festgabe erscheinen.

gegen die männliche Arbeit oder gar frauenrechtlerischer Strebungen, sondern nach der alten Wahrheit „dienen lerne beizeiten das Weib nach seiner Bestimmung“, mit religiös-christlichem, paritätischem, praktischem, stets fortschreitendem Charakter. Und aus der rastlosen Förderung des Ausbildungszwecks folgte eine stete Ausdehnung des Leistungszwecks: es mußten Anstalten gegründet werden, in denen an der Tätigkeit selbst gelernt wurde, und Anstalten und Einrichtungen führten wieder auf neue Zweige ihres Sachkreises bis zur Fülle der Aufgaben von Klinik und Operationssaal, von Genesungsheim und Lungenheilstätte, von Nahrungshygiene und anderseits von moralischer Bewahrung und Hebung durch Volksbibliotheken, Sonntagsvereine, Dienstbotenprämien u. s. w.

Diese Organisation, die durch feste Beziehungen zu Männerhilfsvereinen und Rotem Kreuz noch ergänzt ist, bietet einen Rahmen, in dem — an sich und weit über die äußeren Mittel — so viel und vielfältig geleistet wird, daß sie ein merklich mitwirkender Faktor im sozialen Zustand des Landes geworden ist. Je mehr der Zeitgeist die jungen Mädchen in die Fabriken führt, je größer die Zahl derer wird, die auf dem Markt von Richmond nicht ehrlich mitsingen können: „ich kann nähen, stricken, spinnen, flicken, Braten spicken“ — um so wichtiger ist das Gegengewicht eines verständigen, praktischen Unterrichts in Koch-, Haushaltungs-, Handels-, Näh-, Strick- und Spinnschulen für das weibliche Geschlecht. Und alles, was die Kinder-, Kranken- und Gesundheitspflege leistet, kann der Zerstörung von Familienleben und Wohlstand entgegenwirken.

V

All diese Arbeit des großherzoglichen Paares ist geleistet worden, selbst auf dem fördernden Untergrund eines glücklichen Familienlebens stehend; glücklich unter sich und in der Harmonie mit dem kongenialen Erbgroßherzog, wie mit der trotz örtlicher Ferne im engen Anschluß verbliebenen Tochter und mit dem weiteren Familienkreise; selbst die urgroßelterliche Würde hat sich bereits eingestellt.

Die Rückwirkung auf das ganze Leben erklärte der hohe Gatte an seinem fünfundzwanzigjährigen Regierungsjubiläum einst selbst als eigne Erkenntnis, indem er, einen Toast des ehrwürdigen Kaisers erwidernd, aussprach: „Euer Majestät haben mir in beglückendem Vertrauen das Teuerste geschenkt, was Sie besitzen — Ihr Kind. Sie haben mir das häusliche Glück geschenkt und mit ihm mein Leben verschönt, bereichert und versüßt. Ihre Tochter, meine teure Gemahlin, ist mir durch ihre Treue und Liebe in schweren und guten Zeiten zum Trost, zur Kraft und zum Segen geworden.“ Die schwerste Zeit war das Jahr 1888: der hochtalentierte Prinz Ludwig Wilhelm, zweiundzwanzigjährig, sowie die beiden Kaiser Wilhelm und Friedrich verstarben; also Vater, Kind und Bruder der Großherzogin in kürzester Frist zusammen!

Alle Arbeit allein würde aber nicht ausgereicht haben, um das außerordentliche Maß an Liebe und Verehrung zu erwecken, das dem Fürstenpaar nicht nur in seinem Lande, sondern in den deutschen Gauen und darüber hinaus

zugebracht wird; ja überall, wo es auch selbst nur für kurze Zeit, wie etwa in St. Blasien oder St. Moritz, sich niederläßt. Die Zuneigung der Zeitgenossen hängt fast nie von der Leistung allein ab, sondern wird zugleich, ja oft mehr, durch die Persönlichkeit erworben. In einem doppelten Sinn, durch die Persönlichkeit als einen sich öffnenden Schatz von Wissen, Vermögen und Beziehungen und durch die Persönlichkeit als Charakter.

Ein eingefleischter Demokrat selbst würde nicht verkennen können, welcher immense Akkumulator der Erfahrung und Konduktor der Anregung ein geist- und temperamentvoller Monarch eines aufgeblühten Staatswesens in fünfzig Jahren der Regierung ist! Seine Minister sind gekommen und gegangen — wer hat sie gezählt, obwohl Baden ein Land seltenen Wechsels darin ist? —, er aber bleibt als der feste Pol und hat Nutzen und Schaden jeder Epoche sozusagen am eignen Leibe verspürt. Seine persönliche Teilnahme geht zurück bis auf den 1848er Feldzug in Schleswig-Holstein unter Wrangel; er war Radetzkys Gast in Italien und Moltkes Bewunderer in nächster Anschauung. Er hat friedlich viele Länder der Erde bereist, und gleich seiner Gemahlin, führt er eine ausgebreitete Korrespondenz; zu den meisten leitenden Persönlichkeiten der Epoche sind sie in Beziehungen getreten. Nach der sachlichen Seite aber wird zwar keinerlei Passion getrieben — nur der Hund, das treueste der Tiere, kommt in der Gestalt mehrerer reizender weißer Pudel am Hof zu seinem Recht —, um so mehr aber wird alles gepflegt, was der Grieche unter dem Begriff des *καλλαγαθὸν* zusammenfaßte, namentlich Kunst und Wissenschaft — aber auch direkt Praktisches, wie Gärtnerei, Viehzucht und Molkerei.

Die persönlichen Charaktere zu schildern schiene mir eine Vermessenheit. Wie ich in der Nachwirkung früherer amtlicher Pflichten, die mich manchmal in die Nähe des Fürstenpaares führten, es mir versagen muß, interessante, aber nicht publizierte Aussprüche einzuflechten, mit denen manche Lichter noch in das historische Bild hätten gesetzt werden können, ohne freilich eigentlich Neues zu bringen, so muß ich auch in jener Hinsicht mich an bekannte äußere Tatsachen halten und möchte neben der Stetigkeit — des Regierungssystems, wie der einmal gewährten Huld — nur zwei offenbar beiden Teilen gemeinsame Züge von besonderer Bedeutung noch herausgreifen.

Die Auffassung des Verhältnisses der Krone zu Land und Leuten ist diejenige einer engen, fast familienhaften Zusammengehörigkeit. Wenn der erste Großherzog Karl Friedrich, den sein Enkel gern als geliebtes Vorbild bezeichnet, in seiner badischen Landtafel als Ziel seines Strebens verkündete, er wolle ein freies, gesittetes und opulentes Volk haben, so ist darin schon vor hundert Jahren ausgesprochen, daß der fürstliche Beruf nicht in einer sich abschließenden einseitigen Herrschaft mit nur vornehmen Eigenzielen liege. Und so ist die Fühlung mit dem Volke selbst bis zum Besuch kleinster Städte, bis zum freien Zutritt jedermanns zu Audienzen, bis zum freundlichen Wort am Krankenbett auch heute eine stete Uebung; seine Söhne ließ das leutselige Fürsten-

paar mit andern Knaben der Stadt aus verschiedenen Ständen in einer Gymnasialschule erziehen. Dieser Grundzug williger, häufig aufgesuchter Berührung, der aus einer aufrichtigen Menschenachtung und Wertschätzung der Mitwirkung aller fließt, spiegelt natürlich sich auf dem politischen Gebiet insbesondere wider, und erst kürzlich hat ein sozialistisches Blatt auf die Behauptung, daß der Großherzog Widerspruch nicht liebe noch gestatte, gerade von einem freisinnigen Abgeordneten die Lektion hinnehmen müssen, daß der Monarch mit ihm in einer freien Aussprache die Vertretung eines entgegengesetzten Standpunktes in durch und durch humaner und wohlwollender Weise aufgenommen habe. Bei ihm besteht eben „kein feindlicher Gegensatz zwischen Fürstenrecht und Volksrecht“ — ein oft zitierter eigenster Satz, dem der Großherzog 1877 die Mahnung beifügte, man solle aber aber auch „auf allen Seiten verstehen, sich zu mäßigen, Freiheit sei zugleich Selbstbeherrschung“.

Wendungen ethischer Reflexion sind in seinen Reden, auch in Kundgebungen seiner Gemahlin nicht selten und führen endlich auf den tiefsten Punkt des Wesens beider, auf die Erfassung der Pflicht als Leitmotiv des Lebens. Im Verhältnis zum Reich sagte der Großherzog einst, Baden müsse ein gesundes, kräftiges Glied von innerer Festigkeit sein, worin die tiefere Berechtigung zum Bestehen des Einzellebens liege; in bezug auf sich selbst sprach er schon, ehe das siebente Jahrzehnt ihm begann, die denkwürdigen, zugleich so bescheidenen Worte aus: „Je länger das Leben und damit die Arbeit dauert, desto größer müssen die Ansprüche werden, die wir an uns stellen, und desto geringer schätzen wir unsre Kraft.“

Es gibt in manchen Dingen keinen strikten Kausalitätsbeweis. Aber wenn man auf der einen Seite sieht, daß ein um die Hälfte des vorigen Jahrhunderts mäßig bevölkertes und infolge seiner Ausschreitungen zerrüttetes Land frisch emporgeblüht ist, in der Entwicklung seiner Städte, Schulen, Industrien viele Stufen emporstieg, einen relativen allgemeinen Wohlstand und großen Verkehr besitzt, an dem Zuwachs der deutschen Bevölkerung mehr beteiligt ist als andre Gebiete und als ein geistiger Faktor im Leben der Nation über die Grenzen des Landes wirkt — wenn man all dies auf der einen Seite sieht und auf der andern zu den leitenden persönlichen Kräften hinblickt, so ergibt sich als ein klares Fazit die große Dankesschuld, die dem Herrscherpaar an seinem Jubeltage gutkommt. Was einst ein nie überschwenglicher Staatsmann aus Versailles schrieb: „Ich war auf unsern Großherzog ganz stolz,“ das gibt ein Gefühl wieder, das der Empfindung weitester Kreise entspricht. Und es ist gesteigert durch den Schimmer, der den allein uns noch erhaltenen fürstlichen Paladin aus unsrer hehrsten Zeit und die einzige Tochter des großen Kaisers umgibt.

Ausklingen aber wird dies Gefühl überall in den wärmsten Glück- und Segenswünschen für das Jubelpaar selbst und sein nun wieder in drei Generationen blühendes tausendjähriges Haus wie für reichen und bleibenden Erfolg seiner Arbeit.

Die Prozesse der Comédie Française

Von

Georges Claretie (Paris)

(Fortsetzung)

Ein sonderbarer Prozeß war es, den im Jahre 1866 Got, der Sozietär der Comédie, gegen seine eignen Kollegen anstrengte. Es handelte sich dieses Mal nicht um einen Schauspieler, der sich von seinen Kameraden trennen und ihnen in einem andern Theater Konkurrenz machen wollte, und nicht die Comédie strengte den Prozeß an, sondern sie wurde von einem Mitglied angegriffen.

Die Administration des Théâtre Français leitete damals Edouard Thierry. Die Comédie hatte eine Zeit der Blüte. Sie hatte Autoren wie Emile Augier, Jules Sandeau, Ponsard, Dumas fils; Darsteller wie Samson, Provost, Régnier, Delaunay, die Damen Plessy und Favart. Von einigen jedoch hörte man oft Klagen. Wird nicht immer geklagt? Got war seit fünfzehn Jahren Sozietär. Im Jahre 1845 war er in die Comédie eingetreten und fünf Jahre darauf, im Jahre 1850, zum Sozietär ernannt worden, an demselben Tage wie Rachel. Im Jahre 1865 hatte er die Forderung gestellt, daß die zwanzig Jahre Dienstzeit, die er der Comédie schuldete, vom Tage seines ersten Auftretens an gerechnet werden sollten und nicht, wie das Dekret besagte, vom Tage seiner Zulassung zum Titel eines Sozietärs an. „Ich habe zwanzig Jahre Dienstzeit," sagte er, „und ich will abgehen." — „Nein," antwortete der Administrator, „es sind erst fünfzehn Jahre, im Jahre 1870 können Sie Ihren Abschied nehmen, wenn Sie wollen!" In der Tat hatte Got nur den einen Wunsch, von der Comédie loszukommen, wie ehedem Fräulein Georges, um anderswo auf eigne Rechnung zu spielen. Gewisse von der Regierung verfügte Ernennungen zu Sozietären hatten sein Mißfallen erregt. Er fand auch, daß er nicht genug verdiene. Konnte er gehen, da er doch für zwanzig Jahre gebunden war? Nein, das ging nicht, und so erfand er denn etwas andres.

Es war ein seltsamer Typus von einem Mann, dieser ausgezeichnete Künstler, der einen so großen Namen in der Geschichte des Theaters hinterlassen hat. Er war die Verkörperung einer ganzen Generation von Schauspielern und von Autoren, deren meisterhafter Interpret er war. Sein Name wird mit dem Repertoire Augiers aufs innigste verbunden bleiben. Ein Mann von hohem Wuchs, mit eigenwilliger Nase und volltönender Stimme, zeigte er in seiner Erscheinung jenen Ausdruck geistreicher Gutmütigkeit, den man so gern dem Pariser Bürger gibt. Doch er war nicht nur der Pariser Bürger des „Gendre de Monsieur Poirier", er war auch, auf dem Theater wie im Leben, eine verschmitzte, verschlagene Balzac-Figur. Mit seiner ganz eigenartigen Kleidung und seiner tiefen Stimme machte er in der Tat den Eindruck, als wäre er aus irgendeinem Balzacschen Roman herausgesprungen. Nach seinem ersten Auftreten

hatte ein Journalist über ihn geschrieben: „Das ist ein literarischer Schauspieler. Er sieht die Gedanken hinter den Worten und bemüht sich, den Worten die Farbe der Gedanken zu geben.“ Das Lob ist sehr zutreffend. Got war mehr als der ausgezeichnete Interpret Augiers, er war sein Mitarbeiter, als er jenen unvergeßlichen Giboyer schuf, in dem er für alle Zeiten den Typus des genialen Bohémiens verkörperte.

Eine neue Idee, eine Prozeßidee, keimte in dem Hirn des gesetzkundigen Mannes auf. „Ich habe eine zwanzigjährige Dienstzeit,“ sagte er, „und man will mich nicht fortlassen, man behauptet, daß ich nur eine fünfzehnjährige Dienstzeit habe. Gut! Vor allem demissioniere ich.“ Und Got reichte seine Entlassung ein. Er wollte frei sein. „Es ist hohe Zeit für mich,“ schrieb er, „wenn ich ein wenig wirken und tätig sein will, wie ich meine. Ich weiß, welchen Gefahren ich mich aussetze. Nun, ich bin einfach ein im Bureaudienst beschäftigter Unteroffizier, der seine Tressen abgibt, um das Recht zu haben, im Felde Dienst zu tun. Ich grolle niemand. Ich werde, trotz allem, dieses Haus, das mich erzogen hat, stets lieben, denn es ist durch seine Künstler geachtet und achtungswert.“ Die Demission wurde selbstverständlich nicht angenommen, und Got erhielt eine Vorladung. Got seinerseits lud jeden einzelnen Sozietär, jeden Teilhaber der Comédie Française vor und verlangte von ihnen — was? Ganz einfach die Auflösung der „Société des Comédiens français, gegründet im Germinal des Jahres XII“. Er verlangte die Liquidation und die Verteilung ihres Besitzes.

Er behauptete, der Augenblick zur Auflösung der Gesellschaft sei gut gewählt, da sie in Blüte stehe, und ferner, daß sie sich auf das einfache Verlangen eines Mitgliedes auflösen könne, da sie für eine unbegrenzte Dauer begründet sei.

Die Comédie auflösen? Liquidieren? Was sollte dann aus all den Porträten, all den Gemälden, all den Büsten, all den Manuskripten, all den Andenken werden, die das Museum der Comédie Française bilden? Sollte man es mit ansehen, wie der wundervolle Voltaire von Houdon, der das Foyer ziert, diese in der ganzen Welt berühmte Statue, versteigert wurde? Doch das war es, was Got wollte.

Die Sozietäre, „Messieurs et Mesdames les Comédiens français,“ waren einmütig entschlossen, sich diesem merkwürdigen Verlangen zu widersetzen. „Ihre Vorladung,“ schrieb Frau Nathalie, Sozietärin der Comédie, an Got, „hat mir einen wahrhaften Schrecken eingejagt. Es war darin nur die Rede von Verurteilung, von Auflösung der Gesellschaft u. s. w. ... Ich, die ich in die Comédie mit bloß 6000 Franken eingetreten bin, als ich 12- bis 15000 Franken in den andern Theatern verdiente, ich kann nicht die Aufhebung oder Aenderung eines Kontraktes zugeben, für den ich so viel Geld und Jahre, die Sie mir leider nicht mehr wiedergeben können, geopfert habe! Die Vernichtung der Comédie wäre ein Unglück für die Kunst und die Künstler.“

Allerdings, mit der Auflösung der Comédie würden nicht nur die Büsten und Bilder in alle Winde verstreut, sondern auch die Schauspieler ohne Mittel und ohne Pensionen aufs Pflaster gesetzt worden sein. Das wären die Folgen

gewesen. Doch Got verlor seinen Prozeß. Das Urteil des Gerichts lautete dahin, daß, da die Comédie Française durch administrative Verfügungen geleitet werde, es nicht Sache der Zivilgerichte sei, über diese Verfügungen zu urteilen.

Got hätte dagegen Berufung einlegen können; doch er beugte sich vor dieser Entscheidung. Nachdem seine prozeßsüchtige Aufwallung sich verflüchtigt hatte, nahm er ohne weiteres seinen Platz in der Comédie wieder ein. Der Unteroffizier hatte sich seine Tressen wiedergeben lassen.

Ob wohl im Jahr 1894 die zahlreichen Zuschauer, die sich im Théâtre Français drängten, um anläßlich seiner Abschiedsvorstellung ein letztes Mal dem Altmeister der Comédie, der drei Generationen von Zuschauern an sich hatte vorüberziehen sehen, zuzujubeln — ob sie wohl eine Ahnung davon hatten, daß dieser bewunderungswürdige Künstler eines Tages nichts weniger als die Aufhebung, die Liquidierung der Comédie Française vorgeschlagen hatte? Wenn man ihn an diese Episode der Vergangenheit erinnert hätte, so würde der berühmte Sozietär in seiner gemütlichen Weise den Kopf geschüttelt und dann mit seinem rückhaltlosen Freimut hinzugefügt haben: „Ich war eben jung damals!“

Nach seinem Prozeß wirkte er zum Ruhm des Hauses und der französischen Dichtung auf seinem alten Posten weiter. Er war der loyalste, der treueste, der hingebungsvollste Sozietär, und der Platz, den er nach fünfzigjähriger Dienstzeit als Ritter der Ehrenlegion verließ, um sich in den Ruhestand zurückzuziehen, ist noch nicht wieder ausgefüllt.

Bis zu seinem Tode blieb er dem Hause und seinen Kollegen ein treuer, anhänglicher Freund. Während einer kritischen, schmerzlichen Zeit, gleich nach dem Kriege, veranstaltete er in London Vorstellungen, welche die Fortexistenz seiner Kameraden und der Comédie ermöglichten. Es war ein tragischer Moment. Angesichts der leeren Kasse verzweifelten einige überängstliche Sozietäre an der Zukunft und sprachen wie Got im Jahre 1866 davon, die Gesellschaft aufzulösen. Got rettete die Comédie, indem er mit einigen seiner Kollegen nach London reiste, um dort zu spielen. Das Geld, das er dazu brauchte, gab ihm in großmütiger Weise der Herzog von Aumale, und Got wieder brachte hochherzig seinen Kameraden in Frankreich das Geld, mit dem das englische Publikum seine Vorstellungen bezahlte.

Er hegte eine innige Liebe zu dem Hause, gegen das er ehedem prozessiert hatte. Ob er aber später noch an diesen Prozeß dachte? Als eines Tages ein Sozietär vor der Zeit in den Ruhestand treten wollte, machte ihm Got mit seiner ungezwungenen, derben Beredsamkeit Vorwürfe darüber. „Wir sind,“ sagte er zu seinem Kollegen, „vergessen wir das nicht, Privilegierte der dramatischen Kunst. Wie viele Künstler, die ebensogut sind wie wir, haben kein so bequemes Leben und kein so glückliches Alter wie wir, weil sie ihr Talent in den Wechselfällen der unsicher gestellten Theater ausgegeben haben! Denken wir an ihr von dem unsrigen so verschiedenes Schicksal und sagen wir uns, daß wir zur Entschädigung für die Vorteile und die geachtete Stellung, welche die Comédie uns gewährt, ihr bis zum letzten Atemzug, bis zur letzten Regung

unsrer Kraft unsre Gaben, unsre Arbeit und unsern Namen schulden. Wir sind ein Theater, zu dem die Jungen kommen, um es zu etwas zu bringen, und die Alten, um sich wieder aufhelfen zu lassen. Dienen wir dem Hause, dessen Dach fest und dessen Banner stolz ist."

Es kann nicht besser gesagt und nicht besser zusammengefaßt werden, was die Comédie Française ist und sein soll. Fünfzig Jahre lang hat Got zu ihrem Ruhm, zu ihrem Gedeihen, zu ihrem guten Ruf gewirkt. Selbst mit Ruhm bedeckt, verließ er sie tiefbewegt und schmerzlich vermißt vom Publikum wie von seinen Kollegen. „La Comédie Française à M. Ed. Got. Souvenir d'un demi-siècle," lautete die Inschrift einer Medaille, die ihm die Comédie am Tage seines Abschieds überreichte. Er war damals völlig vergessen, der sonderbare Prozeß von 1866. Und ebenso ist es mit allen Angriffen gegen die Comédie. Keiner ist neu, man hat ihn nur vergessen — ebenso wie die der Gegenwart dereinst vergessen sein werden.

*

Es sind schlimme, verwöhnte Kinder, die Schauspieler. Ist es ihr Fehler oder mehr der unsrige? Man hat oft von dem sogenannten Egotheismus der Schauspieler gesprochen, jener Hypertrophie des „Ich", die schließlich dahin führt, daß sie sich selbst die Ideen, die Empfindungen, die Worte der Rollen, die sie verkörpern, beilegen. Man hat auch gesagt, daß die Schauspieler aufhören, sie selbst zu sein, um nur noch eine Rolle in der Stadt zu spielen. Vor einigen Jahren ist ihnen ein Spottname gegeben worden, der eingeschlagen hat. Weil man sie beständig sagen hört: „M'as-tu vu dans ce rôle?" („Hast du mich in der und der Rolle gesehen?") hat man sie: „M'as-tu vu?" genannt. Gewiß, der Schauspieler hat seine Fehler. Doch auf der andern Seite besitzt er auch, wie ich sehr genau weiß, in hohem Grade die Eigenschaften der Großmut und der Hingebung. Das Geld, das er verdient hat, gibt er aus oder verschenkt es. Niemals ist ein Schauspieler gegen den Hilferuf eines in Nöten befindlichen Kollegen taub geblieben; niemals hat er seine Mithilfe, seine Arbeit, sein Geld verweigert, um ihm zu Hilfe zu kommen. Ist nicht der Regsamkeit und dem Edelmut Coquelins das kürzlich eröffnete Asyl in Pont aux Dames zu verdanken, jenes Schauspielerheim, in dem die alten, kranken, armen, gebrechlichen Künstler, frei von Nahrungssorgen, in Glück und Ruhe ihre Tage friedlich beschließen können? Respekt also vor jenen Tugenden, die den französischen Schauspielern niemals gefehlt haben!

Aber sie sind auch verwöhnte Kinder, verwöhnt durch uns, das Publikum. Es gab eine Zeit, wo die Gesellschaft den Schauspieler von sich stieß. Es ist bekannt, welche zahllosen Schwierigkeiten die Schauspieler im siebzehnten Jahrhundert hatten, einen Saal, eine Wohnung zu finden. Die Pfarreien wiesen sie zurück, die Bewohner der Stadtviertel wollten nichts von ihnen wissen. Boileau erzählt in einem an Racine gerichteten Brief von 1687 alle Abenteuer der von den Pfarrgeistlichen hinausgejagten Schauspieler. Er führt eine charakteristische Aeußerung des gestrengen Advokaten Billard an, in dessen Nähe Schauspieler

sich niederlassen wollten. Auf die Bemerkung: „Es wird so bequem für Sie sein, wenn Sie sich die Zeit vertreiben wollen,“ antwortete der Advokat: „Aber ich will mir gar nicht die Zeit vertreiben.“

Die Geistlichkeit wollte weder das Grab Molières noch das Adrienne Lecouvreurs einsegnen. Napoleon wollte trotz alles Talents, das Talma besaß, trotz der Freundschaft, die er für ihn empfand, den großen Künstler nicht dekorieren. Heute schmückt das Kreuz der Ehrenlegion die Brust vieler unsrer Schauspieler. Diese gesellschaftliche Hintansetzung der Schauspieler dauerte lange. Die Zeit liegt nicht weit zurück, da Frédérick Lemaître, der von einem reichen Engländer eingeladen war, in seinem Salon Verse vorzutragen, einen fast unsichtbaren Faden entdeckte, der zwischen ihm und den Sitzen der Zuhörer gespannt war.

„Was ist denn das?“ fragte der Schauspieler.

„Das ist der Trennungsfaden,“ erhielt er zur Antwort. „Er grenzt den Raum der Bühne und den des wirklichen Salons ab.“

„Ah!“ sagte einfach der Mann, der Hugo gespielt und „Robert Macaire“ kreiert hatte.

Dann ging er auf den gespannten Faden zu und riß ihn ganz einfach entzwei, um eine Persönlichkeit zu begrüßen, die er im Salon entdeckt hatte.

Dieser Grenzfaden, mit dem Frédérick so wenig Umstände machte, dieser symbolische Faden, den der Schauspieler zerriß, ist jetzt schon lange nicht mehr vorhanden. Heutigestags wird der Schauspieler nicht bloß in einem Salon nicht mehr beiseitegeschoben, sondern die elegantesten und selbst die sittenstrengsten Salons streiten sich um die Ehre, einen Schauspieler oder eine Schauspielerin unter ihren Gästen zu haben. Man ist glücklich, einen Schauspieler oder eine Schauspielerin zu seinen guten Freunden zählen zu können. Man prahlt damit wie mit einem Schmuck. War nicht vor einiger Zeit bei der Hochzeit Fräulein Pièrats, der vortrefflichen Sozietärin der Comédie Française, ganz Paris anwesend, hocherfreut, dem jungen Ehepaare seine Glückwünsche darbringen zu können?

Die Kritik streut den Schauspielern Weihrauch, die Salons reißen sich um sie, das Publikum klatscht ihnen Beifall, die Impresarios bieten ihnen Vermögen an. Unter solchen Umständen versuche man es einmal, wenn einer von ihnen sich herausnimmt, die Comédie Française verlassen zu wollen, gegen ihn die Wut des Publikums zu entfesseln! Des Publikums!

Es wird antworten, daß es ihm vollständig einerlei ist, ob es dem und dem Schauspieler in der Comédie applaudiert oder anderswo, wenn es nur überhaupt applaudieren kann. Bei einem Prozeß zwischen dem Theater und einem Mitglied desselben wird es sich sehr wenig um die Zukunft der Comédie Française kümmern, es wird in dem Fall nur eine innere Angelegenheit des Theaters sehen und nahe daran sein, sich auf die Seite des sich gegen die Autorität auflehnenden Schauspielers zu stellen. Erst wenn eines Tages der entflohene Künstler, von irgendeiner amerikanischen Gastspielreise zurückgekehrt, in einem andern Theater

auftritt, wird dieses gute Publikum ausrufen: „Sieh! sieh! Früher in der Comédie spielte er besser. Es war unrecht von ihm, sie zu verlassen. Er sollte entschieden wieder zu ihr zurückkehren.“

Frau Sarah Bernhardt war eines dieser schlimmen verwöhnten Kinder, als sie Mitglied der Comédie Française war. Von den Reibereien, die sie mit Herrn Perrin, dem damaligen Administrator, gehabt hat, ist seinerzeit viel die Rede gewesen. So kam sie eines Tages, als sie die Mrs. Clarkson in der „Etrangère“ spielte, auf die Idee, im letzten Akte nicht mehr erscheinen zu wollen, unter dem Vorwande, daß dieser Teil ihrer Rolle ihr unnötig erscheine und mißfalle. Man mußte eine Lösung improvisieren, an die Dumas nicht gedacht hatte, und auf die Mitwirkung Sarah Bernhardts verzichten. Dann reichte sie eines schönen Tages im Jahre 1880 nach der ersten Wiederaufführung der „Aventurière“ ihre Entlassung bei der Comédie ein unter dem Vorwande, daß sie leidend sei und daß die Presse gefunden, daß sie ihre Rolle nicht gut genug gespielt habe. „Das ist mein erster Mißerfolg bei der Comédie,“ erklärte sie, „es wird auch mein letzter sein.“ Rasch wird zu ihr geschickt. Ein feierlicher und würdevoller Maître d'hôtel antwortet dem Abgesandten der Comédie, daß „Madame verreist sei, er wisse nicht wohin, und er wisse ebensowenig, wann Madame zurückkommen werde“. Ohne sich um den Autor zu kümmern, ließ sie ihre Rolle nach der Premiere im Stich. Der Administrator Perrin bot Emile Augier Schadenersatz an, aber der Dichter wies ihn edelmütig zurück. „Seien wir nachsichtig,“ sagte er ironisch, „gegenüber diesem Streich einer schönen Frau, die so viele verschiedene Künste mit gleicher Ueberlegenheit ausübt, und heben wir unsre Strenge für weniger universelle und ernsthaftere Künstler auf.“

Wirklich hatte Frau Sarah Bernhardt eben mit einem amerikanischen Impresario einen wahrhaft phantastischen Vertrag abgeschlossen, der unter anderm folgende Bestimmungen enthielt:

„Der Vertrag ist geschlossen für hundert Vorstellungen; für jede Vorstellung erhält Frau Bernhardt ein Fixum von 2500 Franken bei einer Bruttoeinnahme bis zu 15000 Franken und außerdem die Hälfte der Bruttoeinnahme, soweit sie 15000 Franken übersteigt. Die Reisekosten für sie und drei Personen in ihrem Dienst fallen dem Impresario zur Last, dazu kommen für sie weitere 1500 Franken wöchentlich für Wohnung und Unterhalt; 100000 Franken werden vor der Einschiffung als Vorschuß gezahlt.“ Und zu gleicher Zeit unterzeichnete sie einen Vertrag mit einem Londoner Theater, worin ihr 50000 Franken für fünfzehn Vorstellungen zugesichert wurden!

Angesichts derartiger Verträge mache einer den Versuch, mit dem einzigen Versprechen der jährlichen Gewinnanteile und einer Pension nach zwanzigjähriger Dienstzeit die Künstler in der Comédie zurückzuhalten!

Frau Sarah Bernhardt ließ sich also durch die riesigen Summen, die ihr im Ausland angeboten wurden, anziehen und fesseln. Sie nahm indessen bei der Comédie eine Ausnahmestellung ein. Sie war Sozietärin mit ganzem Anteil. Mehr konnte man nicht tun. Aber das genügte ihr nicht. Die Stellung eines

Sozietärs ist gewiß eine glänzende, aber bei den fortwährend größer und dringlicher werdenden Bedürfnissen des Luxus, der uns umgibt, werden die bedeutendsten Gehälter ungenügend. Die Dollars Amerikas locken; man möchte über die Meere fahren und rasch reich werden. Wie der Advokat der Comédie sagte: Frau Sarah Bernhardt ging auf Abenteuer aus, weil sie nicht mehr die „Abenteurerin“ spielen wollte.

Es gab eine Zeit, da Frau Plessy die Comédie Française verließ, um in Rußland zu spielen, wo ihr ein Einkommen von 30000 Franken angeboten wurde. Die Comédie konnte damals eine solche Summe nicht geben. Heutigestags verdient ein Sozietär in Paris weit mehr. Aber Amerika ist mit seinen Millionen auf den Plan getreten, und die Comédie kann sich in keinen Wettkampf mit ihm einlassen. Sie kann nur leben durch die Hingebung, die Treue jedes einzelnen.

Es mußte also gegen Frau Sarah Bernhardt ein Prozeß angestrengt werden. Ihr Advokat, Maître Barboux, ließ sich auf keine Erörterung der Dekrete ein, die für die Comédie maßgebend sind, sondern beschränkte sich darauf, auf mildernde Umstände zu plädieren und Frau Bernhardts plötzlichen Einfall zu rechtfertigen mit dem Hinweis, daß sie krank sei und das Theater für immer verlassen wolle.

„Frau Sarah Bernhardt ist leidend,“ sagte er. „Fühlen Sie nicht, welche Schwäche sogar in ihren Erfolgen hervortritt? Sehen Sie nicht, daß diese Saiten, weil sie zu stark und zu oft vibriert haben, vielleicht schon ganz dünn geworden sind? Wollen Sie sich der furchtbaren Schnelligkeit verschließen, mit der die Unvorsichtige den schwachen Faden ihres Lebens abrollen läßt?“

Den schwachen Faden ihres Lebens! Es ist sechsundzwanzig Jahre her, daß der Advokat diese Worte sprach. Und seitdem hat Frau Sarah Bernhardt unermüdlich fort „vibriert“ und andre in Vibration versetzt, wobei sich ihr wunderbares Talent im Gegenteil mit einer erstaunlichen physischen Energie verbunden gezeigt hat.

Sarah Bernhardt wurde zu 100000 Franken Schadenersatz verurteilt. Sie beugte sich und — reiste nach Amerika ab.

„Sie wird es bereuen,“ rief der Advokat der Comédie vor Gericht, „inmitten all der Wechselfälle, denen sie entgegengeht!“

Hat sie es bereut? — Jedenfalls hat Sarah Bernhardt seitdem ein sonderbares Leben in der ganzen Welt umher geführt. Ein Leben, das sie fortwährend hin und her warf, vom Eisenbahnzug zum Dampfer, vom Dampfer zum Theater, vom Theater wieder zum Dampfer! Seit 1880 hat sie in allen Ländern, unter allen Breiten gespielt. Sie hat das merkwürdigste, das rastloseste, ein im denkbar höchsten Grade pittoreskes Leben geführt. Die Alte und die Neue Welt haben sich um sie gerissen. Sie hat eine Menge neue Stücke kreiert, sie hat mehrere Theater geleitet. Keine Künstlerin ist mehr gefeiert, mehr vergöttert, mehr angebetet, keiner ist mehr zugejubelt worden. Sie hat, was man sagt, die Farandole der Millionen um sich tanzen sehen. Diese scheinbar so zarte Frau, diese ewig Kranke wird einst in ihrem Leben nicht nur zehn Vermögen ausgegeben, sondern

auch zwanzig Frauenleben durchgekostet haben. Bei ihr teilen die Nerven dem ganzen Wesen eine Art elektrische Aktivität mit. Die Ruhe scheint für sie ein zweiter Tod zu sein. Sie träumt vom Unmöglichen, sie will, unersättlich wie sie ist, die Stunden ihres Lebens verhundertfachen, indem sie alles mögliche in sie zusammendrängt.

Was hat sie nun von all der Unruhe, in der sie die Welt durchzieht? Unter den anläßlich ihres Prozesses gehaltenen Reden finde ich folgende Notiz, die im Jahre 1885 erschien, als Sarah die „Théodora“ im Théâtre Porte-Saint-Martin spielte. Sie ist tragisch. „Das Honorar von 1500 Franken für jede Vorstellung von ‚Théodora‘ ist, abzüglich 600 Franken, den Gläubigern überwiesen worden. Die Kunstgegenstände im Hause der Rue Fortuny sind versteigert worden, und Sarah Bernhardt ist genötigt, eine möblierte Wohnung in der Rue Saint-Georges zu beziehen!“ Das war fünf Jahre nach ihrem Ausscheiden aus der Comédie. Rasch heißt es einen Expreßzug, einen Dampfer besteigen, eine neue Rundreise, einen neuen Feldzug antreten und einen Sieg erringen! Sie reist ab, erwirbt ein Vermögen nach dem andern, was nicht so viel Wert hat, wie eines zu erwerben und zu behalten. Seitdem lebt sie in einem beständigen Kampf, trotz der Triumphe, die allen, welche sie bewundern und lieben, Sorge machen. „Sie wird es bereuen,“ hieß es. Ich weiß nicht, ob sie es tut. Jedenfalls beklagen alle ihren Verlust, denn die phantastischen Gastspielreisen in Amerika, die sie der Comédie entführt, haben sie ganz Frankreich entrissen. Sie wollte in die Welt hinaus, möge sie dort draußen das Glück finden, wie sie Ruhm gefunden hat!

*

Die Geschichte der Comédie Française hat das Interessante, daß die Ereignisse dem Anscheine nach gleich und im Grunde sehr verschieden aufeinander folgen. Als die Comédie Française im Jahre 1895 einen Prozeß gegen Coquelin anhängig machte, sagte sich das Publikum: „Dieser Prozeß ist bekannt. Die Affäre Sarah Bernhardt fängt von neuem an.“ Dem war aber nicht so. Der Prozeß Coquelin war einer der verwickeltsten und heikelsten, die man finden kann, und es war ein wahrer Kursus von Vorlesungen über öffentliches Recht, den die Advokaten vor Gericht hielten.

Coquelin hatte eine fast zwanzigjährige Dienstzeit an der Comédie hinter sich. Er erklärte, seinen Abschied nehmen und nicht mehr spielen zu wollen. Seine Freunde versuchten, ihn zu halten. Mein Vater, der von jeher eine große Liebe und hohe Achtung für den hervorragenden Schauspieler gehabt hatte und noch hat, versuchte vergebens, ihn von seinem Entschluß abzubringen: „Erinnern Sie sich, mein lieber Sozietär und Freund,“ schrieb er ihm, „was Ihnen eines Abends ein alter Freund des Hauses sagte: ‚In der Politik soll, wie Sie wissen, alles schweigen, wenn vom Vaterlande die Rede ist! Bei uns, bei Ihnen müssen in Sachen der Kunst alle Meinungsverschiedenheiten aufhören, wenn es heißt: Die Comédie Française!‘“

Coquelin blieb unerschütterlich, er wollte das Théâtre Français verlassen. Der

Minister der Schönen Künste nahm seine Demission an und traf die Entscheidung, daß Coquelin gestattet sein sollte, seinen Abschied zu nehmen und seinen Gesellschaftsanteil zu erheben, unter der Bedingung, daß er, dem Moskauer Dekret entsprechend, niemals wieder auf irgendeinem Theater in Paris spiele. Coquelin gab seine Abschiedsvorstellung, erhob seinen Gesellschaftsanteil und strich regelmäßig die Pension ein, welche die Comédie, d. h. seine Kollegen, ihm aussetzten. Dann, eines schönen Tages im Jahre 1894, erfuhr man, daß Coquelin in Lyon gespielt habe und sich anschicke, in Paris an der Seite Sarah Bernhardts zu spielen und mit ihr ein Theater von abtrünnigen Mitgliedern der Comédie zu gründen.

Konnte das Théâtre Français das zulassen? Es hat für die Comédie kritische Zeiten gegeben — und diese Zeiten können wiederkommen —, wo es eine harte Aufgabe für sie war, die schwere Last der Pensionen, die den ehemaligen Sozietären zu zahlen sind, zu tragen. Man konnte also nicht zugeben, daß den verabschiedeten Sozietären gestattet würde, der Gesellschaft, die ihnen ihr Geld ausgehändigt hat und die ihre Pensionen zahlt, Konkurrenz zu machen. Wenn die berühmtesten Schauspieler alle die Comédie verließen, um irgendwoanders ein Theater zu gründen, was sollte dann aus den armen Sozietären werden, die durch diese Konkurrenz ruiniert würden und gezwungen wären zu arbeiten, um die Pension ihrer Konkurrenten zahlen zu können? Gibt der Staat der Comédie dafür eine Subvention, um solche von abtrünnigen Schauspielern gegründete Unternehmungen zu unterstützen? Diese Gesichtspunkte müssen dem Publikum gegenüber immer wiederholt und betont werden, wenn es sich um die Comédie Française handelt. Man ist zu sehr geneigt, in diesen Schauspielerprozessen nur Kulissengezänk und -geklatsch zu sehen, das vor die Schranken des Gerichtshofes gebracht wird. Die Comédie ist ganz und gar nicht prozeßsüchtig, aber sie verteidigt ihre Rechte, die Rechte ihrer Mitglieder. Die Comédie gleicht einem Bienenstock; ihr ebenso einfacher wie stolzer Wahlspruch lautet: „Jeder für alle, alle für jeden." Jede Biene arbeitet für den ganzen Stock, es kann nicht geduldet werden, daß ein Teil des Schwarmes auswandert, um anderswo seinen auf denselben Blüten gesammelten Honig zu bereiten.

Deshalb wurde Coquelin nach langen Verhandlungen, in denen alle Grundlagen unsers öffentlichen und privaten Rechtes lebhaft diskutiert wurden, zu 100 000 Franken Schadenersatz an die Comédie verurteilt. Man müßte Bände vollschreiben, um alle juristischen Darlegungen wiederzugeben, die damals vor Gericht gemacht wurden. Es war ganz einfach einer der größten verwaltungsrechtlichen Prozesse der letzten Jahre.

Vielleicht hat sich die öffentliche Meinung, welche die dabei aufgeworfenen ernsten Fragen nicht recht verstand, für diesen Prozeß nicht sehr begeistert. Aber im Palais de Justice, wo die schönsten Reden nicht immer einen Widerhall nach außen finden, sind die Reden der beiden Advokaten sozusagen gerichtliche Monumente geblieben.

(Schluß folgt)

Gespräche mit Eduard von Hartmann

Von

Dr. Oscar Ewald

Es sind noch keine zwei Jahre, seit ich anläßlich eines längeren Aufenthaltes in Berlin Eduard von Hartmanns persönliche Bekanntschaft machte. Wohl hatte der Philosoph schon früher von meinen Schriften Kenntnis genommen. Aber es war das erstemal, daß ich ihm selber gegenübertrat und so in den engeren Kreis seiner geistigen Interessen gezogen wurde. Auf die Ankündigung meines Besuches antwortete er sogleich mit der ihm eignen fürsorglichen Liebenswürdigkeit, mir genau Lage und Adresse seines Wohnhauses in Groß-Lichterfelde, Ort und Zeit der Abfahrt von Berlin bekanntgebend. Obwohl er am Tage meines Besuches noch an den Folgen einer Influenza litt, empfing er mich dennoch in zuvorkommendster Weise und zeigte während des langen, vielfach recht abstrakten Gesprächs keine Spur von Ermüdung und Abspannung. Diese Diskussion und die folgenden bewegten sich zwar hauptsächlich im Gebiete der reinen Philosophie. Da aber von hier auch interessante Streiflichter auf andre, der konkreten, kulturellen Wirklichkeit näher stehende Gebiete geworfen wurden, möchte ich einige der bemerkenswertesten Punkte wiedergeben.

Nachdem Eduard von Hartmann mich um meinen philosophischen Standpunkt befragt hatte, äußerte er zunächst seine Meinung über die die Gegenwart beherrschenden Weltanschauungen. Er meinte, wir befänden uns in einer Epoche kontinuierlicher Uebergänge. Und zwar seien diese Uebergänge im weiteren dadurch charakterisiert, daß sie Rezeptionen vergangener Standpunkte darstellten. Er hielt nämlich das Zeitalter der Romantik und des transzendentalen Idealismus völlig im Einklang mit der von mir in meiner Schrift „Romantik und Gegenwart“ entwickelten Auffassung für die geistige Kulturbewegung, die heute wiederum in gerader Linie durchlaufen werde. Mit dem Neukantianismus, so sagte er, mit dem Zurückgreifen auf Kant begann diese Renaissance vor mehreren Dezennien. Dabei blieb es nicht allzulange. Nach einiger Zeit gelangte wieder der radikalere Fichte ans Ruder, und das heutige philosophierende Deutschland steht zum großen Teil unter dem Zeichen des Neufichteanismus. Dann werden Schelling und Hegel an die Reihe kommen. Im Ausland ist man bereits so weit. Hegelsche Einflüsse sind in den Niederlanden und England mächtig. Und so dürften wir denn in nicht allzulanger Zeit wieder vom reinen Sein und Werden und von der Dialektik des Weltgeistes in Salon und auf offenem Markte reden hören. „Ich habe dies bereits vor dreißig Jahren prophezeit,“ bemerkte Eduard von Hartmann zu diesem von ihm entworfenen Zukunftsbilde. Auf meine Aeußerung, derlei rückläufige Bewegungen hätten auch ihr Schädliches, reagierte er mit leisem Humor, der zugleich nach stiller Resignation klang: „Die Welt bewegt sich eben im Kreise. Die Menschen wollen mit Wechselwirtschaft arbeiten. Auch das hat

aber seine guten Seiten." Er hatte dieses allzu menschliche Bedürfnis an sich selber erfahren müssen. Um so schöner fand ich die objektive, unpersönliche Beurteilung einer Erscheinung, unter der er seit Jahren leiden mußte. Daß die jüngere Generation sich zum Teil von ihm abgewandt, trieb ihn nicht zur Verbitterung und Feindseligkeit: ruhig und sachlich sah er auch in diesem Wechsel ein inneres Gesetz der Vernunft walten.

Der zeitgenössischen Philosophie, zumal der neuesten Erkenntnislehre, stand er übrigens, wie sich auch im weiteren Verlauf dieses Gesprächs ergab, nicht durchaus sympathisch gegenüber. Er tadelte ihre antimetaphysische Richtung, ihre Ueberzeugung, es gäbe außerhalb unsrer Vorstellungswelt keine andre Realität. Er war einerseits von der Existenz metaphysischer Grundkräfte durchdrungen, anderseits gab er sich dem Glauben hin, der Mensch vermöge mit seinem Intellekte über die Grenzen der Erscheinungen hinauszudringen und das Ding an sich in seiner wahren Beschaffenheit sowie im Spiele seiner Entfaltung wenigstens annähernd zu erfassen. Unser Verstand sei nicht in einen Kerker eingeschlossen, sondern könne sich, wenn auch mit geringerer Sicherheit auch im übersinnlichen Außenraume bewegen. Und so meinte er damals, die hervorragenden modernen Denker würden sich zu diesem gesünderen „transzendentalen Realismus", wie er seinen Standpunkt nannte, bekehren, und suchte diese Behauptung an mehreren interessanten Beispielen zu bekräftigen.

Uebrigens war in jener Bemerkung vom Kreislauf der Meinungen eine Anspielung auf unsre gesamte neueste Kultur zu sehen, auch auf die moderne Kunst. Eduard von Hartmann stand dieser keineswegs durchaus ablehnend gegenüber, so schroff sie sich auch den Einflüssen seiner Weltanschauung entzogen hatte. Er verurteilte bloß, wie ich aus seinen diesbezüglichen Aeußerungen schließen konnte, ihre Auswüchse und Exzesse, insbesondere wohl den darin zur Herrschaft gelangten naiven Optimismus. Die Bewegung als solche konnte er nicht verdammen, was bereits daraus erhellt, daß er ihren eigentlichen Stammvater, Richard Wagner, schon zu einer Zeit verehrt hatte, wo diese Anhängerschaft beinahe eine Ausnahme bildete.

Eine andre Diskussion bewegte sich um einige der interessanten neueren Erscheinungen in Kulturphilosophie und Weltanschauung. Ueber Nietzsche sprach er sich nicht näher aus. Dieser Denker hatte begreiflicherweise nicht seine Sympathien, wobei er sich freilich von aggressiver Verketzerung fern hielt. Er sprach niemals so bitterböse Worte wider ihn, wie Nietzsche sie gegen die Philosophie des Unbewußten geäußert hatte. Seiner sachlichen, analytischen Art gemäß suchte er auch den Verkünder der Herrenmoral historisch zu begreifen. So leitete ich denn ferner das Gespräch auf den Nietzsche in mancher Beziehung verwandten, in andrer wiederum diametral entgegengesetzten Dühring, der vor nicht allzulanger Zeit eine starke Bewegung in Deutschland hervorgerufen. Eduard von Hartmann meinte, sein Einfluß sei völlig geschwunden. Er hatte bloß eine kleine Gemeinde blindgläubiger Anhänger um sich versammelt. Uebrigens sei sein Naturell von großer Reizbarkeit. Diese Eigenschaft hat Eugen Dühring,

der im übrigen achtenswerte, wenn auch paradoxe Denker, in seiner Polemik gegen Hartmann bewiesen. Sodann suchte ich das Gespräch auf Otto Weininger, den Autor von „Geschlecht und Charakter", zu lenken, da mich sein Urteil über diesen äußerst interessanten Philosophen, der mir zu seinen Lebzeiten befreundet gewesen, interessierte. Leider hatte Hartmann sich nicht weiter mit ihm befaßt. „Alle meine Kenntnisse über ihn," so sagte er, „habe ich bloß aus zweiter und dritter Hand: ein paar emanzipierte Damen," fügte er ein wenig verdrossen hinzu, „haben seinetwegen viel Lärm erhoben."

Das war freilich lediglich ein Mißtrauensvotum wider die letzteren. Indessen war Hartmann kein Gegner der Emanzipation im vulgären Sinn. Seine Haltung entsprang mehr einer Weltanschauung, die den Wert und die Bedeutung des Unbewußten betonte und in der weiblichen Seele einen näheren Zusammenhang damit zu gewahren glaubte. Mit einer derartigen Auffassung vertrug sich die Tendenz, die Differenzen zwischen den Geschlechtern zu verwischen und das männliche Ideal zur Alleinherrschaft zu bringen, nicht wohl.

Was mir in Hartmanns Aeußerungen noch besonders bemerkenswert und wichtig dünkte, war das Durchschimmern einer inneren Wandlung, die ihn vom schroffen Pessimismus der Jugendjahre abgelenkt haben mochte. Er widerrief zwar in keiner Beziehung seine alte Weltansicht, im Gegenteile, er zeigte sich unausgesetzt bemüht, der Philosophie des Unbewußten neue beweisfähige Dokumente zuzuführen. Indessen es verriet sich immerhin in seinen Reden und Ausführungen ein positiveres Element, von dem früher wenig hervorgetreten war. Sein reifes Ideal, der Gottmensch, offenbart das. Aehnlich wie Schopenhauer erhob er sich über die spröde Negation seiner ersten Entwicklungsperiode zu einer reineren, metaphysischen Betrachtung der Dinge. Die Rückkehr zum Unbewußten erschien nicht mehr eigentlich als Versinken zum Nichts, sondern als Rückkehr zu seliger Einheit mit dem Ursprunge aller Welten. Insbesondere aber betonte er immer nachdrücklicher in jedem Worte die Notwendigkeit positiver Kulturarbeit auf allen Gebieten.

Der rege Briefwechsel, der sich zwischen ihm und mir entspann, bot mir Gelegenheit, die ungewöhnliche geistige Regsamkeit und Spannkraft des Mannes kennen zu lernen. Zugleich auch sein hohes sachliches Interesse und seine Hingabe an den Gegenstand der Diskussion. Er verschmähte es, durch langes Stillschweigen und spärliche Antworten jene künstliche, zeremonielle Distanz zwischen sich und den andern zu schaffen, die mancher Berühmtheit ein unentbehrlicher Nimbus dünkt. Sooft ich einen Brief an ihn absandte, konnte ich auf schleunige Erwiderung rechnen. Diese Promptheit überraschte mich namentlich beim Erscheinen meiner jüngsten, recht abstrakt gehaltenen Schrift über „Kants Methodologie", die ich ihm durch meinen Verleger hatte übersenden lassen: an demselben Tage, an dem ich die für mich bestimmten Exemplare erhielt, lief bereits ein ausführliches Schreiben von Hartmann über das Buch ein, das er auf Grund genauer Lektüre abgefaßt hatte. Obwohl er sich ferner in wichtigen Punkten von mir angegriffen fühlte, blieb seine Polemik ohne Gereiztheit, durchaus maß-

voll, voll Sachlichkeit und Objektivität. Diesen Charakter verleugnete sie übrigens niemals, auch nicht den heftigeu, gehässigen Angriffen gegenüber, denen er von jeher ausgesetzt war.

Seinen letzten Brief, der sich noch um die schwierigsten Fragen bewegte, empfing ich erst vor wenigen Wochen. Er gab mir darin den Rat, mich, dem Zuge der Zeit gehorchend, der Erneurung der Schellingschen Weltanschauung zu widmen. Dies entsprach ja seiner früher zitierten Auffassung vom Wesen der zeitgenössischen Philosophie. Diesen Brief wollte ich eben beantworten, als ich aus der Zeitung die erschütternde Nachricht vom Hinscheiden des Denkers erhielt. Sie kam mir um so unerwarteter, als er in dem genannten Schreiben sich zwar in wahrhaft rührender Art für meine Gesundheit interessierte, selber aber keine Klage führte.

Eduard von Hartmanns äußere Erscheinung war überaus interessant zu nennen. Auf einem kaum mittelgroßen Körper ruhte das von einem mächtigen Bart umwallte Haupt. Die Gesichtszüge erinnerten ein wenig an Dostojewskis Physiognomie. Ein treffliches Porträt hing in des Philosophen Arbeitszimmer. Wohl das Anziehendste war sein tiefes, schwermütiges Auge, ein Auge, dessen Ausdruck allein diejenigen Lügen strafte, die in Hartmanns Weltansicht, zumal in seinem Pessimismus, eine bloße Maske und kein inneres Erlebnis sehen wollten.

Deutschland und die auswärtige Politik

Das bedeutungsvollste Ereignis für die internationale Politik ist im Laufe des Monats August die Begegnung zwischen dem Deutschen Kaiser und dem König von England gewesen. Sie hat äußerlich nicht den Charakter eines Besuchs gehabt — der Kaiser sowohl als sein Oheim waren Gäste auf Schloß Friedrichshof — sondern den Charakter eines Zusammentreffens im Familienkreise, das es ermöglicht hätte, die politische Bedeutung je nach Wunsch und Bedarf auf ein möglichst geringes Maß zu reduzieren. Ohne politische Bedeutung wird die Begegnung zweier mächtiger Herrscher ja niemals sein, am allerwenigsten, wenn nach einer voraufgegangenen Periode persönlicher und politischer Spannungen zwischen ihnen und ihren Staaten in beiden Völkern der Wunsch hervorgetreten ist, diese an sich unnötigen Spannungen beseitigt zu sehen. Aber ein derartiges Zusammentreffen schließt nicht mit Notwendigkeit ein politisch befriedigendes Ergebnis ein. Es wäre im vorliegenden Fall ebensogut denkbar gewesen, daß das Beisammensein, obwohl es im Familienkreise äußerlich glatt verlief, zu irgendeinem politisch wünschenswerten Ergebnis nicht geführt hätte, es wäre sogar denkbar gewesen, daß beide Monarchen in vergrößerter und verschärfter Verstimmung voneinander geschieden wären, die nur durch den Familienkreis der Außenwelt weniger erkennbar geworden sein möchte. Erfreulicherweise

ist das Gegenteil der Fall. Die Zusammenkunft, sehr bald auf den Ton verwandtschaftlicher Herzlichkeit gestimmt, hat dadurch eine unbefangene zwanglose Erörterung der Beziehungen beider Länder zueinander sowie der internationalen Gesamtlage ermöglicht. Positive Abmachungen, die von keiner Seite beabsichtigt waren und zu denen es auch an allen Vorbereitungen gefehlt hätte, haben in Friedrichshof nicht stattgefunden, aber das Moment persönlicher Verstimmung, welches das politische Verhältnis beider Nationen zueinander schwer belastet hatte, ist so gründlich beseitigt, daß es aus den Berechnungen der Elemente, die an der Erhaltung des Unfriedens zwischen Deutschland und England ein Interesse haben, vollständig und dauernd ausscheidet. Die persönliche Initiative des Königs hierbei ist um so höher zu bewerten, als jeder Schritt vermieden werden sollte, der geeignet hätte sein können, das Mißtrauen Frankreichs und Zweifel an der Aufrichtigkeit Englands an der anglo-französischen Entente hervorzurufen. Der König hat, gleichwie er schon vor mehreren Monaten zu der an den englischen Kriegsminister gerichteten kaiserlichen Einladung für die deutschen Herbstübungen seine warme Zustimmung ausgesprochen hatte (vgl. Juli-Heft der „Deutschen Revue" S. 58), auch den politischen Meinungsaustausch angebahnt, indem er sich durch den ihm vertrauten Unterstaatssekretär Sir Charles Hardinge nach Homburg begleiten ließ und den Wunsch zu erkennen gab, daß dieser die Gelegenheit zu vertraulicher Aussprache mit dem deutschen Staatssekretär des Auswärtigen finden möge. In deutschen Zeitungen war mehrfach darauf hingewiesen worden, daß die Anwesenheit des britischen Botschafters am Berliner Hofe, Sir Frank Lascelles, in Homburg und die des ständigen Begleiters des Kaisers für den auswärtigen Dienst ohnehin diplomatische Verhandlungen hätten in Aussicht nehmen lassen. Das ist nicht richtig. Wenn ein fremder Souverän auf vierundzwanzig Stunden Aufenthalt im deutschen Fürstenkreise nimmt und dabei eine bedeutsame Begegnung mit dem Kaiser hat, so ist es selbstverständlich, daß sein Botschafter oder Gesandter zur Stelle ist, ebenso daß ein Vertreter des Auswärtigen Amtes sich in der Begleitung des Kaisers befindet. Um so mehr fällt in das Gewicht, daß der König durch die Berufung des Sir Charles Hardinge in seine Begleitung dem Zusammentreffen von vornherein eine über den familiären Charakter hinausgehende Bedeutung gegeben hat. Pariser Blätter haben dafür Sorge getragen, ihren Lesern zu versichern, daß die Begegnung von Friedrichshof die intimen Beziehungen zwischen England und Frankreich nicht berühre. Diese Beruhigung war notwendig, denn schon die während der Anwesenheit der deutschen Redakteure zunehmende deutschfreundliche Stimmung in London hatte den Argwohn des französischen Botschafters und ein Unbehagen in Pariser politischen Kreisen hervorgerufen, das englischerseits durch bündige Erklärungen beschwichtigt werden mußte und im Kabinett die Befürchtung wachrief, daß man in der Annäherung an Deutschland zu weit gegangen sei.

Dieser Vorgang führt direkt in das Zentrum der europäischen Beunruhigung. Einer *friedlichen* französischen Politik könnte es doch nur erwünscht sein, wenn die Beziehungen Englands auch zu Deutschland sich freundschaftlich gestalteten.

Der Freund meines Freundes kann nicht mein Feind sein. Ein deutsch-englisches Einvernehmen bietet daher um so mehr für Frankreich die denkbar beste Friedensgewähr, als kein Mensch in Deutschland an einen Angriffskrieg gegen Frankreich denkt, in dem wir auch bei einem siegreichen Ausgange nichts zu gewinnen vermöchten. Deutschland hat Angriffskriege gegen Frankreich noch nie geführt, die Ambitionen, welche die französische Presse uns bald in Tripolis, bald in Siam, kurzum in allen Weltteilen andichtet, sind imaginär. Die Frage ist daher unabweislich, weshalb die französische Diplomatie sich so ängstlich bemüht zeigt, die Annäherung zwischen Deutschland und England zu verhindern? Da Rücksicht auf Erhaltung des Friedens der Grund nicht sein kann, so bleibt nur die Hoffnung auf Beistand im Kriege, und zwar in einem Kriege, den Frankreich herbeiführen will. Denn einem deutschen Angriff, den, wie gesagt, in Deutschland niemand plant, würde am sichersten durch ein deutsch-englisches Freundschaftsverhältnis vorgebeugt. Die Tradition der Delcasséschen Politik wirkt leider bei der französischen Diplomatie noch unvermindert nach, einer Politik, die darauf hinausläuft, Deutschland mit Hilfe Englands, Rußlands und andrer Staaten diplomatisch so einzuengen, daß ein schließlich unvermeidlicher Versuch Deutschlands, diesen Kreis zu durchbrechen, diplomatisch und militärisch nur mit seiner Niederlage enden könne.

Was die französische Diplomatie in dieser Richtung beharren läßt, ist die Gewißheit, daß England an der Entente mit Frankreich, die als das persönliche Werk des Königs gilt und diesem in Großbritannien eine große Popularität und einen weitreichenden politischen Einfluß eingetragen hat, unter jedem Kabinett unverbrüchlich festhalten wird. Das jetzige Kabinett zählt in seinen Reihen mehrere sehr deutschfreundliche Mitglieder, in erster Linie den Kriegsminister Haldane und den Lordkanzler Cockburne, auch der Premier, Sir Campbell Bannermann, hat wiederholt auf das bündigste ausgesprochen, daß er für England keinen Grund sehe, mit Deutschland in Unfrieden zu leben. Der Staatssekretär des Auswärtigen, Sir Edward Grey, gilt als ein außerordentlich kühler Kopf, in dessen Können seine Landsleute, ebenso wie auf den König, unbedingtes Vertrauen setzen. Grey sieht in der Entente mit Frankreich die erste und wichtigste Aufgabe der englischen Politik; soweit es dieser Entente nicht schadet, will er auch die Pflege guter Beziehungen zu Deutschland zulassen. Dringender aber ist ihm persönlich die Aussöhnung mit Rußland, die er, von Pariser Wünschen hierin abweichend, nicht als gegen Deutschland gerichtet — weil Deutschland nicht berührend — betreibt. Sie ist für ihn aus dem Wunsche nach sicheren Zuständen an der indischen Grenze hervorgegangen, um dem allgemeinen Wunsche des Kabinetts entsprechend eine Herabsetzung der Heereskosten für Indien zu erreichen. Augenblicklich pflegt er in Petersburg Verhandlungen wegen Tibet, um dort Reibungen zu verhüten. Sind einmal die Verhandlungen mit Rußland über Zentralasien zur Zufriedenheit Englands erledigt und sollte es dann zu Verhandlungen über den näheren Osten kommen, so wird Grey sicherlich bereit sein, mit Deutschland über dessen dortige Interessen zu verhandeln. Das Deutsche

Reich wird inzwischen wohl auch seinerseits englisch-russische Verhandlungen über Zentralasien als Deutschland nicht berührend ansehen und einen Abschluß als allgemeines Friedenssymptom begrüßen.

Aber abweichend von der Anschauung des britischen Staatssekretärs befürwortet ein wesentlicher Teil der englischen Presse den Ausgleich mit Rußland nicht wegen der Verminderung der asiatischen Reibungsflächen, sondern um im Sinne der Delcasséschen Politik einen Zusammenschluß der drei Mächte, und soviel als möglich auch des übrigen Europa, gegen Deutschland herbeizuführen. Diese Presse betrachtet daher auch jede Annäherung zwischen England und Deutschland mit Ungunst und befleißigt sich fortgesetzt, die deutsche Politik im französischen Sinne zu interpretieren. Der Kern der deutsch-englischen Beziehungen liegt mithin darin, daß Grey sich diese französischen Interpretationen nicht aneignet, sondern Deutschland mit Vertrauen entgegentritt. In dieser Hinsicht scheint ja in Friedrichshof das Eis gebrochen zu sein. Grey wird hierin, auch aus Rücksicht für den sehr argwöhnischen französischen Botschafter Cambon, der ein entschiedener Gegner der englisch-deutschen Annäherung ist, nur sehr langsam folgen, die tatsächlichen Fortschritte wirken lassen, die seit Algeciras bereits erreicht sind — die Aufnahme der deutschen Gäste in England und die Begegnung der Monarchen —, und der weiteren Entwicklung Zeit lassen. Die Frage gipfelt schließlich darin: wird die englisch-französische Gruppe sich noch enger als Gegengewicht gegen Deutschland zusammenschließen, wie die französische Diplomatie das betreibt, oder wird sie in der Erkenntnis, daß sie dazu doch nicht stark genug ist, zumal bei dem vorläufigen Ausscheiden Rußlands und den tatsächlichen Dispositionen seiner Politik, nunmehr dahin streben, das Einvernehmen auf Deutschland auszudehnen, was selbstverständlich nicht etwa einen Anschluß Deutschlands an eine „westmächtliche“ Politik bedeuten würde. Seit Friedrichshof ist wohl die Annahme gerechtfertigt, daß wir, wenn auch nur langsam und schrittweise, einer Periode der Annäherung entgegengehen.

Deutscherseits konnte mit einigem Nachdruck und hoffentlich nicht ohne Erfolg geltend gemacht werden, daß eine friedliche Politik für Großbritannien doch nur darin bestehen könne, Deutschland die Hand zu reichen, dadurch werde der Friede besser gewahrt sein als durch Kongresse und Abrüstungsvorschläge. Das Verhältnis Englands zu Frankreich laufe dabei nicht Gefahr, nachdem England unwiderruflich zu erkennen gegeben habe, daß die Entente mit Frankreich die dauernde Grundlage seiner Politik bilde. Daran könne also in Frankreich niemand zweifeln, auch wenn England die Annäherung an Deutschland offen und ohne Aengstlichkeit betreibe. Der Möglichkeit einer deutsch-französischen Annäherung, das heißt eines freundlicheren Verhältnisses Frankreichs zu Deutschland, stünden vorläufig noch falsche Hoffnungen und unbegründete Befürchtungen entgegen, zu deren Beseitigung ein offenes freundschaftliches Verhältnis Englands zu Deutschland doch wesentlich beitragen würde. Die Politik der Ententen mit Ausschluß Deutschlands und gegen Deutschland sei unsicher in der Durchführung und nicht ungefährlich in den Folgen. Diese Politik des Gegengewichts

bestehe aber, solange England ehrlichen Annäherungsversuchen Deutschlands gegenüber sich ablehnend verhalte, aus Furcht, in Paris zu mißfallen. Deutschland werde damit um so mehr gezwungen, auf seiner Hut zu sein. England könne Deutschland gegenüber nur eine — leicht verhängnisvolle — Politik des englisch-französischen Gegengewichts oder die der Ausdehnung seines Freundschaftskreises auf Deutschland betreiben.

Dieser Logik dürfte man sich in Friedrichshof so wenig wie im Foreign Office entzogen haben, greifbare Resultate aber werden naturgemäß erst sehr langsam reifen können. Einstweilen konnte England das neuere Verhalten der Kapregierung, die leichte Erledigung der Grenzregulierungen am Tschadsee und in Ostafrika sowie die offene und wohlwollende Behandlung aller kleinen diplomatischen Angelegenheiten für sich geltend machen. Dagegen ist nichts einzuwenden, im übrigen warten wir in Ruhe die weitere Entwicklung ab, im Gegensatz zu früher mit der Zuversicht, daß sie zu freundlicheren Gestaltungen der internationalen Lage führen möge.

Was vor und nach der Begegnung an englischen Zeitungsstimmen vorlag, war ein sehr stark gemischter Chor, in dem bald freundliche, bald unfreundliche Klänge überwogen. Wenn zum Beispiel der „Standard" versicherte, es sei für die Engländer unvernünftig, an „dem maritimen Ehrgeiz des Kaisers und seiner Minister" Anstoß zu nehmen, so möchte von deutscher Seite darauf doch zu erwidern sein, daß es sich um einen maritimen Ehrgeiz, der an der Person des Monarchen haftet, nicht handelt. Indem der Kaiser die deutsche Flotte zu einer wohldurchdachten organischen Schöpfung entwickelt, ist er der Vollstrecker von nationalen Wünschen und Forderungen, die um zwei Menschenalter zurückliegen und den Traum jener Generationen bildeten, die das Idol der deutschen Einheit in der Bewegung von 1848 steigen und fallen sahen. Die deutsche Flotte ist vom deutschen Einheitsgedanken stets unzertrennlich gewesen, der Kaiser hat bei seinen Bestrebungen die warme Unterstützung aller Bundesfürsten gefunden, was wohl kaum der Fall sein würde, wenn es sich um persönlichen „maritimen Ehrgeiz" handelte; ebenso aber auch die warme Unterstützung vieler Millionen Deutscher, die in der Flotte ein teures Vermächtnis der Vergangenheit und ein bedeutungsvolles Unterpfand der Zukunft des Deutschen Reiches erblicken. Die Aeußerung des „Standard" berührt so recht eigentlich den Kern des Unterschiedes deutscher und englischer Auffassung bezüglich unsrer Flotte. Solange die Engländer, selbst wohlmeinende, dabei bleiben, der deutschen Flottenschöpfung einen wesentlich persönlichen Charakter beizumessen, solange werden wir uns schwer gegenseitig verstehen. Das deutsche Volk sieht seine Flotte als eine eiserne, wenngleich von den Wogen einer großen idealen Staatsauffassung getragene Notwendigkeit an, sie ist ihm so lieb und so an das Herz gewachsen, wie den Engländern die ihrige. England muß sich mit dem Gedanken vertraut machen, eine achtunggebietende und achtungerheischende deutsche Flotte neben der britischen auf dem Meere zu sehen. Diese Flotte wird mit dem Deutschen Reiche wachsen und fallen, nicht mit einer Erweiterung seiner räumlichen Ausdehnung, die wir überhaupt nicht erstreben, sondern mit seiner

wirtschaftlichen und politischen Bedeutung. Sollte es wirklich Engländer geben, die aus dieser unabänderlichen Sachlage früher oder später ein Germaniam esse delendam folgern, so mögen sie vorher zusehen, daß sie sich über ihre Kräfte nicht täuschen und ob es für England nicht doch günstiger wäre, den starken Feind zum mächtigen Freunde zu haben. Im vergangenen Jahre konnte man in Deutschland wohl der Auffassung begegnen, daß wir uns zu England in dem Verhältnis befinden, wie Preußen zu Oesterreich vor 1866, und daß aller Voraussicht nach einem herzlichen Einvernehmen eine scharfe Auseinandersetzung werde vorangehen müssen. Die Spannung, die eine solche Auffassung ermöglichte, wenn auch nicht rechtfertigte, ist vorüber; beide Nationen dürfen sich der Zuversicht hingeben, daß ein herzliches Einvernehmen ohne vorherige bewaffnete Auseinandersetzung erreichbar sein wird.

Ein eigentümliches Akkompagnement zu der Reise König Edwards haben die Artikel gebildet, die gleichzeitig im Pariser „Temps“ aus der Feder des Generals Langlois und in der „Fortnightly Review“, gleichfalls unter französischer Inspiration, über die Beziehungen Englands und Frankreichs zu Holland und Belgien erschienen und schließlich ohne Umschweife in der Idee eines gegen Deutschland gerichteten englisch-französischen Protektorats — es fehlt nur die schöne Wendung „pénétration pacifique“ — gipfelten. Man könnte fast glauben, Meister Delcassé sei noch immer an der Arbeit, wenn nicht die Langloisschen Artikel neben so vielen andern Schnitzern auch noch einen groben diplomatischen enthielten. Der General behauptet nämlich, was wohl dem Soldaten, aber nicht dem französischen Senator verziehen werden kann, daß, da Preußen, das der Mitunterzeichner der Verträge von 1831 und 1839 gewesen sei, seine Souveränität dem Deutschen Reiche abgetreten habe, dem allein das Recht der Kriegführung zustehe, das Reich kein Recht habe, in dieser Frage zu intervenieren, und Frankreich und England demgemäß keine Verpflichtung hätten, die Zustimmung Deutschlands einzuholen. Das ist just die nämliche Auffassung völkerrechtlicher Fragen, die französischerseits bei der Marokko-Konvention zugrunde gelegt worden ist. Zum Unglück für Herrn Langlois hat nun aber die Geschichte zwei Präzedenzfälle geschaffen, an denen er in seinem blinden Eifer vorbeigerannt ist. Der erste ist die Londoner Schwarze-Meer-Konferenz von 1871, an der teilnehmen zu dürfen Frankreich bekanntlich die Erlaubnis des bösen Bismarck einholen mußte; der zweite Präzedenzfall ist der Berliner Kongreß. Auf beiden Versammlungen ist das Deutsche Reich unter vollem Einverständnis Europas, einschließlich Frankreichs, als Rechtsnachfolger Preußens, als des Mitunterzeichners des Pariser Vertrages von 1856, erschienen. Herr Langlois mag versichert sein, daß das Deutsche Reich im gegebenen Falle keine Stunde Bedenken tragen wird, als Rechtsnachfolger Preußens bei einer Verletzung der Verträge von 1831 und 1839 mit vollem Nachdruck das Wort zu ergreifen. Welche Ideen in manchen französischen Köpfen spuken, hat uns im Jahre 1872 schon Thiers gelehrt, als er auf der Tribüne der Nationalversammlung, damals noch in Versailles, gelegentlich der Beratung des Militärgesetzes verkündete, der nächste Krieg gegen Preußen (!)

werde durch Belgien gehen. Wir wollen die Antwort, die Moltke damals einem um sein Vaterland besorgten Belgier gab, der ihn über diese Redewendung befragte, als friedliebende Leute hier nicht wiederholen. Sie würde wahrscheinlich auch für heute noch zutreffen, falls General Langlois in Belgien einrückte, um seine „Temps“-Phantasien in die rauhe Wirklichkeit des Lebens zu übertragen. Zu dem Artikel in der „Fortnightly Review“ könnte man bemerken, daß der Vogel an seinen Federn erkennbar ist. Er verrät sich durch den Wunsch, der belgischen Armee eine Stärke zu geben, die geeignet sein soll, die berühmten 100000 Mann, die französische Militärschriftsteller im vorigen Jahre in Schleswig-Holstein landen ließen, für eine englische Landung in Belgien oder Holland ausreichend zu ergänzen. Wenngleich diese Studien einstweilen nicht ernst zu nehmen sind, so ist doch ihr gleichzeitiges Auftreten in französischen und englischen Publikationen immerhin beachtenswert. Wir dürfen diese Hechte, die den politischen Karpfenteich beleben, doch nicht aus den Augen lassen. Sie verraten uns, welche Strömungen unter der anscheinend glatten Oberfläche vorhanden sind, und mahnen uns Deutsche immer von neuem, daß für uns diejenige Politik unter allen Umständen die beste ist, die auf die Frage: Sind wir kriegsbereit? in freudiger Gewißheit mit einem unbedingten Ja antworten darf. Haben wir daneben gute und zuverlässige Freunde, die uns den Krieg ersparen, dann um so besser. Einstweilen wollen wir die vom französischen Ministerpräsidenten Herrn Sarrien in Mâcon erteilte Versicherung, „die französische Regierung habe den festen Willen, die guten Beziehungen, die sie bis dahin mit allen Mächten unterhalten habe und die für den Weltfrieden unerläßlich seien, weiter zu erhalten und zu festigen“ — als ein Echo von Friedrichshof registrieren.

Es mag zugegeben werden, daß die erste Note zu diesem englisch-französischen Protektoratskonzert in der belgischen Presse angeschlagen worden ist mit dem scheinbar unschuldigen, vielleicht auch nur auf eine Quartalssensation berechneten Vorschlag einer engeren Verbindung zwischen Belgien und den Niederlanden. Wenn die Herstellung einer solchen Verbindung schon nach siebzig Jahren wieder als eine Notwendigkeit erkannt würde, so wäre damit der Beweis erbracht, daß die Trennung beider Länder voneinander unverständig war und auf die Dauer nicht haltbar ist. Da der Vorschlag aber unverkennbar den Hintergedanken enthielt, der nun ja auch in der französischen und englischen Presse entsprechend aufgenommen und ausgesponnen ist, daß es sich dabei weniger um die Annäherung der beiden Staaten untereinander, als um ihre gemeinsame Annäherung an Frankreich und England handelt, so haben wir einstweilen Wert darauf zu legen, wie die Sache in Holland und Belgien selbst aufgenommen wird. In Belgien besteht eine sehr starke französische und gleichzeitig republikanische Partei, die seit Jahrzehnten in ihrer Minierarbeit gegen die Dynastie von Paris her nachdrücklich unterstützt wird. Diese Partei ist selbstverständlich mit jeder Form einer Annäherung an Frankreich im voraus einverstanden. Für die Dynastie und die patriotischen Kreise des Landes liegt die Sache wesentlich anders. Sie setzen dem erneuten französischen Liebeswerben, das ja nur einen bereits von Napoleon III.

gesponnenen Faden wieder aufnimmt und damit beweist, daß in Frankreich gewisse Strömungen dazu neigen, die traditionelle expansive Politik Frankreichs auch in Europa wieder aufleben zu lassen, ein sehr berechtigtes timeo Danaos entgegen, und daß die Auffassung in Holland keine andre ist, beweist die Sprache der dortigen Presse. Der „Telegraaf" hat alle solche Vorschläge so bündig mit politischen und militärischen Erwägungen zurückgewiesen, daß es einstweilen vollkommen genügen dürfte, diese Sprache dort wirken zu lassen. Was den Plan eines Zusammengehens mit Belgien anbelangt, der ja nur die Brücke für das Protektorat der Westmächte sein soll, so wird holländischerseits sehr treffend bemerkt, daß dieser Plan vielleicht ausführbar wäre, wenn Belgien nur von Vlämen bewohnt wäre, anstatt zum Teil von den Wallonen, die den Vlämen scharf gegenüberstehen und jederzeit geneigt seien, sich auf die französische Seite zu schlagen. Von maßgebender holländischer Seite ist schon früher einmal nicht ohne Ironie bemerkt und auch in der Presse zum Ausdruck gebracht worden, Holland habe so viel Freunde, die seine Unabhängigkeit eifersüchtig bewachen, Deutschland, England, Frankreich, daß es sich keinem von ihnen, und auch Belgien nicht, anzuschließen brauche, sondern hübsch allein für sich bleiben könne.

Die „Times" haben mit einem dürftigen telegraphischen Auszuge aus dem August-Heft der „Deutschen Revue" die englische Welt in bezug auf Deutschlands angebliche „Absichten auf Aegypten" oder doch Absichten, England in Aegypten Schwierigkeiten zu bereiten, alarmiert. Die übrige englische Presse in ihrer großen Mehrzahl hat das gläubig nachgedruckt, wohl auf keiner einzigen Londoner Redaktion ist der Aufsatz im Wortlaut gelesen worden. Die „Morning Post" klagte jüngst mit Recht über die Abnahme der Kenntnis der deutschen Sprache in den gebildeten Kreisen Englands, während die Kenntnis des Französischen stark zugenommen habe. In dieser Hinsicht nehmen die Engländer sich leider kein Beispiel an ihrem Könige, der — allerdings ein Erbteil seines Vaters — Deutsch nicht nur gut spricht und schreibt, sondern es auch gern spricht. Von den Absichten, welche die „Times" der „Deutschen Revue" entnommen haben, hat in dem Artikel kein Wort gestanden, sondern nur von der Wahrnehmung deutscher Interessen bei einer Umgestaltung der auf die Fremden bezüglichen Justizpflege und Gesetzgebung in Aegypten. Das ist doch ganz etwas andres. Die „Times" werden inzwischen wohl aus dem „verbündeten" „Journal des Débats" erfahren haben, daß in Frankreich Lord Cromers Vorschläge noch erheblich schärfer, ja als im Widerspruch zu der französisch-englischen Ententekonvention vom April 1904 stehend kritisiert werden. Wenn die „Times" sodann die Behauptung zur Hilfe nehmen, daß die deutsche Einfuhr in Aegypten stark zurückgegangen sei, so befinden sie sich damit im direkten Gegensatz zu der britischen Handelskammer in Aegypten, die sich in einer jüngst ergangenen Publikation über „den deutschen Wettbewerb in Aegypten" und seine stetige Zunahme in hohem Grade beunruhigt zeigt. Der Bericht sei dem Studium der „Times" und andrer englischer Blätter um so mehr empfohlen, als er auf einer vergleichenden Statistik der Jahre 1895 und 1905 beruht. Diese Zunahme entspricht

dem Wachstum der deutschen Seeinteressen, die heute 70 Prozent unsers Gesamthandels umfassen und neben der Verteidigung unsrer Küsten die sehr reale Unterlage für die Entwicklung der deutschen Flotte bilden.

Zu dem Gesamtbilde der internationalen Politik, wie es sich nach Friedrichshof darstellt, bilden neben der englisch-französischen Entente die Ereignisse in Rußland nach wie vor einen ernsten Hintergrund. Mit dieser Situation werden wir voraussichtlich noch sehr lange rechnen müssen, sie läßt einen der wichtigsten Faktoren der internationalen Entwicklung nahezu vollständig ausscheiden. Es ist begreiflich, daß die Aktionskraft derjenigen Mächte, die gewillt sind, eine für sie nicht ungünstige Sachlage auszunutzen, in dem Maße zunimmt, als die russische Diplomatie sich mehr oder minder zu einem Effacement genötigt sieht und als die Machtmittel, die Rußland sonst für seine Politik einzusetzen vermochte, versagen oder zur Bekämpfung der Revolution Verwendung finden müssen. Die russische Revolution hat einen andern Lauf genommen, wie bei denjenigen Ländern, die ähnliche Entwicklungen durchzumachen hatten. Während zum Beispiel in Frankreich der Schwerpunkt aller Revolutionen stets in Paris lag, von wo aus die Geschicke des Landes entschieden wurden, sind die revolutionären Zuckungen in Petersburg bisher verhältnismäßig unbedeutend und jedenfalls die erfolglosesten gewesen. Die bedenklichen Erscheinungen bewegen sich vom Kaukasus bis Finnland fast nur an der Peripherie des Reiches. Auch der Versuch, Moskau statt Petersburg eine führende Rolle zuzuweisen, ist gleich beim ersten Male mit Nachdruck niedergeschlagen worden, die Wiederholung hat sich bisher als vergeblich erwiesen.

Es ist in der deutschen Presse reichlich Tinte über die Frage vergossen worden, ob ein künftiges mehr oder minder konstitutionelles Rußland uns Freund oder Feind sein wird. Diese Frage muß von dem Gesichtspunkt aus behandelt werden, daß die bleibenden Interessen eines großen Reiches von der Form seiner Verfassung unabhängig sind. Gewiß werden in einem russischen Parlament die nationalen, d. h. die slawischen Strömungen zu einem starken Ausdruck gelangen, das liegt nicht nur in der Natur der Sache, sondern die Regierung bedarf ihrer, um sich von ihnen tragen zu lassen. Bei großen inneren Schwierigkeiten werden diese Strömungen immer wieder den Vereinigungspunkt bilden, an dem Regierung und Volksvertretung sich zusammenfinden. Fert unda nec regitur. Das ist aber bisher in Rußland auch nicht viel anders gewesen. In der Behandlung internationaler, die Interessen Rußlands berührender Fragen hat schon unter den beiden letzten Vorfahren des jetzigen Kaisers die denkbar größte Freiheit der Presse bestanden, der dieses Gebiet für ein von der Zensur unabhängiges Räsonnement absichtlich vollkommen freigegeben war. Kaiser Wilhelm I. klagte in einem Schreiben vom 4. November 1879 an seinen kaiserlichen Neffen in Petersburg, mit welchem er diesem eine Denkschrift über die Verhandlungen, die zum deutsch-österreichischen Bündnis geführt hatten, übersandte, offen über die Sprache eines Moskauer Blattes, das von einem panslawistischen Kriege gegen Deutschland „als von einer beschlossenen Tatsache“ gesprochen

habe, ohne daß der Generalgouverneur, ungeachtet seiner Vollmachten, dagegen eingeschritten sei. Alexander II. gab darauf zehn Tage später in seinem Antwortschreiben aus Livadia, 14. November 1879, folgende Erklärung: „Nicht minder bedaure ich Deine Annahme, daß die panslawistischen Bestrebungen und andre, die sich in der Oeffentlichkeit breitmachen, einen Druck auf meine Regierung ausüben könnten. Die irrige Meinung irgendeines Schriftstellers, wäre er selbst der Vertreter eines mehr oder minder ausgedehnten Kreises von Anhängern, gewinnt in Rußland niemals die Bedeutung eines politischen Programms. Auch wenn es geschieht, daß ein Vorstoß in der Presse der Kontrolle meiner Regierung entgeht, so ist dies gerade deshalb der Fall, weil das Bewußtsein ihrer Stärke sie die Tragweite solcher Kundgebung abschwächen läßt (c'est précisément parce que la conscience de sa force lui en fait atténuer la portée).“ Alexander II. hat an die Wahrheit und Richtigkeit dieser seiner Worte sicherlich geglaubt, aber seine Regierung dachte anders und ließ die Nachbarn Rußlands, insbesondere Deutschland, in der Presse für die Unzufriedenheit verantwortlich machen, die in Rußland bezüglich der Festsetzungen des Berliner Vertrages bestand. Es mag zugegeben werden, daß ein konstitutionell regiertes Rußland auf die slawischen Bevölkerungen andrer Länder eine erheblich größere Anziehungskraft zu üben imstande sein wird, als das bisher der Fall war. Aber es ist dennoch sehr fraglich, ob diese Anziehungskraft sich jemals so weit ausdehnen wird, um auf beiden Seiten den Wunsch nach staatlicher Einheit entstehen zu lassen. Die Bevölkerungen slawischer Zunge in Deutschland und Oesterreich erfreuen sich einer Fülle sorgfältig geordneter Verhältnisse, gediegenen Unterrichts und einer auf allen Gebieten unaufhörlich wachsenden staatlichen Fürsorge, die ihrem wirtschaftlichen Gedeihen in hohem Grade zuträglich ist, auf die sie aber selbst in einem konstitutionellen Rußland noch lange würden warten müssen.

Gewiß sind die traditionellen Grundlagen der deutsch-russischen Beziehungen verschoben, seit an die Stelle des deutsch-russischen Rückversicherungsvertrages das russisch-französische Bündnis getreten ist. Graf Schuwalow hat einmal in einem Briefe an Bismarck aus London, 3. Februar 1877, die Grundlagen eines deutsch-russischen Bündnisses dahin definiert, daß Rußland eine Koalition gegen Deutschland niemals erlaube noch leide, wenn dieses im Westen engagiert sein sollte, und daß Deutschland ihm die Gegenleistung im Orient gewähre. Bismarck hat darauf erwidert: „Solange ich am Ruder bleiben werde, werde ich den Ueberlieferungen treu sein, die mich seit fünfundzwanzig Jahren geführt haben und die mit dem Gedanken übereinstimmen, die Sie in Ihrem Briefe mit Rücksicht auf die Dienste entwickelt haben, die Rußland und Deutschland sich leisten können und sich gegenseitig seit mehr als einem Jahrhundert geleistet haben, ohne daß die besonderen Interessen des einen und des andern darunter gelitten hätten. Zwei Nachbarn in Europa, die seit mehr als einem Jahrhundert nicht das geringste Gelüste nach Feindseligkeit bewiesen haben, sollten aus dieser Tatsache allein den Schluß ziehen, daß es divergierende Interessen zwischen ihnen

nicht gibt. Dieser Ueberzeugung bin ich in den Jahren 1848, 1854, 1863 und in der gegenwärtigen Lage, gefolgt und ich habe sie zum Gemeingut der großen Mehrheit meiner Landsleute gemacht ..." Zwei Jahre später freilich hatte Bismarck das deutsch-österreichische Bündnis gegen Rußland unter dem Druck russischer Drohung abgeschlossen, viel weniger in der Absicht, davon Gebrauch zu machen, als um den Treibereien einer russischen Kriegspartei einen festen Riegel vorzuschieben. Ebenso hatten die Abmachungen mit Rußland, wie sie in der Zeit von 1872 bis 1887 wiederholt erneuert worden sind, nicht den Zweck, Deutschland etwa einen Offensivkrieg gegen Frankreich zu erleichtern, sondern den, dem Flirt vornehmer russischer Kreise, namentlich auch der Diplomatie, mit Frankreich im voraus die Spitze abzubrechen. Das heutige Rußland ist nun freilich ein wesentlich andres als dasjenige, das Bismarck vorgeschwebt hat und mit dem wir bis vor wenigen Jahren zu rechnen gewöhnt waren. Indes, es handelt sich dabei um eine vorübergehende Episode, die auf kürzere oder längere Dauer eine starke politische, wirtschaftliche und militärische Schwächung zur Folge haben kann, aber ein Staatswesen wie Rußland weder auflöst noch von der Erde verschwinden macht. Ein wieder konsolidiertes Rußland wird auch wieder zu den Traditionen seiner Politik zurückkehren, die es gebieterisch darauf hinweisen, in gutem Einvernehmen mit dem deutschen Nachbar zu bleiben, ebenso wie wir absolut keinen Grund haben, uns mit Rußland zu überwerfen und in Gegnerschaft zu ihm zu treten, solange es nicht einer Strömung in Rußland gelingt, Deutschland in seinen Lebensinteressen zu bedrohen oder zu gefährden. Je stärker die russische Kaisermacht sich über den durch die Revolution geschaffenen Trümmern wieder erheben wird, um so fester wird auch die Erneuerung der alten Traditionen in der russischen Politik sein. Ein Rußland, das wir aufgeben, muß notgedrungen den Werbungen Frankreichs und Englands erliegen, um so mehr, als es auf die Hilfe ihrer Geldmärkte ohnehin noch lange Zeit angewiesen sein und die englische Politik es stets vorziehen wird, ihre internationalen Ziele im Einvernehmen mit Rußland als im Gegensatz zu diesem zu erreichen. Der Ausruf des englischen Premierministers auf der Londoner interparlamentarischen Friedenskonferenz: „Die Duma ist tot, es lebe die Duma!" ist freilich in Peterhof schwerlich anders denn als eine Sympathieerklärung für die Revolution und für die exzessiven Bestrebungen der aufgelösten Duma empfunden worden. Aber einstweilen hat die russische Regierung sicherlich kein Interesse, durch Zurschautragen von Verstimmung die Sympathien des liberalen englischen Kabinetts und demgemäß der liberalen englischen Presse für die Revolution zu verstärken. Außerdem müssen wir uns gegenwärtig halten, daß, seit die Aufrechterhaltung der türkischen Herrschaft nicht mehr Gegenstand der zärtlichen Sorge der englischen Politik ist, ein gewichtiges Moment für Schwierigkeiten zwischen Rußland und England, wenn auch nicht völlig ausgeschieden, so doch wesentlich vermindert worden ist.

Englische Blätter haben die Vermutung ausgesprochen, daß die Lage Rußlands bei dem Zusammentreffen in Friedrichshof ein Hauptgegenstand

der Unterhaltung zwischen König Edward und dem Deutschen Kaiser sein werde. Sicherlich ist beiden Monarchen weder das Schicksal der russischen Kaiserfamilie noch die Frage der weiteren Entwicklung Rußlands gleichgültig. Die Kaiserin von Rußland ist eine Nichte König Edwards, und man darf immerhin annehmen, daß die Familienkorrespondenz von Peterhof nach London mindestens ebenso stark ist als nach Deutschland, wenngleich sie nach Berlin, von Kaiser Nikolaus geführt, hin und wieder einen mehr unmittelbaren politischen Charakter haben mag. Aber es kann keinem Zweifel unterliegen, daß, soweit es sich bei dieser Familienkorrespondenz um einen Meinungsaustausch über die innere Lage Rußlands handelt, die Anschauungen des Berliner Hofes von denen des Londoner schwerlich weit abweichen werden. Die Ratschläge beider Höfe werden immer nur dahin gegangen sein, den Kaiser Nikolaus zu ermutigen, einerseits freiheitliche Zugeständnisse ehrlich zu geben und ehrlich zu halten, anderseits alle revolutionären Gewalttätigkeiten Meutereien nur mit fester Hand zu ersticken. Daß man in England in letzterer Hinsicht keinen Spaß versteht, ist aus der englischen Geschichte hinreichend bekannt; ob Whigs oder Tories zufällig am Ruder sind, macht für die Behandlung einer revolutionären Erhebung im Vereinigten Königreich oder in seinen Kolonien keinen Unterschied. Die Betonung des Staatsprinzips ist in dieser Beziehung in England nicht weniger fest als in irgendeinem andern Lande, die Sympathien des englischen Liberalismus für fremde Revolutionen und Revolutionäre sind daher um so seltsamer. Haben Kaiser Wilhelm und König Edward, wie mit Sicherheit anzunehmen ist, die russischen Angelegenheiten in den Kreis ihrer Unterhaltung gezogen, so werden sie sich gewiß in voller Uebereinstimmung darin befunden haben, dem Kaiser Nikolaus nach der einen wie nach der andern Richtung jede mögliche moralische Unterstützung angedeihen zu lassen. Ein direktes Eingreifen dagegen, gar mit bewaffneter Hand, würde der Revolution in Rußland die erwünschteste Handhabe bieten, die Geister gegen das zarische Regiment anzufachen und mit Haß zu erfüllen, revolutionäre Heere gegen den einbrechenden „Feind“ zu formieren und auf diesem Wege zu einem Erfolge zu gelangen, der ihr auf jedem andern wahrscheinlich versagt bleiben wird. Die Einmischung Preußens und Oesterreichs zugunsten Ludwigs XVI. hat diesem Thron und Leben gekostet und ist der Ausgangspunkt zu den schweren Stürmen geworden, die Mitteleuropa zu Anfang des vorigen Jahrhunderts heimgesucht haben. Im Zeitalter der allgemeinen Wehrpflicht und des allgemeinen Stimmrechts sind Interventionskriege nur als unabweisliche Notwendigkeit denkbar, ein Vilagos würde, selbst wenn die russischen Verhältnisse völlig intakt wären, für Kaiser Nikolaus II. heute nicht mehr ausführbar sein. Die politische Entwicklung unsers Zeitalters läßt es kaum noch zu, daß eine europäische Macht die Herstellung ihrer inneren Ordnung als Geschenk aus der Hand ihres Nachbars empfängt. Das Unvermögen, die staatliche Ordnung aus eigner Kraft zu erhalten oder wiederherzustellen, wäre mit der Auflösung des Staatsorganismus gleichbedeutend, dem Zarentum könnte daher kein schlimmeres Danaergeschenk geboten werden, als wenn in seinen Grenzprovinzen deutsche und

österreichische Truppen oder vor seinen Küstenstädten englische Kriegsschiffe erschienen, um die kaiserliche Autorität wieder aufzurichten. Diese Erwägung allein genügt, um die Tendenz jener gegenteiligen Ausstreuungen und ihren hetzerischen Zweck erkennen zu lassen.

*

Ein Brief aus Kairo im „Journal des Débats" vom 9. August beschäftigt sich mit den im Juli-Heft der „Deutschen Revue" besprochenen Projekten Lord Cromers. Es muß vorangeschickt werden, daß auch heute noch keineswegs feststeht, wie die englische Regierung selbst die Vorschläge ihres ägyptischen Gouverneurs auffaßt. Amtliche Aeußerungen darüber liegen, soviel bekannt, nicht vor, es hat vielmehr den Anschein, als ob das englische Kabinett zum mindesten keine Eile habe, in die Prüfung oder gar in die Verwirklichung einzutreten. England ist militärisch Herr Aegyptens, das ist für die nach Asien gravitierende englische Politik die Hauptsache. Die innere Organisation des Landes mag für die lokale Verwaltung von Wichtigkeit sein, für das Kabinett in London hat sie jedenfalls nicht Bedeutung genug, um darüber in Schwierigkeiten mit andern Mächten zu geraten. In dem genannten Briefe wird gegen die Vorschläge Lord Cromers mit außerordentlicher Höflichkeit für seine Person, in der Sache sehr bestimmt Stellung genommen, sie rühren ersichtlich von einem genauen Kenner der Verhältnisse her. Die jetzt zu Recht bestehende Internationalisierung, so führt er aus, die Lord Cromer beseitigen will, beruht auf einer aktiven und beständigen Mitwirkung der Mächte an der Handhabung der Justiz und am Zustandekommen der ägyptischen Gesetze. Die Internationalisierung betätigt sich also gleichzeitig auf dem Gebiet der Rechtspflege und der Legislative. Für die Handhabung der Rechtspflege sind die ägyptischen Gerichtshöfe geschaffen worden, gemischte Gerichtshöfe, deren Zusammensetzung international ist und dem fremden Element das Uebergewicht sichert. Auf dem Gebiet der Legislative besteht für die ägyptische Regierung die Verpflichtung, der vorherigen und einmütigen Zustimmung der Mächte alle ägyptischen Gesetze zu unterwerfen, die sie auf die Fremden anwendbar machen will. Dieses Regime ist im Jahre 1876 durch ein gemeinsames Uebereinkommen zwischen Aegypten und den Mächten an die Stelle der Kapitulationen getreten, es funktioniert seit dreißig Jahren und hat in dieser Zeit seine überzeugenden Proben überstanden. Es hat Aegypten das kostbarste aller Güter gegeben, eine aufgeklärte unparteiische und denkbar unabhängige Justiz, auf welche die öffentliche Gewalt keinen Einfluß hat, gleichzeitig auch eine klare, einfache, liberale, seinen Bedürfnissen angepaßte moderne Gesetzgebung. Von diesem, allerdings zugunsten der Fremden geformten Regime profitieren gleichzeitig auch die Aegypter selbst in ausgedehntestem Maße. Das Geschäftsleben in Aegypten ist so geartet, daß es kein einziges wichtiges Handels-, industrielles oder Finanzgeschäft gibt, bei dem nicht gleichzeitig die Interessen der Eingeborenen und der Fremden engagiert sind. Alle großen Geschäftsangelegenheiten in Aegypten sind „gemischter" Natur, und da der „gemischte" Charakter genügt, um sie dem internationalen System zu unterstellen, so ist es augenscheinlich, daß die Aegypter in

weitaus den meisten Fällen davon den gleichen Nutzen ziehen wie die Fremden. Der Verfasser hebt nun weiter hervor, daß wenn ungeachtet dieser Vorzüge das System der Internationalisierung von Lord Cromer verurteilt werde, so müsse man nach den Gründen fragen. Man könne nicht sagen, daß es veraltet sei oder daß es den Fremden in Aegypten Privilegien zuerkenne, die mit dem sozialen Zustande des modernen Aegyptens unvereinbar seien. Lord Cromer selbst erkenne an, daß es noch auf lange Jahre hinaus notwendig sein werde, den Fremden in Aegypten eine privilegierte Stellung zu sichern, daher ersetze sein Reformvorschlag nur ein Privileg durch ein andres. Aber auch der Vorwurf, daß das bisherige System mit der neuen Situation nicht vereinbar sei, die das Abkommen vom 8. April 1904 für England in Aegypten geschaffen habe, sei nicht haltbar. Wohl hätten die Mächte England die finanzielle und die administrative Aufsicht in Aegypten übertragen, aber sie haben dabei ausdrücklich den Status quo in bezug auf die Rechtspflege und die Gesetzgebung vorbehalten. Dieser Vorbehalt sei die Bedingung zur Anerkennung des englischen Privilegs durch die Mächte gewesen, was beweise, daß im Sinne der Unterhändler des Abkommens von 1904 kein Widerspruch zwischen der englischen Präponderanz und diesem bisherigen internationalen System bestanden habe, auch beweise die Erfahrung der beiden letzten Jahre hinlänglich, daß ein solcher Widerspruch nicht vorhanden sei. Nun sei allerdings das Abkommen von 1904 keineswegs unantastbar, und es sei England nicht verboten, bei den Mächten Modifikationen zu beantragen. Aber England könne für seine Vorschläge nur Gründe administrativer, praktischer Natur geltend machen, nicht solche politischer Natur. Es könne mit andern Worten nicht behaupten, daß das System der Internationalisierung die englische Präponderanz beeinträchtige. Indem die Mächte die Erhaltung des Status quo in bezug auf Rechtspflege und Gesetzgebung zur Bedingung ihrer Anerkennung der englischen Präponderanz in Aegypten machten, haben sie klar bezeugt, daß nach ihrer Auffassung das britische Uebergewicht das System der Internationalisierung zur Grenze habe. Diese Grenze sei vertragsmäßig festgelegt, und England könne sich des Vertrages, der diese Grenze festlege, nicht zur Unterstützung der Behauptung bedienen, daß sie für England hinderlich sei und durchbrochen werden müsse. Der Verfasser schließt mit der Feststellung, daß die Klagen Lord Cromers übertrieben seien, und verheißt, demnächst die Bedingungen formulieren zu wollen, unter welchen die Cromersche Reform angenommen werden könne. Es wird dann auf diese Angelegenheit zurückzukommen sein, einstweilen genügt es, auf diese französische Stimme hinzuweisen.

Wilhelm von Humboldt und Karoline Luise, Fürstin zu Schwarzburg-Rudolstadt

Mit bisher ungedruckten Briefen Humboldts

Von

Ernst Anemüller

(Schluß)

Frankfurt, 1813, Dezember 9.

Ew. Durchl. bitte ich entschuldigen zu wollen, daß ich Ihnen nicht früher geschrieben habe; aber ich wollte die Abreise des Kanzlers Ketelhodt abwarten, um mich eines völlig sicheren Weges zu bedienen und um mich frei Ihnen gegenüber eröffnen zu können.

Sie werden schon durch den Kanzler von Ketelhodt wissen, auf welche Weise die Angelegenheiten, mit denen Ew. Durchl. ihn hier beauftragt hatten, geordnet sind, und ich schmeichle mir, daß Sie nicht unzufrieden sein werden. Es war nicht möglich, irgend etwas Besonderes zugunsten eines einzigen Staates zu tun, aber die Grundsätze, die man im allgemeinen aufgestellt hat, sind so gemäßigt, wie die Umstände und die augenblickliche Krisis es zulassen. Was mir besonders wichtig erschien, fest und zuverlässig zu begründen, das war die Sicherheit, auch für die Zukunft die Rechte und die Besitzungen zu erhalten, welche die Fürsten gegenwärtig haben; und das ist auf eine ganz positive und bestimmte Weise geschehen. Ich gestehe Ew. Durchl., daß die Idee, daß Deutschland in vier oder sechs große Staaten geteilt werden sollte, mir immer unendlich traurig erschienen ist und daß ich es nicht leiden werde, Ihre schöne Gegend einem andern Willen unterworfen zu sehen als dem Ihrigen oder dem des Prinzen, Ihres Sohnes. Rudolstadt, Schwarzburg, selbst das neue Schloß, das noch nur projektiert ist,[1] alles würde seine Reize verlieren und, was noch trauriger sein würde, die Untertanen Ew. Durchl. würden eine freundliche, friedliebende und väterliche Regierung verlieren. Auf der andern Seite glaube ich, daß nicht nur die Sicherheit, sondern auch das Glück Deutschlands es erfordert, daß es von neuem Stellen gibt, welche alle deutschen Fürsten zusammen vereinigen, und daß man dadurch willkürlichen Akten Schranken setzt, zu denen sich einer von ihnen hergeben könnte. Ich werde niemals vergessen, was Ew. Durchl. mir selbst in dieser Hinsicht im Jahre 1808 auf einem Balle im Zimmer des Prinzen Günther zu sagen geruhten. Sie fanden die Macht, die den Fürsten Deutschlands durch die Rheinbundsakte gegeben war, gefährlich und schädlich, und Sie werden es also nicht mißbilligen, daß man in den gegenwärtigen Verträgen eine Ordnung der Dinge vorbereitet hat, die das Einzelinteresse dem Gemeinwohle unterordnet. Die Lasten, welche

[1] Ein Projekt, über das nichts Näheres bekannt ist.

der gegenwärtige Krieg von neuem den schon fast erschöpften Ländern auferlegt, sind in Wahrheit sehr erheblich. Aber man hat nichtsdestoweniger sich bemüht, sie so weit als möglich zu verringern, und die Fürsten haben wenigstens durch den Umstand viel gewonnen, daß Verträge, die ihre Pflichten genau festsetzen, ihnen vor willkürlichen Forderungen von Gouverneuren oder Generälen Deckung gewähren.

Was diesen letzten Punkt anlangt, so hat der Freiherr vom Stein mich sehr ungeduldig gemacht. Der Kanzler von Ketelhodt ist Zeuge, daß ich ihm gesagt habe, daß er kein Recht hatte, Ihr Land in das Gouvernement Sachsen einzubegreifen, daß dies eine unglaubliche Inkonsequenz war, da er es nicht als einen Teil dieses Gouvernements hatte ansehen können; er hat nur schlechte Entschuldigungen vorbringen können, er hat sich in allen Tatsachen zurückziehen müssen, aber er ist in den Ausdrücken selbst noch im letzten Stücke launisch geblieben, in dem er Ihnen versichern wird, daß Sie nicht mehr zu diesem Gouvernement gehören. Stein hat große Verdienste und leistet eminent viel, aber er hat auch sehr unbequeme Fehler. Er ist äußerst eigensinnig, inkonsequent, sobald als Leidenschaft und Vorurteil ins Spiel kommen, und er hat wenig Angenehmes in seinem Umgange, wenn es sich um Geschäfte handelt, wie Ew. Durchl. es aus Ketelhodts Klagen vernehmen wird. Sein Plan war, wie er ihn öffentlich bei Beginn des Krieges angekündigt hatte, die Länder aller Fürsten zu administrieren. Bei der Wiederaufnahme der Feindseligkeiten habe ich mich ihm darin heftig widersetzt, und ich habe Glück gehabt, er hat nachher sein Vorhaben wenigstens für einige der Fürsten durchführen wollen und hat es wirklich für die Reuß und Altenburg getan. Ich habe ihn hindern können, Sie in gleicher Weise zu behandeln, aber er ist später darauf zurückgekommen und hat es immer von neuem versucht. Merkwürdigerweise stehe ich trotzdem sehr gut mit ihm, und Ew. Durchlaucht würden es ebenfalls, wenn Sie ihn näher kennten. Er ist nichts weniger als hart, er ist im Gegenteil von weichem Charakter und wirklich das, was man un brave bienfaisant nennen kann.

Der Kanzler von Ketelhodt wird Ihnen wahrscheinlich sagen, daß es noch viel in unsrer Angelegenheit zu verhandeln gibt, und das ist unglücklicherweise sehr wahr. Die verbündeten Mächte sind zusammen völlig einig, aber es fehlt an der Spitze der Zivil- und der Militärverwaltung ein wirklich großer Kopf, ein Mann von organisatorischem Talent, von festem Willen und von angestrengter, ununterbrochener Aufmerksamkeit auf das große Ziel, das wir vor Augen haben. Die Sachen werden zu sehr stückweise erledigt; indem man ihnen nicht genug Folge gibt, erledigt man sie zu spät und verliert dadurch viel Zeit. Man wird nicht von neuem wieder die Vorteile für Deutschland ziehen können, die die geschlossenen Verträge gegenwärtig gestatten würden. Statt die Fürsten oder ihre Bevollmächtigten zu ermutigen, indem man ihnen hilft oder ihre Söhne bei sich aufnimmt, läßt man sie nach den notwendigsten Antworten schmachten, schickt sie von einem zum andern und erschwert ihnen den Zutritt zu denen, die zu sehen für sie am wichtigsten ist. Man begeht in den ernstesten Dingen beständig Fehler.

Aber ich bitte Ew. Durchl., darüber nicht zu erschrecken. Die Dinge werden trotzdem gut gehen; das Schicksal begünstigt uns sichtlich, die Tapferkeit der Armeen und das Nationalgefühl läßt nicht mehr zu, daß wir die Vorteile verlieren sollten, die wir gewonnen haben, und die Verwirrung, in der Napoleon sich befindet, läßt ihn noch viel schwerere Fehler begehen als diejenigen, von denen ich soeben unserseits gesprochen habe. Wir verlassen in diesem Augenblicke Frankfurt, und es scheint, daß wir nach Heidelberg und Freiburg gehen. Die Dinge in Holland gehen aufs beste, und man ist besonders unsern Truppen dafür zu Dank verpflichtet. Denn der General Bülow hatte diese Expedition unternommen, ohne Befehl dazu zu haben, und sogar, obwohl er wußte, daß man es nicht wollte.

Meine Frau wird gewiß die Ehre haben, Ew. Durchl. im kommenden Sommer zu sehen. Sie wird nach den böhmischen Bädern und von da auf einige Zeit nach Rudolstadt gehen. Wie beneide ich sie um die glücklichen Tage, die sie dort verbringen wird! Ich weiß nicht, welcher Ort mir später zum Aufenthalte bestimmt ist, aber ich zweifle daran, daß ich sie begleiten kann. Geruhen Ew. Durchl. Frau von Lengefeld für die angenehme Strafe zu danken, die sie mir verspricht. Sie kennt mich genau, da sie mir diejenige zuweist, die für mich die härteste ist. Wie schön waren diese Spaziergänge bei dem Schwarzburger Schlosse! Es ist traurig, daß wir mitten in allen Hoffnungen auf allgemeine Ruhe, von der wir jetzt beständig sprechen, nicht wissen, ob wir für uns persönlich die Wiederkehr ähnlicher Tage erhoffen dürfen!

*

Chatillon, 1814 März 6.

Soeben erhielt ich den Brief betreffs des Herrn von Brockenburg, mit dem Ew. Durchl. mich unter dem Datum des 12. v. M. beehrten. Aber da ich schon vorher durch einen Brief des Kanzlers von Ketelhodt davon unterrichtet war, daß diese Offiziere noch nicht freigelassen waren, so hatte ich mich schon an Lord Castlereagh direkt gewandt, um ihre Befreiung zu beschleunigen. Er ist augenblicklich nicht hier und ich hatte ihm nach Chaumont geschrieben, wo er sich im Hauptquartier befindet. Ich erwarte seine Antwort von einem Augenblicke zum andern und werde mich beeilen, sie Ihnen zukommen zu lassen. Ich vermute, daß der Oberst von Brockenburg selbst mit ihm sprechen wird; denn nach dem Briefe Ew. Durchl. scheint er zum Hauptquartiere zu gehören. Ich werde die Sache mit dem Eifer verfolgen, den ich stets den Interessen Ew. Durchl. widmen werde, und ich bitte Sie dringend, mir nicht von Dankbarkeit zu sprechen. Nur meine Frau und ich schulden Ihnen solche, *und ich bin zu glücklich, wenn Sie mich als Ihren Minister bei den verbündeten Höfen ansehen wollten, indem Sie mir einfach Ihre Aufträge zukommen ließen.* Ich habe in Rudolstadt so glückliche Tage genossen, daß die Erinnerung daran niemals in meinem Gedächtnisse erlöschen wird und daß ich nichts so liebe, wie mich mit dem zu beschäftigen, was für Ew. Durchl. Interesse hat. Sie werden danach beurteilen können, wie tief ich durch Ihren

Brief vom 30. Dezember gerührt bin, der so voll von Beweisen Ihres Wohlwollens und Ihrer Güte ist. Ich bin weit davon entfernt, das zu verdienen, was Ew. Durchl. mir darin zu sagen geruhen, aber sicher ist es unmöglich, Ihnen treuer ergeben zu sein, als ich es bin — und das einzige, worin ich mir einiges Verdienst zuschreiben könnte!

Die Schlappen, die Blüchers Armee erlitten hatte und der augenblickliche Rückzug der Alliierten werden auch Ew. Durchl. beunruhigt haben. Aber im Grunde ist dieser Rückzug mehr aus Vorsicht und Klugheit geschehen, als aus Notwendigkeit, und alles ist brillant wieder in Ordnung gebracht. Die Alliierten sind gestern früh in Troyes eingerückt: man verfolgt den Feind schon weiter und geht gegen Sens vor. Blüchers Armee steht auf dem rechten Ufer der Marne und ist bis Meaux vorgerückt. Napoleon scheint sich auf dem linken Ufer zu befinden und hatte Blücher bis zum 3. d. M. nicht angegriffen, wenigstens nicht mit Erfolg. Denn der Herzog von Vicenza (der französische Bevollmächtigte bei den Verhandlungen zu Chatillon) erhielt einen Kurier von diesem Tage und meldete keinen Vorteil. Was Lyon anlangt, das einen Augenblick Besorgnis erregte, so ist jetzt alles wieder in Ordnung. Augereau ist gegen Genf vorgerückt, aber es wird ihm schlecht bekommen; denn der General Bubna, der diese Stadt verteidigt, hat Verstärkungen erhalten, und der General Bianchi ist von der großen Armee detachiert worden, um Augereau zu folgen und sich zu gleicher Zeit womöglich Lyons zu bemächtigen. Die beiden Brüder Ew. Durchl., die Prinzen Friedrich [1]) und Philipp, sind ebenfalls mit getrennten Korps auf dieser Seite, und die Streitkräfte der Alliierten sind dort denen des Feindes sehr überlegen. Ich habe keine detaillierten Nachrichten von den beiden Prinzen, aber ich weiß, daß es ihnen gut geht. Der Friede kann unter diesen Umständen nur gut und ruhmreich sein, und Sie sagen allerdings mit Recht, daß ich ganz damit beschäftigt bin. Aber bis jetzt ist es mir unmöglich, Ew. Durchl. etwas ganz Bestimmtes über den Ausgang zu sagen; noch ist er sehr ungewiß, und man muß immer von den Waffen und den Erfolgen unsrer Truppen den heilsamen Anstoß erwarten, der unsern Gegner dazu bringen kann, Europa Ruhe zu bewilligen. Ich hoffe sehr, daß Ew. Durchl. immer die besten Nachrichten von dem Prinzen, Ihrem Sohne, haben, der, wie ich vermute, sich beim Prinzen Philipp befindet. Seit vorgestern habe ich das Vergnügen, Theodor [2]) hier bei mir zu haben. Ein ärgerlicher Unfall ist ihm dadurch zugestoßen, daß in dem Hause, wo er sich befand, Feuer ausbrach; er hat fast alles verloren, was er besaß, und ist daher zu mir gekommen, um sich neu zu equipieren. Im übrigen geht es ihm sehr gut. Der König hat die Güte gehabt, ihn zum Offizier zu ernennen, was ihn sehr glücklich macht. Von meiner Frau und meinen Kindern habe ich immer die besten Nachrichten. Ich hoffe ganz bestimmt, daß sie diesen

---

[1]) Prinz Friedrich nahm am 22. März Lyon, Prinz Philipp stand als Führer des VI. Bundeskorps unter seinem Bruder.

[2]) Humboldts Sohn, geboren 1797 zu Jena.

Sommer oder Herbst so glücklich sein wird, Ew. Durchl. in Rudolstadt zu sehen. Ich wage nichts von mir zu sagen! Ich hänge vom Schicksal des Krieges und des Friedens ab und werde nicht eher Herr über mich selbst und meine Handlungen sein, als bis dies alles vorüber ist. Der Tod des alten Ketelhodt[1]) wurde mir von seinem Sohne angezeigt. Ich würde ihm gern den Roten Adlerorden in der Familie erhalten haben, und ich arbeite noch daran, aber ich bezweifle, daß ich damit Glück haben werde: der König ist manchmal wunderlich, und er kennt den Sohn kaum. Aber ich habe mich in Frankfurt von neuem überzeugt, daß er allen Angelegenheiten Ew. Durchl. außerordentlichen Eifer widmet und daß er mit Verständnis und Klugheit verfährt.

*

Paris, 1814 Mai 25.

Der Brief Ew. Durchl. vom 3. d. M. traf mich in einer Zeit, wo ich kaum Herr über eine einzige halbe Stunde während des ganzen Tages bin. Ich bitte Sie demnach zu entschuldigen, daß ich darauf nur mit wenigen Zeilen antworte. Im übrigen wissen Sie, wie gern ich mich mit Ew. Durchl. unterhalte.

Ich habe Ihren Brief auf dem gewöhnlichen Wege an den König geschickt und habe mich bemüht, den Inhalt Seiner Majestät zu empfehlen. (Aus dem Folgenden ergibt sich, daß es sich um die oben schon erwähnte Ordensverleihung an Ketelhodt handelt. H. hofft auf Erfolg.)

Die Verhältnisse Deutschlands werden auf einem Kongresse behandelt werden, der gegen den 1. August wahrscheinlich in Wien eröffnet werden wird. Ich habe das Gefühl, daß sowohl die Verfassung Deutschlands, wie die Veränderungen, die Sachsen ohne Zweifel erleiden wird, von der größten Wichtigkeit für die Interessen Ihres Hauses sind, aber ich bitte Sie zu glauben, daß ich nicht müßig bin und nicht müßig sein werde. Ew. Durchl. kennen meine Gefühle; sie werden sich niemals ändern, und ich werde alles tun, um das, was ich für Ew. Durchl. wünsche, mit dem in Einklang zu bringen, was meine Stellung und die Umstände mir vorschreiben werden. Es wird, wie ich glaube, nichtsdestoweniger gut, vielleicht sogar notwendig sein, daß Herr von Ketelhodt sich am Orte des Kongresses befindet. Ich weiß noch nicht, von welchen Fürsten Gesandte zugelassen sein werden, aber seine Gegenwart wird meiner Meinung nach immer möglich und nützlich sein. Ich behalte mir nichtsdestoweniger vor, Ew. Durchl. noch von all dem zu unterrichten, wenn die genaueren Bestimmungen getroffen sein werden. Ich werde den König nach England begleiten; wir werden wenige Tage nach der Unterzeichnung des Friedens abreisen, die wahrscheinlich noch in dieser Woche stattfinden wird, aber ich hoffe, daß wir Anfang Juli nach Deutschland zurück sein werden.

Meine Frau ist mit ihrer Familie am 9. von Wien abgereist. Sie schrieb

---

[1]) Es war der Vater und Amtsvorgänger des oben erwähnten Kanzlers.

mir am 14. aus Salzburg. Sie geht nach der Schweiz, um dort einen Teil des Sommers zuzubringen.

*

Schaffhausen, 1814 August 2.

Es ist sehr lange her, daß ich Ew. Durchl. nicht mehr geschrieben habe, und ich mache mir lebhafte Vorwürfe darüber; aber ich kann wahrhaftig sagen, daß das unstete Leben, das ich habe führen müssen und das trotzdem viel Beschäftigung mit sich gebracht hat, mir gar keine Zeit gelassen hat. Ich bitte Sie daher inständigst, mich zu entschuldigen und mir wenigstens zu glauben, daß ich unendlich oft in Gedanken bei Ihnen gewesen bin, indem ich es aufs tiefste bedauerte, keine Hoffnung zu haben, persönlich dort zu sein. Es ist wirklich ein sehr hartes Los, das mich von Ihrer Gegend fernhält. Ich bin, wie Ew. Durchl. vielleicht wissen, zum Minister in Paris ernannt, aber ich muß auf meinem Wiener Posten noch bis zum Ende des Kongresses bleiben und mich dann unmittelbar nach Frankreich begeben. Ich bin gegenwärtig auf dem Wege nach Wien, wo ich gegen den 10. d. M. anzukommen denke. Da ich den König nach Neufchâtel begleitete, konnte ich in Bern einige Tage mit meiner Frau und unsern Kindern zubringen. Wir haben sogar einen mehrtägigen Ausflug in die Berge gemacht. Ew. Durchl. wird sich leicht denken, wie glücklich ich war, meine Familie wiederzusehen, aber dieses Glück ist doch durch ein sehr bitteres Gefühl getrübt worden. Ich fand meine Frau sehr leidend, und zwar an einem Uebel, das, wie ich Ew. Durchl. ebenso offen gestehe, wie ich es meiner Frau sorgsam verheimlicht habe, mich um so mehr beunruhigt, als man seine Ursache nicht kennt. Dieser Zustand quält mich außerordentlich, und es ist mir um so schmerzlicher, mich von neuem von ihr haben trennen zu müssen. Meine Frau wird nicht vor mir nach Paris gehen, sie wird jetzt noch eine Reise von sechs bis acht Wochen in der Schweiz machen, dann wird sie ihre Pläne nach der Dauer des Kongresses einrichten und nach der Wahrscheinlichkeit meiner Rückkehr nach Paris. Wir haben zusammen viel von Ihnen gesprochen!

Der Kongreß wird am 1. Oktober beginnen. Der Kaiser Alexander hat fest versprochen, dann in Wien zu sein, der König wird dort nicht mehr fehlen. Es ist eine unendlich wichtige Zeit, von der das Schicksal Europas von neuem abhängen wird. Ich habe gute Hoffnungen, obwohl ich gedacht hatte, daß der Kongreß nicht vertagt worden wäre und daß der provisorische Zustand hätte abgekürzt werden können. Die deutschen Angelegenheiten werden ein Hauptobjekt der Verhandlungen bilden. Da ich die gerechte und vornehme Weise kenne, in der Ew. Durchl. über diesen Gegenstand denkt, so fürchte ich nicht, daß der Plan, den ich angenommen sehen möchte, Ihnen mißfallen könne. Aber ich begreife, daß es auch noch andre geben kann und daß bei einer Gelegenheit wie die gegenwärtige, sehr viele Interessen verletzt werden können. Ich bitte Sie auf das dringendste, von meiner Ergebenheit für Ihre Person und Ihr Haus überzeugt zu sein und zu glauben, daß ich alles tun werde, was von mir abhängen wird und daß ich es zum Teil schon getan habe. Ich sehe übrigens keine großen

Schwierigkeiten voraus. Ew. Durchl. haben mir eines Tages den Wunsch zu erkennen gegeben, daß ich Sie benachrichtigen möchte, wenn es Zeit sein würde, jemand nach Wien zu schicken. Ich glaube, daß Sie es nicht eher tun dürfen, als bis die Fürsten es tun, die, wie die Herzöge von Sachsen, sich in ähnlicher Lage wie Sie befinden. Es würde nicht gut sein, es dann zu unterlassen, aber die Eile hilft nichts bei diesen Gelegenheiten. Wenn ich trotzdem eine Sendung früher für notwendig halten sollte, so würde ich nicht verfehlen, es Ew. Durchl. anzuzeigen. Der Kanzler von Ketelhodt steht, wenn ich mich nicht täusche, in offizieller Korrespondenz mit dem Baron von Dietrich in Wien oder würde sie leicht erneuern können. Da ich Herrn von Dietrich von Zeit zu Zeit sehe, so werde ich dadurch auch erfahren, ob es irgendwelche Detailpunkte gibt, die Ihre Interessen näher berühren. Ew. Durchl. brauchen nicht an den Gefühlen zu zweifeln, die ich für Sie persönlich hege; aber ich gestehe Ihnen trotzdem freimütig, daß das Glück, welches Sie über Ihre Diener verbreiten, mich die Erlaubnis besonders schätzen läßt, die Sie mir zu geben geruhen, mich mit den Interessen Ihres Hauses zu beschäftigen. Ich benutze einen Kurier, den ich nach Berlin expediere, um diesen Brief an Sie gelangen zu lassen. Ich bitte Sie, die Briefe für mich nach Wien zu richten; ich glaube kaum, daß Ew. Durchl. mir etwas Besonderes mitteilen könnte, aber ich muß im übrigen gestehen, daß man nirgends so gewohnt ist auf die Briefe andrer wie auf die eignen zu achten, wie dort, wohin ich gehe.

Geruhen Ew. Durchl. mir Ihre Erinnerung und Ihre wohlwollende Freundschaft zu erhalten und zu verzeihen, wenn dieser Brief unter der Stimmung leidet, in die mich die Trennung von meiner Familie und der Zustand meiner Frau versetzt. Es ist beinahe das erstemal, daß ich den Geschäften, die mich rufen, ein großes Opfer bringe, und es ist recht traurig, daß die Gelegenheiten sehr selten sind, wo man sich sagen kann, daß diese Opfer nützlich sind! Ich wiederhole Ihnen aus dem Grunde meiner Seele den Ausdruck meiner unbegrenzten Verehrung und ehrerbietigsten Anhänglichkeit.

*

Wien, 1815 Juni 11.

Es würde mir unmöglich sein, den Kanzler von Ketelhodt abreisen zu lassen, ohne mich in die Erinnerung Ew. Durchl. zurückzurufen und ohne Ihnen mit wenig Worten über das Ergebnis der Angelegenheiten, die Sie interessieren können, Rechenschaft zu geben.

Der deutsche Bundesvertrag ist abgeschlossen und unterzeichnet. Er läßt viel und fast alles zu wünschen übrig. Der Gedanke, davon einige Staaten nicht auszuschließen, die auf alles, was konstitutionell ist, nicht eingehen, besonders Bayern, hat bewirkt, daß man nur die beschränktesten Pläne in Aussicht genommen hat, und Ew. Durchl. wissen, welch traurigen Einfluß dies auf mehrere sehr wesentliche Punkte hat haben müssen. Indessen ist es immer sehr heilsam, daß wenigstens ein Bund existiert, daß die weniger großen Staaten eine ge-

sicherte Existenz haben und daß ein Bundestag sich versammelt, der doch, wie beschränkt auch seine Befugnisse sein mögen, einen gewissen Einfluß wird ausüben können, um einzelne Ungerechtigkeiten auch im Innern verschiedener Länder zu verhüten. Die besondere Stellung der schwarzburgischen Häuser ist eine solche geworden, daß Herr von Ketelhodt gesteht, daß sie viel besser ist, als sie ehedem im Reiche gewesen war. Er legt mit Recht großen Wert darauf, daß die schwarzburgischen Häuser für die Stimme, die sie ausüben, mit denen von Anhalt und von Oldenburg vereinigt sind. Es ist eine Vereinigung, die mir auch für die Zukunft sichere Vorteile zu bieten scheint; ich habe mich bemüht, sie in einem Augenblicke vorzuschlagen, wo man am meisten geneigt sein mußte, sie zu genehmigen, und die Schwierigkeiten, die sich zeigten, sind glücklich besiegt worden. Was die besonderen Beziehungen Rudolstadts zu Sachsen anlangt, so sind sie völlig auf Preußen übertragen worden. Je mehr sich Sachsen gegenwärtig in allen Beziehungen in einer gedrückten Lage befinden wird, um so mehr würde es auf denjenigen gelastet haben, über die es Rechte zu haben glaubte. Ich glaube, daß schon unter diesem Gesichtspunkte der Prinz, Ihr Sohn, bei diesem Wechsel gewinnt. Ich hoffe übrigens auch, daß es leicht sein wird, mit Preußen einen Vergleich zu schließen, der das Haus Schwarzburg-Rudolstadt von jedem Lehensverhältnisse und von alten Rechten befreien wird, die bis jetzt die Verwaltung hinderten. Ich werde sicher so weit dazu beitragen, als es meine besondere Lage mir erlauben wird.

Ich bedaure lebhaft, daß es mir nicht geglückt ist, dem Hause Hessen-Homburg dazu zu verhelfen, worauf es mit Recht Anspruch machte. Es ist wahr, daß es eine Vergrößerung von einem Bezirk von 10000 Seelen erhalten hat; aber bis jetzt ist diese Vergrößerung nur auf dem linken Ufer des Rheines angewiesen und alle Anstrengungen, den Darmstädter Hof zu bestimmen, sie dem Landgrafen im Zusammenhange mit seinen andern Besitzungen zurückzuerstatten, sind vergeblich gewesen. Dieser Hof hat ihm gegenüber sogar die Bestimmungen des Frankfurter Vertrages noch nicht erfüllt, doch hat man ihm von neuem die Verpflichtung dazu auferlegt.

Ich kann diesen Brief nicht schließen, ohne Herrn von Ketelhodts Eifer, Klugheit und Geschicklichkeit gerechtermaßen zu bezeugen. Er hat sich auf die vorteilhafteste Weise unter allen Abgeordneten der deutschen Fürsten ausgezeichnet und sich allgemeine Achtung erworben.

Aus den Erlebnissen eines alten Seeoffiziers. 1864

In der Ostsee

Von

Vizeadmiral von Valois

Nach der fast dreieinhalbjährigen Reise mit „Arkona“ und „Thetis“ — die zum Abschlusse von Handelsverträgen mit Japan, China und Siam führte — wurde es uns zunächst außerordentlich schwer, auf den Schulbänken zu sitzen und den Lektionen mit Aufmerksamkeit zu folgen.

Selbst die Musterknaben konnten sich anfangs kaum vor dem Einschlafen bewahren; — nach der ewig langen Zeit auf See drückte uns die Luft des Schulzimmers oft unfreiwillig die Augen zu.

Dieser Zustand wurde natürlich bald überwunden; im Juni 1863 machten und bestanden wir das Examen zum Leutnant zur See, wurden auf die verschiedenen Schiffe verteilt und im Laufe des Sommers nach Maßgabe des Etats zum Fähnrich zur See befördert.

Gegen Ende 1863 ließen die politischen Beziehungen zwischen Preußen und Dänemark den Ausbruch eines Krieges zwischen beiden Ländern möglich erscheinen.

Die schon für Auslandsreisen bestimmten Fahrzeuge wurden daher zurückbehalten und zurückgerufen, und auch die Marine bereitete sich auf kriegerische Verwendung vor.

Unser Schwerpunkt lag damals entschieden in unsern Dampfkanonenbooten, von denen vier große und vierzehn kleine in der Heimat zur Verfügung bereit standen. — Zwei große, „Blitz“ und „Basilisk“, befanden sich im Mittelmeer und ein kleines, „Krokodil“, war trotz des geringen Lebensalters infolge schlechten Holzes schon derart verrottet, daß es nicht mehr seetüchtig war.

Große Schwierigkeiten stellten sich der mobilmachungsmäßigen Deckung des durch die große Zahl von Kanonenbooten sehr vergrößerten Bedarfs an Offizieren, Deckoffizieren und Maschinenpersonal entgegen. — Schon Ende Dezember wurden von 200 einberufenen Kapitänen und Steuerleuten der Handelsmarine 55 ausgewählt und zu Hilfsfähnrichs der Seewehr ernannt, von uns der Kürze wegen aber stets nur als Hilfsbarone bezeichnet.

Als Kommandanten für die Kanonenboote waren fast nur die eben ernannten Fähnrichs zur See verfügbar, die dann auch zunächst dafür designiert wurden, um später mit einem Hilfsbaron als Hauptstütze diese Stellungen zu übernehmen.

Es war ein tüchtiger Sprung, fast direkt aus dem Examen zum Kommandanten eines Kriegsschiffes — und einige von uns waren eben erst 21 Jahre alt geworden.

Mitte Januar 1864 wurden alle für die Flottille designierten Offiziere nach

Stralsund zum Marinedepot kommandiert, um dort durch unsern zukünftigen Chef, den Kapitän zur See Kuhn, für unsre Stellungen vorbereitet zu werden.

Das Marinedepot befand sich auf der kleinen, dicht bei Stralsund liegenden Insel, die Dänholm genannt wurde. Im Bassin dieser Insel — die ganz fiskalisches Eigentum war — lagen alle für die Flottille bestimmten Fahrzeuge.

Da die Unterbringung der Besatzungen im harten Winter besondere Vorkehrungen notwendig gemacht hätte, ohne anderseits der Ausbildung förderlich zu sein, so waren die Besatzungen in Stralsund einquartiert, und wir Offiziere hatten uns beliebige Wohnungen gemietet.

Jeden Morgen um 8 Uhr marschierten wir mit unsern Leuten vom Frankentore nach dem Dänholm, um auf den uns angewiesenen Fahrzeugen Exerzier- oder Instruktionsdienst abzuhalten oder Reinigungs- und Instandsetzungsarbeiten zu betreiben.

Eine Fähre vermittelte das Uebersetzen nach dem Holm, der ursprünglich Strelainsel hieß und seinen jetzigen Namen nach einer den Dänen im Jahre 1429 durch die Stralsunder beigebrachten Niederlage erhalten hat.

Leider war auf den Fahrzeugen wenig mehr zu machen als wie Geschützexerzitien abzuhalten — an Schießen war gar nicht zu denken, ja selbst Zielübungen konnten nicht abgehalten werden, denn die Fahrzeuge lagen dicht vom Eise umschlossen in dem von Bergen überhöhten Bassin, und Richtscheiben und Zielgewehre waren uns damals unbekannte Größen.

Oft bestand unsre Beschäftigung nur im Schneeschippen und Eispicken, um die Fahrzeuge vom Schnee und die Schiffsseiten vom Drucke des Eises zu befreien.

In der Mittagspause wurde das von den Burschen mitgebrachte Frühstück kalt verzehrt oder im Verein mit guten Freunden auf improvisierten Kochapparaten angewärmt; in der Regel war „Loreley“ Rendezvous.

Mit Einbrechen der Dunkelheit ging's in die Quartiere und Wohnungen zurück, und dann gab es fröhliche Stunden.

Unser Hauptquartier mit gemeinschaftlichem Mittagstische war Menkows Hotel am alten Markte — gegenüber dem altertümlichen Rathause.

Es war eine Art Leben ähnlich wie in Wallensteins Lager, fast alle von uns zwischen zwanzig und fünfundzwanzig Jahren, ohne Sorgen für die kommenden Tage und mit der Aussicht auf baldige kriegerische Tätigkeit in schönen Stellungen.

Auch Würfelspiel und Bechers Lust — und wenn einem Genossen der damaligen Zeit diese Zeilen in die Hände fallen, dem wird wie auch mir die schöne Zeit wohl wieder lebhaft in der Erinnerung auferstehen.

Da nicht so viel Kanonenbootskommandos zu vergeben waren, als wie ich Vorderleute hatte, wurde ich als Wachoffizier auf unser Cheffahrzeug, die „Loreley“, kommandiert.

Kapitän zur See Kuhn, der Flottenchef, und der Signalfähnrich von Lindequist waren bei uns an Bord. Kommandant war Leutnant zur See II. Klasse Graf Monts.

Am 20. April wurde die Flottille formiert, und wir siedelten alle von Land an Bord über, obgleich die Witterung immer noch so ungünstig war, daß wir zur Untätigkeit verurteilt waren.

Anfangs März aber wurde es milder, und wir durften auf baldige Befreiung vom Eise und auf Transferierung in freies Wasser hoffen.

Mit starken Eisbrechern würde es möglich gewesen sein, eine Rinne bis in die eisfreien Buchten der Insel Rügen und des Greifswalder Boddens zu durchbrechen.

Da viele Kanonenboote noch niemals in Dienst gewesen und viele der jungen Kommandanten wie auch das Maschinenpersonal mit ganz fremden Verhältnissen rechnen mußten, würde das für uns von höchster Wichtigkeit gewesen sein.

Am 15. März — am Tage der dänischen Blockadeerklärung — verließ Kapitän zur See Kuhn mit den drei Divisionen Dampfkanonenbooten den Dänholm, um in den Gewässern östlich und westlich von Rügen die Ausbildung zu beginnen.

Unsre schwimmenden Streitkräfte in der Ostsee setzten sich zusammen aus:

I. Geschwader unter Kapitän zur See Jachmann.

1. „Arkona“ = 28 Kanonen;
2. „Vineta“ = 28 „ war bei Beginn nicht ganz fertig, und hat sich überhaupt nicht wesentlich beteiligt;
3. „Nymphe“ = 13 „ erhielt nach dem 17. März noch 4 gezogene Zwölfpfünder;
4. „Grille“ = 2 „

Summa 71 Kanonen.

II. Die Segelschiffe, deren Anführung überflüssig erscheint, da sie in keiner Weise in Betracht kamen.

III. Die Flottille.

Flottillenfahrzeug „Loreley“ . . . . 2 Kanonen
mit 3 Divisionen Schraubenkanonenbooten — jede Division 6 Boote, in Summa 4 große à 3 Kanonen und 14 kleine à 2 „ } 40 „

Summa 42 Kanonen.

Unter der Bezeichnung 4. und 5. Division waren unter Kommando der Leutnants zur See I. Klasse Krausnick und II. Klasse Beyer bei Stralsund 18 Ruderkanonenboote und 4 derartige Jollen stationiert, mit einer Besatzung von nahezu 800 Seewehrleuten.

Für eine aktive Verwendung kamen nur die sub I und III angeführten in Betracht, mit in Summa 113 Kanonen.

Die Divisionskommandeure waren:

1. Division: Leutnant zur See I. Klasse Kinderling,
2. „ Korvettenkapitän Hatzenstein,
3. „ Leutnant zur See I. Klasse Arendt.

Von der dänischen Marine kamen für uns nachstehende Streitkräfte in Betracht:

Schrauben-Linienschiff	„Skjold"	64	Kanonen
„ -Fregatte	„Sjaelland"	42	„
„ „	„Jylland"	44[1])	„
„ „	„Tordenskjold" . . .	34	„
„ -Korvette	„Heimdal"	16	„
„ „	„Thor"	12	„
„ -Schoner	„Diana" oder „Fylla"	3	„
Raddampfer „Holger Danske"		7	„
	Summa	222	Kanonen.

Dieser Uebermacht gegenüber war es natürlich ausgeschlossen, Kopf gegen Kopf eine Entscheidung herbeiführen zu wollen.

So aussichtslos, wie es aus der Gegenüberstellung der beiderseitigen Geschützzahlen hervorzugehen scheint, lagen die Chancen allerdings nicht. Unter richtiger Verwendung hätte unsre schwer armierte Kanonenbootsflotille gute Dienste leisten können, wenn das anfänglich berechtigte Mißtrauen in die Leistungsfähigkeit der Maschinen und Geschütze sich hätte beseitigen lassen, als die beregten Uebelstände gehoben waren.

„Loreley" ging mit der 1. Division nach dem Ruden;[2]) — es wurde am Tage manövriert und nachts dort geankert.

Am 17. März, bei hellem schönen Wetter und glatter See, gingen wir mit der 1. Division bei der Greifswalder Oie vorbei nach Norden; — die 2. Division hatte sich ein Uebungsfeld im Greifswalder Bodden gewählt.

Gegen Mittag bemerkten wir, etwa in der Nähe von „Arkona", das dänische Blockadegeschwader und drehten bald wieder nach Süden, da unsre kleinen Boote in so geringer Anzahl dem Feinde gegenüber keine Aussicht auf Erfolg hatten.

Auf dem Rückwege unweit der Greifswalder Oie sahen wir unser Geschwader — „Arkona" und „Nymphe" — von Swinemünde andampfend und erwarteten deren Annäherung.

Auf Sprechweite angekommen, rief Jachmann unserm Chef zu: „Ich werde die Dänen angreifen!" Kapitän zur See Kuhn antwortete: „Ich komme mit!" und „Loreley" schloß sich den beiden großen Brüdern an.

Die Kanonenboote, deren geringe Geschwindigkeit dieselben zu einem laufen-

---

[1]) Ging später nach der Nordsee und nahm am Gefecht vor Helgoland teil, während die gepanzerte Fregatte „Danebrog" nach der Ostsee kam.

[2]) Kleine Insel im Greifswalder Bodden.

den Gefechte absolut ungeeignet machte — und ein solches mußte der Kampf nach Lage der Dinge werden —, erhielten Befehl, sich westlich unter Land zu ziehen. Das Signal wurde anfangs nicht ausgeführt, zwar langsamer, aber doch in derselben Richtung folgte die 1. Division uns mehrere Seemeilen; — schließlich wendeten sie aber doch noch gerade rechtzeitig westlich, um nicht von den uns inzwischen verfolgenden Dänen im tiefen Wasser erfaßt werden zu können.

Das dänische Geschwader unter Kommando des Konteradmirals van Dokkum bestand aus den Schiffen

Flaggschiff „Sjaelland"	42	Kanonen
Linienschiff „Skjold"	64	„
Fregatte „Tordenskjold"	34	„
Korvette „Heimdal"	16	„
„ „Thor"	12	„

„Sjaelland", gefolgt von „Skjold", ging uns entgegen, die andern Fahrzeuge blieben etwas zurück.

Annähernd in Schußweite formierten unsre Schiffe Dwarslinie, um sich nicht gegenseitig beim Bugfeuer zu behindern, und gegen 2 Uhr eröffnete „Arkona" das Feuer. Der erste Schuß war zu kurz, der zweite ging schon über die „Sjaelland" hinweg.

Auch „Loreley" feuerte nur zwei Schuß aus dem Buggeschütze — denn da die Schiffe mit 9 bis 10 Seemeilen Fahrt direkt aufeinander zuliefen, hätte ein Fortsetzen des Kurses in kürzester Zeit zum Nahgefecht geführt.

„Arkona" drehte nach Steuerbord und gab ihre Breitseite ab — die Dänen drehten nach Backbord, um sich nicht enfilieren zu lassen und ebenfalls ihre Breitseiten brauchen zu können. — „Loreley" und „Nymphe" sowie die andern dänischen Schiffe waren dem Beispiele ihrer Flaggschiffe gefolgt.

Die Entfernung war kurz nach Aenderung des Kurses bis auf zirka 2000 Schritt gesunken, und man konnte deutlich die Bewegungen der feindlichen Geschütze in den Pforten wahrnehmen.

Wenn auch nur „Skjold" und „Sjaelland" am Gefechte teilnahmen, so standen unsern 43 Geschützen doch 106 feindliche gegenüber, und „Loreley" war überdem mit ihrer Radmaschine und leichten Bauart kaum mehr als wie eine schwimmende Holzschachtel.

So wurden denn die Maschinen auf äußerste Kraft gestellt, und bald bemerkten wir, daß sich nicht nur die Entfernung zwischen „Sjaelland" und uns vergrößerte, sondern auch, daß „Skjold" erheblich hinter seinem Flaggschiffe zurückblieb.

Bald handelte es sich nur noch um ein Gefecht zwischen der „Sjaelland" und uns, so daß die artilleristische Gleichheit ziemlich hergestellt war.

Unsre Lage aber würde sofort sehr kritisch geworden sein, wenn eine Fahrtstörung eingetreten wäre und „Skjold" Zeit gehabt hätte, heranzukommen — ein Umstand, auf den die Dänen sehnlichst, aber vergeblich hofften.

Die Dänen glaubten, daß „Sjaelland" imstande sein würde, unsre Korvetten

einzuholen, aber auch dies war nicht der Fall, und ein geringer Fahrtüberschuß ermöglichte unsern Korvetten, die Entfernung zu bestimmen.

Mit überlegener Schnelligkeit hätte das Gefecht für „Sjaelland“ leicht nachteilig werden können, wenn sie unter völliger Trennung vom eignen Geschwader den Kampf mit „Nymphe“ und „Arkona“ hätte durchführen wollen; — denn artilleristische Gleichheit vorausgesetzt, werden zwei einem einzelnen immer überlegen sein, weil die zwei ihr Feuer konzentrieren, der einzelne es zersplittern muß.

Beiderseits ist gut geschossen worden, wie dies auch durch die Dänen in betreff unsrer Schiffe anerkannt worden ist.

Gegen 3 Uhr kam unsre Eskadre in die Nähe der Greifswalder Oie, wo sich unser Weg von dem der Korvetten trennen mußte, die weiter nach Swinemünde zu hielten, während wir in die Binnengewässer einliefen, um uns mit unsern Kanonenbooten zu vereinigen. Es war zuletzt ein reines Rückzugsgefecht geworden, in welchem den Bug- und Heckgeschützen die Hauptrolle zufiel — gelegentlich drehten die Korvetten indessen auf und feuerten mit den Batteriegeschützen.

Ohne die Aussicht, unsre Schiffe einholen zu können, gab „Sjaelland“ gegen 4½ Uhr nach einem Verluste von 3 Toten und 19 Verwundeten die Verfolgung auf. — Das Schiff und besonders die Takelage war stark zerschossen, doch konnten alle Reparaturen mit Bordmitteln ausgeführt werden.

Unsre drei Schiffe verloren 5 Tote und 8 Verwundete, und die Verletzungen der Schiffskörper und Takelage hinderten keins der Schiffe, sofort wieder ins Gefecht zu gehen.

„Skjold“ hatte nur unbedeutende Schäden in der Takelage und im Schiffskörper.

„Nymphe“ schien einmal infolge einiger Schüsse durch den Schornstein an Geschwindigkeit zu verlieren — es war dies aber nur vorübergehend der Fall, und bald konnte die alte Fahrt wieder eingehalten werden.

„Loreley“ gab gegen 3½ Uhr den letzten Schuß aus dem Heckgeschütz ab. Dieser mir unterstellte gezogene Zwölfpfünder hatte fast das ganze Gefecht allein zu führen, da von den 24 von „Loreley“ abgegebenen Schüssen nur 2 auf das Buggeschütz kamen.

Wir wir anfangs dem Feinde entgegendampften und ich hinter der „Sjaelland“ allmählich die beiden Batterien des Linienschiffs sich vom Horizonte abheben sah, kam mir das Mißverhältnis der beiderseitigen Kräfte doch recht bedenklich vor.

Da unser Zwölfpfünder auf einer Pivotlafette montiert war, die Heckregeling niedergeklappt wurde und wir auch sonst nach allen Seiten freie Aussicht hatten, konnten wir das ganze Gefechtsfeld und alle einzelnen Schiffe genau beobachten.

Mein Geschützführer, Obermatrose Turzinsky, hatte einen Schießkursus durchgemacht — es war dies besonders deswegen günstig, weil wir noch keine Zeit

zu Schießübungen gehabt hatten und ich zum ersten Male ein gezogenes Geschütz zu kommandieren [1]) hatte.

Turzinsky schoß gut, und mehrfach konnte ich deutlich erkennen, wie unsre Geschosse auf „Sjaelland“ einschlugen. Da der dänische Bericht die Treffer der „Loreley“ erwähnt, war es nicht zu verwundern, daß man uns besondere Aufmerksamkeit zuwendete.

Das war sehr deutlich zu bemerken an den mit Geheul über uns fortgehenden Geschossen, den zahlreichen Aufschlägen zu beiden Seiten von uns und in unserm Kielwasser.

Wiederholt erwartete ich, daß eins der hinter uns aufschlagenden Geschosse eine Lücke in meine Geschützbedienung reißen würde.

Entweder war aber ihre Kraft gebrochen und das Geschoß gesunken oder mit neuem Satze über uns hinfortgegangen.

Ziemlich gegen Ende der Aktion erhielten wir einen kleinen Denkzettel. Der hintere Davit des Steuerbordkutters wurde zerschossen und durch dasselbe Geschoß oder die Sprengstücke des Davits der auf der Kommandobrücke neben Kapitän Kuhn und Graf Monts stehende Lotse tödlich verwundet. Der einzige Mensch an Bord, der mit dem Kriegshandwerke nichts zu tun hatte — leider hatte er Frau und Kinder.

Da das Boot nur leicht mit dem Heck über Wasser streifte und das für uns als Raddampfer nicht bedenklich war, wollte ich mit den Taklern das Boot auffangen. Doch Kapitän zur See Kuhn kam von der Kommandobrücke und hieb mit einem den Taklern abgenommenen Beile die vorderen Läufer durch, so daß das Boot zu Wasser ging.

Die Dänen haben den Kutter dann aufgefischt und mitgenommen.

Als wir am Abend des 17. wieder mit unsern lieben Kleinen von der 1. Division vereinigt waren, freute ich mich aufrichtig, den Tag auf der „Loreley“ mitgemacht und nicht als Kommandant eines der Kanonenboote (ich war anfangs neidisch auf die andern gewesen) in weiter Ferne nur als Zuschauer funktioniert zu haben.

Denn wenn auch später noch auf große Entfernungen ein Kugelwechsel zwischen uns und den Dänen vorkam, so blieb unser Treffen vom 17. März doch leider die einzige als Seegefecht bezeichnete Aktion.

Durch „Marine-Verordnungsblatt“ Nr. 106 von 1864 wurde festgesetzt, daß alle übrigen Begegnungen als Gefechte, das Treffen vom 17. März aber als Seegefecht bezeichnet werden sollte.

Der Chef der 1. Division, Leutnant zur See I. Klasse Kinderling, rapportierte über die bei seiner Division gemachten Erfahrungen. Die gezogenen Vierundzwanzigpfünder hatten nach jedem Schusse so schwer geklemmt, daß eine Oeffnung des Wahrendorfschen Verschlusses nur mit Hilfe von Hebelkraft möglich und sehr

[1]) Die ganze Flottille hatte noch keine Schießübungen abhalten können, und die meisten Mannschaften wie Offiziere hatten zum ersten Male mit gezogenen Geschützen zu tun.

zeitraubend gewesen wäre. Da man hierzu die Handspaken brauchen mußte, traten wiederholt Verbiegungen der Kerbeln ein, so daß die gezogenen Vierundzwanzigpfünder in der augenblicklichen Verfassung nicht als kriegsbrauchbares Geschütz angesehen werden konnten. Dieselben Schwierigkeiten hatten wir bei unsern Zwölfpfündern auch zu überwinden gehabt, doch war es infolge des kleineren Kalibers hier möglich gewesen, noch mit Handkräften den Widerstand zu überwinden. Nur die Bedienung verlor ein geringes an Geschwindigkeit.

Auch über die Funktionierung der Maschinen wurde geklagt; so versagte die Maschine des „Hay“ (Leutnant zur See Jung II) vollständig und mußte das Fahrzeug von der „Hyäne“ (Leutnant zur See Donner) in Tau genommen werden.

Dies war vielleicht zu erklären, weil viel junges Personal eingeschifft werden mußte, einzelne Boote zum erstenmal in Dienst gestellt worden waren und die Fahrübungen erst eben angefangen hatten.

Unerklärlich aber erscheint es, daß wir über die Beseitigung der Ladehemmnisse bei den Geschützen mit dem Wahrendorfschen Kolbenverschlusse nicht informiert worden waren.

Die Störungen konnten später durch sogenannte „Reiter“ behoben werden. Es waren dies Stahlklammern, die nach Lockerung des Verschlusses auf die hintere Kolbenstange aufgesetzt wurden und dann der Schraubentätigkeit der Kurbel als Hinterlage dienten.

Dies bedingte freilich eine Verlangsamung der Bedienung, man erreichte aber dadurch die Sicherheit des Gebrauches.

Erklärlicherweise erregte dies bei unsrer Leitung ein hohes Mißtrauen gegen diese ganze Klasse von Fahrzeugen, so daß an kriegerische Verwendung derselben zunächst nicht zu denken war.

Unser Angriff am 17. März war unbestritten ein kühnes Wagnis, und sachverständige dänische Kritiker erkannten dies mit nachstehenden Worten an:[1])

„Mit Recht darf man fragen, was den Kapitän Jachmann bestimmt hat, anzunehmen, daß beim Angriffe auf so entschiedene Uebermacht sein Geschwader völliger Vernichtung entgehen würde.“

Die Antwort darauf dürfte lauten, daß wir dem Feinde an Geschwindigkeit überlegen zu sein glaubten.

Diese Annahme hätte sich aber leicht als trügerisch herausstellen können, denn der dänische Admiral erwartete stündlich das Eintreffen der Fregatte „Jylland“ beim Geschwader, und diese Fregatte war unsern Korvetten entschieden an Geschwindigkeit überlegen.

Als wir dem Feinde entgegengingen, näherte sich ein von Norden kommendes Schiff dem dänischen Geschwader; zu unserm Glück aber war es nicht die „Jylland“, sondern die langsame Fregatte „Tordenskjold“, denn da ein Gefecht nicht mehr zu vermeiden war, wäre uns im ersteren Falle ein ehren-

[1]) Die dänische Ostsee-Eskadre von 1864. S. 8.

hafter Untergang sicher gewesen. Doch wer nicht wagt, der nichts gewinnt, und mit großer Freude und Stolz erfüllte es uns, als unser allergnädigster König in Worten höchster Anerkennung unsern kühnen Führer vom 17. März zum Konteradmiral ernannte.

Vizeadmiral z. D. Batsch schreibt in seinem Buche „Admiral Prinz Adalbert von Preußen", 1890, auf S. 285:

„Oeffentliche Meinung sowie amtliche Darstellung sind den Leistungen der Marine (1864) durchaus gerecht geworden, beide haben geglaubt, sich nicht beklagen zu dürfen; auch darin muß ich zustimmen; es war nur ein Faktor, der sich zu beklagen hatte, das war die Marine selbst."

Auf letzteren Satz hinweisend, möchte ich hervorheben, daß nach mehrwöchigen Uebungen die Bedienung der Maschinen und Geschütze unsrer Flotille genügend gesichert erschien. Wir konnten gleichzeitig 36 gezogene Vierundzwanzigpfünder, 4 glatte Achtundsechzigpfünder und 2 gezogene Zwölfpfünder ins Feuer bringen, schon an Zahl der Armierung von 2 Fregatten (die stets nur die Hälfte ihrer Geschütze brauchen können) gleich, dem Kaliber und der Wirksamkeit nach aber fast doppelt überlegen.

Da wir in der Nähe der Küsten nach Westen vorgehend den Kampf nur unter günstigen Umständen (bei gutem Wetter) anzunehmen brauchten, hätten wir wohl etwas zur schnelleren Beendigung des Krieges beitragen können.

Aber das Vertrauen fehlte, und so blieb der 17. März der einzige Ehrentag unsrer Marine in der Ostsee.

Seitdem sind zweiundvierzig Jahre vergangen, und ruhige Beurteilung hat dem Eifer der Jugend Platz gemacht. Trotzdem aber möchte ich zum Ausdruck bringen: Es wäre besser gewesen, wenn wir mit einigen Kanonenbooten weniger, aber mit einigen ehrenvollen Erinnerungen mehr den Frieden hätten begrüßen können. Lange Jahre habe ich die Ehre gehabt, unter Admiral Batsch zu dienen, und in Kenntnis seines Charakters glaube ich das Ende seiner vorher angeführten Sentenz in vorstehenden Worten präzisieren zu dürfen.

Die nächsten Monate, Mai, Juni, Juli, bis zum Friedensschlusse brachten uns nichts andres als wie Uebungen aller Art und gelegentlichen Wechsel des Aufenthaltsortes.

Große Heiterkeit erregte einstens bei Rückkehr nach Stralsund das Signal meines Freundes Charley Deinhard (sein Boot hieß „Schwalbe" und er demzufolge auch) an einen bereits high and dry sitzenden Kanonenbootsgenossen: „Ihr Kurs scheint mir gefährlich!"

Zeitweise sahen wir noch dänische Schiffe in weiter Ferne, so daß die Möglichkeit eines Treffens nicht absolut ausgeschlossen war — wie aber die 4. und 5. Division (die Ruderkanonenboote) mit ihren viele Hunderte zählenden Seewehrleuten über die tatenlosen Monate hinweggekommen sind, vermag ich nicht zu sagen.

Schon im Juli liefen zwei Neuerwerbungen unsrer Marine, die in Frankreich gekauften und damals sehr schnellen Korvetten „Augusta" und „Viktoria", in Bremerhaven ein, konnten aber nicht mehr zur Verwendung kommen.

Nach dem Frieden wurden die meisten Fahrzeuge der Flottille außer Dienst gestellt, um die für die weitere Ausbildung des Personals notwendigen Schiffe wieder ordnungsmäßig zu besetzen.

Vom Frühjahr 1865 aber datiert die mit dem Hinblick auf die Erwerbung Kiels als Kriegshafen beginnende zielbewußte Vergrößerung unsrer Marine, um mindestens ähnlichen Erfahrungen, wie wir bereits zweimal mit Dänemark gemacht hatten, für alle Zeiten ein Ende zu bereiten und wenigstens in der Ostsee die uns gebührende Stellung auch zur See einzunehmen.

Ferdinand Raimund

Ein Blatt der Erinnerung

Von

Alfred Scheler, Oberlandesgerichtsrat a. D. (München)

Ferdinand Raimund! Welch schöne, liebe Erinnerung weckt dieser Name in unserm Herzen! Wer hätte sich nicht ergötzt und erquickt an dem köstlichen, taufrischen Humor, der Raimunds poesievolle Zaubermärchen durchweht! Ich erinnere nur an die geradezu einzig dastehenden, in ihrer Art unerreichten Volksstücke: „Der Verschwender“, „Alpenkönig und Menschenfeind“, „Das Mädchen aus der Feenwelt oder der Bauer als Millionär“, „Der Diamant des Geisterkönigs“ u. a.! — Raimunds auf der Bühne uns vorgeführten Gestalten erscheinen nicht in unmittelbarer Wirklichkeit, sie sind nicht wie in den Nestroyschen Stücken einfach der Straße entnommen. Typischer Natur, stellen sich uns diese Gestalten vielmehr als Sinnbilder des menschlichen Charakters dar. Raimund entrückte uns der Welt des Alltagslebens und führte uns mit seinem Zauberstab in das Reich der Phantasie. Er tat einen glücklichen Griff in das Gebiet der Mythologie und schuf in den Götter- und Feengestalten, aber auch in den rein menschlichen Individualitäten sinnreiche Allegorien, wobei abstrakte Begriffe, wie Neid und Haß, Tugend und Laster, Jugend und Alter, personifiziert wurden. Hierbei verriet der Dichter eine tiefe Kenntnis des menschlichen Herzens, aber auch einen Adel der Gesinnung und Empfindung, wie er nur dem echt poetischen Gemüte zu eigen.

Was die Romantiker längst ersehnt — eine dramatische Gestaltung der Märchenwelt —, diese Sehnsucht erfuhr durch Raimund die schönste Erfüllung. Er ist eine notwendige Ergänzung zur romantischen Schule.

Alle seine Schöpfungen sind von einem unvergänglichen poetischen Zauber und umwoben vom Sonnenglanz froher Laune. Meisterhaft verstand es Raimund, das Volksstück auf eine höhere, idealere Stufe zu heben. Durch ihn erhielt es ein poetisch-romantisches Kolorit, aber auch durch die bald ernst, bald scherzend

erfolgte anthropomorphische Behandlung der Geisterwelt, durch scharfe Charakteristik sowie Schaffung drastischer Kontraste warm pulsierendes dramatisches Leben. Als erschütterndes Symbol der Unbeständigkeit und Wandelbarkeit der menschlichen Dinge erscheinen uns Raimunds Zaubermärchen. Ihre Wirkung wurde noch durch zeitweiliges Eingreifen von Musik erhöht. Zumeist rühren die eingestreuten Melodien vom Dichter selbst her. In ihnen traf er den echten Volkston, darum drangen sie auch zum Herzen und erklangen bald in aller Munde. Noch heute hat das Hobellied aus dem „Verschwender": „Man streit't sich in der Welt herum wohl um den Wert des Glücks" an seiner Volkstümlichkeit nichts eingebüßt, und noch immer hört man die Lieder: „So leb denn wohl, du stilles Haus" aus dem „Alpenkönig" und „Brüderlein fein" aus dem „Bauer als Millionär" im Volke vielfach singen.

Wie Arturo Farinelli in seinem trefflich geschriebenen Büchlein „Ferdinand Raimunds Liebes- und Leidensgeschichte" mit Recht bemerkt, wurzelt Raimund, gleich Grillparzer und Anzengruber, tief in seinem heimatlichen Boden. Seine Kunst, seine heitere Laune, seine Freuden und Leiden zeigen immer den Wiener, den treuherzigen, verwöhnten Wiener, der sich nirgends wohl befand als zu Hause. Ein Oesterreicher vom Scheitel bis zur Sohle, verriet er in seinem Dichten, in seiner Liebe, in allem, was er tat, alle edeln Züge des vaterländischen Charakters.

Raimunds künstlerisches Gebiet blieb auf die Dichtung von Volksstücken beschränkt, aber in diesem Rahmen erreichte seine Poesie eine Innerlichkeit, die nahezu einzig dasteht.

Wie Franz Grillparzer die Glanzperiode des österreichischen Kunstdramas geschaffen, so verkörpert Ferdinand Raimund den Höhepunkt des österreichischen Volksdramas. Was Gozzi für Italien, wurde Raimund für Oesterreich und Deutschland. Grillparzer achtete Raimunds Talent hoch und versäumte es niemals, dessen Dramen zu sehen. „Mir ist immer," äußerte er, „als ob ich ein aromatisches Bad nähme, in welches die seltsamsten duftenden Pflanzen hineingetan sind. Daß dem Dichter die wissenschaftliche Bildung mangelt, hat ihn originell erhalten. Es ist unglaublich, wie naiv er in seinen Allegorien ist." Schön und treffend ist ein Ausspruch in dieser Richtung von Raimund selbst: „Gelehrsamkeit allein verfasset kein Gedicht. Wissen ist ein goldner Schatz, der auf festem Grunde ruht; doch in das Reich der holden Lieder trägt uns nur der Phönix Phantasie."

Der Dichter Raimund ging aus dem Schauspieler hervor. In diese Bahn geriet er aber gegen den Willen seiner Eltern. Als der Sohn eines Schreiners am 1. Juni 1790 zu Wien geboren, war er von allem Anfang zum Handwerk bestimmt und erhielt nur den notwendigsten Schulunterricht. Nach Verlassen der Volksschule wurde Raimund zu einem Zuckerbäcker in die Lehre gegeben. Der öftere Besuch des Burgtheaters erweckte in ihm eine unwiderstehliche Neigung zur Schauspielkunst. Als er eines Tages seine Absicht, Schauspieler zu werden, seinem Vater schüchtern gestand, wurde der alte Mann bleich wie der Tod und sagte mit bebender Stimme: „Ferdinand, das kann dein Ernst nicht sein. Du

wirst deine unglücklichen Eltern nicht vor der Zeit ins Grab bringen wollen." Die flehentlichen Bitten der ganzen Familie rangen ihm denn auch das Versprechen ab, diesen Vorsatz aufgeben zu wollen. Als aber nach beendigter Lehrzeit die Eltern starben, litt es Raimund nicht länger am Ladentische, der ihm längst zur Galeere geworden, er entlief seinem Lehrherrn und schloß sich einer Wanderbühne an, die ihn nach Meidling und Preßburg führte. Die ersten Bühnenversuche waren von mehr negativem Erfolge begleitet. Auch hatte Raimund einen Sprachfehler zu bekämpfen — er stieß mit der Zunge etwas an —, ein Hindernis, das er aber mit der Zeit durch Energie und fortgesetzte Uebung zu besiegen wußte. Jahrelang war er Mitglied einer Theatergesellschaft, die abwechselnd in Raab und Oedenburg Vorstellungen gab.

In der ersten Zeit seiner Bühnenwirksamkeit spielte Raimund mit Vorliebe tragische Rollen, mußte dieselben jedoch zuweilen mit dem Fach der Intriganten und komischen Alten vertauschen. Vielfach mit bitterer Not kämpfend, kostete er das Elend der wandernden Komödianten bis zur Neige.

Als er im Frühjahr 1814 ein Engagement am Josephstädter Theater in Wien erhielt, bewegte er sich anfänglich noch im Fahrwasser tragischer Rollen, bis er mit einem Male in sein rechtes Element kam und zum komischen Fach übertrat, in dem er die größten Erfolge erzielte. Er machte den umgekehrten Weg, wie einst der berühmte Münchner Hofschauspieler Bernhard Rüthling, den leider der Tod schon vor einem Vierteljahrhundert im kräftigsten Mannesalter seiner Kunst entriß. Raimund wohnte eine seltene Vis comica inne. Die unwiderstehlich komische Wirkung lag meist in dem Kontraste, den er hervorzubringen wußte. „Wenn er das Lustigste zu sagen hatte," so heißt es in einem kleinen Buche über Raimund von Ludwig Frankl, „so war es, als ob er moralische Zahnschmerzen hätte." Uebrigens überwog bei Raimund der Humorist den Komiker. Ihm stand die edlere, die poetische Wirkung des Humors zu Gebote. Man mußte unter Tränen lächeln. Und wo das Gemüt allein zum Durchbruch kam, war er geradezu überwältigend. Es sei hierbei nur auf die Szene im „Verschwender" hingewiesen, in welcher der Tischlermeister Valentin seinem früheren Herrn, dem nun gänzlich verarmten Herrn von Flottwell, begegnet, ohne ihn gleich zu erkennen. Valentin greift mit den vor sich hingesprochenen Worten „ein armer Mann" in die Tasche, um ihm ein Almosen zu geben. Im selben Augenblick erkennt er seinen einstigen Herrn und weiß, zu Tode erschrocken, kein andres Wort als „gnädiger Herr" hervorzustammeln. Er unterdrückt das Weinen, um nicht durch Mitleid zu kränken, er versucht Freude über das unverhoffte Wiedersehen auszudrücken, dabei ist er ängstlich bemüht, das Almosen heimlich in die Westentasche verschwinden zu lassen. „Gnädiger Herr!" ruft er, und in diese unscheinbaren Worte legte Raimund den vollen hinreißenden Zauber seiner Darstellungsgabe.

Wer den unvergeßlichen Hofschauspieler Lang in München einst in der Rolle des Valentin gesehen, wird sich unschwer ein Bild von Raimunds Darstellung vor die Seele zaubern können. Und wie tiefempfunden sind die Worte,

die der Dichter den Verschwender Flottwell bei dieser Begegnung sprechen läßt: „Dienertreue, du gleichst dem Monde — wir sehen dich erst, wenn unsre Sonne untergegangen!“

Im Jahre 1817 war Raimund Mitglied des Leopoldstädter Theaters in Wien geworden, in dem ihm später das Amt des Regisseurs und schließlich die artistische Leitung übertragen wurde. An dieser Stätte feierte er seine größten Triumphe.

Anlangend seine Tätigkeit als Bühnendichter, so begann Raimund solche damit, daß er, besonders an seinen Benefizabenden, Einlagen selbst verfaßte, sodann einzelne Szenen, ja ganze Akte fremder Stücke umarbeitete.

Sein erstes vollständig von ihm verfaßtes Bühnenstück war die im Jahre 1823 in Szene gegangene zweiaktige Zauberposse „Der Barometermacher auf der Zauberinsel“, die einen großen Erfolg erzielte. Diesem ersten Stücke folgten dann die urkomischen, dabei aber von poetischem Hauch durchwehten und sinnvollen Zaubermärchen „Der Diamant des Geisterkönigs“ sowie „Das Mädchen aus der Feenwelt oder der Bauer als Millionär“. Ein leuchtendes Beispiel poesievollen Humors bildet u. a. die Betrachtung über die Zeit, die Wurzel — so heißt der zum Millionär gewordene Bauer — anstellte, als er, durch bösen Zauber plötzlich von der Jugend verlassen, mit einemmale zum hundertjährigen Aschenmann geworden. Er sagt: „Ich hätte sollen die Vierziger kriegen, aber die Zeit hat sich vergriffen und mir einen Hunderter hinaufgemessen, und den halt der Zehnte nicht aus. Die Zeit ist ein wahrer Korporal, der mit die Jahr' zuschlägt. Im Anfang hat s' ein Rütchen von lauter Maiblümeln, da gibt s' einem alle Jahr so einen leichten Tupfer, das g'freut einen, da springt man wie ein Füllerl. Hernach kommt s' mit einem Besen von lauter Rosen, da sind schon Dorn' dabei, nach und nach schlagen sich die Rosen weg, ist der Haslinger da.“

Der Mann, der als Bühnendichter und Schauspieler die Welt durch seinen Humor ergötzte, fühlte sich selbst nicht glücklich trotz des rauschenden Beifalls, der ihm von allen Seiten gezollt wurde. Ein Zwiespalt herrschte in seinem Innern. Mit seinem ganzen Schaffen war Raimund nie zufrieden. Er quälte sich mit Aufgaben, denen er nicht gewachsen war. Die Erfolge an der Volksbühne befriedigten ihn nicht. Er strebte nach der Hofbühne. Er rang um die Palme der Tragödie — die tragische Dichtung versagte ihm aber. Auch seine Sehnsucht nach Darstellung tragischer Rollen erlosch nicht bei ihm, obwohl er selbst fühlte, daß er sich hierzu nicht eigne. Mit charakteristischer Selbstironie äußerte er einmal zu Bauernfeld: „Ich bin zum Tragiker geboren, mir fehlt dazu nix als die G'stalt und 's Organ.“ Ein an Tragik grenzender Kontrast lag auch in seiner ernsten, düsteren Gemütsanlage und in seinem Beruf als Komiker.

Seit frühester Jugend stand Raimund unter dem Banne der Liebe. Aber seltsames Mißgeschick waltete bei seinen Herzensneigungen. Als er, damals noch in jungen Jahren, eines Abends eben in der Rolle als Hamlet im „Prinz von

Tändelmarkt“ auf die Bühne zu treten im Begriffe stand, wurde ihm der plötzliche Tod seiner Geliebten gemeldet. Eine bittere Enttäuschung erfuhr Raimund eines Tages durch ein Mädchen, mit dem er sich trotz der Weigerung der Eltern verlobte. Statt sich, wie verabredet, von ihm entführen zu lassen, ging die Braut mit einem andern durch. Gerade um diese Zeit hatte er in einer Posse das Couplet zu singen: „Wer's Glück hat, führt die Braut nach Haus.“ Ein höhnender Beifallssturm brach im Publikum los. Eine späterhin mit einer Schauspielerin nur mit Widerstreben von ihm eingegangene Ehe, wobei er dem Zwang der Verhältnisse nachgab, endete schon nach einem Jahre mit Scheidung. Eine liebreiche und aufopfernde Freundin, die ganz in ihm aufging und ihm Liebe und Treue bis an sein Lebensende bewahrte, fand Raimund in Antonie Wagner. Sie wurde die Genossin seiner Leiden und Freuden, und verklärte mit ihrer Liebe Sonne die düsteren Tage seines Lebens. Der Bund der Seelen entbehrte des Segens der Kirche, da Antoniens Vater die Hand seiner Tochter einem Schauspieler nicht geben wollte. Das grausam abgebrochene Liebesverhältnis wurde später aber um so inniger wieder angeknüpft. Die Liebe und Teilnahme seiner Toni vermochte aber leider die düsteren Wolken seiner Schwermut nicht zu bannen. Zu den Seelenkämpfen, die vorwiegend in dem Widerstreit zwischen Wollen und Können, in einer Unzufriedenheit mit sich selbst wurzelten, gesellten sich später auch noch äußere Umstände, bittere Erfahrungen. Wie Torquato Tasso konnte Raimund seine Lebenswallfahrt eine „aspra tragedia della vita umana“ nennen. Das schöne Bild, das Raimund sich von dieser Welt ausgemalt hatte, erklärte er als eine optische Täuschung.

In seinem besonders psychologisch höchst interessanten Volksstücke „Alpenkönig und Menschenfeind“ ist er sich in der Rolle des Rappelkopf selbst zu Modell gesessen. Mit meisterhafter Charakteristik zeichnete er sein eignes gemütskrankes Wesen, sein Mißtrauen, seinen Verfolgungswahn, seinen Menschenhaß. Durch diese poetische Kopie suchte sich Raimund von seinen krankhaften Stimmungen zu befreien, mit romantischer Ironie machte er sich über sich selbst lustig. Außer den erwähnten schrieb Raimund noch einige andre, nunmehr vom Repertoire verschwundene Stücke. Im Jahre 1830 ging Raimunds Kontrakt mit dem Besitzer des Leopoldstädter Theaters zu Ende, und damit trat er aus dem Verbande dieses Theaters aus. Von da an gab er nur mehr Gastrollen, teils in Wien selbst, teils in andern Städten.

Aus dem reichen Erträgnis des in Oesterreich und Deutschland rasch zum Lieblingsstück des Theaterpublikums gewordenen „Verschwender“ kaufte sich Raimund im Jahre 1834 in der Nähe von Gutenstein bei Wien eine reizend gelegene Villa. Ein dauernder Landaufenthalt war längst der Traum seiner Sehnsucht, der sich wenigstens insoweit erfüllte, als er in seinen letzten Lebensjahren die Pausen zwischen den Gastspielreisen dort zu verbringen pflegte. Aber auch die idyllische Ruhe gewährte ihm nicht den erhofften seelischen Frieden. Seine Schwermut steigerte sich von Tag zu Tag. Dazu gesellte sich noch Erbitterung über beißende Kritik, die seine Stücke von Saphir und August Lewald

erfuhren, sowie der Schmerz über die Verspottung seiner Zaubermärchen durch Nestroy auf derselben Bühne, auf der er einst seine schönsten Lorbeeren geerntet. Ende August 1836 wurde Raimund von seinem eignen Hunde gebissen. Er hielt dies für einen Anfall von Tollwut. Wenige Tage darauf, am 30. August, als Raimund gerade auf der Reise nach Wien begriffen war, griff er zu Pottenstein im Gasthause zur Pistole, die er seit langer Zeit stets geladen bei sich führte. Doch machte der Schuß seinem Leben nicht alsogleich ein Ende, erst nach einigen Tagen, am 6. September, erlöste ihn nach gräßlichen Leiden der Tod. In Gutenstein fand Raimund seine letzte Ruhestätte. Seine düstere Prophezeiung, „mit der letzten Scholle, die man einst seinem Sarge nachwerfe, werde auch sein Name der Vergessenheit anheimfallen“, erfüllte sich glücklicherweise nicht. Seine Lieder sind Volkslieder, seine witzigen Einfälle „geflügelte Worte“ geworden, seine Bühnendichtungen aber werden das Herz erfreuen, solange Poesie und Humor ihre Stätte auf Erden haben.

Das verfehlte Leben

Novelle

von

Georg Speck

VIII

Aber alles das bestärkte Gabriel nur in seinem Vorsatz. Und die Lautlosigkeit der weiten Felder, die kalte graue Nebelluft, die kaum ein finsterer Rabenschwarm langsam und lautlos mit schwerem Flügelschlag durchzog, alles das vermehrt nur die grenzenlose apathische Leere, die in seinem Innern wie ein großes Loch gähnte. ‚Es ist nun schon so,‘ dachte er dann, ‚dieser Himmel macht mich frieren, innerlich, bis auf die Knochen. Diese Felder sind noch trostloser und trauriger als ich. Gustav Mergenholz, der hier neben mir sitzt, ist manchmal zu sehr das brutale Tier. Er hat mir nichts zuleide getan, dennoch wird er mir immer gleichgültiger. Ich sehe bei jeder Mahlzeit, wie Trude leidet. Sie hat eingesunkene Augen, der Mund ist eingekniffen und um Nase und Mund graben sich die Gramfurchen ein. Auch macht sie manchmal solche Augen, ganz entsetzlich. Dennoch wird auch sie mir alle Tage gleichgültiger, kaum daß ich sie noch bemitleide. Habe ich solange ich hier bin überhaupt etwas andres gehabt für sie wie Mitleid? Ich glaube, daß auch noch das verschwindet mit der Zeit. Es ist ganz so, wie ich es im Anfange in meinen Romanen geschildert habe. Damals empfand ich es schmerzhaft; nun ich es wirklich erlebe, ist mir alles gleichgültig. Ich bin hier gerade so fremd, gerade so seelisch bankerott wie in der Fremde. Aber in der Fremde bin ich wenigstens frei, und frische höchstens als Komödiant verwaschene Gedanken, tote Reflexionen auf, künstlich

und mit Routine. — Hier müßte ich immer mehr ein Betrüger werden, ein Lump. — Also muß ich gehen.'

Trude schien überall auf ihn zu warten. Einmal war es ihm sogar gewesen, als zögere sie in der Dunkelheit vor seiner Türe. Sie schien ihn überall zu verfolgen, ohne Scham, mit einer zähen Leidenschaft, während er auswich aus Trägheit, vielleicht auch aus Klugheit und weil er einen Skandal vermeiden wollte.

Aber einmal fand sie ihn doch.

Mergenholz war verreist, wegen der Fabriken, die er gründen wollte. Gabriel trieb sich im Garten unten herum. Auch dieser Garten sah traurig aus, keine Spur war von der einstigen Herrlichkeit zurückgeblieben. Der Efeu kroch mit dünnen, braunen, ausgemergelten Gliederchen an den Wänden hinauf, deren reines Weiß im Nebel fleckig wurde. Die Strünke und Besen der geplünderten Büsche lagen überall herum wie kleine stachliche und leblose Ungeheuer. Trostlos starrten die nackten Bäume in den grauen Himmel hinauf. Und der Brunnen schien tief über irgend etwas nachzudenken; vielleicht über die Herrlichkeiten des Sommers, über gespenstisch-schwüle Sonnentage mit flirrenden Gluten und huschenden Reflexen oder über laue, duftende Nächte voll wunderbarer Geschichten. Er war starr über all diese ungeheuerlichen Veränderungen. Er sang nicht mehr. Mit mattem Schwung fiel er traurig in das stille Becken, das ringsum gefesselt wurde von einer dünnen Eiskruste. Wenn er die kalte stille Flut erreichte, stammelte er erschreckt und erstarb dann mit einem dumpfen Glucksen. Und die stillen Wasser rauchten, brachten dem grauen Wintermorgen stille Totenopfer.

Gabriel wußte, daß Frau Trude hinter ihm stand. Aber er schaute nicht herum und stieß mit gespitzten Fingern zerstreut und mißmutig kleine Löcher in die dünne Eiskruste.

„Gabriel ..."

Er drehte sich langsam um. Die frostroten Hände in den Hosentaschen, lehnte er an den glasierten Brunnenrand und sah sie fragend an.

Sie hatte geschwollene Augenlider und tote Augen. Um den zusammengepreßten Mund herum lagen ein paar tiefe herbe Falten. Das Gesicht hatte eine graue Farbe wie verschüttete Asche, und darüber lag schwer und starr die Last der blonden Haare.

„Du wirst nicht gehen, Gabriel ..."

Er zuckte mit den Schultern: „Ich hab' es doch gesagt."

„Also in vierzehn Tagen?"

„Jetzt sind es noch vier," verbesserte er.

Sie machte eine heftige Gebärde: „Ich bitte dich, bleibe da. Warum tust du mir das zuleide ... Das Leben ist ein mit Lumpen umhangener Knochen, wenn diese Lappen weg sind, bleibt nichts übrig als die Verzweiflung und der harte, unerbittlich starre Knochen!"

„Ich weiß, das habe ich einmal irgendwo so geschrieben. Man sollte so etwas nicht schreiben, denn ihr macht gleich ein Gift daraus, wenn ihr heftig

seid. Und wenn ihr stumpf seid oder übermütig, so macht ihr es lächerlich. Kann ich denn etwas dafür, daß mich das Leben zu einem Komödianten gemacht hat und daß ihr den Komödianten immer da sucht, wo er nicht ist? Es ist eure Brutalität und Dummheit, die immer alles mißversteht und verzerrt!"

Sie ließ mutlos die Arme sinken und stand demütig im Winde, der ihre Kleider bauschte.

Sie tat ihm leid.

„Ich hab' dich lieb. Ich habe immer nur dich liebgehabt," murmelte sie.

„Ja," begann er nervös, „was soll das alles?"

Sie standen eine Weile schweigend da. Hin und wieder brachte der Wind eine verwehte Schneeflocke. Die zunehmende Kälte drang gierig durch ihre Kleider und preßte die kalten Lippen auf ihr warmes Fleisch. Beide froren und zitterten.

„Du mußt das doch begreifen," begann er wieder. „Die Sache kann nicht so weitergehen — in Romanen ja, aber hier nicht."

‚Nun fange ich an Komödie zu spielen,' dachte er. ‚Denn ist nicht das ganze Leben ein Roman, bald heiter, bald traurig? Aber die Leute sind sonderbar, sie verzerren alles, ich weiß nicht, ob das Dummheit oder Bosheit ist; vielleicht beides.'

Er fuhr eindringlich fort: „Ich merke jetzt alle Tage mehr, daß ich mich vollständig verausgabt habe. Ich habe keine Wünsche mehr, das habe ich dir doch schon gesagt. Daß ich überhaupt noch lebe, wundert mich selbst, ich glaube nur meine Feigheit ist daran schuld. Aber ehrlich will ich wenigstens sein! Warum? Das weiß ich selbst nicht. Aber ich will! Es ist das letzte bißchen Reinlichkeit, an dem ich mich halte. Vielleicht bin ich einfach zu schwach oder nicht verdorben genug für einen Typ à la Uebermensch oder Schuft. Vielleicht liegt das auch im Blut, in der Erziehung, die mir eine Mutter gab, oder in den Schranken der kleinen Stadt, die mir den Maßstab ihrer sittlichen Erkenntnisse in meiner Jugend einprägte; das fanatische Wutgeschrei der Gerechten ist schließlich und oft zum Glück so stark, daß, wenn wir es in der Jugend gehört haben, es uns das ganze Leben hindurch in den Ohren gellt oder unbewußt in der Erinnerung steht, wie eine grelle und fürchterliche Warnungstafel. Und das mußt du doch begreifen: Wir betrügen Mergenholz eigentlich. Oder wir sind doch auf dem Wege dazu. Jeder Tag bildet eine Addition unsers Betruges, und ich gestehe es, mir graut vor dem summierten Resultat."

Sie blieb ruhig stehen, demütig, unbekehrt.

„Ich hab' dich lieb. Ich habe immer nur dich liebgehabt," sagte sie einfach.

Er wurde erregt und sagte böse: „Tja ... warum hast du das nicht damals bewiesen, wo es noch etwas nutzen konnte?"

Sie schien fürchterlich zu leiden: „Es war alles wie ein Traum. Und als du kamst, war es, als erwache ich daraus. Wenn ich ehrlich und stark gewesen wäre, hätte ich damals anders gehandelt. Gewiß. Aber du, der du doch ganze Bücher über Frauen schreibst, du mußt das doch begreifen. Und dann ist es ja auch so furchtbar schwer für ein Mädchen, sich von Eltern, hergebrachter Sitte

und allem dem loszureißen, was der Brut das Nest bedeutet. Und die es dennoch versucht, geht fast immer zugrunde, so oder so; weil es widernatürlich ist. Das hast du ja einmal selbst gesagt.

Er stand da und übersetzte alles, was sie sagte:

„Die Frauen sind schon immer sonderbar. Erst haben sie irgendwelche Träume, ganz ohne jede Wirklichkeitschance. Dann werden sie plötzlich sehr vernünftig und dumpf. In den dreißiger Jahren scheint dann nochmals eine Krisis einzutreten, die noch heftiger, begehrlicher und ganz absurd ist. Nachher werden sie wieder dumpf und schließlich ganz ehrbare alte Frauen.

Aber das sind Sachen, die in einem Romane angebracht sind, aber nicht hier, im Leben."

Nach einer Weile fügte er hinzu, und er ärgerte sich selbst, daß er es tat: „Wir können ganz unmöglich eine Schuld gut machen, indem wir eine zweite hinzufügen."

Sie sah ihn trostlos an: „Also wirst du gehen?"

Er dachte: ‚Sie wird diese Krisis überstehen, wie die erste. Wenn ich erst fort bin, wird sie wieder einschlafen, das haben die Frauen so. Eigentlich hätte ich gar nicht herkommen sollen. Aber das gehört nun mal auch zu meinem verfehlten Leben.'

Und er antwortete laut: „In vier Tagen, wie ich schon sagte." —

Die nächsten Tage vergingen langsam und schleppend. Die Kälte schien von außen in das Haus zu dringen. Die Wände wurden grau, und in den dunkeln Winkeln schien etwas Fürchterliches zu lauern, gierig und gefräßig. Frau Trude sank immer mehr zusammen. Alle Menschen in dem Hause schwiegen, wie unter einer dumpfen und unsichtbaren Ungeheuerlichkeit; selbst Mergenholz, der jeden Tag vergebens zu dem grauen Himmel nach Schnee ausschaute.

Aber am vierten Morgen in aller Frühe trommelte es mit Faustschlägen einen Sturmmarsch auf die Türe von Gabriels Zimmer.

„He!" schrie Mergenholz ganz wie früher und feixte vor Fröhlichkeit. „He, Gabriel! Was habe ich gesagt? Ich, Gustav Mergenholz! Nun ist er da, der Schnee!"

Er schleppte Gabriel halb angekleidet vor das Haus hinunter. Da lag der Schnee wohl einen starken Schuh tief. Schon hartgefroren von der Frühkälte, glitzerte er wie Kristall.

Mergenholz erfüllte das Haus mit seinem Triumphgeschrei: „Der ganze Himmel hängt noch voll. Es wird den ganzen Tag schneien, die Nacht und vielleicht noch morgen!"

„Du kannst natürlich jetzt nicht abreisen," sagte er beim Morgenessen. „Wir fahren mit dem Schlitten zu Rotmund hinüber. Weißt du? Alster und Bergen und all die andern sind auch da. Wir werden sofort das Fabrikkonsortium fix machen. Am Abend ist Bankett, und morgen früh kommen wir wieder heim."

Er ließ Gabriel keine Ruhe, bis dieser versprach, heute noch einmal mitzufahren.

Mergenholz schlug sich klatschend auf die Schenkel: „O, es wird dir dann schon gefallen. Das gibt einen Haufen Arbeit und ist interessant, mußt du wissen. Du wirst schon bei uns bleiben."

Als Gabriel ärgerlich sagte, daß das der letzte Termin sei und er morgen sicher reisen werde, lachte er ihn aus und versicherte immer wieder: „O, das wird prächtig werden. Es wird dir schon gefallen. Du bleibst ganz sicher da!"

„Nein!" sagte Gabriel zornig und reckte das Kinn heraus. Und Frau Trude sagte dumpf: „Er wird gehen. Ich weiß es." Sie sah ihn an und dachte: ‚So hat er immer ein Gesicht gemacht, wenn er etwas durchdrücken wollte, „gehauen oder gestochen", wie er dann sagte.'

Mergenholz spannte seinen schönsten Schlitten an und trug eigenhändig die Decken hinein. „Du sollst sehen, wie das schön wird, Gabriel," sagte er immer wieder, während er ihn in einen Berg von Decken und Pelzen hineinsetzte. Die Pferde scharrten mit den Hufen; sie waren jung und nicht abgestanden bei ihrem Hafer im Stall. Bei jeder ihrer Bewegungen klingelten silberfein die hundert kleinen Glöckchen ihres Geschirrs und wimpelten die Fuchsschwänze auf den Köpfen.

„Ist denn das nicht schön, du?" schrie Mergenholz glücklich und knallte mit der Peitsche, daß die beiden Jucker anfingen zu tanzen und alles überschüttet wurde von dem feinen Silbergeriesel ihrer hundert Glöckchen. Und man hörte ihn noch von ferne rufen, als Schlitten und Pferde mit leisem, zartem Linglinglingling mitten in die wirbelnden Schneeflocken hineinsausten: „Ist das nicht schön?"

Frau Trude sah ihnen nach, hinter den Gardinen hervor. Der weiße Schleier von wirbelnden Flocken senkte sich lautlos und schnell hernieder, alles verhüllend, die schnaubenden Pferde und den stillgleitenden Schlitten. Sie öffnete das Fenster. Man hörte noch eine kleine Weile das silberne, wunderfeine Linglinglingling der viel hundert kleinen Glöckchen. Durch die sinkenden Flocken klang matt ein Peitschenknall und ein letztes fröhliches: „Ist das nicht schön, du? Ist das nicht schön?" fand mühsam seinen Weg nach dem Hause zurück. Dann versank alles in dem weißen Schweigen des Wintertages. Die Flocken sanken lautlos und traumhaft als eine weiße Unendlichkeit auf die Erde nieder.

Sie machte langsam das Fenster zu. Dann saß sie irgendwo herum. Sie saß den ganzen Tag so herum, manchmal in einem geheizten, manchmal in einem ungeheizten Zimmer. Aber wo sie auch war, überall schleppte sie ihre schweren Gedanken mit, die wie die Flocken draußen aus irgendeiner grauen Unendlichkeit sich lautlos und gierig auf sie senkten, alles zudeckend.

In Gabriels Zimmer fand sie schon alles reisefertig gepackt.

Ihre Herzensnot stieg immer höher, wie eine dunkle Flut. Sie fragte sich nicht mehr, ob sie Mergenholz betrogen habe oder betrügen wolle. Sie verheimlichte sich nichts mehr. Ohne alles Verschweigen oder Umgehen stellte sie sich nur immer die nackte Tatsache vor, daß sie ganz diesem Manne gehöre, daß sie ihn täglich weniger liebhaben könne und daß der andre morgen gehen werde.

Wo sie ging und stand, hinkte ihr immer etwas nach. Dieses Etwas fing schließlich an ordentlich zu laufen; es war an der Stelle, wo sie hingehen wollte, bevor sie selbst dort war, saß auf ihrem Platze und kroch in sie hinein.

Am Abend, als schon lange die frühe Dunkelheit hereingebrochen war, ging sie nochmals durch alle Zimmer. Das letzte war das Schlafgemach. Das Etwas, das nun schon ganz sicher in ihrem Innern war, kroch dort heraus und setzte sich auf den Ofen.

Sie blieb davor stehen und dachte: ‚Wie es auch sei, die Sünde und das Leben, es ist beides gleich furchtbar.‘ Sie stocherte nachdenklich in dem Kohleneimer herum: „Es war noch ein schöner Vorrat da.“

Nachdem sie selbst Feuer in den Ofen gemacht hatte, ging sie nochmals hinaus. ‚Ich habe ganz vergessen dem Mädchen zu sagen, daß Mergenholz erst morgen kommt,‘ dachte sie. Und sie sagte dem Mädchen, das schläfrig in der Küche herumstand, daß es schlafen gehen könne.

Als sie in das Schlafzimmer zurückkehrte, schüttete sie frische Kohlen auf. Das Etwas schien wieder in sie hineingeschlichen zu sein, gerade wie wenn es helfen müßte, daß recht viel Kohlen hineinfielen; es schien geradezu den Eimer umzustülpen. Als sie ihn wieder auf den Boden stellte, dröhnte er dumpf und hohl.

„Nun will ich schlafen gehen,“ sagte sie ganz laut. Während dem Auskleiden warf sie zerstreute Blicke herum, bis sie auf einmal das zweite Bett erblickte. Nach einer Weile war sie fertig. Sie pustete das Licht aus. Dann ging sie barfuß und leise durch die Finsternis nach dem Ofen hin, mit vorgestreckten Händen. Das Etwas ging auch mit und schloß die Ofenklappe zu . . .

Drei Stunden später kam es aus der Ferne leise heran mit feinem Linglinglingling . . . Dann hielt der Schlitten vor dem Tore an.

„Ho!“ rief Mergenholz pruschtend und kurzatmig mit einer Stimme, die ein wenig stotterte. „Es scheint niemand mehr wach zu sein.“

Da kam der Oberknecht herbei mit einer Stallaterne.

Sein Herr warf ihm die Zügel zu: „Soso Christian, ist recht!“

In dem Schlitten schienen zwei Schneeberge lebendig geworden zu sein. Nachdem sich beide keuchend aus den dichtverschneiten Decken herausgewunden hatten, kletterten sie heraus. Christian führte die Pferde mit dem Schlitten in die Remise.

Unterdessen stampften die beiden mit den Beinen und schlugen die Arme um sich, daß die Schneefetzen nur so herumflogen.

Der Boden hallte dumpf unter ihren stampfenden Füßen, und das große Haus sah schweigend ihrem Treiben zu.

„Meine Frau scheint schon zu schlafen,“ begann Mergenholz, als sie in das Haus traten, das sein unerbittliches Schweigen bewahrte und ihnen finster, drohend und leer entgegenstarrte.

Mergenholz stotterte, stolperte oft und schwankte so stark, daß ihn Gabriel stützen mußte.

„Sie wird Augen machen," begann er wieder. „Aber es ist wirklich wahr, ich kann nicht gut in einem fremden Bette schlafen. Zu Hause, im eignen Bett, da ist es denn doch immer am schönsten."

Im Flur mußten sie sich trennen. Gabriel hatte links in dem Erker oben sein Zimmer. Mergenholz schlief vorn in der Front.

Er blieb stehen, stammelnd, schwankend, gerührt und fröhlich: „Eigentlich ist es gut, daß wir gegangen sind, ich hätte sonst einen veritabeln Rausch gekriegt. Ich kann auch gar nicht mehr richtig trinken, weil ich gleich eng habe."

Er wiederholte immer wieder: „Und in einem fremden Bette kann ich nicht gut schlafen. Zu Hause, im eignen Bett, da ist es doch immer am schönsten." Er besann sich plötzlich: „Höre, ich kann nicht begreifen, daß du so lange in der Fremde bleiben konntest ... Zu Hause, im eignen Bett, ist es halt am schönsten ... Und du willst also wirklich gehen morgen, du Starrkopf? War das denn nicht schön heute, du?"

„Selbstverständlich, es geht nicht anders," murmelte Gabriel.

Mergenholz begann ihn zu umarmen: „Aber nicht wahr, du kommst wieder. Nicht wahr? Mindestens im Frühling, wenn es so schön grün wird. Und wenn ich erst die Fabriken habe! Wir werden eine Unmenge Geld verdienen ... Wollen wir noch eins trinken, Lieber? Ich hab' einen feinen Kirsch. Oder einen Pfefferminz? Es ist dir sicher kalt geworden im Schlitten."

Gabriel wehrte ab: „Ich danke, das besorgt besser das Bett."

„Wie du willst, Lieber," sagte Mergenholz zärtlich. Er umarmte ihn nochmals und schwankte dann seiner Kammer zu. Gabriel hörte noch, wie er eine Weile vergeblich das Schloß suchte. Endlich hatte er es gefunden.

Die Türe schlug mit einem dumpfen Krachen zu.

IX

Gabriel schlief bis in den Tag hinein. Die Schlittenfahrt in der frischen Luft, der Wein und alles das hatte ihn so schläfrig gemacht, daß er nur langsam erwachte, als jemand am nächsten Morgen an die Türe pochte. Er wunderte sich erst ein wenig. Dann fiel ihm ein, daß er heute verreisen müsse. Es mußte schon spät am Morgen sein, denn draußen war heller Tag.

„Mergenholz wird mich wecken wollen," sagte er sich und begann sich anzukleiden. Als er endlich ging, um die Türe zu öffnen, klopfte es dort wieder, aber gar nicht wie Mergenholz sonst klopfte, sondern gleichmäßig, dumpf, mit einer eintönigen Stetigkeit, die unheimlich war. Er fand den Buchhalter Haagen vor der Türe stehen, die knochige Hand gezückt zu neuem Klopfen. Seine skrofulöse Nase und seine krummen Beine schienen zu zittern. In den Augenwinkeln glitzerten weiße Flecken, und das Gesicht schien noch gelber wie sonst.

„Nun?"

„Sehr wohl ... Sehr wohl, Herr Gabriel," stammelte er. Und dann sagte er dumpf mit einer vergrabenen Stimme, die anfing zu schluckern, als fange er gleich an laut und schrecklich zu greinen: „Es ist ein Unglück geschehen ..."

Gabriel spürte etwas im Genick, das furchtbar war, und das gleich von dem ganzen Körper Besitz nahm, innen und außen.

War das vielleicht die Angst? Sollte vielleicht Trude ...?

Er konnte nichts dafür, daß seine Zähne klapperten, als er fragte: „Nun — also — ist vielleicht Frau Mergenholz erkrankt?"

Aber jetzt fing Haagen wirklich an zu greinen, laut, plärrend, schrecklich.

„Ach nein," sagte er, und es klang wie ein Gebrüll. — „Das heißt ... Herr Mergenholz ist tot."

Gabriel stand starr. Man hörte unten Türen schlagen, mit einem eigentümlichen lautlosen Krachen. Durch eine dicke schweigende Luft, die kaum ein Geräusch erschütterte, drangen Schritte, die eilig zu kommen oder zu gehen schienen.

Die beiden gingen langsam nach unten und Haagen erzählte schluckernd und stets bereit, aufs neue laut und schrecklich zu greinen: „Heute morgen kam ein dringendes Telegramm. Ich kam gleich aus dem Bureau herüber, um die Antwort von Herrn Mergenholz aufsetzen zu lassen, denn der Bote wartete noch. Sonst war der Herr doch immer der erste; nur heute sah ich ihn nirgends. Das Mädchen sagte mir, daß die Herrschaften überhaupt noch nicht aufgestanden seien. Ich wollte warten. Aber der Bote wurde ungeduldig. Dann fing ich an zu klopfen, erst leise, dann stärker. Aber es gab keine Antwort. Ich drückte auf die Türklinke, die auch gleich nachgab. Herr Mergenholz mußte vergessen haben, abzuschließen. Ich machte ein ganz klein wenig auf, um zu rufen, da drang gleich ein ganzer Schwall von Rauch und Gas heraus. Ich rief Christian, den Oberknecht, und das Mädchen. Das Mädchen ging hinein und riß alle Fenster auf, daß die dicke, stinkende Luft herauskonnte. Dann zündete es ein Licht an. Die Herrschaft lag tot in ihren Betten. Die Ofenklappe war zu früh, viel zu früh geschlossen worden; sie muß zugefallen sein.

Christian fuhr sogleich in die Stadt, um den Physikus zu holen. Ich versuchte unterdessen vergeblich, Sie herauszuklopfen. Als der Herr Physikus kam, ging ich wieder hinunter.

Der Herr Mergenholz war schon tot. Aber die Frau Mergenholz, sagt der Herr Physikus, können noch davonkommen, wenn es das Glück will."

Unten lag Gustav Mergenholz steif und aufgebläht unter einem großen weißen Tuche. Es sah aus wie ein weißes Gebirge. Aus einem Nebenzimmer drang das sonderbare weiche Geräusch von geknetetem oder massiertem Fleisch. Hin und wieder klirrte irgend etwas. Dort war der Herr Kreisphysikus an der Arbeit. Das Mädchen kam heraus, um gleich wieder hineinzugehen. Es klirrte wieder etwas.

‚Er macht Weinklistiere,' dachte Gabriel und setzte sich.

Nach einer Weile kam der Physikus heraus. Er lächelte unter einer goldnen Brille, rieb sich die Hände und sagte mit einer tiefen summenden Stimme: „Doktor Lukanus ... Herr Gabriel?"

Sie standen beide einander gegenüber und benahmen sich wie in einem

offiziellen Salon. Der Physikus machte dem andern Komplimente, und dieser wehrte ab.

„Aber das muß doch jeder Gebildete wissen," sagte der Physikus auf irgend etwas. „Wirklich, Sie haben sich einen Namen gemacht als Schriftsteller, wir dürfen wohl sagen als Dichter. Unsre Stadt ist stolz auf Sie."

„Wirklich?"

„Aber ja ... natürlich ..." Er nahm Stellung an, als stehe er am Seziertisch, und kam auf den Fall Mergenholz zu sprechen:

„... Schade um den tüchtigen Mann. Er war ein ökonomisches Talent, wir können sogar sagen: ein Genie ..."

Nachdem er Mergenholz einen Nekrolog gehalten hatte, schloß er mit einer nobeln Gebärde, wie man sie in den Salons von Provinzstädten findet, und mit der sterilisierten Wichtigkeit eines staatlichen Beamten: „Diese unseligen Ofenklappen! Letztes Jahr hatten wir zwei Fälle. Das Unglück scheint in unserm Falle darin bestanden zu haben, daß Mergenholz zu Asthma neigte. Ein Glück kann es dagegen genannt werden, daß irgendwie Zugluft hereinkam; so werden wir wohl Frau Mergenholz noch retten können." Er warf sich in die Brust und sagte sonor und mit blitzenden Brillengläsern: „Jawohl, wir dürfen sagen: sie ist gerettet. — Sind Sie übrigens verwandt mit Mergenholz?"

„Das gerade nicht. Ich war zu Gast hier und wollte heute wieder verreisen."

„Ah ..." Doktor Lukanus zeigte die resignierte Miene des Provinzstädters: „Sie werden in die Residenz gehen. Sie Glücklicher! Was werden Sie dort alles erleben in den Salons, jetzt, in der Saison, als gefeierter Dichter der Frauen! Wahrhaftig ich sehe es ... ich sehe es!"

„Ja—a," sagte Gabriel nachdenklich.

„Natürlich, ich begreife. Dieser traurige Fall ..."

„Gewiß. Es wird jemand nach den Dingen sehen müssen, wenigstens im Anfang. Sie verstehen, Mergenholz war mein Freund."

Unten vor dem Hause klingelten die Schlittenglöckchen.

„Der Dienst, der Dienst," stöhnte der Physikus und fuhr davon. —

Gabriel hatte die nächste Zeit alle Hände voll zu tun. Erst galt es eine Menge gesetzlicher Formalitäten zu erfüllen. Dann zeigte sich auch erst jetzt, welche Unsumme von Arbeit sich in der Person Gustav Mergenholz' vereinigt hatte. Haagen mußte sofort einen zweiten Bureauisten einstellen. Er selbst sollte die Prokura erhalten, wenn einmal alles wieder im Gange war. Das große Fabrikunternehmen fiel natürlich sogleich zusammen, jetzt, da die Seele desselben nicht mehr da war.

In drei Tagen fand die Leichenfeierlichkeit statt. Das gab eine Menge Gäste ins Haus. Die ganze Gesellschaft des Herbstfestes war vertreten, dazu kamen immer noch neue Geschäftsfreunde, und die Verwandten schienen nur so vom Himmel zu fallen. Der erste Teil der Leichenfeierlichkeit bestand der herrschenden sonderbaren Sitte entsprechend darin, daß man den ganzen Tag hindurch jedem

Ankommenden mit niedergeschlagenen Augen die Hände schüttelte und mit betrübter Miene dieselben Kondolationen murmelte. Das stille große Haus stand auf dem Kopf. Frau Trude schützte sich durch ihr Kranksein und blieb unsichtbar. Aber Gabriel watete bis an die Knie in all den Formeln herum. Er war ganz zerschlagen und fragte sich manchmal, ob er das wohl noch aushalten oder vorher verrückt werden würde? Wenn es auf ihn angekommen wäre, hätte er das ganze Haus ausgekehrt von allen Schwätzern und Schmarotzern und den Toten ganz im stillen nach dem nächsten Krematorium gebracht. Indessen achtete er den Toten als Freund und ordnete alles im Sinne des Verstorbenen, aus Pietät. Er sollte mit dem Pomp eines ländlichen Provinzmagnaten beerdigt werden.

Der Tag war hell, klar und sehr kalt. Der Himmel schien unendlich hoch, weit und von einer reinen hellen Bläue, die stahlhart schien vor Kälte. Das Land lag still und weiß bis hinüber nach Dorf und Stadt, wo verschneite Türme einsam ragten. Eine breite Straße von Glatteis zeigte den Weg, auf dem die vielen Besucher hergekommen waren. Das sollte der Korso für den Toten werden, denn man wollte ihn drüben in der Stadt begraben, auf dem Friedhofe der Peterskirche, wo er eingeschrieben war und das Abendmahl genommen hatte. Er war eigentlich ein lauer Christ gewesen, der seine Ställe und Scheunen als seine Kirche angesehen hatte. Aber er war immerhin ein bedeutender Mann gewesen. Und dann quollen auch die Zeitungen der Stadt über von Danksagungen:

„Wir verdanken aus einem verehrlichen Trauerhause zum Andenken an einen lieben Verstorbenen Mark x-tausend ..."

Oder: „Aus einem verehrlichen Trauerhause die milde Gabe von Mark x-tausend erhalten zu haben ..."

Diese zu wohltätigen Zwecken vergabten x-tausend Mark, von denen ganze Spalten der Zeitungen gefüllt waren, rührten alle, stimmten alles weich und versöhnlich, als ein wohlangewandtes und illustratives Sic transit ...

Der Leichenzug arrangierte sich auf Schlitten. Die Pferde hatten schwarze Schabracken, schwarze Büsche auf den Köpfen, die ernst und feierlich nickten, und viele tausend kleine Silberglöckchen, welche die klare Luft mit ihrem feinen klingelnden Geriesel erfüllten. Die beiden vordersten Schlitten trugen Pyramiden von Blumen und Büschen. Dann kam auf einem dritten Schlitten der Tote. Der schwarze, steife, starrende Sarg, der mit fettem weißen Silber gefaßt war, lag inmitten eines bebänderten Riesenkranzes, den der landwirtschaftliche Verein gespendet hatte.

Dann kam der Schlitten mit Gabriel und Frau Trude, die sich bei diesem Anlasse zum erstenmal zeigte. Wenn man ihr Gesicht ansah, mußte man an eine Totenmaske aus Gips denken, und sie war so schwach, daß sie umgesunken wäre, wenn man sie nicht zwischen zwei Berge von Decken eingeklemmt hätte.

Hintennach kamen die Gäste, alle auf Schlitten; es waren mindestens fünfzig an der Zahl. Wie der Zug so ohne Peitschenknall lautlos dahinglitt, inmitten

einer zarten Wolke von klingelnden wunderfeinen Silberglöckchen, bildete er einen imposanten Korso. Als man in die Nähe der Stadt kam, hörte man die erschütterten Glocken der Peterskirche. Die Klänge kamen laut, jammernd und unsäglich düster und melancholisch dem Zuge entgegen. Sie wurden immer stärker, die Schlittenglöckchen duckten sich erschreckt und klingelten noch leiser und feiner. Die ganze Stadt war auf den Beinen, um diesen unerhörten, großartigen Leichenzug und Schlittenkorso zu sehen. Die Menschen in den Schlitten, die sich bis dahin mit Schwatzen unterhalten hatten, nahmen eine betrübte und feierliche Miene an, während sie, der tausend Augen bewußt, die auf sie schauten, sich vornehm und wichtig zurücklehnten.

Auch der Verlauf der Feierlichkeiten in der Kirche ließ nichts zu wünschen übrig. Ein Männerchor sang Grablieder. Der Pastor war ein ganz kleiner Mann. Er hatte ein gelbliches, sehr feines Gesicht mit einer vornehmen Hakennase. Er stellte Betrachtungen an über Leben und Sterben, zog Konsequenzen und gab dann einen Nekrolog, der mit einem entschiedenen Lobe für den Toten und einer ernsten Mahnung an die Lebenden schloß. Er las zwar alles von einem Papiere ab, das er ungeniert vor sich hinlegte, und sprach mit einer sonderbaren Betonung, während er hin und wieder mit kurzen Bewegungen die Luft durchstieß. Aber es war doch schön.

Unterdessen war der Sarg schon versenkt worden. Die hartgefrorenen Schollen fielen krachend darauf; das Gepolter wurde immer dumpfer und schwächer, und schließlich zeigte nur noch ein garstiger Fleck, der unreinlich mitten in dem weißen kalten Linnen des schneebedeckten Kirchhofes lag, die Stelle, wo Gustav Mergenholz von seinem Geldverdienen ausruhte.

Das Leichenmahl oder Traueressen wurde der Einfachheit halber gleich in der Stadt im Hotel „Riesen" abgehalten. Dort, inmitten der schönen und wohlgeheizten Säle, bei Essen und Trinken, tauten die eingefrorenen Menschen wieder auf. Es wurden Reden gehalten. Die Geschäftsfreunde rechneten vor, wieviel der Tote verdient habe und wieviel er noch hätte verdienen können. Die Freunde erzählten von seinem Talent zur Lebensfreude und durchwühlten ihr Hirn nach schönen Erinnerungen. Die Gesellschaft fühlte sich schließlich so animiert und glücklich, daß sie sich gar nicht mehr halten konnte vor Vergnügen. Nur die Frau des Toten, die wie eine Gipsmaske starr und weiß oben am Tische saß, hinderte sie daran, zu tanzen. Aber als nun Gabriel eintrat, der eben in der Stadt herum die letzten Besorgungen gemacht hatte, bat sie ihn, sie nach Hause zu bringen. Sie sagten den Nächstsitzenden Adieu, — den übrigen empfahlen sie sich französisch.

Christian, der Oberknecht, führte sie. Er war ein guter Knecht, der fand, daß ihn nichts angehe, was die Herrschaften machen, und sich nicht umsah. Sein braunes ernstes und hageres Gesicht sah geradeaus, während er die Pferde laufen ließ, was sie laufen konnten. Die Herrschaften machten übrigens gar nichts. Solange der Schlitten über die eisglatte Schneebahn dahinglitt, nur begleitet von dem feinen Silbergeriesel der Schlittenglöckchen, saßen sie schweigend in ihren Decken und sahen in den klaren Wintertag hinein.

Als sie in dem Hause ankamen, wo mühsam die Ordnung wiederhergestellt war, und das nun, leer von allen Gästen und dem Toten, noch größer, noch schweigsamer und unheimlich öde schien, setzte sich Trude auf einen Stuhl und fing an zu weinen.

Es war das erstemal, daß sie wieder so allein beisammen waren.

„Meine Teure, meine Teure," murmelte Gabriel. Er fühlte sich kälter und wunschloser als je und dachte: ‚Wie wunderlich doch dieses Leben ist! Ich weiß absolut nicht, was ich machen soll. Es wird mir immer kälter hier und sonderbarer.'

Er besann sich: ‚Ich werde ihr etwas sagen müssen. Natürlich. Ich werde sie trösten, denn sie dauert mich, weil sie unglücklich ist. Ich selbst bin nun ganz sicher ein Komödiant und ich fühle, daß ich niemals weder glücklich noch unglücklich sein kann, weil ich wunschlos bin und ausgeschöpft.'

Und er begann leise murmelnd, mit einer Stimme, die manchmal verlegen stockte, um dann wieder gleichmäßig, dunkel und angenehm beruhigend dahinzugehen: „Arme Trude ... Siehst du, es ist ja traurig. Aber das ist nun mal das Leben ... das Leben. Es wird schon wieder besser kommen. Ich werde dableiben und dir helfen; wenigstens bis die Sache wieder im Geleise ist."

Sie hörte nur das eine heraus: „Ich werde dableiben." Sie beugte sich demütig zu ihm hin und küßte seine Hände.

Er dachte: ‚Das ist eigentlich unangenehm.' Aber er ließ es geschehen. „Sei vernünftig, Trude. Man muß sich stark machen; man kann es, auch wenn man es nicht ist."

Sie schrak plötzlich auf und ließ seine Hände mutlos sinken. Es war ihr, als stehe der Tote daneben. Ein bodenloses Elend klaffte plötzlich in ihrem Innern, weit und gierig, und alle ihre Wünsche taumelten erschreckt in diesen Abgrund, wo der Schatten des Toten sie erwartete als schuldige Opfer.

Sie stöhnte und dachte an die Tat. Sie fühlte sie als dumpfe Schuld. Der ganze gähnende, gierige Abgrund in ihrem Innern war diese Schuld. Er würde alles verschlingen, alles Glück und was sie sonst noch etwa besaß. Warum war sie nicht zugrunde gegangen, wie sie gewünscht hatte? Sie spürte deutlich, daß sie niemals mehr den Mut haben werde, ein Ende zu machen, den Versuch zu wiederholen.

Sie saß zurückgebeugt in ihrem Sessel mit einem starren weißen Gesicht, das aussah wie eine Totenmaske.

Und wie er sie ansah, tappte irgendwo im Dunkeln seines Innern eine Ahnung herum. Er hütete sich instinktiv, ein Licht anzuzünden und dieser Ahnung ins Gesicht zu sehen. Er wollte nichts wissen, aus Mitleid mit ihr und weil es ihm unangenehm war. Aber so wie sie merkte er, daß etwas zwischen ihnen stand, ein Schatten, der alle Wünsche erstickte und mit ausgestreckten grauen Armen sie eigensinnig und grausam voneinander schied und immer scheiden würde. Wie er sie so ansah, dachte er: ‚Ich fühle für sie nur ein armseliges Mitleid, weil sie das Leben verfehlte, ganz wie ich. Aber ich liebe sie nicht. Ich werde

sie niemals lieben, weil ich ganz hohl bin und wünscheleer, und wegen irgend etwas, einem Schatten ...'

Und er verabschiedete sich mit einer mühsamen, fremden Freundlichkeit, um sich mit Hermann Haagen in die Geschäfte zu stürzen, die sich seit drei Tagen stauten wie eine vermehrte Flut. —

‚Diese Arbeit ist ein Segen,' sagte sich Gabriel, wenn er mit summendem Kopfe in das große Tintenfaß starrte, aus dem statt der Gestalten, Farben und Töne seiner Werke die endlosen Zahlen und korrekten Geschäftsbriefe des Hauses Mergenholz emporstiegen, um sich in dicken Geschäftsbüchern in endlosen Spalten zu sammeln, in ungeheuern Kolonnen zu formieren. Dann knisterte es wohl von dem Pulte des neuen Gehilfen, der mit wohlgepflegten reinlichen Händen die Registratur nachschlug oder mit der Feder kritzelte; denn es war ein noch junger Mann von der neuen Art, die etwas auf einen korrekten Scheitel, weiße Wäsche und schön gebundene Krawatten hielt.

Oder das gelbe Skrofelgesicht Hermann Haagens tauchte über dem Berge seiner Folianten auf, während er dumpf, mit einer Stimme, die aus einem Keller fest fundamentierter Solidität zu kommen schien, immer wiederholte: „Dreitausendvierhundert zu Gebrüder Schmierleder ... Holzindustrie A.-G. Lieferung ultimo ... Sehr wohl ... Sehr wohl, Herr Gabriel."

Das war wie eine Reveille. Gabriel tauchte aufs neue seine Feder in das riesige Tintenfaß und arbeitete, denn Arbeit gab es genug; es wurde Frühfrühling, bis wieder alles im gewohnten Gange war und klappte.

Er hatte so wenig Zeit, sich nach Trude umzusehen, denn die Arbeit ließ es wirklich nicht zu — und er wollte auch sonst nicht. Einzig um Weihnachten herum hatte er ein wenig Zeit erübrigt. Aber es war keine richtige Wärme zustande gekommen. Vielleicht mochte auch das Wetter daran schuld sein. Der schöne Winteranfang war plötzlich zu Wasser geworden. Es taute allerorten, und die nackte Erde sah trostlos und frierend nach dem trüben Himmel, der sie abwechselnd mit Schneeregen und Riesel traktierte. Die Luft war naßkalt und ganz unerträglich; alle Leute hatten Influenza und sagten, daß die Winter mit jedem Jahr geringer würden.

Frau Trude war umgezogen. Das ehemalige Schlafzimmer war samt den Betten vollständig abgeschlossen. Es mußte bald alles voller Spinngeweben sein. Sie wohnte jetzt vorn gegen das Erkertürmchen heraus. Dort saßen sie an Weihnachten zusammen. Trude putzte einen kleinen Tannenbaum. Und während dann still die Lichter brannten, hin und wieder eine Kerze rosenrote Tränen weinte und die mollige Luft angenehm nach angebrannten grünen Tannenreisern roch, schenkte sie ihm schüchtern ein Schreibzeug von schwerem Altsilber.

Er war nicht überrascht und nicht erfreut. Und während er ihr dankte, mußte er nach Worten suchen.

Er dachte: ‚Alles das macht mir kein Vergnügen mehr, weil die Jugendzeit tot ist und begraben. Das Leben hat sie mit zu rauhen Händen angefaßt; entweder weil es brutal ist oder wir selbst untaugliche Schwächlinge sind.'

Er hütete die Lichter und steckte eine Kerze, die unmäßig tropfte, besser auf; aus Langweile. Und dabei sann er weiter: ‚Diese Jugendzeit ist so zart, so fein und duftig! Warum sie nur das Leben mit seinen Roheiten zertreten muß? Alles was mir damals Freude, eine überschwengliche und berauschende Freude gemacht hätte, so tief, daß man darin hätte untertauchen und ertrinken mögen — alles das habe ich nun. Aber es macht mir kein Vergnügen mehr. Warum wir nur auch immer erst eine Sache erhalten, wenn sie ihren Wert für uns verloren hat? Unsre Wünsche erfüllen sich selten und meistens dann, wenn wir darauf verzichten können. Das muß das Leben sein ...‘

Dann sah er ihre Demut und ihre Traurigkeit, die um ein gutes Wort zu betteln schienen. Er hatte Mitleid mit ihr, ein jämmerliches Erbarmen. Da er sonst nichts hatte, wollte er ihr das geben — solange er überhaupt noch dieses wenige geben konnte, denn er fühlte, daß auch das wieder gehen würde.

Und er gab sich wirklich Mühe, sie harmlos und liebenswürdig zu unterhalten, während sie Tee tranken und Kuchen aßen. Die Wärme drang durch ihre Glieder, sie hielten sich krampfhaft an der Utopie ihrer Jugendzeit, einem Dasein, das zufrieden und gesättigt war. Aber das Herz wurde nicht recht warm. Während sie sich mühten, das einstige überquellende Jugendglück, voll harmloser Torheiten, unsicherer Sehnsucht, nebelhafter berauschender Hoffnungen und frühlingshafter Liebe zurückzurufen, wehrten sie mit matten Händen den dunkeln Schatten, die irgendwoher kommend sich eigensinnig und grausam zwischenhinein drängten.

X

Der Frühling ließ sich gut an. Nach Neujahr war wieder Schnee gekommen und eine Kälte, welche die Stämme der Bäume sprengte.

Nun war der Schnee schon ganz weg. Zwischen den braunen Ackerkrumen sproßten die zarten Spitzen der grünen Wintersaaten. In dem gelben kahlen Wiesenplan lagen resedengrüne Inseln. Die Luft war lau, geschwängert mit der Sehnsucht eines ersten Werdens. In dem lichten Aether ruhten satte sanfte weiße Kühe, gingen kleine Lämmerwolken oder standen still und voll fremder Schönheit lichte, reine, hochgebaute Wolkengebirge rund und voll. Wenn die Sonne warm und mild wie eine gütige schöne Frau das Haus in eine Glorie von Licht tauchte, schimmerten wieder die weißen Wände und kletterte das Spalier mit zarten Gliederchen schüchtern empor nach dem hellen Giebel, an dem die heitere Sonne hing. Die braunen Massen der Stallungen und Scheunen schienen sich verschlafen zu rekeln. Es war dann, als atme eine Welt langsam und tief; bereit, die Augen aufzuschlagen.

Auch Frau Trude atmete auf. Zwar die Furchen in dem weißen Gesichte blieben. Aber die starre Blässe ihres Gesichtes ließ nach. Ihr zusammengesunkener Leib fing wieder an zu blühen, langsam und schüchtern, wie der Frühling draußen, aber voll Schönheit. Und ihre Glieder sangen rhythmische Lieder, traumhaft und unbewußt.

Er freute sich ehrlich über diese Wandlung und dachte: ‚Sie ist noch jung

und eine Frau. O, die Frauen sind zäh, viel zäher wie wir Männer. Sie wird sich schon wieder erholen. Ich werde sie an die frische Luft führen, mitten in den jungen, kinderhaften Frühling hinein. Jetzt, wo die Geschäfte wieder ihren geordneten Gang gehen, habe ich ja Zeit dazu.' Er überlegte:

‚Wirklich, ich bin eigentlich schon entbehrlich. Wenn sie doch Haagen die Prokura geben wollte! Der Mann ist entschieden zuverlässig. Sie brauchte sich um nichts mehr zu kümmern, es ist ja alles so sicher wie nur immer möglich angelegt ... Und ich könnte gehen. Es ist eigentlich hohe Zeit dazu. Es wäre dumm, wenn wir uns selbst betrügen wollten, und das wird sie versuchen, besonders jetzt, wo sie sich erholt. Die Frauen sind schon immer so, es ist ihr schönes Recht; aber in diesem Falle wäre es mehr wie eine Dummheit: es wäre ein Verbrechen. Denn ich fühle das ganz bestimmt und bin es mir in ruhigen Momenten vollständig bewußt, daß wir nie zusammenkommen können. Ich bin völlig verausgabt. Die Täuschung würde keine vier Wochen anhalten und die notwendig folgende Kälte oder mühsam kultivierte und erlogene Liebe würde sie unglücklicher machen, wie sie schon ist. Und überhaupt ist etwas da, ich kann nicht sagen was — ein Schatten. Ich will nicht darüber nachdenken. Aber eines ist mir völlig klar: daß ich mich loslösen muß von ihr so schnell wie möglich."

Er führte sie hinaus in den Frühling. Sie machten weite Spaziergänge. Oft vergaß sie sich, war harmlos und glücklich. Dazwischen sah sie ihn mit sehnsüchtigen Augen an, mit Augen, die groß waren und dunkel von der überquellenden Leidenschaft des erwachten Weibes. Manchmal riß sie ihn mit. Er mußte ihr über Hecken und Gräben hinüberhelfen. Sie tollten über die Wiesen und taten ganz, als sei die Jugendzeit wieder plötzlich gekommen, nachdem sie unerklärlicherweise hinter irgendeiner Türe gestanden, irgendwo sich verborgen hatte, um sie zu erschrecken.

Oft besann er sich mitten im Laufen und dachte: ‚Ich bin nun schon mal ein Komödiant.'

Oder er blieb plötzlich stehen, um ihr nachzusehen. Dann kam ihm die Sache als ein lächerliches Getue vor. Er fand ihre Gebärden ungeschickt, das mädchenhafte Benehmen lächerlich. Schließlich kam ihm die ganze Frau als etwas Entweihtes vor, das mühsam aufgefrischt worden war und nun anfing Komödie zu spielen.

‚Warum bin ich eigentlich noch nicht fort?' fragte er sich.

Auch sie empfand oft genug das künstlich Erhitzte ihrer Fröhlichkeit. Manchmal ernüchterte sie auch seine plötzliche Kälte. Und wenn alles klappte, sie einmal harmloser und einander näher waren als je, dann fiel ganz sicher von ungefähr ein Wort, ein Ton oder schlich die Erinnerung dazu und gleich merkten sie, daß zwei graue ausgestreckte Arme mit unduldsamen Händen sie voneinander stießen und sich ein Schatten dazwischen drängte. Sie erkannte diesen Schatten klar als ihre Tat, die sie als Schuld empfand, während er sie nur ahnte.

Sie litt nächtelang und furchtbar. Dennoch wehrte sie sich heftig mit einer

verzweifelten Anstrengung. Wenn er sie drängte, daß sie Haagen die Prokura geben und ihn entlasten solle, so wollte sie nichts davon wissen, absolut nichts. Sie witterte gleich, daß er dann gehen werde. Sie war demütig und dankbar und gut nach solchen Versuchen und tat alles, was sie ihm an den Augen absehen konnte. Dann flackerte hin und wieder sein Mitleid auf, ein falsches Mitleid, das wie Liebe aussah. Und sogleich regte sich in ihr das erwachte Weib mit überquellender Leidenschaft. Oft war sie drauf und dran, ihm geradezu ihre Hand anzubieten, ihn zu bitten, die Prokura zu behalten und immer hier zu bleiben.

Aber gleich war, man wußte nicht woher und wie, der Schatten da, drängte sich drohend zwischenhinein, daß sie stöhnend zurücktaumelte, indessen er resigniert die Arme sinken ließ. —

So war es nun richtiger Frühling geworden ...

Die braunen Bänder frischgepflügter Felder wechselten mit üppiggrünen Saatfeldern. In blumenbunten Wiesen standen stille Bäume voll weißer Blütenflocken und einem ersten zarten Laub. Die Luft war so weich, daß man sie gar nicht fühlte, und jeder Windhauch schien ein laues Bad zu sein.

„Weißt du," sagte Trude beim Frühstück, „heute ist es gerade ein Jahr, daß du gekommen bist."

Er dachte: ‚Also ist es endlich einmal höchste Zeit, daß ich fortkomme. Ich werde ein Ende machen.'

„Sage mal, hast du eigentlich gewußt, daß ich kommen würde?"

„Nur halb ... Ich hatte eine Ahnung ohne alle Bestimmtheit. Aber im Hofe erkannte ich dich sogleich ..."

„Ich hatte nicht einmal eine Ahnung, sonst ..."

Sie brachen beide ab, um den Namen des Toten nicht nennen zu müssen; es war wie ein stilles Uebereinkommen der beiden, daß sie alles das umgingen, was seinen Namen nennen oder irgendeine Erinnerung daran bringen konnte. Er tat es, weil er fühlte, daß sie dadurch litt, und weil es ihm unangenehm war. Sie tat es, weil sie wußte, daß das den Schatten jener Tat hervorrief, die sie als Schuld empfand.

Und schon regte sich irgendwo in einer Ecke der Schatten. Frau Trude wehrte ihm mit verzweifelten Händen. Und wirklich, der Schatten floh. Mächtiger als je quoll ihre Leidenschaft empor. Sie gab ihr eine spottende Kraft, die sich mit der zähen Energie des gereizten Weibes verband. Und sie dachte: ‚Was soll das sein? O, ich bin jung, der Frühling ging kaum vorüber; den Sommer werde ich halten. Man muß nur stark sein, immer. Heute noch werde ich ein neues Leben anfangen mit Gabriel. Er muß das alles verstehen. Ich werde ihn gewinnen und wenn ich mich ihm anbieten müßte.'

Sie stand auf. Und wie sie in der Sonne durch das Zimmer ging, prahlten ihre Hüften mit ihrer Schönheit, die Schultern atmeten Lebensfreude, die Glieder sangen rhythmische Lieder, und die weißen Hände schienen alle Angst und alle Hindernisse mit einer schönen Gebärde wegzuräumen. In ihrem Nacken saß eine

trotzige Kraft. Ihr Gesicht aber war voll von der Demut des Weibes, während die lastenden Haare voll Sonne aufsprühten und die Augen tief, groß, feucht und matt vor Verlangen, unerhörte Freuden, Wünsche, die voll Schönheit und Sehnsucht waren, verhießen.

‚Sie ist schön, immer noch,' sagte er sich und sah sie an. Aber plötzlich wurde er böse: ‚Sie spielt Komödie. Ihre Schönheit ist mühsam aufgefrischt wie diese nachgeäffte Jugend. Damals, in der wirklichen Jugendzeit, hatte sie etwas ganz andres, etwas, das man nicht erklären kann. Das muß verloren gegangen sein, oder war in jenem Ehebett geblieben, das nicht die Liebe, sondern irgendein abscheuliches Rechenexempel gewählt hatte. Sie war entweiht durch... durch Mergenholz ... Jawohl.'

Und plötzlich kam ihm der Gedanke, daß der Schatten, den sie beide fühlten, daß das Mergenholz sei. Und er dachte mit einem traurigen Lächeln voll Mitleid und mit ein wenig Verachtung: ‚Auch sie hat das Leben verfehlt. Sowie mich die Leiden zu einem leeren Komödianten gemacht haben, mit einem blutlosen Leben, das nur aus Reflexen besteht, das wunschlos ist und alle Freuden im voraus vergällt — kurz, so wie ich, so wird auch sie an einem verfehlten Leben zugrunde gehen und sie der Schatten quälen, bis sie wunschlos ist wie ich.

Wir sind beide zu feig oder zu schwach, um es zu ändern. Aber ich bin wenigstens zu klug, um an diesen Betrug zu glauben, und jedenfalls zu reinlich, ihn zu unterstützen mit diesem hohlen Komödiantentum. Denn meine wesenlose Leere würde den Druck nicht aushalten, und der Schatten ihrer Tat würde den ganzen betrügerischen Bau zusammenreißen, daß wir unter den Trümmern ersticken müßten.'

„Wie die Sonne scheint und die Staren pfeifen auf den Pappeln! — Ist das nicht schön?..." begann sie, während sie nach ihrem Hute langte. Aber mitten in der Bewegung stockte der Arm, von einem Entsetzen aufgehalten. Der Schatten regte sich: ‚Hatte er nicht immer so gesagt, noch vor der Tat?...'

‚Man muß nur Mut haben,' dachte sie trotzig und setzte den Hut auf. ‚Es wird schon anders werden mit der Zeit. Soll ich Gabriel alles gestehen? Ach nein, das wäre dumm. Er muß einfach dableiben und wenn ich betteln, wenn ich mich selbst anbieten müßte. Aber hier im Hause ist es zu eng. Wir werden hinausgehen.'

Sie begann wieder, bittend und voll Demut: „Also heute ist es gerade ein Jahr. Der Tag ist ebenso schön wie damals. Wir wollen ein wenig spazieren gehen ... Ja?"

Er dachte entschlossen: ‚Man muß ein Ende machen, gleichviel, ob hier drinnen oder draußen; eigentlich ist es draußen noch besser. Mein Gott, es ist nun so, und ich will sie nicht quälen; sie wird schon so genug leiden.'

Auch er langte nach seinem Hut. Dann sagte er sanft: „Ganz wie du willst, Trude."

„Also gehen wir."

Sie gingen langsam und schweigend. Wie sie durch den Torweg schritten,

hörten sie den Brunnen. Er schien eben zu erwachen. Noch halb im Schlafe fing er an zu plaudern, wunderbare Geschichten zu erzählen, die man nicht verstand. Dazwischen lachte er quirlend und warf silberglänzende Strahlenbündel in die Luft. Hinten winkte ein Stückchen blauer Himmel. Vorn wippten grüne Zweige grüßend im Sonnenlicht.

Der weite Hof lag verlassen. In der Stille ruhte das große Haus. Die hohen weißen Mauern glänzten festlich. Oben sonnten sich heiter die Giebel. Das Erkertürmchen kletterte fröhlich hinauf ins Licht. Unten deckte das braune Gegitter des Spaliers schon ein erstes Grün, während die Fensterläden als grüne Flecken im Weiß der Mauern lachten. Drüben auf den hohen Pappeln, die einsam und reglos in der Stille standen, sangen die Staren traumhaft eine seltsam sehnsüchtige Weise, die sie in der Fremde gelernt hatten. Irgendwo hinter den braunen Türen der massigen Ställe brüllte eine Kuh schreckhaft und traurig.

Als die beiden um die Ecke bogen, kam ihnen breit, dunkel und tief der mächtige Orgelton der Sägewerke entgegen.

Sie schritten dem Wasser entlang, das zwischen jähen, spinatgrünen Borden dunkel dahinfloß. Oben bei dem Wehr sahen sie das große braune Mühlrad grünbemoost, alt und traurig über dem tiefen Wasser stehen. Es war jetzt eine moderne Turbine da; das alte Rad war nur ein Notbehelf, wenn das Elektrische versagte.

Drüben hörte man das Kreischen der Fräsen. Das stöhnende Keuchen der Arbeiter vermengte sich mit dem dumpfen Gepolter der stürzenden Stämme.

Gabriel sah nachdenklich hinüber. ‚Ich werde jetzt anfangen,‘ dachte er.

Sie gingen in weitem Bogen nach der Straße hin, die zu der fernen Stadt führte. Der stete dunkle Orgelton gab ihnen das Geleite, und es schien, als sei er ein mächtiger Strom, als schwämmen sie inmitten seiner Wogen und trage sie die dunkle Flut sanft und mühelos dahin.

Gabriel begann: „Es ist nun alles schön im Geleise.“

Frau Trude schwieg und dachte: ‚Ich sage jetzt nichts, vielleicht weil ich ein wenig Angst habe. Aber ich werde dann schon etwas sagen; alles werde ich sagen.‘

Indessen hielt Gabriel einen regelrechten Vortrag über den Stand des Gutes. Er schloß: „Alles ist aufs schönste geordnet und läuft wie eine gute Maschine, sicher und ohne Stockung.“

Sie schwieg und dachte: ‚Es ist noch nicht Zeit. Ich werde es dann schon sagen.‘

„Gib doch Haagen die Prokura,“ sagte er plötzlich.

Sie wollte antworten. Aber sie spürte plötzlich eine Angst und wehrte nur mit der Hand.

Der Strom hatte sie vorn bei der Straße abgesetzt. Der Orgelton drang nur noch als ein dunkles Summen bis hierher. Dagegen schien die lange Straße ein Fluß geworden zu sein, der weiß und glänzend nach der Ferne ging, links

und rechts begrenzt von den grünen und braunen Streifen endloser Felder, die langsam nach der Ferne zogen, bis zu den grünenden Wäldern oder in den blauen Himmel hinein, wo sie undeutlich verschwammen. Hier und dort standen lautlos und traumhaft stille Hecken, die alle die Felder, die den Rippen eines Riesenfächers glichen, mit grünen Bändern zu umwinden schienen. Die glänzenden Wiesen waren bunt gesprenkelt von weißen Gänseblümchen und dem zarten rosaroten Wiesenschaumkraut. Dazwischen schwammen gelbe Inseln von sanften Primeln. Und über all dem lag die Frühlingssonne wie eine Verklärung.

Von dem weißen fernen Hause klang gellend ein Peitschenknall herüber.

Gabriel drängte immer wieder: „Gib doch Haagen die Prokura. Ich kann dich nicht begreifen. Wenn auf irgendeinen Menschen ein Verlaß ist, so ist er der Mann dazu. Du kannst doch nicht allein die Geschäfte führen? Und überhaupt: Was willst du dich plagen?“

Ihre Angst wuchs ins Ungeheuerliche. Und plötzlich spürte sie, wie sich der Schatten regte. Trotz der sonnbeschienenen weiten Felder war er da, streckte er drohend und unerbittlich die Arme nach ihr aus, mit grausamen Händen sie trennend.

Sie wehrte sich verzweifelt. Stoßweise rief sie laut, um sich Mut zu machen inmitten der unerhörten weiten Stille:

„Und wenn ich dich nun bitte, dazubleiben; verstehe, immer? Ich will vor dir betteln: Bleibe da. Gehören wir nicht zusammen, schon immer? Ich will dein Weib sein, deine demütige Magd, wenn du willst! Aber bleibe da! Mache alles, wie es damals war in der Jugendzeit!“

„Wenn ich noch könnte oder wollte, es ginge nicht: denn Mergenholz steht zwischen uns. Er wird immer zwischen uns sein. Ich weiß es.“

Sie wußte nicht, ob Gabriel das gesagt hatte oder der andre. Aber sie spürte nun ganz deutlich die starren grauen Hände des Schattens, die sie hielten. Sie stand da mit blassem, starrem Gesicht, in dem die Augen starben, ohne zu weinen.

Dann wollte sie bekennen. Aber sie murmelte nur immer wieder, indessen ihre weißen Hände jammerten und weit ausgestreckt resigniert etwas sinken ließen: die letzte Hoffnung und alles Glück: „Verzeihe mir ... Verzeih, Gabriel ...“

Er faßte ihre Hände und sagte traurig und voll Güte: „Wir haben uns nichts zu verzeihen, denn wir sind alle gleich schuldig und gleich unschuldig. Wer wäre ganz rein! Aber warum sollen wir uns betrügen und quälen? Wir haben das Leben verfehlt, dort, als der Weg aufwärts nach der Sonne ging. Wir wollen uns trennen, wir wollen reinlich sein und ehrlich. Wer weiß, ob wir dann nicht noch mal dem Leben begegnen, dort, wo es abwärts schreitet, und uns dann wiedersehen?“

Wieder gellte der Peitschenknall durch die Luft, in nächster Nähe. Als sie herumschauten, sahen sie Christian, den Oberknecht, der mit seinem braunen mageren und ernsten Gesicht starr geradeaus sehend in raschem Tempo gefahren

kam. Er hielt an und meldete, daß er die neuen Maschinen auf dem Bahnhofe abholen werde. Dann fuhr er weiter.

Die beiden standen eine Weile reglos in der Sonne. Endlich sagte er sanft: „Warum sollen wir uns noch länger quälen? ... Es muß sein ...“

Sie reichten sich die Hände, und jedes sagte: „Auf Wiedersehn!“, obschon doch keines daran glaubte.

Darauf rief er laut dem Knecht: „Ich fahre mit!“

Und er fuhr in raschem Trabe davon auf der langen weißen, schimmernden Straße, die nach der Ferne ging, indessen zur Seite die weiten blühenden Felder ruhsam im Sonnenlicht lagen.

Zur Frage der Besiedlung von Deutsch-Südwestafrika

Von

M. von Brandt

In dem August-Heft der „Deutschen Revue“ hat der frühere Gouverneur in Deutsch-Südwestafrika, Generalmajor a. D. Leutwein, einen „Die Konzessionsgesellschaften in Deutsch-Südwestafrika“ betitelten Aufsatz veröffentlicht, der schwere Anklagen gegen die letzteren enthält und um so mehr eine Widerlegung notwendig macht, als recht viele der in ihm enthaltenen Angaben als irreführend bezeichnet werden müssen. So zum Beispiel die in dem Aufsatz enthaltenen Angaben über das Grundkapital und das darauf eingezahlte Betriebskapital der Gesellschaften, die, wie der Herr Verfasser angibt, der dem Reichstage vorgelegten „Denkschrift über die im südwestafrikanischen Schutzgebiet tätigen Land- und Minengesellschaften“ vom 28. Februar 1905 entnommen sind. Der Herr Verfasser faßt diese Angaben dahin zusammen: „Die übrigen (d. h. die ersten sechs aufgeführten) Gesellschaften besitzen dagegen bei rund 64 900 000 Mark Aktienkapital nur 13 600 000 Mark Betriebskapital; das ist ein gewaltiges Mißverhältnis. Die Masse des Kapitals steht daher bei diesen Gesellschaften nur auf dem Papier, und zwar als sogenannte Gründeranteile und Genußscheine.“ Unter den sechs vom Verfasser aufgeführten Gesellschaften befindet sich auch die South West Africa Company, von der er angibt, daß sie ein Grundkapital von 40 000 000 Mark und davon ein eingezahltes Arbeitskapital von 8 493 960 Mark besitze. Diese Angabe ist zum mindesten aber irreführend. In der Denkschrift heißt es: „Das Grundkapital der South West Africa Company beträgt 2 000 000 Pfund Sterling (40 000 000 Mark). Hiervon sind 1 000 000 Pfund Sterling (20 000 000 Mark) ausgegeben.“ Das heißt doch für jeden, der in Finanzgeschäften bewandert ist, daß die Gesellschaft für weitere 20 000 000 Mark Anteile in ihrem Portefeuille habe, die sie im gegebenen Augenblick auf den Markt bringen kann. In der Tat sind von diesen 20 000 000 Mark seit der Denkschrift bereits 4 000 000 zu Pari begeben worden. Warum die übrigbleibenden 16 000 000 Mark noch nicht auf den Markt gebracht worden sind, erklärt sich doch wohl hinreichend aus den Zuständen in Deutsch-Südwestafrika, die kaum derart sind, um das deutsche oder fremde Kapital augenblicklich zu einer Beteiligung an Unternehmungen in demselben zu locken. Die South West Africa Company hat also von ihrem Grundkapital von 40 000 000 Mark 12 500 000 eingezahltes Arbeitskapital und weitere 16 000 000 unausgegebene Anteile zur Verfügung, d. h. sie allein besitzt mehr als das Doppelte an Arbeitskapital, als was der Herr Verfasser den von ihm aufgeführten sechs Gesellschaften zuschreibt.

Eine andre Angabe des Herrn Verfassers, die zu Irrtümern Veranlassung zu geben geeignet scheint, ist: „Die South West Africa Company entsandte im Jahre 1892 eine Expedition nach dem Otavigebiet, die in diesem das Vorhandensein mehrerer bereits bekannter Minerallager bestätigte." Wenn der Herr Verfasser sich die Mühe geben will, den stenographischen Bericht über die Reichstagssitzung vom 7. März 1892 nachzulesen, so wird er finden, daß in derselben das Reichstagsmitglied Dr. Hammacher, der doch sicherlich ein ernst zu nehmender Mann war, erklärte, daß die von der Deutschen Kolonialgesellschaft für Südwestafrika entsandte Expedition leider festgestellt habe, daß die so vielgerühmte Otavimine nicht abbauwert sei und daß daher die Hoffnung auf eine lohnende Entwicklung des Bergbaues im Schutzgebiet aufgegeben werden müsse. In derselben Sitzung erklärte Eugen Richter, daß nach allen Nachrichten das Schutzgebiet weder für Bergbau noch Ackerbau und Viehzucht von Wert sei, und nur gegen den letzten Punkt fand sich schwacher Widerspruch. Es war also doch ein nicht ganz unverdienstliches Werk, für eine neue Expedition in das so übel beleumundete Gebiet mehr als eine halbe Million Mark auszugeben, wie dies tatsächlich seitens der South West Africa Company geschehen ist. Von derselben wurde dann auch eine neue Mine, die Tsumebmine, gefunden; aber auch für diese hat es mehr als zehn Jahre und mehrerer kostspieliger Expeditionen bedurft, bis es festgestellt werden konnte, daß sie den Bau einer Eisenbahn von 560 Kilometer Länge und die für denselben aufzuwendenden Kosten lohnte.

Auch die Angabe, daß seitens der Gesellschaften weniger für die Besiedlung des Landes geschehen sei als durch die Regierung, ist unzutreffend und daher irreführend. Die Gesellschaften haben 324 400 Hektar verkauft und 478 000 Hektar verpachtet, d. h. zusammen 802 400 Hektar abgegeben, während die Regierung 1 003 700 Hektar abgegeben hat; letztere besitzt aber 68 Prozent des Flächeninhalts des Schutzgebietes, während die Gesellschaften insgesamt nur 32 Prozent desselben besitzen, „welcher Anteil aber, wie es in der Denkschrift der Regierung heißt, auf 20 Prozent herabsinkt, wenn man von dem wirtschaftlich unbenutzbaren Teil des Gesellschaftsbesitzes (d. h. den Küstenstrichen) absieht". Wer hat also für die **Besiedlung** des Landes — denn darauf kommt es dem Herrn Verfasser und überhaupt mit Recht an — mehr getan, die Gesellschaften oder die Regierung? Und daß die Gesellschaften vielfach mehr Land verpachtet als verkauft haben, dürfte wohl mehr auf ihren Wunsch, nur **gutes**, zuverlässiges Ansiedlermaterial zu erhalten, zurückzuführen sein als auf den, später höhere Preise zu erzielen. Wenn der Herr Verfasser endlich von der Siedlungsgesellschaft für Deutsch-Südwestafrika sagt, daß sie die Unhaltbarkeit ihrer Lage eingesehen und der Regierung den Rest ihres Landbesitzes gegen Ersatz der gehabten Aufwendungen freiwillig wieder angeboten habe, so ist dies Angebot wohl mehr dem Ekel über die ihrer Tätigkeit zuteil gewordenen Anfeindungen als irgendeinem andern Grunde zuzuschreiben, ein Gefühl, das recht viele derjenigen Personen teilen dürften, die sich praktisch an der Frage der Entwicklung Deutsch-Südwestafrikas beteiligt haben.

In einem Punkte aber stimmt der Schreiber dieser Zeilen mit dem Verfasser des Aufsatzes in dem August-Heft der „Deutschen Revue" überein, nämlich darin, daß Deutsch-Südwestafrika kein erfreuliches Bild deutscher Kolonialpolitik biete, wenn er auch andre Ursachen dafür annimmt als der frühere Gouverneur des Schutzgebiets. Die Erfahrungen der letzten drei Jahre haben jedem, der sehen will, gezeigt, daß das Schutzgebiet nicht in der Lage ist, eine Bevölkerung von 15- bis 16 000 Menschen zu ernähren, sondern daß es dafür, wenn nicht ausschließlich, so doch zum allergrößten Teil, der Einfuhr über die Süd-(englische) Grenze und das Meer bedarf. Es würde daher nur die Sperrung der Land- und Seegrenze zu erfolgen brauchen, die zu verhindern Deutschland keine Mittel besitzt, um das Schutzgebiet einfach in der kürzesten Zeit auszuhungern, es sei denn, daß man dort kolossale Proviantlager errichte und dauernd unterhalte. Gegen eine solche Eventualität gibt es nur ein Mittel, d. h. im Lande selbst die zur Ernährung der Bevölkerung notwendigen Brotstoffe selbst zu erzeugen. Daß das möglich ist, unterliegt gar keinem Zweifel. Im Norden des

Schutzgebiets und überall in demselben an Strömen und Wasserstellen können Cerealien in hinreichender Menge angebaut werden, vorausgesetzt — und das ist der springende Punkt —, daß Absatz- und Transportmöglichkeiten für sie vorhanden sind. Nun hat sich aber leider für Südwestafrika in vielen kolonialfreundlichen Kreisen die Ansicht herausgebildet, daß dort nur große Viehzuchtfarmen ertragsfähig und darum allein möglich seien, Farmen von mindestens 10000 Hektar Umfang, auf denen auf Staatskosten — die dafür aufzuwendenden Mittel schwanken zwischen 10- bis 25000 Mark für die Familie — Deutsche angesiedelt werden sollen. Das klingt schön, würde sich aber als ein verhängnisvoller Fehler erweisen. Archibald A. Colquhoun, der Britisch-Südafrika 1904/05 bereiste, schreibt in „The Outlook“ vom 30. Juni d. Js.:

„Es kann nicht deutlich genug verstanden werden, daß Südafrika als ein Ackerbau- und Viehzuchtgebiet nie hat bestehen können ... Südafrika ist teilweise ein vortreffliches Land für Viehzucht. Ueberall im Lande finden sich Stellen mit Boden von besonderem Reichtum, geeignet für Ackerbau, aber die klimatischen Bedingungen, das Fehlen natürlicher Verbindungen und die ungleichmäßige Gestaltung des Bodens machen es unmöglich, daß diese Gegenden sich jemals wie die australischen Schaf- und Viehfarmen oder die Weizenfelder des nordwestlichen Kanadas oder Argentiniens entwickeln könnten. Künstliche Bewässerung in großem Maßstabe ist notwendig, um Ackerbau über die primitivste Stufe herauszubringen, und die Kosten und andern Nachteile, die sich aus dem Transport des durch die Bewässerung gewonnenen Produkts auf der Eisenbahn ergeben, gestatten ihm nicht, auf den Weltmärkten mit dem Produkt von Ländern zu konkurrieren, in denen die Natur alles tut. Das Entstehen großer Industrien ist in einem solchen Lande notwendig für seine Entwicklung, was selbst von denen anerkannt wird, die sehr richtig Ackerbau und Viehzucht als die schließlich dauernde Quelle des Wohlstandes ansehen ... Die Dauer der Minen ... wird verschieden geschätzt, aber die jüngsten Untersuchungen scheinen zu beweisen, daß selbst bei einer größeren Förderung die Minen mindestens für hundert Jahre vorhalten werden. Diejenigen, die auf längere Zeit voraussehen wollen, sind berechtigt, anzunehmen, daß das Land dann einen Grad der Entwicklung erreicht haben wird, in dem andre Industrien eine hervorragende Stelle einnehmen werden, und daß schon lange vor dieser Zeit der Mangel an natürlichen Verbindungen künstlich ersetzt und das Werk der Bewässerung vollendet sein werden.“

Die Lage in Deutsch-Südwestafrika ähnelt durchaus der, die Mr. Colquhoun in Britisch-Südafrika schildert. Was wir bei uns für die Entwicklung des Landes brauchen, sind Bergbaumittelpunkte, an die sich größere Niederlassungen von Kleinfarmern anschließen, die einerseits Brotfrüchte inklusive Kartoffeln und Gemüsen bauen, für die sie anfänglich in der Nähe, dann, bei der Herstellung weiterer Verbindungen, auch in größerer Entfernung Absatz finden werden, und die stark genug sind, auch allein, ohne Unterstützung der Truppe, einen Angriff eingeborener Banden abzuweisen. Gegen die Anlage von Großfarmen und die Unterstützung derselben seitens der Regierung, nicht, wie von manchen Seiten vorgeschlagen, durch größere Beträge zum Ankauf, sondern durch Saatkorn, Vieh u. s. w. nach der Ansiedlung, ist nichts einzuwenden, vorausgesetzt, daß sich solche Besiedlung innerhalb gewisser Grenzen hält und nicht auf die Gebiete übergreift, die sich zum Ackerbau eignen. In Britisch-Südafrika hat die Uebereilung, mit der Großfarmen verkauft worden sind, zur Folge gehabt, daß die Regierung für teures, sehr teures Geld große Besitztümer hat zurückkaufen müssen, um Grund und Boden für die Ansiedlung von Kleinfarmern zu gewinnen. Im Schutzgebiet selbst besteht ja an manchen Stellen eine andre Auffassung. So äußert sich die „Deutsch-Südwestafrikanische Zeitung“ in ihrer Nummer vom 14. Juli d. Js bei der Besprechung eines von den „Windhuker Nachrichten“ am 28. Juni gebrachten Aufsatzes „Die Kleinbesiedlung und ihre Gegner“ dahin, daß „die gegebenen Grundlagen, auf denen die Entwicklung des Landes sich aufbauen muß, einstweilen nur Viehzucht und Bergbau sind; nur auf diesen Wirtschaftsgebieten kann vorderhand für den Export produziert, d. h. ein

Ueberschuß an Gütern gewonnen werden, gegen den ein Eintausch andrer zum Leben erforderlicher, im Lande aber nicht zu gewinnender Güter möglich ist. Die Ackerbauwirtschaft, die nicht für den Export zu produzieren vermag, muß sich mit der Rolle einer Helferin der beiden Hauptwirtschaftszweige begnügen". Das ist unzweifelhaft richtig, wenn sich die weitere Behauptung dieses Aufsatzes, daß das Schutzgebiet auch jetzt schon imstande wäre, seine Bevölkerung inklusive der Armee zu ernähren, bestätigen sollte, was aber leider durchaus nicht der Fall zu sein scheint. Ganz zutreffend ist dagegen der letzte Satz des Leitartikels der „Deutsch-Südwestafrikanischen Zeitung": „Die Bedenken gegen die Kleinbesiedlung sind so gewichtig, daß die Gegnerschaft gegen den Gedanken im Lande, soweit hier geurteilt werden kann, eine sehr verbreitete, ja fast allgemeine ist. Die Bodenspekulation spielt dabei keine irgendwie ins Gewicht fallende Rolle. Denn daß solche Plätze, die dereinst, wenn die Zeit dazu reif sein wird, sich besonders zur Ansiedlung einer größeren geschlossenen Zahl von Menschen eigne, für diesen Zweck zurückbehalten werden, ist so naheliegend und natürlich, daß dagegen verständigerweise kein Widerspruch erhoben werden kann und ernstlich wohl auch kein Widerspruch erhoben werden würde." Das ist eine Auffassung, die auch von der South West Africa Company geteilt wird, die aber kaum die Zustimmung der kolonialen Heißsporne finden zu sollen scheint.

Literarische Berichte

Jungfräulichkeit. Roman von Joseph Ponten. Geheftet M. 5.—, gebunden M. 6.—. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt.

Das Erstlingswerk eines hochbegabten jungen Schriftstellers, der voraussichtlich sehr bald das lebhafteste Interesse aller literaturfreundlichen Kreise auf sich ziehen wird. Der Verfasser hat sich an einen Stoff gewagt, der sich mit einem vielerörterten, in der berühmten „Kreutzersonate" niedergelegten Stück Tolstojscher Ethik nahe berührt, wiewohl Ponten, der mehr Künstler ist als der gealterte Tolstoj, und kein Apostel, sich von jeder Verallgemeinerung des von seinem Helden vertretenen Standpunkts fernhält und nur als Dichter den Einzelfall schildert. Im Mittelpunkt der Handlung, deren Schauplatz der streng katholische westliche Teil der Rheinprovinz mit dem Hohen Venn ist, steht ein aus dem Volke hervorgegangener, hochgebildeter junger Mann, in dem sich ein starkes, leidenschaftliches Empfinden für individuelle Freiheit und gesundes Sichausleben mit einem idealen Streben nach wahrer, reinster Sittlichkeit vereinigt. Doch die Anfeindungen, die er sich durch seine Anschauungen bei der von Unverstand und Vorurteilen beherrschten Bevölkerung seines Heimatortes zuzieht, erschweren und verbittern ihm sein Leben und Wirken immer mehr, und als er in seinem hochgespannten Idealismus mit einem gleichgesinnten, edeln Mädchen einen Ehebund schließt, in dem beide geloben, so lange jener von Tolstoj aufgestellten Forderung nachzuleben, bis ihre Liebe sich bewährt hat und sie würdig sind, den letzten Endzweck der Ehe zu erfüllen, da wendet sich, durch die gehässige Fama aufgehetzt, die Volksmoral mit furchtbarer Brutalität gegen sie. In tragischen, unaufhaltsam aufeinander folgenden Katastrophen bricht, als das Paar endlich nach beendeter Prüfungszeit den Höhepunkt irdischer Seeligkeit erreicht und die junge Frau sich Mutter fühlt, beider Glück für immer zusammen. Großartig und erschütternd schildert das Schlußkapitel, wie der Held sich mit der Leiche seiner Frau, deren Einäscherung das fanatische Volk mit Gewalt verhindert hat, in seinem Hause verbrennt. Die Handlung ist mit dramatischer Kraft entwickelt, das Milieu vortrefflich geschildert, und man würde dem Roman nur halb gerecht werden, wollte man nicht hervorheben, daß er uns zugleich ein großzügiges Kulturgemälde bietet, wie es unter den Erzählern der Gegenwart nicht viele zu schaffen vermögen. Das Debut Joseph Pontens läßt keinen Zweifel darüber zu, daß uns in ihm ein echter Dichter erstanden ist, von dessen weiterer Entwicklung man viel Bedeutendes erwarten darf.

R. D.

Meyers Geographischer Hand-Atlas. Dritte, neubearbeitete und vermehrte Auflage. Mit 115 Kartenblättern, 5 Textbeilagen und alphabetischem Register aller auf den Karten und Plänen vorkommenden Namen. Leipzig und Wien 1905, Verlag des Bibliographischen Instituts.

Meyers Hand-Atlas hat durch seine Eigenart — die Reichhaltigkeit großer Handatlanten zusammengedrängt in das Format eines Lexikonbandes — verdientermaßen die Gunst weiter Kreise errungen, aber er teilt mit allen andern Atlanten das unvermeidliche Schicksal raschen Alterns, und so ist die neue Auflage, in der er jetzt vorliegt, aufs freudigste willkommen zu heißen. Ein Vergleich mit der früheren Auflage zeigt, daß in der neuen alles, was man billigerweise verlangen kann, ja in verschiedener Hinsicht noch weit mehr, als das geschehen ist, um das treffliche Handbuch nicht bloß dem jetzigen geographischen Status, sondern auch den fortwährend wachsenden und sich immer mehr differenzierenden Bedürfnissen der Gegenwart anzupassen. So hat die Einheitlichkeit der Maßstäbe weitere Fortschritte gemacht, sämtliche deutsche Kolonien haben Spezialblätter erhalten, der alte Plan von Berlin ist durch zwei neue, mit ausführlichen Registern versehene Pläne, der veraltete Umgebungsplan von Paris durch einen vorzüglichen Neustich, der auch Versailles und St. Germain darstellt, ersetzt worden, an Stelle des Plans von Rom ist eine Umgebungskarte der Stadt mit der Campagna, den Albaner und Sabiner Bergen getreten, die epochemachenden Forschungen am Südpol veranschaulicht eine neue Südpolarkarte in größerem Maßstabe u. s. w. Der uns vorliegenden Ausgabe B (Preis geb. M. 15.—) ist ein 88000 Namen enthaltendes Namensregister beigegeben, das so gute Dienste leistet, daß die meisten Benutzer des Atlas es unentbehrlich finden werden; die Ausgabe A, die es nicht enthält, kostet geb. M. 10.—. B—r.

Shakespeare-Probleme. Von Emil Mauerhof. Kempten und München 1905, Verlag der Jos. Köselschen Buchhandlung.

Das Buch enthält drei Abhandlungen: „Lady Macbeth", „Briefe über Hamlet", „Othello — die Tragödie der Eifersucht?", die um so verdienstlicher sind, als der Verfasser dabei stets das Ganze der dramatischen Kunst im Auge hat und von diesem Gesichtspunkte aus die Eigenart Shakespeares und der drei hier in Betracht kommenden Tragödien beurteilt. Mauerhof ist als streitbarer Herr bekannt, und auch in dem vorliegenden Buche geht er mit seinen Gegnern scharf ins Gericht. Wenn seine Polemik auch mitunter sehr unerquickliche Formen annimmt und gelegentlich alle Register des Spottes und Hohnes zieht, so muß man ihm doch zugestehen, daß er ein äußerst gewandter Dialektiker ist, der es ausgezeichnet versteht, die schwachen Seiten der gegnerischen Anschauungen herauszufinden.

Paul Seliger (Leipzig-Gautzsch).

Illustrierte Geschichte der Musik im 19. Jahrhundert. Von Hans Merian. Leipzig, Otto Spamer.

Der Verfasser schrieb einmal ein vortreffliches, feinsinniges Buch über Mozart (Verlag H. Seemann Nachf.). Mit Lust und Begierde nahm ich darum das neue, prächtig ausgestattete Werk zur Hand — um ein wenig enttäuscht zu werden. Die Disposition ist mißraten: das achtzehnte Jahrhundert hat viel zu viel Raum aufgezehrt. In diesen Ausführungen liegt die Hauptstärke. Eigentlich hätte es nur einer Titeländerung bedurft, etwas Brauchbares und Bleibendes zu machen. So wie der Band jetzt vorliegt, erschöpft er weder das eine noch das andre Jahrhundert. Gewiß findet der Leser manches Schöne, und er wird bedauern, daß uns Merian durch den Tod entrissen wurde. Anderseits ist es eben Pflicht, darüber aufzuklären, was man ungefähr von einem Buch erwarten darf: ein liebenswürdig vorgetragenes, nicht sehr durchgearbeitetes oder tiefbegründetes Durchschnittsurteil über die Meister und den allgemeinen Gang der musikalischen Entwicklung. Es fehlt jene Wärme, Hingebung und Klarheit, die im Buch über Mozart der Phrase feind war.

Dr. Karl Grunsky.

Reden und Aufsätze von Adolf Harnack. Zwei Bände. Zweite Auflage. Gießen 1905, A. Töpelmann (vorm. J. Rickersche Verlagsbuchhandlung).

Zwei Vorzüge sind es vor allem, um derentwillen Harnack bewunderungswürdig ist: die peinlich genaue und gewissenhafte, unerbittlich nach Wahrheit strebende Erforschung des historischen Tatbestandes, die bis ins Kleinste sorgsame und treue Arbeit leistet, und damit vereinigt ein machtvoller Zug ins Große, der nicht am Kleinen haften bleibt, sondern die Probleme unter weltumfassende Gesichtspunkte stellt. Nimmt man dazu den meisterhaften Stil, die Allgemeinverständlichkeit im guten Sinne, die Vielseitigkeit der behandelten Gegenstände, die darum doch zugleich durch ein einheitliches Band zusammengehalten werden, so erscheint die Frist von zwei Jahren, nach der diese zweite Auflage veröffentlicht wird, fast erstaunlich lang. Der erste Band stellt einen Gang durch die Kirchengeschichte dar, der zweite vereinigt vorwiegend Betrachtungen über wichtige kirchliche Fragen der Gegenwart. Diese Reden und Aufsätze bilden als Ganzes schlechthin ein Stück Nationalliteratur. Br.

Sechs Jahrtausende im Dienst des Aeskulap. Mit 18 Abbildungen im Text. Von Dr. Hugo Magnus. Breslau 1905, J. U. Kerns Verlag (Max Müller).

Der durch seine früheren bedeutenden Arbeiten auf dem Gebiete der Geschichte und der Philosophie der Medizin bekannte Verfasser führt in dem vorliegenden Buche einige Kapitel aus der Geschichte der Medizin in knapper, fesselnder, häufig durch Humor gewürzter Schreibweise einem weiteren Leserkreise vor. Besonders interessant sind die Kapitel: „Die Frau im Dienste des Aeskulap", „Medizin und Christentum", „In den Sternen steht's geschrieben" (Einfluß der Astrologie auf die Medizin). Die letzterwähnten zwei Kapitel berühren sich mit früheren Forschungen des Verfassers: „Medizin und Religion in ihren gegenseitigen Beziehungen" und „Der Aberglaube in der Medizin" (beide ebenfalls in Kerns Verlag erschienen).

Paul Seliger (Leipzig-Gautzsch).

Ausgewählte Briefe von Friedrich von Schiller. Ausgewählt und eingeleitet von Universitätsprofessor Dr. Eugen Kühnemann. 2 Bände. Hamburg-Großborstel 1905, Deutsche Dichter-Gedächtnis-Stiftung. (Hausbücherei der Deutschen Dichter-Gedächtnis-Stiftung, 12./13. Band.) M. 2.—.

Die Sammlung enthält 265 Briefe, etwa ein Achtel aller bekannten Briefe Schillers. Kühnemann hat seine Auswahl der trefflichen siebenbändigen Sammlung von Fritz Jonas entnommen. Nach seiner Absicht sollen die Hauptabschnitte und Hauptereignisse des Schillerschen Lebens in den Zeugnissen seiner eignen Feder klar werden. Vor allem aber soll auch seine geistige Entwicklung unmittelbar vor die Augen des Lesers treten. Diesen Zweck erfüllt zweifellos die neue Auswahl, der wir besten Erfolg wünschen. E. M.

Zar Peter. Drama in vier Aufzügen von Otto Erler. München 1905, Georg D. W. Callwey.

In der dramatischen Literatur der jüngsten Zeit beansprucht dies Werk besondere Aufmerksamkeit. Es ist ein gutes Beispiel dafür, daß das deutsche Drama wieder nach großen Charakteren und heroischem Schicksal strebt. Peters des Großen Ausgang wird uns vorgeführt, sein Konflikt mit dem Zarewitsch Alexei und der folgenschwerere mit seinem Feldmarschall und Günstling Menschikoff. Nicht zum Vorteil des Werkes ist es, daß diese drei sich den Rang des Haupthelden streitig machen, daß das Interesse sich nicht zu konzentrieren vermag. Bei genauer Prüfung tritt Peter sogar hinter den andern beiden zurück, deren Charakteristik auch besser gelungen zu sein scheint. Damit hängt zusammen, daß auch in der Handlung die beiden Hauptkonflikte nicht ganz lückenlos nebeneinander stehen. Der vierte Akt ist innerlich nicht völlig mit den vorhergehenden verbunden. Trotzdem verdient das Werk wegen der zum Teil großartigen Führung, der anschaulich herausgearbeiteten Höhepunkte, nicht zum mindesten auch wegen der vorzüglichen Volksszenen (besonders im ersten Akt) alle Anerkennung. Br.

Paludes (Die Sümpfe). Von André Gide. Deutsche, vom Verfasser genehmigte und durchgesehene Ausgabe von Felix Paul Greve. Minden i. W., J. C. C. Bruns' Verlag.

In der Form eines Tagebuches bietet der Verfasser dem Leser hier Dialoge, die durch eine dürftige Erzählung zusammengehalten werden. Angeblich soll darin das Problem der Zufälligkeit oder Willensfreiheit behandelt sein. Nicht einzusehen ist, warum dies Werk, das wohl flottes Tempo und einige hübsche Züge aufweist, als Ganzes aber wertlos ist, ins Deutsche übersetzt werden mußte. Br.

Eingesandte Neuigkeiten des Büchermarktes

(Besprechung einzelner Werke vorbehalten)

Album der domänenfiskalischen Bäder und Mineralbrunnen im Königreich Preußen. Im Auftrage des Ministers für Landwirtschaft, Domänen und Forsten beschrieben von Badeinspektor Dr. Stern. Mit zahlreichen schwarzen und farbigen Abbildungen. Wiesbaden, J. F. Bergmann. Gebunden M. 6.—.

Brackel, Ferdinande Freiin von, Die Enterbten. Nachgelassener Roman. Köln a. Rh., J. P. Bachem. M. 4.50.

Deutsche Lyrik seit Liliencron. Herausgegeben von Hans Bethge. Mit acht Bildnissen. Leipzig, Max Hesses Verlag.

Endrulat, Endrus, Die Laima rief! Roman.

Minden i. Westf., J. C. C. Bruns' Verlag. M. 3.50.
Flugblätter für künstlerische Kultur. Herausgegeben von Willy Leven. Heft 1: Habe ich den rechten Geschmack? — Heft 2: Kultur der Feste. — Heft 3: Neue Theaterkultur. — Heft 4: Vom Kulturgefühl. Erscheint in zwangloser Reihenfolge. Zwölf Hefte bilden einen Band (M. 7.20). Einzelpreis 80 Pf. Stuttgart, Strecker & Schröder.
France, Anatole, Der Garten des Epikur. Autorisierte Uebersetzung von Olga Sigall. Minden i. Westf., J. C. C. Bruns' Verlag. M. 3.—.
Gerhardi-Amyntor, Dagobert von, Das Glossarium eines Menschen. (Ein Vermächtnis.) Leipzig, Walther Fiedler. M. 2.—.
Harraden, Beatrice, Katharine Frensham. Roman. Autorisierte Uebersetzung von E. von Kraatz. Minden i. W., J. C. C. Bruns' Verlag. M. 3.50.
Heß, Wilhelm, Jesus von Nazareth im Wortlaut eines kritisch bearbeiteten Einheitsevangeliums. Tübingen, J. C. B. Mohr. M. 1.—.
Heß, Wilhelm, Jesus von Nazareth in seiner geschichtlichen Lebensentwicklung. Tübingen, J. C. B. Mohr. M. 2.—.
Hexenlieb, Faustin, Annus mirabilis. Journal des événements mémorables de l'an de disgrâce 1913. Louvain, E. Charpentier.
Hirth, Georg, Wege zur Liebe. Idealisierung der Sinne und erbliche Entlastung. Philosophie der Gesundheit — Religion der Menschlichkeit. München, Verlag der „Jugend".
Internationale Ausstellung für Meereskunde und Seefischerei in Marseille (15. April bis Ende Oktober). Amtlicher Führer durch die deutsche Abteilung. Berlin, Reichsamt des Innern.
Kidde, Harald, Luftschlösser. Autorisierte Uebersetzung aus dem Dänischen von Herm. Kiy. Minden i. W., J. C. C. Bruns' Verlag. M. 2.—.
Kinkel, Walter, Vom Sein und von der Seele. Gedanken eines Idealisten. Giessen, Alfred Töpelmann. M. 2.—.
Kromphardt, G. Fred, Die Welt als Widerspruch. Niagara Falls, N. Y. Verlag des Verfassers. M. 3.—.
Kurz, Isolde, Hermann Kurz. Ein Beitrag zu seiner Lebensgeschichte. Mit 9 Bildbeilagen und einem Gedichtfaksimile. München, Georg Müller. M. 6.—.
La Harpe-Hagen, Hilde, Sonnengrüsse. Mit Geleitwort von Anton August Naaf. Stuttgart, Strecker & Schröder. M. 3.—.
Lancken, B. von der, Antje. Roman. Berlin, Richard Taendler's Verlag. M. 2.—.
Lettische Revolution, Die, Mit einem Geleitwort von Prof. Dr. Theodor Schiemann. I. Teil. Berlin, Georg Reimer. M. 2.—.
Linck, Prof. Dr. Gottlob, Goethes Verhältnis zur Mineralogie und Geognosie. Rede. Mit Bildern von Goethe und Lenz und einem Brief-Faksimile. Jena, Gustav Fischer. M. 2.—.
Lohde, Clarissa, Getrennte Welten. Roman. Berlin, Richard Taendler's Verlag. M. 3.—.
Megede, Johannes Richard zur, Jost. Drama in fünf Akten. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt. M. 2.50; gebunden M. 3.50.
Meyer, Bruno, Zum Kulturkampf um die Sittlichkeit. Frankfurt a. M., J. D. Sauerländers Verlag. 50 Pf.
Pannwitz, Rudolf, Kultur, Kraft, Kunst. Charonbriefe an Berthold Otto. Leipzig, Charonverlag, K. G. Th. Scheffer. M. 3.—.
Rein, W., Grundriss der Ethik mit Beziehung auf das Leben der Gegenwart. Zweite Auflage. Osterwieck a. Harz, A. W. Zickfeldt.
Schlaf, Johannes, Walt Whitman Homosexueller? Kritische Revision einer Whitman-Abhandlung von Dr. Bertz. Minden i. W., J. C. C. Bruns' Verlag. M. 1.50.
Schrempf, Chr., Lessing als Philosoph. Bd. XIX von „Frommanns Klassiker der Philosophie". Stuttgart, Fr. Frommanns Verlag (E. Hauff). M. 2.—.
Schurz, Carl, Lebenserinnerungen bis zum Jahre 1852. Mit Porträt. Berlin, Georg Reimer. M. 7.—.
Silvester, Ewald, Nora Gyllensee. Roman. Stuttgart, Strecker & Schröder. M. 2.50.
Simplizissimus-Kalender 1907. München, Albert Langen. M. 1.—.
Tovote, Heinz, Hilde Vangerow und ihre Schwester. Roman. Berlin, F. Fontane & Co. M. 4.—.
Vogel, D. Dr. Theodor, Zur sittlichen Würdigung Goethes. Vortrag. Dresden, L. Ehlermann.
Voigt, Prof. Dr. Andreas, Die sozialen Utopien. Fünf Vorträge. Leipzig, G. J. Göschen'sche Verlagshandlung. M. 2.—.
Wengerhoff, Philipp, Der andere Tag. Roman. Berlin, Richard Taendler's Verlag. M. 3.—.
Wörnitz, Hans von der, Aerztliches Allzuärztliches. Berlin-Leipzig, Modernes Verlagsbureau Curt Wigand.

═ Rezensionsexemplare für die „Deutsche Revue" sind nicht an den Herausgeber, sondern ausschließlich an die Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart zu richten. ═

Verantwortlich für den redaktionellen Teil: Rechtsanwalt Dr. A. Löwenthal in Frankfurt a. M.

Unberechtigter Nachdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift verboten. Uebersetzungsrecht vorbehalten.

═ Herausgeber, Redaktion und Verlag übernehmen keine Garantie für die Rücksendung unverlangt eingereichter Manuskripte. Es wird gebeten, vor Einsendung einer Arbeit bei dem Herausgeber anzufragen. ═

Druck und Verlag der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart

Zu Rembrandts dreihundertstem Geburtstag

Rembrandts sämtl. Werke

In der Sammlung **Klassiker der Kunst in Gesamtausgaben** sind erschienen:

Band II **Rembrandts Gemälde** in 565 Abbildungen.
Mit einer biographischen Einleitung von Adolf Rosenberg.
2., vermehrte Auflage. Gebunden **10 Mark**

Band VIII **Rembrandts Radierungen** in 402 Abbildungen
Herausgegeben von Hans Wolfgang Singer. Gebunden **8 Mark**

Rembrandts Radierungen und seine Gemälde gehören zusammen wie Verse und Prosa eines Dichters. Beide Bände zusammen bieten das riesenhafte Schaffen des Meisters in einer nahezu lückenlosen Gesamtausgabe zu einem Preise, der zum erstenmal den Besitz von Rembrandts Werken der Gesamtheit der Gebildeten erschliesst, während seine Erwerbung bislang nur wenigen mit Glücksgütern besonders Gesegneten möglich war. Hier ist die

erste wirkliche Volksausgabe von Rembrandt

geboten, die als solche die würdigste Festgabe darstellt, die überhaupt im Rembrandt-Jahr erscheinen kann.

Von unseren **Klassikern der Kunst in Gesamtausgaben** liegen ferner vor:

I. **Raffael.** Mit 203 Abbildungen. Geb. M. 5.—
III. **Tizian.** Mit 260 Abbildungen. Geb. M. 6.—
IV. **Dürer.** Mit 447 Abbildungen. Geb. M. 10.—
V. **Rubens.** Mit 551 Abbildungen. Geb. M. 12.—
VI. **Velazquez.** Mit 146 Abbild. Geb. M. 6.—
VII. **Michelangelo.** Mit 166 Abbild. Geb. M. 6.—

In Vorbereitung: Schwind — van Dyck — Jean Steen — Holbein — Correggio — Hals — Donatello — Rethel — Botticelli — Murillo — Memling u. a.

Seitenstück zu den Gesamtausgaben der Literatur-Klassiker

Rembrandt-Almanach 1906–1907

Eine Erinnerungsgabe zu des Meisters dreihundertstem Geburtstag.
Mit 2 Vierfarbendrucken, 16 Voll-, mehreren Textbildern und einem Kalendarium für 1906 und 1907. Vornehm geheftet **1 Mark**

Diese aufs vornehmste ausgestattete Festschrift will einerseits zum Verständnis des Meisters und seiner Schöpfungen beitragen, dann aber, wenn auch indirekt, überhaupt zur Pflege künstlerischer Kultur mithelfen. Mehrere hervorragende Kunstschriftsteller und Dichter haben sich zu diesem Zwecke vereinigt, um jeder in seiner besonderen Weise dem Gefeierten den Tribut ihrer Bewunderung und Ehrfurcht darzubringen; zwischen ihre Beiträge ist eine Auslese von berühmten Werken des Künstlers in vorzüglichen, zum grössten Teil ganzseitigen Reproduktionen eingestreut, darunter die Bildnisse Rembrandts selbst und seiner Frau Saskia in meisterhaftem Vierfarbendruck. Dank seinem reichen, gediegenen Inhalt wird der Rembrandt-Almanach jedem Kunstfreund auch nach der Rembrandtfeier noch als Erinnerungsgabe von dauerndem Wert lieb bleiben.

DEUTSCHE VERLAGS-ANSTALT IN STUTTGART

DIE SCHAUBÜHNE

Herausgeber: Siegfried Jacobsohn

Erscheint jeden Donnerstag, im Umfang von anderthalb bis zwei Bogen.
Preis vierteljährlich 2,50 M., jährlich 8 M., Einzelnummer 20 Pf., Probenummern gratis.

Die Schaubühne ist eine Wochenschrift für alle künstlerischen Bestrebungen des Dramas, des Theaters und der Oper. Sie bietet ein getreues, farbiges Bild unseres gesamten Bühnenwesens, seiner aesthetischen wie seiner sozialen Interressen. Sie bringt: Abhandlungen und Besprechungen über neue oder neueinstudierte Dramen und Opern; Diskussionen zeitgemässer Streitfragen; kritische Huldigungen hervorragender deutscher und ausländischer Künstler und Künstlerinnen der Vergangenheit und Gegenwart; Studien und Essays dramaturgischen, literarischen, theaterrechtlichen, bühnen- und musikgeschichtlichen Inhalts; Gedichte und Dramen sowie Novellen, Skizzen und Plaudereien, deren Stoff dem Theater und Künstlerleben im wahrsten Sinne des Wortes entnommen ist.

OESTERHELD & Co. VERLAG, BERLIN W. 15.

Akademisch. praktisches Handelsinstitut, Leipzig-st.

12- bezw. 6-monatliche Kurse behufs Erlangung der Reife für die **höhere** kaufm. Karriere.
Spezialkurse für Beamte verschiedener Branchen.
Prospekte gratis durch das **Sekretariat, Johannisplatz 5.**

Verlag von GUSTAV FISCHER in JENA

Die Unternehmungen der Brüder Siemens. Von **Richard Ehrenberg.** Erster Band. **Bis zum Jahre 1870.** Mit 7 Abbildungen. Preis: 12 Mark, gebunden 13 Mark 20 Pf.

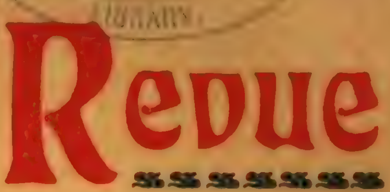
Zur Entwicklungsgeschichte der deutschen Grossbanken mit besonderer Rücksicht auf die Konzentrationsbestrebungen. Vorträge gehalten in der Vereinigung für staatswissenschaftliche Fortbildung zu Berlin. Von Prof. Dr. **Riesser**, Geheimer Justizrat, ord. Honorar-Professor an der Universität Berlin. Zweite vermehrte und verbesserte Auflage. Preis: 7 Mark, gebunden 8 Mark.

Verantwortlich für den Inseratenteil: Richard Neff in Stuttgart. — Druck der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart, Neckarstr. 121/23.

Einunddreißigster Jahrgang
Jährlich 12 Hefte

1. Juli 1906.

Preis viertelj. 6 Mark
Beim Postbezug ohne Bestellgeld



Deutsche Revue

Eine Monatschrift

Herausgegeben von

Richard Fleischer

Inhalts-Verzeichnis

	Seite
Friedrich Curtius: Aus den Denkwürdigkeiten des Fürsten Chlodwig zu Hohenlohe-Schillingsfürst. Aus der Zeit der Pariser Botschaft	1
Professor **Leo von Savigny:** Autokratie und Staatsrecht	7
Aus Karl Friedrich Freiherrn von Kübecks Tagebüchern (1830—1831)	16
R. Hürthle (Breslau): Ueber die Orientierung im Raum mit Hilfe des Gehörorgans	26
Fürst Baldassare Odescalchi (Rom): Leo XIII. und Pius X.	35
Ilka Horovitz-Barnay: Gustav Freytag über den preußischen Staatspreis und über die „Fabier"	45
Deutschland und die auswärtige Politik	51
F. Nippold: Kirchenpolitische Gespräche Kaiser Wilhelms I. und Kronprinz Friedrichs	60
Dr. von Schulte (Bonn): Die Verdienste des Bürgertums der Städte im Mittelalter um die Staats- und Rechtsentwicklung	65
S. Münz (Wien): Gespräch mit dem japanischen Unterrichtsminister Makino	73
Georg Speck: Das verfehlte Leben. Novelle	79
Dr. R. Hennig (Berlin): Die deutschen Kabeldampfer	110
Berichte aus allen Wissenschaften.	
Medizin: **Dr. E. Roth** (Halle a. S.): Kurpfuscher und Kurpfuscherei	114
R. Henning, Major a. D. (Bern): Rennen über Hindernisse	117
Zur Geschichte des deutsch-österreichischen Bündnisses	121
Dr. Julius Goldfeld (Hamburg): Wie man in Frankreich vor 1870 über die Nationalität der Elsässer dachte	123
Literarische Berichte	124
Eingesandte Neuigkeiten des Büchermarktes	127

Stuttgart **Deutsche Verlags-Anstalt** Leipzig
1906

Preis des Jahrgangs 24 Mark

Die zweigespaltene Nonpareille-Zeile oder deren Raum kostet 60 Pfennig. Prospektbeilagen nach Tarif.

Anzeigen.

Bei Wiederholungen einer Anzeige sowie für ganzseitige Inserate angemessenen Rabatt.

Inseraten-Annahme: Central-Annoncen-Bureau in Berlin SW. 48, Friedrichstr. 239. Telefon: Amt 9, 12936.

Stuttgarter Lebensversicherungsbank a. G.
(Alte Stuttgarter)

Gegründet 1854.

Alle Überschüsse gehören den Versicherten.

Versicherungsbestand . . . . **M. 747 Million.**
Bankvermögen . . . . „ **260** „
Seither für die Versichert. erzielte Überschüsse „ **135** „

Bei Erwerbsunfähigkeit (Invalidität) Befreiung von der Prämienzahlung.

Bei Nervosität. **Bei Schlaflosigkeit.**

„Bromwasser von Dr. A. Erlenmeyer.“

Seit 20 Jahren erprobt.
Mit natürlichem Mineralwasser hergestellt.

In Apotheken und Handlungen natürlicher Mineralwässer.

Verlag von Justus Perthes in Gotha.

Soeben erschien:

Die territoriale Entwicklung der europäischen Kolonien.

Mit einem kolonialgeschichtlichen Atlas von 12 Karten und 40 Kärtchen im Text.

Von Professor Dr. **Alexander Supan,**
Herausgeber von Petermanns Mitteilungen.

Preis geheftet 12 Mark, gebunden 13.50 Mark.

Zum erstenmal ist hier die Geschichte der europäischen Kolonien im Zusammenhang, d. h. in chronologischer Reihenfolge und im weltgeschichtlichen Rahmen, behandelt, nicht wie bisher nach Kolonien oder Kolonialstaaten. In erster Linie ist die allmähliche Ausbreitung der Kolonien, ihre territoriale Entwicklung berücksichtigt. Dem gleichen Zwecke dienen auch die zwölf Erdkarten, die den ersten systematischen kolonialgeschichtlichen Atlas bilden. Die 40 Textkärtchen erläutern spezielle Fragen.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen oder, wo der Bezug auf Hindernisse stösst, direkt vom Verlag.

Goldene und silberne Medaille Paris 1900.

Für Magere und Schwache!

Blühendes Aussehen, schnelle Körpergewichtszunahme, volle Figur bewirken die bewährten Pohl's Herkules-Nähr- und Kraft-**Desserts,** sind nervenstärkend, Blut-, Fett- u. Knochenbildend, regen den Appetit an, für den Magen außerordentlich leicht verdaulich für Erwachsene und Kinder. In einer Woche schon bis 6 Pfund Zunahme. Garantiert völlig unschädlich. Viele Dankschreiben. Karton M. 4.60 frko. 3 Karton M. 11.—. Franko per Nachnahme.

Georg Pohl, Versandhaus „Georbeta" Berlin, Hohenstaufenstr. 69.

Hygienische Bedarfsartikel. Neuest. Katalog m. Empfehl. viel. Aerzte u. Prof. gratis u. fr. H. Unger, Gummiwarenfabrik Berlin NW., Friedrichstrasse 91/92.

Peips Taschen-Atlas

über alle Teile der Erde 36 Haupt- und 70 Nebenkarten. Geb. **M. 2.50.**

Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart.

GEWERBE-AKADEMIE, BERLIN, Königgrätzerstr. 90 — Staatliche Aufsicht —

Ausbildung von Ingenieuren und Architekten, 24 Docenten. Ueber 500 Studierende p. a.

Vorlesungsverzeichnisse etc. kostenlos.

Verkehr
Sport
Touristik
Alpinistik
Photographie

Jeder, der hiefür Interesse hat, abonniere die illustrierte Halbmonatsschrift

Deutsche Alpenzeitung

(Natur und Kunst — Verkehr und Sport)

Illustr. Blätter für Wandern und Reisen, Alpinistik, Touristik, Sommer- und Wintersport, Land- und Volkskunde, Photographie etc.

Monatlich 2 künstlerisch ausgestattete Hefte mit interessanten Aufsätzen über die Bergwelt, Schilderungen fesselnder Fels- und Eistouren, von reizvollen alpinen Spaziergängen und herrlichen Talwanderungen mit zahlreichen instruktiven Aufsätzen über alpinen Wintersport, Landschaftsphotographie, Verkehrswesen etc., geschmückt mit vielen Kunstblättern und Textbildern.

Bezugspreis vierteljährlich (6 Hefte) nur **M. 3.50, K. 4.20, Fr. 4.50.**

Verlag der Deutschen Alpenzeitung Gust. Lammers

Wien. MÜNCHEN. Zürich.

Man verlange Probeheft mit Prospekt.

„Man besehe sich nur diese prächtigen Bilder, die einem die Bergwelt in ihrer Grösse, ihrer Wucht, ihrem Adel, ihrer Fülle der Gestalten leibhaftig ins Zimmer zaubern." *(Tagblatt, St. Gallen.)*

„. . . der Verlag hat mit deren splendider Ausstattung ohnehin schon **alle ähnlichen Publikationen überflügelt."** *(Die Kunst, München.)*

Fritz Reuter Woans hei lewt un schrewen hett. Vertellt von **Paul Warncke.**

Tweite Uplag. Mit vele Biller. Kartoniert M. 7.—, gebunden M. 8.—

Stuttgart. Deutsche Verlags-Anstalt.

Palast-Hotel Hamburg

Neu eröffnet :: Neuer Jungfernstieg, am Alsterbassin

Vornehmstes, mit allem Comfort ausgestattetes Haus **ersten Ranges**
100 Zimmer und Salons :: 50 Zimmer mit Bad und Toilette ... ...

Besitzer: ARNOLD PAEGEL.

Automobile

erstklassige Marken. — Lieferbar 6 Wochen.

WIESE & Co.,

BERLIN W. 66, Wilhelmstrasse 46/47.

Reichhaltiges Ersatzteillager. — Reparaturwerkstätte.

Pflege Hände und Gesicht mit

Fettet nicht.
Zarter Veilchenduft.

Verleiht der Haut matten, vornehmen, jugendfrischen Teint und köstlichen, erfrischenden Wohlgeruch. Wunsch-Crême schützt Hände und Gesicht vor Aufspringen, Rauhwerden, Sprödewerden, Röte, Pickeln, Flechten, wirkt angenehm kühlend u. desinfizierend.

Tube 40 Pf., 60 Pf. und 1 M. in allen einschlägigen Geschäften.

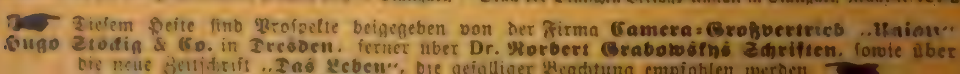
Wunsch·Crême·Seife Preis 40 Pf. zur Erhaltung einer zarten Haut.

Wo nicht erhältlich werden Verkaufsstellen a..gegeben durch die
Wunsch-Crême G. m. b. H., Berlin SW. 68, Zimmerstr. 86.
Export-Vertreter: Erich Scharlach, Hamburg, Neuerwall 86.

Um die Erde alle 5 Tage

senden Sie die Empfehlungen Ihrer Fabrikate, wenn Sie regelmässig in den 3 Ausgaben der „DEUTSCHEN EXPORT-REVUE" (Deutsch, Spanisch und Englisch) annoncieren. Preisanstellung und Probenummern durch die Geschäftsstelle der **„Deutschen Export-Revue", Berlin S.,** Ritterstr. 33.

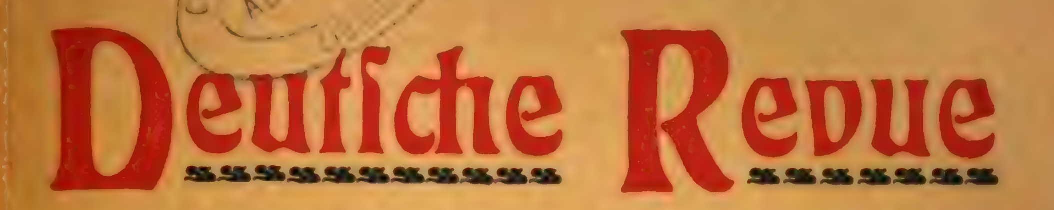
Verantwortlich für den Inseratenteil: Richard Veit in Stuttgart. — Druck der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart, Neckarstr. 121–123.


Diesem Hefte sind Prospekte beigegeben von der Firma **Camera-Großvertrieb „Union" Hugo Stöckig & Co.** in **Dresden**, ferner über Dr. **Norbert Grabowskys Schriften**, sowie über die neue Zeitschrift **„Das Leben"**, die geneigter Beachtung empfohlen werden.

Einunddreißigster Jahrgang
Jährlich 12 Hefte

1. August 1906.

Preis viertelj. 6 Mark
beim Postbezug ohne Bestellgeld



Eine Monatschrift

Herausgegeben von

Richard Fleischer

Inhalts-Verzeichnis — Seite

Friedrich Curtius: Aus den Denkwürdigkeiten des Fürsten Chlodwig zu Hohenlohe-Schillingsfürst. Aus der Zeit der Pariser Botschaft. Vom Berliner Kongreß . . . 130
Professor Romberg (Tübingen): Gibt es Mittel, das menschliche Leben zu verlängern? . . . 139
Hermann Oncken: Aus den Briefen Rudolf von Bennigsens XVII. . . . 153
Georges Claretie (Paris): Die Prozesse der Comédie Française . . . 168
von Liguitz, General der Infanterie z. D.: Die Humanität in Rußland . . . 180
Primo Levi (Rom): Persönliche Erinnerungen an Francesco Crispi . . . 183
Generalmajor a. D. **Leutwein:** Die Konzessionsgesellschaften in Deutsch-Südwestafrika . . . 191
Ernst Anemüller: Wilhelm von Humboldt und Karoline Luise, Fürstin zu Schwarzburg-Rudolstadt . . . 201
Aus Karl Friedrich Freiherrn von Kübecks Tagebüchern (Schluß) . . . 208
Deutschland und die auswärtige Politik . . . 217
Georg Speck: Das verfehlte Leben. Novelle (Fortsetzung) . . . 230
Berichte aus allen Wissenschaften.
Psychologie: **Dr. Carl Max Gießler** (Erfurt): Die Bedeutung der Träume . . . 244
Adhémard Leclère: Ein Almanach aus Kambodscha und sein Kalendarium . 248
Literarische Berichte . . . 253
Eingesandte Neuigkeiten des Büchermarktes . . . 255

Stuttgart **Deutsche Verlags-Anstalt** Leipzig

1906

Preis des Jahrgangs 24 Mark

Stuttgarter Lebensversicherungsbank a. G.
(Alte Stuttgarter)
Gegründet 1854.

Alle Überschüsse gehören den Versicherten.

Versicherungsbestand	**M. 747 Million.**
Bankvermögen	**„ 260 „**
Seither für die Versichert. erzielte Überschüsse	**„ 135 „**

Bei Erwerbsunfähigkeit (Invalidität) Befreiung von der Prämienzahlung.

Bei Nervosität. — Bei Schlaflosigkeit.

„Bromwasser von Dr. A. Erlenmeyer."
Seit 20 Jahren erprobt.
Mit natürlichem Mineralwasser hergestellt.

In Apotheken und Handlungen natürlicher Mineralwässer.

Das Reich

Unabhängige nationale Berliner Tageszeitung für soziale Reform **Bezugspreis** bei allen Postanstalten vierteljährlich 2,55, **Mk.** monatlich 85 **Pfg.**, bei freier Zustellung ins Haus vierteljährlich 72 **Pfg.**, monatlich 24 **Pfg.** mehr. „Das Reich" ist daher die billigste

täglich zweimal erscheinende,

nationale Tageszeitung der Reichshauptstadt. Eigener Ferndrucker, eigene Spezialberichterstatter, hervorragende Mitarbeiter. Probenummern versendet unberechnet die Geschäftsstelle: **Berlin SW. 61, Johanniterstr. 6.**

Sämtliche Artikel zur Hygiene.
Gummiwarenhaus Leop. Schüssler, Berlin 72
Anhaltstrasse 5. — Preisliste gratis und franko.

GEWERBE-AKADEMIE, BERLIN, Königgrätzerstr. 90
— Staatliche Aufsicht —
Ausbildung von Ingenieuren und Architekten, 24 Docenten. Ueber 500 Studierende p. a.
Vorlesungsverzeichnisse etc. kostenlos.

Um die Erde alle 5 Tage

senden Sie die Empfehlungen Ihrer Fabrikate, wenn Sie regelmässig in den 3 Ausgaben der „DEUTSCHEN EXPORT-REVUE" (Deutsch, Spanisch und Englisch) annoncieren. Preisanstellung und Probenummern durch die Geschäftsstelle der **„Deutschen Export-Revue", Berlin S.,** Ritterstr. 33.

Digitized by Google

Goldene und silberne Medaille Paris 1900.

500 Mark Belohnung!

Sommersprossen, Gesichtspickel, Mitesser, Finnen, Pusteln, Runzeln, Falten, Haut- u. Nasenröte, unschöne Gesichts- u. Nasenform u. -Züge. Hautunreinigkeiten verschwinden nur durch meinen glänzend bewährten

Schönheitshersteller Pohli

schnell und sicher. Erfolg und Unschädlichkeit garantiert. Glänzende Dankschreiben. Franko M. 4.— per Nachn. nur zu haben bei

Georg Pohl, Versandhaus „Georheta" Berlin, Hohenstaufenstr. 69.

Bedarfsartikel. Neuest. Katalog m. Empfehl. viel. Aerzte u. Prof. gratis u. fr.

H. Unger, Gummiwarenfabrik

Berlin NW., Friedrichstrasse 91/92.

J. R. zur Megede †

Josi.

Neu! **Neu!**

Drama in 5 Akten. Geheftet M. 2.50, gebunden M. 3.50

Die große Gemeinde derer, die J. R. zur Megede als einen unserer begabtesten und erfolgreichsten Romanschriftsteller kennen und lieben, wird das vorliegende Drama, das im Nachlaß des allzu früh dahingegangenen Dichters sich vorfand, mit dem lebhaftesten Interesse aufnehmen. Das Drama behandelt ein Motiv, das auch in so manchen der Megedeschen Romane bedeutsam hineinspielt: den in einer schwankenden, unentschlossenen Frauenseele sich abspielenden Kampf zwischen der Konvention, die sie an der Seite des ungeliebten Gatten festhält, und der Liebe, die sie zu einem andern, geistig bedeutenden Manne zieht. In rascher, folgerechter Entwicklung geht die Handlung ihrem tragischen Ausgang entgegen. Es bietet ein eigenartiges Interesse, Charaktere und Probleme, die der Dichter sonst in epischer Breite entfaltete, hier in dramatischer Knappheit zusammengefaßt zu sehen, und der Leser wird sich unschwer vorstellen, daß „Josi" in geeigneter Wiedergabe auch auf der Bühne einen wirkungsvollen Eindruck hervorrufen könnte.

Von J. R. zur Megede sind früher in unserem Verlag erschienen:

Unter Zigeunern. Roman. 4. Auflage (6. Tausend). Geheftet M. 3.—, gebunden M. 4.—

Kismet. Frühlingstage in St. Surin. — Schloß Tombrowska. 6. Tausend. Geheftet M. 3.—, gebunden M. 4.—

Quitt. Roman. 13. Tausend. Geheftet M. 5.—, gebunden M. 6.—

Von zarter Hand. Roman. 2 Bände. 6. Auflage. Geheftet M. 6.—, gebunden M. 8.—

Félicie. Aus den Briefen eines Thoren. 5. Auflage. Geheftet M. 4.—, gebunden M. 5.—

Trianon und andere Novellen. 5. Aufl. Geheftet M. 4.—, gebunden M. 5.—

Das Blinkfeuer von Brüsterort. 6. Aufl. Geh. M. 3.—, geb. M. 4.—

Der Ueberkater. Roman. 6. Aufl. Geh. M. 5.50, geb. M. 6.50

Modeste. Roman. 6.-8. Tausend. Geheftet M. 4.—, gebunden M. 5.—

Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart.

Palast-Hotel Hamburg

Neu eröffnet :: Neuer Jungfernstieg, am Alsterbassin

Vornehmstes, mit allem Comfort ausgestattetes Haus **ersten Ranges**
100 Zimmer und Salons :: 50 Zimmer mit Bad und Toilette ... ...

Besitzer: ARNOLD PAEGEL.

Automobile

erstklassige Marken. — Lieferbar 6 Wochen.

WIESE & Co.,

BERLIN W. 66, Wilhelmstrasse 46/47.

Reichhaltiges Ersatzteillager. — Reparaturwerkstätte.

Allen Freunden guten Humors

sei

Nagel's Lustige Welt

aufs beste empfohlen.

Nagel's Lustige Welt erscheint wöchentlich und bringt in jeder Nummer 20 bis 30 Humoreske. humoristische Illustrationen, sowie eine reich illustrierte

Nagel's Lustige Welt ist das **billigste** und zugleich **reichhaltigste** Witzblatt der Welt, ein **Familienblatt** im vollsten Sinne des Wortes. Abonnements auf

Nagel's Lustige Welt nehmen alle **Buchhandlungen** und **Postanstalten** (Postzeitungsliste Nr. 5414) zum Preise von Mk. 1.30 vierteljährlich, ganzjährig Mk. 4.80 entgegen. Einzelne Nummer 10 Pfg. Wer

Nagel's Lustige Welt noch nicht kennt, verlange **Probenummer gratis** vom Verlage

Berlin-Schöneberg, Mühlenstr. 8. Georg E. Nagel.

Verantwortlich für den Inseratenteil: Richard Reiff in Stuttgart. — Druck der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart, Neckarstr. 121/23.

Einunddreißigster Jahrgang
Jährlich 12 Hefte

1. September 1906.

Preis viertelj. 6 Mark
Beim Postbezug ohne Bestellgeld

Deutsche Revue

Eine Monatschrift

Herausgegeben von
Richard Fleischer

Inhalts-Verzeichnis

	Seite
Friedrich Curtius: Aus den Denkwürdigkeiten des Fürsten Chlodwig zu Hohenlohe-Schillingsfürst. Aus der Zeit der Pariser Botschaft	257
Dr. Wilhelm von Hartel, derzeit Vizepräsident der Wiener Akademie: Die internationale Assoziation der Akademien	267
Hermann Oncken: Aus den Briefen Rudolf von Bennigsens. XVIII	283
E. von Jagemann: Friedrich und Luise, Großherzog und Großherzogin von Baden, ein gekröntes Jubelpaar	295
Georges Claretie (Paris): Die Prozesse der Comédie Française (Fortsetzung)	307
Dr. Oscar Ewald: Gespräche mit Eduard von Hartmann	316
Deutschland und die auswärtige Politik	319
Ernst Anemüller: Wilhelm von Humboldt und Karoline Luise, Fürstin zu Schwarzburg-Rudolstadt (Schluß)	333
von Valois, Vizeadmiral: Aus den Erlebnissen eines alten Seeoffiziers. 1864. In der Ostsee	341
Alfred Scheler, Oberlandesgerichtsrat a. D. (München): Ferdinand Raimund	350
Georg Speck: Das verfehlte Leben. Novelle (Schluß)	355
M. von Brandt: Zur Frage der Besiedlung von Deutsch-Südwestafrika	374
Literarische Berichte	377
Eingesandte Neuigkeiten des Büchermarktes	379

Stuttgart **Deutsche Verlags-Anstalt** Leipzig

1906

Preis des Jahrgangs 24 Mark

Die zweigespaltene Nonpareille-Zeile oder deren Raum kostet 60 Pfennig. Prospektbeilagen nach Tarif.

Anzeigen.

Bei Wiederholungen einer Anzeige sowie für ganzseitige Inserate angemessenen Rabatt.

Inseraten-Annahme: Central-Annoncen-Bureau in Berlin SW. 48, Friedrichstr. 239. Telefon: Amt 9, 12986.

Stuttgarter Lebensversicherungsbank a. G.
(Alte Stuttgarter)

Gegründet 1854.

Alle Überschüsse gehören den Versicherten.

Versicherungsbestand	M. 747 Million.
Bankvermögen	„ 260 „
Seither für die Versichert. erzielte Überschüsse	„ 135 „

Bei Erwerbsunfähigkeit (Invalidität) Befreiung von der Prämienzahlung.

Bei Nervosität. Bei Schlaflosigkeit.

„Bromwasser von Dr. A. Erlenmeyer.“

Seit 20 Jahren erprobt.
Mit natürlichem Mineralwasser hergestellt.

In Apotheken und Handlungen natürlicher Mineralwässer.

Sämtliche Artikel zur Hygiene.
Gummiwarenhaus Leop. Schüssler, Berlin 72
Anhaltstrasse 5. — Preisliste gratis und franko.

Deutsche Verlags-Anstalt Stuttgart

In neuen Auflagen erschienen:

A. Croissant-Rust, Aus unseres Herrgotts Tiergarten.
Geschichten von sonderbaren Menschen und verwunderlichem Getier.
2. Auflage. Geheftet M. 3.50, gebunden M. 4.50

Deutsche Warte, Berlin: „Wir finden in dem Buch eine ganze Anzahl von charakteristischen Menschen, welche die Verfasserin mit seltener Treue und glänzender Darstellungsfähigkeit gezeichnet hat. Originaltypen sind es, wie sie das Bayrische Oberland und wie sie der Schwarzwald in Urwüchsigkeit und Ursprünglichkeit fern von allem modernisierenden Einfluss des Städters und des städtischen Lebens und Treibens nur haben kann. Dass bei einigen Figuren auch der Humor in seiner schalkhaft-ernsten Weise, in leuchtender, erquickender Behaglichkeit zur Darstellung gelangt, hat dem Werke einen ganz besonderen Reiz gegeben, der ihm auch in bezug auf geistreiche Anordnung der Stoffe bis zum letzten Stück erhalten bleibt.“

Maria Janitschek, Esclarmonde. Roman.
2. Auflage. Geheftet M. 4.—, gebunden M. 5.—

O. von Leixner in der Deutschen Romanzeitung, Berlin: „Einer der wenigen wirklich geschichtlichen Frauenromane, in denen nicht der Aufputz aus Geschichtswerken gestohlen und alles andere im Gegensatz modern ist bis zur Lächerlichkeit. Hier herrscht der Geist der Zeit, das Jahrhundert der Albigenser-Verfolgungen, die am Anfang des 13. Jahrhunderts den Süden Frankreichs verwüsteten. Aber das Geschichtliche bildet den Hintergrund für einen frei gestalteten, echt dichterischen Stoff, der mit nicht gewöhnlicher Sicherheit aufgebaut und innerlich durchgeführt ist.“

Goldene und silberne Medaille Paris 1900.

Für Magere und Schwache!

Blühendes Aussehen, schnelle Körpergewichtszunahme, volle Figur bewirken die bewährten Pohl's Herkules-Nähr- und Kraft- **Desserts,** sind nervenstärkend, Blut-, Fett- u. Knochenbildend, regen den Appetit an, für den Magen außerordentlich leicht verdaulich für Erwachsene und Kinder. In einer Woche schon bis 6 Pfund Zunahme. Garantiert völlig unschädlich. Viele Dankschreiben. Karton M. 4,60 frko. 3 Karton M. 11.—. Franko per Nachnahme.

Georg Pohl, Versandhaus „Georheta" Berlin, Hohenstaufenstr. 69.

Hygienische Bedarfsartikel. Neuest. Katalog m. Empfehl viel. Aerzte u. Prof. gratis u. fr. **H. Unger, Gummiwarenfabrik** Berlin NW., Friedrichstrasse 91/92.

Fritz Reuter.

Woans hei lewt un schrewen hett.

Vertellt von **Paul Warncke.**

Kartoniert M. 7.— gebunden M. 8.—

Stuttgart. Deutsche Verlags-Anstalt.

GEWERBE-AKADEMIE, BERLIN, Königgrätzerstr. 90

— Staatliche Aufsicht —

Ausbildung von Ingenieuren und Architekten, 24 Docenten. Ueber 500 Studierende p. a.

Vorlesungsverzeichnisse etc. kostenlos.

Das Reich

Unabhängige nationale Berliner Tageszeitung für soziale Reform Bezugspreis bei allen Postanstalten vierteljährlich 2,55 Mk. monatlich 85 Pfg., bei freier Zustellung ins Haus vierteljährlich 72 Pfg., monatlich 24 Pfg. mehr. „Das Reich" ist daher die billigste

täglich zweimal erscheinende,

nationale Tageszeitung der Reichshauptstadt. Eigener Ferndrucker, eigene Spezialberichterstatter, hervorragende Mitarbeiter. Probenummern versendet unberechnet die Geschäftsstelle: Berlin SW. 61, Johanniterstr. 6.

Allen Freunden guten Humors

sei

Nagel's Lustige Welt

aufs beste empfohlen.

Nagel's Lustige Welt erscheint wöchentlich und bringt in jeder Nummer 20 bis 30 humoristische Illustrationen, sowie eine reich illustrierte Humoreske.

Nagel's Lustige Welt ist das **billigste** und zugleich **reichhaltigste** Witzblatt der Welt, ein **Familienblatt** im vollsten Sinne des Wortes. Abonnements auf

Nagel's Lustige Welt nehmen alle **Buchhandlungen** und **Postanstalten** (Postzeitungsliste Nr. 5414) zum Preise von Mk. 1.30 vierteljährlich, ganzjährig Mk. 4.80 entgegen. Einzelne Nummer 10 Pfg. Wer

Nagel's Lustige Welt noch nicht kennt, verlange **Probenummer gratis** vom Verlage

Berlin-Schöneberg, Mühlenstr. 8. **Georg E. Nagel.**

Palast-Hotel Hamburg

Neu eröffnet :: Neuer Jungfernstieg, am Alsterbassin

Vornehmstes, mit allem Comfort ausgestattetes Haus ersten Ranges
100 Zimmer und Salons :: 50 Zimmer mit Bad und Toilette ... ...

Besitzer: ARNOLD PAEGEL.

Über Land und Meer

Oktav-Ausgabe

Der soeben beginnende Jahrgang 1907 bringt
zunächst eine reizende Novelle von

Ida Boy-Ed: Die Schwiegermutter

der sich sodann der neueste Roman von

Ernst Zahn: Lukas Hochstrassers Haus

anschliessen wird; ferner erzählende Beiträge von

Carl Busse — Margarete von Oertzen — Emil Roland —
Hermann Hesse — Adalb. Meinhardt — Wolfg. Kirchbach
u. v. a.

Künstlerischer Bilderschmuck
Zahlreiche illustrierte Artikel
aus allen Wissensgebieten ::

Jährlich 13 Hefte zum Preise von je 1 Mark

Ein Probeheft sendet auf Wunsch jede Buchhandlung zur Ansicht ins Haus.

Abonnements nehmen alle Buchhandlungen und Postanstalten entgegen.

Echt deutsches Familienblatt

Deutsche Revue

Eine Monatschrift

Herausgegeben von * * * * *

Richard Fleischer

Einunddreißigster Jahrgang. Vierter Band
Oktober bis Dezember 1906

Stuttgart und Leipzig 1906 Deutsche Verlags-Anstalt

Inhalt

des

Vierten Quartal-Bandes des Jahrgangs XXXI

(Oktober bis Dezember 1906)

Seite

Heinrich von Poschinger: Aus der unveröffentlichten Korrespondenz des Königs von Preußen Friedrich Wilhelm IV. 1
Graf A. Bernstorff: Deutschland und England 8
Alessandro Luzio (Mantua): Unveröffentlichte Briefe Giuseppe Verdis und seiner Gattin Giuseppina Strepponi-Verdi an die Gräfin Maffei 12. 214. 333
Sir Michael Foster: Die Verbrüderung der großen Nationen durch die Wissenschaften 29
Otto Nordenskjöld: Ueber die letzten Resultate der Südpolarforschung . 33
Prof. Dr. med. H. Leo (Bonn): Die natürlichen Krankheitsschutzmittel des menschlichen Körpers 40
Msgr. Graf Vay de Vaya und Luskod, apostolischer Protonotar: Wird Japan sich zum Christentum bekehren? 53
Hermann Oncken: Aus den Briefen Rudolf von Bennigsens. XIX. XX. XXI. 72. 159. 305
Georges Claretie (Paris): Die Prozesse der Comédie Française (Schluß) 81
Deutschland und die auswärtige Politik 90. 203
August Fournier: Gentz kontra Metternich. Briefe an Wessenberg aus den Jahren 1831 und 1832 101
L. von Schlözer: Die Glocken der Giralda. Novelle 112
Generalmajor a. D. Leutwein: Nochmals zur Frage des Konzessionswesens in Deutsch-Südwestafrika 118
Prof. Philipp Zorn (Bonn): Friedensbewegung und Haager Konferenz 129
E. von Behring (Marburg): Diphtherieserum, Tetanusserum, Bovovakzin, Tulase. I bis III. 145. 285
R. Krauel, Kaiserlicher Gesandter a. D.: Preußen und England vor hundert Jahren 169. 348
Sigmund Schlesinger: Heinrich Laube in der Anekdote 180

Seite

E. von Liebert: Der wirtschaftliche Aufschwung Deutsch-Ostafrikas . . 197
Rose Raunau: Sein Kind. Novelle 223
E. von Behring (Marburg): Ueber wissenschaftliche Vorurteile, insbesondere in Tuberkulosesachen 232
Die preußische Besetzung Hannovers 1806 und die Ereignisse in Weimar nach der Schlacht bei Jena. Nach Briefen eines Weimaraner Schülers 246
Richard Henning, Major a. D. (Bern): Das Rennproblem und der Graditzer Rennstall 249
Wirkl. Geheimerat **Dr. Koch**, Präsident des Reichsbankdirektoriums: Die Reichsbank und die Geldverteuerung 257
Sir **Philip Magnus**, M. P. (London): Die politischen Beziehungen zwischen Deutschland und England 266
Wirkl. Geheimrat **Dr. von Rottenburg**: Eine falsche Anklage gegen den Fürsten Bismarck 273
Professor **Ernst von Halle** (Berlin): Beamtenvorbildung und Wirtschaftsleben 322
Gräfin Ilda Dezasse: Slowakische Dörfer. Skizze 361
Franz Bendt: Fünfzig Jahre deutscher Technik 365
Dr. R. Hennig (Berlin): Zur Beschränkung des englischen Kabelmonopols 371

Kleine Revuen

Naturwissenschaftliche Revue 120
Literarische Berichte 125. 253. 374
Eingesandte Neuigkeiten des Büchermarktes 127. 255. 379

Aus der unveröffentlichten Korrespondenz des Königs von Preußen Friedrich Wilhelm IV.

Von

Heinrich von Poschinger

Es wäre sehr zeitgemäß, wenn endlich einmal an eine amtlich unterstützte Veröffentlichung des Briefwechsels Friedrich Wilhelms IV. gedacht würde, die dem Andenken des Herrschers nur nutzen könnte. Denn gleichwie er in seinen Reden und Unterhaltungen stets geistreich war und dabei wohlwollend, voll der besten Absichten, der blendendsten Entschlüsse, der edelsten Regungen, in der Form aber mitunter recht drastisch, so verhält es sich auch mit seinen Briefen. Sein Wissen war, wie L. Schneider, der ihn vielfach zu beobachten Gelegenheit hatte, versichert,[1] allerdings nur enzyklopädisch, aber unendlich reich nach allen Richtungen hin, und überall übte er eindringliche Kritik, die nur in seltenen Fällen nicht gleichzeitig eine wohlwollende war. War er heftig und aufbrausend gewesen, so fühlte man ihm das Herzensbedürfnis an, auch wieder gutzumachen, wenn er wehe getan.

Ganz im Gegensatze zu seinem Bruder Wilhelm verlor der König leicht das ruhige Gleichgewicht; er enthusiasmierte sich schnell für einen Gedanken, der ihm nachher in seinen praktischen Folgen unangenehm wurde und den er ebenso schnell wieder fallen ließ. Er war durch und durch eine poetische Natur, und zwar in dem ganzen Gegensatze, in dem sie zu einer praktischen Natur steht. Eben weil er durchaus anders war als sein Vater und sein jüngerer Bruder, mußte ihm natürlich praktisch vieles mißraten, das seinem Vorgänger und seinem Nachfolger gelang, und man kann diesen merkwürdigen Charakter und diese ungewöhnliche Begabung nicht mit Gerechtigkeit beurteilen, wenn man ihn nicht, wie Schneider, in der Nähe und nicht in seinem Privatleben beobachtet hat.

Im nachstehenden gebe ich eine Anzahl bisher unveröffentlichter Briefe des Königs wieder, wobei wohlbemerkt nur solche in Frage kommen, die von ihm selbst geschrieben sind; Schriftstücke, die ihm zur Unterzeichnung durch die Minister oder den Kabinettsrat vorgelegt wurden, scheiden naturgemäß aus. Die Schreibweise des Königs ist bis auf die Abkürzungen getreulich beibehalten.

---

[1] In seinem Werke: Aus meinem Leben, Bd. II, S. 226.

Charlottenburg, den 4. Februar 1850, 1/2 12 Uhr nachts.

Handbillett an den Ministerpräsidenten Grafen Brandenburg und den Minister des Innern Freiherrn von Manteuffel, betreffend die Formulierung des königlichen Eides auf die preußische Verfassung.

Theuerste Freunde
H. Graf und H. Freyherr

Ich habe folgende Veränderungen beschlossen an meinen Worten bezw. Gelöbniß des Mittwochs

1) Anfangs nach den Worten: Nicht in der Ausübung (der Pflichten) ꝛc. des Königl. Amts die hocherhaben über Alles Meinen und Treiben der Schulen und der Partheyen stehen

2) Statt: Selbstredend gilt mein Gelöbniß — Ich übergehe die Bedeutung, die der Art. 117 (?) (ich weiß die Nummer nicht) und meine letzte Botschaft meinem Gelöbnisse hinsichts eines Theils der Urkunde und des 40. Art.'s selbstredend geben und erklären — Gott ist deß Zeuge — daß mein Gelöbniß auf die Verfassung[1]) treuwahrhaftig und ohne Rückhalt ist. Allein die Möglichkeit seiner Geltung, das fühlen Ihr und Alle edlen Herzen im Lande, hängt von der Erfüllung einer absoluten Bedingung ab; Sie meine Herren ꝛc. — (Am Ende der Phrase) — Mit 1 Worte, diese absolute Bedingung ist, und ich appelire dabei dreist von meinem Gewissen an das Gewissen meines Volkes: das mir das Regieren ꝛc.

F. W. R.

*

Die nachfolgenden Handbilletts des Königs Friedrich Wilhelm IV. beziehen sich auf die völlig verunglückte, in allen diplomatischen Kreisen seiner Zeit ungeheuern Staub aufwirbelnde Spezialmission des Wirklichen Geheimen Rats von Usedom und des General von Wedell nach London und Paris. Der König Friedrich Wilhelm IV. war nicht gewillt, dem in den orientalischen Verwicklungen so bedeutsamen Vertrage vom 2. Dezember 1854 einfach beizutreten; er wollte sich aber den Westmächten (Frankreich und England) in andrer Weise nähern. Nachdem zuerst Usedom nach England gesandt worden war, wurde der General von Wedell mit der Mission der Ueberbringung eines Handschreibens des Königs an den Kaiser Napoleon nach Paris entsandt. Die Tätigkeit des Generals von Wedell sollte sich besonders nach zwei Seiten hin äußern. Er sollte die französische Regierung davon überzeugen, daß Preußen ein Recht habe, zu den Wiener Konferenzen zugezogen zu werden. Er sollte sodann die Grenze bezeichnen, innerhalb deren Preußen zu dieser vertragsmäßigen Einigung mit den Westmächten zu schreiten geneigt sei, nachdem die Einladung zu den Konferenzen erfolgt sein würde. Wedell reiste am 27. Januar 1855 von Berlin ab, traf am 29. Januar in Brüssel

[1]) Diese Worte hat der strenge und besorgte Radowitz als überaus wichtige und wohltätige Aenderung gebilligt, wie Figura zeigt. (Fußnote des Königs.)

mit Usedom zusammen, hatte am 1. Februar in Paris die erste Besprechung mit dem preußischen Gesandten daselbst, dem Grafen Hatzfeldt, am 2. Februar die erste Entrevue mit dem französischen Auswärtigen Minister Drouyn de l'Huys, und am 4. und 5. Februar Audienzen beim Kaiser Napoleon. Am 8. Februar traf auch Usedom zu längerem Aufenthalt in Paris ein. Am 14. Februar hatte Wedell eine dritte Audienz bei Napoleon. Am 28. Februar verließ Wedell Paris; am 2. März traf er in Berlin und Usedom wieder in London ein. Am 10. März traf Wedell wieder in Paris ein und hatte am 13. eine Unterredung mit dem Minister Drouyn de l'Huys; am 15. März wurde er mit Hatzfeldt zum Kaiser befohlen; am 30. März empfing ihn Napoleon noch einmal; am 1. April traf er wieder in Berlin ein; am 15. April erhielt Wedell von Manteuffel die Eröffnung, nunmehr seine Mission nach Paris als beendet zu betrachten.

Ich lasse nunmehr die Allerhöchsten Kundgebungen chronologisch folgen.

12. Dezember 1854.[1])

Handbillett an den Minister Freiherrn von Manteuffel, betreffend die Sendung des Wirklichen Geheimen Rats von Usedom nach London behufs Anbahnung einer Einigung Preußens mit England und Frankreich. (Auszug.)

Ich sende Ihnen Usedom, der sich eben bei mir meldet, mit der Bitte, ihn au fait de la situation zu setzen, durch Mittheilungen der Depeschen und anderen Nachrichten. Seine Sendung muß ganz das Gepräge des Unoffiziellen haben. Seine Berichte werden uns den Maßstab geben, dessen was wir thun dürfen.

*

Die nachfolgende Piece läßt ersehen, daß der König Friedrich Wilhelm IV. von Haus aus sich keinen Erfolg von der Usedom-Wedellschen Mission versprach.

Christtag 1854.[2])

Handschreiben an den König der Belgier, betreffend die Bedingungen der Annäherung Preußens an die Westmächte. (Auszug.)

Fragen mich Eure Majestät, ob ich glaube, daß die zwei kriegführenden Mächte mich unter diesen Offerten und Bedingungen annehmen, so sage ich Nein.

*

27. Januar 1855.

Handbillett an den Wirklichen Geheimen Rat von Usedom, betreffend seine diplomatische Mission nach London. (Auszug.)

Daß ich auf Abschlagen im Januar gefaßt bin, wissen Sie von mir selbst. Später gibt Gott wohl Licht ... Ohne Zulassung zum Friedens-Kongreß ist aber

---

[1]) Der Ort der Abfassung des Handbilletts ist nicht ersichtlich.

[2]) Der Ort der Abfassung des Handbilletts ist nicht ersichtlich; dasselbe gilt von den folgenden Piecen, wo nicht der Ort speziell dem Datum beigefügt ist.

sogar jede fernere Verhandlung unmöglich. Abbrechen will ich aber auch dann nicht, sondern mich zurückweisen lassen.

*

Usedoms Stellung in London war keine leichte; denn selbstredend mußten die Westmächte ihre Bedingungen um so höher spannen, je mehr sich Preußen merken ließ, daß es ein großes Gewicht auf den Eintritt in die Wiener Konferenz legte.

14. Februar 1855.

Handbillett an den Minister Freiherrn von Manteuffel, betreffend die Wedellsche Sendung nach Paris. (Auszug.)

Nur der Antrag (Wedells) auf Allianz scheint mir etwas zu weit zu gehen. Davon kann, wie ich in der Antwort einfließen lassen will, erst beim Eintritt eines casus foederis die Rede sein. Ich bitte dies an Hatzfeldt recht deutlich und ohne Tadel gegen Wedell einfließen zu lassen.

*

14. Februar 1855.

Handbillett an den General von Wedell, betreffend dessen außerordentliche Sendung nach Paris. (Auszug.)

Ich werde der Ihnen mitgegebenen Instruktion insofern jetzt ungetreu, als ich genöthigt bin, Sie zu bitten, an der Unterhandlung über einen Traktat mitzuwirken... Auch wünsch' ich die Bezeichnung Allianz-Tractat zu vermeiden...

Jetzt Eile mit Weile.

*

18. Februar 1855.

Handbillett an den Wirklichen Geheimen Rat von Usedom, betreffend seine diplomatische Mission nach London. (Auszug.)

Ich zeichne nur einen Traktat, in welchem „Wien“, „Polen“, „die deutsche Bundesunantastbarkeit“ und Preußens libre arbitre über die Auslegung der 4 Punkte festgestellt sind.

*

26. Februar 1855.

Handbillett an den Minister der Auswärtigen Angelegenheiten, Freiherrn von Manteuffel, betreffend die Einladung Preußens zu den Wiener Konferenzen. (Auszug.)

Ich habe Alles aufmerksam gelesen und sage nun, daß es anfängt, eine Sauwirthschaft zu werden, die ein Ende haben muß. Die Lage ist einfach die, daß ich nach zwölfmonatlichen Insinuazionen und Anträgen (der Westmächte) aller Art die Herren von U. und von W.[1]) dahin ausgeschickt habe, um jenen Höfen endlich zu sagen: „Hier sind unsre Bedingungen.“ Wollen sie dieselben nicht,

[1]) Usedom und Wedell.

1) weil sie ihnen nicht zusagen, 2) weil sie kein Vertrauen zu Preußen haben, so bleibe ich ledig, et nous verrons, d. h. zu deutsch: Legt erst meine Esquisse vor und nehmet die Einwendungen und Eure Entgegnungen (die Ihr alle aus meinem Munde und dem meines Ministers kennt) ad protocollum, berichtet hierher und wartet ab.

*

7. März 1855.

Handbillett an den Wirklichen Geheimen Rat von Usedom, betreffend dessen diplomatische Sendung nach London. (Auszug.)

Ich kann's nicht läugnen, daß ich Ihren Brief mit Verwunderung über Ihre Verwunderung, „von der Invitation nicht nachlassen zu wollen", gelesen habe. Ich gestehe, daß ich es nicht für menschenmöglich gehalten habe, daß man meine maßgebenden Befehle über diesen Punkt auch nur eine Sekunde mißverstehen könnte, und finde es sehr traurig, daß auch Sie demnach in Mißverständnisse gefallen sind. Ich untersagte allerdings Vorunterhandlungen über die „Invitation", aber deutlichst um keiner anderen Ursache willen, als weil ich das nie gewollt, sondern mehr als zur Genüge geschrieben, gesagt und telegraphiert hatte, daß vor und ohne „Invitation" von Unterhandeln gar nicht die Rede sein dürfe, weil ich dadurch mein gutes Recht auf Sitz und Stimme beim Wiener Friedenskongreß notwendig auf den Markt und Auktion bringen mußte. Es ist nun zur Kalamität geworden, daß Lord J. Russell hieher aus Paris kam, glaubend, ich wolle mein Recht erkaufen, und hier erst(!) die Wahrheit hörte. Meine Schuld ist das nicht. Aber auch um diese Kalamität zu redressieren, gehe ich nicht von den Grundlagen meiner Politik ab ...

Sie scheinen unsere vorjährige Isolierung als eine Kalamität zu betrachten. Ich halte sie für einen Segen, für den ich Gott täglich auf Knien danke. Das sollten Sie auch tun ...

Sagen Sie sich selbst, was ich fühlen mußte, als meine beiden Bevollmächtigten zu Paris 1) von der Hauptinstruktion der Invitation (die von Ihnen selbst so meisterhaft in die Esquisse aufgenommen worden war) abgingen und mir dann 2) die köstliche Meldung und den Rat gaben (!), von den übrigen beiden Conditiones sine qua non abzugehen! Das war ja leibhaftig „Lichbergs Messer" mit erneutem Griff, an welchem die Klinge verloren gegangen war.

*

13. April 1855.

Handbillett des Königs Friedrich Wilhelm IV. an den König von Bayern, betreffend die diplomatische Mission des Wirklichen Geheimen Rats von Usedom und des Generals von Wedell während der orientalischen Krisis. (Auszug.)

Jetzt gebe ich die exakte und treue Rechenschaft vom Resultate meiner Sendungen Usedoms und Wedells. Sie sind beide definitiv abgebrochen. Auf die

Gefahr hin, Dir Bekanntes zu wiederholen, erinnere ich Dich an den Zweck beider Sendungen. Derselbe war kein andrer als: meine Bereitwilligkeit zu erklären, den „faktischen status quo unserer Neutralität“ „bis zum Eintritte“ unseres (des Bundes) casus foederis“ „in einen verpflichteten (den Westmächten gegenüber) zu verwandeln, ohne diesen status quo jedoch auch nur im mindesten zu alterieren“. Für die enorm wichtige Gewißheit, daß Preußen sich, kraft des Vertrags, nicht für Rußland und nie gegen die Westmächte erklären würde, verlangte ich 1) den Vorteil für Deutschland, daß die Bundesgrenzen ohne Zustimmung des Bundestags nie berührt werden würden, 2) den Vorteil für Preußen, daß die Westmächte keine Rebellion in Polen organisieren würden.

Ueber dem allen aber stand als conditio sine qua non des **Anfangs irgendeiner Unterhandlung** die Berufung Preußens zum Wiener Friedenskongreß.

*

10. Mai 1855.

Handschreiben an die Königin von England, betreffend die Einladung Preußens zu den Wiener Konferenzen, die Vorbedingung zu einer vertragsmäßigen Einigung desselben mit den Westmächten.
(Auszug.)

Ich erwähne hier zuvörderst nur zweier Aeußerungen, die ich gegen Lord John gemacht habe,[1]) die das innerste Leben Preußens und meiner eigenen Stellung gegenüber den jetzigen Weltbegebenheiten berühren, und welche dieser Staatsmann mir leider sehr übel genommen hat, wie er sich desselben Tages geäußert hat. Ich sagte ihm, es sei ein treugemeintes, ehrliches Verlangen, mit Großbritannien (sowie mit Frankreich) in ein recht weitgehendes, traktatliches Freundschaftsverhältnis für die Dauer dieses unseligen Krieges zu treten, und ich wäre, wie das Kabinett Eurer Majestät es sattsam wisse, seit Monaten bereit, auf Unterhandlungen einzugehen, die, wenn sie auch das ob?, wie? und wann? meiner Teilnahme an dem Kriege lediglich in meine freie Bestimmung legten, dennoch den westlichen Mächten zum allerhandgreiflichsten Vorteile ihrer Kriegsführung gereichen würden. Seitdem ich aber wüßte, daß man Preußens wohl erworbenes und (seit einem Jahre) wohl verdientes **Recht** „der Teilnahme an den Friedensverhandlungen“ ihm als Lohn für seinen Beitritt und nicht als sein gutes Recht zugestehen wolle, so würde ich **nicht unterhandeln**, bis die Einladung zum Friedenskongreß nicht erfolgt wäre. Seine Einwendungen bestätigten mir, daß weder er noch seine Regierungs-Genossen den Maßstab Preußens und den meines Charakters hatten. Ich mußte ihm also rund heraus erklären, daß die englische Auffassung eine Mißachtung Preußens sei, und daß die Preußische Ehre, die Stellung, die es Hand in Hand mit England durch Ströme edelsten Blutes errungen, und die in England traurig mißkannte öffentliche Meinung

[1]) Russell.

meines Volkes und Heeres mir keine Wahl ließen, „entweder: Einladung nach Wien und Traktat mit England und Frankreich, oder: weder das eine noch das Andere.

*

Lord John Russell war, wie bereits in dem Allerhöchsten Schreiben angedeutet ist, durch diese Aeußerungen des Königs wenig befriedigt. Er sowie die Vertreter der Westmächte sahen darin ein Ablehnen der vertragsmäßigen Einigung, und deshalb unterblieb auch die Besprechung, welche er mit dem Minister Manteuffel in bezug auf die Details haben sollte.

So war die ganze Wedell-Usedomsche Mission völlig im Sande verlaufen; sie hatte für die Beteiligten nur Aerger und Verdruß im Gefolge; denn die beiden Unterhändler meinten, daß der Minister Manteuffel heimlich ihrer Mission bei den Gesandten in London und Paris, Bernstorff und Hatzfeldt, Hindernisse bereitet habe, was durchaus nicht der Fall war; Wedell reichte daraufhin eine förmliche Beschwerde über den Minister Manteuffel beim Könige ein, die der letztere jedoch leicht an der Hand des Aktenmaterials als völlig grundlos hinstellen konnte.

*

Kabinettsorder-Entwurf.[1]

Ich will dem pp. Niebuhr jetzt das Recht verleihen, den gewöhnlichen Cabinettvorträgen beyzuwohnen und ihm die Verpflichtung auflegen, bey Finanz-Sachen und Kirchlichen Angelegenheiten das Correferat der Vorträge der pp. Illaire und Costenoble zu führen, zu welchem Zweck beyde genannten Räthe und er das Nothwendige abzumachen haben.

F. W. R.

*

Handbillett an den Ministerpräsidenten Freiherrn von Manteuffel, betreffend einen Brief an die Königin von England.[2]

Bester Manteuffel — Anliegenden Brief an Queen Victoria bitt' ich fördersamst zu expedieren nach Balmoral durch Graf Brandenburg und die beyliegende Abschrift mir zurückzugeben.

F. W. R.

---

[1]) Das Aktenstück enthält nicht Ort und Zeit der Abfassung. Mutmaßlich fällt dieselbe in die ersten Tage des Januar 1857.

[2]) Das Handbillett trägt kein Datum. Mutmaßliche Zeit der Abfassung 7. Januar 1857. Der Brief betraf wohl die Neuenburger Verwicklung.

Deutschland und England

Von

Graf A. Bernstorff.

Die Beziehungen zwischen Deutschland und England haben in der letzten Zeit im Vordergrund des Interesses gestanden. Wenn Schreiber dieser Zeilen es unternimmt, auch ein Wort zur Sache zu sprechen, so geschieht es, weil langjährige und nahe Beziehungen zu England ihm dazu eine gewisse Berechtigung geben. Wenn Völker einander verstehen wollen, so müssen sie vor allen Dingen einander kennen. Nun ist diese Kenntnis dadurch erschwert, daß die Engländer meist nur ihre eigne Sprache kennen, also trotz ihrer Leichtigkeit zu reisen nicht in der Lage sind, ein fremdes Land ganz zu beurteilen, und daß verhältnismäßig wenig Deutsche nach England reisen. Der Strom deutscher Reisender richtet sich mehr nach der Schweiz und Italien, jetzt auch nach den nordischen Ländern. Uns war immer für diese gegenseitige Unkenntnis ein Beispiel klassisch. Vor vielen Jahren stand in den „Fliegenden Blättern" ein Bild, worauf ein Mann, dem Ertrinken nahe, einen Vorübergehenden um Hilfe anruft, und dieser, ein Engländer, recht steif gezeichnet, antwortet: „Sie sind mir nicht vorgestellt." Nun ist das gerade Gegenteil der Fall! Die lästige Vorstellungspflicht existiert in England nicht. Der Schreiber dieser Zeilen hat sich manchesmal in einem Berliner Salon recht bedrückt gefühlt durch die quälende Frage, ob er sich allen habe vorstellen lassen, die ein Recht darauf haben könnten, während er im Genuß der Freiheit von diesem Zwang mit wohltuender Ruhe sich in Londoner Salons bewegte. Dies ist an sich eine Kleinigkeit — gesellschaftliche Formen machen nicht die Politik, aber sie sind ein Beweis, daß man eben ein fremdes Volk und seine Sitten kennen muß, um es zu verstehen. Nicht mehr oder minder devote Formen machen die Höflichkeit aus, sondern daß ein Mensch innerhalb der Sitten und Gewohnheiten seines Volkes dasjenige Wohlwollen seinen Mitmenschen erweist, von dem die Höflichkeit nur der Ausdruck sein soll. Behält der Engländer den Hut mehr auf dem Kopf, so ist das eben keine Unhöflichkeit, sondern die Sitte, die hierin keinen Mangel an schuldiger Rücksicht sieht. Daß gerade die Engländer einige Gebräuche haben, die von denen fast aller kontinentalen Länder abweichen, liegt in ihrer insularen Abgeschlossenheit.

Eine unverkennbar große Verschiedenheit liegt auch in der inneren Politik Englands und zum Beispiel des leitenden deutschen Staats. In England hat sich das parlamentarische System nach schweren Kämpfen in einer langen Geschichte entwickelt. Dabei ist der praktische Sinn des Engländers und die große Achtung desselben vor dem Gesetz eine wesentliche Hilfe gewesen. Preußen ist durch seine Fürsten das geworden, was es ist. Die berechtigte Mitwirkung des Volkes an der Regierung muß sich noch jetzt erst allmählich einbürgern. Wer kann

übersehen, was in den Jahren 1862 bis 1866 aus dem Verhältnis zwischen Krone und Landtag geworden wäre, wenn nicht die feste Hand eines Bismarck die Sache gehalten und schließlich unter dem Siegesjubel von Königgrätz zum friedlichen Abschluß gebracht hätte. Noch jetzt wirft mancher Politiker die Frage auf, ob bei der Zunahme der Sozialdemokratie ein auf allgemeinem Stimmrecht beruhender Reichstag auf die Dauer möglich sein wird. In England sind solche Dinge überwunden, sie gehören der Geschichte an. Darum sieht mancher Deutsche mit Mißtrauen auf die parlamentarische Regierung Englands — die zum Beispiel Bündnisse mit England ausschließe, weil das betreffende Ministerium bald von einem andern abgelöst sein kann —, während wir den Engländern recht reaktionär erscheinen.

Hierbei können wir auch die religiöse Seite nicht unberührt lassen, soweit sie in das politische Gebiet hineinreicht. In Deutschland deckt sich so ziemlich die religiöse mit der politischen Parteistellung. Es wird als selbstverständlich angenommen, daß die Konservativen auf dem kirchlich rechtgläubigen Standpunkt stehen und die Sozialdemokraten Atheisten sind, daß dazwischen auch abstufungsweise die einzelnen Schattierungen sich finden und einander auf beiden Gebieten entsprechen. Beiläufig gesagt ein Zustand, den wir immer für ein Unglück angesehen haben. Der deutsche Liberalismus glaubt zur vollen Entfaltung seiner Freiheit auch die Ungebundenheit von festen christlichen Dogmen nötig zu haben. In England ist die geschichtliche Tradition eine ganz andre. Cromwell war ein strenger Calvinist. Unter denjenigen, die seinerzeit die politische Freiheit erkämpften, standen die Puritaner voran. Noch heute sind in England die überzeugtesten gläubigen Christen unter den politisch Liberalen zu finden. Unsers Erachtens ist eine feste religiöse Ueberzeugung ein Element der Kraft für eine Partei, und der englische Liberalismus erhält dadurch einen Halt und eine Stärkung, die der deutsche entbehrt.

In den sozialen Dingen ist der Engländer konservativer als der Deutsche. Der Reichtum der alten Adelsfamilien wird neidloser angesehen — daß sie einen gewissen Luxus entfalten, wird gern gesehen, ja sogar verlangt, während in Deutschland dies eher mißgönnt wird.

Was die äußere Politik betrifft, so ist das Bestreben nach Machterweiterung so sehr das Gemeingut aller großen Nationen, daß es kaum nötig erscheinen möchte, darüber überhaupt ein Wort zu sagen. Eine Ausdehnung Englands im Mutterlande ist durch seine maritime Lage einfach ausgeschlossen. Sein Blick ist auf die Meere, auf die fernen Länder gerichtet gewesen. Die meisten Eroberungen der Regierungszeit der Königin Viktoria sind Stützpunkte des Handels gewesen. Das Mutterland, das nicht genug Getreide hervorbringt, um die eigne Bevölkerung zu nähren, muß, um die Nahrung zu kaufen, Geld durch den Handel ins Land bringen. Dies „Krämerpolitik" zu nennen, erscheint uns nicht billig. Seit die deutsche Flagge über allen Meeren in allen Weltteilen gesehen wird, haben auch wir einzelne Kolonien erwerben müssen, die im wesentlichen unserm Handel als Stützpunkte dienen sollen. Wenn

dann der Engländer das stolze „Sum civis romanus“ auf sich anwendet, so wünschten wir unserm Volk oft etwas mehr von diesem Nationalstolz. Uebrigens finden wir das Gefühl, die erste Nation der Welt zu sein, noch viel stärker bei den Vereinigten Staaten von Amerika.

Mit obigem haben wir einige der Punkte berührt, die durch Verschiedenheit der Auffassung trennend wirken könnten.

Seit fast zweihundert Jahren ist England von Königen regiert, die deutschen Fürstenhäusern entstammen. Wenn das auch einerseits ein Band der Gemeinschaft sein sollte, so hat es doch anderseits bei den Engländern hier und da die Sorge einer fremden Einmischung in ihre Verhältnisse hervorgerufen. Der ganz kürzlich erschienene erste Band des dänischen Werkes von Aage Friis „Die Bernstorffs“ zeigt, gegen welche Eifersucht seitens englischer Staatsmänner der hannoversche Premierminister Freiherr Andreas Gottlieb von Bernstorff zu kämpfen hatte, der Georg I. nach London begleitete. Das sehr taktvolle Auftreten des Prinzgemahls hat darin gewiß manche Vorurteile beseitigt, aber in einem englischen Lebensbilde der Königin Viktoria fanden wir doch noch die Bemerkung, daß man in England befürchtet habe, die Verwandtschaft der Königin mit regierenden deutschen Häusern könne die Politik beeinflussen. Wir müssen hierbei in Betracht ziehen, wie sowohl das Beispiel der Königin Viktoria als auch des jetzt regierenden Königs Eduard VII. zeigen, daß die Monarchen in England, trotz ihrer verfassungsmäßig sehr eingeschränkten Rechte, durch ihre Persönlichkeit einen großen Einfluß ausüben können.

Eine große Schuld trägt übrigens unzweifelhaft die Presse an der bestehenden Verstimmung zwischen den beiden Ländern. In England ist man gewöhnt, seit langer Zeit alle Dinge in der Presse vor der großen Oeffentlichkeit zu behandeln. Sie bespricht also Dinge ganz frei, ohne sich dabei der vollen Verantwortlichkeit für den Eindruck bewußt zu sein, den das im Ausland macht. Und in Deutschland — wer wollte leugnen, daß die Art, wie König Eduard nach seiner Thronbesteigung in der Presse besprochen wurde, ebenso wie die Haltung im Burenkrieg, sehr geeignet gewesen ist, jenseits des Kanals zu reizen.

Das eben erschienene Lebensbild des verstorbenen Grafen Albrecht von Bernstorff, der lange Jahre Botschafter in London war, gab zum Beispiel einigen Zeitungen den Anlaß, gerade folgende kleine Anekdote abzudrucken, die dem Anschein nach unfreundlich gegen England klingt. Als aus Anlaß der Neuchâteler Angelegenheit Lord Clarendon dem Gesandten sagte: „Man braucht nur jedes Schulkind zu fragen, und es wird sagen: Neuchâtel ist eine schweizerische Stadt,“ erwiderte Graf Bernstorff: „... ebenso wird aber jedes Schulkind auch antworten, Gibraltar ist eine spanische Stadt.“ Selbstverständlich wird ein Diplomat vor allem die Ehre seines Landes wahren und dessen Interessen vertreten. Das hat mit seiner sonstigen Beurteilung des Landes nichts zu tun, bei dem er beglaubigt ist. Der Schreiber dieser Zeilen weiß, daß seine Eltern sehr gern in England gewesen sind und das Land liebten, in dem sie auch eine sehr herzliche Aufnahme gefunden haben.

Der Botschafter hatte, als er 1854 als Gesandter hinkam, mit manchen Schwierigkeiten zu kämpfen, die durch den Krimkrieg veranlaßt waren und sich u. a. auch auf die Zulassung Preußens zum Pariser Friedenskongreß bezogen; auch hatte er 1870/71 einen harten Kampf zu führen über die Ausübung der englischen Neutralität, aber er war trotzdem stets bemüht, die Beziehungen zwischen den Ländern gut zu gestalten, und wie wir hoffen, nicht ohne Erfolg. Einen Höhepunkt für ihn waren dabei die Vermählungsfeierlichkeiten der Prinzeß Royal mit dem Prinzen Friedrich Wilhelm von Preußen, dem nachmaligen Kaiser Friedrich.

Trotz einiger Unterschiede, die wir am Anfang dieses Artikels berührten, sind beide Länder doch stammverwandt. Der Deutsche, der die Engländer kennt, wird sich ihnen doch ungleich näher fühlen als zum Beispiel den romanischen oder slawischen Völkern. Beide Länder sind auch wesentlich evangelisch, und weil der Protestantismus seinem ganzen Wesen nach Religionsfreiheit gewährt, so hat es die katholische Kirche auch nirgends so gut als in Deutschland und England — in dem Kampf der Konfessionen treten gerade ihre besseren Seiten zutage, viel mehr als da, wo sie die Majorität hat. Es hat immer ein sehr reger wechselseitiger Verkehr in Wissenschaft und Literatur zwischen beiden Ländern stattgefunden. Deutsche Wissenschaft wird in England geachtet und vielfach zum Vorbild genommen, während anderseits die reiche englische Literatur viel in Deutschland gelesen wird.

Wie bisher eine solche Wechselwirkung stattgefunden hat, so können auch jetzt noch die beiden Länder voneinander lernen. Es hat uns immer angenehm in England berührt, daß es dort so viele unabhängige Männer gibt, die sich, ohne berufsmäßig dazu gezwungen zu sein, den öffentlichen Angelegenheiten widmen. Wenn man vielleicht auch dann und wann einmal darüber lächelt, wie ein Mann seine ganze Kraft in den Dienst einer Idee stellt, die uns dessen nicht wert zu sein scheint, so hat doch auch das eine große Seite. Mag bei dieser Sache auch etwas der Umstand mitsprechen, daß England reicher ist und mehr Personen dort von ihrem Vermögen leben können; es liegt doch auch in den Gedanken, die von frühe auf der englischen Jugend eingeprägt werden. Auch unsre jungen Männern sollten in Schule und Haus mehr auf ihre Pflichten als Glieder des Staates hingewiesen werden, damit wir unabhängige und charakterfeste Männer bekommen — denn schließlich liegt diese Unabhängigkeit mehr in der Gesinnung als in den äußeren Umständen.

Beide Länder können durch einen Krieg nichts gewinnen, während unsäglicher Schade dadurch veranlaßt werden würde. Wir stehen nicht an zu sagen, daß ein Krieg zwischen Deutschland und England ein moralischer Schaden für die ganze Welt wäre. Der eigentliche Grund des jetzigen Zankes zwischen Brüdern liegt darin, daß England, das die Meere beherrscht, mit einer gewissen Eifersucht auf das Wachstum der deutschen Flotte und die großartige Entwicklung unsers Handels und unsrer Industrie blickt. Wir werden uns durch diese Eifersucht nicht stören lassen in der maritimen und kommerziellen Entwicklung

unsers Vaterlandes. Dies Gefühl wird mit der Zeit auch schwinden; aber wir sollten es nicht noch steigern, indem wir in unsrer Presse England angreifen. Jeder deutsche Patriot übt unsers Erachtens eine deutsch-vaterländische Pflicht, wenn er nach Kräften auf ein gutes Verhältnis zwischen den beiden Ländern hinwirkt. Wenn wir in diesen Zeilen bei den Unterschieden zwischen beiden Völkern vielleicht anscheinend mehr das Gute in England hervorgekehrt haben, so ist es, weil wir bestrebt waren, nicht englische Leser, die dies wohl nicht lesen werden, für Deutschland, sondern deutsche Leser für England günstig zu stimmen. Unser Wunsch ist die Erhaltung des Friedens und daher die Wiederherstellung enger freundschaftlicher Beziehungen mit unserm alten Alliierten von Waterloo!

Unveröffentlichte Briefe Giuseppe Verdis und seiner Gattin Giuseppina Strepponi-Verdi an die Gräfin Maffei

Mitgeteilt von

Alessandro Luzio (Mantua)

Einleitung

Die Gräfin Chiara Maffei gilt als die „mailändische Récamier"; ihr berühmter Salon hatte eine bemerkenswerte politische Bedeutung, vor allem in dem Dezennium 1849 bis 1859, als sich die lombardischen Patrioten um sie sammelten, die, dem Winke Cavours gehorchend, geschickt einen geheimen, erbitterten Krieg gegen Oesterreich führten.

Der Zauber, den diese schwache, zarte Frau auf ihre ganze Umgebung ausübte, war in der Tat außerordentlich: nichts kann dies besser beweisen als die Tatsache, daß einer ihrer treuesten Freunde, der mehr als vierzig Jahre hindurch in regelmäßigem Briefwechsel mit ihr stand, Giuseppe Verdi war, dessen herber Charakter allen Leichtfertigkeiten und Banalitäten des Highlife im höchsten Grade abhold war.

Verdi hatte eine hohe Verehrung und Wertschätzung für die ausgezeichneten Verstandes- und Herzensgaben der Gräfin, und wenn er auch wegen seines zurückhaltenden, menschenscheuen Wesens nicht an den regelmäßigen Zusammenkünften im Hause Maffei teilnahm, so unterhielt er doch mit seiner „lieben Chiarina" den vertrautesten, ununterbrochenen Briefwechsel und erörterte mit ihr in origineller Gedanken- und origineller Ausdrucksweise die brennendsten politischen, künstlerischen und literarischen Fragen.

Die Zahl der Briefe Verdis und seiner Gattin an die Gräfin Maffei beträgt über zweihundert; ein Drittel davon befindet sich in der Bibliothek der Brera in Mailand, die übrigen sind im Besitze eines Neffen der Gräfin. Bis jetzt sind

nur wenige kleine Stücke daraus bekannt;[1]) die umfangreichen Auszüge daraus, die ich in dieser Zeitschrift darbiete, werden daher neues, strahlendes Licht über das Leben und den Charakter Verdis verbreiten.

Wir werden hier in der Tat viele bedeutungsvolle Einzelheiten seiner Laufbahn kennen lernen, von seinen ersten, jetzt vergessenen Werken an bis zu den vollendetsten, dauernden Schöpfungen seines musikalischen Genius; und durch sein ganzes langes, tätiges Leben hindurch werden wir die kraftvollen Züge seiner Persönlichkeit unwandelbar sich gleichbleiben sehen. In diesen intimen, mit flüchtiger Feder, ohne jede Pose und mit voller, rückhaltloser Aufrichtigkeit aufs Papier geworfenen Briefen zeigt sich stets dieselbe Klarheit der Gedanken, dieselbe pittoreske Lebendigkeit der Sprache, und — was noch mehr zu bewundern ist — nie verleugnet sich die stolze, fast wilde Unabhängigkeit des Mannes und des Künstlers, seine vornehme Geringschätzung für die Eitelkeiten und Intrigen der Theaterwelt, seine glühende, unerschütterliche Vaterlandsliebe, seine eifersüchtige „Italianität", die ihn sogar bisweilen ungerecht gegen die Ausländer machte, unerträglich wie ihm jede intellektuelle und politische Untertänigkeit gegen Franzosen und Deutsche war.

Doch ein Zug, der den meisten neu sein und sogar als eine wahre Offenbarung erscheinen wird, sind die ausgeprägt freidenkerischen und pessimistischen Anschauungen, die Verdi in der Religion und der Philosophie bekundete.

Seine abgöttische Verehrung für Manzoni hinderte ihn nicht, dessen katholische Frömmigkeit und christliche Ergebung ganz und gar nicht zu teilen; manche unehrerbietige Bemerkungen über die Vorsehung, manche trostlose Betrachtungen über die Vergänglichkeit des Irdischen, über den Tod, über das Nichts könnten den Eindruck machen, als ob sie von Schopenhauer oder von Leopardi herrührten, wenn sie nicht direkt aus den Jugenderlebnissen Verdis und den schweren Schicksalsschlägen seiner ersten Ehe hervorgegangen wären, die unzerstörbare Spuren in seiner Seele zurückließen und die Quelle jeder Freude auf seiner beschwerlichen und ruhmvollen Laufbahn vergällten, wenn nicht gar austrockneten.

Seine Gattin Giuseppina Verdi, die in ihren ungemein geistreichen Briefen an die Gräfin Maffei sich durch ihre Bildung und ihre edle Gesinnung des genialen Komponisten völlig würdig zeigt, vermochte sich mit einem so großen Unterschied zwischen den religiösen Ueberzeugungen zweier hochbedeutender Männer wie Verdi und Manzoni nicht abzufinden; aber in ihrer gläubigen Naivität tröstete sie sich mit dem Gedanken, daß alles in allem ihr Gatte moralisch vollkommen sei und die höchsten und edelsten Pflichten des Menschen mit größter Gewissenhaftigkeit erfüllte.

An das Herz dieses „gütigen Griesgrams" appellierte man niemals vergebens; viele Briefe Verdis an die Gräfin Maffei waren von Anweisungen auf

[1]) Auszüge aus den in der Brera befindlichen Briefen sind von Raffaello Barbiera in seinen Werken „Il salotto della Contessa Maffei" und „Immortali e Dimenticati" gegeben worden.

Hunderte von Lire begleitet, ohne daß jemals gesagt wird, welche Not zu lindern sie bestimmt waren; der Name des Empfängers sollte ein Geheimnis zwischen der Gräfin und dem Meister bleiben.

„Laß deine Rechte nicht wissen, was die Linke tut," lautet das Gebot des Evangeliums; und darin folgte Verdi getreu der christlichen Lehre, so sehr er sich sonst gegen die vielen konventionellen Lügen der gewöhnlichen Moral auflehnte.

Sein Verhalten in einer überaus peinvollen kritischen Stunde des Lebens der Gräfin zeigt, welche stille Verachtung der Meister nötigenfalls den allgemeinen Vorurteilen und dem Geschwätz der Leute entgegenzusetzen wußte. In ihrer Ehe mit Andrea Maffei, dem eleganten, wenn auch nicht immer gewissenhaften Uebersetzer vieler deutscher und englischer Meisterwerke, vermochte die Gräfin die Gewohnheiten ihres Gatten nicht zu ertragen. Verdi stand gerade zu der Zeit, als „Chiarina" entschlossen war, sich von ihrem Gatten zu trennen, in täglichem Kontakt mit Andrea Maffei, der ihm das Libretto zu den „Masnadieri" zurechtstutzte.[1]) Da Verdi die von der Gräfin vorgebrachten Gründe für die Auflösung der unglücklichen Ehe für berechtigt hielt, zögerte er nicht, eine dornenvolle, undankbare Aufgabe zu übernehmen, und überredete den sich sträubenden Dichter, bon gré mal gré auf eine gütliche Ehetrennung einzugehen.[2]) Viele seiner unveröffentlichten Briefe von 1846 an die Gräfin Maffei drehen sich gerade um die Modalitäten der tatsächlichen Scheidung, zu der er die Gräfin als zu der einzigen klaren und würdigen Lösung ermunterte.

Wohlverstanden, seine Ratschläge waren völlig uninteressiert, ihn leitete nur die edle Absicht, einem liebreizenden Geschöpf, das, frei von Banden, die ganze Anmut und Genialität seiner begünstigten Natur würde entfalten können, das Glück und den Frohsinn wiederzugeben; ein Feind heuchlerischer Palliativmittel, hielt er die offene, ehrliche Trennung für besser als die obligaten Lügen einer Ehe ohne Liebe.

I

Briefe Verdis

Neapel, den 30. Juli 1845.[3])

... Ich habe die Oper („Alzira") auch im Instrumentalen beendet; ihre

---

[1]) Maffei blieb stets in freundschaftlichen Beziehungen zu Verdi und legte ihm im Jahre 1871 seine Anakreon-Uebersetzung vor, damit er sie in Musik setze. Der Meister lehnte in seiner Antwort (vom 21. April aus S. Agata datiert) das Anerbieten ab: „Das ist eine Dichtungsart, für die ich keinen Sinn habe, die sich mir nicht dafür zu eignen scheint, komponiert zu werden, oder richtiger, die zu komponieren ich mich nicht eigne. Ich würde nichts Gutes schaffen und weder Anakreon noch Du noch ich würden etwas dabei gewinnen."

[2]) Als Beweis dafür möge folgendes, einfach „Freitag" datiertes Billett dienen: „In einigen Augenblicken werde ich Maffei die Papiere vorlegen und alles tun, daß sie akzeptiert werden. Ich werde so bald wie möglich zu Ihnen kommen. Fassen Sie Mut und seien Sie guter Dinge, soweit es die Umstände zulassen. Verlassen Sie sich auf einen aufrichtigen Freund, wie ich es sicher bin."

[3]) Dieser erste Brief ist an Andrea Maffei gerichtet, alle übrigen an die Gräfin.

Aufführung wird sich wegen der Szenen bis gegen den 9. August verzögern. Ich kann über diese meine Oper keinerlei Urteil aussprechen, weil ich sie geschrieben habe, fast ohne es gewahr zu werden und ohne jede Mühe; daher würde es, auch wenn sie durchfallen sollte, mich wenig schmerzen. Aber sei ruhig, Fiasko wird sie nicht machen. Die Sänger singen sie gern, und etwas Leidliches muß daran sein. Ich werde sofort nach dem ersten Abend schreiben. Ich werde gegen den 17. August in Mailand sein, aber hier sage ich nichts davon, weil sie mich mit Worten überschwemmen würden, wenn sie es erführen. Die Neapolitaner sind sonderbare Leute: die einen sind so roh, so ungebildet, daß man sie schlagen muß, um sich Respekt zu verschaffen, die andern überschütten einen mit einem Schwall von Höflichkeiten, daß man ersticken könnte. Ich kann — um die Wahrheit zu sagen — nur zufrieden sein, weil selbst die Impresarios (damit ist alles gesagt) höflich mit mir sind ...

*

Mailand, den 14. November 1845.

... Ich bin damit beschäftigt, den „Attila" zu schreiben, über den die Klugschwätzer wie die Journalisten schreien werden: aber ich werde sie schreien lassen und nach London durchbrennen. Sie haben um den „Nabucco" in Paris keine Sorge gehabt? Ich danke Ihnen für diese gute Meinung. Sie unterscheiden sich sehr von jenen, die, um mir ein bißchen Talent zuzuerkennen, das Urteil von Paris nötig hatten. Und wenn durch einen von seinem geringen oder hohen musikalischen Wert unabhängigen Zufall der „Nabucco" Fiasko gemacht hätte (denn bisweilen macht man im Theater Fiasko oder Furore, ohne eine Schuld oder ein Verdienst daran zu haben), so wäre ich zum Stümper geworden! Ich schaue indessen zu und lache.

*

Poststempel: 9. Juni 1847.

Ich bin seit kaum zwei Tagen in London.[1]) Ich habe einen sehr großen Umweg gemacht, aber ich habe mich unterhalten. Als ich in Straßburg ankam, war die Mallepost bereits abgegangen, und statt vierundzwanzig Stunden dort zu bleiben, bin ich den Rhein entlang gefahren: auf diese Weise habe ich mich nicht ermüdet. Ich habe jene entzückenden Gegenden gesehen, habe mich in Mainz, in Köln, in Brüssel und zwei Tage in Paris aufgehalten und bin jetzt endlich in London. In Paris bin ich in der „Opéra" gewesen. Ich habe nie schlechtere Sänger und einen mittelmäßigeren Chor gehört. Selbst das Orchester (mit Erlaubnis aller unsrer „Lions") ist wenig mehr als mittelmäßig. Was ich von Paris gesehen habe, gefällt mir sehr, und vor allem gefällt mir das freie Leben, das man in diesem Lande führen kann. Auf der Rückreise werde ich mich dort aufhalten, und dann werde ich Ihnen offen sagen, was ich darüber denke. Ueber London kann ich Ihnen nichts sagen, weil gestern Sonntag war und ich keine Seele zu sehen bekommen habe. Mich belästigt aber sehr

[1]) Um die „Masnadieri" in Szene zu setzen.

dieser Rauch und dieser Kohlengeruch; es kommt mir immer vor, als ob ich auf einem Dampfschiffe wäre. In ein paar Augenblicken werde ich ins Theater gehen, um meine Schicksale zu erfahren. Emanuele (Muzio), den ich vorausgeschickt hatte, hat mir ein so homöopathisches Logis gemietet, daß ich mich nicht bewegen kann: indessen ist es sauber, wie es alle Häuser Londons sind.

Die Lind erregt eine Begeisterung, die sich nicht schildern läßt; in dieser Stunde werden bereits die Logen und die Plätze für morgen abend verkauft. Ich kann den Augenblick nicht erwarten, wo ich sie hören werde. Gesundheitlich geht es mir ausgezeichnet. Die Reise hat mich sehr wenig ermüdet, weil ich sie in aller Bequemlichkeit gemacht habe. Allerdings bin ich spät angekommen, und der Impresario könnte sich beklagen; aber wenn er mir ein einziges Wort sagt, das mir nicht paßt, so werde ich ihm zehn zur Antwort geben, dann kehre ich sofort nach Paris zurück, mag kommen was da will ...

*

London, den 27. Juni 1847.

Gottlob, gottlob, daß heute ein bißchen Sonnenschein ist! O, gesegnet sei die Sonne! und gesegnet unser Italien, in dem sie so glühend, so schön ist! Gewiß ist London eine prächtige, imponierende Stadt und, wie alle sagen, die erste in der Welt; aber das Klima vergiftet alles. Für mich besonders ist es unerträglich, und ich kann mich nicht an den Rauch, den Nebel und den Kohlengeruch gewöhnen: trotz alledem fühle ich mich gesundheitlich nicht schlecht. Ich kann Ihnen nicht sagen, wann ich in Szene gehen werde, weil ich keine Mittel und Wege finde, die Oper zu beendigen. Doch ist es wahrscheinlich, daß ich Mitte des kommenden Monats zur Aufführung komme und vielleicht schon von London abgereist bin. Ich tröste mich mit dem Gedanken, daß ich nach Paris gehe und einige Zeit dort bleibe, ruhig, frei, ohne jede Störung, denn ich rechne darauf, daß ich weder Impresarios noch Verleger sehen werde von dem Augenblick an, den ich festgesetzt habe, nicht für die italienische Oper zu schreiben, und für die „Opéra" kann und darf ich nicht schreiben, weil sie sich in einem unglaublichen Verfall befindet und kein Meister sich dort Ehre holen könnte. Anderseits habe ich ein völliges Ruhebedürfnis. Der „Macbeth" und diese „Masnadieri" kosten mich eine Anstrengung, die meine physische Natur absolut nicht aushalten kann, und wenn ich eine Möglichkeit finden könnte, mich mit Lucca[1]) zu einigen und mich diesen Winter auszuruhen, so würde ich es gern tun ...

Die Lind ist wirklich eine große Künstlerin; sie gibt die naiven Rollen besser als die tragischen, die „Nachtwandlerin" besser als die „Norma"; nichtsdestoweniger zeigt sie in dem einen Genre so gut wie im andern großes Talent ...

Ninetta ist auf dem Lande? Sie gibt sich der Freude hin! Wer ist diese

---

[1]) Mailändischer Musikverleger.

Deutsche, die in meinem Hause wohnt? Ich hoffe, daß sie nicht so bald abreisen wird! Aber sie ist jung ... Eine gefährliche Art! ...

*

London, den 17. Juli 1847.

Sie werden staunen, wenn Sie hören, daß ich noch in London bin und daß ich noch nicht aufgeführt bin. Aber daran ist der Rauch und der Nebel und dieses verteufelte Klima schuld, die mir jede Arbeitslust raubten. Jetzt endlich ist alles oder fast alles beendigt, und Donnerstag, den 22., werde ich sicher in Szene gehen. Ich habe zwei Orchesterproben gehalten, und wenn ich in Italien wäre, könnte ich Ihnen kühl ein Urteil über die Oper abgeben, aber hier verstehe ich nichts. Das macht das Klima ... das macht das Klima! ... Sie werden sich denken können, daß ich sofort von London abreisen und einen Monat in Paris bleiben werde, wenn es mir gefällt; Sie werden daher künftighin Ihre Briefe nach Paris, poste restante, adressieren können. — Uebrigens bin ich keineswegs unzufrieden mit meiner Gesundheit, aber wenn ich auch diesmal die Gebeine von London wegbringe, so werde ich doch schwerlich wiederkommen, trotzdem es eine Stadt ist, die mir außerordentlich gefällt.

Die Wahrheit ist, daß man mir 40000 Franken für eine Oper angeboten hat und daß ich nicht akzeptiert habe. Sie dürfen sich jedoch nicht darüber wundern, denn es ist kein exorbitanter Preis, und ich würde viel mehr verlangen, wenn ich wiederkommen sollte.

*

Den 29. Juli 1847.

Ich atme auf! Ich bin seit zwei Tagen in Paris.[1]) Hier ist wenigstens kein Rauch: aber auch hier ist die Sonne blaß und trübe; und dann ist Paris, wie alle sagen, nach London etwas Armseliges. Man muß das vollständig zugeben: London ist eine außerordentliche Stadt. Ich war hingerissen, als ich in den letzten Tagen die Sehenswürdigkeiten dieser Stadt in Augenschein nahm.

Gestern waren hier die sogenannten Juli-Feste: sie sind schön, aber ich hatte sie mir bedeutender vorgestellt.

Es ist jetzt zu spät, um Ihnen von meiner Oper in London zu erzählen. Sie ist gut gegangen, und ohne Furore gemacht zu haben, hat sie einen Erfolg gehabt, der mir viele tausend Lire eintragen könnte — wenn ich nicht jenen verwünschten Vertrag mit Lucca gehabt hätte, wäre ich nächstes Jahr wieder nach London gegangen mit einer Bezahlung, die man in Mailand nicht glauben würde. So werde ich meine Fahrt nach London auf ein andres Jahr verschieben müssen, weil dieser verwünschte Lucca mich nicht gegen eine Entschädigung von 10000 Franken hat loslassen wollen.

Ich werde in Paris nur kurze Zeit bleiben, weil ich mich schon zu langweilen beginne, obwohl ich erst seit achtundvierzig Stunden hier bin.

---

[1]) Um die „Lombarden“ (oder „Jerusalem“, wie die Oper gerade damals umgetauft wurde) in Szene zu setzen.

Gesundheitlich geht es mir gut, besser als in London, denn ich habe hier wenigstens nicht immer diesen verwünschten Rauch in der Kehle.

Emanuele läßt sich Ihnen bestens empfehlen, vielleicht wird er bald in Mailand sein, um beim Druck der „Masnadieri“ behilflich zu sein ...

*

Paris, den 6. September 1847.

Ich glaube, daß Sie mitten in Clusone nicht die Kälte haben werden, die wir haben: heute morgen (staunen Sie!) habe ich Feuer gemacht! ... Wenn Sie es niemand sagen, will ich Ihnen sagen, daß Paris mir nicht gefällt und daß ich eine tödliche Antipathie gegen die Boulevards habe, weil man dort Freunde, Feinde, Priester, Klosterbrüder, Soldaten, Spione, Geldschneider, kurz von allem etwas trifft und ich mein möglichstes tue, um ihnen stets auszuweichen. Ich begreife, daß ich Befremden erregen werde, aber ich weiß nicht, was ich sagen soll! Mir gefällt Paris nur in einer Hinsicht, und das ist, daß ich mitten in allem Spektakel das Gefühl habe, als ob ich in einer Einöde wäre. Niemand kümmert sich um mich, niemand weist mit Fingern auf mich, ich sehe nur meine Dichter, die zwei kreuzbrave Leute in des Wortes ganzer Bedeutung sind. Ich habe dem Portier Befehl gegeben, allen zu sagen, daß ich auf dem Lande bin; infolgedessen genieße ich eine Freiheit, die in keinem Lande der Welt je genossen habe. Gestern abend bin ich in der Oper gewesen: ich habe mich sehr gelangweilt, aber ich war verblüfft über die Mise-en-scène: es war die „Jüdin“ von Halévy.

Ich schreibe verzweifelt drauflos und werde sicher im November in Szene gehen. Gesundheitlich geht es mir gut, denn bis jetzt ist die Anstrengung nicht schwer ...

P. S. Ich habe vergessen, Ihnen zu sagen, daß gestern die Wiedereröffnung der Oper war; das Theater ist neu hergerichtet worden, aber mir gefällt es wenig: zu schwer. Mir gefallen die neuen Theater der kleinen Städte Italiens, die im höchsten Grade elegant und einfach sind. Im „Historischen Theater“ wird ein Drama von Dumas gegeben, das großen Erfolg hat und auch mir sehr gefällt. Es mag große Fehler haben, aber es sind auch sehr große Schönheiten darin, mit Erlaubnis aller, die in Mailand so sehr gegen den „Lumpensammler von Paris“ losgezogen sind, der auch ein Drama ist, das hier großen Erfolg hat. Wenig Bedeutendes in andern Theatern. Nochmals adieu.

10 Rue St. Georges.

*

Paris, den 3. Dezember 1847.

Es ist eine Ewigkeit, daß ich Ihnen nicht geschrieben habe, und Sie werden im höchsten Grade erzürnt sein, um so mehr, als ich Ihnen keine Nachrichten über meine Oper gegeben habe: jetzt ist es zu spät, davon zu sprechen. Anderseits bin ich es so müde, immer dieses Wort „Jerusalem“ in den Ohren zu haben, daß ich nicht will, daß Sie an meinem Aerger und Verdruß teilnehmen.

Geben Sie mir also Nachricht von sich, von Mailand: denn ich habe aller-

dings seit langer Zeit keine Briefe geschrieben, aber ich habe auch lange Zeit selbst von Emanuele keine mehr erhalten, der mir versprochen hatte, mir jede Woche zu schreiben.

Gesundheitlich geht es mir vortrefflich, aber Paris gefällt mir jetzt weniger, denn ich werde größere Schwierigkeit haben, mein köstliches Inkognitoleben zu führen, das ich vier Monate lang geführt habe. Ich werde noch einige Zeit hier bleiben, um einige Angelegenheiten ins reine zu bringen und auch fern von Herrn Lucca zu sein, diesem lästigen, so wenig erkenntlichen Menschen, der mich an einem Vertrag über 60000 Franken gehindert hat und an einem weiteren Vertrag, der über mein Glück entschieden haben würde, ohne daß Herr Lucca einen Nachteil davon gehabt hätte. Das alles aus Dankbarkeit dafür, daß ich ihm eine Oper geschenkt und ihm außerdem 6- bis 8000 Franken in die Tasche gesteckt habe...

*

Paris, den 3. Oktober 1848.

... Was ich Ihnen über unser armes Italien Tröstendes sagen soll, weiß ich nicht. Sie Glückliche, die Sie noch einige Hoffnung haben, ich habe keine. Was läßt sich denn auch von allen diesen diplomatischen Kniffen, von der Verlängerung des Waffenstillstandes[1]) erhoffen? Wenn die Frist abgelaufen ist, werden wir Winter haben, und dann wird es heißen: „Im Winter läßt sich nichts unternehmen." Inzwischen wird die Lombardei eine Einöde, ein Kirchhof werden. Nachher wird es heißen, daß die Nation, aller Mittel entblößt, sich glücklich schätzen kann, unter der väterlichen österreichischen Regierung zu stehen. Zum Kuckuck mit ihnen!...

Gestern wurde in der Nationalversammlung eine Interpellation an die Regierung über die italienischen Angelegenheiten eingebracht. Man wollte wissen, wie die Sachen ständen; auf welchem Punkte und in welcher Verfassung die Verhandlungen seien. Cavaignac hat geantwortet, wie Guizot antwortete: daß er nicht sprechen könne noch wolle. Welch schöne Republik!...

*

S. Agata, den 20. Januar 1853.

Da bin ich wieder in meiner Einsamkeit, leider nur auf wenige Tage. Ich bin sehr müde von der Reise und soll wieder arbeiten![2])

Vom „Troubadour" werden Sie gehört haben: es wäre besser gewesen, wenn die Gesellschaft vollzählig gewesen wäre. Man sagt, daß diese Oper zu traurig sei und daß darin zu viele Tote vorkämen; aber ist zum Schluß nicht alles im Leben Tod? Was hat Bestand?...

Meine liebe Clarina, ich bin in die Notwendigkeit versetzt, von Ihnen zu scheiden. Ich muß zu meinen Noten zurückkehren, die eine wahre Marter sind...

*

---

[1]) Der Waffenstillstand zwischen Radetzky und Karl Albert.

[2]) An der „Traviata", die am 6. März 1853 in Venedig in Szene ging. Der „Troubadour" war am 19. Januar in Rom aufgeführt worden.

Paris, den 2. März 1854.

(Nachdem Verdi in Abrede gestellt hat, daß er sich in Paris niederzulassen beabsichtige, fährt er fort:)

Zu welchem Zweck? Des Ruhmes wegen? Ich glaube nicht daran. Des Geldes wegen? Ich verdiene in Italien ebensoviel und vielleicht mehr. Dann aber, wenn ich auch wollte, ich wiederhole es, ist es unmöglich. Ich liebe meine Einsamkeit und meinen Himmel zu sehr. Ich nehme den Hut weder vor Grafen noch vor Marchesen, vor niemand ab. Schließlich besitze ich keine Millionen, und die wenigen tausend Franken, die ich mit meinen Anstrengungen verdient habe, werde ich nie für Reklame, Claque und ähnliche schmähliche Dinge ausgeben. Und das scheint notwendig für den Erfolg! Vor wenigen Tagen sagte selbst Dumas in seinem Blatt mit Bezug auf die neue Oper Meyerbeers: „Quel malheur que Rossini n'ait pas donné ses chefs-d'œuvres en 1854! Il est vrai de dire aussi que Rossini n'a jamais eu cette vivacité (?) allemande qui sait faire bouillir six mois à l'avance un succès dans la chaudière des journaux et prépare ainsi l'explosion d'intelligence du premier soir.“ [1]) Das ist sehr wahr: ich war in der ersten Vorstellung dieser „Etoile du Nord“ und habe wenig oder nichts verstanden, während dieses gute Publikum alles verstanden und alles schön, erhaben, göttlich gefunden hat! ... Und dieses selbe Publikum hat nach fünfundzwanzig oder dreißig Jahren „Wilhelm Tell“ noch nicht verstanden, und deshalb wird er verhunzt, verstümmelt aufgeführt, mit drei Akten statt mit fünf und mit einer unwürdigen Mise-en-scène! Und das ist das erste Theater der Welt! ... Aber ich rede da zu Ihnen, ohne es zu merken, von Dingen, die Sie nicht interessieren können. Ich schließe daher, indem ich Ihnen sage, daß ich eine fürchterliche Eile habe, wieder nach Hause zu kommen. Ich sage es Ihnen leise, weil ich sicher bin, daß Sie mir glauben werden. Andre würden an eine Affektation von meiner Seite glauben. Ich habe kein Interesse daran, etwas zu sagen, was ich nicht fühle. Aber unsre mailändischen „Lions“ haben eine so übertriebene Meinung von allem, was in Paris geschieht und existiert! ... Uebrigens, um so besser. Mögen sie sich gut unterhalten! ...

*

Paris, den 4. Februar 1855.

... Ich sende Ihnen einige Takte von „Rigoletto“ für Ihre schöne Unglückliche. [2])

Ich verspreche, Ihnen nach dem ersten Abend der neuen Oper [3]) zu schreiben, wenn ich Fiasko mache. Es ist allerdings richtig, daß man bei einer ersten Aufführung, bei der das Theater mit Leuten, die von der Direktion ausgesucht sind,

---

[1]) „Welches Unglück, daß Rossini seine Meisterwerke nicht im Jahre 1854 geschaffen hat! Man muß allerdings auch sagen, daß Rossini nie jene deutsche Rührigkeit gehabt hat, die einen Erfolg sechs Monate vorher im Siedekessel der Zeitungen kochen und so die abgekartete Explosion des ersten Abends vorbereiten läßt.“

[2]) Eine junge Frau, die an der Schwindsucht litt.

[3]) Die „Sizilianische Vesper“.

und mit einer gewaltigen Claque (welche Befriedigung und welcher Ruhm für einen Künstler!) gefüllt ist, über den Erfolg schwerlich wird ins klare kommen können, aber es könnte auch sein, daß ich das Vorrecht hätte, selbst bei einer ersten Aufführung eine schlechte Aufnahme zu finden. Leider ist dieser Abend noch sehr fern...

*

Paris, den 28. Juni 1855.

... Mit der „Sizilianischen Vesper" scheint es mir nicht allzu schlecht zu gehen. Daß Sie an dem Schlimmen und an dem Guten (wenn ein Fetzen Oper überhaupt schlimm oder gut sein kann), das mich angeht, teilnehmen, davon bin ich mehr als überzeugt: ich kenne Sie zu gut, und deshalb bin ich Ihnen dafür dankbar, liebe Sie und werde Sie immer lieben.

Der hiesige Journalismus ist entweder anständig oder günstig gewesen, wofern man nur drei Leute ausnimmt, die Italiener sind: Fiorentino, Montazio und Scudo. Meine Freunde sagen: was für eine Ungerechtigkeit! was für eine abscheuliche Welt!... Aber nein: die Welt ist zu dumm, um abscheulich zu sein.

Die Ristori macht Furore, und ich habe eine große Freude darüber. Sie hat die Rachel in Schatten gestellt, und selbst die Franzosen — eine unerhörte Tatsache — geben es zu. Der Unterschied besteht darin, daß die Ristori ein Herz und die Rachel an dessen Stelle ein Stück Kork oder Marmor hat. — Ich habe die Ausstellung noch nicht recht gesehen. Ich bin durch die Säle gegangen, in denen italienische Sachen sind. Ich sage es mit Bedauern: ich hätte Besseres gewünscht. Trotzdem, etwas Schönes, Erhabenes ist da, der „Spartakus" [1]) von Vela. Ruhm sei ihm!...

*

Busseto, den 1. April 1856.

... Ich kann nicht umhin, Ihre Güte und Ihre andauernde Freundschaft für den armen Bären von Busseto zu bewundern.

Ich beschäftige mich mit nichts, ich lese nicht, schreibe nicht. Ich streife vom Morgen bis zum Abend in den Feldern umher und suche, bis jetzt vergebens, von dem Magenübel zu genesen, das die „Sizilianische Vesper" mir hinterlassen hat. Diese verwünschten Opern!

*

Venedig, den 30. Juni 1856.

... Ich habe noch immer ein wenig Beschwerden im Halse und ein wenig im Magen, besonders nach Beendigung einer Oper. Dieses Uebel dauert jetzt etwas länger als gewöhnlich, und deswegen bin ich in Venedig. Die Aerzte haben mir gesagt, daß die Bäder hier mir gut tun werden: ich habe nicht viel Glauben daran, aber schließlich bin ich hier, um wenigstens irgend etwas zu tun...

*

[1]) Der „sterbende Spartakus", eine vielgepriesene Statue Velas.

Busseto, den 23. Juni 1859.

Es sind zehn oder elf Tage, daß ich Ihnen schreiben will; aber nachdem jene Hochwohlgeborenen [1]) die Festungswerke von Piacenza in die Luft gesprengt haben, ist auch in diesem Krähwinkel so vielerlei vorgekommen und kommt noch vor, so viele Unruhen, so viele wahre und falsche Nachrichten, daß man nie eine ruhige Stunde hat.

Endlich sind sie abgezogen oder haben sich wenigstens entfernt; und möge unser guter Stern sie immer weiter und weiter in die Ferne führen, bis sie über die Alpen gejagt sind und sich ihres Klimas, ihres Himmels freuen, den ich ihnen noch schöner, klarer, leuchtender wünsche als den unsrigen.

Wieviel Wunder in wenigen Tagen! man hält es nicht für möglich! Wer hätte an einen solchen Edelmut bei unsern Verbündeten geglaubt! Ich für meine Person bekenne und sage: mea maxima culpa. Aber ich glaubte nicht daran, daß die Franzosen nach Italien kommen würden und daß sie auf jeden Fall nicht, ohne an Eroberungen zu denken, ihr Blut für uns verspritzen würden. Ueber den ersten Punkt habe ich mich getäuscht; über den zweiten hoffe und wünsche ich mich zu täuschen: das heißt, daß Napoleon der Proklamation von Mailand nicht untreu werden wird. Dann werde ich ihn vergöttern, wie ich Washington vergöttert habe, und noch mehr: und indem ich die große Nation segne, werde ich ihr gern ihre ganze blague, die impertinente politesse und die Geringschätzung ertragen, die sie für alles haben, was nicht französisch ist.

Vor einigen Tagen überbrachte mir ein armer Priester (der einzige Gutgesinnte auf dem ganzen Lande hier) die Grüße Montanellis,[2]) den er in Piacenza als gemeinen Soldaten bei den Freiwilligen getroffen hatte. Der ehemalige Professor für vaterländisches Recht, der ein so herrliches Beispiel gibt! Das ist schön, ist erhaben! Ich kann ihn nur bewundern und ihn beneiden! O, hätte ich doch eine andre Gesundheit und wäre auch ich mit ihm! Das sage ich zu Ihnen und ganz im geheimen: zu andern würde ich es nicht sagen, denn ich möchte nicht, daß man es für eine leere Prahlerei hielte. Aber was könnte ich leisten, der ich nicht imstande bin, einen Marsch von drei Meilen zu machen, mein Kopf kann keine fünf Minuten die Sonne vertragen, und ein bißchen Wind oder ein bißchen Feuchtigkeit verursacht mir Halsschmerzen, daß ich mich ins Bett verkriechen muß, manchmal auf Wochen! Erbärmliche Natur, die ich habe! Zu nichts gut!

Aber lassen wir die Grillen jetzt, wo der Himmel auch für uns wieder Licht auszugießen beginnt!

Ich habe Ihnen vor zwei Monaten geschrieben, Sie haben mir nicht geantwortet. Es wird Ihren Briefen gegangen sein wie dem meinigen. Sie wurden hier unverschämterweise geöffnet, und einige wurden offen zugestellt,

---

[1]) Die Oesterreicher.

[2]) Toskanischer Professor, der im Jahre 1848 bei Curtatone, an der Seite der pisanischen Studenten kämpfend, verwundet worden war.

andre vernichtet. Sie können sich meinen Zorn nicht vorstellen! Und da wurde behauptet, daß hier keine Kroaten wären . . .

*

Busseto, den 14. Juli 1859.

Statt einen Jubelhymnus zu singen, würde es mir angemessener erscheinen, heute eine Klage anzustimmen über das ewige Unglück unsers Landes. Gleichzeitig mit Ihrem Briefe habe ich einen Bericht vom 12. erhalten, der lautet: „Der Kaiser an die Kaiserin u. s. w. Der Friede ist geschlossen.[1]) Venezien bleibt bei Oesterreich!" Wo ist denn nun die so sehr ersehnte und versprochene Unabhängigkeit Italiens? Was will die Proklamation von Mailand besagen? Daß Venezien nicht Italien ist? Nach so vielen Siegen, welches Resultat! Wie viel Blut für nichts vergossen! Wie viele arme junge Leute enttäuscht! Und Garibaldi, der selbst seine alten, festen Ueberzeugungen zugunsten eines Königs zum Opfer gebracht hat, ohne das ersehnte Ziel zu erreichen! Es ist um verrückt zu werden! Ich schreibe unter dem Eindruck des höchsten Unmutes und weiß nicht, was ich sage. Es ist also wirklich wahr, daß wir niemals etwas von einem Ausländer, welcher Nation er auch angehören mag, zu hoffen haben werden? Was sagen Sie dazu? Vielleicht täusche ich mich wieder? Ich möchte es wünschen . . . Adieu, adieu!

*

Busseto, den 25. September 1859.

Ich trage jetzt eine alte Schuld ab, und es ist wirklich Zeit, indem ich Ihnen die Photographie meines Ich schicke. Vielleicht würden Sie lieber das Bild gehabt haben, das vor etwa drei Jahren in Paris gemacht wurde, aber auf der Reise, die ich nach dieser Stadt machte, habe ich weder Bilder noch Platten mehr gefunden. Ich habe für ein andres „posieren" müssen — das, welches ich Ihnen schicke. Viele finden es besser als das alte und künstlerischer: gerade deswegen gefällt es mir weniger. Ich lege dem großen Bilde sechs andre kleine bei (denn da mich der Photograph einmal in den Krallen gehabt hat, hat er mich nicht losgelassen, ohne mich gesotten, gebraten in alle möglichen Saucen gelegt zu haben). Sie werden sehen: einmal sehe ich aus wie ein Friseur, auf einigen wie ein Blödsinniger, auf andern wie ein Räuber. Das ist, wenn zu sonst nichts, doch dazu gut, eine Viertelstunde darüber zu lachen. Lachen Sie also darüber, dann verbrennen Sie sie . . .

*

Busseto, den 9. Januar 1861.

Ich bin beschämt, daß Sie mir mit Ihren Glückwünschen für das neue Jahr zuvorgekommen sind; Glückwünschen, die ich mit übervollem Herzen erwidere und mit dem lebhaftesten Wunsche, daß das Jahr 1861 das Werk unsrer völligen Befreiung vollende, wiewohl die Ereignisse in Gaëta und in Neapel nicht derart sind, daß man sich allzu großen Hoffnungen hingeben kann. — Es sind nicht elf,

---

[1]) Der Friede von Villafranca.

sondern zwölf Jahre, daß ich Sie nicht gesehen habe, denn ich bin von Mailand am letzten Mai des Jahres 1848 fortgegangen. Aber wenn Sie es am wenigsten glauben, des einen oder andern Abends gegen 8 Uhr sehen Sie mich unvermutet vor Sie hintreten. Wer weiß! Einstweilen bin ich hier mitten im Schnee und spüre die Kälte mehr als gewöhnlich, vielleicht weil ich die letzten drei Jahre in milden Klimaten zugebracht habe. Jetzt würde ich wirklich das Bedürfnis fühlen, bessere Luft zu atmen, aber ich muß hier bleiben, weil der Teufel mir im letzten Sommer in den Kopf gesetzt hat, meine Baracke ein bißchen komfortabler zu machen, und jetzt lasse ich die Arbeiten fortsetzen, weil ich nicht den Mut gehabt habe, die Arbeiter zu entlassen. Natürlich werden sie mich später zum Dank dafür verwünschen: aber das weiß ich, und es macht nichts ...

*

Turin, den 3. April 1861.

Wenn Sie die Absicht haben, etwas für Solera zu tun,[1]) so preise ich Ihr Herz, aber Sie werden etwas Vergebliches tun: nach acht Tagen wird es wieder von vorn anfangen. Ich kann mich nicht überzeugen und es ist undenkbar, daß ein Mensch mit Armen, Beinen, Kopf nicht Mittel und Wege sollte finden können, ehrlich ein Stück Brot zu verdienen. Es ist seine eigne Schuld, wenn er keine glänzende Laufbahn gehabt hat und wenn er nicht der erste melodramatische Dichter unsrer Zeit geworden ist. Man sage nicht, daß er nichts verdient hätte. Wenn er hätte Vernunft annehmen und sich unentbehrlich machen wollen, so hätte er sich für jedes Libretto 3- bis 4000 Franken bezahlen lassen, außerdem einen Anteil am Druck der Libretti in jedem Lande, in dem die Oper gegeben würde, bekommen können. Ich selber habe vor einiger Zeit den Dichtern diesen Vorteil zu verschaffen gesucht, aber es gelang mir nicht: es gelang mir nicht, weil die Libretti diese Mühe nicht lohnten; hätte ich dagegen ein nicht nachgebildetes, sondern selbständig erfundenes Libretto vorlegen können, das alle Bedingungen erfüllt, um Bewunderung einzuflößen, so wäre es leicht gewesen, den Zweck zu erreichen und das Glück der Dichter zu machen. Denken Sie zum Beispiel, wenn in jedem Lande, in dem „Troubadour", „Traviata" u. s. w. u. s. w. gegeben worden sind, der Dichter nur den dritten Teil vom Verkauf der Libretti gehabt hätte! Das wäre nicht so schlecht gewesen.

Ich habe keine Ursache, mit Solera zufrieden zu sein, sowohl wegen vergangener Dinge als wegen eines jüngsten kleinen Vorfalls, der sich vor etwa vier Monaten in Bologna zugetragen hat; aber wenn Sie seine Worte: „mit Hilfe irgendeines Ihrer würdigen Ehrenmannes" in der Weise auslegen, daß Sie eine Subskription zu seinen Gunsten eröffnen, so sende ich Ihnen eine kleine Summe mit der Bedingung, daß mein Name nicht dabei genannt wird. Signieren Sie bloß N. N. Schicken Sie auf jeden Fall zu Ricordi, um den hier beigeschlossenen kleinen Wechsel einzuziehen.

---

[1]) Der Verfasser der Libretti zum „Nabucco" und zu den „Lombarden" hatte ein an Wechselfällen sehr reiches Leben.

Adieu, meine gute Clarina. Bleiben Sie mir gut, u. s. w.

P. S. Was ich oben geschrieben habe, soll unter uns bleiben, weil es nicht meine Absicht ist, irgendwelche direkte Beziehung zu Solera zu haben.

*

Petersburg, den 17. September 1862.

Ich reise in einigen Tagen von Petersburg[1]) ab und habe nur noch die Zeit, Ihnen die Hand zu drücken und Ihnen zu sagen, daß ich Sie immer liebe. Von Paris werde ich Ihnen ausführlich schreiben und Ihnen von Rußland und von der vornehmen Gesellschaft erzählen, denn — staunen Sie, staunen Sie! — in diesen zwei Monaten habe ich die Salons und ferner Belustigungen, Feste u. s. w. besucht. Ich habe Persönlichkeiten hohen und niedrigen Standes kennen gelernt: sehr liebenswürdige Männer und Frauen, von einer wahrhaft ausgesuchten politesse, die ganz anders ist als die impertinente Pariser politesse...

*

Busseto, den 13. Dezember 1863.

Ich bin vierzehn Tage lang herumgezogen, bald dahin, bald dorthin, wie ein Verrückter, ohne etwas zu tun, wie gewöhnlich, eigentlich aus Lust, mich zu ärgern und ein paar Freunde zu ärgern, die ich getroffen habe; und deshalb habe ich bis jetzt Ihren Brief und den von Faccio nicht beantwortet. Ich will Ihnen übrigens mit meiner gewohnten Offenheit sagen, daß dieser letztere mich in einige Verlegenheit setzt. Was ihm antworten? Ein Wort der Ermutigung, sagen Sie: aber wieso bedarf ein Mann dieses Wortes, der vor die Oeffentlichkeit getreten ist und das Publikum zum Richter gemacht hat? Jetzt ist es eine Angelegenheit, die zwischen ihnen abgemacht werden muß, und jedes Wort wird nutzlos. Ich weiß, daß viel von dieser Oper[2]) gesprochen worden ist, nach meiner Ansicht zuviel; ich habe einige Zeitungsartikel gelesen, in denen ich große Worte von „Kunst“, „Aesthetik“, „Offenbarungen“, „Vergangenheit“, „Zukunft“ u. s. w. gefunden habe; und ich gestehe, daß ich (als großer Ignorant, der ich bin!) davon nichts verstanden habe... Anderseits kenne ich das Talent Faccios und seine Oper nicht; und ich möchte sie auch nicht kennen lernen, um keine Diskussion darüber anzustellen und kein Urteil darüber abzugeben, was ich verabscheue, weil es die nutzloseste Sache von der Welt ist. Die Diskussionen überzeugen nie jemand; die Urteile sind in den meisten Fällen trügerisch. Schließlich, wenn Faccio, wie seine Freunde sagen, einen neuen Weg gefunden hat, wenn Faccio bestimmt ist, die Kunst auf den Altar zu heben, der jetzt „häßlich wie Gestank“ ist — um so besser für ihn und für das Publikum. Wenn er ein „Verirrter“ ist, wie andre behaupten, so möge er wieder auf den rechten Weg zurückkehren, wenn er so meint und wenn es ihm so gut scheint.

---

[1]) Nachdem er dort „Die Macht des Verhängnisses“ zur Aufführung gebracht hatte.

[2]) Die „Profughi fiamminghi“ Faccios, die im Jahre 1863 in der Scala aufgeführt wurden. Später berühmt als Kapellmeister, drang Faccio als Opernkomponist nie durch, und somit waren die Vorbehalte Verdis sehr berechtigt.

Sie haben also Escudiers Schnurren über mich gelesen! Es ist viel Wahres darin, aber er übertreibt alles, um mehr gelesen zu werden. Es ist eine Geschäftssache und sonst nichts.

Meine Frau grüßt Sie, und sie möchte Sie auch kennen lernen: wann und wie, kann ich nicht sagen. Adieu, adieu. Meine Grüße an Frau Viola, an Tenca, an Carcano, an Visconti(-Venosta), an alle Freunde ...

*

Busseto, den 26. September 1864.

Ich komme zu Ihnen, zu einem lieben und trauten Wesen, und atme auf. Sie wissen, daß ich mich mehrere Tage lang zwischen Musikkongressen, Denkmälern, Deputationen, Hymnen auf Lebende, auf Tote, auf Mönche, auf Priester, auf Heilige, Erzengel, „Throne“, „Herrschaften“ [1]) u. s. w. befunden habe.

Wenn ich akzeptiert hätte, so würde ich sechs Hymnen geschrieben haben und schreiben müssen!! Sechs Hymnen!! Lieber zwölf Opern als diese Art von Musik, die keine Musik, eine wahre Negation der Kunst ist und die so viel mit der Kunst zu tun hat wie ich mit der Theologie. Ich habe selbstverständlich alles abgelehnt; und Freunde und Feinde haben ihre Mißbilligung ausgesprochen und werden es weiter tun. Schön, ich bin damit zufrieden.

Haben Sie von den Vorfällen in Turin gehört? [2]) Die edle Stadt, in ihrer Börse getroffen, hat Flammen gesprüht. Das Verhalten des Bürgermeisters, des Gemeinderats, der Vornehmen u. s. w. ist recht wenig italienisch! Armes Italien! Seiner Söhne sind viele, aber der Italiener recht wenige!

*

Busseto, den 3. Juli 1865.

Als ich das letztemal in Paris war, wurde mir ein Libretto „Salambò“ angeboten. Ich hatte damals keine Lust zu schreiben und lehnte ab. Das hindert nicht, daß ich, wenn ich jetzt wieder Lust bekäme zu schreiben, mir von neuem „Salambò“ angeboten würde und ich es gut fände — das hindert nicht, wie gesagt, daß ich es annehmen könnte. Was den „König Lear“ betrifft, so wissen viele, daß der arme Somma [3]) daraus für mich ein Libretto gezogen hat, das ich jetzt oder später in Musik setzen werde ...

*

Paris, den 28. Dezember 1865.

... Wir werden den „Don Carlos“ machen: der Dichter wird Méry sein: wir werden uns streng an Schiller halten und nur so viel hinzufügen, wie zu

---

[1]) Die „Throne“ (italienisch Troni) sind der nächste Engelrang um Gottes Thron; die „Herrschaften“ (italienisch Dominazioni) stellen die vierte Ordnung der Engel dar.

[2]) Die Bemerkung bezieht sich auf die schweren Unruhen, die in Turin durch die September-Konvention und die darauffolgende Verlegung der Residenz nach Florenz hervorgerufen worden waren.

[3]) Antonio Somma, ein begabter Dichter, Verfasser des Librettos zum „Maskenball“.

einer prunkvollen Ausstattung erforderlich ist. Teufel! Les machines der „Opéra“ sollen schon etwas leisten!

*

Paris, den 6. Februar 1867.

... Das ist für mich ein verwünschtes Jahr, wie es das Jahr 1840 war.[1]) Seit zwei Monaten höre ich von nichts als von Todesfällen und unglücklichen Ereignissen aller Art; und sie sind für mich um so schmerzlicher in diesem Lande, das — sehr wahr — das größte in der Welt ist, das ich aber nicht auf die Länge vertragen kann. Ich kann den Augenblick nicht erwarten, abzureisen und nach Hause zu kommen, wo mein armer Vater eine Schwester von fünfundachtzig Jahren und eine Enkelin von sieben zurückgelassen hat. Und diese beiden armen Geschöpfe sind in den Händen von zwei Dienstboten!!! Stellen Sie sich vor, ob ich, der ich so wenig glaube, an die Tugend zweier Dienstboten glauben kann, die jetzt, kann man sagen, Herren in meinem Hause sind ...

*

S. Agata, den 24. Mai 1867.

Teuerste Clarina!

Ich bin noch immer ganz sprachlos von dem Bericht Peppinas über das, was sich zwischen Euch und mit Euch ereignet hat. Ich bin um so mehr überrascht, als ich, ehe meine süße Ehehälfte von S. Agata abreiste, sie fragte, ob sie ein paar Zeilen für Sie wolle: „Nein,“ antwortete sie; „meinst du, daß ich mit diesen Dimensionen und mit diesem Müllerinnengesicht mich einer im höchsten Grade eleganten Dame, einem Lufthauch, einer Frau, die von hohen Gefühlen lebt, vorstellen mag? N'en parlons plus.“ Und ich, der ich so wenig glaube (ohne — verzeihen Sie — dem zarten Geschlecht gegenüber Ausnahmen zu machen), habe diesmal geglaubt und stehe mit einer noch längeren Nase da, ohne daß ich diese Zugabe nötig hätte. Ihr seid doch Erzteufel, ihr Frauen! Ich liebe jedoch diese Art, etwas zu unternehmen, die niemand in Verlegenheit setzt, zur Genüge, und wenn Sie zufrieden sind, bin ich im höchsten Grade zufrieden damit, und ebenso wie wir ist Peppina zufrieden damit, die seit drei Tagen nichts tut als mit einer Zärtlichkeit und Freundschaft von Ihnen sprechen, als ob sie Sie seit zwanzig Jahren kennte.

Wenn ich schon über den ersten Teil des Berichtes erstaunt war, so vermag ich Ihnen nicht den Eindruck zu schildern, den der zweite auf mich gemacht hat. Wie beneide ich meine Frau, daß sie diesen großen Mann gesehen hat![2]) Aber ich weiß nicht, ob ich, auch wenn ich nach Mailand komme, den Mut haben werde, vor ihn hinzutreten. Sie wissen ja, wie groß und welcherart meine Verehrung für

---

[1]) Im Jahre 1840 verlor Verdi innerhalb weniger Monate seine erste Frau Margherita Barezzi, seinen guten Genius, und zwei kleine Kinder. Im Jahre 1867 starb Antonio Barezzi, sein Schwiegervater und Wohltäter, der ihm wenige Monate nach dem Tode seines Vaters entrissen wurde.

[2]) Manzoni.

diesen Mann ist, der meiner Ansicht nach nicht nur das größte Buch unsrer Zeit, sondern eines der größten Bücher, die aus einem menschlichen Gehirn hervorgegangen sind, geschrieben hat. Und es ist nicht nur ein Buch, sondern ein Trost für die Menschheit. Ich war sechzehn Jahre alt, als ich es zum erstenmal las. Seit jener Zeit habe ich noch viele andre Bücher gelesen, über die, nachdem ich sie wieder gelesen, das vorgerückte Lebensalter (auch über die hochberühmten) die Urteile der Jugendjahre verändert oder umgestoßen hat; aber für dieses Buch habe ich noch immer die gleiche Begeisterung; oder vielmehr sie ist, da ich die Menschen besser kenne, größer geworden. Das macht, daß es ein wahres Buch ist; wahr wie die Wahrheit. O, wenn die Künstler einmal dieses Wahr verstehen könnten, gäbe es keine Komponisten der Gegenwart und der Vergangenheit mehr; keine veristischen, realistischen, idealistischen Maler; keine klassischen und romantischen Dichter; sondern wahre Dichter, wahre Maler, wahre Komponisten.

Ich sende Ihnen eine Photographie von mir für ihn. Es war mir der Gedanke gekommen, ihr ein paar Zeilen beizugeben, aber mir hat der Mut gefehlt, und es schien mir anderseits eine Anmaßung, die ich nicht haben kann.[1]) Wenn Sie ihn sehen, so danken Sie ihm für sein Porträt, das, mit seinem Namen, für mich das wertvollste der Dinge wird. Sagen Sie ihm, wie groß meine Liebe und meine Ehrfurcht vor ihm ist; daß ich ihn schätze und verehre, wie man auf dieser Erde nur schätzen und verehren kann, sowohl als Menschen wie als erhabenste und wahre Zierde dieses unsers stets schwer heimgesuchten Vaterlandes.

Adieu, und Dank für alles und alles. Bleiben Sie mir immer gut und glauben Sie an die unwandelbare innigste Freundschaft Ihres

G. V.

*

S. Agata, den 7. Juli 1868.

... Was könnte ich Ihnen über Manzoni sagen? Wie Ihnen das überaus beseligende, unbeschreibliche, neue Gefühl schildern, das in der Gegenwart dieses Heiligen, wie Sie ihn nennen, in mir entstand? Ich würde vor ihm niedergekniet sein, wenn man Menschen anbeten könnte. Man sagt, daß man das nicht darf; nun ja ... wiewohl wir auf den Altären so viele verehren, die nicht

---

[1]) In Wirklichkeit schrieb Verdi auf die Rückseite der Photographie folgende Worte: „Ich schätze und verehre Sie, wie man auf dieser Erde nur schätzen und verehren kann, sowohl als Menschen wie als wahre Zierde dieses unsers stets schwer heimgesuchten Vaterlandes. Sie sind ein Heiliger, Don Alessandro!“ Manzoni hatte auf sein eignes „Bildchen“, das er ihm geschickt, geschrieben: „Giuseppe Verdi, dem Ruhm Italiens, ein altersschwacher lombardischer Schriftsteller.“ — In der Bibliothek der Brera befinden sich zwei an Manzoni gerichtete Visitenkarten Verdis; auf der ersten (Genua, den 7. Mai 1869) stehen folgende von ihm geschriebene Worte: „A Manzoni con affetto e venerazione“, auf der zweiten (Genua, den 30. Dezember 1869): „A Manzoni G. Verdi con riverente affetto augura ogni bene.“

das Talent und nicht die Tugenden Manzonis gehabt haben und die vielmehr Erzschurken gewesen sind. Wenn Sie ihn sehen, küssen Sie ihm die Hand in meinem Namen und sprechen Sie ihm meine ganze Verehrung aus ...

Die Verbrüderung der großen Nationen durch die Wissenschaften

Von

Sir Michael Foster

Die Männer der Wissenschaft sind vielleicht die kosmopolitischsten von allen Menschen. Und sie sind in wechselndem Grade immer so gewesen, seitdem die Wissenschaft in der Renaissancezeit ihr Haupt zu erheben begann. Während des sechzehnten Jahrhunderts und einige Zeit vorher und nachher wanderten Männer der Wissenschaft trotz der Hindernisse und Gefahren des Reisens von einem Land zum andern, große Lehrer der Wissenschaft hatten Lehrstühle in Ländern inne, die nicht ihre eignen waren, und Studenten strömten aus allen Ländern zusammen, um dem Meister ihrer Wissenschaft zu Füßen zu sitzen, mochte er in Italien, in Frankreich oder in den Niederlanden lehren. Zu jener Zeit waren die gegenwärtigen Nationalitäten von Europa im Werden begriffen, und als in den folgenden Jahrhunderten die Nationen sich strenger voneinander abgrenzten und enger in sich zusammenschlossen, nahm dieser lebhafte Verkehr unter den Jüngern der Wissenschaft etwas ab.

Der letzte Teil des neunzehnten Jahrhunderts dagegen hat eine Wiederbelebung des wissenschaftlichen Korpsgeistes gebracht, und einer der markantesten Züge des heutigen Lebens ist die herzliche Wertschätzung, die jede Nation der in andern Ländern vollbrachten wissenschaftlichen Arbeit entgegenbringt. Keine wissenschaftliche Gesellschaft oder Akademie von Ruf hält sich für vollständig, solange sie nicht zu ihren Mitgliedern hervorragende Männer der Wissenschaft von auswärtigen Ländern zählen kann, und die meisten solchen Gesellschaften freuen sich, ihre Medaillen oder andre Zeichen von Hochschätzung an Forscher in fremden Ländern zu verleihen. Während der letzten zwanzig Jahre, von 1885 bis 1905, hat die Royal Society in London bei der jährlichen Verleihung ihrer Copley-Medaille, der höchsten Ehre, die zu vergeben in ihrer Macht liegt, sie zwölfmal unter den zwanzig Malen einem Manne der Wissenschaft verliehen, der kein britischer Untertan war; und in dieser kosmopolitischen Austeilung von Ehren steht England keineswegs allein da.

Diese internationale Gemeinschaft der Männer der Wissenschaft, die so von den permanenten Gesellschaften und Akademien gepflegt wird, wird durch die Tätigkeit der Internationalen Assoziation der Akademien, deren bloße Existenz

schon ein schlagender Beweis für die kosmopolitischen Tendenzen der Wissenschaft ist, wie durch die Arbeiten der verschiedenen internationalen Konferenzen oder Kongresse der Spezialwissenschaften mächtig gefördert. Heutigentags hält jeder Zweig und manches Zweiglein der Wissenschaft alle drei Jahre eine Konferenz ab, bei der die auf dem betreffenden Gebiet Arbeitenden aus vielen verschiedenen Ländern bald in dem einen, bald in dem andern Land zusammenkommen und einander persönlich sehen. Allerdings beschränken sich die internationalen Konferenzen nicht auf die Wissenschaft, aber diese übernahm die Führung, indem sie diese segenbringenden Zusammenkünfte der Vertreter vieler Nationen aufbrachte.

Wir dürfen wohl fragen: warum ist die Wissenschaft so augenfällig kosmopolitisch? Wenn wir den Mann der Wissenschaft in seinem eignen Lande, welches immer dieses auch sein mag, betrachten, so werden wir ihn ebenso patriotisch finden wie jeden seiner Landsleute. Er hat in vollem Maße jenes Hauptmotiv für den Patriotismus, das in der Ueberzeugung zu finden ist, daß das Land, in dem er wohnt, das beste aller Länder ist, daß das Volk, zu dem er gehört, das geschickteste, das herrlichste, das klügste, mit einem Wort das beste aller Völker ist, daß die Sprache, die es und er sprechen, die klangvollste und zugleich die zweckdienlichste aller Sprachen ist; er kann nicht begreifen, daß er in irgendeinem andern Land so wirklich zufrieden und glücklich wie in seinem eignen sein könnte. Auch ist er dem Streiten nicht abhold. Seine Studien sind speziell dazu angetan, ihn in Kontroversen zu verwickeln, und in diesen zeigt er sich ebenso rasch im kräftigen Zuschlagen und ebenso streng in seinen Argumenten wie irgend jemand sonst. Wie kommt es, daß dieser Patriot und dieses kampflustige Individuum ein so tüchtiges Mitglied der kosmopolitischen Vereinigung der Wissenschaft ist?

Verschiedene Einflüsse vereinigen sich, um dies zustande zu bringen. Jeder wissenschaftliche Arbeiter ist verpflichtet zu wissen, was die Männer schaffen, die in andern Ländern auf seinem Gebiet arbeiten. Wenn seine eigne Arbeit einen Fortschritt in der Wissenschaft bedeuten soll, kann er sich nicht damit zufrieden geben, nur zu wissen, was seine Mitarbeiter in seinem eignen Lande tun. Diese sind sicher nur wenige, und es kann Fälle geben, in denen überhaupt gar keine vorhanden sind. Die Forschungen, die ihn am nächsten berühren, werden von Männern ausgeführt, die über die ganze zivilisierte Welt verstreut sind; von Bonhomme in Frankreich, von Van Deen in Holland, von Orloff in Rußland, von Ito in Japan. Was diese Männer tun, ist für ihn von viel größerem Interesse als die tausenderlei Dinge, mit denen seine eignen Landsleute beschäftigt sind, sei es in der Wissenschaft, sei es in irgendeiner andern Sphäre menschlicher Tätigkeit; und so ziehen ihn intellektuelle Bande zu diesen Männern. Er freut sich, mit Bonhomme zu korrespondieren, und ergreift freudig die Gelegenheit eines internationalen Kongresses oder irgendeine andre, die sich ihm bietet, ihn leibhaftig zu treffen und mit ihm frei über die Fragen zu sprechen, die beiden so sehr am Herzen liegen. So reift eine Bekanntschaft zur Freund-

schaft, und die Bande einer gemeinsamen Liebe für dasselbe Stückchen Wahrheit schließen sich zusammen zu einer wissenschaftlichen Bruderschaft.

Die Wissenschaft verlangt ferner, daß alles, was in ihrem Namen gesagt wird, „die Wahrheit, die ganze Wahrheit und nichts als die Wahrheit" sein soll, soweit dies erreicht werden kann. Die Wissenschaft teilt allerdings mit allen andern menschlichen Tätigkeiten die Nachteile des beschleunigten Tempos der jüngsten Zeit. Wissenschaftliche Zeitschriften sind überall im Ueberfluß vorhanden, und jeder Mann der Wissenschaft ist der Versuchung ausgesetzt, sich mit der Veröffentlichung der neuen Wahrheit, die er entdeckt zu haben glaubt, zu beeilen, indem er sie, heiß wie sie vom Amboß kommt, an die Presse schickt. Ebenso findet jeder reichliche und bequeme Gelegenheit, unparteiische Kritiken über die Arbeiten seiner Kollegen anzubieten. Glücklicherweise jedoch hat die wissenschaftliche Presse einen Schutz, der gegenwärtig der Tagespresse fehlt. Wenn der Redakteur einer Tageszeitung in deren Spalten in einer aufsehenerregenden Form irgendeinen Artikel veröffentlicht, dessen Zweck es ist, eine Verstimmung zwischen dieser und jener Nation hervorzurufen, so wird er nicht sehr dafür getadelt, daß er nicht, ehe er ihn veröffentlicht hat, sich vergewissert hat, ob der Bericht auch wahr sei. Es gehört mit zur Pflicht eines unternehmenden Redakteurs, sich aufsehenerregende Mitteilungen zu verschaffen, die das Publikum erregen und die Verbreitung seines Blattes steigern. Mit der wissenschaftlichen Presse liegt die Sache anders. Wenn irgend jemand in Versuchung geführt wird, eine neue Ansicht zu veröffentlichen, die einer entsprechenden Basis ermangelt, so wird sie bald über ihm zusammenstürzen; wenn er selbst auch nicht gewartet hat, bis er seine Ansicht auf ihre Richtigkeit geprüft hatte, so fehlt es doch nicht an andern, die bereit und fähig sind, dies zu tun, und das Kind Irrtum wird, zum mindesten in vielen Fällen, so bald nach seiner Geburt erdrosselt, daß es nicht lange genug lebt, um viel Unheil anzurichten. In gleicher Weise wird eine falsche Kritik der Arbeit andrer bald aufgedeckt und widerlegt. Zum Glück für die Wissenschaft ist stets das Tribunal der Beobachtung und des Experiments zur Hand, vor dem jede Darlegung geprüft werden kann. Ungenauigkeiten werden bloßgelegt, ehe sie Zeit gehabt haben, viel Unheil anzustiften; die boshafte Kritik, die der Verleumdung nahekommt oder sie gar erreicht, wird bald entlarvt und auf ihren Urheber zurückgeschleudert, und so wird, während die ungenauen und falschen Mitteilungen der Tagespresse so viel dazu beitragen, den Frieden und das gute Einvernehmen der Nationen zu stören, alles derartige, was durch eine unglückliche Fügung allenfalls in der wissenschaftlichen Presse Platz finden sollte, beinahe ebenso rasch unschädlich gemacht, wie es aufgetaucht ist, und übt gar nicht oder nur in geringem Maße eine lockernde Wirkung auf die brüderlichen Bande in der Wissenschaft.

Stärker jedoch als jeder andre Einfluß verbindet die Männer der Wissenschaft das Gefühl, daß sie alle e i n e r Herrin dienen; Loyalität gegen diese eine Herrin, die wissenschaftliche Wahrheit, ist für alle das leitende Prinzip ihres intellektuellen Lebens, und diese gemeinsame Loyalität ist das festeste aller Bande,

die sie zusammenhalten und sie alle fühlen lassen, daß jeder, in welchem Lande er auch wohnen und welche Sprache er auch sprechen mag, ein Glied eines gemeinsamen Körpers ist. Jeder wissenschaftliche Arbeiter wird, wie bescheiden auch die Arbeit, die er leistet, sein mag, durch die Gewißheit gehoben, daß seine Arbeit für den allgemeinen Fortschritt der Wissenschaft geschieht, und wird von der Erkenntnis geleitet, daß der wahre Lohn für seine Arbeit an der Bedeutung des Fortschrittes, den sie hervorruft, gemessen werden kann. Er ist wie andre menschliche Wesen Versuchungen ausgesetzt; er kann zuzeiten stark versucht sein, eine Gelegenheit zu ergreifen, um durch Abschweifen von der exakten Wahrheit oder durch Behauptungen, die scheinbar, aber nicht in Wirklichkeit wahr sind, seine persönlichen Interessen zu fördern oder die Oberhand über einen Gegner zu gewinnen; aber wenn er ein echter Mann der Wissenschaft ist (denn es gibt auch Wölfe in Schafskleidern), so wird er es verschmähen, dies zu tun, da er weiß, daß solches Tun durch die Gebieterin früher oder später entdeckt werden wird. Loyalität gegen die wissenschaftliche Wahrheit wird ihn unbeugsam erhalten.

Wenn er selbst so im Verfolg seiner Arbeiten Loyalität übt, so schätzt er eine gleiche Loyalität an seinen Mitarbeitern in vollem Maße; und das Gefühl, daß sie mit ihm auf ein gemeinsames Ziel hinarbeiten, alle der gleichen Herrin dienend, alle die Forderungen der Wissenschaft über kleinliche persönliche Interessen stellend, verknüpft ihn mit ihnen durch Bande, die ihn die Verschiedenheiten der Länder und der Sprache vergessen lassen.

Der brüderliche Geist der Wissenschaft ist in der Gegenwart eine sichere Tatsache, und jedes neue Jahr dient nur dazu, ihn weiter auszubreiten und zu befestigen. Dürfen wir ihn nicht als eine beglückende Bürgschaft für eine umfassendere Brüderlichkeit, die noch kommen soll, betrachten? Ist die Wissenschaft das einzige Gebiet menschlicher Tätigkeit, in dem die Wahrheit das höchste Tribunal ist, dessen Urteil mit Eifer eingeholt und ohne Zögern befolgt werden sollte? Ist die Wissenschaft die einzige Sphäre, in der Ungenauigkeit und sorgloses Veröffentlichen von Mitteilungen, ehe sie als wahr erwiesen sind, als eine Sünde von größerer oder geringerer Verworfenheit anzusehen sind? Gibt es keine gemeinsamen Interessen der Menschheit, gegen die Loyalität zu üben als ein Band angesehen werden kann, das den Menschen mit dem Menschen in gleicher Weise verknüpft, wie die Loyalität gegen die wissenschaftliche Wahrheit alle Männer der Wissenschaft zu Brüdern macht?

Ueber die letzten Resultate der Südpolarforschung

Mit besonderer Berücksichtigung der Frage eines internationalen Zusammenschlusses der Polarforscher

Von

Otto Nordenskjöld

Vor ganz kurzem ist ein wichtiger Schritt zu einem wissenschaftlichen Zusammenschluß gemacht worden, indem die belgische Regierung eine Einladung erließ zu einem internationalen Kongreß von Polarforschern, dessen hauptsächlichste Aufgabe sein soll, zu überlegen, ob es möglich wäre, eine Art internationalen Rats zu bilden, der zur Erforschung der Polarwelt weitere Anregung geben soll. Man kann sicherlich verschiedener Ansicht sein über die praktische Durchführung dieses Plans, und noch mehr über die Mittel, die zu diesem Zweck angewendet werden sollen, aber die Einladung an und für sich ist doch sicher ein wichtiger Schritt vorwärts. Vollständig verfehlt wird diese Initiative nicht sein, und es herrscht kein Zweifel darüber, daß der Zusammentritt des Kongresses der Beginn einer neuen Periode in der Geschichte der Polarforschung sein wird.

Im Gegensatz zu den Verhältnissen in andern Weltteilen, in denen wohl die Hoffnung auf ökonomische Vorteile die geographischen Forschungsreisen am meisten befördert hat, haben in der Polarforschung hauptsächlich der nationale Ehrgeiz und die Hoffnung, mit der Flagge des eignen Landes weiter vorzudringen als alle andern, den wirksamsten Anstoß zu einer großen Anzahl von Expeditionen gegeben. Sollte es nun wirklich gelingen, einen lebensfähigen internationalen Zusammenschluß durchzuführen, so würde das wohl gleichbedeutend sein mit der allgemeinen Erkenntnis, daß die Hauptaufgabe bei künftigen Expeditionen nicht darin läge, ein paar Meilen weiter gegen den Pol vorzudringen, sondern die gründlichsten wissenschaftlichen Studien zu machen.

Solche Zwecke verfolgten auch die beiden umfassendsten Vereinigungen, welche die Geschichte der Polarforschung bis jetzt gekannt hat. Das erstemal war es das Netz von wissenschaftlichen Stationen, zu deren Gründung auf die Initiative des großen Forschungsreisenden Weyprecht in den Jahren 1882/83 ungefähr von einem Dutzend der wichtigsten Kulturländer behufs Vergleichung magnetischer und meteorologischer Beobachtungen Expeditionen ausgesandt worden waren. Obgleich wenigstens eine dieser Expeditionen, die amerikanische unter Greely, eine der abenteuerlichsten war, die man kennt, haben doch die meisten von ihnen im Vergleich mit vielen isolierten, weit weniger umfassenden Unternehmungen außerhalb des streng wissenschaftlichen Bereichs sehr wenig Aufmerksamkeit erregt. Das zweitemal galt die Fahrt der Südpolargegend; die im Jahre 1901 nach einem gemeinsamen Plan ausgerüsteten und ausgesandten

Expeditionen gingen von Deutschland, England und Schweden aus, welchen Ländern sich 1902 auch Schottland anschloß.

Daß in der Polarfrage Belgien jetzt die Initiative ergriffen hat, beruht wohl hauptsächlich auf dem Interesse, das die kleine, aber erfolgreiche belgische Südpolarexpedition unter de Gerlaches Leitung im Lande hervorgerufen hat, da diese sozusagen zum erstenmal das Eis der Südpolarwelt gebrochen hat. Gerade die Südpolargegenden mit ihrer schwer erreichbaren Lage, die für die nationalen Interessen nicht von wesentlicher Bedeutung sind, schienen mehr als andre Gegenden zu einer internationalen Vereinigung einzuladen. Es wird deshalb von Wert sein, ein kurzes Bild davon zu geben, was jene vorhergehende internationale Kooperation ausgerichtet hat und wie wir diese Gegenden jetzt beurteilen.

Dem ursprünglichen Plane nach sollte jede der drei Expeditionen im Süden eines der beiden großen Weltmeere arbeiten; in ihrem also bestimmten Bereich konnte jeder Führer dann sein Forschungsfeld selbst bestimmen. Demzufolge wählten die Engländer den großen Einschnitt im Eis entlang dem Victoria-Land, der schon seit Roß' Zeit bekannt war. Hier konnten sie viel weiter gegen Süden vordringen als die andern Expeditionen, und von ihrem gewählten Ankerplatz aus machten sie im Verlauf von zwei Jahren eine Serie äußerst erfolgreicher Schlittenfahrten, von denen eine bis 82° 17′ vordrang, dem südlichsten Punkt, den bis jetzt je ein Mensch erreicht hat und der nur 850 Kilometer vom Südpol entfernt ist.

Unser schwedisches Forschungsfeld lag unter ganz ähnlichen Verhältnissen an dem Westrand des atlantischen Bassins, entlang der Ostküste von Graham-Land. Aber die Möglichkeiten eines Vordringens waren hier bedeutend schlechter. Schon am Polarkreis zeigten sich längs der Küste für ein Fahrzeug undurchdringliche Eismassen, und die Winterstation wurde 13 Breitegrade nördlicher als die englische angelegt, in einer Gegend, die sich allerdings schon von Anfang an in wissenschaftlicher Beziehung als besonders einladend erwies. Auf die Untersuchung dieses außerordentlich interessanten Gebiets wurde dann der Schwerpunkt unsrer Wirksamkeit verlegt, wobei wir jedoch auch nicht versäumten, mit Hilfe langer Schlittenfahrten unsre Umgebung kartographisch aufzunehmen.

Ganz anders waren die Verhältnisse bei dem Platz, wo die deutsche Expedition ihr Winterquartier aufschlug. Sie traf hier, gerade wie wir, schon beim Polarkreis auf Eis, hier aber in Form einer von Osten nach Westen laufenden Querküste, die jedes Vordringen nach Süden mit einem Fahrzeug absolut ausschloß. Die wissenschaftlichen Probleme waren hier von ganz andrer Art, aber deshalb nicht weniger interessant, und es ist nur zu bedauern, daß die Umstände ein kräftiges Vordringen in das Innere des Kontinents nicht gestatteten, dessen wirkliche Beschaffenheit gegenwärtig vielleicht das größte Rätsel ist, das die Geographie kennt.

Unter den damaligen Verhältnissen war es keiner der drei Expeditionen vergönnt, zu der geographischen Forschung einen Beitrag allerersten Ranges zu liefern.

Wichtiger vielleicht als ihre Ergebnisse war die Entdeckung, die im Jahre 1904 die schottische Expedition machte, als sie südlich vom Atlantischen Ozean, 45 Längegrade von der nächsten bekannten Küste entfernt, ungefähr auf 74 Grad südlicher Breite auf eine eisbedeckte Küste traf, die den Namen Coats-Land erhielt. Durch diese Entdeckung erhielt die Annahme, daß es wirklich einen antarktischen Weltteil gibt, zum erstenmal eine tatsächliche Grundlage. Die Lücken in unserm Wissen über diese Küstenlinien sind allerdings außerordentlich groß; es ist möglich, daß sie sich schließlich in einen Archipel von großen Inseln auflösen, aber es ist jetzt doch äußerst wahrscheinlich, daß der allergrößte Teil des unbekannten Südpolargebiets aus Festland besteht.

Um so umfassender ist das Material wissenschaftlicher Beobachtungen, das von diesen zusammenwirkenden Expeditionen mit nach Hause gebracht wurde, wodurch für uns ein Weltteil von einer ganz andern Natur als der bisher gekannten entschleiert worden ist. Von allen beginnen die Mitteilungen jetzt einzulaufen. Ich werde mich zuerst etwas bei der schwedischen Expedition aufhalten, die auf Staatskosten mit der Herausgabe eines umfassenden Werkes begonnen hat, in dem die definitiven Resultate dargelegt werden sollen.[1])

Es war ein besonderes Glück für uns, daß wir unsre Winterstation in eine Gegend verlegen konnten, wo nicht allein die Gebirgsformation einigermaßen von Eis und Schnee entblößt war, sondern auch durch ihren Reichtum an Fossilien sich von höchstem Interesse erwies. Wenn wir nun zuerst das allgemein geologische Resultat betrachten, so haben jetzt alle Untersuchungen gezeigt, daß Graham-Land mit den umliegenden Inseln so stark an Südamerika erinnert, daß man es beinahe als ein von diesem Weltteil abgetrenntes Stück betrachten kann. Wie dort findet man hier im Westen eine wilde, aus kristallinischen Gesteinsarten aufgebaute Bergkette, bei der auch eine den amerikanischen Kordilleren in ihrer ganzen Ausdehnung eigentümliche Gruppe von merkwürdigen Graniten eine große Rolle spielt. Vor der Bergkette liegt eine Reihe von Inseln, die vom Hauptland durch langgestreckte Sunde oder Kanäle getrennt sind; nur die Buchten sind hier im Gegensatz zu Südamerika mit Eis gefüllt. Wie in Amerika schließen sich auch hier an die Bergkette im Osten mächtige Massen von vulkanischem Material an, die das ganze Bergmassiv bilden, und diese vulkanischen Gesteinsarten haben den Schiefer der Tertiärformation durchbrochen, dessen Fauna am ehesten den vielleicht charakteristischsten Ablagerungen Südpatagoniens, der patagonischen Molasse, entspricht. Zwischen diesen Teilen des Landes und der Bergkette führt ein merkwürdiger Kanal, der den tiefen Tälern an der Ostseite der Kordilleren durchaus entspricht, gerade wie die patagonischen Quertäler hier tiefen Buchten in der Küstenlinie entsprechen. Nun scheint ja

---

[1]) Das Werk, das im Verlag der Lithographischen Anstalt des schwedischen Generalstabs herausgegeben wird, soll sieben Bände umfassen; bis jetzt sind fünfzehn einzelne Abhandlungen herausgekommen, die verschiedene Zweige der Wissenschaft behandeln.

Graham-Land von allen andern Südpolarländern sehr verschieden zu sein, aber deshalb wird es nicht weniger bedeutungsvoll, hier sozusagen einen Uebergang zwischen Südamerika und dem letztentdeckten Weltteil zu finden. Die Aehnlichkeit ist zu groß, um zufällig sein zu können, und man kann wohl glauben, daß die Verbindungen zwischen diesen beiden so verschiedenen Gebieten einst größer waren als jetzt.

Ein fast noch wichtigeres Resultat verspricht die Untersuchung der mitgebrachten Versteinerungen. Wir haben Pflanzenversteinerungen aus dem Jura und der Tertiärperiode und fossile Tierformen nicht nur aus der Kreide und dem Tertiär, sondern auch von Jura und Quartär. Ueber diese Sammlungen liegen schon verschiedene Mitteilungen vor. Die von Dr. J. G. Andersson gesammelten Pflanzenfossilien zeigen nach den Untersuchungen von Nathorst, daß sowohl Klima als Vegetation damals ähnlich waren wie in Indien und Europa. Auch die reichen Ammonitformen der Kreideperiode erinnern an die indischen. Aus der Tertiärperiode hat man eine reiche Flora von Farnkräutern, Nadel- und Laubhölzern, die zusammen mit den gefundenen Tierversteinerungen anzeigen, daß wir in jener Zeit hier, wenn auch nicht heißes, so doch wenigstens gemäßigtes Klima mit reichen Wäldern gehabt haben. Später ist das Eis gekommen und hat alles begraben, um sich dann wieder in die Lage zurückzuziehen, die es heutzutage einnimmt.

Einen unsrer interessantesten Funde machte ich, als ich eines Tages ein paar Meilen von unsrer Winterstation entfernt auf die Ueberreste von Wirbeltieren stieß. Wiman hat diese jetzt ausführlich beschrieben. Es sind die Ueberreste von Zeuglodon, einer eigentümlichen jetzt ausgestorbenen Walfischart, sowie Pinguinknochen von wenigstens sechs bis acht verschiedenen Arten. Eine von diesen, Anthropornis Nordenskjöldii, muß ein wirklicher Riese gewesen sein, wenn auch nicht ganz so groß wie ein Mensch, und man kann sich kaum ein wunderbareres Tier denken, als ein solcher gewaltiger Pinguin mit seinem aufrechten Gang, seinen verkrüppelten armähnlichen Flügelstumpen und seinen merkwürdigen Bewegungen gewesen sein muß. Es ist auch merkwürdig, wenn man bedenkt, daß schon zu jener Zeit und unter so verschiedenen Verhältnissen die Pinguine die wichtigsten Bewohner dieses Landes, dessen Herrscher sie jetzt noch sind, gewesen sein sollen.

Ich habe mich etwas ausführlich bei unserm geologischen Resultat aufgehalten und werde mich jetzt kürzer fassen. Unsre wichtigste zoologische Beobachtung war die Entdeckung des außerordentlich reichen Lebens der oft stattlichen Tierformen, die in dem verhältnismäßig seichten Wasser auf den Uferterrassen in der Nähe von Graham-Land wohnen. Vor allem knüpft sich das Interesse hier an den Vergleich mit dem naheliegenden Feuerland und dem zwischen beiden liegenden subantarktischen Südgeorgien. Das Resultat für die meisten Gruppen ist nun, daß es eine besondere antarktische Tierwelt gibt, weit verschieden von den Formen, die an der Südspitze von Amerika leben, während Südgeorgien eine Art Uebergangsgebiet bildet. Lönnberg beschreibt das

Material an gesammelten Fischen, von denen zwei Arten so reichlich vorkommen, daß man während der Ueberwinterung an der Paulet-Insel, nachdem unser Schiff vom Eis erdrückt worden war, gegen 10000 davon gefangen hatte und als Nahrung verwenden konnte. K. A. Andersson beschreibt die merkwürdige höhere Tierwelt; zwischen unerwarteten Formen gelang es uns ein Exemplar des echten Pelzseehunds zu finden, den man in diesen Gegenden ausgestorben glaubte. Ekmann beschreibt das erste bekannte Süßwassertier aus dem antarktischen Weltteil, einen kleinen Krebs, Boeckella Entzi, der sich auch in Südgeorgien und Patagonien findet. Auch in botanischer Beziehung geht aus den gewonnenen Resultaten hervor, daß Südgeorgien gleichsam einen Uebergang zwischen der übrigen Welt und der äußerst dürftigen Vegetation des antarktischen Festlandes bildet.

Ich muß alle die Arbeiten, die unsre Expedition auf andern Gebieten ausgeführt hat, überspringen, um von den Resultaten zu sprechen, welche die andern Expeditionen ihren Berichten zufolge gewonnen haben. Von diesen hat bis jetzt erst die deutsche mit der Veröffentlichung ihrer endgültigen Resultate begonnen, aber man kann sich doch schon eine Vorstellung von den Arbeiten aller machen.

Zwei Gebiete sind es besonders, die da ein allgemeineres Interesse bieten. Auf der einen Seite sind es die Verhältnisse des Eises, worüber indes noch nicht viel mitgeteilt worden ist. Wir können uns aber doch schon vorstellen, welche ungeheuern Eismassen den südlichsten Weltteil bedecken. Es scheint, daß alle Querküsten beinahe vollständig in Eis begraben sind, so z. B. Kaiser-Wilhelms-Land und Coats-Land, während die Küsten, die von Norden nach Süden gehen, etwas eisfreier sind. Dies ist betreffs des schmalen Graham-Lands erklärlich, während es beim Victoria-Land ein geographisches Rätsel bildet; vielleicht beruht es darauf, daß die äußerste Bergkette hier zu hoch ist und das Eis nicht darüber wegkommen kann. Ganz einzig dastehend, ohne Seitenstück im Norden, sind die ungeheuern Felder von fast gleichmäßigem Plateaueis, das nicht auf dem Land, sondern auf dem Meeresgrund liegt oder auf dem Wasser schwimmt, ein Uebergang zwischen Eisberg und Festlandeis, zwischen Meer und Land; alle drei Expeditionen haben solches angetroffen und studiert. Es hat nicht den Anschein, als ob man durch die Beobachtungen, die bisher gemacht worden sind, eine sichere Erklärung geben könnte, wie sich diese Eismassen gebildet haben; die Ansichten gehen bei denen, die sie beobachtet haben, recht auffallend auseinander. Aber für künftige Expeditionen werden sie eines der dankbarsten Untersuchungsfelder abgeben, und sie sind um so interessanter, als es wohl wahrscheinlich ist, daß solche Eisfelder während der Eiszeit auch in unsern Gebieten eine sehr große Rolle gespielt haben.

Die zweite Frage, die ich hier berühren will, ist das Klima der Südpolarwelt. Bis vor ganz wenigen Jahren hörten alle Isothermenkarten, wenigstens wenn es sich um den Winter oder das ganze Jahr im Süden handelte, mit dem 60. Breitegrad auf. Wollte man sich eine Vorstellung von diesem ganzen

ungeheuern Gebiet dort im Süden machen, so war man auf Vermutungen angewiesen. Das augenfälligste Resultat, das die jetzt zurückgekehrten Expeditionen geliefert haben, ist sicherlich das, daß man sich jetzt eine Vorstellung von der Temperaturverteilung auf der ganzen Welt machen kann. Und es sieht wirklich aus, als ob die südlichen Polarländer etwas kälter seien als die nördlichen.

Es würde zu weit führen, wenn ich auf einige Einzelheiten einginge bei der Menge von wichtigen meteorologischen Resultaten dieser Expeditionen. Nur das möchte ich hervorheben, daß ein ausgeprägter Kältepol über der atlantischen Seite der Länder südlich von Amerika zu liegen scheint, gerade in der Gegend, wo die schwedische Expedition arbeitete. Um eine Vergleichung möglich zu machen, hat W. Krebs es versucht, die von verschiedenen Expeditionen festgestellten Mitteltemperaturen auf 70 Grad südlicher Breite zu reduzieren. Bei der schwedischen Expedition ist das Resultat eine Jahresmitteltemperatur von —15°, bei der englischen —13,9, bei der deutschen —13,4 und bei der belgischen, vier Jahre früher, sogar —9,3.

Zum Schlusse wollen wir hier die Frage aufstellen: Welches sind gegenwärtig die wichtigsten Aufgaben der Südpolarforschung? In rein geographischer Beziehung stellen sich auf den ersten Blick zwei, oder wenn man will, drei Probleme als die allerwichtigsten dar. Teils handelt es sich darum, an einer günstigen Stelle, wohl vor allem südlich vom Stillen Ozean, einen ernsthaften Versuch zu machen, den Lauf der Küstenlinien nachzuweisen, damit man sich darüber klar werde, ob sich ein zusammenhängender Kontinent findet oder nicht, und in diesem Fall einen kräftigen Vorstoß landeinwärts zu machen, nicht gegen den Südpol, sondern nach dem Innern des Kontinents und des Inlandeises; teils gilt es festzustellen, ob das hier oft genannte Graham-Land mit dem übrigen Gebiet des Weltteils zusammenhängt oder eine besondere Inselgruppe bildet.

In wissenschaftlicher Beziehung ist es von besonderer Bedeutung, die großartigen Aufschlüsse zu verfolgen, die jetzt auf dem Gebiet der Geologie und der Eisverhältnisse erreicht worden sind. Von größtem Interesse ist auch die Erweiterung der biologischen und meteorologischen Beobachtungen, und besonders kann kein Zweifel darüber herrschen, daß eine große zirkumpolar-ozeanographische Expedition, wie sie von Arctowski unternommen wurde, eine sehr dankbare Aufgabe wäre.

Welche Mittel kann man nun zu diesen Erforschungen anwenden? Betreffs der Fahrzeuge zeigen die Erfahrungen der schottischen Expedition, deren Schiff vielleicht das wenigst günstige von allen war und die trotzdem weiter als die andern in die unbekannten Regionen eindrang, daß man in dieser Hinsicht auch mit kleinen Mitteln viel erreichen kann, während zu gleicher Zeit das Schicksal unsrer schwedischen „Antarctic", die im Eis erdrückt worden ist, zeigt, wie notwendig es ist, die allerstärksten Vorsichtsmaßregeln zu treffen. Sollte aber das Schiff in der Nähe von Land verunglücken, so zeigt unsre Erfahrung doch, daß man mit

dem, was die Natur da bietet, das Leben jedenfalls unter günstigen Verhältnissen ein oder zwei Jahre lang fristen kann.

Unter den übrigen Hilfsmitteln sind die Schlitten und die Hunde hier wie im Norden noch immer die wichtigsten. Man hat versucht, sich der Automobile zu bedienen, und obgleich diese sicherlich im Norden ohne jeglichen Wert sind glaube ich doch, daß sie in den Südpolargegenden auf dem ebenen Eise, z. B. auf einer Fahrt in das Innere des Kontinents, von Nutzen sein könnten. Das Gegenteil jedoch gilt von der Verwendung des Luftballons; solange man kein absolut steuerbares Luftschiff hat, mit dem man unter allen Verhältnissen zu seinem Ausgangspunkt zurückzukehren vermag, kann noch nicht die Rede davon sein, einen Luftballon in den Südpolargegenden zu verwenden, während anderseits in den Nordpolargegenden hoffentlich die Expedition von Wellman ein besseres Schicksal haben wird als die unglückliche Ballonfahrt von Andree.

Und zuletzt komme ich wieder auf das zurück, womit ich diese Mitteilungen begonnen habe: die Frage eines Zusammenschlusses von verschiedenen Expeditionen. Nicht nur um vergleichende Beobachtungsresultate zu bekommen, spielt ein solcher Zusammenschluß eine große Rolle; rein praktisch kann er von größter Bedeutung werden, wenn das Uebereinkommen getroffen wird, daß man sich im Bedarfsfalle gegenseitig zu Hilfe komme. Am Nordpol, wo man im Notfall, selbst wenn das Schiff verunglückt, mit eignen Mitteln in bewohnte Gegenden zurückkehren kann, spielt dies keine sehr große Rolle; am Südpol dagegen wäre es möglich, mit geringen Mitteln zu arbeiten und doch vielleicht große Erfolge zu erzielen, gerade weil man dann nicht allzuviel an die Gefahr, von der Außenwelt abgeschnitten zu werden, denken müßte.

Zum Schlusse bitte ich noch auf einen Gesichtspunkt hinweisen zu dürfen, der mir gute Hoffnung gibt, daß man die Erforschung der Südpolarwelt jetzt energisch weiter betreiben wird. Tatsächlich sind schon einige der Gegenden, die noch vor ein paar Jahren in die tiefste Nacht gehüllt waren, dem allgemeinen Verkehr eröffnet worden. Mit Eifer hat Argentinien den großartigen Anfang, der damals gemacht wurde, als Kapitän Irizar die schwedische Expedition rettete, verfolgt, und zwei regelrechte Observatorien sind jetzt auf den antarktischen Inseln angelegt.

Und dann ist auch das praktische Interesse dazugekommen. Auf der einsamen Felseninsel Südgeorgien, an der Grenze der Eisregion, hat der frühere Befehlshaber der „Antarctic", Larsen, eine Walfischfangstation eingerichtet, die sich gut entwickelt — der erste Platz, an dem sich Menschen im antarktischen Gebiet niedergelassen haben. Andre sind diesen Spuren gefolgt, und die Walfischfangexpeditionen gehen von Norwegen jedes Jahr dorthin und dringen noch weiter nach Süden vor. Südgeorgien wird von England als ihm unterstehend betrachtet, aber die Walfangstation ist mit argentinischem Kapital errichtet worden und steht unter der argentinischen Flagge. So kommen die politischen Interessen zu den praktischen. Alles trägt dazu bei, daß sich die Blicke dorthin wenden; jetzt ist Antarktika an der Reihe, die Rolle zu übernehmen, welche die

Nordpolarwelt so lange gespielt hat. Die nördlichen Probleme, die Erreichung des Pols selbst, haben an Interesse verloren, jetzt hat die Geographie ihre größten Aufgaben am Südpol.

Die natürlichen Krankheitsschutzmittel des menschlichen Körpers

Von

Prof. Dr. med. H. Leo (Bonn)

Es hat immer seine Bedenken für einen praktischen Mediziner, vor Nichtfachgenossen über ein Gebiet seines Faches zu reden. Weniger deshalb, weil etwa medizinische Fragen schwieriger als andre wissenschaftliche Probleme einem Laienpublikum verständlich zu machen sind, sondern weil deren Charakter im allgemeinen ein so ernster, niederdrückender für den Laien ist.

Unsre Tätigkeit ist den Schattenseiten des menschlichen Daseins, den Krankheiten, zugewandt. Mit ihnen müssen wir uns fortwährend beschäftigen und tun es gern, weil es unser Beruf ist. Unsre Mitmenschen aber möchten wir lieber fernhalten von diesen traurigen Dingen, um ihnen die Freude am Dasein nicht zu verkümmern. Denn die meisten Menschen sind ja nur zu sehr geneigt zum Nachgrübeln und reden sich leicht ein, daß sie selbst von den Krankheiten, deren Erscheinungen ihnen geschildert werden, befallen sind. Haben sie aber wirklich das Unglück, unheilbar erkrankt zu sein, so haben sie keinen Nutzen davon, wenn sie wissen, was ihnen bevorsteht, sondern es wird ihnen im Gegenteil auch noch das letzte, nämlich die Hoffnung auf Genesung, genommen. Für den unheilbar Kranken gilt in der Tat das Wort der Kassandra: „Nur der Irrtum ist das Leben, und das Wissen ist der Tod.“

Auf der andern Seite hat es aber auch seine unleugbaren Vorteile, den Standpunkt der Wissenschaft in medizinischen Fragen vor einem Laienpublikum zu entwickeln, schon allein deshalb, um die Irrigkeit vorgefaßter Meinungen darzutun, die nirgendwo so verbreitet sind wie auf diesem Gebiete.

Wie mancher, der eine Krankheit durchgemacht oder die Kur in Karlsbad oder sonstwo gebraucht, vielleicht auch im Konversationslexikon sich Rats erholt hat, bildet sich auf Grund dieses doch etwas unsicheren Fundamentes ein unerschütterliches Urteil über Wesen und Behandlung der Krankheiten im allgemeinen und besonderen.

Da ist es denn entschieden von Wert, zu zeigen, daß die Verhältnisse in Wirklichkeit doch sehr viel komplizierter liegen und sich nicht schablonenmäßig einseitigen Anschauungen unterordnen.

Der Gegenstand, den ich zu meinem heutigen Vortrage gewählt habe, führt uns zunächst zu den Fährlichkeiten, denen wir ausgesetzt sind.

Der menschliche Organismus, und zwar auch der gesunde, dessen Lebenstätigkeit sich anscheinend ohne irgendwelche Störung, selbst ohne eine merkbare schädliche Einwirkung vollzieht, befindet sich ebenso wie jedes andre Lebewesen in einem fortwährenden Kampfe ums Dasein.

Ungemein verschiedenartig und zahlreich sind die feindlichen Kräfte, gegen die er sich zu wehren hat. Von außen und von innen wirken sie auf ihn ein, bald offen und plötzlich, bald heimlich und schleichend. Bald bedrohen sie lebenswichtige Teile des Körpers und damit das Leben selbst, bald handelt es sich nur um leichtere Attacken, die aber doch auch, zumal wenn sie fortgesetzt einwirken, von Bedeutung sein können.

Doch wir stehen diesen Angriffen auf unsre Gesundheit nicht wehrlos gegenüber. Denn ebenso bewunderungswürdig, wie die normalen Funktionen sich im Organismus abspielen, ebenso wunderbar und zweckmäßig sind die in ihm vorhandenen Schutzvorrichtungen, die ihn befähigen, die drohenden Gefahren abzuwehren und im Kampfe ums Dasein als Sieger hervorzugehen, d. h. gesund zu bleiben.

Ihre Zahl ist außerordentlich groß und ihr Wesen sowie die Art ihrer Wirksamkeit zum Teil sehr kompliziert, so daß nur durch eingehendes Fachstudium ihr Verständnis ermöglicht wird.

Es kann daher unmöglich in meiner Absicht liegen, den Gegenstand hier in einem kurzen dreiviertelstündigen Vortrag irgendwie erschöpfend zu behandeln. Ich muß mich damit begnügen, Ihnen einen kurzen Ueberblick zu geben und einige praktisch besonders wichtige Punkte etwas eingehender zu beleuchten.

Wenn wir die Vorrichtungen betrachten, welche die Natur dem Menschen zu seinem Schutze verliehen hat, so dürfen wir natürlich diejenigen nicht übergehen, die ihn in den Stand setzen, sich durch willkürliche oder unwillkürliche Bewegungen vor äußeren Insulten aller Art, vor Verletzungen, Verbrennungen u. s. w. zu schützen. Die Sinne sind es, Gesicht, Gehör u. s. w., durch die wir von der drohenden Gefahr in Kenntnis gesetzt werden. Sind diese erkrankt, so sind wir in erhöhtem Maße den mannigfachsten Schädigungen ausgesetzt. Das sind solch alltägliche, jedermann bekannte Dinge, daß es unnötig ist, dabei länger zu verweilen.

Nur einen Punkt möchte ich hervorheben. Es hat gewiß noch niemand sich darüber beklagt, daß ihm die Fähigkeit zu hören und zu sehen gegeben ist. Oft genug aber werden die Menschen sich gefragt haben, wozu denn der allgütige Schöpfer ihnen das Gefühl des Schmerzes mit in die Wiege gelegt habe. Nun, ich verarge es gewiß niemand, der von heftigen Schmerzen geplagt wird, wenn er nichts sehnlicher wünscht, als daß die Gottesgabe, Schmerzen zu empfinden, von ihm genommen werde, auch unter der Bedingung, auf deren Vorteile verzichten zu müssen.

Aber diese Vorteile sind vorhanden, und sie werden uns besonders klar vor Augen geführt, wenn dem Menschen infolge von Krankheit der Tastsinn, zu dem auch die Schmerzempfindung und der sogenannte Temperatursinn gehört,

ganz oder teilweise genommen ist. Die betreffenden Personen sind dann nicht mehr imstande, die größte Hitze von der stärksten Kälte zu unterscheiden, sie fühlen also nichts davon, wenn sie mit glühenden Gegenständen in Berührung kommen, und verbrennen und verletzen sich infolgedessen häufig, ohne irgend etwas davon zu merken. Die unbeachteten Verletzungen und Brandwunden aber infizieren und entzünden sich und können hierdurch schwere Schädigungen des Körpers veranlassen.

So ist denn der Schmerz in der Tat ein wichtiges Schutzmittel des Körpers.

Die Hauptschutzvorrichtung, die dem ganzen Körper zugute kommt, wird gebildet durch die Haut und die Schleimhäute, die aus mehreren Schichten bestehen, in denen die feinen Nerven- und Blutgefäßendigungen sowie mannigfache Drüsen eingebettet sind.

Ein Teil der Schutzwirkung der Haut besteht darin, daß sie diese zarten Gebilde sowie die darunterliegenden Weichteile vor dem Einfluß gröberer äußerer Insulte, wie Druck und Stoß, behütet.

Aber mindestens ebenso wichtig ist die Schutzwehr, die sie dem Eindringen von Krankheitserregern verschiedenster Art, von Giften und besonders von Bazillen, entgegensetzt. Die bloße Anwesenheit der bösartigsten Bakterien auf der Haut und Schleimhaut, also zum Beispiel in der Mundhöhle, schadet den Menschen gar nichts. Denn die unversehrte Hautdecke ist für alle diese kleinen unheimlichen Lebewesen undurchdringlich. Erst wenn infolge von Verletzungen, Einwirkung von Frost oder Hitze, von ätzenden Substanzen, oberflächlichen Entzündungen, Insektenstichen u. s. w. Lücken in der Hautdecke entstehen, können die Bakterien in den Körper eindringen und an Ort und Stelle oder, durch das Blut fortgeschwemmt, in einem entfernt liegenden Organ ihre krankmachende Wirkung entfalten.

Es ergibt sich daraus die Regel, daß man oberflächliche Schrunden, Riß- und Quetschwunden nicht ignorieren, sondern in zweckmäßiger Weise vor Beschmutzung und damit vor Infektion behüten soll. Reinlichkeit und Gesundheit sind auch hier eng miteinander verwachsen.

Von den übrigen Schutzvorrichtungen allgemeiner Art, die dem Schutze des gesamten Organismus dienen, will ich noch eine kurz erwähnen, nämlich die Wärmeregulation. Sie bewirkt, daß trotz größter Schwankungen der Außentemperatur und der im Innern des Körpers vor sich gehenden Wärmeproduktion die Körperwärme stets gleichbleibt.

Die Vorrichtungen, die diesem Zweck dienen, stellen einen komplizierten, aber in bewunderungswürdiger Exaktheit arbeitenden Mechanismus dar. Sie haben zur Folge, daß bei äußerer Kälte eine Zusammenziehung der oberflächlichen Blutgefäße und damit eine Verminderung der Wärmeabgabe durch die Haut sowie eine Steigerung der Wärmeproduktion im Innern des Körpers stattfindet.

Steigt dagegen die Außentemperatur mehr oder weniger beträchtlich an, so erweitern sich die Blutgefäße der Haut, und es tritt durch Vermehrung der

Wasserverdampfung durch Haut und Lungen eine Erhöhung der Wärmeabgabe des Körpers ein.

Hierdurch wird es erreicht, daß die Bluttemperatur des Menschen unverändert erhalten bleibt, mag er sich in der Nähe des Nordpols oder am Aequator befinden, und daß er vor den schädigenden Einflüssen des Wechsels der Witterung beschützt wird.

Ich wende mich nunmehr zu denjenigen Vorrichtungen, die dem Schutze einzelner Organe dienen, muß mich jedoch darauf beschränken, nur einige Beispiele anzuführen.

Ich beginne mit den Atmungsorganen. Zu deren Schutz vor schädigenden Einwirkungen der eingeatmeten Luft dient zunächst die Nase.

Daß dieses edle Organ nicht nur zur Zierde des Antlitzes seiner Träger und Trägerinnen geschaffen ist, daß es nicht nur dazu dient, den süßen Duft von Rosen und Veilchen und andern natürlichen oder künstlichen Parfüms bemerkbar zu machen oder uns bei Erkältungen durch die Unannehmlichkeiten eines Schnupfens zu belästigen, wird meist nicht beachtet, häufig genug zum Schaden der betreffenden Person.

Die Nase soll in erster Linie als Eingangspforte für die Atmung dienen. Durch den Mund können wir freilich auch atmen und tun es ja auch, wie Sie wissen. Eigentlich aber sollte das nur in beschränktem Maße geschehen. Denn die Vorzüge, welche die Nasenatmung darbietet, sind außerordentlich groß.

In den weitverzweigten Ein- und Ausbuchtungen dieses Organs muß die Atemluft einen langen und gewundenen Weg zurücklegen, ehe sie in die eigentlichen Atmungsorgane gelangt. Sie wird infolgedessen auf Körpertemperatur erwärmt, sie wird mit Feuchtigkeit gesättigt und von Staub befreit. Letzterer Zweck wird dadurch erreicht, daß die Staubteilchen an der mit zähem Schleim bedeckten Nasenschleimhaut haften bleiben. Der Schleim wirkt dabei nicht nur mechanisch. Er hat auch bakterientötende Eigenschaften und vernichtet infolgedessen die in der eingeatmeten Luft massenhaft vorhandenen Bakterien, also auch die schädlichen.

Eine weitere Schutzwehr der Nase besteht darin, daß die so festgehaltenen Fremdkörper durch die in fortwährender Bewegung befindlichen Flimmerzellen der Schleimhaut, auf die ich noch zu sprechen komme, nach dem Naseneingang zurückbefördert werden. Diese Schutzvorrichtung der Nase ist so radikal, daß ihre hinteren Partien im normalen Zustande völlig steril, d. h. frei von Bakterien sind. Die durch die Nase eingeatmete Luft ist also nicht nur völlig staubfrei, sondern auch völlig keimfrei.

Diese großen Vorteile der Nasenatmung fallen zum größten Teil fort, wenn man durch den Mund atmet. Denn die Luft kommt hierbei zu unvermittelt und daher ungereinigt, verhältnismäßig trocken und kalt in den Kehlkopf und die Luftröhre.

Sie werden mir einwenden, daß man bei starken körperlichen Anstrengungen, beim Reiten, Radfahren, Tennisspiel u. s. w. gar nicht anders kann, als auch

durch den Mund zu atmen, da die durch die Nase eingeatmete Luftmenge nicht ausreicht, den erhöhten Bedarf zu decken. Das ist ganz richtig, beweist aber nicht, daß hierdurch, zumal in scharfer staubiger Atmosphäre, nicht Schaden angerichtet werden kann.

Daß meistens, wenn auch nicht immer, nachweisliche üble Folgen ausbleiben, rührt daher, daß der Atemapparat noch über weitere wichtige Schutzvorrichtungen verfügt.

Zunächst sind nicht nur die obersten Luftwege, sondern auch die Luftröhre und die Verzweigungen der Bronchien mit einer Schleimschicht bedeckt, auf der die kleinen Fremdkörper, z. B. Kohlenstäubchen und Bakterien, haften bleiben, resp. abgetötet werden. Außerdem aber, und das ist von besonderer Wichtigkeit, finden sich auch hier die erwähnten Flimmerzellen. Diese verleihen der Oberfläche der Schleimhaut einen samtartigen Charakter. Die feinen mikroskopischen Flimmerhärchen dieses Samts sind in fortwährender Bewegung, und zwar bewegen sie sich in einer der Einatmungsluft entgegengesetzten Richtung. Sie wirken dadurch gleichsam als Straßenkehrer und befördern die eingeatmeten Staubteilchen wieder nach oben nach dem Kehlkopf hin. Von hier aus werden sie dann durch einen Hustenstoß wieder aus dem Körper entfernt. Der Husten, der ja bei vielen Krankheiten eine höchst quälende Erscheinung bildet, stellt demnach auch ein äußerst wichtiges Schutzmittel zur Reinigung der Atmungswege dar.

Endlich muß noch eine Schutzvorrichtung, die der Nase zukommt, hervorgehoben werden, nämlich der Geruchssinn. Er bildet gleichsam den Wachtposten an der Eingangspforte für die einzuatmende Luft. Denn die übeln Gerüche verraten meistens, daß wir uns in gesundheitsschädlicher Atmosphäre befinden. Freilich ist die Empfindlichkeit gegenüber übeln Gerüchen individuell sehr verschieden, und mancher zieht es aus Furcht vor Erkältung vor, in schlecht ventilierten, übelriechenden und dunstigen Räumen sich aufzuhalten, anstatt der frischen Luft Zutritt zu verschaffen.

Ich gehe nicht so weit, wie es manche meiner Kollegen tun, daß ich den Begriff der Erkältung überhaupt leugnen wollte. Ich setze mich also auch nicht der Gefahr einer Blamage aus wie jener Professor, der nach einer fulminanten Rede gegen die Existenz von Erkältungskrankheiten einem Zuhörer, der bei offenem Fenster die Tür aufläßt, entsetzt zuruft: „Aber so schließen Sie doch die Tür, sonst erkälte ich mich ja auf den Tod!“ Man soll aber bedenken, daß die Einwirkung von verunreinigter und überhitzter Luft für viele mindestens ebenso üble Folgen haben kann wie ein kalter Luftzug. Vor der Kälte kann man sich durch wärmere Kleidung schützen, vor schlechter Luft aber gibt es keinen andern Schutz als Lüftung. Man schädigt also, wenn man sich gegen das Zuströmen von frischer Luft sträubt, seine eigne Gesundheit und die seiner Mitmenschen.

Auch für den Schutz der Verdauungsorgane ist von der Natur in ausgiebiger Weise gesorgt.

Der Wächter, der hier an der Eingangspforte als Warner vor der Auf-

nahme schädlicher Speisen wirken soll, ist der Geschmack. Freilich versieht dieser Wächter seinen Dienst nicht immer in gewissenhafter Weise, so daß der durch ihn gewährte Schutz nur ein bedingter ist. Denn bekanntlich sind die Dinge, die uns gut schmecken, häufig am wenigsten bekömmlich. Es ist daher notwendig, daß Verstand und Erfahrung den Geschmack kontrollieren. Dann wird er uns ein wichtiger Wegweiser sein.

Ein nur zu wohl bekanntes, sehr energisch wirkendes, aber auch recht unerfreuliches Schutzmittel stellt das Erbrechen dar, durch das der Magen, freilich nicht immer, sich zersetzter oder sonst schädlicher Speisen wieder entledigt.

Der Magen schützt aber den Verdauungsapparat nicht nur durch diese ungestüme Hausknechtsmethode des Hinausschmeißens von unliebsamen Eindringlingen, sondern auch durch sanftere, darum aber doch auch wirksame Mittel.

Diese außerordentlich bedeutsame Schutzwirkung, die der Magen dem Körper gewährt, ist um so mehr hervorzuheben, als strenggenommen das Vorhandensein des Magens eigentlich für den Fortbestand des Lebens nicht unbedingt notwendig ist. Man hat Hunden den ganzen Magen herausgenommen, Speiseröhre und Darm miteinander verbunden, und diese Tiere haben jahrelang ohne eine nachweisliche Beeinträchtigung ihrer Gesundheit weitergelebt. So konnte man es denn auch beim Menschen wagen, in ähnlicher Weise vorzugehen, und man hat hier bei schweren Erkrankungen des Magens denselben ganz oder fast ganz entfernt und dadurch das Leben der Betreffenden gerettet.

Dieses merkwürdige Verhalten zeigt, daß der Magen, wenigstens wenn man die Nahrung nur in kleinen Portionen und ganz fein zerkleinert genießen läßt, für die Verdauung eigentlich entbehrt werden kann.

Trotzdem ist der Magen für die Existenz des Menschen von größter Bedeutung. Seine Hauptaufgabe liegt aber weniger in der durch ihn eingeleiteten Verdauung als darin, für die genossenen Speisen als Reservoir zu dienen und den Darm, in dem sich die Hauptverdauung vollzieht, vor plötzlicher Ueberfüllung zu schützen.

Im Magen werden die gekauten und verschluckten Speisen mehr mechanisch weiter zerkleinert und allmählich in einzelnen Portionen in den Darm befördert. Wesentlich unterstützt wird er in dieser seiner Aufgabe dadurch, daß, sobald Speisen in ihn gelangen, von seiner Wandung eine salzsäurehaltige Flüssigkeit abgesondert wird. Diese hemmt das Wachstum der Fäulnisbakterien, so daß die Speisen stundenlang unzersetzt im Magen verweilen.

Aber nicht nur die Fäulnisbakterien, sondern auch andre krankmachende Bazillen, wie zum Beispiel die Cholerabazillen, vertragen die Salzsäure nicht und werden darin abgetötet.

So bietet denn der Magen vermöge der eigenartigen Beschaffenheit der von ihm abgesonderten Flüssigkeit eine wichtige Schutzwehr gegenüber mannigfachen Krankheiten.

Die Wirkung dieser Schutzwehr ist freilich keine unbedingte. Es geht das schon daraus hervor, daß nur bei Gegenwart von Salzsäure von außen in den

Magen gelangte krankmachende Keime abgetötet werden. Nun enthält aber, abgesehen von Magenkrankheiten, wo die Salzsäure vollständig fehlen kann, auch der gesunde Magen, wenn er leer ist, keine Salzsäure. Erst wenn die Speisen in ihn gelangen oder bei starker Anregung des Appetits sondert er diese ab.

Daraus ergibt sich der Schluß, daß man sich vor der schädigenden Wirkung der Bakterien dadurch schützen kann, daß man sich hütet, verdächtige Eßwaren und Getränke, und das sind sie vor allem in ungekochtem Zustande, in den leeren Magen einzuführen.

Die allgemeine Sitte, beim ersten Frühstück Kaffee, Tee oder gekochte Milch zu trinken und das Mittagessen mit einer Suppe zu beginnen, ist daher nicht nur angenehm, sondern auch nützlich, während es als unhygienisch bezeichnet werden muß, als Ouvertüre einer Mahlzeit das als Horsdoeuvres bezeichnete Mixtum compositum von allen möglichen und unmöglichen rohen Leckerbissen zu genießen. Ich bin weit davon entfernt zu leugnen, daß ich selbst häufig genug gegen diese Regel gefehlt habe, ohne Schaden zu leiden, und weiß wohl, daß die Auster beim Beginn eines Mahles nicht zu verachten ist. Das Gefährliche eines derartigen Genusses ist damit aber nicht widerlegt.

Auch die in Amerika viel geübte und auch bei uns von manchen adoptierte Sitte, des Morgens früh zuerst rohes Obst zu genießen, die von ihren Anhängern schwärmerisch gerühmt wird und häufig entschieden günstig wirkt, widerspricht nicht den gemachten Ausführungen.

Denn rohes Obst muß ja nicht krankmachende Bakterien enthalten. Im Gegenteil ist das sicher oft genug nicht der Fall. Und selbst wenn sie darin enthalten sind, so brauchen sie noch nicht den Menschen, in dessen Darm sie lebend gelangen, krank zu machen. Und zwar deshalb, weil ihn erstens die gesunde Darmschleimhaut, wie vorher erwähnt, vor dem Eindringen derselben in das Blut schützt, und zweitens, weil im Darminhalt selbst noch eine weitere mächtige Schutzvorrichtung in Aktion tritt.

Diese wird, so paradox es klingt, gebildet durch die Bakterien des Darminhaltes, speziell des Dickdarms, dessen Inhalt zu einem großen Teil aus Bakterien besteht, während der Dünndarminhalt infolge der vorher erwähnten Schutzvorrichtungen für gewöhnlich fast bakterienfrei ist. Diese Bakterien des unteren Abschnittes des Darmkanals sind aber keine Schädlinge, sondern sehr nützliche kleine Lebewesen, die von großer Wichtigkeit für die Verarbeitung und Nutzbarmachung der genossenen Speisen sind und außerdem noch die Eigenschaft haben, vermöge ihres sehr energischen Wachstums fremde Eindringlinge und darunter auch krankmachende Bakterien zu überwuchern und abzutöten.

Sie sehen also, daß, wenn auch Vorsicht gegenüber verdächtigen Speisen geboten erscheint, diese doch nicht übertrieben werden und nicht in allzu ängstliche Bakterienfurcht ausarten darf. Denn es ist durch mannigfache Vorrichtungen dafür gesorgt, daß nicht jeder verschluckte, an und für sich schädliche Bazillus uns etwas anhat.

Auch die übrigen Organe und Organsysteme, so vor allem das Auge, sind

mit vielfachen besonderen Schutzvorrichtungen versehen. Bei der Kürze der Zeit muß ich es jedoch unterlassen, auf dieselben einzugehen, und wende mich nunmehr zu denjenigen Schutzmitteln, die im Innern des Körpers wirken, im Gegensatz zu den bisher besprochenen, die, abgesehen von der Wärmeregulation, nur an der Oberfläche gelegen sind.

Wenn ich von der Oberfläche des Körpers spreche, so verstehe ich darunter nicht nur das, was von außen sichtbar ist, sondern alles das, was eine direkte Fortsetzung der äußeren Haut bildet, also auch die Schleimhäute, welche die damit versehenen inneren Organe, z. B. den Magen und Darm, die Luftröhre u. s. w. bekleiden. Das sind weitverzweigte und freilich auch tief in das Innere des Körpers gehende Ausbuchtungen, die aber doch immer noch eine Grenze darstellen gegenüber dem eigentlichen Körperinnern, d. h. demjenigen Teil, in dem das Blut fließt.

Hier wirken nun ganz eigenartige geheimnisvolle Kräfte, die einen Schutz darbieten gegenüber Krankheitserregern, die entweder von außen eingedrungen oder im Innern entstanden sind.

Es ist klar, daß diese Kräfte von ganz besonderer Bedeutung sind. Denn die bisher besprochenen Schutzvorrichtungen, denen im wesentlichen nur die Aufgabe zufällt, zu verhindern, daß überhaupt eine krankmachende Einwirkung bis in das Körperinnere gelangt, sind leider keineswegs unfehlbar in ihrer Wirksamkeit. Sie können also nur in bedingtem Maße den Körper vor den Krankheiten schützen. Hat aber einmal ihre Schutzwirkung versagt oder ist unabhängig von ihnen ein Krankheitsstoff im Innern entstanden oder die Krankheit bereits ausgebrochen, dann bedarf der Organismus andrer Mittel, um sich zu schützen. Und diese Schutzmittel werden vor allem durch das Blut gegeben.

Unsre Kenntnis von der Schutzkraft des Blutes ist erst jungen Datums. Erst in den letzten Dezennien des vorigen Jahrhunderts wurden die ersten Arbeiten, die sie bewiesen, veröffentlicht. Bald aber kam immer mehr neues Beobachtungsmaterial hinzu, und gegenwärtig herrscht in der ganzen Welt ein emsiges Arbeiten auf diesem Gebiet, dessen Wichtigkeit durch kein andres in der Medizin übertroffen wird, so daß bereits jetzt eine große Menge theoretisch und praktisch wichtiger Fragen gelöst ist.

„Blut ist ein ganz besonderer Saft!" Das gilt heute mehr als je zuvor.

Aus der Fülle der sicher nachgewiesenen Tatsachen kann ich hier nur einige besonders wichtige herausgreifen.

Zunächst eine kurze Vorbemerkung.

Das Blut, das eine anscheinend gleichmäßige Flüssigkeit darstellt, besteht aus zahllosen, nur bei starker Vergrößerung sichtbaren kleinen zelligen Gebilden, den roten und den weißen Blutkörperchen, die in einer Flüssigkeit schwimmen, die nach dem Austreten aus dem Körper einen Faserstoff absetzt und dann Serum genannt wird. Dieses Serum ist von gelblicher Farbe und klarer durchsichtiger Beschaffenheit.

Anfangs schrieb man nur den zelligen Bestandteilen des Blutes, und zwar

den weißen Blutkörperchen, Schutzwirkungen zu, und die weiteren Forschungen haben die wichtige Rolle, die diese kleinen Gebilde bei der Verhütung und der Heilung von Krankheiten spielen, in ein immer helleres Licht gesetzt.

Entsteht eine Verletzung an irgendeiner Stelle oder gelangen Fremdkörper von größerem oder kleinerem Kaliber, also auch Bazillen, in das Blut, so strömen die weißen Blutzellen sofort heran. Sie treten aus den feinen Blutgefäßen massenhaft aus, bewirken eine Verklebung der Wundränder und leiten damit die Heilung von Wunden ein. Sie zernieren die Fremdkörper gleichsam mit einem Wall ihrer Leiber, nehmen die Bazillen in sich auf, transportieren sie fort, besonders in die als Depot dienenden Lymphdrüsen, oder töten sie ab, bezw. lösen sie vollständig auf, verdauen sie gleichsam.

Wegen dieser letzteren Eigenschaft hat man sie auch Phagozyten genannt, d. h. auf gut deutsch: Freßzellen. Und diese Bezeichnung ist in der Tat nicht schlecht gewählt. Denn die kleinen Zellen machen wirklich durch ihr eigenartig aktives, förmlich aggressives Verhalten fast ganz den Eindruck selbständiger Lebewesen.

Sie sind aber keineswegs das einzige Schutzmittel, das im Blute vorhanden ist.

Es sind jetzt gerade achtundzwanzig Jahre her, seit zum erstenmal nachgewiesen wurde, daß der klaren Blutflüssigkeit in hohem Maße die Fähigkeit zukommt, Krankheitserreger im Körper unschädlich zu machen. Dieses Verhalten wird veranlaßt durch sogenannte Schutzstoffe, die im Blutserum gelöst und teils schon im Blute des Gesunden vorhanden sind, teils erst unter dem Einflusse des in das Blut gelangten Krankheitserregers sich bilden.

Diese Stoffe zerfallen in zwei Gruppen, nämlich in solche, die geeignet sind, die in den Körper gelangten Bakterien zu töten, ja sogar völlig aufzulösen (bakterizide Stoffe), und solche, welche die von den Bakterien abgesonderten Gifte oder sonstige Gifte unschädlich machen (Antitoxin).

Hierdurch ist die seit langem allgemein bekannte Tatsache verständlich geworden, daß gewisse ansteckende Krankheiten, z. B. Scharlach und Masern, dieselbe Person meistens nur einmal befallen. Es häufen sich eben während der Krankheit die giftwidrigen Stoffe, die Antitoxine, im Blute an und schützen dadurch den Körper vor einer wiederholten Ansteckung. Wir bezeichnen die Person dann als immun oder unempfänglich gegenüber der betreffenden Krankheit. Diese Art von Unempfänglichkeit nennt man erworbene Immunität gegenüber der angeborenen Immunität, die gewisse Personen überhaupt unempfänglich gegenüber gewissen Krankheiten macht.

Die mitgeteilten fundamentalen Tatsachen sind der Ausgangspunkt gewesen für die von von Behring geschaffene Serumtherapie, welche die Bekämpfung ansteckender Krankheiten, vor allem der Diphtherie, durch die Einführung der entsprechenden spezifischen Schutzstoffe in das Blut bezweckt.

Das sichere Fundament hierfür konnte er nur gewinnen durch Tierversuche, indem er nachwies, daß Tiere, denen er die bei andern Tieren durch Ueberstehen

der Diphtherie entstandenen Schutzstoffe einspritzte, unempfänglich für Diphtherie wurden bezw. von einer schon bestehenden Diphtherieerkrankung geheilt wurden.

Die für die Behandlung der menschlichen Diphtherie erforderlichen Schutzstoffe werden nach seiner Methode in der Weise dargestellt, daß man Pferden die Giftstoffe der Diphtheriebazillen in das Blut einspritzt, wodurch im Pferdeblut das Gegengift entsteht. Durch Absetzen des Pferdeblutes erhält man dann das klare Heilserum der Diphtherie, welches dem Menschen durch Einspritzen unter die Haut einverleibt wird.

Während hier das von der Natur in einem andern Körper erzeugte Schutzmittel dem menschlichen Organismus zugeführt wird, ist es das Blut des eignen Körpers, dessen heilende Kraft Bier durch die von ihm ersonnene Methode in erhöhtem Maße ausnutzt.

Teils durch örtliche Anwendung starker Wärme, vor allem aber durch Stauung erzeugt Bier eine Blutüberfüllung (Hyperämie) der erkrankten Körperteile, und es gelingt auf diese Weise, mannigfache Erkrankungen, die sonst nur auf operativem Wege oder gar nicht gebessert werden konnten, schnell und fast mühelos zu heilen.

Auch für die Behandlung der Lungentuberkulose ist die Stauungshyperämie neuerdings praktisch verwertet worden. Die rationelle Begründung dazu liegt in dem Ausgangspunkt der Bierschen Methode, nämlich in der seit vielen Jahren bekannten Erfahrung, daß die mit Blutarmut der Lungen einhergehenden angeborenen Herzfehler fast immer zu Lungentuberkulose führen, während bei solchen Klappenfehlern des Herzens, die eine andauernde Blutüberfüllung der Lungen bewirken, Lungentuberkulose nur ausnahmsweise vorkommt. Daraus ist der Schluß zu ziehen, daß Blutüberfüllung die Lungen vor der Erkrankung an Tuberkulose beschützt, und es ist uns damit ein Mittel zur Bekämpfung der Lungentuberkulose an die Hand gegeben, nämlich die künstliche Erzeugung einer Stauungshyperämie der Lungen.

Ich selbst habe anknüpfend an frühere Versuche von Jacoby diese Stauungshyperämie der Lungen durch Tieflagerung des Brustkorbes der Patienten bei mäßiger Hochlagerung des Kopfes und beträchtlicher Hochlagerung der Beine erzeugt. Die Patienten müssen zu dem Zweck einen großen Teil des Tages auf entsprechend konstruierten Liegesesseln zubringen und auch des Nachts mit tiefgelagertem Oberkörper liegen. Die Resultate, welche ich bisher während zweieinhalb Jahren bei einer großen Zahl von Lungenkranken mittels dieser Methode erzielt habe, sind ermutigend und lassen hoffen, daß wir damit eine wirksame Waffe zur Bekämpfung der Lungentuberkulose resp. zur Unterstützung andrer Behandlungsmethoden derselben zur Verfügung haben.

Aus diesen kurzen Mitteilungen ergibt sich schon, daß die Biersche Behandlungsmethode einen fundamentalen Fortschritt der Heilkunde darstellt, dessen weitere Konsequenzen noch gar nicht zu übersehen sind, und der auch darum von so besonderer Bedeutung ist, weil es lediglich die schon im menschlichen Körper vorhandenen Schutzmittel sind, die ihn bedingen.

Von praktischer Wichtigkeit, besonders für die Hygiene des Kindes, ist ferner der Umstand, daß die Schutzstoffe des Blutes auch in die Milch übergehen und so vom Säugling beim Trinken der Milch wieder in das Blut aufgenommen werden. Da diese Stoffe jedoch durch Erhitzen zerstört werden, so kommen sie den Kindern nur zugute bei Brustnahrung oder bei Ernährung mit ungekochter Tiermilch. Die Vorzüge der natürlichen Ernährung der Säuglinge an der Mutterbrust erhalten hierdurch eine neue Beleuchtung. Denn es ist nicht angängig, die rohe Milch ohne weiteres als Kindesnahrung zu benutzen, weil sie zahlreiche Bakterien enthält, die nicht nur die Milch nach kurzer Zeit zersetzen und ungenießbar machen, sondern auch ohne das direkt krankmachende Wirkungen verursachen können.

Aus diesem Grunde ist das Bestreben, die Milch keimfrei zu machen, ohne sie zu erhitzen, so daß die Schutzstoffe in ihr erhalten bleiben, und ohne ihren Geschmack zu ändern und sie sonst zu schädigen, von eminenter praktischer Bedeutung. Von Behring hat sich dieser Arbeit mit Erfolg unterzogen, und es ist zu hoffen, daß die nach seinen Angaben präparierte Milch sich praktisch bewähren und allgemein Verwendung finden wird. Bis dahin müssen die Kinder, die nicht den Vorzug haben, an der Brust zu trinken, mit gekochter Milch ernährt werden. Sie müssen also die natürlichen Schutzstoffe der Milch entbehren.

Bei den bisher besprochenen Schutzvorrichtungen handelt es sich um die Bekämpfung von Schädigungen, welche den Körper von außen bedrohen oder von außen bereits in ihn eingedrungen sind.

Es gibt aber auch schädliche, direkt giftige Substanzen, die sich fortwährend innerhalb des Körpers während des normalen Lebens bilden als Produkte des normalen Stoffwechsels. Doch diese Gifte können dem gesunden Menschen nichts anhaben, da er mit eigenartigen Schutzvorrichtungen versehen ist, welche diese entweder aus dem Körper hinausbefördern, zum Beispiel durch die Nieren und den Kot, oder innerhalb des Körpers unschädlich machen. Ich muß mich auch hier mit einem Beispiel begnügen.

Eine besonders wichtige Schutzwehr letzterer Art wird gebildet durch ein kleines Organ, welches vielen von Ihnen vielleicht nicht einmal dem Namen nach bekannt sein dürfte. Ich meine die Schilddrüse. Es ist das ein drüsiges Gebilde, das aus zwei unterhalb und seitlich des Kehlkopfes gelegenen Lappen besteht, deren Größe zwischen der einer Mandel und einer kleinen Pflaume schwankt.

Die Bedeutung dieses Organs war bis vor wenigen Jahren noch in völliges Dunkel gehüllt und gab die Veranlassung zu den absonderlichsten Hypothesen.

Die einen glaubten, daß es in Beziehung zur Stimmbildung stehe, andre, daß es nach Art eines Puffers zum Schutze der tiefer gelegenen Halsorgane diene, wieder andre, daß es durch Anschwellen und Abschwellen heftige Gemütsbewegungen, wie Zorn, Freude, Sorgen u. a., ankündigen solle oder daß es nur zu dem wichtigen Zweck vorhanden sei, um dem Halse eine schöne Rundung zu geben.

All diese Vorstellungen waren eitel Hirngespinste, und auch die Ansicht, die selbst bei ernsten Forschern Anklang fand, daß die Schilddrüse eine Art Sicherheitsventil für die Blutzirkulation im Gehirn darstellt, hat sich als irrig erwiesen.

Erst in den achtziger Jahren des vorigen Jahrhunderts begann die Situation sich zu klären. Die Veranlassung hierzu gaben in erster Linie die Erfahrungen, die der Berner Chirurg Kocher bei der Operation des Kropfes, der eine krankhafte Vergrößerung der Schilddrüse darstellt, gemacht hatte.

Er hatte nämlich gefunden, daß die Patienten, denen er den ganzen Kropf, also damit die ganze Schilddrüse, fortgenommen hatte, nach mehr oder weniger kurzer Zeit von schweren allgemeinen Krankheitserscheinungen betroffen wurden, während solche Patienten, denen der Kropf nur teilweise entfernt und ein wenn auch nur kleines Stück davon zurückgelassen worden war, völlig gesund blieben.

Man fand weiter, daß die nach Entfernung des Kropfes resp. der Schilddrüse aufgetretenen krankhaften Erscheinungen ganz übereinstimmen mit andern bekannten selbständigen Krankheiten, nämlich dem sogenannten Myxödem und dem Krankheitsbilde der Kretins, und daß bei diesen Krankheiten ebenfalls die Schilddrüse fehlt.

Durch Versuche an Tieren wurden dann die Verhältnisse weiter geklärt. Das Resultat war, daß die besprochenen krankhaften Erscheinungen der Ausdruck einer Vergiftung sind, hervorgerufen durch gewisse Produkte des normalen Stoffwechsels, daß diese giftigen Stoffwechselprodukte aber beim Gesunden durch die Schilddrüse selbst bezw. durch einen von ihr gebildeten und in das Blut überführten Stoff unschädlich gemacht werden.

Diese Erkenntnis führte zu einem weiteren, praktisch überaus wichtigen Vorgehen.

Man versuchte nämlich bei den Patienten, denen man den Kropf fortgenommen hatte, sowie bei den Kretins und den an Myxödem Erkrankten die fehlende Wirkung der Schilddrüse dadurch zu ersetzen, daß man ihnen die Schilddrüse von Schafen oder Kälbern eingab, und zwar anfangs, indem man sie unter die Haut einspritzte, dann aber, indem man sie einfach essen ließ.

Und siehe da, der Effekt war ein eklatanter, die krankhaften Erscheinungen verloren sich mehr oder weniger vollständig.

Hiermit war wiederum ein neues Gebiet der Heilkunde erschlossen, die sogenannte Organsafttherapie, die freilich schon in andrer Richtung angestrebt war.

Die auffallende, wirklich wunderbar erscheinende Wirkung der Schilddrüsenbehandlung, die mittlerweile allgemeine Bestätigung gefunden hat, war das Signal für ein emsiges Nachforschen nach analogen spezifischen Wirkungen bei andern Organen.

Auch die Industrie hat sich leider der Sache bemächtigt und hat fast alle Organe in pulverförmiger Gestalt in den Handel gebracht.

Wenn man auch noch nicht so weit gegangen ist, als Heilmittel bei mangel-

haftem Denkvermögen oder andern Schädigungen der Gehirntätigkeit den Genuß von Kalbshirn anzupreisen, so ist doch vielfach sehr kritiklos verfahren worden.

Anderseits aber hat die sachgemäße Untersuchung bei manchen Organen wichtige Eigenheiten feststellen können, welche nicht nur von theoretischem Interesse, sondern auch von bleibendem praktischen Werte sind.

Der kurze Ueberblick über die natürlichen Schutzmittel des Körpers, den ich hier habe geben können, kann (ich wiederhole es) keinerlei Anspruch auf Vollständigkeit machen; denn ich habe wichtige Schutzvorrichtungen, wie die Wärmeregulation, die Entzündung, die Wundheilung, den Schutz des Seh- und Hörorgans, die Bedeutung der Leber, der Nieren, der Nebennieren u. a. kaum streifen können oder völlig unerwähnt lassen müssen. Trotzdem werden Sie die Bedeutung dieser bewunderungswürdigen Organisationen erkannt haben. Diese Bedeutung gründet sich ja nicht nur auf die durch sie bewirkte Verhinderung von Erkrankungen, sondern in noch höherem Maße auf die Heilwirkung, die von ihnen ausgeht.

Hier und nur hier liegen unsre Waffen im Kampfe gegen die Krankheiten. Denn die Beschützung des menschlichen Körpers kann nimmermehr durch künstliche Mittel allein bewirkt werden. Durch diese Mittel, mag es sich dabei um Regelung der Lebensweise und Ernährung, um Elektrizität, Bäder, Massage, Magenspülungen, Stauungshyperämie, Lichtbehandlung oder andre physikalische Heilfaktoren, um Medikamente oder chirurgische Eingriffe handeln, können wir nichts weiter erreichen, als die im Körper wirkenden natürlichen Heilkräfte zu überwachen, ihnen beizuspringen, sie zu leiten. Auch die Heilserum- und die Organsaftbehandlung stellen Naturheilmethoden dar, indem wir durch sie den natürlichen Heilungsvorgang zu ersetzen suchen.

Die erforderliche Direktive für unser Handeln aber erhalten wir durch ein auf streng wissenschaftlicher Basis beruhendes Studium der normalen und krankhaften Lebensvorgänge.

Welche Erfolge auf diesem Wege zu erringen sind, das zeigen die glänzenden Errungenschaften der modernen Heilkunde, von denen ich Ihnen einige Beispiele mitgeteilt habe.

Diese Errungenschaften sind nur ermöglicht worden dadurch, daß man es der Natur abgelauscht hat, wie sie es zustande bringt, den Körper vor Krankheiten zu schützen und ihn zu heilen.

Damit soll nicht geleugnet werden, daß es auch wichtige Heilmittel gibt, die wir nicht wissenschaftlicher Forschung verdanken, sondern die, wie zum Beispiel das Chinin, auf rein empirischem Wege gefunden worden sind. Es wäre deshalb durchaus verfehlt, wenn wir Aerzte in törichter Selbstüberschätzung Heilmethoden nur deshalb ohne Prüfung zurückweisen wollten, weil sie von nicht berufsmäßiger Seite herstammen.

Mit Entrüstung aber müssen wir es zurückweisen, wenn sogenannte „Naturheilkundige“, mögen es Gärtner, Schäfer, Pastoren oder auch geprüfte Aerzte

sein, sich in anmaßender Weise „Naturärzte“ nennen und dadurch den Anschein erwecken, als ob die von ihnen kritiklos angewandte Behandlung naturgemäßer sei als die des auf wissenschaftlicher Basis vorgehenden Arztes.

Naturarzt darf sich nur der nennen, der mit allen uns zu Gebote stehenden wissenschaftlichen Hilfsmitteln zunächst den Charakter der vorliegenden Krankheit feststellt und darauf ohne einseitige Bevorzugung einer einzelnen Methode und ohne über der Erkrankung eines einzelnen Organs den Zustand des ganzen Menschen außer acht zu lassen, diejenigen Mittel anwendet, die auf Grund wissenschaftlicher Forschung und der gesammelten Erfahrung geeignet sind, die natürlichen Heilkräfte des Organismus zu unterstützen.

Wird Japan sich zum Christentum bekehren?

Von

Mfgr. Graf Vay de Vaya und Luskod, apostolischer Protonotar

I

Wird Japan sich je zum Christentum bekehren? Das ist eine Frage, die nicht nur die Köpfe der Missionare im Land der aufgehenden Sonne beschäftigt, sondern für alle Klassen der Christen in den westlichen Ländern mehr und mehr Bedeutung gewinnt. Man wurde auf diese weit entfernte Nation zuerst wegen ihrer Originalität und ihrer künstlerischen Neigungen aufmerksam. Später waren es ihre Stärke, ihre Lebenskraft, ihre Heldentaten, die uns mit Erstaunen und Bewunderung erfüllten. Jetzt sind es die Entwicklung und die Möglichkeiten der Nation auf moralischem Gebiet, die in noch höherem Grade die Aufmerksamkeit der Welt in Anspruch nehmen.

Die ethische Entwicklung der führenden Macht im fernen Osten ist nicht nur ein äußerst interessantes Problem, sondern auch eines von der größten Wichtigkeit. Denn können nicht die ethischen Bestrebungen von Dai Nippon (Groß-Japan) eines Tages ihren Einfluß auf der ganzen östlichen Halbkugel geltend machen? Dadurch wird die Frage nach ihren höheren Eigenschaften und ihren Fähigkeiten zu geistiger Erkenntnis ein Gegenstand ernsthafter Erörterung.

Fast in der ganzen Welt ist die Ansicht verbreitet, daß die Japaner ein hauptsächlich materiell veranlagtes Volk sind; daß ihr ganzes Leben in den Dingen dieser Welt aufgeht; daß, so glänzend ihre Ideen und so kraftvoll ihre Taten auch sind, sie alle lediglich auf irdischen Gewinn und Ruhm abzielen; daß die Existenz des einzelnen, so erfolgreich er sein mag, und das Leben der Nation, so sehr sie aufblühen mag, beide aller geistigen Ideale vollständig bar sind. Die Mehrzahl der trefflichen Bücher und Schriften, die in den letzten

Jahren unsre Kenntnis von Japan und seinem Volke erweitert haben, unterstützt entweder diese Anschauung oder bewahrt ein diskretes Stillschweigen über diesen Punkt. Und so wird unglücklicherweise die Außenwelt über das innere Leben und Streben und die metaphysischen Kräfte dieses starken, energischen Volkes in Unkenntnis erhalten oder wenigstens nicht damit vertraut gemacht.

Zum Unglück für uns sind auch diejenigen, die das spezielle Studium der japanischen Nation als Beruf betreiben, oft durch ihre intimere Kenntnis irgendeiner speziellen sozialen Klasse wie durch die besonderen Verhältnisse, unter denen das Land zu der Zeit, wo sie ihre Forschungen anstellen, leidet, zu sehr beeinflußt. Es ist ungerecht, über ein Volk von fast fünfzig Millionen Seelen nach den Verhältnissen einer Minderheit, selbst einer repräsentativen, zu urteilen oder aus seiner Lage und seinem Verhalten während einiger besonderer Dekaden in den Annalen seiner Geschichte Schlüsse auf seine nationalen Eigenschaften zu ziehen. Man kann nicht über die Zukunft einer Nation nach einer vereinzelten Periode ihrer Vergangenheit Theorien aufstellen oder seine Ansichten über irgendeine drohende soziale Aktion auf das gegenwärtige individuelle Leben gründen.

Um die Geistesart einer so ungeheuern Bevölkerung richtig kennen zu lernen, ist es absolut notwendig, die Geschichte ihrer Kultur von Anfang an zu betrachten; denn die Vergangenheit gewährt die sicherste Bürgschaft für die Möglichkeiten der Zukunft. Mehr Verallgemeinerung als Einzelheiten sollte bei unsern Versuchen, die psychologischen Charakteristika einer Nation zu entziffern, der Grundton sein.

Um den gegenwärtigen geistigen Zustand Japans zu verstehen, müssen wir den Gang seiner intellektuellen Entwicklung bis zu den allerfrühesten Zeiten seiner Geschichte zurückverfolgen. Wir wissen, daß die Inseln, die jetzt das Land der aufgehenden Sonne bilden, früher von einer Urbevölkerung bewohnt waren, die durch das Vordringen von Einwanderern Schritt für Schritt nach Norden getrieben wurden. Die Abkömmlinge dieser frühesten Bewohner leben noch in den Ainos fort, doch die Masse der japanischen Nation gehört einer Rasse an, deren Ursprung sich im grauen Altertum verliert. Selbst japanische Autoritäten auf diesem Gebiet gehen in ihren Ansichten über die ursprüngliche Heimat ihrer Altvordern auseinander; einige behaupten, daß sie von den Indo-Tataren abstammen, andre, von den Ariern.

Dieselbe Ungewißheit besteht hinsichtlich der Richtung des Weges, den die ersten Ansiedler bei ihrer Wanderung eingeschlagen haben. Die beliebteste Theorie nimmt an, daß die erobernden Stämme, die Küsten der indischen und chinesischen Meere entlang vorrückend, von den Inseln Besitz ergriffen haben; während nach einer andern Hypothese beim Zug der Völker durch den asiatischen Kontinent einige von den turanischen Stämmen hier gestrandet sein sollen. Tatsächlich jedoch findet sich in den Annalen der Geschichte oder in den ältesten Traditionen nichts, was irgendeinen Anhaltspunkt gäbe, nach dem die prähistorische Wanderung sich verfolgen läßt.

Die Geschichte fixiert die Besetzung des Landes auf das Jahr 667 v. Chr.

in dem der Kaiser Jimmu-Tenno den Thron bestiegen haben soll. Doch die Chroniken dieser weit zurückliegenden Periode tragen mehr einen mythologischen als einen historischen Charakter. Der Volksglaube ist, daß die Insel Nippon vom Himmel gekommen sei, um mitten in den Ozean gesetzt zu werden, und daß ihr erster Beherrscher der Enkel der Sonnenkönigin und des Meerkönigs gewesen sei. Zufolge dieser Tradition schmückt das Volk von Japan seinen König mit göttlichen Attributen; er ist Ten-shi, ein Sohn der himmlischen Mächte.

Wenn auch die Nachwelt keinerlei direkte Spuren der Wanderbewegung in Japan aufbewahrt hat, so macht doch das Folk-lore diesen Mangel zur Befriedigung für die Einbildungskraft des Volkes wieder gut. Die Fabeln und Epen der Japaner erzählen von der Ankunft der ersten Eroberer des Landes; wie sie auf den acht Pfaden kamen, von den Wolken auf die Erde niedersteigend. Die Wiege des Volkes mag in den Tälern des Altai oder auf den Gipfeln des Himalaja gestanden haben — gleichviel, in der Vorstellung des Volkes heißt sie Ama, eine mythische Gegend, ein nationales Olympia.

Doch wenn auch die ersten Anfänge in Dunkel gehüllt sind — die nachfolgenden Taten der Erobererscharen sind sorgfältig aufgezeichnet worden. Es muß eine kräftige, tapfere und kriegerische Rasse gewesen sein, die an diesen Gestaden landete und von ihrer mythischen Heimat die Instinkte und Neigungen mitbrachte, die in gleicher Weise die Indo-Tataren, die Turanier und die Arier charakterisieren. Die Tradition gibt den Einwanderern den Namen „Yamato", „das auserwählte Volk", und bis zum heutigen Tage sind die Japaner stolz auf diesen Titel. Wiewohl der Name ursprünglich auf jene auserlesene Schar siegreicher Vorfahren angewandt wurde, haben ihre Nachkommen, die jetzt die Inseln des japanischen Archipelagus bewohnen, ihn sich angeeignet. „Yamato" stellt im eigentlichen Sinne das aristokratische Element dar. Es ist für Japan, was die Normannen für Großbritannien, die Franken für Zentraleuropa und die Magyaren für Ungarn sind.

Zugleich mit der höheren Yamatorasse wird eine niedrigere Klasse des Volkes, die sogenannten Heimin, häufig genannt. Diese spielen sehr oft dieselbe Rolle in der Geschichte Japans, wie sie die Fellahs im Lande der Pharaonen spielten. Es ist nicht ohne Interesse zu bemerken, wie ausgeprägt der Unterschied zwischen diesen beiden Klassen der Gesellschaft aufrechterhalten worden ist, nicht bloß in den geschriebenen und ungeschriebenen Ueberlieferungen, sondern auch in den ältesten Gemälden, die vorhanden sind, den verblichenen „Fresken" ihres alten Kondos und der seidenen Kakemono, die deutlich die großen, verfeinerten Gestalten und die spitzzulaufenden Finger der Yamato im Gegensatz zu der robustgebauten und unschönen, derben Kaste der Heimin zeigen.

II

Es war etwa im fünften Jahrhundert v. Chr., daß die Yamatokrieger sich definitiv auf den Inseln des Stillen Ozeans niederließen. Sie wurden eine Nation mit einer eignen Regierungsform und eignen Gesetzen, mit individuellen

und gemeinschaftlichen Bestrebungen. Sie hatten ihre Gesetzbücher und Dogmen, ihre Religion und ihre Ideale. Von der prähistorischen Bevölkerung, den alten Ainos, die mit ihrem Erscheinen weiter und weiter nordwärts getrieben wurden, entlehnten sie nichts. Diese Ureinwohner führten, wenn nicht ein wildes, zum mindesten ein sehr primitives Leben. Sie wohnten in den Wäldern und waren einfache Naturanbeter. Mit Ausnahme von ein paar prähistorischen Gräbern und einigen häuslichen und Kriegswerkzeugen, die in Gräben gefunden wurden, ist von dem, was sie geschaffen haben, nichts mehr vorhanden. Doch in den entlegenen nördlichen Gegenden der Insel führen ihre Nachkommen zum Teil noch immer dasselbe primitive Dasein.

Die Yamato kamen mit einer unendlich überlegenen Kultur und assimilierten sich in keiner Weise mit den Ureinwohnern. Das einzige, was sie möglicherweise von ihnen übernommen haben könnten, sind ihre architektonischen Prinzipien, wie sie in der strohgedeckten Hütte zum Ausdruck kommen und bis zum heutigen Tage in dem architektonischen Stile der Shintokirchen sich erhalten haben. Die neuen Ansiedler brachten die Keime der asiatischen Zivilisation mit. Ihre moralischen Gesetze und Lehren waren auf chinesischer Wissenschaft aufgebaut und von indischer Ethik eingegeben. Die Religion der Yamatorasse war der Shintoismus, ein Glaube, der seit der Einführung der japanischen Verfassung sehr in den Vordergrund getreten und verschiedentlich kommentiert worden ist. Im wesentlichen ist die Grundlage dieses alten Glaubens der Ahnenkultus, die Verehrung derjenigen, die diese Welt verlassen haben und auf den Gipfel des imaginären Berges Takamagahera gezogen sind, um sich dort mit den unzähligen Gottheiten ihres Glaubens zu vereinigen. Erde und Meer, Stürme und Winde, alle hatten ihre Gottheiten; alle physikalischen Phänomene hatten ihre geistigen Aequivalente. Jeder Wald und jede Ebene, jeder Fluß und jeder See hatte seinen Genius, seinen Kobold, seinen unsichtbaren Wächter und seinen unsichtbaren bösen Geist. Ganz wie in den Mythologien europäischer Länder, der Griechen, Lateiner, Germanen oder Skandinavier, vereinigte die Phantasie des Volks in Japan alle diese imaginären Wesen zu einer Art von Parnaß oder Walhalla, bekannt als „Ama“. Dies ist eine Lieblingswelt für die japanische Kunst und Literatur. Ama drückt die Idee einer himmlischen Region, einer höheren Sphäre, einer idealen Erhebung aus. Die zahllosen Persönlichkeiten, aus denen sich diese okkulte Welt zusammensetzt, hatten fast alle ihre Anbeter oder wenigstens ihre Verehrer. Alle hatten ihre Festtage und ihre spezielle Verehrungszeit; ihre Kultstätten waren oft nur ein steinerner Altar am Wege oder ein einfacher hölzerner Schrein im Hause. Unter den höheren waren einige Lokalgottheiten, die nur mit geringeren Zeremonien geehrt wurden und sich mit einer jährlichen Messe oder Kirmes in irgendeinem isolierten Winkel der Stadt begnügten, während andern zu Ehren regelmäßige nationale Festlichkeiten stattfanden, an denen das ganze Land teilnahm.

Der Shintoglaube findet seinen Ausdruck in den drei Symbolen des Spiegels, des Baumes und des Schwertes. Der Spiegel und das Schwert repräsentierten

die königlichen Insignien, welche die Sonnengöttin ihrem Enkel an dem Tage gegeben hatte, an dem er die himmlischen Reiche verließ, um seine Wohnstätte auf der Erde aufzuschlagen. Der Baum ist eine allegorische Darstellung der Pflanze der Götter, auf deren Zweigen kostbare Stoffe und Inschriften angebracht waren. Das Schwert war auch eine Erinnerung an die Waffe, die Susanoo im Leibe des von ihm getöteten Drachens fand.

Den Baum und das Schwert sieht man nicht so häufig dargestellt wie den Spiegel. Die meisten shintoistischen Kirchen sind aller Ornamente oder Geräte von irgendwelcher Art völlig bar; der einzige Gegenstand, der in diesen Gebäuden die Aufmerksamkeit auf sich zieht, ist der Spiegel, der die Sonne in der Gestalt einer Scheibe darstellt.

Es ist klar, daß für die ursprünglichen Begründer des Glaubens die Sonne die schöpferische Kraft darstellte. Daher die Tradition, daß die mächtige Sonnengöttin die Großmutter des ersten Herrschers des Landes war, dessen Abkömmling in direkter Linie der regierende Kaiser ist.

Wenn wir die japanische Mythologie etwas genauer analysieren, so erkennen wir nicht nur die zugrunde liegenden Tendenzen dieses alten Glaubens, sondern auch die Macht der Phantasie, die er bekundet. Wir sehen, daß die Yamatorasse von ihren frühesten Anfängen an eine fruchtbare Einbildungskraft, höhere Aspirationen und eine innere Sehnsucht nach einem ewigen Leben hatte. Wir hören oft sagen, daß die Japaner vor allem mit eminent praktischen Fähigkeiten, mit großer Energie und einer unbezwingbaren Willenskraft begabt sind. Doch wir wollen nicht vergessen, nach ihren weniger augenfälligen Eigenschaften, ihren geistigen Aspirationen zu forschen.

Der nationale Glaube war, wie bereits erwähnt, ursprünglich chinesisches Produkt. Die Kultur der Hangperiode und später die der Shudynastie bildete die Basis seiner Entwicklung. Die chinesische Sittenlehre ist in erster Linie auf die Idee der Pflicht gegen die Menschheit im allgemeinen und eine fast kommunistische Wechselseitigkeit der Interessen gegründet. Die Grundsätze dieses sozialdemokratischen und patriarchalischen Systems, das wahrscheinlich bis zu der Zeit zurückdatiert, als die asiatischen Stämme ein Nomaden- und Hirtenleben führten, sind in den „Eki“ enthalten, Gesetzbüchern, die als die ersten geschriebenen der gelben Rasse gelten.

Als Konfuzius seine philosophischen und ethischen Lehren verkündete, faßte er darin nur die geistigen Bestrebungen und Ideale seines Volkes zusammen. Er war ebensosehr der Dolmetscher wie der Lehrer seiner Landsleute. Er ging in seinen demokratischen Ansichten so weit, daß er dafür eintrat, daß die Individualität in der Gesamtheit aufgehen solle. Die Familie verdrängt als eine Körperschaft das Individuum in der sozialen Ordnung, und Gehorsam gegen das Oberhaupt des Hauses ist die oberste Tugend und die sittliche Grundlage der Gesellschaft. Der Kaiser besitzt als der erwählte Vater seines Volkes und der Sohn des Himmels absolute Macht. Und so finden wir bei dieser Nation, vielleicht der demokratischsten der Welt, die vollkommenste Unterwürfigkeit gegen

das Staatsoberhaupt. Jede Familie hat ebenso wie jedes große oder kleine Gemeinwesen ihr Oberhaupt, dem ihre Mitglieder blind gehorchen, und die Durchführung dieser unveränderlichen sozialen Ordnung wurde das höchste Streben des Volkes. Die Harmonie des privaten und das Gleichgewicht des sozialen Lebens zu verwirklichen ist das Ideal jedes Individuums.

Die Lehren des Weisen bildeten mehr eine Philosophie als eine Religion. Ihre Thesen dienten als Prüfungsgegenstand für Kandidaten des Staatsdienstes, und wer sie richtig erfaßt hatte, war für jedes staatliche Amt ausreichend qualifiziert. An die Bedürfnisse der Seele dachte man niemals. Konfuzius sorgte nicht für die religiösen Forderungen der menschlichen Natur.

Laotse, ein andrer Denker der gelben Rasse, versuchte die Lehren des Konfuzius zu widerlegen. Er erkannte das völlige Fehlen alles abstrakten Denkens in der konfuzianischen Auslegung der Ekibücher, und bemühte sich, den Worten des Textes eine geistigere Bedeutung zu geben. Außer den acht irdischen Elementen lehrte er das Vorhandensein von vier Himmelskräften. Der Materialismus des Konfuzius fand hauptsächlich bei den Völkern des Nordens und den herrschenden Klassen Anklang, während Laotse, selber ein Sohn des Südens, seine Anhänger zum größeren Teile unter den feurigen und phantasievolleren Kindern des Blumenlandes fand.

III

Der Konfuzianismus und der Taoismus mit ihren zahlreichen Sekten und Verzweigungen beherrschen bis zum heutigen Tage die Seele des fernen Ostens. Die trockene Philosophie des Konfuzius ist oft zu einer steifen, schablonenhaften, strengen Phraseologie und starren Formalitäten entartet, während die Lehren Laotses, gemeinhin als Taoismus bekannt, sich vollständig in ein Labyrinth von Legenden und abergläubischen Vorstellungen verloren haben. Alle die Mythen der alten Tatarenstämme, an die man sich noch dunkel erinnerte, wurden wieder aufgefrischt. Schutzgeister, Elfen und Ungeheuer, machtvolle Schöpfungen der Seele eines primitiven Volkes, die zur Einbildungskraft seiner Nachkommen sprachen, wurden wieder eingesetzt. Ungeachtet der beständigen Warnungen des Konfuzius und seines trefflichen Schülers Mencius vor dem taoistischen Götzendienst gewann der Aberglaube stetig Boden. Von den südlichen Distrikten aus, von wo er ausging, verbreitete er sich über das ganze Reich. Und so finden wir, daß unter der frühen Shudynastie der größere Teil der Bevölkerung an die Existenz dieser unsichtbaren Wesen glaubte.

Der Drache als Sinnbild übernatürlicher Macht wurde das Symbol kaiserlicher Gewalt unter der Shindynastie. Auf Befehl ihres Herrschers — so lautet die Legende — brach eine auserwählte Schar von seinem Hause nach den Gestaden des Landes der aufgehenden Sonne auf, um nach dem Lebenselixier zu suchen. Einige davon erreichten das Land, suchten aber vergeblich nach dem ersehnten Zaubermittel. Aus Furcht davor, erfolglos zurückzukehren, ließen sie sich auf den Inseln des Archipelagus nieder und wurden die Gründer und Missionare der japanischen Religion.

Es ist schwer festzustellen, wieviel Wahres in diesen alten Fabeln und Ueberlieferungen enthalten ist, und die Erzählung als solche ist von geringer Bedeutung. Von weit größerem Interesse ist die Tatsache, daß der Glaube, zu dem sich das Volk von Japan bekennt, derselben Quelle entstammt wie der der benachbarten Völker. Seine ethische Grundlage sind die Ekibücher, das Hauptgesetzbuch der Chinesen. Das sittliche Leben der japanischen Verfassung ist auf den Texten dieser prähistorischen Schriften aufgebaut, die sich durch die Zeiten des Altertums hindurch angesammelt haben und deren Grundsätze, wie sie im einzelnen von Konfuzius und Laotse erläutert worden sind, zwei verschiedene Hauptglaubensbekenntnisse bildeten. Nach Konfuzius war es, wie wir gesehen haben, lediglich ein Kodex des Sittengesetzes, ein System von Regeln für das materielle Leben. Laotse dagegen, der das Unzureichende der Lehren des Konfuzius erkannte, legte den größeren Nachdruck auf die darunterliegenden transzendentalen Prinzipien.

Diese beiden antagonistischen Richtungen, der Konfuzianismus und der Taoismus, haben beide ihre besondere Anhängerschaft in Japan gefunden. Es war hauptsächlich eine Frage persönlicher Neigung, welchem von den beiden Glaubensbekenntnissen sich der einzelne anschloß, und es ist nur natürlich, daß die Lehre Laotses mit ihrer tröstenden und menschlichen Sympathie leichter Eingang im gewöhnlichen Volke fand. Die leidenschaftliche, leicht erregbare Natur der Kinder Nippons konnte sicherlich in den strengen und prosaischen Gesetzen der chinesischen Philosophie wenig finden, was sie befriedigte.

Der Buddhismus trat in Japan etwa im sechsten Jahrhundert unsrer Zeitrechnung auf und rief eine große Reformation in den vorhandenen Sekten und in der ganzen nationalen Gedankenströmung hervor. Die eminent mystische und transzendentale Lehre des Hinduprinzen Gautama ergriff das Volk mit aller ihrer Kraft. Der kalte, starre Formalismus der konfuzianischen Lehren hatte im Herzen der Nation niemals feste Wurzel geschlagen, und was die Taoisten betrifft, so akzeptierten sie leicht und freudig die unbestimmten, abstrakten Gebote der Hindureligion. Zudem konnten die kommunistischen Lehren des Konfuzius, die das Individuum der Gemeinschaft, das persönliche Wohl den allgemeinen Interessen opferten, niemals mehr als den Intellekt gefangennehmen. Konfuzius war zweifellos ein hervorragender Staatsmann und einer der tiefsten Denker, aber es fehlte ihm jedes religiöse Empfinden. Der Buddhismus, wiewohl ebenfalls ohne bestimmte Vorstellung von Gott, stellte keine Schranke für die subjektive Frömmigkeit auf. Herz und Seele des Menschen, die ihre völlige Bedeutungslosigkeit gegenüber dem göttlichen Wesen erkennen, beugen sich unwillkürlich und beten an. Und der Buddhismus, wiewohl in der Theorie atheistisch, bevölkert praktisch das ganze Universum mit übermenschlichen Wesen und wird tatsächlich pantheistisch.

In Indien allein gibt es mehr als zwanzig verschiedene buddhistische Sekten, deren jede ihre eigne praktische Auslegung der Gedanken und der Lehre des Meisters hat. Auch in China und Japan zählt der Buddhismus viele besondere

Arten. Die verschiedenen nationalen Parteien, die verschiedenen Klassen der Gesellschaft erklären die von den Ufern des Ganges zu ihnen gekommenen Lehren nach ihren eignen Neigungen und Bedürfnissen. Die enorme Verbreitung und das rasche Anwachsen des Buddhismus in jener Zeit, da die Nationen noch in ihrer Kindheit waren, war in erster Linie seinem Anpassungsvermögen zu verdanken. Wenn der Buddhismus mit seinen unbestimmten, allgemeinen Prinzipien auch nicht fähig war, wirklich Trost zu gewähren, so erkannte er doch wenigstens die Existenz des Schmerzes an und sympathisierte mit den Leidenden. Gautama hat gesagt: „Das individuelle Leben ist ein Zustand des Leidens; der Wunsch zu leben und die Ergötzung des Ich sind die Hauptursachen des Unglücks.“ Die einzelnen Sekten geben dieser wesentlich pessimistischen Lebensauffassung, die jeder wirksamen Kraft zu trösten bar ist und sich deshalb in den ungewissen Einöden des Nirwana verliert, verschiedene Auslegungen.

Japan hat, indem es die allgemeinen Ideen des Buddhismus annahm, niemals seine zerstörenden Tendenzen gebilligt, und der Hinduasket hat deshalb das Herz der japanischen Nation niemals gerührt. Seine strengen Gesetze und traurigen Lebensvoraussichten ließen die Massen kalt. Von einigen Lamaklöstern abgesehen, wurden seine abstrakten Thesen von den Japanern nicht gewürdigt, und das gemeine Volk hat sie gar nicht kennen gelernt. Sie haben Trost gesucht in einer Glaubensmischung, die den Ahnenkultus, den buddhistischen Idealismus und zahlreiche taoistische abergläubische Gebräuche umfaßt. Sie sind darin ihren eignen natürlichen Gefühlen und persönlichen Neigungen gefolgt, da weder die Ekibücher noch die Wedas, weder Konfuzius noch Buddha jemals zu ihnen von Gott gesprochen haben. Und das Volk in seiner Unkenntnis und seinem angeborenen Verlangen nach einem Gegenstand der Anbetung erhob seine Lehrer zu Gottheiten und verehrt sie in der Gestalt von Idolen, wie zum Beispiel in Kamakura, Nara, Hiogo u. s. w., welche Orte so Mittelpunkte der nationalen Religion geworden sind.

Doch dieser Zustand der Dinge konnte das Verlangen des menschlichen Herzens nicht lange befriedigen. Mit der größeren intellektuellen Entwicklung des Volkes wuchsen auch seine religiösen Bedürfnisse. War es nicht natürlich, daß mitten in so viel Unbestimmtheit und Ungewißheit sich jedermann einen Himmel schuf, der seinen eignen besonderen Bedürfnissen und Neigungen entsprach? So wurden die zahlreichen beschaulichen Orden, wie der Zen, gegründet und haben sich zu großen Parteien unter der Führung der großen nationalen Denker entwickelt, während das materiellere Element, die Männer der Tat, die militärischen Klassen, für sich den ethischen Kodex des sogenannten Bushido schufen.

Das Wort Bushido ist seit den großartigen Siegen, welche die japanischen Waffen in den letzten Jahren erfochten haben, uns allen sehr vertraut geworden, doch es ist beinahe unmöglich, eine genaue Definition seiner Bedeutung zu geben, weil uns der wirkliche Ursprung des Begriffes unbekannt ist. Es gibt keine analogen Umstände, die sein Vorkommen bei uns bedingen. Der Begriff der

Ritterlichkeit kommt seiner Bedeutung am nächsten, aber das Bushido schließt noch viel mehr in sich. Es lehrt nicht nur, wie man kämpfen, sondern auch, wie man leben und wie man sterben soll. Für den Japaner ist das Wort keine bloße Formel, es ist eine lebendige Wirklichkeit, es verkörpert ein ganzes soziales System, es ist Leben selbst. Es ist, was die Deutschen eine „Weltanschauung" nennen würden.

Mit der zunehmenden Macht der Samurai wuchs auch die Notwendigkeit, die Atmosphäre ihrer Burgen durch selbstverordnete Gesetze zu reinigen. Und es liegt in der natürlichen Ordnung der Dinge, die für alle nationalen Gesetzbücher gilt, daß diejenigen Punkte am sorgfältigsten bewacht werden mußten, an denen das Volk sich am schwächsten fühlte. Die Erklärung eines japanischen Autors, Dr. Nitobé, die hier zitiert werden möge, wird einen besseren Begriff von der Sache geben. „Bushido," schreibt er, „ist der Kodex moralischer Grundsätze, deren Beobachtung von den Rittern gefordert oder ihnen gelehrt wurde. Es ist kein geschriebener Kodex, im Grunde besteht er aus ein paar Maximen, die durch mündliche Tradition überliefert wurden oder aus der Feder irgendeines bekannten Kriegsmanns oder Gelehrten kamen. Häufiger ist es ein unausgesprochener und ungeschriebener, aber auf den aus Fleisch bestehenden Tafeln des Herzens eingetragener Kodex. Es war nicht auf die Schöpfung eines einzigen, wenn auch in hohem Ruf stehenden Kopfes gegründet. Es war ein organisches Produkt von Dekaden und Jahrhunderten. Es nimmt vielleicht dieselbe Stellung in der Geschichte der Ethik ein wie die englische Verfassung in der politischen Geschichte; doch es hat nichts, was mit der Magna Charta zu vergleichen wäre. Allerdings wurden in der Frühzeit des siebzehnten Jahrhunderts militärische Satzungen (Buké Hatto) bekanntgemacht, aber ihre dreizehn kurzen Artikel befaßten sich zum größten Teil mit Heiraten, Bündnissen u. s. w., und von didaktischen Vorschriften war nur spärlich die Rede. Wir können daher keine bestimmte Zeit und Stelle bezeichnen und sagen: dort ist seine Quelle."

IV

Die Stärke des Bushido bestand zu einem großen Teil darin, daß seine Prinzipien der unmittelbare Ausdruck nationaler Gefühle waren. Sein Begründer war kein Weiser wie Konfuzius oder Laotse und kein Asket wie Gautama, der Buddha — aber es war das Volk selbst. Es ist das Gefühl vergangener Zeitalter und, soweit die Erinnerung reicht, der Interpret der nationalen Strebungen und Ideale.

Das Bushido hatte, wie wir sehen, seine Grundsätze, seine Gesetze und vor allem seine sehr strengen Bräuche. Ohne Zweifel trug es viel dazu bei, Mut und Patriotismus im Volke zu entwickeln, aber darüber hinaus konnte es nicht gehen. Es enthält nichts, was das geistige Leben nährt, nichts, was die inneren Fähigkeiten entwickelt. Dem Samurai fehlte das religiöse Element der mittelalterlichen Ritter; leider kannte er nicht den Glauben des „Ritters ohne Furcht und Tadel".

Das Bushido beherrschte die kämpfenden und privilegierten Klassen, aber es konnte niemals eine leidende Welt befriedigen. Es konnte keinen Trost bringen; es führte nicht zum Gebet. Die Denkenden fuhren fort, entweder den taoistischen oder den buddhistischen Lehren zu folgen, und errichteten Tempel und Kapellen in verschiedenen Teilen des Landes, und es ist sehr charakteristisch, daß in Japan, das bei den Ausländern als ein ausschließlich materialistisches Land gilt, mehr Stätten der Anbetung und Verehrung zu finden sind, mehr Pagoden zum Himmel emporragen und mehr Götzenbilder angebetet werden als irgendwo sonst in Ostasien.

Statt Japan ein vorwiegend materialistisches Land zu nennen, würde es vielleicht richtiger sein zu sagen, daß es die materiellen Eigenschaften seiner Bewohner sind, die zuerst unsre Aufmerksamkeit auf sie gezogen haben. Doch ist es nicht etwas kühn, zu behaupten, daß die Nation des geistigen Empfindungsvermögens ermangelt, weil es nicht an der Oberfläche sichtbar ist? Die Samurais, das kriegerische Element Japans, haben die Welt in Begeisterung versetzt, aber brauchen wir, während wir ihre Tüchtigkeit im Waffenhandwerk bewundern, die Tatsache zu ignorieren, daß es noch eine andre Gesellschaft gibt, die Gesellschaft derer, die sich einem Leben des Sinnens und Betrachtens ergeben haben, und daß ihre Anzahl gleichfalls sehr groß ist? Es gibt in Japan mehr Klöster als Burgen, und so groß die Zahl der Samurais auch gewesen sein mag, sie wurde immer durch die der Bonzen und Lamas übertroffen.

Um die transzendentale Richtung des japanischen Geistes besser verstehen zu lehren, kann es nichts Geeigneteres geben, als das Studium einiger der Sekten und Mönchsorden, die im Lande im Ueberfluß vorhanden sind. Ihre Mitglieder und Anhänger haben nur ein Ziel im Auge, nämlich sich ein rein kontemplatives Dasein zu schaffen. Und es ist eine charakteristische Tatsache, daß eine große Zahl derer, die sich derart rein intellektuellen Bestrebungen gewidmet haben, ihr Leben mitten unter Unruhen und Kämpfen begonnen hat. Wir lesen beständig von siegreichen Generalen, mächtigen Shoguns und selbst Mikados, die ihr Amt niedergelegt, ihre hohen Stellungen aufgegeben haben, um sich in die Abgeschiedenheit stiller Klostermauern oder in die Einsamkeit irgendeiner Einsiedelei zurückzuziehen.

Unter den vielen kontemplativen Sekten ist keine so interessant wie der Zenorden. Er ist chinesischen Ursprungs, aber seine buddhistischen Lehren wurden häufig mit taoistischen Bräuchen untermischt. Das fundamentale Prinzip dieser Sekte war, für die Unwirklichkeiten des materiellen Lebens in der Pflege des geistigen Trost zu suchen. Sie schufen in der Tat ein imaginäres Dasein, das die Stelle des wirklichen einnehmen sollte.

Wie ich an andrer Stelle,[1]) wo ich von den geistigen Eigenschaften des fernen Ostens sprach, zu erwähnen Gelegenheit gehabt habe, führten diese Leute, die, zurückgezogen von der Außenwelt auf der Höhe der Berge oder mitten in

---

[1]) „Emperors and Empires“ (London, John Murray).

Urwäldern lebten, eine Existenz für sich, kein Leben tätiger Wirklichkeit, sondern ausschließlich passiver Betrachtung. Sie erfanden ein künstliches Dasein von künstlerischer Verfeinerung, indem sie verschiedene Ideen diskutierten und nach neuen Idealen strebten. Manche konnten stundenlang miteinander ein einzelnes Kunstwerk oder eine in voller Blüte stehende Blume bewundern, während sie auserlesene Aromas von sorgfältiger Zusammensetzung einatmeten, oder durch die gebrochenen Kristalle des Prismas schauen, um sich an dessen Farben und Tönen zu erfreuen. Pomphafte Züge wurden organisiert zur Teilnahme an dem Nachmittagstee in einem Sommerhause, wobei jede Bewegung durch strenge Etikette vorgeschrieben war, das Ueberreichen und Entgegennehmen der Tasse von widerwärtigen Höflichkeiten begleitet wurde und die Herstellung des Getränkes aus einem besonderen grünen Blatt, das zu Pulver zerstoßen und aus einem schwarzen irdenen Topf ausgeschüttet wurde, eine Beschäftigung war, die einen ganzen Nachmittag in Anspruch nahm.

Diese Teezeremonien, die sogenannten Cha-no-yu, sind oft geschildert worden. Eine ganze Literatur steht uns zur Verfügung, in der die auf die Prozeduren bezüglichen Vorschriften mit der Autorität eines Gesetzbuchs niedergelegt sind. Doch weit interessanter als die Schilderung dieser sorgfältig einstudierten Zeremonien ist die Tatsache selbst, die Tatsache, daß die Seele des Volkes sich in einer so komplizierten und uns unverständlichen Weise offenbarte. Als menschliches Dokument wird das Cha-no-yu von der größten Bedeutung bleiben. Das Tsuki-mi-dai, die hölzerne Estrade, ist von nicht geringerem Interesse. Von diesen erhöhten Plattformen aus beobachteten die Aesthetiker, in ihre Betrachtung verloren, stundenlang die vom Wind getriebenen Wolken, die in einer Purpurglut untergehende Sonne oder den hinter den Wiesen aufgehenden Mond. Ich fürchte, der westländische Geist wird niemals den Lauf ihrer Gedanken vollständig verstehen, ebensowenig wie wir uns jemals die Welt so vorstellen werden, wie sie von einem Tsuki-mi-dai aus gesehen wird.

Können wir überrascht sein, daß in ihrer Einbildungskraft Wirklichkeit und Phantasie oft die Plätze wechselten, daß ihre relative Wichtigkeit und Bedeutung geändert wurde, daß sie sich in der Tat eine eigne Welt aufbauten? Wie Kinder, die nach den Sternen schauen, ihrer Phantasie freien Spielraum lassen, so sahen sie in der äußeren Welt etwas, was in Wirklichkeit nur in ihrem inneren Bewußtsein existierte.

Die Erklärung für diese Sinnesrichtung liegt in der Stärke ihrer Phantasie, der Lebhaftigkeit ihrer Illusionen — ja, wir könnten sogar weiter gehen und mit Recht sagen, daß eine der auffallendsten Eigenschaften der Nation die Stärke ihrer Einbildungskraft ist. Bei ihnen wird die Einbildung nahezu Wirklichkeit, Phantasiegebilde erlangen positiven Wert, und subjektiven Empfindungen wird gestattet, auf die objektive Welt einzuwirken. Jeder, der sich für metaphysische Fragen interessiert, wird durch diesen Zug überrascht sein. In Kunst und Literatur, in ihren Ueberzeugungen und in ihrer Religion, tatsächlich in jedem Ereignis ihres Lebens wird uns das als eines der Hauptcharakteristika der Rasse auffallen.

Es war ein mächtiger Faktor in der Vergangenheit und es bleibt ein mächtiges Komplement in den Nationen der Gegenwart; es verlieh ihren Waffen Ausdauer, ihren Idealen Lebenskraft. Tatsächlich beruht ihr ganzer alter Glaube, ihre Verehrung der vom Himmel niedersteigenden Ahnen und ihre Verehrung des von der Sonnengöttin geborenen Herrschers, ihr ganzer alter Sittenkodex und ihre Ritterlichkeitsgesetze, die Grundsätze des Bushido und die esoterischen Lehren des Zen, auf einer und derselben Veranlagung. Die trefflichen Eigenschaften, die der ganzen Welt aufrichtige Bewunderung einflößen, ihre künstlerische Verfeinerung, ihr unerschütterlicher Eifer in allen ihren Unternehmungen, ihre grenzenlose Treue gegen das Oberhaupt des Staates und ihr aufopfernder Patriotismus — sie sind alle Ausflüsse derselben individuellen und nationalen Eigenschaften.

V

Die Annahme, daß die Japaner ausschließlich eine materiell gesinnte Nation seien, die keine Ideale und keine geistigen Tendenzen kenne, wird bis zu einem gewissen Grade durch diese Tatsachen widerlegt, und wenn wir die Blätter ihrer Geschichte durchgehen, sehen wir, daß das Volk sehr ausgesprochene Fähigkeiten und Bestrebungen gehabt haben muß. Man könnte sogar noch weiter gehen und sagen, daß die japanische Kunst, die in der ganzen Welt bekannt ist und in unsern Tagen mit Recht geschätzt wird, wegen ihres seelischen Gehalts, wegen der darin reflektierten Gedanken wertvoll ist. In seiner interessanten Studie über die Ideale der japanischen Kunst bemerkt Kakuzo Okakura trefflich:

„Die Geschichte der japanischen Kunst wird so die Geschichte der asiatischen Ideale — der Strand, auf dem alle aufeinander folgenden Wellen des östlichen Gedankenlebens ihre Spur im Sande hinterlassen haben, sowie sie gegen das nationale Bewußtsein stießen. Doch ich zaudere vor Furcht auf der Schwelle eines Versuches, ein verständliches Gesamtbild dieser Kunstideale zu geben. Denn die Kunst spiegelt, wie das Diamantnetz Indras, die ganze Kette in jedem Gliede wieder. Sie ist in keiner Periode in irgendeiner endgültigen Gestalt vorhanden. Es ist stets ein Werden, das des Seziermessers des Chronologen spottet. Ueber eine besondere Phase ihrer Entwicklung zu sprechen bedeutet sich mit unendlichen Ursachen und Wirkungen, durch ihre Vergangenheit und Gegenwart hindurch, befassen. Die Kunst ist bei uns wie anderswo der Ausdruck des Höchsten und Edelsten unsrer nationalen Kultur, so daß wir, um sie zu verstehen, die verschiedenen Phasen der konfuzianischen Philosophie, die verschiedenen Ideale, die der buddhistische Geist von Zeit zu Zeit geoffenbart hat, und jene mächtigen politischen Zyklen, die nacheinander das Banner der Nationalität entfaltet haben, durchforschen müssen." Was die japanischen Kunstideale wertvoll macht, ist in der Tat das, daß sie nach höheren Zielen strebten. Die Bedeutung ihrer Aesthetik lag in dem Umstand, daß sie bei ihren veredelnden Bestrebungen den Mangel an Ethik auszugleichen versuchte.

Ihre religiösen Lehrer sahen, wie wir zu bemerken Gelegenheit hatten, vollständig davon ab, dem Volke eine klare Idee vom Schöpfer zu geben. Die

Eki-Bücher, Konfuzius, Laotse, Gautama — alle haben unterlassen, eine bestimmte Vorstellung von Gott zu geben. Natürlich ließ infolgedessen das Volk seiner Einbildungskraft freien Lauf und suchte durch andre Mittel und Wege nach höheren Idealen. Je mehr wir das intellektuelle Leben der Nation studieren, desto mehr sind wir erstaunt über ihr Verlangen nach Höherem. Und dies ist um so bemerkenswerter, weil unser erster Eindruck und eine oberflächliche Betrachtung gerade das Gegenteil, d. h. eine rein materielle Sinnesart uns zu enthüllen scheint. Doch ehe wir uns eine Ansicht bilden, wollen wir nicht vergessen, daß der Ausländer, selbst wenn er jahrelang in Japan gelebt hat, nur eine Gesellschaftsklasse wirklich kennt, mag er auch mit andern in Berührung gewesen sein, und nur diejenigen Missionare, die ihr ganzes Leben dort bleiben, bekommen einen tieferen Einblick. Auch müssen wir in Betracht ziehen, daß gerade gegenwärtig das Land wirklich von materiellen Interessen beherrscht wird. Die heutigen herrschenden Klassen sind vor allen Dingen von utilitaristischen Ideen erfüllt, und die Männer, die in den verschiedenen Abteilungen der nationalen Organisation an der Spitze stehen, haben wenig Muße, in die Erörterung geistiger Fragen einzutreten. Als sie die Verfassung proklamierten, erklärten sie einfach den Shintoismus als Staatsreligion. Ob die Codices dieses prähistorischen Glaubens mit den Bedürfnissen des gegenwärtigen Volkes in Einklang standen, wurde außer Betracht gelassen. Die Macht war vollständig in den Händen der Männer der Tat. Wirklich wurden die Ereignisse, die das moderne Japan geschaffen haben, durch die reaktionäre Partei zustande gebracht, durch tüchtige Individuen, die einer neuen Klasse der japanischen Gesellschaft angehörten und die bis 1858 keinen nennenswerten Einfluß und sehr wenig Gelegenheit hatten, die sittlichen oder religiösen Bedürfnisse ihrer Landsleute zu untersuchen.

Die Shoguns und Daimios sind vollständig verschwunden, und an ihrer Stelle hat die Mittelklasse, die Bourgeoisie, die Zügel der Regierung ergriffen. An die Stelle des Feudalsystems ist eine parlamentarische Demokratie getreten. Die Veränderung ist ebenso vollständig gewesen, wie sie plötzlich war. Sie ist ohne einen allmählichen Uebergang ausgeführt worden. Die Regierung, die Verwaltung, selbst die Gedanken und die Religion des Volkes, alles ist plötzlich, von einem Tage zum andern, umgestaltet worden.

Wenn Europa erstaunt vor dieser Tatsache steht, die einzig ist in der modernen Geschichte, so dürfen wir nicht vergessen, daß diese radikalen Reformen nur durch das bestehende System der Zentralisation, der Gegenseitigkeit möglich gewesen sind, das durch die Gesetzgebung Yeyasus ins Leben gerufen worden ist, der das Land in Distrikte, Wahlflecken und Familien teilte, wobei die Oberhäupter jedes Gemeinwesens für ihre Untergebenen verantwortlich waren. Dieses Gegenseitigkeits- und Verantwortlichkeitssystem, das seit nahezu drei Jahrhunderten besteht, rief eine nationale Uebereinstimmung hervor, die ihresgleichen nicht hat. Der geringste Wunsch, der leiseste Appell, im Namen des Mikado ausgesprochen, der nicht bloß als der Ruhm, sondern als die Gottheit dieses Volkes angesehen

wurde, genügte, die ganze Nation ohne Widerspruch, ohne die geringste Ueberlegung in Demut niederzubeugen.

Moderne Anschauungen haben diese alten Institutionen verändert und an die Stelle der veralteten Ideen ein völlig neues Regime gesetzt. Doch vergessen wir nicht, daß diese allgemeine Umwandlung sich niemals hätte vollziehen können, wenn nicht die alte Grundlage einer disziplinären sozialen Organisation gewesen wäre, die unveränderlich im Herzen der Nation wurzelte. Die Männer von heutzutage sind in jeder Hinsicht nicht minder tüchtig, als ihre Väter waren, ihre Vaterlandsliebe und Loyalität sind unverändert. Es ist schließlich nur die „Uniform“, das Aeußere, was sich geändert hat, das Innere, die Gefühle, ist zum größten Teile geblieben, wie es immer zuvor war. Die Massen, die ungeheure Mehrheit dieser 45 Millionen, denken und glauben dasselbe wie vor alters. Das große Werk geistiger Umwandlung zu vollenden ist einer künftigen Generation vorbehalten geblieben.

Wenn man den gegenwärtigen Zustand Japans sich vorzustellen versucht, muß man sich vor Augen halten, daß die herrschenden Klassen, die Staatsmänner, die Männer, die mit europäischen Ideen vertraut sind und sie übernommen haben, nicht die Hauptmasse der Bevölkerung sind und nur eine repräsentierende Minderheit bilden. Während meines Aufenthaltes im Lande habe ich mich besonders für die Arbeiterfrage, die Lage der arbeitenden Klassen interessiert. Die patriarchalischen Verhältnisse des japanischen Bauernstandes verschwinden schnell. Tag für Tag ziehen große, wachsende Scharen von Bauern in die großen Städte, um dort Arbeit zu suchen. Das städtische und industrielle Leben wird allmählich nicht bloß ihr äußeres Dasein, sondern auch ihre Persönlichkeit verändern, und es ist eine offene Frage, ob sie unter den neuen sozialen Verhältnissen glücklicher als zuvor sein werden.

Die häufigen Streiks und Arbeiteraufstände, die während der letzten paar Jahre so rasch aufeinander gefolgt sind, lassen uns erkennen, daß die innere Gärung erst eben begonnen hat, das Volk in Bewegung zu setzen, und daß es seinen Willen sicher mehr und mehr fühlbar machen wird. Wirtschaftliche Schwierigkeiten sind an der Tagesordnung, und es ist klar, daß die allzu rasche Umgestaltung die öffentlichen Hilfsquellen bis zu einem gewissen Grade erschöpft hat. Doch die Gefahr einer moralischen Krisis ist ebenso drohend. Japans tüchtigste Staatsmänner und beste Patrioten sind sich dessen völlig bewußt, daß ein wirtschaftlicher und moralischer Zusammenbruch droht, wenn nicht Schritte getan werden, dem Unheil zu begegnen, und besonders, wenn die zerfallenden Ruinen des ethischen Fundaments nicht durch den starken Bau eines höheren Glaubens ersetzt werden. Der Shintoismus, die öffentliche Religion, ist niemals imstande gewesen, die Seele zu befriedigen. Alle, die das Bedürfnis zu beten fühlen, alle, die Trost und Stärkung suchen, gehen lieber in die taoistischen und buddhistischen Tempel, doch selbst diese werden allmählich leerer. Dem Prestige des Shintoismus ist zweifellos ein schwerer Schlag versetzt worden, als verkündet wurde, daß der Glaube an den göttlichen Ursprung der kaiserlichen Familie kein

obligatorischer Glaubensartikel mehr sein sollte, und die Bestürzung der führenden Männer ist völlig berechtigt. Sie sehen mit Schrecken die Zeit kommen, wo das angeborene religiöse Gefühl und die einst unwandelbare Treue gegen den Kaiser bis in ihre Wurzeln erschüttert werden könnten. Die endliche Kristallisation der sozialen und moralischen Verhältnisse des Landes ist schließlich das interessanteste Problem, welches das gegenwärtige Japan darbietet.

VI

Es ist die Aufgabe der Zukunft, Japan von seinem Materialismus zu befreien. Wenn die physische Arbeit der nationalen Reorganisation vollendet sein wird, wird die geistige Erziehung der neuen Macht das Werk der künftigen Generationen sein. Obwohl der öffentliche Geist bis jetzt nur wenig Begeisterung für religiöse Fragen zeigt, gedeiht das Christentum und ist frei von Verfolgung. In Anbetracht, daß vor kaum fünfzig Jahren das Evangelium unsers Herrn im Lande nicht geduldet wurde, ist der Fortschritt, der gemacht worden ist, enorm. Trotz mannigfacher Schwierigkeiten steigt die Zahl der Christen täglich, und obwohl die Glaubensfreiheit erst innerhalb der letzten Dekaden gewährt worden ist, gibt es jetzt über 100 000 Christen in Japan. Es ist nicht so schwer, den Mangel an religiösem Gefühl im Volke zu überwinden, wie sie von ihren eingewurzelten Bräuchen abzubringen, die zu Unregelmäßigkeiten führen, welche die Kirche nicht dulden kann. Ein Familienleben, wie wir es haben, existiert nicht. Der Mann ist unumschränkter Herr des Hauses, die Frau ist zur Stellung eines Dienstboten degradiert. Glücklicherweise gibt es Ausnahmen, doch im allgemeinen bleibt die Frau, was sie im Mittelalter war — ihres Ehemannes Sklavin. Sie genießt keinerlei Rechte, sie hat nur Verpflichtungen zu erfüllen. Und wenn der Mann seiner Frau überdrüssig ist, so ist der Scheidungsprozeß sehr kurz. Gehorsam und Unterwürfigkeit sind immer als die Haupttugenden der Frauen angesehen worden, und selbst jetzt, nach all den Neuerungen, die in die Gesellschaft eingeführt worden sind, gilt diese Auffassung der Tugend noch. In den Werken zeitgenössischer Schriftsteller finden wir Sätze wie: „Sie war eine hingebende, musterhafte Dienerin"; „sie litt ohne Murren"; „sie arbeitete vom Morgen bis zur Nacht". Solche vorteilhafte Prärogative wird das stärkere Geschlecht nicht leicht aufgeben. Und ich fürchte, daß der Mann, sei er verheiratet oder unverheiratet, der ungestört jedem sinnlichen Genuß frönen kann — und selbst viele von den ernster Gesinnten nehmen sich heraus, einem solchen anstößigen Leben zu frönen, um nicht scheinbar hinter den andern zurückzustehen —, es schwer finden werden, diese Gewohnheiten aufzugeben und sich einem Leben anzubequemen, das durch die Vorschriften der Kirche geregelt wird.

Nichtsdestoweniger braucht man die Hoffnung nicht zu verlieren, daß sowohl das private wie das öffentliche Leben in Japan eines Tages von Grund aus reorganisiert werden wird. Zudem stellt, wie bereits erwähnt, die gegenwärtige materielle Richtung keineswegs die Anschauungen der ganzen Nation dar. Eine Reaktion wird sicher kommen, und es ist unmöglich vorherzusagen, welches

die Bedürfnisse der Zukunft sein werden. Selbst jetzt, wo der Materialismus auf seiner Höhe ist, ist eine große Partei im Lande auf geistige Erhebung bedacht; tatsächlich hat der größere Teil dieser 45 Millionen Seelen Bestrebungen, die über diese Welt hinausgehen.

Der alte Glaube hat einen nicht wieder gutzumachenden Stoß erlitten durch die Einführung der modernen Zivilisation, die auf den Lehren unsers Herrn aufgebaut ist, denn die Gesetze und die Ethik Europas sind schließlich ihrem Wesen nach christlich.

VII

Die Geschichte der ersten Ausbreitung des Christentums in Japan liest sich wie eine Legende. Kurz nachdem bekannt wurde, daß die Portugiesen das Land entdeckt hatten, regte sich in dem heiligen Franz Xavier das Verlangen, auszuziehen und das Evangelium in jenem fernen Land zu predigen. Trotz mancher Schwierigkeiten und vielfachen Widerstandes von seiten nicht bloß seiner Gegner, sondern ebenso seiner Freunde, landete er im Jahre 1549 in Kogoshima und wurde der Apostel des fernen Ostens. Das japanische Volk hatte damals, wie oben gezeigt worden ist, keine bestimmte Religion, wenigstens keine, die imstande war, seine religiösen Bedürfnisse zu befriedigen. Es suchte immer in einem unbestimmten Drange nach Wahrheit und Trost. Der heilige Franz wurde mit Begeisterung aufgenommen, und tiefgerührt von dem Stand der Gnade, in dem er das Land fand, schrieb er in seinem Bericht: „Ich glaube wirklich, daß unter den asiatischen Nationen keine ist, die mehr natürliche Güte hat als die Japaner; sie sind wunderbar geneigt, alles zu sehen, was gut und rechtschaffen ist, und haben heftiges Verlangen, zu lernen.“

Innerhalb sehr weniger Jahre verbreitete sich der christliche Glaube über den südlichen Teil der Insel, und die Stadt Nagasaki wurde ganz katholisch. Im Jahre 1551 ging der heilige Franz nach China und Indien, um den Samen des Evangeliums auszustreuen, und starb in Goa den Märtyrertod, aber seine Werke leben nach ihm; die Völker, unter denen er tätig war, blieben treu im Glauben, und ihre Nachkommen sind bis zum heutigen Tage lebendige Zeugen seines Wirkens. Seine Schüler setzten sein Evangelisationswerk fort, und kaum dreißig Jahre, nachdem des Heiligen Stimme zum erstenmal zu hören gewesen war, gab es 300 000 Katholiken in Japan. Im Jahre 1582 wurde auch eine japanische Gesandtschaft nach Rom geschickt. Ihre Mitglieder waren die ersten Japaner, die Europa besuchten. Verschiedene Andenken an diesen Besuch, wie Bildnisse, Gemälde und andre Gegenstände, sind bis zum heutigen Tage in der kaiserlichen Sammlung zu Tokio zu sehen. Daimiofamilien, vornehme Samurais kamen ebenso wie Leute vom Lande zu Tausenden, um sich taufen zu lassen, und das ganze Land würde bald zum Christentum bekehrt worden sein, wenn nicht politische Rücksichten und kleinliche Eifersüchteleien sich entgegengestellt und das ganze Volk in einen Zustand der Gärung gebracht hätten.

Es würde uns zu weit führen, über die Verfolgungen der christlichen Kirche zu berichten, die in den späteren Zeiten stattfanden; es würde peinlich sein, die

schrecklichen Martern, welche die Bekenner des christlichen Glaubens zu erdulden hatten, im einzelnen zu schildern oder an die Hekatomben zu erinnern, in denen so viele edle Seelen ihren Tod fanden. Um eine Vorstellung von der Wut zu geben, mit der die Verfolgungen ausgeführt wurden, wird es genügen, zu sagen, daß im Beginn des siebzehnten Jahrhunderts mehr als eine Million Katholiken in Japan vorhanden und fünfzig Jahre später, im Jahre 1650, nur noch einige wenige christliche Familien übrig waren. Man kann mit Recht sagen, daß während jener schrecklichen Jahre die Kirche durch das Tal des Todesschattens ging und im Jahre 1638 die Schlußszene sich abspielte. Der Daimio von Arima in Kyushyu brachte seine Leute durch seine Grausamkeit zur Empörung, und die Christen, die darin eine Aussicht sahen, ihrer Bedrängnis zu entrinnen, vereinigten sich mit ihnen. Sie setzten sich in der großen Burg von Hara fest und hielten so tapfer aus, daß schließlich Hilfe von Jeddo gesandt werden mußte. Die Burg fiel, und alle Männer, Weiber und Kinder, die darin gefunden wurden, 40000 an Zahl, wurden getötet. Die Berichte, die von den Vätern und von japanischen Geschichtschreibern gegeben wurden, stimmen alle überein in der Schilderung der schauerlichen Martern, denen die Christen unterworfen wurden. Einige wenige schworen ihren Glauben ab, aber die meisten blickten dem Tode mit Heldenmut ins Antlitz. Die Aschenüberreste der Verbrannten wurden eifrig gesammelt und als Reliquien aufbewahrt, und allmählich entstand eine wahre Begeisterung für das Streben nach der Märtyrerkrone.

Mehr als zweihundert Jahre sind vergangen, seit Japan für allen fremden Verkehr geschlossen wurde. Im Jahre 1858 wurden die Häfen abermals der europäischen Zivilisation geöffnet und freundschaftliche Beziehungen mit fremden Ländern angeknüpft. Ein allgemeines Verlangen, teilzunehmen an dem universalen Werk des Fortschrittes, tat sich kund. Und nachdem Japan einmal auf seine Verborgenheit und Abgeschlossenheit verzichtet hatte, wurde es zur führenden Macht im fernen Osten. Aufklärung und Zivilisation haben notwendigerweise der Verfolgung und Intoleranz Halt geboten, und im Jahre 1865 fanden ein paar katholische Priester, die auf das frühere Tätigkeitsfeld der Kirche zurückkehrten, zu ihrem großen Erstaunen in einigen Teilen des Landes Nachkommen jener ersten Schüler des heiligen Franz Xavier, die seiner Lehre treu geblieben waren.

Die katholische Bevölkerung Japans beläuft sich jetzt auf 66000 Seelen, darunter 150 Priester, von denen 35 von Geburt Japaner sind. An der Spitze der Hierarchie stehen ein Erzbischof und drei Bischöfe, welche die vier Diözesen von Tokio, Nagasaki, Kyoto und Hakodate leiten. Außer den Priestern gibt es Laienbrüder, die als Lehrer in den Schulen verwendet werden. Auch die philanthropischen Bestrebungen der katholischen Kirche gewinnen an Popularität, und der Besuch der Schulen ist im Zunehmen begriffen. Zur Zeit meines letzten Besuches in Japan waren 32 Mittelschulen mit 3198 Kindern, 7 Elementarschulen mit im ganzen 973 Schülern, ferner 20 Lehrerbildungsanstalten für kaufmännische Zwecke und 2 Seminarien mit 32 einheimischen Schülern vorhanden. Die Barmherzigen Schwestern haben in Tokio ein großes Pensionat

dem eine Lehrerinnenbildungsanstalt angegliedert ist, und 4 andre Erziehungsanstalten, die eine Gesamtzahl von 320 Schülern aufweisen. Obwohl die zur Verfügung stehenden Mittel gering sind, sind bis jetzt 18 Waisenhäuser, in denen 1478 Kinder untergebracht sind, und 2 Stifte für alte Leute erbaut worden. Die Japaner würdigen alle diese philanthropischen Institute vollauf und können nicht umhin, die aufopfernde Hingebung der Missionare zu bewundern. Wo früher Groll und Mißtrauen herrschte, finden wir jetzt wachsende Achtung vor den Missionaren und ihrem Wirken. Sie bewundern vor allem das Leben voll Mühsal, das Priester wie Schwestern ohne zu klagen führen; denn sie leben nicht nur äußerst einfach, sondern sind oft in vollständiger Not. Ihr Einkommen beläuft sich kaum auf einen Schilling pro Tag, und mit dieser Summe müssen sie sich vollständig versorgen und noch die Not der Gemeinde lindern helfen. Die Eingeborenen können nicht umhin, den hohen Beruf dieser edeln Seelen anzuerkennen, die auf alle irdischen Vorteile, Familienbande und alles, was ihnen teuer ist, verzichten und sich vollständig und ausschließlich für das Wohl ihrer Nebenmenschen opfern, indem sie für die Kleinen sorgen, den Kranken helfen, die Alten erquicken. Jeden, der das von der katholischen Kirche in Japan errichtete Lepraheim besucht, ergreift die Aufopferung der hier stationierten Missionare. Sie leben mit diesen aus der menschlichen Gesellschaft Ausgestoßenen zusammen, freudig jenem unerbittlichen Leiden ins Gesicht sehend, das schrecklicher ist als der Tod selbst. Das beinahe übermenschliche Opfer, das sie für das Wohl der Menschheit und zu Gottes Ruhm vollbringen, erweckt allgemeine Bewunderung.

Wie weit sie jetzt zurückzuliegen scheint, jene Zeit, da Religionsverfolgungen an der Tagesordnung waren, da der Shogun jenes furchtbare Dekret erlassen konnte, das in den Annalen der Geschichte aufbewahrt wird: „Solange diese Sonne die Erde wärmen wird, laßt keinen Christen den Fuß nach Japan setzen. Und wenn der König von Spanien oder Portugal oder der große Gott der Christen selbst in dieses Land käme, so soll er es mit seinem Kopfe bezahlen.“

Wenn wir heute auf Japan blicken und den Geist der Toleranz sehen, der jetzt vorherrscht, so erscheint uns dieser schreckliche Urteilsspruch wie ein Echo des alten Barbarentums. Aber das Japan von heutzutage hat für immer mit allen düsteren und rückläufigen Bewegungen gebrochen. Die ganze Nation, jung und alt in gleicher Weise, ist einig in ihrem Streben nach Erleuchtung und Kultur. Das große Werk hat sich bisher ausschließlich auf die Förderung materieller Zwecke erstreckt. Ihr einziges Ziel ist gewesen, die nationale Unabhängigkeit gegen alle von außen kommenden Angriffe zu schützen. Die Herstellung eines sozialen Gleichgewichts, das alle individuellen Interessen befriedigen wird, harrt noch ihrer Konsolidierung. Und die Organisation der Familie, in erster Linie die Erhebung der Frau aus ihrer untergeordneten Stellung — die noch in unsern Tagen nahe an Sklaverei heranreicht —, sind wichtige Fragen, die ihrer Lösung harren.

In ihrem Bestreben, sich eine europäische Zivilisation anzueignen, haben die

Japaner sich bis dahin nur um die materiellen Vorteile gekümmert, die sie bringt, ohne von ihren moralischen Segnungen Nutzen zu ziehen. Unsre äußeren Formen, wie sie von ihnen übernommen worden sind, entbehren noch der inneren Ueberzeugung. Sie haben unsre beschwerliche Mühe und Arbeit angenommen, kennen aber unsre inneren Tröstungen nicht. Doch eine Gesellschaft, die durch bloße Formen zusammengehalten wird und nicht das Wesentliche der christlichen Zivilisation besitzt, kann keinen Bestand haben. Eine Nation, die nur die schweren Werkzeuge und mörderischen Waffen annimmt ohne ihre göttlichen Attribute der Menschenliebe, ist dazu verurteilt, ihren eignen Verfall und Untergang herbeizuführen.

Doch wer kann vorhersagen, wie bald das Volk seine innere Reife erlangen mag oder welche Prüfungen und Krisen die Nation noch durchmachen muß, ehe sie zu einer Erkenntnis der göttlichen Wahrheit gelangen kann? Die Wege der Vorsehung sind immer unverständlich für unsre menschliche Einsicht. Doch der Tag kann nicht mehr fern sein, an dem diese Volksmasse, dann vielleicht über 100 Millionen an Zahl, wenn sie ihren alten Glauben abgelegt hat und sich aller höheren Tröstungen beraubt sieht, selbst ihre einstigen Ideale verlieren muß. Heute denkt die Masse des Volkes in ihrem innersten Herzen noch, wie es ehemals gedacht hat. Ihr strenges Disziplinarsystem, ihre rühmenswerte Treue, ihr allgemeiner Geist der Zufriedenheit beruhen alle auf der Grundlage ihrer alten Traditionen. Doch morgen, wenn die letzten Spuren der Vergangenheit verschwunden sein werden — womit sollen sie sich dann trösten? Nein, ich bin nicht ohne Hoffnung. Dieses Land, das in der Vergangenheit so voll von Ueberraschungen für uns gewesen ist, das im Laufe der Geschichte so bemerkenswerte Beweise seiner Macht und seiner Fähigkeiten gegeben hat, kann uns noch mehr überraschen durch eine völlige innere Umwandlung und einen über die höchsten Erwartungen hinausgehenden inneren Sieg.

Ein Volk, das im Anfang seiner Existenz den Buddhismus auf einen bloßen kaiserlichen Befehl hin annehmen und während der vergangenen Jahrhunderte den Shintoismus durch einen Parlamentsbeschluß zur Nationalreligion machen konnte, kann eines Tages auch dahin kommen, die Wahrheit des christlichen Glaubens zu erkennen, die dann mit solcher Kraft zu ihm sprechen wird, daß es wie ein Mann die göttlichen Wahrheiten annehmen wird, die ihnen in den Tagen des heiligen Franz Xavier schon so nahe gebracht worden sind.

Aus den Briefen Rudolf von Bennigsens

Mitgeteilt von

Hermann Oncken

XIX

Auch nach Ausbruch des Krieges, nach der Kapitulation des hannoverschen Heeres und der Besetzung Hannovers durch die preußischen Truppen blieb Bennigsen eifrig bemüht, durch Zusammenschluß der Liberalen irgendeine Möglichkeit des Eingreifens in das rollende Rad des Geschickes zu erlangen. Er plante eine politische Besprechung der Liberalen Hannovers und der angrenzenden Länder und hatte schon am 2. Juli sich mit den kurhessischen Abgeordneten über ein gemeinsames Vorgehen verständigt.[1]) Da kam die Nachricht von der plötzlichen Wendung der österreichischen Politik zu Frankreich und die Gefahr einer französischen Einmischung in den deutschen Bruderkrieg. In diesem Moment zögerte er nicht, das Banner des Nationalvereins noch einmal wieder zu erheben; wenngleich er noch immer nicht glauben wollte, daß es mit der Existenz Hannovers vorbei sei, so vermochte er für dessen Erhaltung nichts zu tun; für den einigen Zusammenschluß Deutschlands nach außen hin, dem seit sieben Jahren voll Kampf und Enttäuschung alle seine Kräfte gewidmet waren, wollte er sich auch jetzt einsetzen. So beschleunigte er die geplante Besprechung und berief mit seinen hannoverschen Freunden Miquel, Albrecht und v. d. Horst am 9. Juli eine Zusammenkunft der norddeutschen Liberalen nach Hannover. Man einigte sich über eine Erklärung und eine Ansprache, die von zweiunddreißig Mitgliedern der hannoverschen Kammer und vielen andern Hannoveranern sowie den liberalen Führern aus Kurhessen, Bremen, Oldenburg, Braunschweig, Mecklenburg und Sachsen-Weimar unterzeichnet war.

In der Erklärung hieß es:

... Preußen hat in den zerschmetternden Schlägen, mit welchen es den alten Kaiserstaat niederwarf, den Anspruch auf die militärische Leitung Deutschlands erobert. Nur eine Gesamtverfassung Deutschlands ohne Oesterreich, mit welchem nach wiederhergestelltem Frieden ein engeres Bundesverhältnis durch besondere Verträge geordnet werden kann, unter Uebertragung wenigstens des Militärwesens, der auswärtigen und Handelspolitik an die preußische Regierung und einer die einheitliche Leitung und die Mitwirkung der Nation sichernden Form, vermag für Deutschland eine achtunggebietende Stellung in Europa zu begründen und die Wiederkehr von Bürgerkriegen auszuschließen.

Oesterreich hat den verräterischen Versuch gemacht, durch Abtretung Veneziens an den Kaiser Napoleon die Einmischung Frankreichs in den deutschen Krieg zu provozieren. Sollte der Kaiser der Franzosen es unternehmen, weiter als mit vermittelnden Ratschlägen in die deutschen Verhältnisse einzugreifen, sollte gar ein Bündnis Frankreichs mit Oesterreich zustande kommen, so muß die deutsche Antwort auf einen Angriff Preußens durch Napoleon der Nationalkrieg ganz Deutschlands gegen Frankreich sein ...

... Die friedlichen Aufgaben, welche der preußischen Regierung auf dem Gebiete

---

[1]) R. Haym, Das Leben Max Dunckers, 394 f.

deutschen Verfassungslebens gestellt sind, sind nicht minder groß und folgenschwer als die militärischen Aufgaben auf den Schlachtfeldern Böhmens; aber auch hier können wenige Wochen ausreichen, den Verfassungskonflikt in Preußen zu lösen, ein deutsches Parlament zu versammeln und, gestützt auf die energische Mitwirkung des preußischen und deutschen Volkes, den nicht wieder zu zerstörenden Grund zu einem freien deutschen Staatswesen und zu einer wahrhaft nationalen Politik zu legen ...

Die „Ansprache" war an das deutsche Volk, insbesondere an die Süddeutschen gerichtet:

... Die deutsche Nation, uneinig auch über die beste Form ihrer neuen Verfassung, wird gegen das Ausland zusammenstehen. Wir, Männer aus allen Teilen Norddeutschlands, erklären, daß die bedrohte nationale Unabhängigkeit uns jede Zwietracht vergessen lassen, daß das Vaterland in seiner Not auf alle wird rechnen können. Möge die preußische Regierung kühnlich das Banner der nationalen Unabhängigkeit erheben und die Gelüste des Auslandes mit Entschiedenheit zurückweisen — ganz Norddeutschland, wir wissen es, wird ihr folgen in Kampf und Sieg ...

... An Euch, Ihr Brüder im Süden, ergeht unser Ruf. Mögen einzelne Eurer Regierungen die Souveränität, die sie dem Auslande verdanken, lieber dem Auslande opfern als der eignen Nation, mögen einzelne Fürsten noch einmal die Unterwürfigkeit unter den französischen Kaiser dem Verzicht auf Rechte vorziehen, welche die Entwicklung der Nation verhindern — Ihr werdet nicht dulden, daß der schmachvolle Verrat des Vaterlandes sich wiederhole. In Eure Hand ist jetzt Großes gelegt ...

Wir können und wollen nicht glauben, daß Ihr mit dem Auslande in den Kampf ziehen würdet gegen Eure Landsleute im Norden.

Während er so auf eigne Faust auf die patriotische Gesinnung in Norddeutschland zu wirken suchte, bemühte sich auch die preußische Regierung von neuem, sich seiner Mitarbeit zu versichern.

Graf Fr. Eulenburg an Bennigsen.

Berlin, 12. Juli 1866.

Ew. Hochwohlgeboren beehre ich mich zu einer Besprechung über die Mittel und Wege einzuladen, welche in der gegenwärtigen Lage am meisten geeignet sein könnten, die nationale Selbstbestimmung Deutschlands zu sichern. Da die Zeit drängt, würde diese vertrauliche Beratung nicht später als am Montag den 16. d. M. beginnen dürfen und würde ich mich Ew. Hochwohlgeboren verpflichtet fühlen, wenn Ihre Anwesenheit zu dem bezeichneten Tage mir gestattete, von Ihrer Kenntnis der deutschen Verhältnisse wie von Ihrer patriotischen Gesinnung Nutzen zu ziehen.

*

Das Schreiben wurde am 14. Juli von dem preußischen Zivilkommissar in Hannover, Graf Hardenberg, an Bennigsen übersandt. Mir liegt weder die Antwort Bennigsens an Eulenburg noch an Hardenberg vor. Daß Bennigsen der Aufforderung gemäß nach Berlin ging, scheint unzweifelhaft. Am 20. Juli fragte sein Freund G. Planck ihn brieflich: „Welche Eindrücke hast Du denn bei Deiner neulichen Anwesenheit in Berlin gehabt, und ist es wahr, daß Du an der Ausarbeitung der Vorlage für das Parlament teilnehmen wirst?"

*

Bennigsen an Nagel.

Hannover, 26. Juli 1866.

Sehen Sie die Dinge nur nicht zu pessimistisch an. Die ganze Frankfurter Geschichte, so widerlich und nachteilig sie ist, ist doch nur eine sehr kleine Zwischenszene in einem großen Drama. Es ist ja auch Hoffnung, daß mit der unerschwinglichen Kontribution nicht Ernst gemacht wird. Das ungeheure Interesse, welches der Süden hat, mit uns im Norden zusammenzubleiben, wird sich schon wieder geltend machen. Eine effektive Macht, das zu hindern, haben weder Oesterreich noch Frankreich, am wenigsten die erbärmlichen süddeutschen Höfe. Auf einige Jahre von Provisorium und Uebergangsformen müssen wir uns in der deutschen Frage sowieso gefaßt machen, nicht minder vorläufig auf ein ziemlich starkes konservatives Regiment. Oesterreich und das mittelstaatliche Lager sind aber ein für allemal gründlich geschlagen. Das ist ein ungeheurer Gewinn. Einige Widerwärtigkeiten müssen wir schon mit in den Kauf nehmen. Waren wir doch in dem entscheidenden Augenblick nicht die Sieger, sondern unter den Zuschauern.

*

Bennigsen an seine Schwester Baronin Luise von Leonhardi.

18. August 1866.

... Unsre hiesigen Zustände kommen, wie es heißt, in den nächsten Tagen zum Abschluß, allerdings sehr gegen die Wünsche des bei weitem größten Teiles der hannoverschen Bevölkerung. Den blinden König, welcher besser nie zur Regierung gekommen wäre und der nach der ungeheuern Katastrophe noch immer in einer an Wahnsinn grenzenden Verstocktheit sich befindet, wieder zu erhalten, würde allen Denkenden ein großes Unglück erscheinen. Hätte er aber rechtzeitig abgedankt und der Kronprinz mit Preußen einen Vertrag abgeschlossen, so würde alles für die politische Einheit Notwendige haben an Preußen kommen und viel Unheil dem Lande erspart werden können. Die Verblendung des Königs, welche ihn zunächst in ein für Hannover absolut unmögliches Bündnis mit Oesterreich trieb und ihn nun gar gegen die dringenden Bitten seiner Familie, seiner Anhänger, seiner ganzen Umgebung, mit alleiniger Ausnahme der Solms und Platen nach Wien reisen ließ, hat den Bismarckschen Annexionsplan so sehr gefördert, daß an dessen Ausführung in den nächsten Tagen kaum noch zu zweifeln ist. Der König in Wien in seiner Tollheit denkt freilich, in wenig Wochen hier wieder zu regieren, und beschäftigt sich bereits mit dem Plane, dann die roten Uniformen wieder einzuführen, mit denen die Armee das meiste geleistet habe!

Inzwischen verstärken die Preußen hier im Lande ihre Truppen sehr erheblich, um allen etwaigen Tumulten begegnen zu können. Versprochen ist freilich, im Falle der Annexion die möglichste Schonung gegen die besonderen Eigentümlichkeiten, Gesetze und Einrichtungen Hannovers zu beobachten und gegen Beamte und Offiziere jede irgend ausführbare Rücksicht einzuhalten. Es wird aber schwerlich ohne unangenehme Maßregeln und ohne länger dauernde Aus-

nahmezustände ablaufen, da die Schwierigkeiten des Uebergangs, selbst den besten Willen vorausgesetzt, sehr groß sind.

Graf Bennigsen soll es vor kurzem abgelehnt haben, Gouverneur von Hannover zu werden, was ich in dem Falle bedauern würde, wenn ihm wirklich ausreichende Garantien für die richtige Behandlung des Landes zugestanden wären.

Eine gleiche Offerte, welche Graf Bismarck mir zur Zeit des Einrückens der preußischen Truppen machen ließ, habe ich aus naheliegenden Gründen entschieden abgelehnt.

Mit Frankfurt scheint es sich ja etwas besser zu gestalten, vermutlich weil die Preußen auch Frankfurt annektieren wollen. Varrentrapp, den ich in Berlin sprach, hat mir noch haarsträubende Einzelheiten erzählt. Das Ganze ist eine unerhört miserable Geschichte, unvernünftig in der Anlage und über die Maßen gemein in der Ausführung. Uebrigens machst Du Dir von der Erbitterung, welche in ganz Norddeutschland gegen Frankfurt, als die Brutstätte aller antipreußischen Hetzereien und Lügen und den Mittelpunkt einer vergifteten großdeutschen Politik, herrscht, nur eine schwache Vorstellung. Meine öffentliche Erklärung,[1]) welche Dir nicht genügt, hat hier im Norden nach der andern Seite Anstoß erregt . . .

*

[1]) Am 28. Juli hatte Bennigsen folgende Erklärung veröffentlicht:

Von mir ist, zugleich im Auftrage der Herren Miquel und Oetker, in voriger Woche an den Vorstand des Abgeordnetentages — die Herren Dr. S. Müller und Dr. Passavant in Frankfurt a. M. — der Antrag gerichtet, den Abgeordnetentag auf die erste Woche des August nach Braunschweig einzuberufen. Abgesehen von andern Gründen ist die Dringlichkeit des Antrages namentlich damit motiviert, daß der Abgeordnetentag entschieden für das Zusammenbleiben von Nord- und Süddeutschland bei der neuen Konstituierung Deutschlands ohne Oesterreich und für die Fernhaltung aller Rheinbundsgelüste zu wirken habe. Die Herren Müller und Passavant haben jedoch, auch auf eine wiederholte Vorstellung, es abgelehnt, in dem jetzigen Augenblicke zum Abgeordnetentage einzuladen. Wie weit auf diese Entschließung die Behandlung der Stadt Frankfurt durch Preußen von Einfluß gewesen ist, lasse ich dahingestellt. Wundern dürfte man sich darüber nicht. Die Auferlegung einer so unverhältnismäßigen, ohne Ruin der Stadt Frankfurt unerschwinglichen Kontribution hat selbst in den Kreisen Norddeutschlands, in welchen die frühere Haltung Frankfurts und seiner unwürdigen Presse große Erbitterung erregte, den peinlichsten Eindruck gemacht. Eine vollständige Ausführung der angedrohten Maßregeln wird hoffentlich noch unterbleiben. Irgendeine Vergeltung mochte der preußischen Regierung für die so lange erduldete Unbill angemessen erscheinen. Ist es aber eines großen Staates würdig, die Härte gegen ein kleines Gemeinwesen, gegen Schuldige und Unschuldige bis zu einer solchen Rache zu steigern, daß selbst im eignen preußischen Lande das Verfahren der Regierung mehr den Eindruck der Gereiztheit und Schwäche machen und überall dem durch glänzende Siege erworbenen Ansehen und Einfluß Preußens den empfindlichsten Abbruch tun muß?

Als Grund der Ablehnung hat der Frankfurter Vorstand des Abgeordnetentages angeführt, daß im Süden Post- und Eisenbahnverbindung gestört seien; daß, solange der Kriegszustand in Süddeutschland fortdaure, die süddeutschen Abgeordneten zu einer Versammlung nach Braunschweig nicht kommen könnten und daß dem Vorstande dadurch zurzeit eine Einladung zum Abgeordnetentag unmöglich gewesen sei. Ich hoffe, daß in wenigen Wochen diese Gründe, deren Gewicht nicht gänzlich in Abrede zu stellen ist, weggefallen sein werden und dann der Einberufung des Abgeordnetentages nichts mehr im Wege steht.

Bennigsen an seinen Schwager Baron Louis von Leonhardi.

Hannover, 30. Januar 1867.

... In Bennigsen leben die Verwandten diesen Winter im ganzen sehr still. Vater ist auch ab und zu unwohl, obwohl sein Befinden uns gerade keine Besorgnisse einflößt. Der Verkehr mit der Nachbarschaft, welcher ein sehr lebhafter war, hat seit vorigen Sommer ganz aufgehört wegen der so abweichenden politischen Ansichten und der sehr leidenschaftlichen Erbitterung, welche fast alle Mitglieder der hannoverschen Ritterschaften noch immer beseelt. Mir wird in diesen Kreisen nächst Bismarck die größte Schuld an dem Untergang Hannovers beigemessen. Das ist freilich eine sehr unverständige Auffassung; eine Aenderung derselben wird aber noch längere Zeit erfordern, und diese Zeit durch Vorstellungen meinerseits abzukürzen, habe ich keine Lust noch Veranlassung. Eins muß ich aber bei unsern hannoverschen Standesgenossen anerkennen, welche sonst ihre Interessen mit ihrer politischen Haltung in die beste Uebereinstimmung zu bringen wußten. Die feindliche Haltung, welche sie gegen die preußische Regierung einnehmen, entspringt einer wirklich legitimistischen Gesinnung, bei dem klaren Bewußtsein, daß ihren Standes- und Familieninteressen dadurch wesentlicher Schaden geschieht: die preußische Regierung hatte bis anfangs Winter oder doch bis zum Spätherbst den besten Willen, politisch und persönlich ihren Frieden mit unsern Ritterschaften zu machen. Die Führer, wie Graf Münster, Graf Borries, Herr von Bothmer, von dem Knesebeck, waren — aus persönlich freilich sehr verschiedenen Motiven — zu einem Abkommen mit der Regierung geneigt. Aber das Gros des Adels gab seinem politischen Gefühl und nicht seinem Interesse nach und versagte den Führern. Das kann ich auch als politischer Gegner anerkennen.

Durch die Haltung des neuen bayrischen Ministeriums habe ich die größte Hoffnung gewonnen, daß es gelingen wird, den Einfluß des Auslandes auf die deutsche Umgestaltung ganz zu beseitigen und in wenigen Jahren schon die vollständige Vereinigung mit Süddeutschland zu einem deutschen Bundesstaat vollendet zu sehen. Sollte ich in das Parlament gewählt werden,[1]) was freilich in der Stadt Hannover schwerlich, aber wahrscheinlich im Herzogtum Bremen geschehen wird, so werde ich mich natürlich nach Kräften bemühen, daß schon in diesem Jahre die einleitenden Schritte zu einer solchen Entwicklung erfolgen.

*

Briefe liberaler Politiker zur Geschichte der neuen Parteibildung 1866/67

von Unruh an den Ausschuß des Deutschen Nationalvereins z. H. des Herrn Vorsitzenden von Bennigsen.

Berlin, 3. August 1866.

... Es wird sich kaum leugnen lassen, daß die Wirksamkeit des Nationalvereins

---

[1]) Am 12. Februar wurde Bennigsen in dem Wahlkreise Geestemünde-Otterndorf mit 9455 gegen 2904 Stimmen gewählt, während er in dem Wahlkreise Hannover-Linden dem Staatsminister a. D. von Münchhausen unterlag.

schon seit einigen Jahren eine sehr geringe, auf den Gang der Ereignisse fast einflußlose gewesen ist. Zu einer wirklichen Agitation hat es der Nationalverein nicht mehr gebracht. Einzelne Mitglieder haben, übereinstimmend mit dem letzten, in Berlin gefaßten Beschluß des Ausschusses, in ihren Landesvertretungen für Neutralität und Nichtbewilligung der Geldmittel zur Mobilisierung gesprochen, mit Erfolg nur in Nassau. Dagegen hat das Referat von Metz in der darmstädtischen Kammer auf die preußischen Mitglieder des Vereins den übelsten Eindruck gemacht.

Es hat sich als eine Illusion erwiesen, daß der Nationalverein eine Organisation sei, welche im Falle einer Krisis zu gemeinschaftlichem, übereinstimmendem Handeln in den einzelnen deutschen Staaten führen und ein Auseinandergehen wie 1859 verhüten solle. Daß zu diesem negativen Resultat die innere Politik der preußischen Regierung wesentlich beigetragen hat, ist augenscheinlich, ändert aber nichts an der Tatsache der Einflußlosigkeit des Vereins, selbst bei seinen eignen Mitgliedern. Ich würde mich daher auch an ferneren wirkungslosen öffentlichen Resolutionen nicht beteiligen können.

Soll der Verein sich nicht auflösen, sei es ausdrücklich oder unwillkürlich, so muß er zeigen, daß er Macht und Einfluß zu gewinnen gelernt hat. Dazu bietet sich gerade jetzt Gelegenheit. Bismarck und die preußische Armee haben den Hauptpunkt des Programms des Nationalvereins: die preußische Spitze, durchgeführt, aber nur für Norddeutschland, und in diesem hört man bereits Stimmen (aus Hessen) für bloße Personalunion, also für den Partikularismus in anderer Form. Umgekehrt werden Stimmen in den süddeutschen Staaten laut gegen den Ausschluß aus dem Bundesstaat unter preußischer Führung. Es wird nun darauf ankommen, ob der Nationalverein imstande ist, eine wirksame Agitation für die volle Realunion von Hannover, Hessen, Nassau und Schleswig-Holstein mit Preußen und für den Anschluß von Bayern, Württemberg, Baden und Hessen-Darmstadt an den Bundesstaat, ähnlich der italienischen Bewegung von 1860, herbeizuführen und dadurch die Napoleonischen Pläne, wie dort, zu durchkreuzen.

Wollen Hessen u. s. w. ihre besseren Verfassungen, die aber auch niemals ausgeführt worden sind, der Realunion mit Preußen nicht opfern, den Preußen nicht helfen, eine bessere preußische Verfassung zu erkämpfen für das Ganze, und wollen die Südstaaten lieber Embryo eines neuen Rheinbundes werden als sich unter preußische Führung stellen, so können verklausulierte Resolutionen eines macht- und einflußlosen Vereins nichts helfen, sondern nur seine eigene Schwäche und Bedeutungslosigkeit dartun.

Bei dem schnellen Vorgehen Bismarcks müßte die Bewegung für die Realunion und besonders für den Anschluß der süddeutschen Staaten an den Bundesstaat sofort eintreten, wenn ein Erfolg erzielt werden soll.

*

Völk an Bennigsen.

Schachen bei Lindau am Bodensee, den 21. August 1866.

Seit wir uns zuletzt in Frankfurt sahen, woselbst Sie der Urheber meiner

Wahl zum Berichterstatter waren,[1]) die mir so vielerlei Böses und Gutes eingetragen, hat sich unsere deutsche Welt etwas auf den Kopf gestellt. Es scheint, daß wir nach der Mainlinie getrennt werden sollen und daß es uns nicht vergönnt ist, in das Parlament einzutreten. Wir können jedoch diesen Zustand nur als einen vorübergehenden betrachten, und wir werden nicht ruhen, bis wir die Aenderung zu unsern Gunsten und die Vereinigung mit dem Norden wiederhergestellt haben werden. Die Stimmung in einem großen Teile Bayerns ist dafür. In Volksversammlungen, die sich in Augsburg, Kempten, Memmingen, ja selbst in München gegen die Trennung ausgesprochen haben, war die Anschauung eine einstimmige, daß die Trennung als ein nationales Unglück anzusehen, und ich habe all meine Kraft und das Vertrauen, das ich genieße, daran gesetzt, um diese Stimmung zu befestigen. Sollte es aber nicht möglich sein, zurzeit zum Ziele zu gelangen, so bitten wir um eins: lassen Sie uns unsre Plätze im kommenden Parlamente offen, d. h. machen Sie die Sache so, daß es uns möglich bleibt, ebenfalls alsbald, also zu günstiger, hoffentlich nicht zu ferner Stunde, einzutreten, und namentlich graben Sie uns im Süden nicht durch zu weitgehenden Borussismus oder zu straffe unnötige Zentralisation den Boden unsrer Bemühungen ab. Ich habe in den Zeitungen Ihren Brief an Müller wegen Berufung des Abgeordnetentages gelesen, und ich bin damit einverstanden, daß wir diesen Organismus jetzt weniger als je aufgeben dürfen, wenn auch die Frankfurter mit Kolb gemeint haben, sie hätten ihn letzthin „mundtot" gemacht. Wir im Süden brauchen ihn jetzt erst recht, und ist dies auch die Ansicht von Hölder und Fetzer, die ich in den letzten Tagen sprach. Ob und wann die Zeit zur Berufung desselben gekommen sei, kann ich von hier aus nur schwer bemessen; ich habe aber deshalb auch an Schulze nach Berlin geschrieben. — Wollten Sie mir Ihre Ansicht über diese und andre Punkte mitteilen, so würden Sie mich dadurch sehr verbinden, haben wir ja schon so manches zur Erreichung des Zieles unsrer Sehnsucht gemeinsam gearbeitet, so daß mir der Gedanke, daß dies nun aufhören soll, ein unerträglicher ist. Briefe träfen mich hier bis zum 27. August, später in Augsburg. Wann unser Landtag zusammentritt, erfahren Sie ja ohnehin. Ich bitte, mir die Herren Miquel, Planck freundlichst zu grüßen.

Mit herzlichem Gruße und Handschlag u. s. w.

*

Völk an Bennigsen.

München, 7. Januar 1867.

Wir bayrischen Landboten sind nun in München wieder eingezogen und sehen uns einem neuen Minister der auswärtigen Angelegenheiten, dem Fürsten von Hohenlohe, gegenüber. Dessen Antezedenzien sind liberale und weisen uns

[1]) Joseph Völk hatte am 30. Mai 1866 als Mitglied und Berichterstatter des deutschen Abgeordnetentages in Frankfurt die von Bennigsen gestellten Anträge in der öffentlichen Sitzung vertreten.

entschieden auf Preußen hin, und er wird in dieser Richtung die Unterstützung der Fortschrittspartei haben. Nun stehen wir aber einem neuen Heeresorganisationsgesetze gegenüber, das unser Militärbudget von 11 auf 18 Millionen bringen soll, eine Last, die unser Staat wohl kaum zu tragen vermag. Dabei ist aber noch das Bedenken, daß wir nicht einmal Garantien dafür haben, ob das in solcher Weise mit erdrückenden Opfern umzubildende Heer nicht gar im antinationalen Sinne seine Verwendung erhalte. Ich wünschte nun um so mehr Ihre Ansichten über diesen Gegenstand (zu) kennen, als wir ein mitternächtiges Gespräch auf unserm Zimmer in Leipzig abgebrochen haben, ohne daß es den von mir gewünschten Abschluß am andern Tage hätte noch finden können, da Sie fest schliefen, als ich abreiste. Ein zeitweiliges uns entsprechendes Ministerium der auswärtigen Angelegenheiten scheint mir eine Garantie für nationale Verwendung unsrer Wehrkraft nicht zu bieten; ob ein Defensivbündnis mit dem Norden, ob ein Offensivbündnis mit demselben? Können wir mit einiger Aussicht auf — nicht Erfolg, sondern günstige Wirkung — jetzt in unsrer Kammer von der Regierung verlangen, daß sie dem Norddeutschen Bund beitrete? Existiert in der Tat ein Bündnis zwischen Preußen und den Südstaaten für einen Kriegsfall schon heute (wie vielfach behauptet wird)? Welche Stellung hätte nach Ihrer Auffassung unsre Partei dieser und den übrigen Lebensfragen gegenüber einzunehmen und festzuhalten, um (die) von Ihnen in Leipzig angedeutete Auflösung derselben zu vermeiden und der Herrschaft der Feudalpartei entgegenzutreten?

Ich weiß freilich, verehrter Freund! daß ich damit sehr viel frage, allein daß ich frage, mag Ihnen zeigen, welchen Wert ich auf Ihre Ansichten lege, und daß ich der Ueberzeugung bin, es könne nur durch fortwährendes lebendiges Aufeinanderwirken der Männer aus Nord und Süd die große Frage der Schaffung des „Deutschen Staates“ der Lösung näher gebracht werden. Nur etwas freien Zug aus dem Norden, das bringt auch unser süddeutsches Fahrzeug vorwärts. Auf Wiedersehen in Berlin, jedoch nach vorheriger Mitteilung über obiges, wenn möglich.

*

Schulze-Delitzsch an Bennigsen.

Potsdam, 18. Februar 1867.

Die Wahlen sind durch, und wir haben an unser erstes Auftreten im Parlament (einer der wunderbarsten Kombinationen in der Geschichte des Konstitutionalismus) zu denken.

Soll nicht Konfusion im alleräußersten Grade unsre Anfänge geradezu chaotisch machen, so müssen wir sogleich mit festem Parteiprogramm eine feste Parteibildung herbeiführen. Machen wir uns also sofort an die Entwürfe, und vielleicht wäre es recht gut, wenn Du mit einigen erprobten Freunden vielleicht schon Freitag abend oder Sonnabend auf der Durchreise hier in Potsdam bei mir einträffst, damit wir in Ruhe berieten. Sobald Du mir Deine Ankunft bestimmt meldest, lade ich noch einige Berliner bei mir ein.

Noch ein Wort! Ihr habt, wie wir hören, einige Nachwahlen. Auch wir hatten darauf gerechnet, aber uns getäuscht, obschon sich noch nicht alles übersehen läßt. Nur fehlen uns, soweit bisher bekannt, Löwe, Virchow und Hoverbeck; Virchow freilich durch eigne Schuld, da er in Berlin an Laskers und Dunckers Stelle unbedingt durchging, wenn er nicht seine wunderlichen Erklärungen abgegeben hätte, welche eine Ablehnung in Aussicht stellten. Nehmt doch auf jene drei Rücksicht, deren Namen ja doch bei Euch auch einen guten Klang haben. Berlin hat durch Eintreten für Wiggers ja auch bekundet, daß es den Kirchturmsstandpunkt nicht innehält.

Laß mir womöglich recht bald zwei Zeilen Antwort zukommen.

In alter Treue Dein u. s. w.

*

Twesten an Bennigsen.

Berlin, 18. Februar 1867.

Mein verehrter Freund,

beim Schluß unsrer Kammern verabredeten die Mitglieder der nationalliberalen Fraktion, bei Eröffnung des Norddeutschen Parlaments wieder zusammenzutreten und die Abgeordneten, welche außer dem alten Preußen auf demselben Boden stehen, um ihren Anschluß zu bitten. Ich wurde speziell beauftragt, mich an Sie zu wenden, und wenn ich jetzt auch nicht legitimiert bin, mitzusprechen, da ich noch zur engeren Wahl stehe, will ich mich doch des Auftrags entledigen. Ich hoffe, Sie und die meisten in Hannover gewählten Nichtpartikularisten werden sich mit unsern Nationalliberalen vereinigen, da nur in diesem Falle eine irgend zu berücksichtigende Einwirkung auf Parlament und Regierung denkbar scheint. Die Altliberalen, mindestens ein Teil von Ihnen mit Vincke, Max Duncker u. s. w., werden so ziemlich mit der Regierung durch dick und dünn gehen; einige Mitglieder der äußersten Linken, Franz Duncker, Runge, ich fürchte fast, auch Schulze-Delitzsch, werden mit Großdeutschen, Ultramontanen und partikularistischen Preußenfeinden gegen alles stimmen; und zwischen diesen Elementen und dem jetzt zutage getretenen Verfassungsentwurf gegenüber werden diejenigen einen schweren Stand haben, welche eine Verbindungsform herstellen möchten, aber nicht Parlamentarismus und Verfassungsrecht preisgeben wollen.

Hoffentlich werden sich in der Parlamentssitzung, mag sonst daraus werden was da will, gute Verbindungen für die Zeit nach dem 1. Oktober knüpfen, und dafür zählen wir natürlich vorzugsweise auf Sie.

Die Abgeordneten, welche sich den Nationalliberalen zurechnen, werden auf Sonnabend den 23. abends von 6 Uhr ab nach dem Lokale von Zennig, Unter den Linden Nr. 13, zu einer Zusammenkunft eingeladen; hier werden Unruh, Hennig, Forckenbeck, wenn er bis dahin gewählt ist, die öffentliche Einladung unterzeichnen, und wir wünschen sehr, Ihren Namen mit darunterfetzen zu dürfen. Meine Bitte geht dahin, dies zu gestatten, und womöglich auf Ihre Freunde in und außer Hannover dahin zu wirken, daß sie sich mit den preußischen Abgeord-

neten zu einer Partei zusammenschließen mögen, die den Namen national und liberal verdient.

*

Es ist sehr charakteristisch für die Unsicherheit der Parteibildung in dem konstituierenden Reichstage des Norddeutschen Bundes und die schwankende Beurteilung der Persönlichkeiten, daß sich in der gleichen Stunde Schulze-Delitzsch von der Fortschrittspartei, der alte Genosse aus dem Nationalverein, und der ihm bisher fernstehende Twesten von der neuen nationalliberalen Partei, oder wie sie sich bei ihrer Konstituierung am 17. November 1866 genannt hatte, der „Neuen Fraktion der nationalen Partei", zuversichtlich an Bennigsen als einen der Ihren wandten. Die Wahl, die Bennigsen traf, wurde für seine eigne politische Entwicklung ebenso entscheidend wie für die Parteigestaltung der nächsten Jahrzehnte überhaupt.

Die Prozesse der Comédie Française

Von

Georges Claretie (Paris)

(Schluß)

Auch im letzten Jahr hatte die Comédie Française wieder einen Prozeß zu führen. Eine der gefeiertsten Sozietärinnen, Fräulein Brandès, hatte ihren Vertrag gebrochen und spielte im Renaissance-Theater. Die Frauen sind entschieden launenhaft. Ehemals hatte Sarah Bernhardt die Comédie verlassen, weil sie in der „Aventurière" nicht den Erfolg gehabt hatte, den sie sich erwartete, Fräulein Brandès verließ die Comédie, weil sie in Porto-Riches „Passé" einen Triumph gefeiert hatte. Die Künstlerin, die Sozietärin mit einem Anteil von acht Zwölfteln war, wollte nach ihrem Erfolge ohne weiteres zur Sozietärin mit ganzem Anteil ernannt werden, was noch niemals geschehen war, selbst nicht im Falle Sarah Bernhardts. Aber was ging sie Sarah Bernhardt an! Fräulein Brandès wollte eine Bestimmung, ein Dekret allein zugunsten ihrer Person beugen. Dies war ungesetzlich, man konnte nicht darauf eingehen, so daß in einem Augenblick schlechter Laune Fräulein Brandès demissionierte und ans Renaissance-Theater ging, um dort zu spielen.

Fräulein Brandès ist eine interessante, merkwürdige Schauspielerin. Sie hat ein energisches, fremdartiges, willensstarkes Gesicht und besitzt jenes gewisse Undefinierbare, das man Charme nennt. Ihre Stimme hat in den tiefen Lagen ergreifende Töne. Eine intelligente, literarisch gebildete, sehr künstlerisch begabte Persönlichkeit voll Liebe zu ihrer Kunst, war sie fürs Theater wie geschaffen. Die Autoren liebten ihre von Leiden erzählende, leidenschaftliche, fieberhaft erregbare Physiognomie und übertrugen ihr in ihren Werken gern die Rollen unglücklicher

oder liebender Frauen, die einem unglücklichen Verhängnis zum Opfer fallen. Sie spielte diese Rollen mit ihrem gewohnten Talent und mit Erfolg, Rollen übrigens, die schwer zu spielen sind und gegen die das Publikum manchmal ungerecht ist, da es nicht das ganze Verdienst und alle Anstrengungen der Künstlerin zu würdigen versteht und seine Sympathien, seinen Beifall in unmittelbarer Weise der großen Hauptrolle des Stückes, der großen Kokette oder der triumphierenden Liebenden zuwendet. So verließ Fräulein Brandès, die sich nur schwer und mit einem gewissen schlechten Humor dareinfinden konnte, nicht die Erste im Théâtre Français zu sein, die Comédie voreilig, als sie nur Pensionärin war, um im Vaudeville zu spielen. Das war ihr Recht. Wer war schuld daran? Die Comédie gewiß nicht, wohl aber die Autoren, die, von der ganz eigenartigen Erscheinung der Künstlerin angezogen, ihr fort und fort die eigenartigen Rollen aufrührerischer, revolutionierender Frauen, jener ein wenig Ibsenschen Geschöpfe, die in den modernen Bühnendichtungen so häufig sind, übertrugen, ohne zu merken, daß in der ersten Liebhaberin auch eine köstliche, reizvolle Frau steckte, die sich sehr dazu eignete, große Hauptrollen zu spielen, Liebhaberinnen, junge Mädchen, Rollen von viel sympathischerer Art als die fremdartigen Charaktere, deren Darstellungen man ihr zu übertragen pflegte. Sie bemerkten es etwas spät. Uebrigens zog Fräulein Brandès, die sich mit Erfolg im klassischen Repertoire hätte versuchen können, selbst die modernen Rollen vor, die noch keine andre Künstlerin vor ihr kreïert hatte. Sie konnte sich nicht dazu verstehen, ihre älteren Kolleginnen zu vertreten. Jahre waren vergangen, als Fräulein Brandès wieder in die Comédie eintrat. Bald wurde sie zur Sozietärin ernannt. Wenn sie nicht in jener Zeit bereits die Comédie verlassen hätte, so wäre sie rasch zur Sozietärin mit ganzem Anteil ernannt worden, aber jene Jahre der Flucht waren für sie verloren gegangen, sie mußte sich ihre Grade wiedererobern. Endlich wurde ihr der große, so sehr verdiente und von ihr so sehr erwartete Erfolg im „Passé" zuteil. Das Publikum ließ ihr volle Gerechtigkeit widerfahren. Da benutzte Fräulein Brandès diesen Erfolg, eine Art Ultimatum an die Comédie zu richten: „Ernennen Sie mich zur Sozietärin mit ganzem Anteil, oder ich verlasse das Theater und mache Ihnen anderswo Konkurrenz."

Es lag im Interesse des Theaters, die Künstlerin um jeden Preis zu halten. Aber das war unmöglich. Das Reglement stand dem entgegen, daß ihr Verlangen ohne weiteres erfüllt würde. Uebrigens waren auch keine Mittel verfügbar, die gestattet hätten, ihr zu gewähren, was sie ohne Recht verlangte und was weder Rachel noch Sarah erhalten hatten. Fräulein Brandès ging also und spielte im Renaissance-Theater. Wie ehedem gegen Sarah und Coquelin, wurde auch gegen sie ein Prozeß angestrengt. Die Frage konnte keine Zweifel erregen, sie war schon wiederholt gerichtlich entschieden worden. Was tat Fräulein Brandès? Sie warf der Comédie vor, daß sie sich Schadenersatz von ihr zahlen lassen wolle, während weder Coquelin noch Sarah Bernhardt solchen gezahlt hätten. Sie warf der Comédie Française ihre Großmut vor.

Sie war übrigens im Irrtum. Frau Sarah Bernhardt hatte doch Schaden-

ersatz gezahlt, allerdings nicht die ganze Summe, zu der das Gericht sie verurteilt hatte, aber wenigstens einen Teil. Jedesmal, wenn sie von einer einträglichen Gastspielreise zurückkam, begab sie sich geschwind in die Comédie, um einen Teil ihrer Schuld abzutragen. Und das Théâtre Français begnügte sich, da ihm die oftmals bedrängte Lage Sarah Bernhardts bekannt war, großmütig mit diesen Abzahlungen, ohne den Rest zu fordern. Eines Tages — es war ein Unglückstag — brannte die Comédie nieder, und ihre Truppe war im Ausstellungsjahre ohne Obdach, ohne Theater. Großmütig stellte Frau Sarah Bernhardt das Ihrige den Kollegen im Unglück zur Verfügung, und zum Dank erließ ihr die Comédie den Rest ihrer Geldbuße. Ein solches Verhalten konnte nur mit der Begnadigung beantwortet werden.

Auch Coquelin hatte nach seiner Verurteilung der Comédie seine 100 000 Franken Geldstrafe ausbezahlt und sich zugleich verpflichtet, wieder ins Théâtre Français einzutreten. Als dann der Zeitpunkt seines Wiedereintritts sich näherte, suchte er um einen Aufschub nach. Er habe, sagte er, eine Rolle zu kreieren. Die Comédie schlug ihm sein Verlangen ab. Als Coquelin dann nicht wieder eintreten wollte, gab ihm das Komitee des Théâtre Français, das sich über die schon so viele Jahre währende „Coquelin-Frage" ärgerte, seine bereits gezahlten 100 000 Franken zurück, indem es ihm erklärte, daß er jetzt frei sei und daß es von ihm wie von seinem Gelde nichts mehr hören wolle. Die Comédie handelte hier als Grandseigneur. Es erregte ihr Mißfallen, daß Coquelin seinen Wiedereintritt, zu dem er verpflichtet war, zu verschieben versuchte. In allzu großmütiger Weise antwortete sie ihrem Sozietär: „Nehmen Sie Ihre Freiheit, Ihr Geld zurück, das uns gehört, und dann soll nicht mehr die Rede von Ihnen sein in unserm Hause, das seine Rechte gewahrt hat und das sich nicht mehr durch Ihre Launen stören zu lassen gedenkt." Aber zu gleicher Zeit bestimmte die Comédie ausdrücklich, daß Coquelin niemals wieder ins Théâtre Français eintreten solle.

Der Prozeß Brandès war ein schöner, wenn ich so sagen darf, eleganter Prozeß durch den Reiz der dabei gehaltenen Reden. Die Comédie vertrat wieder Maître Du Buit, Fräulein Brandès der Senator und ehemalige Minister Poincaré, der kürzlich wieder Finanzminister geworden ist. Es ging in dem Prozeß sehr liebenswürdig zu. Beide Parteien überschütteten sich gegenseitig mit Blumen, indem die eine den Reiz der bezaubernden Künstlerin, die andre den hohen Wert der Institution, welche die Comédie Française darstellt, pries. In köstlichen literarischen Porträten ließen die beiden Advokaten vor den Richtern die Rollen vorüberziehen, welche die Künstlerin kreiert hatte. Man erging sich vor Gericht in Kunstkritik und Literatur, man bombardierte sich mit Komplimenten und Lobsprüchen. Man sprach für das Publikum, für die Galerie. Fräulein Brandès verlor ihren Prozeß wie die andern Künstler, die es ebenso gemacht hatten wie sie. Sie wurde zu 25 000 Franken Schadenersatz und zum Verlust ihres Anteils verurteilt. In diesen Prozessen ist, mögen sie rein juristisch geführt oder Beredsamkeit und Literatur vorgetragen werden, das Resultat immer dasselbe.

Das Gesetz, das alte Moskauer Dekret, die Verfassungsurkunde der Comédie Française, bleibt Sieger.

Heutzutage jedoch können, um die Wahrheit zu sagen, diese Prozesse, wenn auch die Advokaten mit ihren Reden volle Säle machen, die öffentliche Meinung nicht mehr begeistern. Das Publikum, das diesen Fragen fern steht, hat natürlicherweise kein rechtes Urteil darüber und verliert das Interesse daran. Noch an demselben Tage, an dem das Urteil im Prozesse Brandès gesprochen worden war, hörte ich jemand sagen: „Bah! Was tut's? Sie wird doch wieder in die Comédie eintreten!" Gewiß, die Comédie bedauert ihren Verlust und würde sie vielleicht gerne wieder aufnehmen, unter der Bedingung, und zwar unter der einzigen Bedingung, daß sie sich dem Richterspruch, der sie verurteilt, fügt und nachkommt. Es wäre undenkbar, ein Mitglied in einem Anfall schlechten Humors oder einfach aus weiblicher Launenhaftigkeit auf einige Jahre fortgehen und seinen Kameraden Konkurrenz machen und dann, wenn es dieses Abenteurerlebens müde ist, ganz einfach um Pardon bitten zu lassen. Wenn der Associé eines Kurzwarenhändlers, eines Schusters, der mit seinem Chef durch einen Kontrakt verbunden ist, sich einfallen ließe, ihn zu verlassen, sich in seiner Nähe niederzulassen und ihm Konkurrenz zu machen, dann aber reumütig bäte, wieder mit ihm zusammen arbeiten zu dürfen, so wäre eine Genehmigung notwendig.

Der Beruf des Schauspielers, man muß dies immer hervorheben, gewährt keinerlei Privilegium; das Wort und die Unterschrift eines Schauspielers müssen denselben Wert haben wie die jedes andern Bürgers. Und die Comédie, die ihren Angestellten gegenüber loyal ihre Verpflichtungen einhält, die jeden Tag arbeitet, um den alten, in den Ruhestand getretenen Schauspielern Pensionen zu zahlen, kann verlangen, daß die Verpflichtungen, die sie respektiert, auch ihr selbst gegenüber eingehalten werden. Und wenn jemand sagen wollte: „Was liegt mir daran?" und wenn dieses anarchistische Wort ernst genommen werden sollte, dann bliebe nichts weiter übrig, als das Musée du Louvre zu schließen, seine Kunstschätze zu verstreuen, Cluny und alle unsre Museen zu schließen, unsre Meisterwerke und unsre Künstler beiseitezutun und die Kunst in Frankreich für abgeschafft zu erklären. Dann hätte unser Vaterland ein Stück Weltruhm weniger.

*

Ich habe nicht die Absicht, hier von allen Prozessen zu reden, welche die Comédie Française geführt hat. Das wäre eine Arbeit, die hier zu weit führen würde. Aber ich kann einige Prozesse, die das Théâtre Français mit Dichtern gehabt hat, nicht mit Stillschweigen übergehen. Bekannt sind jene, die Victor Hugo wegen der Stücke „Le Roi s'amuse" und „Angelo" gegen das Theater geführt und in eigner Person vor dem Handelsgericht durchgefochten hat — kaufmännische und juristische Prozesse, die durch das Erscheinen Victor Hugos im Gerichtssaal rasch zu politischen Prozessen wurden, zumal die beredten Darlegungen des Dichters sich sehr rasch in eine Tribünenrede verwandelten.

Le Roi s'amuse" war am 29. November 1832 in der Comédie Française

aufgeführt worden. Die Aufführungen waren stürmisch. Ein Teil der öffentlichen Meinung fand, daß der Franz I. des Dichters, der in Spelunken auf galante Abenteuer ausgeht, eine Beleidigung des Königtums sei. Und der Minister Graf d'Argout erließ am Tage nach der Premiere einen Befehl, der die Vorstellungen von „Le Roi s'amuse“, worin „gegen die guten Sitten verstoßen werde“, untersagte. Victor Hugo protestierte und strengte einen Prozeß gegen die Comédie an. Sie komme, erklärte er, ihren Verpflichtungen nicht nach, da sie versprochen habe, das Werk wieder aufzuführen.

Chaix d'Est-Ange, der treffliche Advokat des Théâtre Français, vertrat die Ansicht, daß das Verbot von „Le Roi s'amuse“ ein administrativer Akt der Regierung und daß die Comédie dafür nicht verantwortlich sei. Das war in der Tat richtig. Aber durch Victor Hugo wird alles groß. Der Prozeß wurde, wie gesagt, zu einem politischen. Der Saal des Handelsgerichts war überfüllt von Leuten, die den großen Dichter reden hören wollten. Sie drängten sich und erdrückten einander fast. In diesem im allgemeinen an ein solches Publikum wenig gewöhnten Gerichtssaal herrschte eine so schwüle Atmosphäre wie in der Deputiertenkammer. Schreie drangen bis an die Ohren der Richter: „Man erstickt! Macht die Fenster auf!“ Der Präsident, der nicht imstande war, die Ruhe wiederherzustellen, erklärte von der Höhe seines Sitzes herab: „Wir sind hier nicht im Theater.“ Und in dieser stürmischen Sitzung, in welcher der Advokat der Comédie, der von der Regierung sprach, mit Pfiffen empfangen, Victor Hugo, der von der Freiheit sprach, mit Zurufen begrüßt wurde, mußte bald ein Pikett Nationalgardisten mit aufgepflanztem Bajonett die Ordnung wiederherstellen. Es war kurz nach der Julirevolution, und ein aufrührerischer Wind ging brausend durch diese Menge, die in einem Gerichtslokal die „Marseillaise“ anstimmte.

Die Rede Victor Hugos, die in seinen Sämtlichen Werken abgedruckt ist, war eine heftige Diatribe gegen die Regierung, eine jener zündenden Reden, wie er sie später auf der Tribüne der Kammer hielt. Nicht mehr die Comédie Française war der Gegner, sondern die Regierung, die Minister, der König; der Angeklagte, das Opfer war die Freiheit des Denkens und Schreibens. „Es ist nicht,“ sagte Victor Hugo, „der Prozeß eines Autors gegen ein Theater, es ist der Prozeß eines Bürgers gegen die Regierung.“ Es ist der Prozeß der Zensur, jenes „Schreckensgesetzes“. „Die liberale Julirevolution,“ sagte Victor Hugo, „hat ihr Ziel verfehlt. Die Reaktion erhebt sich wieder. Das Verbot von ‚Le Roi s'amuse‘ ist die Folge der berüchtigten Verordnungen von 1830, die den Sturz Karls X. herbeigeführt haben.“ Und Victor Hugo vergleicht diese Reaktion mit dem Napoleonischen Despotismus: ihm ist Napoleon lieber. „Er war,“ sagte er, „weder heimtückisch noch heuchlerisch, er stahl uns unsre Rechte nicht eins nach dem andern. Er nahm alles auf einmal, mit einem Schlag. Der Löwe hat nicht die Gewohnheiten des Fuchses. Damals, ich wiederhole es, waren wir groß. Heute sind wir kleinlich. Wir sind keine Kolosse mehr. In diesem Jahrhundert hat es nur einen großen Mann gegeben, Napoleon, und eine große Sache, die Freiheit.

Den großen Mann haben wir nicht mehr. Streben wir danach, die große Sache zu haben."

Man kann sich die ungeheure Wirkung dieser Worte vorstellen, die das ernste Handelsgericht nicht zu hören gewohnt war. Das Publikum war hingerissen und wurde fanatisch, wie jedesmal, wenn von Freiheit gesprochen wird. Victor Hugo verlor seinen Prozeß vor dem Gericht, aber er gewann ihn in der öffentlichen Meinung. Das war alles, was er wollte. Er hatte seinen Tribünenerfolg gehabt, und als er später, nach mehr als zwanzig Jahren, in Guernsey in den „Châtiments" einige der beinahe prophetischen Ideen seiner Rede von 1832 wieder aufnahm, scheint er sich daran erinnert zu haben, daß er einst sozusagen den Staatsstreich angekündigt hatte, als er ausrief: „Heute verbannt man mich aus dem Theater, morgen wird man mich des Landes verweisen. Heute knebelt man mich, morgen wird man mich deportieren. Gebt acht, daß ihr nicht das Kaiserreich ohne den Kaiser bekommt!"

Dies war nicht der einzige Zwist, den Victor Hugo mit der Comédie Française hatte. Schon im Jahre 1829 war in einer von sieben Akademikern unterzeichneten, an den König gerichteten Petition verlangt worden, daß die Vorstellungen von „Hernani" verboten würden und das Théâtre Français den „Erzeugnissen der neuen Schule" verschlossen bleibe. Bekannt ist Karls X. Wort: „In Sachen der Literatur habe ich, wie ein jeder von Ihnen, meine Herren, nur meinen Platz im Parterre." Aber der alte literarische Streit um die Romantik und der weithallende Lärm um den „Hernani" waren noch nicht vergessen, als Victor Hugo im Jahre 1835 mit der Comédie wegen einer Wiederaufführung des „Hernani" und der „Marion Delorme" und im Jahre 1837 wegen einer Wiederaufführung des „Angelo" verhandelte. Die Stücke wurden nicht aufgeführt, und Victor Hugo sah sich gezwungen, einen Prozeß anzustrengen, um der Comédie die Verpflichtungen ins Gedächtnis zu rufen, die sie nicht eingehalten hatte. Der Dichter vertrat auch diesmal wieder seine Sache persönlich. Die Sachlage war einfach, sehr bestimmte Verpflichtungen, welche die Comédie ihm gegenüber eingegangen war, waren nicht eingehalten worden, Victor Hugo mußte seinen Prozeß gewinnen. Das Urteil des Gerichtshofes ist denkwürdig. Das Echo des Tumults in der Premiere des „Hernani" war bis in Gerichtssäle gedrungen, und Richter sprachen ihre Meinung über die Romantik aus. „In Anbetracht," heißt es im Urteil, „daß es eines Volkes, das der Pflege des tragischen und komischen Schauspiels einen seiner schönsten Ruhmestitel verdankt, würdig ist, allen literarischen Systemen, allen Talenten ein nationales Theater zu eröffnen, in dem sie auf ihr Risiko und ihre Gefahr sich vor einem aufgeklärten Publikum produzieren und in einem Kampf mehr um Ruhm als um Geld alle miteinander zum Ruhm des französischen Schrifttums beitragen können ..." Im Jahre 1837 bedurfte es gerichtlicher Urteile, um der Romantik die Pforten der Comédie weit zu öffnen!

Solche Streitigkeiten zwischen der Comédie und den Autoren sind häufig vorgekommen. Viele sind in Vergessenheit geraten, denn es haftet nicht an allen

der große Name Victor Hugos. Indessen sind auch unter diesen heute vergessenen Streitfällen manche merkwürdige.

Es ist bekannt, daß ein Autor früher nur dann Zutritt zur Comédie Française fand, wenn sein Stück durch ein aus Sozietären zusammengesetztes Lesekomitee angenommen war. Dieses Komitee ist kürzlich abgeschafft und der Generaladministrator allein damit betraut worden, die Theaterstücke anzunehmen. Man wird sich noch der Zwischenfälle und der Proteste erinnern, die diese Abschaffung zur Folge hatte, da die Sozietäre behaupteten, daß damit eines ihrer Hauptprivilegien angegriffen werde.

Wenig bekannt aber dürfte es sein, daß im achtzehnten Jahrhundert dieses Lesekomitee eines Tages von einem zurückgewiesenen Autor heftig angeklagt wurde.

Die Geschichte ist amüsant und verdient erzählt zu werden.

Am 11. März 1775 hatte Herr Palissot de Montenoy der Generalversammlung der Schauspieler ein Stück mit dem Titel „Les Courtisanes“ oder „L'Ecole des mœurs“ vorgelesen. Es wurde abgestimmt, sieben Stimmen erklärten sich für die Annahme des Werkes und acht Stimmen lehnten es ab „als wegen seiner außerordentlichen Unanständigkeit wenig verträglich mit der Würde des Théâtre Français“. Das hieß ganz einfach, daß das Stück nicht in den Rahmen der Comédie paßte. Was tut der Autor? Anstatt es bei einem andern Theater zu versuchen, lehnt er sich auf, findet, daß die Schauspieler seine schriftstellerische Ehre verletzen und daß sie ihn beleidigt haben. Ja, er will klagen wegen Verleumdung! „Wer wäre nicht empört,“ sagte er, „Schriftsteller diesem demütigenden Despotismus unterworfen zu sehen!“ Er verlangt ganz einfach — schon im achtzehnten Jahrhundert — die Abschaffung des Lesekomitees. Und wie jeder abgewiesene Autor versuchte er in einem langen Memorandum zu zeigen, daß sein Stück keineswegs „unanständig“, sondern daß es im Gegenteil ein reines Meisterwerk sei. Dann wendet er sich an einen Advokaten, der in einem weiteren Memorandum die Reform der Reglements der Comédie fordert. Schon damals! Das Memorandum ist mit einem berühmten Namen unterzeichnet: François de Neufchâteau. Einige Jahre später rief dieser Advokat das Conservatoire de Musique et de Déclamation ins Leben.

Ein Theater zur Annahme eines Werkes, das es schlecht findet, zwingen zu wollen — das gab in der Tat einen sonderbaren Prozeß! Die Sache machte Aufsehen, und es gab damals weder eine Presse noch Interviews, die die Streitigkeiten verschärften. Als Antwort auf dieses Memorandum richteten die Schauspieler eine Replik an den Polizeidirektor Lenoir. Und der Autor, der wohl einsah, daß er ein abgewiesenes Stück niemand aufzwingen könne, erklärte, „daß er weder mit den Schauspielern eine gerichtliche Auseinandersetzung haben noch sie zwingen wolle, ein Stück aufzuführen, das mit Eifer anzunehmen sie ihr eignes Interesse hätte veranlassen sollen“. Das sind die Worte eines geärgerten Autors; wie oft sind sie seitdem nicht wiederholt worden! Alle Kritiken, die seitdem wieder und wieder gegen die Comédie gerichtet worden sind, sind bereits in dem Memorandum des Herrn de Palissot zu finden. Die Autoren behaupten,

daß in dem besten der Theater alles aufs beste eingerichtet sei, wenn ihre Stücke dort gegeben werden. Werden sie aber zurückgewiesen, so gibt es kein schlechteres Institut. Die Welt der Autoren hat sich seit 1775 nicht geändert — genus irritabile vatum! Und wenn man das Memorandum des Herrn de Palissot oder das der Frau de Gouges liest, deren Drama „L'Esclavage des noirs" von der Comédie zurückgewiesen wurde, so glaubt man irgendeinen kürzlich erschienenen Zeitungsartikel zu lesen, der die Comédie Française und ihre Künstler angreift. Auch Frau de Gouges appelliert an die öffentliche Meinung. „Was hilft," sagte sie, „die Revolution, die den Despotismus gestürzt hat, wenn ich, eine Frau, es nicht erreichen kann, daß ich in der Comédie Française aufgeführt werde!" Dieses Argument ist oft wieder vorgebracht worden. Die Comédie ist ein subventioniertes Theater, sagt man. Der Steuerpflichtige zahlt die Subvention. Er hat also das Recht, seine Werke dort aufführen zu lassen. Das sieht wie ein liebenswürdiger Scherz aus. Es ist jedoch seit Frau de Gouges oft vorgebracht worden!

Ja, die Geschichte der Comédie ist eine fortwährende Wiederholung. Die Kritiken gegen das vortreffliche Dekret von Moskau datieren nicht von heute, und weder Herr Coquelin noch Fräulein Brandès waren die ersten, die es angriffen. Die Schauspieler haben eines Tages alle miteinander sich davon befreien wollen. Es sollte keine Autorität, kein Joch mehr geben, die Freiheit sollte proklamiert, das Théâtre Français in eine Republik verwandelt werden, die Sozietäre allein Herren im Hause sein. Mit diesem merkwürdigen Regime einer allein von den Sozietären verwalteten Comédie ist ein Versuch gemacht worden, aber die Erfolge waren kläglich. Im Jahre 1830 wurde die Comédie nur von den Sozietären geleitet. Bald gab es keine Direktion, keinen Willen, keinen Gewinn, keinen Erfolg mehr, trotz der Bedeutung der Künstler. Jeder wollte herrschen und die Stücke seines eignen Repertoirs spielen. Drei Jahre später, im Jahre 1833, hatte die Comédie 600000 Franken Schulden. Jetzt verzichteten die Sozietäre aus eignem Antrieb auf die Leitung. Sie dankten ab. „Die Société des Comédiens français," erklärte ihre Generalversammlung, „erbietet sich, der Regierung alle bis jetzt durch das Komitee und die Generalversammlung ausgeübten Rechte der Leitung und Verwaltung zu überlassen und erklärt sich damit einverstanden, daß sie einem einzigen Manne unter dem Titel eines Direktors übertragen werden."

Die Lage war damals für die Comédie Française in höchstem Grade kritisch. Alfred de Vigny, der sich dafür interessierte, hat uns diese Krise in einem bisher unveröffentlichten Briefe, der kürzlich in seiner „Correspondance" erschienen ist, geschildert: „Die Aufregung," schreibt er, „ist groß in den Theatern. Ich will Ihnen nur etwas vom ersten französischen Theater erzählen, nämlich, daß es das letzte ist. Es verdankt dies seinen inneren Zwistigkeiten. Es büßt die Gehässigkeiten des einen Schauspielers gegen den andern, des einen Sozietärs gegen den andern, die unerhörten Intrigen der Schauspieler gegen die Stücke, die sie spielten und die ihnen Nahrung gaben. Sie bissen in die Brust ihrer

Nährmutter, nun gibt diese Brust keine Milch mehr." Es war im Jahre 1831 — ein trauriges Jahr. Nachstehend einige Einnahmen, die das Theater mit seinen Stücken erzielte: „Le Distrait" brachte 100 Franken, „Manlius" 85 Franken, „Tartuffe" und „Le Legs" 75 Franken! Fräulein Mars verweigerte ihre Mitwirkung und wollte ihren Abschied nehmen, Samson forderte die gerichtliche Auflösung seiner Verpflichtungen und nahm, „um seinen Kindern Brot zu geben", das Engagement an, das ihm das Palais Royal bot. Die Lage ließ sich in einem Wort des Sozietärs zusammenfassen: „Die Not in der Gegenwart mit der Ungewißheit in der Zukunft."

Madeleine Brohan hat meinem Vater erzählt, daß sie eine Comédie Française kannte, in der sich so wenige Zuschauer befanden, daß Lautour-Mézeray (Madeleine Brohan sah ihn, während sie spielte) ein Blasenpflaster, das er am Arme hatte, betrachten und an einen andern Platz setzen konnte, ohne Protest oder Gelächter hervorzurufen, da die Sperrsitze leer waren.

„J'étais seul l'autre soir au Théâtre français,"

schrieb Musset.

Das Aufblühen der Comédie datiert von der Ernennung eines Administrators, und ich möchte nicht dafür gutstehen, daß diese schlimme Lage der Dinge nicht wiederkäme, wenn die Rivalitäten und Ambitionen, die in dieser aristokratischen Republik immer latent vorhanden und tätig sind, es fertig brächten, sich auf irgendeine Weise eines Tages wieder Geltung zu verschaffen.

Jouslin de la Salle wurde zum Direktor ernannt, und das Theater blühte wieder auf. Im Jahre 1840 nahmen die Schauspieler wieder die Leitung in die Hand — und neue Mißgeschicke waren die Folge. — Wieder wurde ein Direktor, Buloz, ernannt — und ein neuer Aufschwung begann. Als acht Jahre später Buloz die Comédie verließ, folgte wieder die Republik der Sozietäre, und ein Jahr später hatte das Theater 200000 Franken Schulden. Das sind Tatsachen. Diese Zahlen sind ebenso beredt wie der ausgezeichnete Artikel Sainte-Beuves, der im Jahre 1849 für das Théâtre Français einen Administrator forderte. Seitdem hat das Regime in der Comédie keinerlei Veränderung mehr erlitten, sie stand immer unter der Leitung eines Administrators. Sie ist dabei fortdauernd gediehen und strahlt im Auslande in ihrem vollen Glanze. Nur wir mit unserm Frondeurgeiste verunglimpfen sie manchmal, ohne uns klarzumachen, daß wir eines jener Institute über den Haufen werfen wollen, die uns am meisten Ehre machen. Die Comédie hat nicht nur ihre Größe, sondern auch ihre Tugenden, welche die Sozietäre, die sie verlassen, um ihr Konkurrenz zu machen, oft nur zu spät bemerken. Der verlorene Sohn sehnt sich immer nach dem väterlichen Haus zurück. Die Kritiken, die an die Comédie Française gerichtet worden sind, seitdem sie besteht, würden, wenn man alle Broschüren, Denkschriften, Pamphlete, Libelle sammeln wollte, mehrere Bibliotheken bilden. Ihre Lektüre könnte unterhaltend sein, aber sie wäre nicht abwechslungsreich. Alles mögliche ist gegen die Comédie seit ihrer Gründung gesagt worden, und sie hat widerstanden; sie hat siegreich alle Stürme abgeschlagen. Sie hat bei

vielen Leuten Eifersucht hervorgerufen, viele ehrgeizige Bestrebungen entfesselt. Sie hat alles niederzuhalten vermocht, dank ihrer Truppe und ihren Autoren, dank jener Gesellschaft, die trotz der glücklicherweise seltenen Fälle von Treulosigkeit, von denen ich gesprochen habe, immer beisammengeblieben und heute die erste Schauspielertruppe der Welt ist; dank auch ihren Autoren, den älteren, welche die Zierden unsers Landes sind und deren Werke unser Repertoire bilden, und den heutigen, den Neuerschienenen, die in die Fußstapfen ihrer Vorgänger getreten sind, denn die Comédie ist, von Ehrfurcht vor den Traditionen und dem Ruhm Frankreichs durchdrungen, gegen die jungen Talente, die der Ruhm der Zukunft sein werden, immer entgegenkommend gewesen. Es ist eine bewundernswerte Leistung, jenes Dekret, das die Comédie Française organisiert und eine Gesellschaft aus ihr gemacht hat, in welcher der Gewinn verteilt wird, ein Haus, in dem den in den Ruhestand getretenen Schauspielern noch die Arbeit der Jungen zugute kommt. Man spricht von Sozialismus, von Pensionskassen. Die Comédie Française hat diese Probleme gelöst; „und man kann sagen," erklärte Maître Du Buit vor Gericht, „daß die Comédie Française für die Schauspieler schon längst ‚das Bergwerk den Bergleuten' überlassen hat". Es wäre Hochverrat, den Versuch machen zu wollen, ein solches Institut zu erschüttern.

Deutschland und die auswärtige Politik

Es ist in der deutschen Presse als ein erfreuliches Zeichen registriert worden, daß in den letzten Wochen zu wiederholten Malen Mitglieder der englischen Regierung das Wort ergriffen haben, um die Entstellungen und Uebertreibungen in bezug auf Deutschland, ohne die einzelne englische Blätter nun einmal nicht leben können, auf ihren wahren Wert zurückzuführen. Das haben der Kriegsminister Herr Haldane und der Unterstaatssekretär im britischen Finanzministerium Herr Mc Kenna in dankenswertester Weise getan, sie haben damit dem gesamten britischen Publikum Veranlassung gegeben, über die Beziehungen zwischen beiden Nationen in ruhiger und objektiver Weise nachzudenken. Wie groß die Geneigtheit ist, sich durch unrichtige, zu Uebertreibungen neigende Auffassungen beeinflussen zu lassen, geht aus dem Hinweise des Kriegsministers Haldane selbst hervor, wenn er ausdrücklich erwähnt, daß die Anwesenheit von 15 000 deutschen Soldaten in Südwestafrika, deren Aufgabe doch wahrlich schwer genug war und von englischer Seite nichts weniger als erleichtert worden ist, „bei nervösen Leuten in England eine gewisse Mißstimmung habe entstehen lassen und daß die mit dem Oktober beginnende allmähliche Zurückziehung von 7000 Mann deutscher Truppen für Englands Werk in Südafrika eine Erleichterung sei". In Deutschland ist bisher sicherlich noch niemand auf den Gedanken gekommen, daß die über ein so weites Gebiet zerstreuten deutschen Truppen, die nur unter großen

Schwierigkeiten dort verpflegt und erhalten werden konnten, für den englischen Besitz in Südafrika irgendwelche Bedeutung hatten. Als England in Südafrika über 200000 Mann stehen hatte, ist ungeachtet des damals recht gespannten Verhältnisses in Deutschland keinem Menschen beigekommen, in dieser Truppenzahl eine Bedrohung des deutschen Besitzes zu erblicken, und es klingt fast, als ob Herr Haldane seine Landsleute habe ironisieren wollen, wenn er zuließ, daß ihnen eine über ein Gebiet von der Größe des Deutschen Reiches verbreitete Division deutscher Soldaten für die politische Rechnung Großbritanniens überhaupt in Betracht gekommen sei. Deutschland hat durch das von einer ernsten Notwendigkeit erforderte Truppenaufgebot zu erkennen gegeben, daß es entschlossen ist, seinen südwestafrikanischen Besitz zu halten, eine nervöse Verstimmung kann in England somit nur bei den sehr wenigen Leuten vorhanden gewesen sein, die vielleicht der Meinung waren, daß Deutschland dem Aufstande gegenüber das Feld räumen werde. Der britische Kriegsminister hat sodann gleichzeitig bestätigt, daß die Beziehungen zu Deutschland bessere geworden seien, als sie bis vor kurzem waren, was also doch möglich geworden, obwohl — wie es in der nämlichen Rede heißt — die Beziehungen Englands zu Frankreich enger und intimer sind denn je zuvor. Wir haben eine derartige Epoche englisch-französischer Intimität schon einmal in den Jahren 1853 bis 1858 durchlebt, das Jahr 1859 würde aber wahrscheinlich bei einer weiteren Entwicklung der damaligen kriegerischen Verhältnisse England nicht an der Seite Frankreichs gesehen haben. Während des letzten Drittels des vorigen Jahrhunderts hat dann die englische Politik zur französischen manche Berührungspunkte und viele Gegensätze gehabt. Ob gegenwärtig, wie französische Blätter behaupten, die Intimität bereits bis zum Abschluß militärischer Abmachungen gediehen ist, wird schwer festzustellen sein. Ueberwiegend erachtet man in Deutschland diese Angaben nicht für glaubwürdig. Sollten sie es dennoch sein, so liegt darin nichts, was uns außer Fassung bringen könnte. Ueber die neue Dislokation der französischen Flotte ist jüngst mitgeteilt worden, daß angesichts der englisch-französischen Intimität ihr Schwerpunkt in das Mittelmeer verlegt werden, die Stärke des Nordgeschwaders dagegen verringert werden solle. England hat bekanntlich seine Seestreitkräfte im Kanal erheblich verstärkt, und so ist begreiflich, daß die Franzosen bei aller Intimität sich demgegenüber darauf beschränken, ihrem Nordgeschwader nur die allernotwendigste Stärke zu geben und ihre Kraft im Mittelmeer zu konzentrieren, wo Frankreich wichtigere Interessen zu verteidigen hat und wo die Bewegungsfreiheit der französischen Flotte eine weniger beschränkte ist. Auch sonst ließe sich aus dieser Anordnung eine Reihe von Schlüssen ziehen, deren Erörterung hier zu weit führen würde. Es mag den französischen Blättern überlassen bleiben, ihre Leser in dem Glauben zu erhalten, daß die französische Armee den Marschbefehl von London, die englische Flotte die Segelorder aus Paris erwarte. Die Londoner ministerielle „Tribune" vom 19. September spricht sich in einem bemerkenswerten Artikel „Alliances and Friendships", in dem sie ausführt, daß an die Stelle der früheren Kabinettsallianzen die populären

Ententen getreten seien, dahin aus, daß eine Militärkonvention mit Frankreich ein Rückfall von dem jetzigen zu dem alten System sein würde.

Die „Times" haben zu Anfang des Monats unsrer September-Betrachtung eine nicht geringe Anzahl ihrer Spalten gewidmet und damit sowohl für die europäische Presse als für die diplomatische Berichterstattung ein nicht unwillkommenes Füllmaterial geliefert. Aus dem Umstande, daß der englisch-russischen Verhandlungen über Tibet Erwähnung geschehen war, haben die „Times" gefolgert oder sich wenigstens den Anschein gegeben, zu folgern, daß es sich um eine hochpolitische Kundgebung des Deutschen Reiches handle, und nachdem sie diesen Braten feierlich auf die Tafel gesetzt, haben sie sich mit hochernster Miene daran gegeben, ihn zu tranchieren. Der Editor der „Times" wird aber nun doch wohl selbst der Meinung sein, daß Offiziosität nicht gerade eine notwendige Vorbedingung guter Information in der Politik ist. Die „Times" nehmen seit jeher mit Recht den Ruf in Anspruch, gut unterrichtet zu sein, würden sich aber wahrscheinlich sehr energisch dagegen wehren, wenn man sie deshalb gelegentlich als offiziös bezeichnen wollte. Offiziosität zwingt im Gegenteil sehr häufig dazu, von guten Informationen keinen Gebrauch zu machen. Eine große Zeitung und ebenso angesehene Monatsschriften haben, zumal bei den heutigen Verkehrsverhältnissen, reichlich Gelegenheit, Informationen einzusammeln, die von der eignen Regierung vielleicht nicht einmal zu erhalten wären und in deren Verwendung die betreffenden Zeitungen oder Zeitschriften jedenfalls viel freier sind, als wenn sie aus Regierungsquellen stammen. Außerdem gibt es politische Situationen, deren Beurteilung für Personen, die lange berufsmäßig im politischen Leben stehen, sehr einfach und durchsichtig ist, auch wenn diese in diplomatische Berichte oder in die Auffassungen der einzelnen Kabinette nicht eingeweiht sind. Wenn zum Beispiel seitens der britischen Regierung wiederholt öffentlich erklärt worden ist, daß sie die Entente mit Frankreich zur Basis ihrer Politik gemacht habe und davon unter keinen Umständen abgehen werde, so kann es für keinen verständigen Beurteiler der Situation schwer fallen, daraus die richtigen Schlüsse zu ziehen. Es ist daher auch nicht verständlich, wie die „Times" auf den Gedanken kommen konnte, unsre September-Betrachtung habe den Zweck gehabt, die englisch-französischen Beziehungen zu unterminieren oder zu modifizieren. Wir glauben nicht, den „Times" Anlaß zu der Annahme geboten zu haben, daß die „Deutsche Revue" eine Politik von so kurzem Atem unterstützen würde. Wir sind im Gegenteil der Ansicht, daß deutsche Versuche, auf die englisch-französische Intimität einzuwirken, vorläufig nur dazu führen könnten, das Verhältnis jener beiden Länder zueinander zu befestigen. England würde die französische Landmacht nicht loslassen wollen, und Frankreich ist einstweilen noch zu jedem Opfer bereit, um sich die Unterstützung Englands zu sichern. Die „Times" wollen uns gestatten, uns auf eine Autorität zu berufen, der sie wahrscheinlich die Anerkennung nicht versagen werden, ihr Geschäft verstanden zu haben. Das ist Fürst Bismarck, der im ersten Bande seiner „Gedanken und Erinnerungen" Seite 334 wörtlich schreibt: „England hat im

Laufe der neueren Geschichte jederzeit das Bedürfnis der Verbindung mit einer der kontinentalen Militärmächte gehabt und die Befriedigung desselben, je nach dem Standpunkt der englischen Interessen, bald in Wien, bald in Berlin gesucht, ohne, bei plötzlichem Uebergang von einer Anlehnung an die andre, wie im Siebenjährigen Kriege, skrupulöse Bedenken gegen den Vorwurf des Imstichlassens alter Freunde zu hegen. Wenn aber die beiden Höfe einig und verbündet waren, so fand die englische Politik nicht ihres Dienstes, ihnen etwa im Bunde mit einer von den ihr gefährlichen Mächten, Frankreich und Rußland, feindlich gegenüberzutreten. Sobald aber die preußisch-österreichische Freundschaft gesprengt worden wäre, würde auch damals das Eingreifen des europäischen Seniorenkonvents in der dänischen Frage unter englischer Führung erfolgt sein. Es war deshalb, wenn unsre Politik nicht wiederum entgleisen sollte, von höchster Wichtigkeit, das Einverständnis mit Wien festzuhalten; in ihm lag unsre Deckung gegen englisch-europäisches Eingreifen."

Wir wollen an die Sätze nur noch die kurze Bemerkung knüpfen, daß an ihrem Inhalt gemessen die englischen Bemühungen aus den Jahren 1904/05, in Wien und in andern Orten Mißtrauen gegen Deutschland wegen seiner angeblichen Absichten auf die deutschen Landesteile Oesterreichs zu erregen, in einem recht eigentümlichen Lichte erscheinen.

Wenn die „Times" auch bei dieser Gelegenheit die alte Fabel über deutsche Kriegsabsichten im Jahre 1874 (lies 1875) aufwärmen, so ist durch den Briefwechsel Kaiser Wilhelms I. mit dem Fürsten Bismarck zur Genüge dargetan, daß die Königin Viktoria in ihrer damaligen Besorgnis um den von Deutschland nicht bedrohten Frieden lediglich offene Türen eingestoßen hat. Unsre Tagespresse hat das auch jetzt den „Times" gegenüber von neuem festgestellt.

Zum Schluß fallen die „Times" mit ihrer großen historischen Geste etwas aus der Rolle, wenn sie sagen, Englands Größe beruhe auf seinem Widerstande gegen alle Ansprüche auf Hegemonie, gleichviel ob sie von Karl V., Ludwig XIV. oder Napoleon erhoben worden seien. Es liest sich das sehr drollig angesichts der Tatsache, daß England selbst sehr weitgehende Hegemonieansprüche in Aegypten erhebt und ebensolche den Franzosen durch die Konvention von 1904 in Marokko eingeräumt hat. Sodann aber, was Karl V. anbelangt, so hat es diesem gegenüber eine Politik innegehalten, die mit der von Bismarck skizzierten eine recht auffallende Aehnlichkeit hat. England hat sich erst mit Franz I. von Frankreich und dem Papst gegen Karl V. verbündet (Heilige Liga, 1526), um sich siebzehn Jahre später, gleichfalls noch unter Heinrich VIII., mit demselben Kaiser zur Eroberung Frankreichs zu alliieren.

Auf die jetzige englisch-französische Intimität angewendet, lassen diese geschichtlichen Erinnerungen für Deutschland nur die eine Erwägung zu: Beruht die englisch-französische Entente auf dauernder gesunder Grundlage, so wäre es töricht, mit diplomatischen Sprengungsversuchen dagegen anzugehen; ist es nicht der Fall, so löst sie sich von selbst, und Deutschland kann diese Entwicklung ruhig abwarten. Ohne in die Geheimnisse der deutschen Politik eingeweiht zu sein,

glauben wir, daß diese schwerlich andern Gesichtspunkten folgen wird. Der „Temps“ zitiert das Wort eines angeblichen englischen Diplomaten, der zu einem deutschen Kollegen gesagt habe: „Ja, ihr Deutschen habt Erfolg in allem, nur in der Liebe nicht.“ Es mag gern zugegeben werden, daß Frankreichs Erfolge in der Liebe größer sind als die unsrigen, namentlich wenn es dabei 11 Milliarden an Rußland und Aegypten an England als Morgengabe auf den Tisch legt. Deutschland kann warten, bis dieser Liebesfrühling vorüber ist und dann vielleicht die Vernunft in ihr Recht tritt.

Was die russisch-französischen Beziehungen anbelangt, von denen Herr Haldane sagt, daß England ihnen ein wesentlich freundlicheres Verhältnis zu Rußland verdanke, so haben sie wenigstens in der Presse einen recht eigentümlichen Charakter angenommen. Mit geringen Ausnahmen steht die französische Presse auf seiten der russischen Revolution und im scharfen Gegensatz zum Zaren und seiner Regierung. Selbst Blätter wie der „Temps“ und das „Journal des Débats“ machen darin keinen Unterschied. Der „Temps“ führt seit Monaten eine sehr scharfe Sprache, und das „Journal des Débats“ kann noch in seiner Nummer vom 28. August seine Sympathien mit einer auf Galizien und Posen übergreifenden polnischen Erhebung nur mühsam verschleiern. Es hält für unwahrscheinlich, daß Galizien und Posen nicht in Szene treten und nicht versuchen sollten, sich „dem gemeinsamen Vaterlande“ anzuschließen. Was werde dann Wilhelm II. sagen? Werde er nicht bei der russischen Regierung intervenieren, um Garantien zu verlangen, oder werde er nicht sogar eine Armee aussenden, um sie zu nehmen? Was man auch sage und was man auch tue, die russische Revolution werde schließlich eine Kollision mit dem westlichen Nachbar zur Folge haben. — Es mag dahingestellt bleiben, ob hier nicht etwa der Wunsch der Vater des Gedankens ist. Bis jetzt hat es nicht den Anschein, als ob die französische Liebe zu Rußland so heiß wäre, daß sie zum zweitenmal eine polnische Revolution zu überdauern vermöchte, namentlich dann, wenn diese die Aussicht eröffnet, Deutschland und Oesterreich militärisch nach Osten hin in Anspruch zu nehmen.

Die Voraussetzung, von der man dabei in Frankreich ausgeht, daß die Polenpolitik Oesterreichs unter dem Einfluß der Vorgänge in Rußland eine wesentliche Veränderung erleiden werde, wird allerdings auch von namhaften deutschen Publizisten, wenn auch in anderm Sinne, geteilt. Alexander von Peez hat in einer jüngst veröffentlichten Schrift über „die Lage Rußlands“ den Satz aufgestellt, daß dem polnischen Adel Oesterreichs ein Blick auf Livland und Kurland mit ihren revolutionären Zuckungen eine unbedingte Anlehnung an Oesterreich und Deutschland mit ihren festen sozialen Grundlagen rätlich machen werde. Es sei daher möglich, daß die Polen in Oesterreich bescheidener würden. Zurzeit der Hochflut der panslawistischen Bewegung in den achtziger Jahren war wiederholt festgestellt worden, daß ein großer Teil der treibenden Kräfte in der panslawistischen Tendenz der russischen Zeitungen nicht Russen, sondern Polen waren, die sich in den Dienst der Bewegung zu dem Zwecke gestellt hatten, einen Zusammenstoß Deutschlands mit dem Slawentum herbeizuführen, der, gleichviel

wohin der Sieg falle, den polnischen Aspirationen zugute kommen müsse. Die panslawistische Agitation hat dann auch die tschechische Bewegung großgezogen. Angesichts der Tatsache, daß bei der Lage in Rußland vom Panslawismus einstweilen nichts zu hoffen ist, scheinen neuerdings auch die Tschechen in Oesterreich zu einem Einlenken mehr geneigt denn seit langer Zeit. Auch ihnen kann ja nicht entgehen, daß in Rußland die soziale Frage, und zwar in sehr blutiger Gestalt, in den Vordergrund getreten ist, und die führenden tschechischen Kräfte sehen das Dach des alten österreichischen Hauses doch noch als einen sicheren Unterschlupf vor dem im Osten heraufziehenden Gewitter an. Auch Peez weist darauf hin, daß die nationalen Fragen in Oesterreich vor der sozialen Gefahr langsam zurücktreten, und fügt hinzu, in dieser Verschiebung liege schon ein großer Gewinn für die Reorganisation der habsburgischen Monarchie, die nur durch die nationalen Gegensätze unterminiert, durch die sozialen und wirtschaftlichen Interessen aber zusammengehalten werde. Ob dereinst ein „befreites" Rußland in der Lage sein wird, den Weltkampf zwischen Slawen und Germanen aufzunehmen, den der Panslawismus Jahrzehnte hindurch Europa vorgetäuscht hat, muß abgewartet werden. Einstweilen trifft wohl die Annahme zu, daß das befreite Rußland noch lange hinreichend mit sich selbst zu tun haben werde, um seine Nachbarn in Ruhe zu lassen. Mit einem Verzicht der Tschechen auf nationalstaatliche Aspirationen würde die innere Lage Oesterreichs ein wesentlich andres Gesicht gewinnen. Es ist ja außerordentlich bezeichnend, daß der tschechische Radikalismus die Unterstützung, die er in Rußland nicht mehr findet, jetzt bei dem ungarischen Radikalismus und dieser bei jenem sucht. Das spricht dafür, daß die zähe Widerstandskraft Oesterreichs, die schon so viele Katastrophen überdauert hat, sich auch jetzt stärker erweisen wird als alle inneren Schwierigkeiten, von deren wirklicher Bedeutung die publizistischen Uebertreibungen als ein erheblicher Prozentsatz ohnehin in Abzug gebracht werden müssen. Ein recht lehrreiches Beispiel in dieser Beziehung sind die Erörterungen, die sich an die projektierte Reise des Kaisers Franz Joseph nach Bosnien sowie an deren Unterbleiben geknüpft haben.

Präsident Roosevelt hat soeben von neuem Veranlassung genommen, seiner Sympathie für Deutschland und deutsches Wesen in bemerkenswerter Weise Ausdruck zu geben, indem er bei Ueberreichung des von ihm gestifteten Bechers an den Sieger im Wettsegeln in Oysterbay hervorhob, daß weit höher als das Rennen und der Gewinn des Bechers es für Deutschland und Amerika zu bewerten sei, daß durch die Sporttätigkeit der zwei Länder ein für ihrer beider Wohlfahrt höchst wünschenswertes brüderliches Gefühl entwickelt werde. Zu den vielen Verdiensten, die Präsident Roosevelt sich nicht nur um sein Land, sondern auch um die gesamten internationalen Verhältnisse erworben hat, Verdienste, die ihm in der Reihe der Präsidenten der Vereinigten Staaten stets einen hohen Ehrenplatz sichern werden, gehört auch die warme Förderung, die er den Beziehungen zwischen Deutschland und der Union bei jeder Gelegenheit hat angedeihen lassen. Diese Förderung hat sich nicht nur in Reden, Telegrammen und Empfängen, sondern ungleich mehr, wenn auch in aller Stille, auf dem

Gebiet der internationalen Politik bekundet. Wie sehr seine bestimmte persönliche Stellungnahme für das Zustandekommen und den Verlauf der Algeciras-Konferenz von Einfluß gewesen, ist den Lesern der „Deutschen Revue“ bekannt. Roosevelt nahm sofort den Standpunkt ein, daß Deutschland, indem es für seine vertragsmäßigen Rechte und das Prinzip der offenen Tür eintrete, das Interesse aller Nationen gegen einseitige Monopolisierung verfechte, und wie sehr diese Auffassung des Präsidenten Gemeingut seiner Landsleute geworden ist, beweist ein im August-Heft von Watsons „Magazine“ (New York) erschienener Artikel „The German View of Marocco“. Der Artikel ist interessant genug, um ihn im obigen Zusammenhange hier kurz zu skizzieren. Im Eingange wird hervorgehoben, daß, als die marokkanische Frage auftauchte, die Organe der deutschen Politik unterschiedlos und mit Emphase erklärt hatten, daß es sich nur um den Schutz der deutschen kommerziellen und industriellen Interessen handle. Das lege zwei Fragen nahe: gefährdete das franko-englische Abkommen vom 8. April 1904 wirklich die offene Tür in Marokko und waren die deutschen Interessen an dieser offenen Tür von hinreichender Wichtigkeit, um eine so kräftige politische Aktion von seiten Deutschlands zu rechtfertigen? Der Verfasser kommt für beide Fragen zu einer bejahenden Antwort und beruft sich dabei auf die Tatsache, daß Algier für den fremden Handel tatsächlich völlig geschlossen sei (practically completely closed to foreign commerce), während in Tunis jeder fremde Wettbewerb vollständig ausgeschlossen sei. In Madagaskar sei alle fremde Küstenschiffahrt unterdrückt, die scharfe Kontroverse zwischen Downing Street und dem Quai d'Orsay infolge der französischen Ausschlußpolitik in Madagaskar stehe noch in frischer Erinnerung, in Indo-China sei der fremde Handel langsam, aber sicher beseitigt (crowded out). Das Abkommen vom 8. April spreche klar und deutlich (Artikel IV) die Absicht Frankreichs aus, den fremden Handel auszuschließen. Frankreich habe darin alle öffentlichen Arbeiten für sich monopolisiert, die dringendsten Arbeiten allein seien auf 600 bis 800 Millionen Franken zu veranschlagen, bei denen alle Fremden von der Beteiligung ausgeschlossen werden sollten. Artikel IV stipulierte wohl Handelsfreiheit auf dreißig Jahre, aber die Rechnung Frankreichs ging einfach dahin, daß die monopolisierten Arbeiten für die Erschließung des Landes den marokkanischen Handel nach dreißig Jahren hinreichend entwickelt haben würden, um dann seine völlige Monopolisierung der Mühe wert zu machen. Französische Zeitungen und technische Zeitschriften ließen nicht den geringsten Zweifel, daß die Absichten Frankreichs in dieser Richtung gingen. Der Artikel weist dann weiter darauf hin, daß ungeachtet wiederholter und dringender Warnungen der französische Minister des Auswärtigen die Mitteilung des Wortlauts des Vertrages unterlassen und den Eintritt in einen Notenaustausch über den Inhalt abgelehnt habe. Deutschland habe in diesem Verhalten die evidente Absicht Frankreichs erkannt, den marokkanischen Handel für sich selbst zu enteignen, allen fremden Wettbewerb auszuschließen und dies alles obenein in einer Weise zu tun, die einer völligen Geringschätzung Deutschlands gleichkam. Es sei natürlich gewesen, daß Deutschland dieses Verhalten als seiner

Stellung im internationalen Leben unwürdig erachtete. Bei der Bejahung der zweiten Frage führt der Verfasser aus, daß Deutschland nicht reich genug sei, um auf seinen Anteil am marokkanischen Handel zu verzichten. Freilich habe dieser in den Jahren 1903 und 1904 nur je 2 Millionen Dollars betragen, aber vor fünfzehn Jahren sei noch kein deutscher Kaufmann in Marokko etabliert und die deutsche Flagge an der marokkanischen Küste kaum entfaltet gewesen; gegenwärtig seien achtunddreißig blühende Firmen mit einem tüchtigen Stabe von landes- und sprachkundigen Angestellten dort etabliert. Im Jahre 1903 haben 534 deutsche Schiffe mit 424000 Registertonnen, 626 französische mit 494000 Registertonnen und 1148 englische mit 760000 Registertonnen die marokkanischen Häfen angelaufen oder verlassen. In Anbetracht der Nähe von Marseille, Algier und Gibraltar sei der von Deutschland in fünfzehn Jahren erreichte Anteil wohl der Aufmersamkeit wert.

Deutschland befinde sich, so führt der Artikel weiter aus, in einer Lage ähnlich jener der Vereinigten Staaten. Die vitalen Interessen beider Länder erheischen, daß ihnen nirgend eine offene Tür, wo sie noch vorhanden ist, vor der Nase zugeschlagen werden soll. Eine offene Tür mit Monopolen und eine solche, die nur für dreißig Jahre geöffnet ist, sei in Wahrheit keine offene Tür mehr. In einem solchen Lande werde kein verständiger Kaufmann sich in Unternehmungen einlassen, bei denen die Zukunft mit in Betracht gezogen werden müsse. Deutschland habe seine eignen Interessen geschützt, indem es gleichzeitig die aller handeltreibenden Nationen der Erde schützte.

Um seinen Lesern die Sache besser verständlich zu machen, stellt der Verfasser als Beispiel ein gleichartiges Abkommen Englands mit Japan über China auf, worin England Japan die politische Vorherrschaft in China, das Monopol aller öffentlichen Arbeiten und Regierungsaufträge und das Recht übertrüge, die offene Tür nach dreißig Jahren zu schließen, sowie die Zölle nach seinem Ermessen festzusetzen. Gegen ein solches Abkommen würden die Vereinigten Staaten sicherlich energischen Einspruch erheben und die Rückgängigmachung verlangen, ohne politische oder territoriale Zwecke dabei im Auge zu haben. Die amerikanischen Staatsmänner hätten daher von Anfang an begriffen, daß Deutschland in Algeciras nicht ein deutsches, sondern ein internationales Interesse vertrat, das Prinzip der offenen Tür, das zu allen Zeiten Amerikas wohlwollende Unterstützung gefunden habe. Demgemäß sei denn auch das in Algeciras erreichte Abkommen, auf der Basis einer gänzlich und für alle Zeiten offenen Tür in Marokko, der Intervention des amerikanischen Vertreters zu verdanken. So Watsons „Magazine", das damit die Lorbeeren von Algeciras für die Diplomatie der Vereinigten Staaten in Anspruch nimmt, die den Sieg des von Deutschland vertretenen Prinzips gesichert habe. Deutschland ist aber nicht nur für die offene Tür, sondern auch für den andern Grundsatz mit Erfolg eingetreten, daß über Länder, die bereits Gegenstand eines internationalen Abkommens gewesen sind, nicht einseitig durch einzelne Mächte, sondern nur durch die Gesamtheit aller Beteiligten verfügt werden dürfe. Jedenfalls ist die einfache und verständige Aufklärung

erfreulich, die den amerikanischen Lesern im Sinne der amerikanischen Politik über Deutschlands Verhalten vor und in Algeciras gegeben wird; gegenüber den gerade in amerikanischen Revuen im vorigen Jahre von englischer Seite betriebenen Entstellungen um so erfreulicher. Algeciras wird schwerlich die letzte Kooperation beider Länder zugunsten der ihnen gemeinsamen Interessen gewesen sein.

*

Zu Anfang des Monats hat das „Journal des Débats" die Fortsetzung der Kritik der Cromerschen Vorschläge über die Reform der Fremdeninstitutionen für Aegypten veröffentlicht und kommt hierbei darauf zurück, daß das Aufgeben des augenblicklich in Aegypten funktionierenden Systems nicht wünschenswert sei. Es ist in mehrfacher Beziehung von Interesse, die Kritik kennen zu lernen, die gerade vom französischen Standpunkt an diese Reformvorschläge geknüpft wird. Der Verfasser wendet sich zunächst dem sogenannten „europäischen Parlament" zu, das die Gesetzgebung auf Initiative der ägyptischen Regierung und unter der ausschließlichen Kontrolle Großbritanniens üben solle. Nach seiner Ansicht stehen dieser Idee sehr schwere theoretische Bedenken entgegen. Vor allen Dingen erscheine es anormal, daß von einem Parlament, das in Aegypten Gesetze geben soll, die für die Aegypter wenigstens in ihrem Verkehr mit den Fremden obligatorisch sein würden, die Aegypter allein ausgeschlossen sein sollen. Das Parlament solle also nur aus Europäern bestehen und nach Lord Cromers Ansicht nicht zuviel Mitglieder haben, fünfundzwanzig oder dreißig würden genügen. Eine Minorität soll aus den Beamten der Regierung ernannt, der Rest, also die Mehrheit, gewählt werden. Es würde somit in diesem Parlament Ober- und Unterhaus vereinigt sein, das erstere allerdings nur als Minorität, aber immerhin eine von der ägyptischen Regierung, d. h. von Lord Cromer ernannte. Der französische Kritiker will sich damit zufrieden geben, auch sogar damit, daß die Mehrzahl der ernannten Mitglieder, wenn nicht alle, der britischen Nationalität angehören würden. Weit mehr interessiert ihn die Zusammensetzung der Wählerschaft für die Majorität. Lord Cromer selbst gibt zu, daß das Wahlsystem mit größter Sorgfalt geprüft werden müsse, aber er selbst läßt nicht erkennen, was er eigentlich will, sondern nur, was er nicht will. Er will absolut keine aus Nationalitäten gebildete Vertretung, aus der sich eine Menge von Schwierigkeiten ergeben würden. „Nach der letzten Aufnahme von 1897 repräsentieren zum Beispiel die Griechen 33,94% und die Deutschen nur 1,15% der ganzen europäischen Bevölkerung Aegyptens, anderseits belief sich im Jahre 1904 die Ein- und Ausfuhr Deutschlands auf 2 884 000 ägyptische Pfund und die Ein- und Ausfuhr Griechenlands nur auf 281 000 Pfund. Es sei in einem solchen Falle unmöglich zu bestimmen, ob man die Bevölkerungszahl oder den Handel zur Unterlage nehmen solle." Der Kritiker im „Journal des Débats" glaubt nicht an die Aufrichtigkeit dieser Bedenken Lord Cromers, sondern hält es für wahrscheinlicher, daß die Ablehnung der Nationalitäten auf der Erwägung beruhe, daß eine Vertretung nach Nationalitäten nur eine Form der Internationalisation

sein würde. Lord Cromer selbst spricht sich dahin aus, daß ein System den Vorzug verdienen würde, welches die reinen Lokalinteressen, sei es des Handels, sei es des Grundbesitzes zur Basis nehmen und gestatten würde, daß diese Interessen durch Europäer gleichviel welcher Nationalität vertreten würden, mit dem Vorbehalt, daß nur eine gewisse Anzahl Mitglieder ein und demselben Lande angehören dürften. Hiergegen macht das Journal zwei Einwendungen. Die erste, daß, wenn man nur die materiellen Interessen in Rechnung ziehe, die moralischen ohne Vertretung bleiben würden, die Schulinteressen zum Beispiel, und dies namentlich zum Nachteil Frankreichs, dessen moralischer Einfluß der vorwiegende in Aegypten geblieben sei. Der zweite Vorwurf gipfelt darin, daß die Interessen, selbst die materiellen, einiger europäischer Kolonien in Aegypten doch in sehr leichter Weise preisgegeben seien. Es wäre sehr leicht denkbar, daß auf diese Weise die Tür des Parlaments den Angehörigen dieser oder jener Macht dauernd verschlossen bleibe. So wie Lord Cromer es vorgeschlagen, sei das System unannehmbar, es müsse mit der Vertretung nach Nationalitäten kombiniert werden. Das entspreche der Billigkeit. Ohne Ungerechtigkeit zu begehen, könne man von der Verschiedenheit der Nationalitäten in Aegypten nicht absehen. Der Ausdruck „Europäer" habe doch nur Sinn, wenn man ihm den „Eingebornen" gegenüberstelle, also eigentlich gar keinen. In Wirklichkeit gebe es in Aegypten gar keine europäische Kolonie, sondern englische, französische, deutsche, italienische, griechische, österreichische und ungarische, die ohne Zweifel miteinander gemeinsame, aber auch viele besondere, häufig im Widerspruch zueinander stehende Interessen hätten. Es sei leicht einzusehen, daß der Europäer in dem künftigen Parlament vor allem für die besonderen Interessen seiner Kolonie Sorge tragen werde. Man sei doch nicht nur Europäer, sondern auch Mensch, selbst in Aegypten. Trage man diesem Umstande für eine praktische Gestaltung der künftigen Repräsentation nach Nationalitäten Rechnung, so bleibe nur die direkte Ernennung der Mitglieder durch die Mächte übrig. Es sei absolut notwendig, daß jede in Aegypten vertretene Macht einen Delegierten in das Parlament schicke. Dieses werde somit drei Kategorien von Mitgliedern haben. Ein Drittel werde von der ägyptischen Regierung ernannt, ein Drittel durch die Mächte und ein Drittel durch einen nach dem Modus Lord Cromers organisierten Wahlkörper. Diese Zusammensetzung sichere, unter Wahrung des britischen Uebergewichts, nach den Gesichtspunkten der Billigkeit die Vertretung der materiellen und der moralischen Interessen der verschiedenen Mächte in Aegypten.

Ein viel wichtigeres und komplizierteres Problem als das der Zusammensetzung des Parlaments sei aber das Problem seiner legislativen Gewalten. Das künftige Parlament könne keine legislative Omnipotenz haben. Lord Cromer erkenne das selbst an durch eine lange Liste der Gegenstände, die von der Aktion dieses Parlaments ausgeschlossen bleiben sollten. Dahin gehören die Suezkanalkonvention vom 29. Oktober 1888, das Gesetz vom 28. November 1904 über die öffentliche Schuld, die Handelsverträge, die Fragen der Nationalität und die

Verfassung der religiösen Gesellschaften; außerdem will Lord Cromer dem neuen Parlament nicht gestatten, Europäer dem Militärdienst oder dem Frondienst zu unterwerfen oder Herrn Maspero die Generaldirektion des Dienstes der Altertümer zu entziehen. In Wirklichkeit handle es sich dabei mehr um scheinbare als um reelle Konzessionen, denn in allen Verfassungsstaaten seien die durch internationale Abmachungen geregelten Fragen der Einwirkung der Gesetzgebung entzogen; die Suezkanalkonvention, das Gesetz über die öffentliche Schuld, die Handelsverträge seien internationale Abmachungen, ebenso die Konventionen, die in Aegypten die Verfassung der religiösen Gesellschaften regeln, und die, welche die Leitung des Dienstes der Altertümer einem französischen Gelehrten garantiert. Was die Fragen der Nationalität anbelangt, so hängen diese, solange die Bande, die Aegypten mit dem Ottomanischen Reiche verbinden, nicht gelöst seien, weder von Aegypten noch von England noch von den Mächten ab, sondern könnten allein von der Pforte geregelt werden. Hier haben jedoch die Zugeständnisse Lord Cromers eine Grenze. Er will die konsularische Jurisdiktion und auch die jetzigen gemischten Gerichtshöfe beseitigt haben und an ihre Stelle eine neue, von dem Parlament zu genehmigende und von der ägyptischen und englischen Regierung zu verkündende Rechtsprechung setzen. An diesem Punkt wird die Kritik besonders lebhaft. Es heißt da wörtlich: „Also soll das neue Parlament das Recht haben, mit der jetzigen Gerichtsorganisation aufzuräumen; auf einen von London gekommenen Wink wird es die Konsulargerichte unterdrücken, die Verfassung und die Kompetenz der gemischten Gerichtshöfe abändern und sie gegebenenfalls mit den eingebornen Gerichten vereinigen. Nun wohl, das werden wir niemals zulassen. Wir werden niemals zulassen, daß ein in Aegypten errichtetes Parlament, so europäisch es auch sein möge, allein mittels seiner Autorität, selbst unter Beihilfe der Ratschläge Großbritanniens, die Garantien aufhebe oder abändere, die für die Fremden aus einer seit dreißig Jahren erprobten Gerichtsorganisation erwachsen sind, die allen Sicherheit und einigen ihr Vermögen gegeben hat.“ Die jetzige Organisation, so heißt es weiter, sei keineswegs vollkommen. Reformen seien wünschenswert, namentlich hinsichtlich des Strafgesetzes. Aber da sei es von absoluter Notwendigkeit, daß die Mächte sich das Recht vorbehielten, die Reformen zu diskutieren und zu bewilligen. Das will sagen, daß die Fragen der Kompetenz und der Organisation der Gerichte nicht dem künftigen Parlament unterstehen könnten, sondern daß die betreffenden Bestimmungen bleiben müßten, was sie seien: eine internationale Abmachung. Der Gesetzgebung des Parlaments verbleibe das Zivilrecht, das Handelsrecht, die Prozeßgesetzgebung und, sobald Aegypten und die Mächte sich über die Reform des Strafrechts geeinigt haben würden, auch dieses. Das sei ein für die legislative Tätigkeit eines jungen Parlaments hinreichend großes Gebiet. Sehr loyal ausgedrückt, seien dies die Bedingungen, denen die von Lord Cromer vorgeschlagenen Reformen unterstellt werden müßten. Die Mächte könnten nicht davon absehen, sie zu verlangen, Lord Cromer werde sich dem nicht fügen wollen. Es sei daher wahrscheinlich, daß das heutige System der Internationalisation in

Aegypten noch lange andauern werde. Niemand werde sich darüber beklagen, die Aufrechterhaltung des Status quo sei aus den angegebenen Gründen die beste aller Lösungen.

Ganz abgesehen von der praktischen Bedeutung der Einwendungen, zu denen der Kairenser Kritiker des „Journals des Débats“ sachlich zweifellos legitimiert ist, gewinnen sie Interesse auch durch den Widerspruch gegen die Hegemonie, die England durch die Konvention vom 8. April 1904 in Aegypten zu begründen sich anschickt, auch ist es von einigem Wert zu beobachten, wie Frankreich für Aegypten das Prinzip der Internationalisation in Anspruch nimmt, gegen dessen Aufrechterhaltung in Marokko es sich in Algeciras so energisch gewehrt hat.

Gentz kontra Metternich

Briefe an Wessenberg aus den Jahren 1831 und 1832

Von

August Fournier

Wer Gentzens, des großen deutschen Publizisten, Schriften und die Briefe von ihm und an ihn, die bisher veröffentlicht wurden, genauer las, konnte bereits feststellen, daß seine Auffassung vom Staat und von den öffentlichen Dingen gegen das Ende seiner Tage eine etwas freiere Richtung nahm. Es geschah unter dem Eindruck der Julirevolution des Jahres 1830, die nichts von den Entartungen aufwies, welche die große Umwälzung am Schluß des achtzehnten Jahrhunderts begleitet hatten, sondern das monarchische Prinzip unangetastet, den Frieden ungestört ließ und in Louis Philipp von Orleans einen Fürsten auf den Thron brachte, der längst Gentzens Sympathien genoß, unter dem Eindruck des fast unblutigen Freiheitskampfes der Belgier, die sich aus den ihnen seinerzeit aufgezwungenen Fesseln Hollands loslösten, unter dem der Empörung der Polen wider den Druck des Zarentums, dessen Uebergewicht Gentz schon seit Jahren eingedämmt wünschte. Er stand nicht an, diese Ereignisse und die elementaren Gewalten, die darin wirksam wurden, in ihrer historischen und politischen Geltung zu würdigen. Im Oktober des genannten Jahres hatte Prokesch, der österreichische Diplomat des Ostens, dem älteren Freunde seine Ansicht eröffnet, das konstitutionelle Prinzip sei „eine mit Naturnotwendigkeit vorgreifende Umwandlung“, die eintreten müsse, worauf er sofort die Antwort erhielt: „Ich bin über alle Maßen erfreut, Sie auch in dieser Frage auf einem so richtigen, mit dem meinigen durchaus übereinstimmenden Wege zu sehen.“ [1]) Im Jahre darauf schrieb Gentz in die „Augsburger Allgemeine Zeitung“ „Be-

---

[1]) „Aus dem Nachlaß des Grafen Prokesch-Osten“, I, S. 399 und 400.

trachtungen über die politische Lage von Europa nach dem Falle von Warschau", in denen er sich von der Aussichtslosigkeit des Kampfes gegen den Konstitutionalismus überzeugt erklärte und den Regierungen riet, „der Welt zu beweisen, daß das System regelmäßiger Fortschritte mit dem System der Erhaltung nicht notwendig im Widerspruch stehen müsse". Und diese Anschauung tritt mit noch viel mehr Bestimmtheit in Briefen an Wessenberg hervor, die uns aus den Jahren 1831 und 1832 erhalten sind und kürzlich im Wiener Haus-, Hof- und Staatsarchiv zutage kamen. Baron Wessenberg, der österreichische Staatsmann, der auf dem Wiener Kongreß für die deutsche Verfassung die letzte Form gefunden, dann in Frankfurt die territorialen Fragen geregelt, später aber sich für ein Jahrzehnt aus dem offiziellen Leben ausgeschaltet hatte, Wessenberg befand sich damals mit dem Fürsten Paul Esterházy, dem österreichischen Botschafter am englischen Hofe, in London, wo die Vertreter der fünf europäischen Großmächte (darunter der alte Talleyrand) die belgische Frage erwogen. Man gelangte im Verlaufe des Jahres 1831 dahin, die Unabhängigkeit Belgiens von Holland anzuerkennen, in vierundzwanzig Vergleichsartikeln den beiden Staaten ihren Gebietsumfang und ihre Verkehrsrechte vorzuschreiben und am 15. November mit dem neuen König der Belgier, Leopold von Koburg, auf der Grundlage dieser Artikel einen förmlichen Vertrag zu schließen, worin die Mächte sich für deren Durchführung verbürgten. Dieses nach mancherlei Zwischenfällen immerhin rasch gewonnene Ergebnis war namentlich dem Umstande zu danken, daß die Delegierten Oesterreichs mit denen der liberalen Westmächte sich leicht verständigt hatten, Wessenberg voran, der die Ersetzung des konservativen Ministeriums Wellington in England durch das liberale Reformkabinett Grey mit Beifall begrüßte, den neuen Gang der Dinge auf dem Kontinent billigte und die Notwendigkeit konstitutioneller und fortschrittlicher Politik längst erkannt hatte. Damit stand er freilich im Gegensatze zu Kaiser Franz, der den Vertrag mit den belgischen Revolutionären in einem Handbillett an Metternich „ein schändliches Aktenstück" nannte, und zu diesem Minister selbst, der dem Vertreter ernste Vorwürfe darüber machte, daß er die Anschauungen des Wiener Hofes und seines Kabinetts nicht hinreichend berücksichtigt habe. Es war wie ein persönlicher Konflikt zwischen dem Bevollmächtigten und seinen Auftraggebern, der hier zwar nicht offen zutage trat, wohl aber hinter der Szene sich zu solcher Schärfe entwickelte, daß Metternich Wessenberg den Wortlaut des tadelnden Handbilletts nicht vorenthielt.

In diesem Konflikt stand Gentz auf seiten Wessenbergs. Gewiß nicht bloß deshalb, weil er von ihm eine Erleichterung seiner ewigen finanziellen Sorgen erwartete. Diese waren freilich in den letzten Jahren gewachsen, seitdem 1828 die politische Berichterstattung nach der Walachei wegen des russisch-türkischen Krieges aufgehört hatte und mit ihr eine Revenue von 4000 Dukaten weggefallen war. Metternich hatte dann zwar von Kaiser Franz eine Erhöhung von Gentzens Gehalt von 4000 auf 8000 Gulden und ein Geschenk von 6000 Gulden zur Befriedigung drängender Gläubiger erwirkt; aber das war für den verwöhnten

Mann, dem das Geld nur so durch die Finger rann, zu wenig; er hatte auf ein Jahresgehalt von 10000 und auf eine Gabe von 12000 Gulden gerechnet.[1]) Und wenn er sich auch für seine Person hätte einschränken wollen, so war jetzt auch noch eine andre da, die er am liebsten mit Gold überhäuft hätte, die blühend schöne und junge Fanny Elßler, für die der sechsundsechzigjährige Mann in einer letzten Leidenschaft entbrannt war und der er für die Erwiderung seiner Neigung so gerne mit gewohnter Freigebigkeit gedankt hätte. Daß er das nicht konnte, bekümmerte ihn aufs tiefste und drängte ihn zu Schritten, die seinem persönlichen Charakter Eintrag taten: er heischte Geld bei fremden Höfen. Es ist bereits bekannt, daß er bei dem preußischen um Unterstützung warb.[2]) Nun wird es durch die unten mitgeteilten Briefe wahrscheinlich, daß er auch in London bettelte. Und dabei sollten ihm die österreichischen Vertreter helfen. Sie taten's nicht. Es wäre ja wohl auch aussichtslos bei der neuen whigistischen Regierung gewesen, die in Gentz, nach seiner reaktionären Haltung in den zwanziger Jahren, kein freundlich gesinntes Element vermuten konnte. Sollten nun am Ende die Briefe an Wessenberg, in denen der Schreiber sich zu einer Richtung bekannte, die jetzt in London genehm war, nur deshalb so abgefaßt worden sein, um dort seine eigensten Zwecke zu fördern? Sollten sie Wessenberg, indem sie seine Haltung lobten, zu den Vermittlerdiensten williger machen? Der Gedanke liegt nahe. Aber er entspräche doch nicht der Wahrheit. Denn gegen ihn zeugt jenes vertrauliche Schreiben an Prokesch, zeugt der erwähnte Aufsatz über die Vorgänge in Polen, zeugt wohl auch Gentzens Haltung vor den Karlsbader Beschlüssen des Jahres 1819, mit der es einige Aehnlichkeit hat, wenn er jetzt an Cotta schreibt: „In Wien läßt man sich gern gefallen, daß Périer (der neue französische Premierminister) und Louis Philipp mit Ernst und Spott zu Tode geritten werden, und es ist, wie Sie wissen, Mode geworden, sich mit dem Teufel selbst zu koalisieren, wenn man dadurch eine neue Restauration herbeiführen oder vorderhand nur diejenigen stürzen könnte, die man ärger verabscheut als den Teufel.“ Der österreichische Gesandte in Stuttgart dürfe freilich nicht erfahren, „daß er ein so heilsames Werk, als die Verfolgung des juste milieu auf Leben und Tod, gestört oder für die Bösewichter, die an dessen Spitze stehen, Gerechtigkeit, Billigkeit und Anstand verlangt habe“.[3]) Auch als nichts aus der Geldsache in London wurde, blieb Gentz dennoch treu auf Wessenbergs Seite und fand ihm gegenüber sehr herbe Worte über die Haltung der leitenden Kreise in Wien und der unverbesserlichen „Puristen“ — so hießen die Romantisch-Reaktionären in Oesterreich —, die er schon vor anderthalb Jahrzehnten verhöhnt und verurteilt hatte.

*

[1]) Siehe hierüber Schlitter, „Aus den letzten Lebensjahren von Gentz“ (Mitteilungen des Institutes für österreichische Geschichtsforschung, Bd. XIII).

[2]) Treitschke erzählt davon in seiner „Deutschen Geschichte“, III, S. 739.

[3]) Schlesier, Schriften von F. von Gentz, V, S. 217 f.

Wien, den 1ten May 1831.[1])

Ich klage nicht über Ihr Stillschweigen, mein vortrefflicher Freund; ich kann es mir auf mehr als eine Weise erklären. Entweder, Sie halten es für ganz unmöglich, etwas auszuwirken und fühlen sich nicht sehr geneigt, mir ein so ungünstiges Resultat anzuzeigen. Oder, Sie sehen noch einen schwachen Schimmer von Hoffnung, und wollen mir diese nicht absprechen, bevor sie gänzlich verschwunden ist. In beyden Fällen kann ich Sie nicht tadeln. Was aber auch der Ausgang sey, ich bin überzeugt, die beste Parthie genommen zu haben, indem ich diese Sache Ihnen empfahl. Ihre alte Freundschaft für mich verbürgt mir Ihren guten Willen; und von Ihrem savoir faire habe ich, ohne alle Schmeicheley, eine so große Idee, daß ich an keiner Sache, deren Sie sich annehmen, verzweifeln kann. Sie haben während Ihres diesmaligen Aufenthaltes in London unter höchst schwierigen und delicaten Conjuncturen, und einer der feindseligsten Aufgaben unserer Zeit gegenüber, so glücklich operiert, und durch Ihre Thätigkeit und Geschicklichkeit so viel Terrain gewonnen, daß man Ihr Verdienst gewiß nicht laut genug anerkennen kann; ich hatte daher nicht Unrecht zu glauben, daß auch in einem mehr als halb verzweifelten Privat-Geschäft Ihnen noch gelingen könnte, was jeder Andre für unmöglich halten würde. Indessen werden Sie meinen Wunsch, bald etwas von Ihnen zu vernehmen, natürlich finden. Ich bin in einer höchst fatalen Lage; und wenn Sie mir durch einen coup de maître helfen könnten, würde ich Sie als meinen wahren Wohlthäter betrachten. Eines Mehreren bedarf es nicht, um Ihnen mein Anliegen zu empfehlen.

Ich bin überaus froh, Sie in einem für uns, für England, für die ganze Zukunft der civilisierten Welt so entscheidenden Zeitpunkte in London zu wissen, und höre mit großem Wohlgefallen, wie gut Sie dort bey allen Parteyen angeschrieben sind. Möge das Glück Sie bis ans Ziel Ihrer wichtigen Mission begleiten; — oder besser — möge dies Ziel, wenn auch die Hauptsache vollbracht sein wird, noch weit hinaus gerückt bleiben! Vergessen und verlassen Sie nur unter Ihren großen Arbeiten nicht ganz

Ihren alten treuen Diener
Gentz.

*

Wien, den 26ten November 1831.

Die Gelegenheit eines Englischen Couriers, gegenwärtig eine seltene Erscheinung, da die Englische Regierung fast vergessen zu haben scheint, daß Wien noch in der Welt ist, betrachte ich als eine sichere, um Ihnen, mein sehr verehrter Freund, einige Gedanken über einen Gegenstand mitzutheilen, den ich auf andern Wegen, und selbst durch einen unsrer Couriers, zu behandeln kaum wagen würde. Da aber das, was ich darüber zu sagen habe, in London

---

[1]) Briefe, die notwendig vorausgegangen sein müssen, sind nicht erhalten. Wir sind daher, was die in diesem hier berührte Geldsache betrifft, nur auf Vermutungen angewiesen.

Niemandem Anstoß geben kann, so trage ich kein Bedenken, dem H. Forbes diesen Brief anzuvertrauen.

Es ist Ihnen längst bekannt, daß man hier mit dem Gange der Londoner Conferenz nichts weniger als zufrieden ist. Wenn ich sage man, so verstehen Sie wohl, daß ich damit nur Einen Mann[1]) bezeichne, da das Urtheil aller andern, theils keine Rücksicht verdient, theils keinen Ausschlag giebt, und Ihnen folglich höchst gleichgültig seyn kann. Der eigentliche Grund der Unzufriedenheit dieses Mannes liegt nicht in Dingen, wofür Sie und Ihre Collegen auf irgend eine Weise verantwortlich seyn könnten; er liegt in dem nothwendigen, unabwendbaren Resultat Ihrer Verhandlungen, in einem unversöhnlichen Haß gegen jede aus einer Revoluzion entsprungenen Regierung und dem bittern Gefühl der Ohnmacht im Kampfe mit einer alles-richtenden und alles-zertrümmernden Zeit, und in einer immerwährenden Geneigtheit, alle diejenigen zu verdammen, die, freywillig oder gezwungen, aus Vorliebe oder aus Klugheit und Pflicht, zu dem endlichen Siege einer verabscheuten Sache, sey es auch nur durch die nothgedrungenste Theilnahme an derselben, nach der Meynung dieses unbilligen Richters, beygetragen haben. Was Er von Zeit zu Zeit als Fehlgriffe der Conferenz oder seiner Bevollmächtigten in specie getadelt hat, waren nichts als Vorwände, um dem innern Unwillen, welcher der Sache galt, Luft zu machen.

Durch die holländische Expedition im Monat August[2]) hat die ungünstige Stimmung gegen die Conferenz einen beträchtlichen Zuwachs erhalten. Als praktischer Staatsmann konnte man diesen unsinnigen Versuch unmöglich gut heißen, als Minister einer Monarchie, die, so wie die Dinge heute stehen, wie sie namentlich in Deutschland stehen, den Frieden à tout prix aufrecht erhalten muß (non obstant toutes les fanfaronnades officielles et réservées), konnte man nicht verkennen, wie compromittirend und gefahrvoll für die großen Mächte und für die Ruhe Europas das Unternehmen ausfallen konnte. Aber nichts desto weniger blickte ein geheimes Wohlgefallen an dem Widerstande der tiefgekränkten Legitimität, an der Demüthigung eines neugebackenen Königs, selbst an den Verlegenheiten dieses und jenes Hofes, allenthalben durch; und in vertrauten Gesprächen und Herzens-Ergießungen wurde der Entschluß des Königs von Holland ohne Unterlaß gerechtfertigt und gepriesen.

Als die 24 Artikel erschienen, hätte man Vernunft und Wahrheit gänzlich verleugnen müssen, um einem mit so seltener Geschicklichkeit, und zugleich mit so ausgezeichneter (fast überfließender) Gerechtigkeitliebe, ganz zum Vorteil des Stärkern, fast ohne Rücksicht auf den Schwächern abgefaßten Werke des Friedens nicht zu huldigen. Sobald aber die ersten Protestationen gegen diesen meisterhaften Entwurf laut wurden, war man wieder geneigt, der Conferenz Unrecht

[1]) Metternich ist gemeint.

[2]) König Wilhelm von Holland hatte in den ersten Augusttagen eine Armee unter dem Prinzen von Oranien in Belgien einmarschieren lassen, die, nach einigen siegreichen Gefechten, durch ein französisches Hilfskorps bald wieder zur Räumung des Landes genötigt wurde.

zu geben. Obgleich im Interesse des Friedens, das heißt in unserem eigenen höchsten Interesse, nichts sehnlicher gewünscht werden mußte, als eine baldige Annahme dieser Artikel, gefiel man sich doch in dem oft ausgesprochenen Satze, daß „was einmal im Unrecht begonnen habe, auch nur im Verderben endigen könne“.

Gestern endlich erhielten wir (zu meiner, sogar nur schlecht versteckten, unsäglichen Freude) Ihre Berichte vom 16ten und den mit dem Könige Leopold abgeschlossenen Traktat. Jetzt brachen alle alten Wunden wieder auf. Man äußerte sich im höchsten Grade befremdet, daß die Conferenz, als solche, sich angemaßt habe, diesen Traktat zu unterzeichnen; man sprach von Uebereilung, von Mangel an Vollmacht u. s. w. Zum Glück legte das vortreffliche Memoire, welches Sie in Ihrem und Ihrer Collegen Namen eingereicht — eine ebenso zweckmäßige, als siegreich-ausgeführte Präcaution! — vielen unnützen Kritiken Stillschweigen auf.[1]) Man wird auch den Traktat unweigerlich ratifizieren; Niemand wird den König von Holland (so wohl man ihm auch will) bey seinen unverschämten Weigerungen und Drohungen unterstützen; man wird den innern Unmut über das Geschehene so leise als möglich aussprechen; mais le diable n'y perdra rien.

Damit Ihnen jedoch das hier gelieferte Bild der immerwährenden geheimen Opposition gegen fast alle Schritte der Conferenz nicht noch schwärzer erscheine, als es ist, muß ich, zur Steuer der Wahrheit, hinzusetzen, daß man, bey aller Unzufriedenheit mit der Sache, doch oft, sehr oft, den handelnden Personen Gerechtigkeit angedeihen ließ, daß man im Ganzen Ihre Stellung in diesem intrikaten Geschäft mehr bedauerte als tadelte, und daß man Ihrer mühsamen und verdienstvollen Arbeiten mehr als einmal mit Beyfall und Lob gedacht. Ich habe die innigste Ueberzeugung, daß keiner von uns, auch der nicht, der sich für den Klügsten auf Erden hält, ein so schwieriges Problem besser gelöst hätte als Sie; und was auch heute Parteygeist und Leidenschaft, und Einseitigkeit, und Leichtsinn, und oberflächliche Kritik sagen mögen, der Tag ist nicht fern, wo dies, wie so viel Andres, was man augenblicklich verkannt hat, geehrt und bewundert werden wird.

Ich rechne es mir keineswegs zum Verdienst, wohl aber zur Ehre, und zur innigen Satisfaction, daß ich während der ganzen Dauer des Geschäftes, und besonders in den letzten drey Monaten, wo die großen Klagen und Declamationen ausbrachen, ohne allen Auftrag von Ihnen, ja ohne den geringsten Fingerzeig, der mir meine eigne Bedenklichkeiten hätte aufklären können, Ihr immerwährender Verteidiger gewesen bin. Ich habe alles, was geschrieben worden ist, mit der größten Aufmerksamkeit gelesen und studirt, und durfte nur die Stimme meines Gewissens befragen, um zu sprechen, wie ich sprach. Wenn Sie Zeuge der unzähligen Debatten gewesen wären, die über diese Sache zwischen dem Fürsten und mir Statt gehabt haben, so hätten Sie meinen Muth und meine Beharrlichkeit

[1]) Siehe alles nähere bei Arneth, „Wessenberg“, II. S. 124 ff.

zuweilen bewundert. Jetzt bleibt mir kein sehnlicherer Wunsch, als der, daß bey dem von Ihnen ausgesprochenen Grundsatze — keine Modification der 24 Artikel mehr zuzulassen — und, nachdem die Uebereinkunft mit Belgien eine definitive und unwiderrufliche Gestalt angenommen hat, die Hartnäckigkeit des Königs von Holland sich an Ihrer Energie und an der, Gottlob, ungestört gebliebenen Eintracht der fünf Höfe ohne neue wesentliche Complicationen, und ohne eigentliche Coercitiv-Mittel (zu welchen jedoch im Falle der Noth unbedenklich geschritten werden müßte) brechen wird.

Mit äußerstem Leidwesen habe ich vernommen, daß Ihre Gesundheit in der letzten Zeit sehr gelitten hat. Sie besitzen aber eine Lebens-Zähigkeit, und eine Geistes-Heiterkeit, mit der man hundert Jahre alt wird; und ich bin gewiß, daß eine Veränderung der Luft, und ein Paar Monate Ruhe, Sie schnell wiederherstellen werden. Ich weiß aus eigener Erfahrung, daß man nur von Innen heraus lebt — und stirbt. Aeußre Conjunkturen werfen mich nicht um; ich habe der Cholera, als ganz Wien vor ihr zitterte, nicht nur mit Seelen-Ruhe, sondern mit Stolz und Hohn getrotzt; so überzeugt war ich, daß sie mir nicht beykommen konnte. Meine einzige schwere Krankheit ist der Mangel an Geld; und diese drückt mich mehr als jemals. Ich habe mich vor geraumer Zeit mit einem Hilfs-Ruf an Sie gewendet; daß Sie mir nicht geantwortet, verzeihe ich Ihnen, da Sie mir vermuthlich nichts Tröstliches sagen konnten. Ihr Herr College[1]) aber hat mir vielfältige, zum Theil sehr ermunternde Versprechungen gemacht und sie noch neuerlich wiederholt. Wenn Sie ihn bewegen können, auch nur einen Theil derselben in Erfüllung zu bringen, bevor er England verläßt, so werden Sie mir eine unvergeßliche Wohlthat erzeigen.

Ich sehe aus einer Depesche des Fürsten Esterházy, daß Talleyrand sich letzthin auf eine sehr ehrenvolle und schmeichelhafte Art meiner erinnert hat. Vielleicht finden Sie eine Gelegenheit, ihm zu sagen, daß ein Lob aus seinem Munde großen Werth für mich hat, daß ich sehr oft, und nie ohne Bewunderung, Zärtlichkeit und Rührung der in seiner Gesellschaft verlebten interessanten Stunden gedenke, und daß ich gern eine Reise von 50 Meilen machen würde, um das Glück einer Zusammenkunft mit ihm noch einmal zu genießen.

Sie wissen, daß ich mich für Dietrichstein[2]) sehr interessire. Der Fürst will ihn als Geschäftsträger nach Brüssel schicken. Ich bitte Sie, dieses Vorhaben auf alle Weise zu unterstützen, und — wenn es in Ihrer Macht steht — dafür zu sorgen, daß es unter anständigen und möglichst vorteilhaften Bedingungen ausgeführt werde.

Ueber die innern Angelegenheiten Englands könnte ich Ihnen, da ich mich viel und anhaltend damit beschäftige, Volumina schreiben, wenn ich die Zeit dazu

---

[1]) Fürst Paul Esterházy.

[2]) Graf Josef Moritz Dietrichstein, damals junger Diplomat, später Botschafter in London.

hätte, und diesen großen Gegenstand heute auch nur zu berühren für rathsam hielte. Meine Wünsche sind erfüllt, wenn es mir gelungen ist, nach so langer Trennung Ihr Andenken an mich zu erwecken, mir ein Paar freundschaftlicher Worte von Ihnen auszuwirken und Sie zu überzeugen, daß ich mit unveränderten Gesinnungen, das heißt mit inniger Anhänglichkeit und Hochachtung, stets geblieben bin, und Lebenslang seyn werde

Ihr treu-ergebener

Gentz.

*

Wien, den 17. März 1832.

Ich schreibe Ihnen, mein verehrter Freund, durch einen Rothschildschen Courier, der diesen Abend gerade nach Paris gesendet wird, von wo aus Ihnen mein Brief leicht und sicher überbracht werden kann.

Die Verzögerung der Ihnen am 13. angekündigten Ratificationen[1]) hat ihren Grund einzig in den Ihnen bekannten Mängeln der hiesigen Geschäftsführung. Es ist alles im besten Gange, und ich denke wohl, daß bis zum Dienstag (20ten) spätestens der Courier vom Stapel gelassen wird.

Der Traktat wird pure et simpliciter ratifiziert, der Ratification aber zwey Clauseln beygefügt; die erste betrifft den Ihnen bereits bekannten Vorbehalt der Rechte des Deutschen Bundes[2]); die andre soll das Verbindungs-Glied zwischen dem Traktat und der vorgeschlagenen Separat-Convention bilden. Diese letztere sollte, nach der ersten Idee des Fürsten, in den Traktat selbst aufgenommen werden, wogegen ich aber mit Händen und Füßen protestirt und standhaft behauptet habe, daß hiedurch die Identität des Textes aufgehoben und die ganze Ratification unbrauchbar würde. Hierauf habe ich den Artikel so abgefaßt, wie er hier beyliegt[3]); ich glaube, Sie werden bey der Redaction nichts zu erinnern finden, und bitte zu bemerken, daß ich selbst die Worte modifier, rectifier u. s. w. sorgfältig vermieden habe.

In der Zwischenzeit werden Ihnen nun die guten Nachrichten aus dem Haag, die man uns unterm 7ten einberichtet hat, zugekommen seyn; und Orloffs Ankunft wird Sie überzeugt haben, daß ich Ihnen die Absichten und den Gang des Russischen Cabinets richtig dargestellt hatte.[4]) In Ihrer Depesche vom 6., die wir gestern erhielten, klagen Sie noch über den üblen Eindruck, den die Russische Separat-Unterhandlung im Haag, bey dem Englischen Minister gemacht hat. Mich dünkt aber, es kann Ihnen jetzt nicht mehr entgehen, daß Rußland

---

[1]) Des Vertrages vom 15. November mit Belgien.

[2]) Luxemburg betreffend.

[3]) Die Beilage fehlt. Es handelte sich um ein zweites, am 14. Dezember 1831 von den Vertretern Oesterreichs, Preußens, Rußlands und Englands und dem Bevollmächtigten Belgiens unterzeichnetes Abkommen wegen Schleifung gewisser belgischer Festungen.

[4]) Graf Alexis Orlow war vom Zaren zu Wilhelm I. von Holland entsendet worden, um ihn zur grundsätzlichen Anerkennung der 24 Artikel zu bestimmen und ihm dafür zu Zugeständnissen der Belgier zu verhelfen. Das gelang aber nicht. Die Hartnäckigkeit des Königs schob Rußland dann auf die Seite der Westmächte.

uns bey dieser Gelegenheit einen wahren Dienst erwies, und einen Dienst, den nur Rußland leisten konnte.

Sie haben sehr Recht, und ich bitte Sie, oft und nachdrücklich zu wiederholen, daß bey den den Belgiern zu bewilligenden Handels- und Schiffahrts-Concessionen nicht bloß vom Englischen, sondern auch vom Deutschen Handel die Rede ist. Dies wird hier nur allzusehr vergessen, und Münch,[1] der seine Aufmerksamkeit darauf richten sollte, ist ein viel zu verstockter Feind der Belgier, und ein viel zu entschiedener Ja-Herr des Fürsten, als daß er diese Seite der Sache nur eines Blickes würdigen mögte, ob ich ihm gleich täglich über diese und andere ähnliche Unarten sehr nachdrücklich die Wahrheit sage.

Für die Beharrlichkeit, mit welcher ich, seit Jahr und Tag, die Sache der Conferenz, das heißt die Sache der Vernunft und des Friedens verfochten habe, erbitte ich mir von Ihnen, außer Ihrem Beyfall, nur eine einzige Belohnung, die Ihnen nicht sehr schwer werden wird. Wenn man mit Lamb's[2] Berichten in London zufrieden seyn sollte, so wünschte ich, daß Sie gelegentlich dem Lord Palmerston sagten, daß ich ihm treu und thätig beystehe. Es ist wahr: daß ich ihn bisher auf jedem seiner Schritte geleitet habe, und daß kein Tag vergeht, ohne daß wir zwey oder drey Communicationen mit einander hätten. Auch habe ich nicht wenig dazu beygetragen, seinen Credit beym Fürsten zu befestigen. Nun ist zwar Lamb ein braver und guter Mensch, der mich nicht mit Undank bezahlen wird. Indessen könnte es gewiß von großem Nutzen für mich seyn, wenn man mir in London selbst einige Gerechtigkeit angedeihen ließe.

Ich denke, wir nähern uns nun mit starken Schritten der Beendigung dieses großen Geschäftes. Was Périer am 7ten d. M. in der Deputirten-Kammer darüber gesagt hat, ist so wahr und schön, daß es Sie allein für alle Ungerechtigkeiten entschädigen kann, die gegen Sie und Ihre Collegen, nicht bloß von verächtlichen Journalisten, sondern, leider, auch von höheren Autoritäten, begangen worden sind. Sie können dem unbefangenen Urtheil der aufgeklärten Welt und Nachwelt dreist entgegensehen. Daß Sie im Laufe von anderthalb Jahren nicht Einen Fehler begangen haben sollten, wäre mehr als man von Menschen fordern kann; wenn Sie aber einst Lust haben sollten, die wahre Geschichte der in dieser Sache extra muros begangenen Sünden kennen zu lernen, so wenden Sie sich nur an

Ihren treu-ergebenen Diener

Gentz.

*

Wien, den 24ten April 1832.

Ich erhielt am 19ten d. gleichzeitig Ihre drey mir sehr werthen und interessanten Schreiben vom 26ten März, 7ten und 11ten April.[3] Ich bin, leider,

[1] Graf Joachim Eduard von Münch-Bellinghausen war seit 1822 Hofrat im Auswärtigen Amt und Geheimer Rat.

[2] Englischer Bevollmächtigter in Wien.

[3] Die Briefe Wessenbergs an Gentz sind nicht erhalten.

nicht im Stande, diese Schreiben so zu beantworten, wie ich gern mögte; denn seit ungefähr vier Wochen (und eigentlich wohl länger) steht meine Gesundheit auf sehr schwachen Füßen. Eine krampfhafte Affection (im Nachlaß meiner ehemaligen arthritischen Beschwerden), die sich zwar nur selten, durch starke und kurze Anfälle ausspricht, wirkt nichts destoweniger feindselig auf fast alle Theile meines Körpers, und giebt mir ein Gefühl von Ohnmacht, von Trägheit, von unnatürlicher Neigung zum Schlaf, daß ich mich oft nicht entschließen kann, das Bette zu verlassen und irgend ein Geschäft anzugreifen.[1])

In wie fern diese körperliche Degradation die Folge oder die Ursach einer sehr deprimirten Gemüthsstimmung seye, oder — was wohl das wahrscheinlichste ist — beyde einander wechselseitig die Hände reichen, lasse ich dahin gestellt. Gewiß ist aber, daß, so lange ich in meinen jetzigen Geschäfts-Verhältnissen lebe, ich nie in meinem Innern mehr gelitten habe als in den letzten 6 Monaten. Von persönlichen Kränkungen ist nicht die Rede; die Art, wie man mich seit Jahren behandelt hat, die absolute Gleichgültigkeit über mein Interesse und selbst meine dringendsten Bedürfnisse — daran bin ich zu sehr gewöhnt, als daß es mich noch affizieren könnte. Aber das Schauspiel der täglichen Behandlung der wichtigsten politischen Fragen, diese Einseitigkeit, diese Heftigkeit, diese blinde Intoleranz gegen die kleinste Nüance einer Abweichung von dem Standard des extremen Purismus, dieser riesenhafte Eigendünkel, der alle Weisheit der Welt in sich allein concentriert glaubt — haben mir vielfältig das Herz zerrissen und mich zuletzt zur Verzweiflung gebracht. Ich mache jetzt möglichst gute Contenance. Früher habe ich oft Opposition versucht; aber die immer zunehmende Leidenschaftlichkeit des Fürsten, und das Gefühl, allein zu kämpfen, während die 4 andern bey diesen kleinen Conferenzen gegenwärtigen Herren — Senfft[2]), Mercy[3]), Münch und Sedlnitzky — entweder ebensolche überspannte Ansichten haben, wie der Chef, oder als treuergebene nur immer zum Applaudiren bereite Courtisane ihm nie widersprechen, haben mir endlich ein Stillschweigen aufgelegt, welches ich jetzt nur selten, nur um irgend ein falsches Factum zu berichtigen, breche.

Die Ungerechtigkeit und Schiefheit, mit welcher seit dem Monat November die sämmtlichen Verhandlungen der Londoner Conferenz hier beurteilt und behandelt worden sind, haben längst mein Gemüth aufs äußerste empört und nicht wenig zu meiner Krankheit beygetragen. Aus Ihrem Schreiben vom 11ten lerne ich aber eine mir ganz unbekannte Thatsache, die ich nicht für möglich gehalten hätte, wenn Sie derselben nicht erwähnten. Man hatte mir freylich das Hand-

---

[1]) Ueber Gentzens früheres Leiden s. dessen Tagebücher Bd. II, S. 423, zum 31. Mai 1821, wo er von einem „arthritischen (gichtischen) Prozeß“ spricht, „der nie zu einem Produkt gelangen konnte und eine unleugbare Abnahme seiner Kräfte und Funktionen veranlaßt hat“.

[2]) Graf Senfft von Pilsach war 1823 definitiv aus sächsischen in österreichische Dienste übergetreten, wurde 1825 Gesandter in Turin und 1831 in die Staatskanzlei nach Wien berufen.

[3]) Graf Florimund Mercy war seit 1814 Hofrat im Auswärtigen Amte (Staatskanzlei).

billet des Kaysers gezeigt, und ich wußte wohl, wie ich es mir zu erklären hatte, und ich hoffte, es würde auf immer in den Akten begraben bleiben. Daß man es Ihnen mitgetheilt hat, betrachte ich nicht allein als eine unnütze Grausamkeit, sondern als eine wahre Infamie. Daß Sie es mit der Ruhe und Standhaftigkeit eines guten Gewissens aufgenommen haben, gereicht Ihnen zur Ehre; Ihren Freunden muß aber erlaubt seyn, die Schändlichkeit dieses Procédé in seinem ganzen Umfange zu fühlen.[1])

Orloffs Courier muß nun die Sache schon auf irgend eine Art zur Reife gebracht haben. Mein sehnlicher Wunsch ist, daß die Conferenz, gleich nach erfolgter Auswechselung der Oesterreichischen und Preußischen Ratificationen (die Russischen mögen bewilligt worden seyn, oder nicht), ohne auf irgend eine Russische Remonstration zu hören, entscheidende Maßregeln gegen den König von Holland verabrede, und England und Frankreich, wenn er sich dem in Gemäßheit solcher Maßregeln ihm vorzulegenden Ultimatum nicht unterwirft, ohne weiteres zur Execution schreiten. Ich fürchte nur, daß die Schreckensperiode der Cholera neue Zögerungen in dieses heilsame Unternehmen bringe.

Leben Sie wohl, mein verehrter Freund! Weiter reichen heute nicht die Kräfte. Ihr sehr ergebener

Gentz.

*

Bald versagten die Kräfte ganz. Am 9. Juni 1832 starb Gentz, der „Revolutionär", wie er kurz vorher von einer Freundin des Metternichschen Hauses genannt worden war. Der Staatskanzler selbst richtete an Prokesch, der viel an dem Dahingeschiedenen verloren hatte, Worte voll Teilnahme, die Gentzens großen Eigenschaften durchaus gerecht wurden. „Ein seltener Umfang des ausgezeichnetsten Talents, wahrer Genius ist mit dem Verewigten zu Grabe gegangen," hieß es darin. Doch völlig konnte der Minister den Unmut darüber, daß ihm der Dahingeschiedene in der letzten Zeit opponiert hatte, nicht unterdrücken; er erwähnt „der großen Reizbarkeit seines Nervensystems seit mehr als achtzehn Monaten" und daß er der Regierung und ihrem Chef „seit ein paar Jahren nur mehr Phantasiedienste leistete". Für uns aber hat es etwas Versöhnliches, daß Gentz im Unmut über das versteinerte System der Reaktion, dem er so manches Jahr mit seinen Kräften gedient hatte, von hinnen ging.

---

[1]) Siehe das Handbillett in seinen von Metternich Wessenberg mitgeteilten Sätzen bei Arneth, „Wessenberg", Bd. II, S. 141.

Die Glocken der Giralda

Von

L. von Schlözer

¿Qué castillos son aquellos,
altos son, y relucian?
— ¡El Alhambra era, Señor
Romanze von Abenamar.

Die Glocken der Giralda läuten zum Fest. Immer voller und voller brausen ihre ehernen Töne hinauf zum blauen, sonnigen Himmel. Dann dröhnen sie herunter auf die weiten Plätze von Sevilla, wo die Menge unter Palmen und Orangen raucht, lacht und kokettiert; sie klingen weiter durch das Gewühl der engen Calle de las Sierpes, durch alle die gewundenen, schattigen Gassen, und in der heimlichen Stille des säulengezierten, grünumrankten Patio mischen sie sich mit dem sanften Plätschern der Fontäne, mit dem zärtlichen Ton der Gitarre ...

— Seht! Läuten nicht kleine Engel die heiligen Glocken des alten heidnischen Turmes?

— Sie haben ja keine Flügel! Kecke andalusische Knaben sind's. Hei! wie sie sich an die Seile klammern, wie sie jauchzend in die Luft hinausschnellen! Tief unter sich die zackigen Pfeiler und Zinnen der Kathedrale und die weißen Dächer der Stadt.

Und die Glocken brausen weiter. Die ehernen Töne pochen an die Türen der geschmeidigen Gitanas in Triana. Sie zittern durch die sich leicht wiegenden Fächer der Dattelpalmen, durch blühende Orangen- und Lorbeerhaine, sie begleiten den leise rauschenden Guadalquivir und seine stromab gleitenden Schiffe — dann schwingen sie weiter durch die klare Luft, über die einförmigen Ebenen, auf denen der schwarze Kampfstier weidet, wo nur mächtige Aloehecken wachsen und der Kaktus mit seinen roten Feigen — weiter — an die Küste — ans Meer, aus dem sich in der Ferne die blauen Linien des großen geheimnisvollen Weltteils erheben ...

Hoch über dem Getöse der Glocken ragt in stolzer Einsamkeit die vergoldete Statue des Glaubens. Sie hatte dort oben, wo einst der Muezzin zum Gebete rief, ihren Einzug gehalten, als in Granada der Islam den Todeskampf kämpfte, als der letzte Flor einer wunderbaren Kultur unter der rauhen kastilischen Faust erlosch, als blühende Gärten sich in Wüsten verwandelten.

Unverstanden wie damals liegt auch heute noch ein Paradies zu ihren Füßen.

. . . .

¿Quien es el primero en la puerta de la catedral? Die Knaben stürmten lachend den Turm hinunter. Tief atmend machten sie vor der Puerta de los Palos Halt.

Da winkten ihnen, da nickten vom Portal herunter die Heiligen ... Es öffneten sich leise die Türen: mystisches Dunkel — Weihrauchwolken — gedämpftes Murmeln von Gebeten. Jetzt durchbraust Orgelklang den Dom — die Knaben schleichen hinein. Lautlos schließen sich die Türen.

* * *

Der kleine Antonio hatte die Kameraden vor dem Eingang verlassen. Er liebte die düstere Kathedrale nicht, wo im Dämmerschein flackernder Kerzen schwarze Gestalten knien, wo die himmelanstrebenden Pfeiler sich in Finsternis zu verlieren scheinen.

Zum Alkazar schlich er hin, zum alten, einst so heitern Königssitz.

Hier war seine Heimat; er fühlte es, ohne zu wissen warum.

Stundenlang konnte er im schattigen Hof träumen, dem Murmeln des Springquells lauschend, versunken im Zauber dieser schlanken Säulen, die gleich jungen Palmenstämmen aus dem Marmorboden emporwachsen — dieser durchbrochenen Bogen, die sich wie die Fächer der Palmen auseinanderbreiten — dieser luftigen Arabesken, die als Kristalle, als Blätter und Blumen die Wände von unten bis hinauf zur graziösen Höhe der Kuppel bedecken. Ein buntes Farbenspiel geheimnisvoller Verschlingungen, die Poesie eines längst verschwundenen Geschlechts des Rittertums und der Liebe.

Und gegen Abend, wenn die Sonne sich neigt, dann entfalten die stillen Gärten des Alkazar ihre phantastischen Reize. Dann murmeln die Wasser verschwiegen zwischen dunkeln Taxushecken und Myrtenlauben, um die sich blühende Rosen schlingen. Unter dem Dach hundertjähriger Palmen streckt der Magnolienbaum seine weißen Blüten dem rotglühenden Himmel entgegen. Die weiche Luft ist erfüllt von balsamischen Düften fremdartiger Blumen — jede Blume ein Märchen aus fernen Landen — aus der Heimat der einst so stolzen Mauren.

Aber wo sind sie geblieben, die hier geherrscht? Verödet die Paläste — zerstört die Moscheen — selbst ihre Totenmale sind von der Erde verschwunden.

. . . .

Des Abends, nach dem Ave-Maria-Läuten, mußte Antonio mit seinem Korbe in den Tavernen umherziehen. Er verstand aus Lehm kleine Figuren kunstvoll zu formen: Mädchen, die den Fandango tanzen — den Espada, wie er zum Todesstoß ausholt, wie er sich als Sieger verneigt, während rasender Beifall durch die Arena tost.

Jeder sah den Knaben mit den dunkeln Augen gerne. So brachte er fast immer Geld nach Hause, wenn er müde heimkehrte zu den Eltern, die jenseits des Guadalquivir wohnten, im verrufenen Vorort Triana.

Die Familie war einst aus den Alpujarrastälern eingewandert, jener tiefgeklufteten Gebirgswelt, die sich zwischen dem Höhenkamm der Sierra Nevada und dem Meere erhebt. Sie stammte, so sagte man, aus einem maurischen Geschlecht. Aber wer wußte das genau? Dunkle Erinnerungen — fast erloschen.

Vergessen der Glaube der Vorfahren; vergessen die Sprache. Und waren sie nicht christlich getauft und richtige Spanier?

Der kleine Antonio verdiente, da brauchten die andern nicht zu arbeiten. Alle konnten sie faulenzen. Schon seit Jahren war es nicht anders gewesen. Würde es nicht immer so bleiben?

Und niemand ahnte, daß die Gedanken des stillen Knaben oft weit in die Ferne eilten ...

Wo waren sie, die solche Schlösser gebaut, wie den Alkazar, solchen Turm, wie die anmutige und doch so majestätische Giralda? Hatte man ihm nicht von Granada erzählt, dem letzten Bollwerk der Mauren? Da stünde ein Zauberschloß. Ob sie dort wohl noch waren ...?

Eines Nachts wartete man in Triana vergeblich auf Antonio. Auch am nächsten Tage kam er nicht. Er blieb verschwunden.

Mit ihm aber verließ der Segen das kleine Haus in der Calle Castilla.

* * *

Im Schatten eines Waldes hochstämmiger Ulmen. Seltsam rauscht der Abendwind oben in den dichten Wipfeln. Hier unten ist es still. Nur die silberhellen Wasser des Darro quillen und plätschern zu Tal.

Der Weg geht bergan. Jetzt macht er eine Biegung — eine Allee dunkler Zypressen, und am Ende derselben: welch mächtiger Turm stellt sich entgegen, viereckig, aus rötlichem Gestein?

Ist es eine Trutzburg des Nordens? Aber die unendliche Grazie, die sich hier mit der Gewalt verbindet, deutet auf eine andre Welt: die Welt des Südens.

Wohin führt dieses Tor, dessen lebhaft geformter Bogen sich bald zu schließen, bald nach oben zu dehnen scheint?

Es ist das Tor des Gesetzes.

Bâb-al-scharî'at.

Der Eintritt zur al-hamrâ — zur „roten Burg".

Staunend stand hier Antonio. Dann schritt er zögernd durch den hochgewölbten Bogen mit dem alten Zauberzeichen der schützenden Hand — einen schmalen Weg hinauf — zwischen Mauern. Er kam auf einen freien Platz. Wo war das Schloß, in dem die gewaltigen Herrscher gethront, in heiterem Glanz, abgeschlossen von der Welt?

Wohl erhob sich dort ein mächtiger Bau, dessen Felsblöcke durch rohe Hände aufeinander getürmt schienen. War dieser Steinkoloß für den Stierkampf bestimmt, eine Arena?

Und kein Mensch ringsum. Zwischen Trümmern irrte Antonio umher — er schlich wieder zurück zum Tor des Gesetzes.

Die Sonne ging unter. Mit leichtem Golde übergoß sie die Gipfel der Bäume. Bis die Schatten der Nacht langsam emporstiegen.

Eine Nachtigall schlug — langgezogene, sehnsüchtige Töne ...

Der laue Wind trug aus der Ferne einförmigen Gesang, ein altes Lied:

Auf den Gassen und Balkonen,
überall ist tiefe Klage;
Wie ein Kind weint selbst der König
um das Unglück jener Tage.
¡Ay de mi Alhama!

Dann herrschte tiefe Stille. Auch die Nachtigall war verstummt.

Nur die Wasser murmelten leise.

Aus der Dunkelheit aber trat jetzt schweigend der Mond ...

Da näherten sich Tritte. Eine Gesellschaft kam plaudernd heran. Fremdartige Laute tönten an Antonios Ohr. Schon in Sevilla hatte er sie oft gehört, besonders in der Osterwoche und zur Zeit der Feria.

— I should think that the best time to see the Alhambra is by moonlight.

— O yes. But Baedeker says that the first impression of the visitor is seldom free from disappointment and that the material of the palace is by no means solid.

— Indeed.

Die Gesellschaft schritt durch das Tor. Schüchtern folgte Antonio; es war der Weg, den er kannte. Dann aber öffnete sich in der Mauer eine unscheinbare Tür.

Tat eine Märchenwelt sich auf?

Staunend sah sein Auge dies königliche Haus. War der Saal von Kristall? Und dort, hinter dem dunkeln Grün des Gartens, die schneeweißen Säulengänge ...?

Nie hatte er gleiches gesehen.

— Oh, look here, Mary dear, the Court of Lions, how nice.

— It is very pretty.

Die Gesellschaft drängte vorwärts. Aber der mürrische Aufseher stellte sich mit abweisender Handbewegung in den Weg und brummte unverständliche Worte vor sich hin. Der Führer erklärte: seit der letzten Feuersbrunst sei der Besuch nachts streng verboten. Dennoch habe er es erreicht, bis hierher — aber in die andern Räume zu gehen, sei unmöglich.

So blieb man schwätzend und scheltend im Löwenhof. Und niemand gab acht auf den Knaben.

Der aber wanderte allein weiter — über bunte Fliesen, auf denen seltsame Schatten spielten — durch wunderbare Höfe und Hallen und durch Gärten, in denen Orangen schwer herabhingen an dünnen Zweigen, wo die purpurne Granate im Dunkel glühte. Dann kamen verworrene Gänge — heimliche Treppen — und plötzlich stand er auf einem Turm, hoch über zerrissenen, waldigen Schluchten.

Da lag tief unten das heilige Granada — schweigend im Mondenschein.

Weit in der Ferne dehnte sich die unendliche Landschaft. Hier und da blitzte der Genil, gleich einem silbernen Band.

Und dort drüben, in traumhafter Schönheit, zwischen schwarzen Zypressen ...? Ein Elfenbeinschloß ...? Hinter ihm türmten sich die Berge höher und höher — ein ungeheures Meer versteinerter Wellen — hinauf zu den eisbekrönten Gipfeln der Sierra Nevada. Scharf hoben sich die weißen Zacken von dem grauen Nachthimmel ab. In der unbeschreiblich durchsichtigen Luft schienen sie dicht heranzutreten ...

Schritte.

Ein Wächter macht die Runde.

Antonio schmiegte sich in eine dunkle Ecke, bis das Echo der Tritte auf dem Marmorboden wieder verhallte — ferner und ferner.

Wie im Traume stieg der Knabe den Turm hinunter ... zurück auf denselben Treppen — durch dieselben Gänge — von Halle zu Halle — von Saal zu Saal. In einer Nische legte er sich nieder.

Es war die heilige Stätte der Gläubigen: der Mihrâb.

Der Knabe schlief ein. Und der bleiche Schein des Mondes glitt über die ärmliche Gestalt, die an die goldschimmernde Wand lehnte, über das feine Gesicht, das traurig in die Hand gestützt war.

Kannte nicht der Mond diese fremdartigen Züge, diese rätselhaften Augen? Längst versunkene Zeiten stiegen auf, da die Hallen des Schlosses noch im Glanze des Lebens strahlten, da die Kinder der Wüste hier Feste feierten ... bis sie wieder verschwanden, bis ihre Spur verwehte, gleich dem Wüstensand.

. . . .

In der Alhambra spiegelt sich die Geschichte der Mauren.

Eine Königsdynastie hatte dieses Feenschloß erbaut, auf steilem Felsen, inmitten der quelldurchrauschten Vega, von Schneefeldern überragt, deren Gipfel bis nach Afrika hinüber leuchten. Und ringsumher, wie gezaubert durch die Kunst der Dschinne, erhoben sich plötzlich Paläste und Villen, breiteten sich rosenduftende Gärten aus und üppige Fruchthaine. Ein Stück afrikanischer Poesie zwischen den Bäumen des Nordens — ein blitzendes, lebensfrohes Zeltlager am Fuße von Gletschern.

Durch Allah nur, durch Menschen nicht,
konnt' ich so herrlich werden.

Und die Ritterschaft strömte in der Alhambra zusammen. Alle die edeln Geschlechter stritten hier, nach kühnem Kampfe, um den Preis des Liedes und der Liebe.

Da klang unter tiefblauer Sternennacht, durch die zauberischen Arkaden schmachtendes Saitenspiel und das Klappern der Kastagnetten, in goldenen Pokalen kreiste der Wein. Zarte Schleier sah der Mond im lauen Nachtwinde wehen, und sie erschien, deren leichter Schritt kaum die Halme knickte ... schön wie eine Huri ... die Tochter des Lichts ... und der Mond küßte die Spur ihrer Füße.

Ein Nichts ist alles Sein
und wertvoll nur die Liebe und der Wein.

Aber ein unabwendbares Schicksal klopfte erst leise, dann stärker und stärker an das Tor der Gerechtigkeit.

Bis eines Abends die weißen Marmorfliesen rot vom Blute der Abencerragen glänzten — bis der siegbringende Ruf: „San Jago und die heilige Jungfrau!" vor den heidnischen Mauern schrecklich schallte — bis der letzte König weinend entfloh. Da hallten die Straßen und Plätze wider von Trauerklagen um das verlorene Reich.

Der Mond hatte noch am Morgen jenes 2. Januar 1492 erblassend gesehen, wie auf dem Wachtturm der Alhambra, dem Ghafar, das silberne Kreuz leuchtend emporstieg, wie bei diesem Anblick das in der Ebene stehende spanische Heer in die Knie sank und ein Tedeum anstimmte.

Das siegreiche Königspaar hielt seinen Einzug.

Und die vernichtende Menschenhand wütete nicht gegen Lebende allein, sie zerstörte roh, was die Kunst von Jahrhunderten geschaffen.

Doch weiter rauschte die flüchtige Zeit ... fort waren die Kinder der Wüste — aufgehört hatte der Kampf gegen Mörtel und Stein — die Hammerschläge waren verhallt ... Schweigen lagerte über dem einst blühenden Land. Nur allerlei wunderliches Volk zog noch einmal lärmend in die Ruinen ein. Zwischen Lumpen flackerten Kohlenfeuer empor, Kastagnettengeklapper und Tamburinschall und Becherklang tönte wieder durch die Nacht. Ein Satyrspiel.

Dann wurde es still. Der Mond irrte allein durch Naçars stolze Hallen ...

Und nun lag dieser Knabe hier, dessen Herz für die Schönheit glühte, wie bei denen, die dies Schloß einst erbaut — in dem die große Seele des Orients lebte — der die Vergangenheit suchte, eine Vergangenheit, die er nie und nirgends finden würde.

. . . .

Als Antonio erwachte, war es Tag. Die kühle Morgenluft wehte aus der Tiefe; sie trug den Klang der Glocken herauf. Fremde eilten bereits, von einem Guide geführt: to see the chief attraction of Spain.

Er warf noch einen Blick auf die wunderbaren Räume, die jetzt im Glanze der Sonne leuchteten.

Da kam der Wärter. Schimpfend fuhr er auf den Kleinen los. Antonio floh durch das Tor des Gesetzes, fort von der Heimat seiner Vorfahren, hinunter nach Granada, dessen Schönheit, wie man sagt, einst ihresgleichen auf der Erde nicht hatte. Die letzte Feste der Mauren. Der Sitz Naçars, vor dessen allmächtiger Hand die Zeder, die Königin der Wälder, einst ihre stolze Stirne gebeugt. Hatte man denn die Mauren alle dem Schwert und dem Feuer geopfert? Oder waren sie mit dem Islam zurückgezogen übers Meer? Zurück in die alte Heimat?

Irren sie wieder unstät über brennende Sandflächen ...?

* * *

Ein grauer Tag. Das Meer wälzt seine schmutziggelben Wogen schäumend gegen die Bucht von Algeciras.

Stampfend bahnt sich ein spanisches Schiff den Weg zu Afrikas ungastlicher Küste.

Vorne am Bug kauert Antonio. Sein schwarzgelocktes Haar weht im Winde; aber die großen Augen starren unverwandt in die nebelige Weite ... nach dem unbekannten, wunderreichen Süden ... der seine Söhne einst herübergesandt — gen Norden, übers Meer, und der sie wieder zu sich nimmt — früher oder später — alle.

Plötzlich zerreißen die Wolken: ein Sonnenstrahl beleuchtet phantastisch gezackte violette Berge — eine weiße Stadt.

Da liegt das große, geheimnisvolle Land.

Nochmals zur Frage des Konzessionswesens in Deutsch-Südwestafrika

Von

Generalmajor a. D. Leutwein,

vormals Gouverneur in Deutsch-Südwestafrika

Zu der vorstehend berührten Frage habe ich mich im August-Heft der „Deutschen Revue" geäußert. Darauf hat im September-Heft derselben Revue der frühere Gesandte M. von Brandt eine Erwiderung gegeben, die mir, so ungern ich dies tue, in dieser Sache nochmals die Feder in die Hand zwingt.

Herr von Brandt wirft mir vor, daß „recht viele" der von mir veröffentlichten Angaben als „irreführend" bezeichnet werden müßten. Darauf habe ich erwartet, daß mindestens auf jeder Seite meiner Ausführungen mir einige Irrtümer nachgewiesen würden. Zu meiner Erleichterung fand ich jedoch, daß Herr von Brandt anscheinend mir nur hat „zwei" vorwerfen können, und zwar betreffend:

1. die Angaben über das einbezahlte Betriebskapital unsrer Konzessionsgesellschaften;
2. die von mir behauptete Kenntnis der Otaviminen bereits vor Beginn der Tätigkeit der South West Africa Company.

Zu 1. Ich habe die von mir angegebenen Zahlen tatsächlich der dem Reichstage vorgelegten „Denkschrift über die im südwestafrikanischen Schutzgebiet tätigen Land- und Minengesellschaften vom 28. Februar 1905" entnommen. Während jedoch Herr von Brandt behauptet, meine Zahlen seien in bezug auf die „Konzessionsgesellschaften" irreführend, stellt er mir doch nur eine gegenüber, und zwar die South West Africa Company. Ich beschränke mich daher gleichfalls auf diese. In bezug auf sie heißt es in der auf S. 3 der amtlichen Denkschrift befindlichen Tabelle:

Name der Gesellschaften.	Grundkapital insgesamt	Grundkapital davon bar einbezahlt
1. u. s. w.		
2. South West Africa Company	40000000	8493960
3.—8. u. s. w.		

Demgegenüber führt Herr von Brandt eine andre Angabe der Denkschrift an, welche lautet: „Das Grundkapital der South West Africa Company beträgt 2000000 Pfund

Sterling (40 000 000 Mark). Hiervon sind 1 000 000 Pfund Sterling (20 000 000 Mark) ausgegeben." Diese Stelle befindet sich auf S. 19 der Denkschrift. Bei dieser vergißt jedoch Herr von Brandt, die Fortsetzung hinzuzufügen, welche lautet: „Die darauf geleisteten Bareinzahlungen betrugen 424 698 Pfund Sterling (8 493 960 Mark). Der Rest von 575 302 Pfund Sterling (11 506 040 Mark) wurde als voll eingezahlt geltende Anteile zur Erwerbung von Rechten wie als Gegenleistung von Diensten verausgabt."

Ich bedaure, nach diesem klaren Wortlaut meine damalige Auffassung nicht ändern zu können. Was dagegen seit dem Erscheinen der Denkschrift innerhalb der Gesellschaft geschehen ist, entzieht sich meiner Beurteilung, und es steht selbstverständlich den Interessenten, zu denen meines Wissens auch Herr von Brandt gehört, frei, in Ergänzung meiner Angaben die Oeffentlichkeit entsprechend aufzuklären.

Was den zweiten Punkt, die Otaviminen, betrifft, so versteht man unter diesem Sammelnamen nicht nur die Otaviminen im besonderen, sondern auch die übrigen in der dortigen Gegend befindlichen Minen, mithin diejenigen von Tsumeb und Guchab. Von diesen Minen ist man in Südwestafrika der Ansicht, daß sie bereits vor Besitzergreifung durch die South West Africa Company wenigstens oberflächlich bekannt gewesen und sogar von den Eingebornen zum Teil bereits ausgebeutet worden seien. Doch wie dem auch sei, diese Tatsache vermag das Verdienst der Gesellschaft, die Abbauwürdigkeit der Minen festgestellt zu haben, durchaus nicht zu schmälern. Denn letzteres ist die schwierigere Seite des Bergbaues, nicht das Finden der mineralhaltigen Stellen. Ueberhaupt habe ich die Tätigkeit der South West Africa Company bereits ausreichend anerkannt und auf S. 198 meiner Ausführungen im August-Heft der „Deutschen Revue" in bezug auf deren Konzession wörtlich gesagt: „Die Konzession dieser Gesellschaft ist die jüngste und atmet daher auch bereits den Geist einer neueren Zeit. Bei ihr sind den eingeräumten Rechten bereits scharfe Pflichten gegenübergestellt, darunter diejenige, binnen vier Jahren auf die Erschließung ihres Gebiets 600 000 Mark zu verwenden."

Nachdem so Herr von Brandt eine Lanze für die South West Africa Company, die es am allerwenigsten nötig gehabt hätte, gebrochen hat, tut er solches auch für die Gesellschaften im allgemeinen wie auch im besonderen für die so viel angegriffene Siedlungsgesellschaft. In bezug auf erstere versucht Herr von Brandt an der Hand einer Zusammenstellung der einschlägigen Zahlen nachzuweisen, daß „die Gesellschaften für die Besiedlung des Landes mehr getan hätten als die Regierung". Diese Behauptung wird bei jedem Eingeweihten ganz besonderes Staunen erregen. Ich empfehle in bezug auf sie dem Herrn Verfasser, sich mit den Ansiedlern Südwestafrikas in Verbindung zu setzen und dann das hieraus gewonnene Urteil zu veröffentlichen. Dieses wird mehr wert sein als die Nebeneinanderstellung von Zahlen, die sich ja leicht gruppieren lassen. So läßt zum Beispiel Herr von Brandt von dem Flächeninhalt des Schutzgebietes volle 68 Prozent in den Händen der Regierung sein gegen nur 32 Prozent in den Händen der Gesellschaften. Nach dieser Zusammenstellung scheint zum Beispiel auch das Ovamboland als besiedlungsfähiges Gebiet der Regierung zugemessen zu sein. Nach einer Berechnung der Landesvermessung in Windhuk stellen sich dagegen die Zahlen wie folgt:

1. Gesellschaften 276 000 Quadratkilometer;
2. Eingeborne (einschließlich Ovamboland) 287 000 Quadratkilometer;
3. Regierung 149 000 Quadratkilometer.

Lassen wir daher lieber das Spiel mit Zahlen! Falls indessen in der Tat, wie Herr von Brandt glaubt, die Gesellschaften prozentualiter mehr Land abgegeben haben sollten als die Regierung, so würde das nur den von mir bereits hervorgehobenen Umstand bestätigen, daß in ihren Händen das für die Besiedlung Südwestafrikas zunächst am meisten in Betracht kommende Land sich befindet. Denn lediglich um der „schönen Augen" der Gesellschaften willen wird sich niemand zu deren höheren Landpreisen drängen. Wenn ferner Herr von Brandt die Tatsache, daß die Gesellschaften mehr Land verpachtet als

verkauft haben, auf den Wunsch, nur gutes, zuverlässiges Ansiedlermaterial zu erhalten, als später höhere Preise zu erzielen, zurückzuführen sucht, so dürfte diese Ansicht im Schutzgebiet gleichfalls ungläubigem Staunen begegnen. Auch die Aktionäre der Gesellschaften werden für diesen idealen Standpunkt wenig Verständnis haben.

In bezug auf die Siedlungsgesellschaft endlich habe ich gesagt, daß sie „die Unhaltbarkeit ihrer Lage eingesehen und den Rest ihres Landbesitzes gegen Ersatz der gehabten Aufwendungen der Regierung freiwillig wieder angeboten habe". Herr von Brandt meint dagegen, daß dieses Angebot wohl mehr dem Ekel über die ihrer Tätigkeit zuteil gewordenen Anfeindungen als irgendeinem andern Grunde zuzuschreiben sei.

Ganz richtig! Denn die Unhaltbarkeit der Lage der Siedlungsgesellschaft besteht eben darin, daß sie sich nur Anfeindungen zugezogen hat und daß sich außerhalb der Kreise der Interessenten keine Stimme zu ihren Gunsten erhebt. Letzteres gilt aber auch mehr oder weniger für unsre übrigen Konzessionsgesellschaften, deren Berechtigung, außer den Interessenten, gleichfalls niemand einsehen will.[1]) Nach meiner Ansicht verteidigt daher Herr von Brandt eine unhaltbare Sache, wie er überhaupt auf das gegen die Gesellschaften erhobene Hauptbedenken gar nicht eingeht. Dieses Bedenken gipfelt darin, daß lediglich infolge des Vorhandenseins der Gesellschaften die Entwicklung des Schutzgebietes sowohl auf dem Gebiete des Besiedlungswesens wie auf dem des Bergbaues erschwert worden sei. Und die Beweise hierfür glaube ich in meinen Ausführungen nicht schuldig geblieben zu sein. Auf der andern Seite aber habe ich auch anerkannt, daß ohne direktes Verschulden von irgendeiner Seite nur infolge einer Verkettung unglücklicher Umstände sowohl Regierung wie Gesellschaften in die jetzige schiefe Lage geraten seien. Zugleich habe ich der Hoffnung Ausdruck gegeben, daß in der jetzt zusammengetretenen Reichstagskommission, die über das Schicksal unsrer Konzessionsgesellschaften Beschluß fassen soll, der Geist gegenseitiger Nachgiebigkeit walten möge. Denn ohne diesen Geist „gegenseitiger" Nachgiebigkeit vermögen die Beratungen der Kommission zu einem brauchbaren Ergebnis nicht zu führen.

Naturwissenschaftliche Revue

Das schwierigste Problem, das uns die Natur zur Lösung vorgelegt hat, sind wir selbst. Denn wenn es auch auf den ersten Blick scheinen möchte, daß wir uns doch am sichersten und genauesten kennen müßten, so braucht es keiner tieferen Ueberlegung, um einzusehen, daß dies keineswegs der Fall ist. Man suche doch nur die Frage zu beantworten, was das Wesen des Menschen ausmacht, und man wird sofort der Schwierigkeit sich gegenüber befinden, zwischen Leib und Seele unterscheiden zu müssen. Der oberflächlich Urteilende wird diese Schwierigkeit freilich anzuerkennen nicht geneigt sein, er läßt eben in dualistischer Weise Leib und Seele nebeneinander bestehen. Dabei aber haben sich schon frühe die Denker nicht beruhigen wollen, sie setzten dem Dualismus den Monismus entgegen, sei es nun, daß sie die Seele lediglich als eine Aeußerung des Leibes, sei es, daß sie den Leib als eine Einbildung der Seele betrachten zu müssen glaubten. Beide Betrachtungen sind jedoch auf willkürliche Annahmen angewiesen, zur empirischen Begründung von diesen beiden reicht das vorhandene Beobachtungsmaterial nicht aus. Sie haben den Charakter der philosophischen Systeme, die, von gewissen Voraussetzungen ausgehend, das Weltganze zu erklären sich vermessen, ihr unzureichendes Wesen aber an ihrer Unbeständigkeit erkennen lassen. Noch

---

[1]) Immer von unsern jüngsten Konzessionsgesellschaften, der Otavi- und der Gibeongesellschaft, abgesehen.

fast jedes philosophische System ist durch ein andres verdrängt und dann zu einem lediglich geschichtlichen Dasein verurteilt worden, nur ganz wenigen war es möglich, sich zu behaupten und mit fortschreitender Erkenntnis weiter ausgebildet zu werden.

Diese fortschreitende Erkenntnis aber war die der fortschreitenden Naturwissenschaft, und somit konnten sich nur solche Ansichten behaupten, welche nach deren Grundsätzen aufgestellt worden waren. Die Naturwissenschaft aber geht vom Experiment, von den Beobachtungen aus und faßt deren Ergebnisse nach zuverlässigen Methoden unter allgemeine Gesichtspunkte, zu Gesetzen zusammen. Jede folgende Untersuchung prüft demnach das Ergebnis der vorangegangenen, und so ist das Wissen der Naturwissenschaft, obgleich es immer nur ein hypothetisches bleibt, doch das bei weitem sicherste, über das wir Menschen verfügen. In ihr finden demnach weder Monismus noch Dualismus Platz, beides sind für sie nur Glaubensformen, deren Annahme dem Geschmacke jedes einzelnen, wenn es ihn durchaus drängt, sich für eine von ihnen zu entscheiden, überlassen bleiben muß. Mit dem Fortschreiten unsrer Naturerkenntnisse ändert sich aber das für jenen Glauben bleibende Gebiet, und so muß es einem jeden Bedürfnis sein, diesen Fortschritten folgen zu können.

An Hilfsmitteln dazu fehlt es nicht. In dem „Jahrbuch der Naturwissenschaften",[1] das nun seinen zwanzigsten Jahrgang beendet, liegt unsrer heutigen Revue ein solches vor. Es wendet sich an alle Gebildeten und bringt in klarer Sprache die wichtigsten neuen Errungenschaften aus Physik, Chemie, Botanik, Zoologie, Forst- und Landwirtschaft, Astronomie, Länder- und Völkerkunde, Mineralogie und Geologie, Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte, Gesundheitspflege, Medizin, Technik, Meteorologie, endlich angewandter Mechanik zur Darstellung. Seinen einundzwanzigsten Geburtstag würde das Jahrbuch nicht haben feiern können, wenn es nicht den Bedürfnissen eines großen Leserkreises entgegengekommen wäre. Einem dem seinen ähnlichen Zwecke dient die Zeitschrift „Kosmos",[2] von der jährlich zehn Hefte erscheinen. Sie ist während vierjährigen Bestehens ebenfalls den Fortschritten in den Naturwissenschaften gefolgt, bringt aber neben den betreffenden Berichten auch größere Abhandlungen von Bölsche, Francé, Fabre, W. Meyer u. a., die ausführlicher auf einzelne augenblicklich im Mittelpunkte des Interesses stehende Fragen eingehen. Der Standpunkt der hübsch zu lesenden Zeitschrift ist ein entschieden monistischer, darauf lassen bereits die Namen der für sie Arbeitenden schließen. Denn auch in Francés großem Werke „Das Leben der Pflanze"[3] tritt diese Anschauungsweise mit aller Schärfe hervor. Es ist auf acht Bände berechnet, von denen gegenwärtig der erste und ein Teil des zweiten vollendet vorliegen. Jener behandelt die Ursachen der Pflanzengestalten, als welche sich die verschiedensten ergeben, als da sind Wasser, Boden, Licht, Wärme, Regen und Schnee u. s. w., aber auch die Tiere, die Menschen und die Pflanzen selbst. Der Einfluß der letzteren auf ihresgleichen bestimmt die Bildung der Pflanzengesellschaften, die uns geschildert werden. So führt uns das Buch durch die Heide, den Sumpf, den Seestrand, das Hochgebirge, den Wald u. s. w. in reizvollster Wanderung. Mit dem Leben der Ursubstanz und dessen Wundern beginnt der zweite Band. Ausgestattet ist das treffliche Werk Francés mit einer großen Zahl schöner, zum Teil künstlerisch wertvoller schwarzer und farbiger Abbildungen, die das Mitgeteilte zu großer Anschaulichkeit erheben. So wird jeder das Buch mit Vergnügen in die Hand nehmen und mit Vorteil benutzen. Ob das aber nicht in noch höherem Maße der Fall sein würde, wenn das viele, zu mancherlei Wiederholungen führende und die frühere Richtung der Wissenschaft allzuoft verdammende monistische Beiwerk fehlte, bleibe dahingestellt. Es ist ja gewiß bequem, die oft so wunder-

---

[1] Herausgegeben von M. Wildermann. Freiburg i. B., Herdersche Verlagshandlung. Geb. M. 7.—.

[2] Verlag des Kosmos, Gesellschaft der Naturfreunde. Stuttgart, Franckhsche Verlagshandlung. Preis des Jahrgangs für Mitglieder dieser Gesellschaft geb. M. 2.50.

[3] Verlag des „Kosmos". Stuttgart, Franckhsche Verlagshandlung. Die Lieferung M. 1.—.

baren Einrichtungen im Pflanzenleben durch die Annahme einer Pflanzenseele zu erklären, unserm Verständnis näher gebracht werden sie dadurch aber sicher nicht.

Soweit sich also der Jesuitenpater Wasmann in einer „Instinkt und Intelligenz im Tierreich"[1]) betitelten, bereits in dritter Auflage vorliegenden Schrift gegen diese unberechtigten Forderungen monistischer Denkweise wendet, kann man ihm nur beistimmen. Als einer der glücklichsten Erforscher des Lebens der Ameisen ist er vor andern berufen, in dieser Frage ein maßgebendes Urteil abzugeben, denn gerade den Ameisen hat man eine der des Menschen vergleichbare Seele zusprechen zu müssen geglaubt. Aber dabei bleibt er nicht stehen, sondern will den Tieren im allgemeinen nur angeborene und auf Assoziation von Sinnesbildern gegründete erworbene Triebe zugestehen, dem Menschen allein aber soll die Fähigkeit, durch Abstraktion allgemeine Begriffe zu bilden und dadurch Einsicht in die Beziehung zwischen Mittel und Zweck zu erhalten, eigen sein. Die Konstruktion dieses fundamentalen Gegensatzes auf dualistischer Grundlage beruht nun aber doch auch auf unbewiesenen Voraussetzungen, und da seine Verteidigung durch Wasmann nur mit Waffen der Dialektik geführt wurde, so war es begreiflich, daß seine auf sachlichen Gründen fußenden naturwissenschaftlichen Gegner sich des Kampfes, dessen Fortführung aussichtslos erscheinen mußte, begaben. Stempelt doch das Hereinziehen der Annahme eines persönlichen Gottes die naturwissenschaftlich-philosophische Arbeit zu einer Tendenzschrift, und man würde erstaunt sein, sich den Verfasser auf die Autorität des 1274 verstorbenen Thomas von Aquino berufen zu sehen, wenn man nicht aus einer der jüngsten Enzykliken des Papstes wüßte, daß für die katholischen großen Seminare auch jetzt noch dessen Philosophie als maßgebend vorgeschrieben ist.

Das Leben der Ameisen[2]) schildern auf Grund eigner Beobachtungen die beiden trefflichen Schriften von Escherich und Knauer, jener ausführlicher, dieser mehr allgemein orientierend. Obwohl beide von den wunderbar zweckentsprechenden Handlungen der Ameisen berichten, so sind sie doch weit davon entfernt, ihnen eine Seele zuzuschreiben, die der des Menschen zu vergleichen wäre. Vielmehr kommt Escherich in Uebereinstimmung mit den zuverlässigsten Erforschern des Ameisenlebens zu dem Schluß, daß diese Kerbtiere zwar mit psychischen Qualitäten reichlich ausgestattet sein müssen, bei denen man Gedächtnis, Assoziationen von Sinnesbildern, Wahrnehmungen, Benutzung von individuellen (sinnlichen) Erfahrungen und somit deutliche, wenn auch geringe individuelle plastische Anpassungen nachweisen kann, daß ihnen aber eine auf Abstraktion und formellem Schlußvermögen beruhende Ueberlegung fehlt. Für die dem Menschen in ihrer Organisation so viel näherstehenden Säugetiere und insbesondere diejenigen seiner Haustiere, die er besonderer Erziehung viele Generationen hindurch gewürdigt hat, würde sich freilich ein weniger tief eingreifender Unterschied ergeben, und so sind sie es, die auch von solchen Gesichtspunkten aus unser besonderes Interesse in Anspruch nehmen. Diese schildern Klett und Holthoff[3]) als Ergänzung zu Marshalls „Tieren der Erde", indem sie ihr Hauptaugenmerk freilich auf ihre Zucht und Pflege, Krankheiten und Nutzen richten. Auch ihr Werk weist eine große Menge von trefflichen und farbigen Tafeln und Abbildungen auf, die meistens der Natur nachgebildet sind, und da es auch weitgehenden Wünschen entgegenkommt, so wird es jedem, der sich mit der Haltung irgendwelches Haustieres, die Stubenvögel mit eingerechnet, beschäftigt, eine willkommene Gabe sein.

Im Gegensatz zur organischen Welt, wo noch so vieles der Aufklärung harrt, durfte man annehmen, in der anorganischen leidlich orientiert zu sein. Diesen Wahn hat eine Reihe Entdeckungen der neuesten Zeit, die mit der der verschiedensten Strahlungen begann,

---

[1]) Freiburg i. B., Herdersche Verlagshandlung. M. 4.—.

[2]) K. Escherich, Die Ameise, Schilderung ihrer Lebensweise. Braunschweig, Fr. Vieweg & Sohn. M. 7.—. — F. Knauer, Die Ameisen. Aus Natur und Geisteswelt. Leipzig, B. G. Teubner. Geb. M. 1.25.

[3]) „Unsre Haustiere". Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt. M. 12.—.

um mit der der Emanationen vorläufig abzuschließen, gründlich zerstört. Unsre Anschauungen vom Wesen des Lichtäthers einerseits und von dem der Materie anderseits wurden dadurch völlig geändert, und die unerwartetsten Entdeckungen häuften sich so rasch, daß es, namentlich dem Laien, nicht leicht war, ihnen allen zu folgen. Es entstand demnach das Bedürfnis nach Schriften, die in kurzer und klarer Fassung hier orientierten, und von solchen liegen unsrer heutigen Revue zwei vor; in der einen von ihnen schildert Mie die neueren Forschungen über Jonen und Elektronen,[1] in der andern setzt Sackur die Bedeutung der Elektronentheorie für die Chemie[2] auseinander. Beide gehen vom streng empirischen Standpunkte aus und leiten in mustergültiger Methode die Anschauungen vom Wesen der Elektrizität und der als einfachsten Grundbestandteil der Materie anzusehenden Elektronen ab. Während aber Mie der Forderung der Ferienkurse, denen seine Arbeit ihre Entstehung verdankt, entsprechend den Schwerpunkt seiner Untersuchung in diese Ableitung legt, so geht Sackur in der seine Antrittsvorlesung enthaltenden Schrift auch noch auf das Schicksal des Radiums und seiner Emanationen bis zu deren Uebergang in das Helium ein und schließt mit Ausblicken auf die neuen, zunächst zu erwartenden Entdeckungen. Es hat den Anschein, als ob der Weltbildungsprozeß keineswegs bereits abgeschlossen ist, wir vielmehr seinen Fortgang als Augenzeugen auch jetzt noch beobachten können.

Diesem Prozeß verdankt nicht nur unser Sonnensystem, sondern auch das System der Fixsterne seine Entstehung, und auch durch die Betrachtung dieser fernen Welten ist es gelungen, ihn nachzuweisen oder, wenn man lieber will, ihr Dasein unter seiner Voraussetzung verständlich zu machen. Von diesem Gesichtspunkte aus verdient das schöne Werk von Kobold, der „Bau des Fixsternhimmels“,[3] das als elftes Heft der „Wissenschaft“ erschienen ist, volle Beachtung. Namentlich auch auf die photometrischen Ergebnisse der Sternbeobachtungen gestützt, kommt es zu dem Ergebnis, daß die Körper unsers Fixsternsystems sich in verschiedenen Wärmezuständen befinden, die auf ihr relatives Alter schließen lassen, sodann, daß sie um einzelne Konzentrationszentra angeordnet sind, diese aber als Ganzes eine große mehrarmige Spirale bilden. Die so uns entgegentretenden einzelnen Gruppen besitzen aber eine gemeinsame Bewegung, die für eine jede als nach dem nämlichen Punkte der Milchstraße gerichtet erscheint. Wie enorm die Arbeit war, die zu diesen Erkenntnissen führte, geht aus der Schrift deutlich hervor, und es gewährt einen eignen Reiz, dem Verfasser auf seinen vielfach verschlungenen Pfaden zu folgen, wobei freilich der Leser über Kenntnisse in der höheren Mathematik verfügen muß.

Unsre Revue führt ihn in ein weiteres, erst in unsern Tagen mit Sicherheit erschlossenes, so lange als unzugänglich angesehenes Gebiet, in das der Farbenphotographie,[4] deren Grundzüge Donath im 14. Heft der „Wissenschaft“ behandelt. Schon der Anfang des vorigen Jahrhunderts sah die ersten Versuche, Photographien in ihren natürlichen Farben herzustellen, erst in unserm gelang es, solche, die dauerhaft waren, zu erhalten. Sie zeigen entweder Scheinfarben, die durch die Interferenz der Lichtstrahlen hervorgerufen werden, oder aber wirkliche Körperfarben, und eine beigefügte farbige Tafel läßt erkennen, daß entsprechend der drei Arten farbenempfindender Nerven des Auges man nur drei Photographien von passend gewählten Farben übereinander zu entwerfen hat, um ein Bild in den natürlichen Farben zu erhalten. Daß man sich auch über die Farben, die am Himmel an den Halos, im Regenbogen, den irisierenden Wolken auftreten, gegenwärtig vollkommen klar ist, zeigt Pernter im eben erschienenen dritten Abschnitt seiner Meteorologischen Optik,[5] indem er als ihre Ursachen einesteils Eisnadeln, anderenteils Wasser-

[1] Sammlung elektrotechnischer Vorträge. Bd. IV. Stuttgart, F. Enke. M. 1.20.
[2] Halle a. S., W. Knapp. M. 1.—.
[3] Braunschweig, Fr. Vieweg & Sohn.
[4] Braunschweig, Fr. Vieweg & Sohn. M. 5.—.
[5] Wien, Wilh. Braumüller. M. 9.—.

tropfen aufweist. Namentlich behandelt er die Theorie des Regenbogens, die bis dahin noch mit mancher Unvollkommenheit behaftet war, in keine Unklarheit mehr lassender Weise, und wir machen um so lieber auf das vortreffliche Werk aufmerksam, als ein solches, das diesen Teil der Physik erschöpfend behandelt, bisher fehlte.

So lernen wir unsre Zeit als eine Zeit rastlosen, allseitigen Fortschrittes auf naturwissenschaftlichem Gebiete kennen. Von solchen weiß die Geschichte zum öfteren zu berichten, aber sie ist auch genötigt festzustellen, daß mit einem solchen Aufschwung der Wissenschaft ein Aufschwung des Aberglaubens stets Hand in Hand ging. Es sind auch immer die nämlichen Wünsche, die man durch diesen zu erreichen hofft, sie drehen sich um die Auffindung von Quellen oder von edeln Metallen in der Erde oder um die Heilung von Krankheiten. Den erstgenannten Zweck soll die Wünschelrute,[1]) eine Haselrute oder ein gebogener Eisendraht, erreichen lassen, deren Nutzlosigkeit von L. Weber in einer danach genannten kleinen Schrift dargetan wird. Wasseradern, wie sie damit Arbeitende finden wollen, kann das Werkzeug schon deshalb nicht nachweisen, weil sie in der Erde gar nicht vorhanden sind, das Grundwasser bewegt sich ja doch mit wenigen Ausnahmen in breiter Fläche, zur Prüfung der Wünschelrute angestellte Versuche aber haben ihre Wirksamkeit durchaus nicht bestätigt. Solche aber waren zur Aufklärung aber um so mehr am Platze, als neuerdings die Brauchbarkeit der Wünschelrute von solchen Seiten anerkannt worden ist, von denen man größere Unbefangenheit hätte erwarten sollen. Wunderdoktoren wiederum tauchen freilich wohl zu allen Zeiten auf. Der in neuester Zeit am bekanntesten gewordene ist offenbar Kneipp. An seine Tätigkeit erinnert der vom Erzherzog Johann Joseph von Oesterreich herausgegebene und von seiner Tochter Margarete Klementine Fürstin von Thurn und Taxis mit herrlichen Aquarellen versehene Atlas der Heilpflanzen,[2]) der 186 Pflanzen in Farbendruck enthält. Von jeder ist eine Darstellung des Gesamtanblicks gegeben, der nach Bedürfnis einzelne Teile, oft in vergrößertem Maßstabe, zugefügt, wobei es offenbar gleichgültig ist, ob sie Kneipp verwendet hat oder nicht. Auf jeder Tafel ist der lateinische und deutsche Name der Pflanze, ihre Heimat und ihr Gebrauch in der Heilkunde verzeichnet. Geordnet sind sie alphabetisch nach den Anfangsbuchstaben ihrer lateinischen Namen; indem aber jeder Buchstabe ein besonderes Titelblatt mit einer weiteren Abbildung enthält, das Register aber aus 25 ebenso verzierten Tafeln besteht, wächst die Zahl der in dem prachtvoll ausgestatteten Werk vorhandenen Tafeln auf 230.

Mit Befriedigung und Stolz kann die Naturwissenschaft auf den Weg zurückblicken, den sie in den letzten Jahrzehnten zurückgelegt hat. Dadurch aber hat sie sich von der dankbaren Würdigung der Leistungen früherer Jahrhunderte keineswegs abhalten lassen. So schildert Feldhaus in kurzen Zügen die Geschichte der größten technischen Erfindungen,[3]) darin die des Kompasses, der Feuerwaffen, der Buchdruckerkunst, der Wasser- und Windräder, der Dampfmaschine, der Eisenbahnen, Automobile und Fahrräder, der Taucherapparate und des Luftschiffes, um zum Schlusse auf die Bestrebungen zur Herstellung des Perpetuum mobile einzugehen, hat von Lippmann seine Abhandlungen und Vorträge zur Geschichte der Naturwissenschaften[4]) gesammelt herausgegeben, die mit den chemischen Kenntnissen der Alten beginnen, über die der Araber zu denen der Gegenwart fortschreiten, sich dabei auch entsprechend der amtlichen Stellung ihres Verfassers, der Direktor der „Zuckerraffinerie Halle“ ist, eingehender mit der Geschichte des Zuckers beschäftigen. Sind es auch vorwiegend chemische Fragen, die behandelt werden, so fehlen doch auch Erörterungen von allgemeinerem Interesse nicht. Dahin gehören die Untersuchung der Frage, was Shakespeare im Wintermärchen unter dem am Meere gelegenen Böhmen verstanden hat, die Darlegung seiner naturwissenschaftlichen Kenntnisse, die

[1]) Kiel und Leipzig, Lipsius & Fischer. M. 1.—.
[2]) Regensburg, Wunderlings Hofbuchhandlung. M. 30.—.
[3]) Kulturgeschichtliche Bücherei. Heft 6. Kötzschenbroda und Leipzig, H. F. A. Thalwitzer. 60 Pf.
[4]) Leipzig, Veit & Comp. M. 9.—.

Würdigung von Goethes Farbenlehre u. dgl. m. Wie mißlich aber der Mangel an Kenntnissen aus der Geschichte der Naturwissenschaften sein kann, zeigt das Vorgehen eines Kasseler Vereins, der vor kurzem dem Dampfschiffe Papins ein Denkmal in Kassel setzte, obgleich längst nachgewiesen worden ist, daß dieses Dampfschiff in Wirklichkeit niemals existiert hat.

Zum Schlusse hat unsre Revue noch auf eine Arbeit Lampes aufmerksam zu machen, der in einem kleinen „Zur Erdkunde“ betitelten Werke in geschickter Weise Proben erdkundlicher Darstellung für Schule und Haus zusammengestellt und so ein recht brauchbares Lesebuch geschaffen hat.[1]) Um den dabei vom Verfasser beabsichtigten weiteren Zweck, in die Geographie für den Selbstunterricht einzuführen, erreichen zu lassen, würde freilich der Umfang des Buches wohl nicht ausreichen.

Literarische Berichte

Das Ende der Obrenovitch. Beiträge zur Geschichte Serbiens 1897 bis 1900 von Dr. Vladan Georgevitch. Leipzig 1905. Verlag von S. Hirzel.

Der Verfasser veröffentlicht in dem vorliegenden Werke an der Hand seines Tagebuches seine äußerst fesselnden Erinnerungen aus der Zeit seiner Ministerpräsidentschaft unter dem König Alexander von Serbien, die in der dramatisch bewegten Schilderung der Verlobung des Königs mit Draga Maschin gipfeln und somit die Vorgeschichte der blutigen Katastrophe enthalten, die sich am 11. Juni 1903 in Belgrad abspielte. Daneben fallen grelle Streiflichter auf das Verhältnis Oesterreichs und Rußlands zu Serbien in der genannten Zeit. Das allgemeine Interesse dürfte sich dem Buche um so mehr zuwenden, als der Verfasser kürzlich wegen Veröffentlichung von Staatsgeheimnissen in Serbien zu Gefängnisstrafe verurteilt worden ist. Als Ergänzung ist dem Werke der Sonderabdruck eines Artikels beigegeben, den der Verfasser zur Verteidigung der Verschwörung, an der er übrigens nicht beteiligt war, 1903 in der „Zukunft“ veröffentlicht hat.

Paul Seliger (Leipzig-Gautzsch).

Moltke als Philosoph. Von Dr. Arnold Kowalewski, Privatdozenten der Philosophie an der Universität Königsberg. Bonn 1905. Röhrscheid & Ebbecke.

Der Verfasser hat sich in dieser Schrift ein reizvolles Thema gewählt. Wenn auch der Titel sicher zuviel sagt, so ist es doch von Interesse, einige charakteristische Hauptgedanken aus dem reichen Ideenschatze des Feldmarschalls Revue passieren zu lassen. Von besonderem Wert ist es, zu sehen, wie Moltke über Krieg und Frieden philosophiert und den Glauben an die ideale Seite seines Berufes rechtfertigt. Die Darstellung ist recht gründlich, zum Teil freilich etwas umständlich.

Br.

Das alte Wunderland der Pyramiden von Dr. Karl Oppel. Fünfte umgearbeitete und vermehrte Auflage. Leipzig 1906, Otto Spamer.

Das alte Wunderbuch vom alten Wunderland wird auch in seiner neuen Gestalt seinen Reiz für die heranwachsende Jugend bewahren. Mit außerordentlichem Lehrgeschick wird dem Leser im Anschluß an eine Landesbeschreibung, gewissermaßen an Ort und Stelle, die alte Welt vor die Augen gezaubert, und jeder Knabe, der das Buch einmal mit klopfendem Herzen und leuchtenden Augen durchstudiert hat, hat nicht nur ein anschauliches Bild von dem Leben alter Zeit im Pharaonenlande gewonnen, sondern geht auch an die Geschichte und Sage andrer Völker, selbst des eignen Vaterlands, mit tieferem Verständnis heran. Der Bearbeiter der gegenwärtigen Auflage, der die Auffassungen der heutigen Wissenschaft mit schonender Hand hineingearbeitet hat, nennt sich auffallenderweise nicht, obgleich es zweifellos ist, daß eine solche Arbeit nur von einem Fachmann geleistet werden kann und ihm nicht zur Schande gereicht, auch wenn er mit seiner Arbeit nicht ganz fertig geworden ist. Es wäre nötig gewesen, die vielfach vorkommenden alten Maße und Gewichte in die heutigen umzurechnen, die Verweisungen genau zu revidieren und manche kleine Unebenheiten zu beseitigen. Auch vermißt man bedauernd die Sage von der „Aegyptischen Königstochter“. Der Platz wäre zu gewinnen gewesen, wenn die recht breite Erzählung vom „Schatz des Rhampsinit“ etwas gekürzt worden wäre.

K. F.

---

[1]) Aus deutscher Wissenschaft und Kunst. Leipzig und Berlin, B. G. Teubner. Geb. M. 1.20.

Das Problem der Ebenbürtigkeit. Eine rechtsgeschichtliche und genealogische Studie von Dr. jur. Otto Freiherrn von Dungern. München und Leipzig 1905, R. Piper & Co.

In streng sachlicher Darstellung untersucht der Verfasser die historische Entwicklung des Ebenbürtigkeitsbegriffes: von den alten Germanen an durchs Mittelalter hindurch bis zur Umgestaltung seit der Renaissancezeit und weiter bis zu unsern Tagen. Besonders lehrreich sind die beigegebenen Ahnentafeln mit den vom Verfasser dazu gelieferten Erläuterungen. Br.

Notre politique extérieure de 1898 à 1905. Par René Millet. Lettre préface de M. Gabriel Hanotaux. Ouvrage accompagné de trois cartes. Paris, Librairie Félix Juven (1905).

Das von dem früheren Minister des Aeußeren Hanotaux eingeführte Buch ist dadurch bemerkenswert, daß es in seinem ersten Teile, „Les faits", eine leidenschaftliche Verurteilung der französischen auswärtigen Politik während der letzten sieben Jahre und namentlich der Behandlung der marokkanischen Frage enthält. Es macht in eindringlicher Weise auf die Gefahren aufmerksam, die aus dem Versuch, Deutschland isolieren zu wollen, Frankreich erwachsen sind und noch erwachsen können, und vertritt mit Schärfe die Ansicht, daß eine Politik, die es an der einfachsten Rücksichtnahme Deutschland gegenüber fehlen läßt, wohl in England und Amerika Lobredner finden werde, daß sie aber für Frankreich selbst eine nationale Gefahr bilde. Der zweite Teil, „Les doctrines", enthält sehr gut geschriebene und klar durchdachte Betrachtungen über einige politische Probleme allgemeiner Art wie über „La paix à tout prix" und „La guerre et la paix". Das Buch verdient sorfältigste Beachtung von seiten aller Politiker diesseits wie jenseits der Vogesen.

Paul Seliger (Leipzig-Gautzsch).

Der ewige Jude. Episches Gedicht von Joseph Seeber. 8. und 9. Auflage. Freiburg i. B. 1905. Herdersche Verlagshandlung.

Seebers Dichtung bietet weit mehr, als der Titel verspricht. Sie hat nicht bloß den „ewigen Juden" zum Thema, sondern noch vielmehr den Antichrist und dessen Sturz. Seine Verbreitung verdankt das Buch wohl vor allem dem Stoff, aber auch die Form verdient alle Beachtung, sie weist sehr schöne dichterische Stellen auf. E. M.

Die Krisis im Christentum und die Religion der Zukunft. Ein Weck- und Notruf an unsre Zeit. Von Franz Mach, vorm. Professor am k. k. Staatsobergymnasium in Saaz. Dresden 1905, E. Piersons Verlag.

Man merkt es jeder Seite des Buches an, daß es dem Verfasser eine heilig ernste Sache ist, dem religiösen Suchen unsrer Zeit zur Wahrheit und zum Frieden zu helfen. Mit scharfer Kritik überschaut er den gegenwärtigen Zustand der christlichen Welt, den er für unhaltbar erklärt. Auf dem Boden der liberalen Theologie stehend, sucht er zu zeigen, daß die christliche Dogmatik in ihrer Grundlage auf Irrtum und Mißverständnis beruhe. Am schwächsten sind die philosophischen Abschnitte des Werkes. Seine eigne Weltanschauung bezeichnet Mach als Monismus: Natur und Gott sind ihm eins; doch ist die Abgrenzung dieses Standpunktes gegen die von dem Verfasser zurückgewiesenen, insbesondere den Materialismus, nicht scharf genug durchgeführt. Weit höher stehen die Kapitel, die sich mit praktisch-kirchlichen Fragen beschäftigen. Mit besonderem Nachdruck wendet sich Mach gegen den römischen Katholizismus und Ultramontanismus; sein Buch klingt aus in eine lebhaft freudige Begrüßung der Los-von-Rom-Bewegung. Br.

„Annette" von Goethe. Neu herausgegeben nebst einem Anhang aus dem „Leipziger Liederbuch" von Dr. Hans Landsberg. Berlin, Pan-Verlag („Das Museum" Bd. III).

Goethes „Annette", 1894 gefunden und im 37. Band der Sophien-Ausgabe von Goethes Werken zuerst vollständig abgedruckt, hat Landsberg durch seinen Neudruck weiteren Kreisen zugänglich gemacht, was dankbar anerkannt werden soll. Inzwischen hat auch L. Geiger diese Gedichtsammlung in seine Goethe-Ausgabe aufgenommen. E. M.

Die Germanen. Volkstümliche Darstellungen aus Geschichte, Recht, Wirtschaft und Kultur. Von Felix Dahn. Leipzig 1905, Verlag von Breitkopf & Härtel.

In knappster Darstellung bietet der Verfasser die Resultate seiner jahrzehntelangen Durchforschung des deutschen Rechts und der deutschen Geschichte weiteren Kreisen; das Büchlein ist in der Hauptsache die Niederschrift der Vorträge, die Dahn im September 1904 im Rahmen der Salzburger freien Universitätskurse gehalten hat. —ß.

Leitfaden zum Studium der Literatur der Vereinigten Staaten von Amerika. Von Walter Schumann. Gießen, E. Roth.

Der Verfasser will in knapper Form eine Uebersicht der Literatur der Vereinigten Staaten bieten. Er würde sein Ziel eher erreicht haben, wenn er nicht nur — außer der kargen Einleitung — ein Schriftstellerverzeichnis mit ziemlich äußerlichen Angaben

über Leben und Werke geboten, sondern auch in kurz zusammenfassenden Abschnitten die wichtigsten Charakterzüge und die geistige Entwicklung der einzelnen Perioden und Richtungen dargestellt hätte oder wenigstens bei den Geistern ersten Ranges mehr ins Innere gedrungen wäre. Immerhin kann die Arbeit als Nachschlagewerk für praktische Zwecke empfohlen werden; für solche Fälle mag es auch außer Betracht bleiben, daß das Buch nicht in bestem Deutsch geschrieben ist.

Br.

Weltgeschichte, herausgegeben von Hans F. Helmolt. Fünfter Band. Südosteuropa und Osteuropa. Leipzig und Wien 1905, Verlag des Bibliographischen Instituts.

Die Eigenart der geographisch und ethnographisch sich aufbauenden Weltgeschichte Helmolts tritt in diesem jüngsten Bande in aller Schärfe hervor; man kann dem Herausgeber und Bearbeiter nur zustimmen, daß es gerade für dieses bisher nur stiefmütterlich in der deutschen Geschichtschreibung behandelte weitausgedehnte Gebiet nur so möglich war, „jedes Volk, in den passenden Rahmen, die richtige Nachbarschaft versetzt, mit seiner gesamten Umgebung in enger Verknüpfung zu schildern". Eingefügt zwischen dem eröffnenden Kapitel „Das Griechentum seit Alexander dem Großen" von R. von Scala und dem schließenden „Osteuropa" von Wl. Milkowicz, das die Geschichte Polens und Rußlands in ihrer vielfachen Verknüpfung vorführt, treten nacheinander die Osmanen, die Armenier, die Albanesen, die Tschechen, die Slowenen und Serbokroaten, die Hunnen, Bulgaren, Rumänen, Magyaren und Zigeuner als Donauvölker zusammengefaßt vor das das Auge des Lesers, alles in den Ergebnissen einer Geschichtsforschung, die zahllosen Einzelheiten ihre Aufmerksamkeit widmen mußte, damit nicht, zum geringsten Teil dank der sichtenden und abrundenden Tätigkeit des Herausgebers, ein übersichtliches Gesamtbild entstehen konnte. Gegenüber der Fülle des Stoffes ist das eingehende Inhaltsverzeichnis und das sorgfältige Register ganz besonders erwünscht. Bei den zahlreichen Beziehungen und Verzweigungen des Deutschtums nach dem Osten, durch den deutschen Ritterorden und die Kolonisation in den Ostseeländern, in Polen und Ungarn, bei der Verknüpfung Oesterreichs mit einem beträchtlichen Gebiet Südosteuropas muß der vorliegende Band vieles enthalten, was im weiteren Sinne der Geschichte des deutschen Volkes angehört; man kann dem nirgends bequemer nachgehen als hier. Daß die Ausstattung über alles Lob erhaben ist, braucht kaum hervorgehoben zu werden.

F. G. Schultheiß.

Der Meister von Bayreuth. Neues und Intimes aus dem Leben und Schaffen Richard Wagners. Von Dr. Adolph Kohut. Berlin 1905, Richard Schröder.

Wenn ein Künstler berühmt genug ist, dann wird er Gegenstand auch jener schriftstellerischen Betätigung, die nicht eben zu den Ruhmestaten deutscher Journalistik gehört. Wie der Verfasser über Schiller schreibt, so schreibt er auch über Wagner: ohne innere, notwendige Beziehung, in einem fragwürdigen Aufsatzstil, den man allenfalls vor dreißig Jahren ertrug, heute unerträglich findet. Hätte Kohut das sehr wenige und belanglose „Neue", über das er verfügt, bescheiden zusammengestellt, so wäre es besser gewesen; denn die Glaubwürdigkeit manches Dargebotenen wird durch eine unzuverlässige, verständnislose Umgebung nicht gehoben.

Dr. Karl Grunsky.

Eingesandte Neuigkeiten des Büchermarktes

(Besprechung einzelner Werke vorbehalten)

Befreiung Aegyptens, Die. Von A. Z. Aus dem Englischen übersetzt. Berlin, Puttkammer & Mühlbrecht. M. 3.—.

Behnisch-Kappstein, Anna, Das klingende Fließ. Novellen. Berlin, Dr. Wedekind & Co., G. m. b. H. M. 3.—.

Betrachtungen über die Gegenwart. Von einem Hamburger Arbeiter. Mit Geleitwort von Moritz von Egidy. Altona, Gebr. Harz. M. 1.—.

Blanc, Ferdinand, Christus. Episches Gedicht in dreißig Gesängen. Meiningen, Keyßnersche Hofbuchdruckerei.

Cohen, Dr. Arthur, Die Verschuldung des bäuerlichen Grundbesitzes in Bayern von der Entstehung der Hypothek bis zum Beginn der Aufklärungsperiode. Forschungen zur Geschichte des Agrarkredits. Leipzig, Duncker & Humboldt. M. 10.80.

Debogory-Mokriewitsch, W., Erinnerungen eines Nihilisten. Deutsch von Dr. H. Röhl. Stuttgart, Robert Lutz. M. 5.50.

Dostojewski, F. M., Die Dämonen. Roman in zwei Teilen. Uebertragen von E. K. Rahsin. München, R. Piper & Co. 2 Bände je M. 4.—.

Dungern, Dr. jur. Otto Frhr. von, König Karl von Rumänien und Deutschland. Berlin, Hermann Walther, Verlagsbuchhandlung.

Fabre, Emile, Das goldene Kalb (Les ventres dorés). Schauspiel in fünf Aufzügen. Deutsch von Stephan Estienne. Berlin, Verlagsgesellschaft „Harmonie". M. 2.—.

Fischer, Dr. med. Hans, Spieler-Moral. Eine irrenärztliche Studie. Berlin-Leipzig, Modernes Verlagsbureau, Curt Wigand.

Fried, Alfred H., Annuaire de la Vie Internationale. 2e Année 1906. Monaco, Institut internationale de la Paix. 3 fr. 50.

Goldschmidt, Ludwig, Kant und Haeckel. Freiheit und Naturnotwendigkeit. Nebst einer Replik an Julius Baumann. Gotha, E. F. Thienemann. M. 3.—.

Hatschek, Prof. Dr. Julius, Bismarcks Werk in der Reichsverfassung. Rede. Tübingen, J. C. B. Mohr. 40 Pf.

Hebbels Sämtliche Werke. Historisch-kritische Ausgabe, besorgt von Richard Maria Werner. Sechster Band: Briefe 1857—1860. Berlin, B. Behr's Verlag. M. 3.—.

Horaz-Oden in freier Nachdichtung von Alfred Hesse. Hannover, Schmorl & von Seefeld Nachf. M. 3.75.

Houben, Heinr. Hubert, Heinrich Laubes Leben und Schaffen. Mit 2 Bildnissen und einem Briefe. Leipzig, Max Hesses Verlag. M. 1.50.

Huch, Ricarda, Die Verteidigung Roms. Roman. Mit Buchschmuck von Ed. Pfennig. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt. Geheftet M. 5.—, gebunden M. 6.—.

Ichenhaeuser, Eliza, Das Frauenwahlrecht. Berlin, Carl Duncker.

Kosmos, Handweiser für Naturfreunde. III. Jahrg., Heft 5/6 à 30 Pf. (pro Jahrgang 12 Hefte M. 2.80; für Kosmos-Mitglieder bei M. 4.80 Jahresbeitrag kostenlos mit 5 Bänden von Bölsche, Francé etc.). Kosmos, Gesellschaft der Naturfreunde (Geschäftsstelle: Franckhsche Verlagshandlung in Stuttgart).

Kotzde, Wilhelm, Kleine Leute. Geschichten aus der Heimat. Berlin, Verlag des Märkischen Bundes. M. 1.20.

Krapotkin, Fürst P., Memoiren eines russischen Revolutionärs. Volksausgabe. Zweite Auflage. Stuttgart, Robert Lutz. M. 4.—.

Liebert, E. v., Die deutschen Kolonien und ihre Zukunft. Berlin, Vossische Buchhandlung. M. 1.60.

Moffat, Mary Maxwell, Queen Louisa of Prussia. With twenty illustrations. London, Methuen & Co. 7/6.

Molenar, Dr. H., Positive Weltanschauung. Ein Jahrbuch für freie Denker und ernste Wahrheitsucher. V. Band der „Religion der Menschheit". Leipzig, Otto Wigand. M. 2.80.

Münz, Dr. Wilhelm, Die Judenmetzeleien in Russland. Ein offener Brief an die regierenden Fürsten und Staatsoberhäupter. Breslau, Koebnersche Verlagsbuchhandlung.

Prado, V. M. de, Depeschenkaiser. Berlin, Fussingers Buchhandlung. M. 2.—.

Ostwald, Hans, Männliche Prostitution. Band 5 von „Berliner Dirnentum". Leipzig, Walther Fiedler. M. 2.—.

Perfall, Anton von, König Wiglaf. Epische Erzählung. Zweite Auflage. Breslau, Schlesische Verlags-Anstalt v. S. Schottlaender. M. 3.—.

Sacher-Masoch, Leopold von, Polnische Geschichten. Zweite Auflage. Breslau, Schlesische Verlags-Anstalt v. S. Schottlaender. M. 3.—.

Schlichtegroll, Carl Felix, „Wanda" ohne Maske und Pelz. Leipzig, Leipziger Verlag. M. 5.—.

Schott, Anton, Der Hüttenmeister. Novelle. Zweite Auflage. Köln a. Rh., J. P. Bachem. M. 1.50.

Schott, Anton, Der Königsschütz. — Aus der Art geschlagen. Zwei Novellen. Zweite Auflage. Köln a. Rh., J. P. Bachem. M. 1.50.

Sperl, August, Hans Georg Portner. Historischer Roman. Wohlfeile Volksausgabe. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt. Geheftet M. 4.—, gebunden M. 5.—.

Spielmann, Dr. C., Aufgang aus Niedergang. Gemeinverständliche Darstellung der Ereignisse des Jahrzehnts 1805—1815. Mit 21 historischen Bildnissen. Halle a. S., Herm. Gesenius. M. 3.—.

Troeltsch, Prof. Ernst, Die Bedeutung des Protestantismus für die Entstehung der modernen Welt. Vortrag. München, R. Oldenbourg. M. 1.20.

Unterweger, Martin, Der Fels der Einsamkeit oder ein Blick ins Unendliche. Berlin-Leipzig, Modernes Verlagsbureau, Curt Wigand.

Völker Europas . . .! Der Krieg der Zukunft von ***. Berlin, Richard Bong. M. 5.

Vortragsstoffe für Volks- und Familienabende. Herausgegeben von Pfarrer Hermann Barth und Dr. Karl Schirmer. Heft 1—10. Leipzig, Friedrich Engelmann. Einzelpreis 25 Pf., Subskriptionspreis 20 Pf.

═ Rezensionsexemplare für die „Deutsche Revue" sind nicht an den Herausgeber, sondern ausschließlich an die Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart zu richten. ═

Verantwortlich für den redaktionellen Teil: Rechtsanwalt Dr. A. Löwenthal in Frankfurt a. M.

Unberechtigter Nachdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift verboten. Uebersetzungsrecht vorbehalten.

═ Herausgeber, Redaktion und Verlag übernehmen keine Garantie für die Rücksendung unverlangt eingereichter Manuskripte. Es wird gebeten, vor Einsendung einer Arbeit bei dem Herausgeber anzufragen. ═

Druck und Verlag der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart

Friedensbewegung und Haager Konferenz

Von

Prof. Philipp Zorn (Bonn)

Solange die Menschheit besteht, ist Kampf und Krieg. Und solange Krieg ist, ist Sehnsucht nach Friede. Nicht bei den einzelnen nur tritt diese Sehnsucht hervor, sondern sie schafft sich größeren Rahmen und größere Zusammenhänge: der größte, den die Geschichte kennt, ist der Gedanke, daß die ganze christliche Menschheit eine Rechtseinheit bildet, an deren Spitze der Papst steht, den nach Gregors VII. Ausspruch Jesus Christus zum Fürsten über die Königreiche der Welt gesetzt hat.

Aber die Kriege haben nicht aufgehört. Und sie werden um so furchtbarer, je mehr die neuen Erfindungen und Entdeckungen des suchenden Menschengeistes in den Dienst der Kriegsarbeit für Herstellung möglichst wirksamer Zerstörungsmittel gestellt werden.

Demgegenüber hat sich in den letzten Jahrzehnten stärker als zuvor eine „Friedensbewegung" geltend gemacht, die mit lauter Stimme in der waffenstarrenden Welt nach Frieden schreit und den Krieg als ein Verbrechen, als das Verbrechen *κατ' ἐξοχήν* der Menschheit und an der Menschheit, brandmarkt.

Die moderne „Friedensbewegung" lediglich mit einem spöttischen Achselzucken abzutun, wie dies vielfach noch heute in Deutschland Mode ist, geht nicht an; ihre Ideen sind in der ganzen Welt verbreitet und bilden einen nicht unbedeutenden Faktor im heutigen Völkerleben, müssen also sorgsam beachtet werden, zumal sie an einzelnen Stellen unzweifelhaft schon direkten Einfluß auf die praktische Politik gewonnen haben und ihr mittelbarer, indirekter Einfluß gar nicht in Abrede gestellt werden kann.

Die in der modernen Friedensbewegung wirksamen Triebkräfte sind aber außerordentlich verschieden. Einmal sind es religiöse Ideen, die nach dieser Richtung stark wirken. Das „Friede auf Erden und den Menschen ein Wohlgefallen" ist für viele ernste Menschen auch heute noch verbunden mit dem „Ehre sei Gott in der Höhe". Diese religiöse Seite der Friedensbewegung hat große Stärke in den Ländern des angelsächsischen Geistes und der angelsächsischen Kultur. Als wir seinerzeit im Haag versammelt waren zur sogenannten Friedenskonferenz, berichteten englische und amerikanische Zeitungen, daß anglikanische

Bischöfe in den Kirchen ihrer Diözesen Gebete für die Arbeiten der Konferenz angeordnet hätten. Auch in den skandinavischen Ländern trägt die Friedensbewegung vielfach diesen religiös-ethischen Charakter, indes in den im engeren Sinne germanischen und besonders in den romanischen Ländern diese Seite der Bewegung nicht stark hervortritt.

Aber es liegt auf der Hand, daß die religiöse Grundlage, die das Mittelalter in dem obersten Schiedsrichteramt des Papstes dem Friedensgedanken gegeben hatte, im innersten Kerne mit jener angelsächsischen Friedensidee zwar nicht identisch, ja ihr äußerlich vielleicht entgegengesetzt, innerlich aber jedenfalls nahe verwandt ist. Somit steht derjenige Teil der Menschheit, für den das Papsttum auch heute noch den Mittelpunkt des religiösen Lebens bildet, in jedem Falle der religiösen Ausprägung der Friedensidee nahe. Ueberdies finden sich, auch unabhängig vom Papsttum, diese im innersten Kern religiösen Friedensideen ganz unzweifelhaft doch auch in den germanischen und romanischen Ländern. An dem Schiedsrichteramt des Papstes in dem deutsch-spanischen Karolinenstreit haben wir einen unverkennbaren historisch-politischen Beleg dafür, wie nahe sich die verschiedenen Strömungen berühren können.

Dieser religiösen Friedensidee schroff entgegengesetzt ist diejenige Friedensidee, die einen politischen Programmpunkt der sozialistischen Parteien bildet. An die Stelle des religiösen Momentes tritt hier als Kernpunkt der Gedanke der Gleichheit aller Menschen: mit der Anerkennung und Durchführung dieses Prinzipes sei, so folgert man, auch jeder Grund zu Streit und Krieg dahingefallen. Während die religiöse Friedensidee an sich der Gliederung der Menschheit in Völker und Staaten nicht widerspricht, sondern nur die so gegliederte Menschheit auf höherer Grundlage im Frieden zusammenzufassen strebt, muß der sozialistische Gedanke in notwendiger Folgerichtigkeit zur Beseitigung aller Gliederungen der Menschheit in Völker und Staaten führen, kann diese Gliederung jedenfalls nur als etwas Nebensächliches, Wertloses, Vorübergehendes anerkennen. Die Entfaltung der Idee der Menschheit wird nach der sozialistischen Auffassung durch diese Gliederung nicht gefördert, sondern gehemmt. Solange die Gliederung noch tatsächlich hingenommen werden muß, ist es jedenfalls die höchste Aufgabe der Politik, die Wirkungen dieser Gliederung auf ein möglichst geringes Maß einzuschränken, und das höchste Ziel der Entwicklung ist die Beseitigung der Gliederung: die Internationale.

In dem Feldgeschrei: „Proletarier aller Länder vereinigt euch“ liegt ein doppelter Schlachtruf. Erstlich der Ruf zur Beseitigung der Grenzen der Länder, der Staats- und Volksgliederungen; zweitens der Ruf zur Vernichtung der nichtproletarischen Elemente der heutigen Weltordnung. Aus beiden Momenten soll dann, so predigt man, der ewige Friede der Menschheit hervorgehen. Daß das letzte Glied dieser Gedankenreihe logisch der Anarchismus ist, kann nicht bestritten werden; mit dem Dogma von der Gleichheit aller, „die Menschenantlitz tragen“, ist auch eine sozialistisch-demokratische Herrschaft irgendwelcher Art völlig unvereinbar.

Diese Gedanken sind nicht unhistorisch, sondern sie sind geschichtslos. Die Geschichte der Menschheit kennt keine Entwicklungsphase, aus der man für die Verwirklichung jener Ideen lernen könnte; sie kennt nur Experimente dieser Ideenwelt, und diese Experimente haben der Menschheit mehr Blut und Schrecken verursacht als die blutigsten Kriege. Solange es eine Geschichte der Menschheit gibt, hat sich diese in den Gliederungen der Staaten und Völker vollzogen. Diese Gliederungen bilden die Form für den Inhalt der Geschichte der Menschheit. Von einer neuen Evolution der Menschheit hofft man die Verwirklichung jener Ideen. Dabei müßte es sich geradezu um eine Neuschöpfung der Menschheit handeln. In Vorbereitung dieses Schöpfungsaktes sucht man zunächst alle historischen und ethischen Kapitalien zu zerstören, welche die Begriffe Staat und Vaterland in der Geschichte der Jahrtausende, in der ganzen bisherigen Geschichte der Menschheit, in sich tragen. Es gehört jedenfalls zu den merkwürdigsten Erscheinungen in Vergangenheit und Gegenwart, daß bei diesem sozialdemokratischen Zerstörungsprozeß Elemente, deren Staats- und Volksgliederung der Gang der Weltgeschichte zertrümmert hat, die emsigsten in der Arbeit der Dekomposition der Menschheit sind.

Wie die religiöse, so ist auch die sozialistische Friedensidee nur ein Bestandteil einer großen Weltanschauung; für eine Reihe mehr oder minder berechtigter wirtschaftlicher Forderungen bildet sie den glänzenden Rahmen, in dem das blendende Bild des irdischen Paradieses ohne religiöse Grundlage den Menschen dargestellt wird. Daß heute Millionen, von dem Glanze dieses Bildes geblendet, den Predigern dieser Ideen folgen und deren Verwirklichung durch Umsturz der bestehenden Staatsordnung und Völkergliederung erwarten, ist ja nicht zu bezweifeln.

Diesen beiden starken Strömungen der Friedensbewegung, die doch im letzten Ende äußerste Gegensätze sind, tritt eine dritte zur Seite, deren Grundidee sich nicht so leicht aufzeigen läßt wie die der andern. Sie ruht nicht auf religiöser Grundlage und sie will nicht den historisch-ethischen Gedanken von Volk und Vaterland, wie er aus der Gliederung der Menschheit hervorgegangen ist, verringern oder gar vernichten. Im Gegenteil: sie ist erfüllt von Patriotismus, will aber diesen Patriotismus in den Dienst der Menschheit gestellt wissen. Ob die Vertreter dieser Kategorie der Friedensbewegung mit den Faktoren der Menschheitsgeschichte und mit den Elementen der Menschennatur richtig rechnen, kann dahingestellt bleiben. Die Kernpunkte sind hier: einmal das furchtbar düstere Schrecknis des Krieges, sodann die enorme Entziehung von Geld- und Menschenkraft aus der Arbeit des Friedens, die in den modernen stehenden Heeren und Flotten liegt.

Hier handelt es sich also nicht um göttliche Forderungen an die Menschen, ebensowenig aber um einen radikalen Umsturz der heutigen Menschheitsordnung, sondern um humanitäre und wirtschaftliche Ideen zur Verbesserung des Loses der Menschheit. Die Menschen sollen ihrer friedlichen Arbeit nicht entzogen werden. Streitfragen der Staaten sollen nicht mit den Waffen,

sondern mit „dem Recht“ entschieden werden. Und wenn dies Prinzip zur Anerkennung gelangt ist, bedarf es auch nicht mehr der gewaltigen Heere und Flotten, in denen Milliarden von Werten als „tote Hand“ stecken und Millionen von Menschen auch in Friedenszeiten der Friedensarbeit entziehen.

So vieles sich auch kritisch hierüber sagen ließe — daß in dieser Seite der Friedensbewegung ein hoher Idealismus liegt, darf nicht verkannt werden. Ihr glühendster Vertreter ist der französische Senator Baron d'Estournelles de Constant. Daß dieser sein Vaterland mit ganzer Seele liebende Franzose sein Lebensziel in der friedlichen Verständigung der Nationen sieht und im französischen Parlament wie in freien Versammlungen in Frankreich, England, Amerika, Oesterreich, Italien, Deutschland mit begeisterter Beredsamkeit seine Ueberzeugung vertritt, ist gewiß auch ein bemerkenswertes Zeichen der Zeit. Auf der Haager Konferenz war d'Estournelles eines der hervorragendsten Mitglieder des kleinen Arbeitskomitees, das die dritte Kommission für Ausarbeitung der Schiedsgerichtskonvention niedergesetzt hatte, und seiner Initiative insonderheit entsprang der vielumstrittene Artikel 27 der Konvention (s. unten III), der dem Idealismus seines Autors einen so markanten Ausdruck gab. d'Estournelles trat dann weiterhin bei jedem Anlaß mit Kraft und Gewandtheit für seine Ideen ein, gründete auch eine internationale Vereinigung, die praktisch für das gegenseitige Verständnis der Nationen arbeiten sollte und die eine Anzahl hervorragender Namen um ihren Gründer vereinigte. Von der Reinheit der d'Estournellesschen Friedensidee ist man in der ganzen Welt überzeugt.

Diese Friedensarbeit trägt einen wesentlich andern Charakter als die zuvor besprochene, dem sozialistischen Gedanken entsprungene. Führt uns letztere vom Boden der Wirklichkeit hinweg in das Gebiet der reinen Phantasterei — jedenfalls ist dies heute noch so und nach unsrer Ueberzeugung wird es auch allezeit so bleiben —, so steht erstere durchaus auf dem Boden der praktischen Realitäten. Man mag lächeln oder den Kopf schütteln über den unverwüstlichen Optimismus des französischen Idealisten, den Vorwurf, eiteln Phantomen nachzujagen, wird man ihm nicht machen dürfen. Und mir persönlich ist dieser Optimismus und Idealismus eines edeln Franzosen eine der schönsten, vielleicht die schönste Erinnerung an die Haager Konferenz, und es wird mir niemals aus dem Gedächtnis entschwinden, mit welchem Feuer d'Estournelles in offizieller Rede wie in häufigem und herzlichem Privatgespräche den Gedanken der großen Kulturgemeinschaft der zivilisierten Völker vertrat und mit welcher Begeisterung er für diesen großen Menschheitsgedanken an den hohen Sinn des Deutschen Kaisers appellierte.

Das mögen viele naiv nennen und auch mein Optimismus reicht nicht so weit wie der des edeln französischen Freundes. Aber es lag doch in jener über Monate sich erstreckenden Arbeit der kleinen Kommission für Herstellung der Schiedsgerichtskonvention eine machtvolle Aeußerung jenes Ideenkreises, und ich täusche mich schwerlich, wenn ich sage: in Momenten, wo der Friede rettungslos verloren schien, haben die dort wirksamen Kräfte erfolgreich an der Erhaltung des Friedens gearbeitet. Delcassés Nachfolger in Leitung der auswärtigen An-

gelegenheiten Frankreichs wurde Bourgeois, der den Vorsitz in jener Haager Kommission geführt hatte.

Praktische Arbeit auf dem Gebiete des internationalen Lebens wird unter heutigen Verhältnissen nur der zuletzt besprochenen Strömung möglich sein; das schließt nicht aus, daß mancherlei stärkender Zufluß auch aus den beiden andern Strömungen hinzukommt. Und ein andres Moment gibt unverkennbar der ganzen Friedensbewegung noch eine weitere bedeutsame Stärkung: die Mittelstaaten. Alle Mittelstaaten bemühen sich zweifellos, ihre militärischen Kräfte einigermaßen auf der Höhe moderner Entwicklung zu halten. Aber es besteht doch darüber kein Zweifel, daß kein Mittelstaat für die Entscheidung der Waffen einem Großstaate gewachsen wäre, und selbst eine Koalition von Mittelstaaten wäre schwerlich zu erfolgreichem Waffengang mit einer Großmacht fähig. Militärische Bedeutung könnten heute Mittelstaaten nur bei Kriegen unter sich oder als Hilfsorgane in Kriegen von Großmächten haben. Die Möglichkeit der Selbstbehauptung aus eigner Kraft, die *αὐτάρκεια* im Aristotelischen Sinne, hat heute kein Mittelstaat. Daß dieses Moment in hohem Grade dadurch paralysiert wird, daß keiner Großmacht ohne die unmittelbare Gefahr eines Krieges mit einer andern Großmacht die Möglichkeit der Niederwerfung eines Mittelstaates gegeben wäre, ist allerdings auch gewiß.

Aber ein Moment der Schwäche liegt in dieser militärischen Situation für die Mittelstaaten dennoch und wird als solches auch stark von ihnen empfunden. Man hatte auf der Haager Konferenz hierfür bei den Verhandlungen den Ausdruck „états arrièrés" geprägt. Und daß das Wort des Grafen Nigra auf der Konferenz: „Hier gibt es nicht große und kleine, sondern nur gleiche Staaten" eitel Schönrednerei war, wußten die Mittelstaaten sehr wohl. Das hat zur notwendigen politischen Folge, daß alle Friedensbestrebungen und die auf Herstellung dauernder Friedenseinrichtungen gerichteten Arbeiten von seiten der Mittelstaaten die lebhafteste Förderung erfahren. Dies trat auch auf der Haager Konferenz sehr stark hervor. Und darin liegt ein höchst bedeutsamer Faktor der modernen Friedensbewegung. Die in den europäischen Mittelstaaten fast durchweg auf großer Kulturhöhe stehende Bevölkerung; eine bedeutende, mehrfach weit über die Grenzen des Landes hinaus wirkende Presse dieser Länder; Staatsmänner und Gelehrte von hervorragender geistiger Bedeutung, welche die Mittelstaaten in der Literatur und auf den internationalen Konferenzen vertreten; auch die großen Kapitalien, die durch Handel, Industrie, koloniale und andre überseeische Unternehmungen in diesen Ländern angesammelt sind; für einige, nach allen angegebenen Richtungen besonders bedeutsame Staaten dieser Gattung die europäische Neutralitätsgarantie: alle diese Momente wirken sehr stark im Sinne der modernen Friedensbewegung. Anders liegen diese Dinge nur bei den jungen Balkanstaaten, aus Gründen, deren Erörterung hier zu weit führen würde; auch dieses Moment trat bei der Haager Konferenz zeitweilig sehr charakteristisch hervor.

So darf wohl ausgesprochen werden: eine Fülle von materiellen, moralischen und religiösen Kräften innerhalb der zivilisierten Menschheit arbeitet heute stark

im Sinne des Friedens, mehr als dies je in früheren Perioden der Menschheitsgeschichte der Fall war. Auch wenn man sich ohne weiteres darüber klar ist, daß diese Friedensbewegung teilweise einen phantastischen, den Boden der tatsächlichen Völker- und Staatenverhältnisse völlig verlassenden Charakter trägt, bleibt doch immer noch genug Reales an ihr übrig, das nicht gestattet, sie zu verspotten oder vor ihr einfach die Augen zu verschließen.

Den Gedanken, den Krieg völlig zu beseitigen, zählen wir zu den Phantasien; er widerspricht der Menschennatur und der Menschheitsgeschichte. Die höchste Idee, abgesehen von der religiösen, ist auch heute noch die Idee von Volk und Vaterland; sie kann nicht entwurzelt werden und nur auf ihr kann die Menschheitsidee ruhen. Das Wort Homers gilt auch heute noch: *οὐδὲν γλυκύτερον τῆς πατρίδος αἴης*. Solange dies aber so ist, wird es auch Momente geben, wo ein Staat und Volk lediglich seine Kraft einsetzen muß, um sich und seine Existenz zu behaupten. Das sind die heiligen Zeiten im Leben der Völker, und aus diesen Zeiten gehen die Völker gestärkt und gereinigt hervor. Jedes Volk hat in seiner Geschichte solche Zeiten verzeichnet, und diese Zeiten sind der höchste Stolz der Völker; auf ihnen beruht die Entwicklung der Völker, und auf der Entwicklung der Völker beruht die Entwicklung der Menschheit. Die Formel für diese Gedanken auf der Haager Konferenz lautete: „honneur national et intérêts vitaux"; für diese beiden Momente hielt man die Anwendung des Schiedsgerichtsgedankens wenigstens in obligatorischer Verpflichtung für ausgeschlossen.

Aber aus kleinen Ursachen darf heute kein Krieg mehr entstehen. Das ist der berechtigte Gedanke der Friedensbewegung. Und dieser Gedanke verdient jede nur mögliche Förderung und darum auch die Herstellung solcher Einrichtungen, die den friedlichen und, wo es möglich, rechtlichen Austrag von Staatenstreitigkeiten bezwecken und die verhindern sollen, daß, wie dies in dem klippenreichen internationalen Leben so leicht geschehen kann, aus kleinen Streitfragen große Konflikte werden.

II

Das wichtigste Ereignis der modernen Friedensbewegung war die Haager Konferenz vom 16. Mai bis 29. Juli 1899, und das wichtigste praktische Werk für diese Bewegung ist das von jener Konferenz geschaffene ständige Haager Schiedsgericht.

Die Haager Konferenz ist bekanntlich hervorgegangen aus der persönlichen Initiative des russischen Zaren Nikolaus' II.; den Zaren seinerseits angeregt zu haben, nimmt die „Friedensbewegung" ausschließlich für sich in Anspruch; inwieweit dies richtig ist, bleibe dahingestellt. Das erste Programm für die Konferenzarbeiten rührte von Rußland her, und auch weiterhin behielt Rußland die Führung bei den Arbeiten; für die äußere Leitung war der russische Botschafter in London, von Staal, hervorragend geeignet, in Professor von Martens hatte Rußland überdies einen Vertreter, der die zu verhandelnden Materien vollständig beherrschte, der auch mit den Künsten der internationalen Diplomatie bereits so mannigfach vertraut war, daß er allen

Eventualitäten durchaus gerüstet gegenüberstand. Das französisch-russische Bündnis gab weiter den Russen von vornherein die gesicherte Beihilfe so hochbedeutender Männer wie Renault und Bourgeois; zudem waren, dem oben gekennzeichneten Standpunkte gemäß, die europäischen Mittelstaaten zum größeren Teile die gegebenen und ergebenen Hilfstruppen für die russischen Zwecke und teilweise gleichfalls durch bedeutende Persönlichkeiten wie Bernaert, Descamps, Asser, Odier, Roth vertreten. Die ersten Delegierten von England und Italien, Sir Pauncefote und Graf Nigra, waren durchaus überzeugte Anhänger der Friedensbewegung.

Die Haager Konferenz hat dann das russische Programm in fast dreimonatiger angestrengter Arbeit erledigt. Das Ergebnis dieser Arbeit waren drei größere Staatsverträge und drei juristisch gleichfalls als Staatsverträge zu betrachtende Erklärungen, von denen eine heute durch Zeitablauf dahingefallen ist; die übrigen Verträge stehen in Kraft, sei es für alle Konferenzstaaten, sei es mit Ausschluß einzelner. Diese Dinge bedürfen hier keiner näheren Feststellung. (Eine eingehende Darstellung der Ergebnisse der Haager Konferenz findet sich in meinem Buche: „Im Neuen Reich“, Bonn 1902, S. 319—395.)

Von den fünf demnach in Rechtskraft stehenden Haager Staatsverträgen beziehen sich vier auf den Krieg. Sie scheiden hier aus der Betrachtung aus; festzustellen ist nur, daß die quantitative Hauptmasse der Ergebnisse der Haager „Friedenskonferenz“ Kriegsrecht bildet und daß der Kenner des Völkerrechtes geneigt sein wird, diesen Teil der Ergebnisse auch qualitativ als das Hauptwerk der Konferenz zu bezeichnen.

Hinsichtlich der eigentlichen Friedensarbeit gab das russische Programm zwei Anregungen, die beide die öffentliche Meinung diesseits und jenseits der Meere in hohem Grade, zeitweise fast fieberhaft, beschäftigten: die Abrüstung und das Schiedsgericht.

Den Abrüstungsantrag hatte Rußland in einer den Forderungen der Friedensbewegung gegenüber sehr zurückhaltenden Weise dahin formuliert, daß für die Dauer von fünf Jahren für die Landheere und drei Jahren für die Flotten die dermaligen Budgets sowie für fünf Jahre die Effektivstärke der Landheere (ausgenommen die Kolonialtruppen) nicht erhöht werden sollten: darauf sollten sich die Staaten vertragsmäßig verpflichten.

Der Antrag wurde russischerseits zu begründen versucht; in phrasenreicher Rede unterstützte ihn dann ein holländischer General. Daraufhin wurde er einer nur aus Militärs bestehenden Kommission überwiesen, welche die Frage einstimmig für unlösbar erklärte; dem schloß sich das Plenum der Konferenz an. Die geistige Führung bei diesen Verhandlungen hatte der deutsche Militärdelegierte Oberst von Schwarzhoff, eine der geistig und rednerisch hervorragendsten Persönlichkeiten der Konferenz, die als Opfer der chinesischen Wirren verloren zu haben wir als einen unersetzlichen Verlust für das Deutsche Reich beklagen.

So wurde der Abrüstungsantrag auf der Konferenz begraben; zwei der Finalakte der Konferenz einverleibte Erklärungen enthielten lediglich ganz un-

verbindliche allgemeine Redensarten über militärische Lasten und den Wunsch der Erleichterung dieser; eine „Resolution“ des Wortlautes: „Die Konferenz hält dafür, daß eine Beschränkung der Militärlasten, die gegenwärtig die Welt bedrücken, in hohem Grade wünschenswert ist für das Wachstum des materiellen und moralischen Wohlergehens der Menschheit“, und ein „Wunsch“ des Inhaltes: „Die Konferenz spricht den Wunsch aus, daß die Regierungen in Berücksichtigung der auf der Konferenz gemachten Vorschläge, die Frage der Möglichkeit einer Vereinbarung, betreffend die Beschränkung der bewaffneten Macht zu Lande und zur See und der Militärbudgets ihrem Studium unterwerfen.“

In der Zwischenzeit ist die Einschränkung der militärischen Rüstungen mehrfach in den Parlamenten der großen Militärmächte erörtert worden; bei jeder Budgetberatung wird sie von d'Estournelles im französischen Parlament aufgerollt, und jüngst hat im englischen Parlament der dermalige Premierminister über die Frage Erklärungen abgegeben, die in der ganzen Welt Aufsehen erregen mußten. Daß unter diesen Umständen die für nächstes Frühjahr in Aussicht genommene zweite Haager Konferenz angesichts der starken nach dieser Richtung von der „Friedensbewegung“ betriebenen Agitation abermals sich mit dieser Frage zu beschäftigen haben wird, wird kaum zu vermeiden sein.

Ob der deutsche Standpunkt dann ein andrer sein wird als auf der ersten Konferenz, werden die maßgebenden Faktoren zu entscheiden haben, deren Meinung hierüber mir gänzlich unbekannt ist.

Persönlich bin ich der Ansicht, daß für das Deutsche Reich auch nicht der mindeste Grund besteht, seine frühere Stellung zur Frage zu ändern. Diese meine persönliche Ansicht stützt sich wesentlich auf zwei Gesichtspunkte. Einmal trifft der wirtschaftliche Grund, den man mit größter Emphase für die Abrüstung geltend gemacht hat und macht, für Deutschland nicht zu. Bei Beratung des russischen Abrüstungsantrages wurde von dessen Befürwortern ausgeführt: Die Völker würden von den Militärlasten derart gedrückt, daß sie mit mathematischer Gewißheit darunter demnächst zusammenbrechen müßten; das in den Heeren und Flotten niedergelegte Kapital sei ein volkswirtschaftlich totes Kapital, und in der Entziehung von Hunderttausenden kräftigster Arbeiter von der Friedensarbeit liege eine nach Milliarden zu berechnende Schädigung des Nationalwohlstandes.

Diese schwere Anklage wird immer und immer wieder von den Kämpfern gegen den „Militarismus“ in der ganzen Welt erhoben und hat geradezu den Charakter eines Gemeinplatzes angenommen. Auch in der von der Haager Konferenz ohne Widerspruch gefaßten Resolution findet sich jene Begründung, und sie ist der rote Faden, der die d'Estournellesschen Abrüstungsreden durchzieht. Auch in Deutschland wurde bis vor kurzer Zeit mit diesem unwiderleglich erscheinenden Argument in Presse, Parlament und Volksreden viel operiert.

Aus der *deutschen* Erörterung der Frage ist jedoch seit geraumer Zeit diese Art der Begründung so gut wie völlig verschwunden, denn *sie schlägt für Deutschland einfach den Tatsachen ins Angesicht.* Wie dies für andre Völker steht, vermag ich nicht zu beurteilen. Von wie zweifelhafter

Richtigkeit aber die Behauptung ist, das in den Heeren und Flotten angelegte Kapital sei „totes“ Kapital, ebenso die Frage, ob nicht die Entziehung der unter den Fahnen stehenden Soldaten von der „produktiven“ Arbeit reichlich — wenigstens in einigen Staaten — kompensiert wird durch die im Heeresdienste liegende körperliche und geistige Erziehung zu späterer sehr viel besserer Arbeit, diese hochwichtigen Momente für die Beurteilung der Heeresfragen sollen hier nur hervorgehoben werden, müssen aber im übrigen unerörtert bleiben.

Aber die Quintessenz der Frage für Deutschland hat von Schwarzhoff in seiner meisterhaften Rede vom 26. Juni absolut richtig dahin getroffen: Für das deutsche Volk treffe jenes Argument nicht zu, das deutsche Volk werde von den Militärlasten nicht erdrückt; es habe in den letzten Jahrzehnten angesichts der allgemeinen politischen Lage eine stete Vermehrung der Land- und Seestreitkräfte Deutschlands erfolgen müssen, aber in viel stärkerer Progression sei in dieser Zeit der Volkswohlstand gewachsen.

Diese Feststellung von Schwarzhoffs ist von zweifelloser Richtigkeit. Mit aller Schärfe konnte und mußte der deutsche Oberst die Erklärung vor den Vertretern der Welt abgeben: „Le peuple allemand n'est pas écrasé sous le poids des charges et des impôts — — il ne court pas à l'épuisement et à la ruine. Bien au contraire — — le standard of life s'élève d'une année à l'autre.“ In der kraftvollen holländischen Sprache war der erste Satz durch die Presse folgendermaßen wiedergegeben worden: Het duitsche volk wordt niet verpleddert. Und als wir deutschen Vertreter uns Ende Juli im Haag nach der langen und verantwortungsvollen Arbeit trennten, wußten wir dem Erinnerungszeichen an diese Haager Arbeit, das wir uns gegenseitig widmeten, keinen besseren Wahlspruch zu geben als jenes tapfere Schwarzhoffsche Wort: Het duitsche volk wordt niet verpleddert.

Und wenn dem wohl entgegengehalten werden könnte: der Wohlstand des deutschen Volkes würde sich, falls die Militärlasten nicht so drückend wären, eben noch viel großartiger gestaltet haben, so ist darauf lediglich zu antworten: Die rapide Entwicklung unsers Erwerbslebens seit der und durch die Herstellung des deutschen Gesamtstaates hat als Begleiterscheinungen so viele schwere und gefährliche Probleme gezeitigt, daß wir mit deren Verarbeitung ganz vollständig genug zu tun haben und gar nicht wünschen könnten, daß diese Probleme noch schwerer und schärfer hervorgetreten wären.

Also das wirtschaftliche Hauptargument für die Abrüstung ist für Deutschland ohne Kraft.

Viel wichtiger aber erachte ich für Deutschland ein andres Argument, das einen vorwiegend ethischen Charakter trägt. Das deutsche Heer beruht auf dem Gedanken der allgemeinen Wehrpflicht, und unser Wehrgesetz nennt Heer und Flotte eine „Schule der Nation“. Dies entspricht auch der Wirklichkeit für unsre deutschen Verhältnisse, und in allen Schichten des deutschen Volkes herrscht die Ueberzeugung, daß es für jeden gesunden jungen Deutschen

Ehrensache ist, diese Schule durchgemacht zu haben. Die allgemeine Wehrpflicht ist ein Grundzug im Wesen des deutschen Volkes. Diese allgemeine Volksüberzeugung hat auch die Sozialdemokratie bis jetzt kaum erschüttern können. Für den Antimilitarismus ist in Deutschland wenig Raum. Und daß im allgemeinen der Deutsche, auch der unteren Stände, stolz ist auf sein Heer, davon kann sich wer da will leicht durch den Augenschein bei jeder, auch der kleinsten militärischen Uebung an dem Interesse der vielen Zuschauer überzeugen. Der Stolz auf die Waffenfähigkeit und die Freude am Waffenwerk ist das erste, was uns die Geschichte von den Germanen berichtet, und so ist es eben heute noch im ganzen deutschen Volke.

Die große Bevölkerungszunahme der letzten Zeit gestattet nun leider nicht die Indienststellung und militärische Ausbildung aller Tauglichen; aber in irgendwelcher Form werden auch die Ueberzähligen dem Heere eingefügt. Das für uns aus diesen tatsächlichen Verhältnissen in Verbindung mit unsern Staatsgrundlagen sich ergebende Problem ist demnach nicht die Abrüstung, sondern die gesetzliche Feststellung der Formen, in denen das Prinzip der allgemeinen Wehrpflicht auch bei der heutigen Bevölkerungsziffer zur Wahrheit gemacht werden kann.

Damit in Zusammenhang steht noch ein andrer Punkt, der hier nur kurz gestreift werden soll.

Als Schule der Nation kraft der allgemeinen Wehrpflicht schließt sich das Heer an die auf der allgemeinen Schulpflicht beruhende Elementarschule an. Seit Friedrich Wilhelm I. sind diese beiden Pflichten die Grundpfeiler des preußischen Staates und heute des Deutschen Reiches. Zwischen diesen beiden Schulen liegt nun allerdings für die Hauptmasse der Bevölkerung ein Zeitraum von sechs Jahren. Dieser Zeitraum ist durch eine obligatorische Schulpflicht bis jetzt nicht ausgefüllt; und was durch Ortsstatut und Sonderschulen nach dieser Richtung geschehen ist, ist, so dankenswert es im einzelnen sein mag, ungenügendes Stückwerk. Mit Recht ist in neuerer Zeit, insbesondere gegenüber den Gefahren der sozialdemokratischen Propaganda, gefordert worden, daß auch jener sechsjährige Zeitraum in geeigneter Weise der allgemeinen Schulpflicht der Nation eingefügt werde. Vor allem ist dies wiederholt, zuletzt bei den Budgetberatungen im Herrenhause im Frühjahr 1906, durch den Feldmarschall Graf Häseler geschehen, und zwar mit ausgezeichneter Begründung. Die Beratung hierüber war allerdings ziemlich kümmerlich: weder aus dem Hause noch von seiten der Regierung fand die Anregung des Grafen Häseler diejenige kraftvolle Unterstützung, welche die hochbedeutsame Frage verdient. Dagegen hat der diesjährige sozialdemokratische Parteitag sich mit der Frage beschäftigt; hoffentlich gibt dies den Anstoß, auf gesetzlichem Wege diejenigen Einrichtungen zu schaffen, die notwendig sind, um auch für die Zeit vom vierzehnten bis zum zwanzigsten Lebensjahre eine wirkliche „Schule der Nation“ herzustellen.

Die dargelegten Gesichtspunkte, denen noch mancherlei andre angereiht

werden könnten, insbesondere auch solche historischer Natur, sind nach meiner persönlichen Ueberzeugung zwingend für die Stellungnahme des Deutschen Reiches zum Abrüstungsproblem auch auf einer zweiten Haager Konferenz. Die historischen Momente, die für das preußisch-deutsche Heer so mächtig ins Gewicht fallen, sollen in dieser den internationalen Dingen gewidmeten Betrachtung nicht weiter verfolgt werden. Wohl aber muß eine andre Bemerkung zum Schluß dieser Besprechung des Abrüstungsproblemes noch hier Platz finden.

Wir Deutschen sind durch Liebenswürdigkeiten, die man uns auf dem Gebiete des internationalen Lebens erzeigt hätte, nicht verwöhnt. Die staatliche Einigung unsers Volkes, die England und Frankreich für ihre Völker seit Jahrhunderten besitzen, hat sich für uns erst 1866/70 vollzogen und hat nicht die feste einheitsstaatliche, sondern die Gott sei Dank ja absolut sichere, aber immerhin schwierige bundesstaatliche Form. Unter der Abneigung, ja direkten Feindschaft von fast ganz Europa hat sich diese Einigung vollzogen. Ein welthistorischer Staatsmann von ungeheurer Größe hat nach der hergestellten staatlichen Einheit des deutschen Volkes Europa jahrzehntelang in Schach zu halten vermocht, und zwar auf der Grundlage einer bewußten und überzeugten Friedenspolitik. Im vollsten Umfange wird diese Friedenspolitik fortgeführt und hat oft genug die feierliche Verbürgung des machtvollen Kaiserwortes gefunden. Trotzdem dürfen wir uns darüber nicht täuschen und tun es auch nicht, daß immerfort Elemente an der Arbeit sind, den Boden, auf dem wir Deutschen endlich sicher und fest stehen und arbeiten können, zu unterwühlen: fast alle maßgebenden Faktoren der europäischen Politik würden uns am liebsten wieder in dem armseligen Zustand der Zeit vor 1866 sehen und würden eventuell bereit sein, dazu mitzuhelfen, uns wieder in diesen Zustand zurückzuwerfen. Nicht sowohl die Konferenz von Algeciras — über diese kann man seine besondere Ansicht haben — als die Vorgänge, die zu ihr führten, bis zum Sturze Delcassés, haben uns Deutschen eine Lehre gegeben, die zu vergessen verbrecherischer Leichtsinn wäre.

Wer klaren Blickes die Vorgänge aus den ersten Junitagen des Jahres 1905 bezw. deren spätere Aufklärung erlebt hat, der weiß auch bestimmt, daß für uns Deutsche das Abrüstungsproblem nur einem festen Nein begegnen kann. Vor einer „Isolierung" fürchten wir uns nicht; wir sind daran gewöhnt.

III

Außer dem Abrüstungsproblem, das resultatlos in der Versenkung verschwand, hat die Haager Konferenz noch ein zweites Friedensproblem, und dieses mit vollem Erfolge, verhandelt: die internationale Schiedsgerichtsbarkeit. In einem großen Staatsvertrage, den alle zivilisierten Staaten ratifiziert haben, hat dieses Problem seine Erledigung gefunden; eine neue Konferenz würde zu jenem Staatsvertrag wohl einige Verbesserungen und Ergänzungen im einzelnen geben können, aber keinen Anlaß zu großer Arbeit mehr haben; diese ist durch die erste Haager Konferenz getan. Das Problem oder besser: die Gruppe von Problemen, um die es sich in dieser Frage handelte, waren nicht neu; man

konnte auf der Grundlage vielfacher praktischer Erfahrungen in die Arbeit eintreten, und auch die Wissenschaft hatte wertvolle Vorarbeit geleistet. Immerhin war der Boden unsicher, die Schwierigkeiten groß, und von den Kennern der Materie hat wohl vor der Konferenz keiner ein so weitgehendes Resultat erwartet, wie es die Konferenz dann gezeitigt hat.

Die Frage war durch das russische Programm gestellt. Rußland kam dann auch mit einem fertigen Entwurf, dessen Verdienst von Martens zuzuschreiben ist, zur Konferenz. Der russische Entwurf fand eine hochwichtige grundsätzliche Ergänzung durch England bezw. durch die persönliche Initiative von Sir Julian Pauncefote; ein Arbeitskomitee stellte in langen und schwierigen Beratungen unter Vorsitz von Bourgeois den Entwurf fest, den dann die Konferenz nach kurzer Plenarberatung annahm; alle Teilnehmer der Konferenz, ausgenommen die Türkei, haben heute den Staatsvertrag ratifiziert und in Kraft gesetzt.

In einem ausgezeichneten Werke hat der Würzburger Völkerrechtslehrer Meurer auf Grund der offiziellen Konferenzprotokolle, die speziell für das Arbeitskomitee der Schiedsgerichtskonvention von d'Estournelles mit Hilfe des jungen französischen Diplomaten Jarousse de Sillac trefflich redigiert worden waren, die Schiedsgerichtskonvention zur wissenschaftlichen Darstellung gebracht (München 1905). Als Mitglied jenes Arbeitskomitees kann ich nur bezeugen, daß die genaue Meurersche Darstellung in allen Punkten richtig ist und daß mit den einzelnen Vorschriften der Konvention bei ihrer Feststellung derjenige Sinn verbunden wurde, den Meurer ihnen beilegt; auch die feineren Zusammenhänge hat Meurer aus den Protokollen zu finden sich erfolgreich bemüht. So wird sein Werk zusammen mit dem Descampschen Generalbericht (Offiz. Prot. I, S. 100—195) die wissenschaftliche Hauptquelle für die Erklärung und praktische Anwendung der Schiedsgerichtskonvention bilden.

Von den schwierigen Verhandlungen freilich, die nicht in den offiziellen Konferenzprotokollen verzeichnet sind, weiß Meurer nichts; was ihm darüber etwa aus den Zeitungen während der Konferenz oder aus einigen in der Zwischenzeit erschienenen Werken bekannt sein mochte, läßt er unberücksichtigt, und diese Zurückhaltung muß dankbar anerkannt werden. Da sich jedoch hierüber eine Legende zu bilden scheint oder wohl schon gebildet hat, erscheint es mir notwendig, dieser Legendenbildung entgegenzutreten und die Wahrheit festzustellen. Es kann dies geschehen, ohne daß auf den Gang von Verhandlungen außerhalb der Konferenz eingegangen würde, wofür der Zeitpunkt noch nicht gekommen sein dürfte.

Sir Julian Pauncefote hatte in seinem historischen Briefe an den Präsidenten der Konferenz, den er in der Plenarsitzung vom 26. Mai verlas, die Errichtung eines ständigen Schiedsgerichtshofes, „Tribunal permanent d'arbitrage", angeregt. Diese Anregung fand von vielen, ja den meisten Seiten freundliche, vielfach begeisterte Zustimmung, sowohl innerhalb der Konferenz als insbesondere auch außerhalb derselben durch mächtige englische und französische Preßorgane. Der ursprüngliche russische Entwurf enthielt keinen Vorschlag so weitgehender Art;

auf Grund der Pauncefoteschen Anregung aber wurden dann die Spezialentwürfe über den Gegenstand vorgelegt, ein englischer, ein russischer und ein amerikanischer. Daraus entstand weiterhin nach langer angestrengter Arbeit das 2. Kapitel des 4. Titels der Schiedsgerichtskonvention (Art. 20—29), das den heute bestehenden ständigen Schiedsgerichtshof im Haag, la Cour permanente d'arbitrage, geschaffen hat.

Dieser großen Neuerung auf dem Gebiete des internationalen Lebens und Rechtes stand Deutschland zunächst ablehnend gegenüber, und dieser Stellung gab der deutsche Vertreter bei der ersten Beratung der Sache im Arbeitskomitee Ausdruck. Die Begründung dieser deutschen Stellungnahme tut hier nichts zur Sache (Offiz. Prot. IV, S. 120; Zorn, „Im Neuen Reich" S. 366—371).

Inzwischen aber waren doch ernste Bedenken entstanden, ob diese Stellungnahme des Deutschen Reiches richtig sei; auf Grund erneuter Erwägungen und Beratungen erfolgte eine Aenderung des deutschen Standpunktes, und bei der zweiten Beratung stimmte Deutschland der Errichtung des ständigen Schiedsgerichtshofes zu (Offiz. Prot. IV, S. 161).

Alle diese Dinge sind bekannt und in den offiziellen Protokollen niedergelegt. Ebenso ist bekannt, daß über diese Dinge auf der Konferenz selbst und außerhalb derselben eine starke Erregung Platz gegriffen hatte und daß man der Entscheidung Deutschlands mit großer Spannung entgegensah, ja wohl das Schicksal der ganzen Konferenz davon abhängig erklärte. Dies ging zu weit. Auch ohne das ständige Tribunal hätte eine wertvolle Schiedsgerichtskonvention gemacht werden können, und selbst wenn man ohne jenes Tribunal keine Konvention gewollt hätte, auch ohne die ganze Schiedsgerichtskonvention hätte die Konferenz immer noch ein wertvolles Ergebnis gehabt. Aber in weiten Kreisen hatte eben die Meinung Platz gegriffen, wesentlich infolge der „pazifistischen" Agitation, daß die Schiedsgerichtsfrage und in ihr wieder das permanente Tribunal der Angelpunkt der ganzen Konferenz sei. Durch das Fiasko der Abrüstungsanträge verstärkte sich diese Ansicht noch bedeutend.

Dies war die Sachlage. Die Beratungen, die weiterhin zu dem zustimmenden deutschen Votum bei der zweiten Lesung führten, wurden in Berlin gepflogen; sie erfolgten in Anwesenheit und unter Teilnahme des deutschen Delegierten im Haag, der Mitglied des Arbeiskomitees war. Der Verlauf dieser Beratungen ist der Oeffentlichkeit verschlossen geblieben; ihr Ergebnis wurde mit allgemeiner Freude begrüßt.

Es ist nun die Meinung in Umlauf gesetzt worden, als habe der amerikanische Delegierte Holls auf den Gang dieser Beratungen einen bestimmenden Einfluß geübt, als sei ihm geradezu der Entschluß Deutschlands, der Errichtung des ständigen Schiedsgerichts zuzustimmen, und die Abwendung der in einer ablehnenden Haltung Deutschlands liegenden Gefahren zu verdanken. Holls selbst in seinem Werke „The Peace Conference" S. 171 spricht dies zwar nicht aus, sondern geht mit einigen allgemeinen Wendungen über die Sache hinweg und begnügt sich mit der Aeußerung: „The joint efforts of the two delegates were

completely successful.“ Münsterberg aber in seinem Werke über „Die Amerikaner“ S. 305 und White in seinen „Erinnerungen“ sprechen es direkt aus, und Münsterberg hat mir brieflich versichert, daß er diese Mitteilung von dem inzwischen verstorbenen Holls empfangen habe. In seinem Werk über die Amerikaner sagt Münsterberg: „Amerika wurde auch zum treibenden Faktor in dem Haager Schiedsgericht. Als die Verhandlungen dort am Widerstand verschiedener europäischer Nationen zu scheitern drohten, sandte die amerikanische Regierung ihre Boten in das Zentrum des Widerstandes und erwirkte Gefolgschaft für ihre Friedensliebe.“

Und in seiner Gedächtnisrede auf Holls in der Columbia University spricht Münsterberg aus: „War es doch sein persönlichstes Verdienst, daß Deutschland in entscheidender Stunde den Widerspruch gegen die amerikanischen Vorschläge auf der Haager Konferenz aufgab.“

Diese Geschichtsdarstellung ist Fabel, und es ist notwendig, daß dies festgestellt wird.

Die Verehrung, deren der amerikanische Botschafter White in Berlin sich erfreute, ist bekannt; wenn er den deutschen amtlichen Stellen seine Auffassung der Situation schriftlich mitteilte, wird dies gewiß für diese Stellen von Interesse gewesen sein. Daß Holls gleichzeitig mit dem deutschen Delegierten nach Berlin reiste und sich dort mehrere Tage aufhielt, ist gleichfalls richtig. Ebenso daß Holls von dem greisen Reichskanzler, Fürst Hohenlohe, empfangen wurde und diesem seine Auffassung über den Stand der Dinge mitteilte; dafür hatte Holls auch wohl einen Auftrag seines Botschafters White.

Aber an der Beratung, die der Entscheidung voranging, und an der Entscheidung selbst hatten weder Holls noch selbst der damalige greise Reichskanzler, Fürst Hohenlohe, Anteil; die Arbeit an diesen Dingen vollzog sich ausschließlich im Rahmen des Auswärtigen Amtes unter Leitung des damaligen Staatssekretärs von Bülow, des jetzigen Reichskanzlers. Von diesem aber wurde Holls damals nicht empfangen und reiste dann über Hamburg nach dem Haag zurück. Die Entscheidung ist, insoweit es sich um die amtliche Vorarbeit handelte, ohne jede amerikanische Einwirkung im Auswärtigen Amte erfolgt, und das Verdienst an ihr kommt dem damaligen Staatssekretär von Bülow zu. Alles übrige ist, um dies nachdrücklich zu wiederholen, pure Fabel. Es bedarf dieser Feststellung insbesondere auch gegenüber dem in Berlin erscheinenden pazifistischen Zentralorgan, der „Friedens-Warte“, die es als ausgemachte Wahrheit betrachtet und verbreitet, daß das Deutsche Reich dem Haager Schiedsgericht nur infolge eines von Amerika ausgeübten starken Druckes zugestimmt habe.

In der Schiedsgerichtskonvention sind alle Mittel zur friedlichen Erledigung von Staatsstreitigkeiten eingehend behandelt: die alten Kapitel des Völkerrechtes über gute Dienste, Vermittlung, Schiedsgericht haben eine feste vertragsmäßige Grundlage und eine sorgfältige Kodifikation für die einzelnen Rechtssätze gefunden; dadurch ist eine große Anzahl von Unsicherheiten und Streitfragen des

Völkerrechtes beseitigt. Zu den alten Kapiteln ist ein neues hinzugefügt: die Untersuchungskommissionen; das Verdienst der geistigen Urheberschaft hierfür hat gleichfalls von Martens; in der heikeln Doggerbank-Affäre haben diese Vorschriften bereits die Probe bestanden.

Den Hauptbestandteil der Konvention bilden die Vorschriften über die Schiedsgerichtsbarkeit. Sehr wertvoll für die Praxis und der Abschluß einer langen theoretischen Arbeit, insbesondere auch von seiten des Institut de droit international, sind hier besonders die das Verfahren abschließend regelnden Vorschriften, während bisher jedes neu zusammentretende Schiedsgericht sich erst seine Prozeßordnung zu schaffen genötigt war. In einer Reihe von Fällen haben auch diese Vorschriften bereits ihre praktische Brauchbarkeit vollauf bewährt.

Am bedeutsamsten freilich sind die den ständigen Schiedshof betreffenden Vorschriften. Nach langer Verhandlung erfolgte seine Organisation in der Weise, daß im Haag ein ständiges Bureau, gewissermaßen als der feste Rahmen der ganzen Schiedsgerichtsbarkeit, geschaffen wurde, das der Aufsicht eines aus den dort akkreditierten Diplomaten gebildeten Verwaltungsrates unterstellt ist. Für die Berufung von Schiedsrichtern ist eine ständige Liste aufgestellt, zu der jeder Staat geeignete Persönlichkeiten — bis zu vier — ernennt. Aus dieser Liste kann dann jederzeit sofort für jede auftauchende Streitigkeit durch Vereinbarung der beteiligten Staaten ein Schiedsgericht gebildet werden; eine Reihe von internationalen Streitfällen ist bereits auf diesem Wege zur Erledigung gebracht worden; zweimal schon war daran auch das Deutsche Reich beteiligt. Die Bildung des Schiedsgerichtes im einzelnen Fall soll mangels anderweiter Vereinbarung hierüber so vor sich gehen, daß jeder beteiligte Staat zwei Schiedsrichter ernennt und dieses Richterkollegium sich dann aus dem Kreise der an der Sache unbeteiligten Mächte einen Vorsitzenden („surarbitre") wählt. Diese Bestimmung scheint nicht praktisch zu sein; wenigstens wurde das Schiedsgericht bis jetzt immer durch Vereinbarung der Parteien anders zusammengesetzt. Im ganzen aber hat sich die Einrichtung des ständigen Schiedshofes bis jetzt durchaus bewährt und wird voraussichtlich durch die Entwicklung der Dinge noch eine wesentlich höhere Bedeutung gewinnen, als sie bis jetzt hat.

Nicht erledigt ist durch die Konvention die Frage, welche Angelegenheiten der Schiedsgerichtsbarkeit unterworfen werden sollen; die Konvention beschränkt sich nach dieser Richtung auf Empfehlungen, insbesondere für Fälle „d'ordre juridique"; (Art. 16: „Dans les questions d'ordre juridique et en premier lieu dans les questions d'interprétation ou d'application des conventions internationales l'arbitrage est reconnu par les Puissances signataires comme le moyen le plus efficace et en même temps le plus équitable de régler les litiges qui n'ont pas été résolus par les voies diplomatiques"). Die Regelung dieser Frage durch Spezialverträge der einzelnen Staaten wird vorbehalten und empfohlen. (Art. 19: „Indépendamment des traités généraux ou particuliers qui stipulent actuellement l'obligation du recours à l'arbitrage pour les Puissances signataires ces Puissances

se réservent de conclure, soit avant la ratification du présent Acte soit postérieurement, des accords nouveaux généraux ou particuliers en vue d'étendre l'arbitrage obligatoire à tous les cas qu'elles jugeront possible de lui soumettre.")

Verhandelt wurde über diesen Punkt eingehend. Schließlich fiel er als Opfer für die deutsche Zustimmung zum ständigen Schiedshof; mit zu vielen tiefgreifenden Neuerungen wollte Deutschland die zu unternehmende Probefahrt in internationales Neuland nicht belastet wissen. Für die materielle Begrenzung der Schiedsgerichtsbarkeit war man zuvörderst dahin einig, daß Fragen der nationalen Ehre und der Lebensinteressen des Staates für schiedsrichterliche Entscheidung nicht geeignet seien; jedenfalls könne eine Staatenverpflichtung zur Unterwerfung unter ein Schiedsgericht, obligatorisches Schiedsgericht, immer nur mit diesem großen Vorbehalte ausgesprochen werden. Der von mittelstaatlicher Seite in schüchterner Weise gemachte Versuch, dies Sicherheitsventil auszuschalten, fand von vornherein keinen Anklang (Offiz. Prot. IV, S. 109).

Das russische Programm hatte überhaupt nur von fakultativem Schiedsgericht gesprochen, also den Staaten volle Freiheit der Entscheidung belassen wollen. Der von Martenssche Entwurf dagegen wollte für eine Reihe von Gegenständen eine Verpflichtung der Staaten zum Schiedsgericht aufstellen; die vorgeschlagenen Kategorien waren sämtlich durchaus unpolitischer Natur und im übrigen in jenes vorhin bezeichnete Sicherheitsventil eingestellt. Darüber wurde lange und interessant verhandelt, und es war eine vollkommene Einheit für einen Katalog des obligatorischen Schiedsgerichtes gewonnen worden (s. die Aufzählung der Materien Offiz. Prot. IV, S. 113 ff.). Der Grund, warum dieser Katalog schließlich gestrichen wurde, ist oben angegeben. Daß eine neue Haager Konferenz auf diesen Punkt zurückkommen wird, ist sehr wahrscheinlich; die Frage ist auch für die Entscheidung hinreichend geklärt und, soweit der Blick des Uneingeweihten reicht, scheint kein Grund zu bestehen, warum das Deutsche Reich seinen früheren Widerspruch in der Sache aufrechterhalten müßte. In Einzelverträgen hat man auch deutscherseits diesen Widerspruch bereits aufgegeben.

Einen besonderen Hinweis verdient noch der oben bereits erwähnte, von d'Estournelles herrührende Artikel 27 der Konvention. Die dem Völkerrecht bekannten und vielfach angewendeten Mittel zur Erhaltung des Friedens: gute Dienste und Vermittlung, genügten dem hohen Friedensidealismus d'Estournelles' nicht. Sie beruhen auf dem freien Ermessen der Staaten, und auf ebendemselben freien Ermessen beruht auch deren Annahme oder Ablehnung. An der Freiheit der Annahme oder Ablehnung konnte eine Aenderung nicht eintreten. Aber das Angebot konnte zur Pflicht der Staaten verstärkt werden. War diese Pflicht durch Staatsvertrag ausgesprochen, so lag darin immerhin ein Moment rechtlicher Gebundenheit. Anderseits tragen alle derartigen Vermittlungen ihrer Natur nach und mangels einer völkerrechtlichen Exekutive so sehr einen nur moralischen Charakter, daß demgegenüber doch die Rechtspflicht zur reinen Form wird. Wäre sie mehr, so müßte darin allerdings ein gefährlicher Rückfall in Metternichsche

Interventionsgedanken gefunden werden. Daran aber dachte niemand, und durch die ganze politische Entwicklung ist dies für Europa ausgeschlossen. Anders liegt wohl die Sache nach der Monroe-Doktrin für Amerika. Für Europa aber war es unbedenklich, der d'Estournellesschen Anregung zu folgen und eine Pflicht der Staaten in der Konvention dahin auszusprechen: daß im Falle eines drohenden schweren Konfliktes die Staaten ihren Einfluß aufbieten sollen, die Entscheidung des Haager Schiedsgerichtes herbeizuführen. So entstand der Artikel 27 der Konvention folgenden Wortlautes: „Les Puissances signataires considèrent comme un devoir, dans le cas où un conflit aigu ménacerait d'éclater entre deux ou plusieurs d'entre Elles de rappeler à celles-ci, que la Cour permanente leur est ouverte.

En conséquence Elles déclarent que le fait de rappeler aux Parties en conflit les dispositions de la présente Convention et le conseil donné dans l'interêt supérieur de la paix de s'adresser à la Cour permanente, ne peuvent être considérés que comme actes de Bons Offices.“

Der ursprüngliche französische Gedanke, den die französische Delegation dem Arbeitskomitee in einem Memorandum entwickelt hatte (Offiz. Prot. IV, S. 117 bis 119), ging wesentlich weiter und wollte die Ausübung jener Pflicht mit dem ständigen Bureau im Haag in Verbindung bringen. Die Gefahren dieses Vorschlages wurden jedoch von verschiedenen Seiten hervorgehoben, und Uebereinstimmung konnte nur für den obenangegebenen Text erreicht werden. Ob der Artikel 27 der Ausgangspunkt für eine weitere Entwicklung des internationalen Lebens und Rechtes sein wird, wie d'Estournelles hoffnungsfreudig annahm, muß dahingestellt bleiben. Symptome dafür sind vorerst nicht zu erkennen.

Diphtherieserum, Tetanusserum, Bovovakzin, Tulase

Von

E. von Behring (Marburg)

Ein am 15. August 1906 von mir in französischer Sprache gehaltener und später in der von Professor Pannwitz herausgegebenen Monatsschrift „Tuberkulosis“ (August-Heft Nr. 8) veröffentlichter Vortrag über meine im Laufe von zwanzig Jahren ausgearbeiteten und in die ärztliche Praxis zum Zweck der Verhütung und Heilung einiger Infektionskrankheiten eingeführten Immunisierungsmethoden ist auch in der politischen Tagespresse viel besprochen worden. Die meisten deutschen Berichterstatter haben eine recht mangelhafte Uebersetzung meines Vortrags in einer Wiener Zeitung ihren referierenden und kritisierenden Besprechungen zugrunde gelegt und sind infolgedessen mancherlei Mißverständnissen zum Opfer gefallen. Ich bin deswegen gern eingegangen auf den vom Herausgeber dieser Zeitschrift mir ausgesprochenen Wunsch, Sinn und Zweck meiner

Immunisierungsarbeiten im allgemeinen und meiner zur Bekämpfung der menschlichen Tuberkulose bestimmten Tulasetherapie im besonderen einem größeren Leserkreise ausführlich auseinanderzusetzen. Das soll in der Weise geschehen, daß ich im ersten Abschnitt die Geschichte und Bedeutung des isopathischen Heilprinzips auseinandersetze, im zweiten den wesentlichen Inhalt meines französischen Vortrags vom 15. August 1906 hier in deutscher Sprache wiedergebe, im dritten die vielfach verschlungenen Verbindungsfäden zwischen den von mir selbst experimentell geprüften Gedankengängen und den Studien meiner Vorgänger auf dem Gebiete der Immunitätslehre klarzulegen versuche; der vierte Abschnitt soll einige Skizzen aus meiner experimentell-therapeutischen Werkstatt bringen unter Hinzufügung der Analyse von journalistischen Kritiken meiner Arbeiten und Arbeitsziele; im fünften Abschnitt soll mein tuberkulose-therapeutisches Programm entwickelt werden.

I

Im Gegensatz zu dem bis vor wenigen Jahrzehnten in der offiziell anerkannten Schulmedizin alleinherrschenden allopathischen Heilprinzip rechnet gegenwärtig die medikamentöse Therapie derjenigen Krankheiten, welche durch mikroparasitäre Infektionsstoffe erzeugt werden, und welche man deswegen als Infektionskrankheiten bezeichnet, vorwiegend mit dem isopathischen Heilprinzip. Nach dem Grundsatz des allopathischen Heilprinzips hat man die zur Bekämpfung einer Infektionskrankheit dienenden Medikamente unter solchen Stoffen zu suchen, die in ihrem Wesen und Wirken vollkommen verschieden sind von dem krankmachenden Agens, während der auf den ersten Blick sehr paradoxe Grundsatz des isopathischen Heilprinzips lautet:

„Schutzwirkung und Heilwirkung gegenüber einer Infektionskrankheit haben wir in erster Linie in demjenigen Stoff zu suchen, welcher als heterogene (d. h. von außen stammende) Ursache ebenderselben Infektionskrankheit erkannt worden ist."

Dieser uralte, immer von neuem in das Gebiet des Aberglaubens von der wissenschaftlichen Medizin verwiesene, aber immer von neuem mit ungeschwächter Kraft das Denken einzelner Forscher beherrschende isopathische Grundsatz scheint zuerst bei solchen Völkern zum Glaubensartikel erhoben worden zu sein, welche durch giftige Schlangen geplagt und in Schrecken versetzt wurden.

In der antiken Griechenwelt ist überall die Schlange symbolisch verknüpft mit dem Attribut göttlicher Heilkraft. Man braucht bloß an Aeskulap, an die Hygiea, an die Schutzgöttin Athene im Parthenon zu denken, um gleichzeitig auch des Schlangenmotivs sich zu erinnern. Woher mag nun wohl diese Assoziation der Heilkraft mit dem Schlangensymbol kommen?

Nach Herodot hat die Furcht Götter erzeugt; so mag auch die Furcht vor giftigen Schlangen im Altertum dazu geführt haben, daß diesen Tieren göttliche Verehrung erwiesen worden ist. Finden wir doch sogar in der Bibel eine Erzählung, wonach Moses den Kindern Israels das aus Erz gefertigte Abbild einer Schlange aufstellte, zu dem man beten sollte, um geschützt zu sein vor den

verderblichen Folgen der Schlangenvergiftung. Plinius nennt solche Abbilder wirklicher und vermuteter Träger von Krankheiten „amuleta", und wir wissen, daß auch heute noch frommer Kirchenglaube mit dem Glauben an die Schutzwirkung von Amuletten ganz gut verträglich sein kann.

Die alten Aegypter erwiesen nicht den Schlangen selbst göttliche Verehrung, sondern solchen Tieren, welche gegen die Giftwirkung des Schlangenbisses geschützt waren und als Vertilger der Schlangenplage galten, z. B. dem Ichneumon, dem krokodilähnlichen Scincos, dem Vogel Ibis. Es scheint mir überhaupt ein Charakterzug der alten Aegypter gewesen zu sein, daß nicht ihr Furchtgefühl, sondern ihr Dankbarkeitsgefühl als Quelle ihres Gottesbegriffes anzusehen ist. Dafür spricht ihr Sonnenkultus, ihre Rinderverehrung und vieles andre, wovon manches nach Griechenland importiert worden ist, z. B. die mit der Verehrung der segenspendenden Getreidegottheit in Zusammenhang stehenden eleusinischen Mysterien.

Aus der altgriechischen Sagengeschichte und Kunstgeschichte, aus der Erzählung von den Taten des Herkules, der Laokoongruppe, den Abbildungen der Medusa und der Hadesgestalten scheint hervorzugehen, daß der Schlangenkultus nach Griechenland aus solchen Ländern importiert worden ist, wo man sich gegen das Schlangengift durch stomachale Einverleibung von Bestandteilen des Schlangenkörpers oder durch Schlangengifteinimpfung unter die Haut zu schützen wußte. Das letztere Verfahren, die subkutane Schutzimpfung, wird noch jetzt bei wilden Völkerschaften vielfach mittels eines Giftzahnes ausgeführt und ist zweifellos als eine Nachahmung des Schlangenbisses anzusehen, welcher erfahrungsgemäß die danach krank werdenden, aber zu vollständiger Heilung gelangenden Menschen und Tiere gegen die verderbliche Wirkung späterer Schlangenbisse in ähnlicher Weise immun macht, wie die Bienenstiche den Bienenzüchter gegen das Bienengift immun machen.

Wo zuerst die Erfahrung gemacht worden sein mag, daß Menschen, die von Schlangen gebissen waren, ohne danach zu sterben, sich im späteren Leben eines Giftschutzes erfreuen und sich ungestraft weiteren Schlangenbissen aussetzen können, eine Erfahrung, die sich afrikanische und asiatische Völker noch immerfort zunutze machen, wird schwer festzustellen sein. Cato hat in seinen afrikanischen Feldzügen, wie Lucanus in dem Gedicht „Pharsalia" erzählt, bei dem Volksstamme der Psyller Methoden zur willkürlichen Schlangengiftimmunisierung in hohem Grade ausgebildet vorgefunden. Nach Plinius wurden auch im alten Kolchis, einer Landschaft am Schwarzen Meer, sehr raffinierte Immunisierungskünste betrieben. Von dorther übertrug Mithridates diese Künste zur Zeit des Pompejus nach Rom. Aber auch schon in vorgeschichtlicher Zeit gelangte durch die Argonauten nach Griechenland die Sage von einem heilkundigen Fürstengeschlecht in Kolchis; und von der kolchischen Medea wird berichtet, daß sie sogar durch Blutübertragungen altersschwachen Menschen Gesundheit und jugendliche Frische zu verleihen gewußt habe. Möglicherweise ist sowohl von Afrika wie von Asien her die Kunst der Giftimmunisierung zu den

Griechen gelangt, womit die empirische Grundlage für das isopathische Dogma geschaffen war.

Wie aber auch die Urgeschichte des isopathischen Grundsatzes, der übrigens auch in dem Speer, „welcher die Wunden heilt, die er geschlagen," einen mythischen Ausdruck erhalten hat, beschaffen sein mag, so viel scheint festzustehen, daß zu seiner Entstehung am meisten beigetragen hat die im Kampf des Menschen mit giftigen Schlangen erworbene Kenntnis der Giftimmunität nach glücklich überstandener Vergiftung mit Schlangengift. Erst später folgte dann die aus den Heilkünsten des Mithridates unzweideutig hervorgehende Bekanntschaft der am Schwarzen Meere wohnenden Völkerschaften mit der willkürlich zu erlangenden Immunität gegenüber vielen giftigen Pilzen und giftigen phanerogamischen Pflanzen, von welchen viele, z. B. Kolchicum, Atropa Belladonna, Aconit, auch im modernen Arzneischatz eine wichtige Rolle spielen.

Wir wissen jetzt, daß die epidemisch auftretenden Volkskrankheiten gleichfalls der Giftwirkung tierischer und pflanzlicher Lebewesen, die aber nur mikroskopisch sichtbar sind, ihren Ursprung verdanken und daß die Immunisierungsmethoden gegenüber den Pocken, der Cholera, der Pest, den typhösen Krankheiten, der Diphtherie, dem Tetanus, der Tuberkulose, den Kokkenkrankheiten u. s. w. ganz ebenso zu beurteilen sind wie die im Altertum schon bekannten Immunisierungen, die in der französischen Sprache unter dem Namen „Mithridatisme" zusammengefaßt werden. Wir wissen aber noch mehr: wir wissen jetzt nämlich, daß jede erworbene Immunität bedingt wird durch die Produktion spezifischer Antikörper im lebenden Organismus. Bei einigen Infektionskrankheiten haben wir es in der Hand, durch eine systematisch gesteigerte Dosierung der Infektionsstoffe im Blute die Antikörper anzuhäufen, mit dem aus einem solchen Blut gewonnenen Serum auf andre Individuen präventiv-therapeutische, manchmal auch kurativ-therapeutische Erfolge zu erzielen und auf diese Weise Heilkünste auszuüben, die bis zu einem gewissen Grade mit der der Medea zugeschriebenen verjüngenden Bluttherapie verglichen werden können.

Diese Vermehrung unsers Wissens und Könnens verdanken wir den im Gefolge der Serumtherapieentdeckung (1890) ausgeführten Untersuchungen über die Fähigkeit lebender Organismen, auf die Einverleibung von Proteinkörpern verschiedener Art mit der Produktion von solchen Körpern zu antworten, die ganz spezifische Beziehungen zu den einverleibten Proteinen besitzen (Präzipitine, Agglutinine, Lysine, Antitoxine u. s. w.). Infolge dieser neugewonnenen Erkenntnis können wir nunmehr einen Kompromiß herstellen zwischen dem orthodoxen allopathischen und dem paradoxen isopathischen Heilprinzip, indem wir annehmen, daß ein Infektionsstoff nicht als solcher, sondern nur, insofern er eine Antikörperproduktion veranlaßt, schutzbringend und heilbringend sich betätigen kann.

Wie der Mechanismus der Antikörperproduktion beschaffen sein mag, darüber wissen wir nichts Bestimmtes. Wir können nur ganz im allgemeinen aussagen, daß allen Lebewesen die Kraft innewohnt, Antikörper für solche Stoffe zu produzieren, die sie dem Bestande ihrer individuellen Existenz hinzufügen durch einen

Prozeß, den man Assimilation nennt. Auch bei der Assimilation der gewöhnlichen Nahrungsproteine werden Antikörper gebildet, aber die hierbei stattfindende Antikörperproduktion (Fermentbildung) imponiert uns nicht sonderlich, weil sie sich infolge vererbter Fähigkeiten und von Jugend auf stattfindender Uebung mit großer Leichtigkeit vollzieht. Ein durchgreifender Gegensatz zwischen nährenden und giftigen Proteinen oder Infektionsgiften existiert gar nicht. Infektionsstoffe nennen wir aber in der Regel nur solche Proteine, die der lebende Organismus nicht zu assimilieren vermag, ohne eine mehr oder weniger lebhafte vitale Störung zu erleiden. Diese vitale Störung bezeichnen wir in ihren höheren Graden als Krankheit (Pathos).

Wenngleich alle bisherigen Erklärungsversuche für das Phänomen der Antikörperproduktion unzulänglich geblieben sind, so können wir doch das Verständnis dieses geheimnisvollen Vorganges uns etwas näher rücken durch allerlei Hypothesen. In der wissenschaftlichen Welt ist in dieser Beziehung das Ehrlichsche Hypothesensystem („Seitenkettentheorie") sehr viel diskutiert worden. Im Gegensatz zu der auf chemischen Vorstellungen fußenden Seitenkettentheorie Ehrlichs habe ich selbst mir eine Vorstellung von dem Wesen der Antikörperproduktion zurechtgemacht, die von einer physikalischen Hypothese ausgeht.

Ich stelle mir die molekulare Struktur der zur Antikörperproduktion befähigten Agentien als dissoziationsfähig im Sinne einer Polarisation vor, und ich nehme an, daß unter dem Einfluß vitaler Kräfte der polarisierbare Infektionskörper in zwei antagonistische Teile gespalten wird, von welchen der eine im infizierten Organismus assimiliert und denaturiert wird, während der andre in polarisiertem und deswegen mit besonderen Kräften begabtem Zustande in der extrazellularen Körperflüssigkeit gelöst wird und nach außen befördert werden kann.

Ein solcher Vorgang läßt sich am besten veranschaulichen, wenn man sich erinnert an die berühmten Versuche Pasteurs über die Fähigkeit mancher Lebewesen, von dem optisch inaktiven Traubensäuremolekül einen den polarisierten Lichtstrahl linksdrehenden Anteil abzuspalten. Man nennt diesen linksdrehenden Anteil Links-Weinsäure. Die Links-Weinsäure verdankt ihre auf den polarisierten Lichtstrahl einwirkende Kraft der besonderen Art ihrer Kristallisationsform (Hemiedrie), durch die sie ihrerseits als polarisierter Körper gekennzeichnet wird. Man kennt auch eine Rechts-Weinsäure, und ein Rechts-Weinsäurekristall verhält sich zum Links-Weinsäurekristall wie die Gestalt eines wirklichen Körpers zu dem Scheinkörper in seinem Spiegelbild oder wie die Form der rechten Hand zur Form der linken Hand. Aequivalente Mengen der beiden Kristallformen geben nach ihrer Mischung in einem geeigneten Lösungsmittel die optisch indifferente Traubensäure, so daß wir es hier mit wahren Antikörpern zu tun haben, deren Wirkung auf unser Auge sich nach ihrer Vereinigung zu Null addiert — entsprechend der paradoxen Formel: $1 + 1 = 0$, welche Formel bekanntlich auch Gültigkeit besitzt für die Addition äquivalenter Mengen der in einem positiv und einem negativ elektrisch geladenen Körper enthaltenen Kräfte.

Die von Pasteur entdeckte Fähigkeit mancher Lebewesen (u. a. eines sehr

verbreiteten Schimmelpilzes, des Penicillium glaucum), aus dem optisch neutralen Traubensäuremolekül ein linksdrehendes Weinsäuremolekül abzuspalten, wird nun in einer Art und Weise verwirklicht, die mich lebhaft erinnert an die Vorstellung, die ich mir vom Zustandekommen mancher Immunisierungsvorgänge gemacht habe. Speziell bei meinen Versuchen über die Tuberkuloseimmunisierung von Rindern, Schafen und andern Tieren habe ich erkannt, daß die Tuberkelbazillen aus solchen Molekülen zusammengesetzt sind, die man im originalen oder genuinen Zustande kaum als giftig ansehen kann. Aber diese toxisch indifferenten Moleküle lassen sich in zwei antagonistische Substanzen zerlegen, von welchen jede für sich einen mächtigen Einfluß ausübt auf den Ablauf der Lebensprozesse im Organismus tuberkuloseempfänglicher Individuen.

Ich habe diese beiden nach meiner Vorstellung polarisierten und deswegen antagonistisch wirksamen Anteile des Tuberkulosevirus in meinem Pariser Vortrag vom 7. Oktober 1905 als TV-Substanz und als TC-Substanz bezeichnet. Nur die TC-Substanz ist nach meinen Untersuchungen für animalische Individuen assimilationsfähig und kann Anteil nehmen am Leben der zellularen Elementarorganismen, während die in ihrer Wirkung dem Kochschen Tuberkulin entsprechende TV-Substanz intrazellular nicht existenzfähig ist. Meine nach dem Pariser Vortrag fortgesetzten Studien haben immer mehr Material geliefert zur Stütze der Annahme, daß eine intrazellulare TC-Assimilation Voraussetzung und Ursache der bekannten Tuberkulinüberempfindlichkeit ist. Das in die Körpersäfte gelangte Tuberkulin (bezw. meine TV-Substanz) übt nämlich eine Attraktion aus auf das intrazellulare TC-Derivat (TX), wodurch eine Störung der zellularen Tätigkeit eintritt.

Das tertium comparationis zwischen dieser meiner durch experimentelle Daten gestützten Interpretation der Tuberkulinüberempfindlichkeit und den Pasteurschen Beobachtungen über die Spaltung und Assimilation der Traubensäure durch das Penicillium glaucum ist nun darin zu finden, daß dieser Schimmelpilz, wenn man ihm Traubensäure mit der Nahrung zuführt, nur den rechtsdrehenden Anteil des Traubensäuremoleküls assimiliert, den linksdrehenden Antikörper aber nicht zu verwerten vermag, sondern ihn nach außen abstößt. Möglicherweise wird sich experimentell beweisen lassen, daß die mit dieser Tatsache gegebene Analogie zwischen der Aufspaltung der Tuberkulosevirusmoleküle im Organismus vieler animalischer Individuen und der Aufspaltung des Traubensäuremoleküls im Penicilliumorganismus noch weiter geht, derart, daß die traubensäuregefütterten Penicillien in ähnlicher Weise überempfindlich gemacht werden können gegenüber der Weinsäure, wie nach einer Infektion mit dem Tuberkulosevirus der animalische Organismus überempfindlich wird gegenüber dem TV und gegenüber dem Kochschen Tuberkulin, in dem noch ein Teil der TV-Wirkung erhalten geblieben ist.

Um die Hypothese der Polarisierbarkeit (physikalischen Dissoziierbarkeit) infektiöser Proteinmoleküle nutzbar zu machen für die Theorie der Produktion von antitoxischen Antikörpern bedarf es noch einiger Voraussetzungen, die vorerst

experimentell auf ihre naturwissenschaftliche Solidität zu prüfen sind. Soweit ich bis jetzt erkennen kann, werde ich schließlich der geistreichen Seitenkettentheorie Ehrlichs sehr nahe kommen.

Die Quintessenz dieser Theorie kann durch den Satz gekennzeichnet werden, daß immer vitale Elementarorganismen, bezw. vitale Elemente niedrigerer Ordnung, mitwirken müssen, wenn in dem auf einen Infektionsstoff reagierenden Individuum spezifische Antikörper produziert werden sollen. Für mich war der vitale Ursprung des Diphtherieantitoxins und des Tetanusantitoxins, mit deren Entdeckung die Kenntnis von spezifischen Antikörpern überhaupt erst beginnt, von vornherein ein logisches Postulat, dessen Richtigkeit und Wichtigkeit ich seit dem Jahre 1890 immer von neuem betont habe. Ehrlich kommt aber das ihm allein angehörende Verdienst zu, die Diskussion über die Möglichkeit eines naturwissenschaftlichen Verstehens der vitalen Antikörperproduktion in lebhaften Fluß gebracht zu haben durch die Einführung der Weigertschen Regenerationshypothese in die Immunitätslehre, der zufolge das Phänomen einer Funktionshypertrophie nicht eintreten kann ohne vorausgegangene funktionelle Gewebsschädigung.

Die Weigert-Ehrlichsche Regenerationshypothese setzt speziell für die Erzeugung immunisierender Antikörper durch einen vitalen Elementarorganismus seine primäre Schädigung durch den Kontakt mit dem Infektionsstoff voraus, welche Schädigung so zu verstehen sei, daß ein integrierender Bruchteil („Seitenkette") dieses Elementarorganismus seine Vitalität verliert. Danach entstehe gewissermaßen ein vitales Vakuum, welches von den belebten Nachbarteilen aus vitalisiert wird, und zwar mit dem in der Regel zu beobachtenden Erfolg, daß mehr neubelebtes Material erzeugt wird, als durch die funktionelle Schädigung in Verlust gegangen war; der Ueberschuß von vitalisierten Molekülen werde dann in das Blut abgestoßen und funktioniere hier als spezifischer Antikörper für denjenigen Infektionsstoff, durch welchen seine Produktion veranlaßt wurde.

Ich habe mich bei meinen eignen, zum Zweck der Aufdeckung des Mechanismus der Antikörperentstehung ausgeführten Experimentalarbeiten im wesentlichen auf den Boden der vorstehend charakterisierten Regenerationshypothese gestellt, nur mit dem Unterschiede, daß ich ganz bestimmte Anhaltspunkte habe für die Annahme einer aus Derivaten vitaler Körperelemente des infizierten Organismus einerseits und aus Derivaten des Infektionsstoffs anderseits kombinierten Antikörperzusammensetzung, während Ehrlich die Antikörper einzig und allein aus den autochthonen Körperelementen des zur Antikörperproduktion befähigten Individuums hervorgehen läßt.

Dieser meiner von Ehrlich abweichenden Auffassung habe ich im Pariser Vortrag vom 7. Oktober 1905 dadurch Ausdruck gegeben, daß ich für ein Tuberkelbazillenderivat (TX) innerhalb von zellularen Elementarorganismen tuberkulös infizierter Individuen eine symbiotische Existenz postulierte.

Meine oben näher erörterte Annahme, daß die zur Immunisierung geeigneten Infektionsstoffe im physikalischen Sinne dissoziierbar oder polarisierbar sein müssen und daß die Antikörper als polare Dissoziationsprodukte aufzufassen sind, hat mich

einerseits zur Inangriffnahme solcher tuberkulose-therapeutischer Experimente veranlaßt, deren Ergebnisse einen Fortschritt im Kampf gegen die Tuberkulose des Menschen und seiner Haustiere anzubahnen geeignet sind, und sie hat mich anderseits vor aussichtslosem Experimentieren bewahrt.

Insbesondere habe ich meine Zeit nicht verloren mit fruchtlosen Versuchen zur Reindarstellung von Antikörpern; denn die Forderung, aus antitoxischen Proteinkörpern, speziell aus dem antitoxischen Serumeiweiß, ein eiweißfreies Antitoxin in reinem Zustande zu gewinnen, muß für mich ebenso vernunftwidrig sein wie die Forderung der Reingewinnung eines eisenfreien Magnetins aus Eisenmagneten, die wir ja gleichfalls nicht als chemisch, sondern als physikalisch dissoziierte (polarisierte) Körper betrachten müssen. Schließlich scheint mir aber auch meine Dissoziationshypothese den erkenntnistheoretischen Ansprüchen der Jetztzeit einigermaßen zu genügen und das isopathische Heilprinzip unserm Denken weniger paradox erscheinen zu lassen wie den wissenschaftlich gebildeten Vertretern der älteren Schulmedizin.

Daß ein Ding auf sich selbst wirken, seine eigne Kraft vernichten oder seine Kraftrichtung zur Umkehr bringen könne, scheint nur auf den ersten Blick vom isopathischen Grundsatz behauptet zu werden, wenn dieser Grundsatz aussagt, daß derselbe Infektionsstoff, von dem eine krankmachende Wirkung ausgeht, auch die beste Quelle ist für die Gewinnung des seine krankmachende Wirkung aufhebenden spezifischen Heilmittels. Die Behauptung, daß ein Ding sich selbst erzeugen, sich selbst vernichten oder sich selbst nach naturwissenschaftlich verständlichen Gesetzen in Bewegung setzen könne, wird erkenntnistheoretisch ebenso zurückzuweisen sein wie die Behauptung Münchhausens, daß er sich am eignen Schopf aus dem Sumpf gezogen habe. Anders steht die Sache, wenn man den Infektionsstoff nur insofern als therapeutisch wirksames Mittel interpretiert, als er Antikörper zu produzieren vermag.

Tatsächlich traten jedoch nach dem Bekanntwerden der Wunderwirkung von Jenners isopathischer (oder vielmehr homöopathischer[1]) Pockenbekämpfung theoretisierende Bekenner des isopathischen Heilprinzips auf, die einen jeder Logik hohnsprechenden Sinn, nach Münchhausenschem Muster, diesem Prinzip mit großer Dreistigkeit zugesprochen haben. Gegenüber derartigen Theoretikern, deren medizinisches Können auf gleicher Stufe stand mit ihrer Logik, war Bretonneau — einer der genialsten Aerzte aller Zeiten, der Schöpfer unsers heutigen Diphtheriebegriffs — durchaus im Recht, wenn er sagte: „Dans l'intérêt de l'art médical mieux vaut qu'un fait majeur soit oublié que perverti.“ In diesem Bretonneauschen Sinne habe ich vor vierzehn Jahren einen historisch-kritischen Artikel, in dem ich von R. Virchow berichtete, daß er den Glauben an die Existenz isopathischer Heilwirkungen als „geistige Verirrung“ mit einem Bannspruche belegt und als gar nicht diskussionsfähig bezeichnet habe, mit folgendem versöhnlichen Satz geschlossen: „In der Tat, besser war es für die Medizin, daß jene

[1]) Cfr. meinen Immunitätsartikel im Januar-Heft dieser Zeitschrift vom Jahre 1905.

Lehre von den spezifischen (und isopathischen) Heilmitteln unter Virchows Einfluß zeitweise vergessen wurde, als daß sie in der von den Homöopathen entstellten Form fortvegetierte."

II

Um dem Leser von dem überaus komplizierten Inhalt der modernen Immunitätslehre eine möglichst anschauliche Vorstellung zu verschaffen, will ich im vorliegenden Abschnitt die Diphtherieimmunisierung in den Mittelpunkt stellen und in meinen weiteren Auseinandersetzungen bloß noch die Anwendbarkeit der bei der Diphtheriebekämpfung gewonnenen Erfahrungen auf die immunisierende Tuberkulosetherapie besprechen.

Erfahrungsgemäß kann man Individuen, die für die Bretonneausche Diphtherie empfänglich sind, auf vielfach verschiedene Art immunisieren. Ich will hier aber nur die drei Immunisierungsmethoden aufzählen, die ich vor ungefähr sechzehn Jahren wirksam gefunden und veröffentlicht habe.

1. Die erste Immunisierungsmethode ist die von Jenner vor hundertundzwanzig Jahren entdeckte Vakzinationsmethode. Ich habe die Jennersche, später durch Pasteur verallgemeinerte Methode der Schutzimpfung mit abgeschwächten Virusarten (Vakzins) auf die Diphtherie übertragen, indem ich die Virulenz — oder krankmachende Energie — der Löfflerschen Bazillen durch Jodpräparate abschwächte. Meerschweinchen, Kaninchen, Schafe, Rinder und Pferde sind mit Erfolg von mir immunisiert worden bei der Benutzung von jodtrichloridabgeschwächten Diphtheriekulturen.

Diese Methode habe ich zehn Jahre später für die Bekämpfung der Rindertuberkulose verwertet, indem ich die anthropogenen Kochschen Tuberkelbazillen verwendete, die sich für Rinder in der Regel wie ein schwaches Virus verhalten und in ähnlichem Verhältnis zu dem stark virulenten taurogenen Virus stehen wie das Kuhpockenvirus (Vakzine) zum vollvirulenten Variolavirus.

Das zur Perlsuchtbekämpfung bestimmte Immunisierungsverfahren ist demnach ein Jennerisierungsverfahren; ich habe es am 12. Dezember 1901 in Stockholm anläßlich der ersten Nobel-Feier veröffentlicht. Zwei Jahre später hat R. Koch die Richtigkeit und Wichtigkeit dieser von mir entdeckten Tuberkuloseschutzimpfungsmethode bestätigt.

2. Die zweite Methode benutzt zur Immunisierung nicht das lebende Virus, sondern das vom lebenden Virus produzierte Gift. Um beispielsweise ein Pferd gegen Diphtherie zu immunisieren, spritzt man ihm zuerst eine sehr geringe Dosis Diphtheriegift unter die Haut ein und verdoppelt dann täglich die Dosis. Bei unserm Diphtheriegift, das sehr stark ist, beginnen wir mit einem $1/_{10000}$ Kubikzentimeter, um dann nach vier bis sechs Wochen bis zu einem Liter, also bis zu einer zehnmillionenmal stärkeren Dosis, emporzusteigen.

Nach Plinius war diese Giftimmunisierungsmethode bereits dem König Mithridates im Prinzip bekannt. Mithridates hat aber die Gifte, gegen die er sich selbst immun machte, nicht unter die Haut eingespritzt, sondern dem Magen zugeführt. Wir können nachweisen, daß die stomachale Immunisierungsmethode

des Mithridates auch für einige bakterielle Gifte anwendbar ist, und ich habe Schafe und andre Tiere mit Erfolg gegen die Tuberkulose stomachal immunisiert. Demgemäß können wir die Immunisierung gegen die krankmachende Wirkung von Giften als „Mithridatisation" bezeichnen. In moderner Zeit ist die Mithridatisation durch R. Koch im Jahre 1890 in die medizinische Wissenschaft eingeführt worden. Koch hat nämlich tuberkulöse Menschen gegen sein Tuberkulin zu immunisieren gelehrt. Ehrlich hat gleich darauf für einige Pflanzengifte die Mithridatisation mit Erfolg angewendet.

Von größter Wichtigkeit ist, daß die nach der Methode des Mithridates gegen das Diphtheriegift immunisierten Tiere gleichzeitig gegen die krankmachende Wirkung der lebenden Diphtheriebazillen immun gemacht werden; dagegen werden die gegen das Tuberkulin immunisierten Individuen nicht gegen die durch Kochsche Bazillen erzeugte Tuberkulose immun gemacht. Mir selber aber ist es gelungen, aus den Tuberkelbazillen in meiner Tulase ein von dem Kochschen Tuberkulin verschiedenes Toxin herzustellen, und ich habe gefunden, daß man verschiedene Tierarten auch gegen die krankmachende Wirkung der lebenden Tuberkelbazillen durch meine Tulase immun machen kann.

3. Die dritte von mir im Jahre 1890 veröffentlichte Immunisierungsmethode ist die serumtherapeutische Immunisierung. Die Entdeckung dieser Methode steht im engsten Zusammenhang einerseits mit meinen vor fünfundzwanzig Jahren veröffentlichten Jodoformstudien und anderseits mit meinen bei Binz in Bonn (1888) ausgeführten Serumstudien. Die Jodoformstudien hatten mich zu dem Ergebnis geführt, daß die desinfizierende und antiseptische Wirksamkeit des Jodoforms nicht auf seiner antibakteriellen, sondern auf seiner antitoxischen Wirkung beruht; denn nicht die Bakterien, sondern die Bakterientoxine im Eiter und in andern infektiösen Sekretionen werden durch das Jodoform, wenn es unter dem Einfluß der bakteriellen Produkte dissoziiert wird, unschädlich gemacht. Später habe ich die antibakterielle Wirksamkeit des Blutserums studiert und ich bin schließlich (1889/90) auf diesem Wege zu der Idee gelangt, daß im Blute der infizierten Organismen antibakterielle Körper entstehen, welche die Ursache der Heilung und der die Heilung bedingenden Immunität sein könnten. Diese Idee, die übrigens vor mir schon von dem Münchner Forscher Emmerich experimentell auf ihre Richtigkeit geprüft wurde, ist in der Folgezeit sehr fruchtbar geworden, aber bei einer genaueren Untersuchung der gegen die Diphtherie immunisierten Tiere vermochte ich anfangs antibazillare Kräfte weder im Blute noch in dem aus dem Blute ausgeschiedenen Serum zu finden; hingegen fand ich einen Desinfektionsmodus, der dem antitoxischen Desinfektionsmodus des Jodoforms entspricht. Das von E. Roux entdeckte lösliche Diphtheriegift wird nämlich durch das Blutserum mithridatisierter Tiere entgiftet, ohne daß die Lebensfähigkeit der giftproduzierenden Diphtheriebazillen durch das antitoxische Serum aufgehoben wird.

Die Analogie zwischen der Wirkungsweise antitoxischen Serums und antiseptisch wirksamen Jodoforms hat mich im Jahre 1890 auf die Idee gebracht,

das antitoxische Agens des Blutes immunisierter Tiere als Heilmittel anzuwenden, und die praktisch bedeutsame Folge dieser Idee war dann schließlich die serumtherapeutische Bekämpfung der Diphtherie und andrer Infektionskrankheiten.

*

Nach diesen Auseinandersetzungen wird man leicht erkennen können, daß die Mithridatisation viele Beziehungen zur Serumtherapie hat. Sie ist nicht bloß die unumgängliche Vorbedingung für die Gewinnung antitoxischer Sera, sondern die mithridatische Immunität muß ganz ebenso wie die serotherapeutische Immunität auf antitoxische Antikörper zurückgeführt werden. Bei der mithridatischen Immunität sind aber die Antikörper das Resultat der Tätigkeit der lebenden Zellen und Organe des immunisierten Individuums, während die serumtherapeutisch erzeugte Immunität ohne nachweisbare zellulare Mitwirkung zustande kommt. Deshalb kann man mit Ehrlich die Mithridatisierung als „aktive Immunisierung" und die Serotherapie als „passive Immunisierung" bezeichnen. Es versteht sich von selbst, daß auch die Jennerisierungsmethode eine aktive Immunisierungsmethode ist.

Man begreift unschwer, daß die aktive Immunisierung langwieriger und gefährlicher ist wie die passive Immunisierung. Wenn wir also eine praktisch brauchbare serotherapeutische Methode zur Bekämpfung einer Infektionskrankheit zur Verfügung haben, dann wird man ihr natürlich den Vorzug vor der aktiven Immunisierung geben. So behandelt man zum Beispiel die Diphtherie des Menschen weder mithridatisch noch nach der Jenner-Pasteurschen Vakzinationsmethode, sondern mit Hilfe der serotherapeutischen Methode.

Nachdem nun eine aktive Immunisierungsmethode für die Rindertuberkulose entdeckt ist in Gestalt meiner Bovovakzination, die im Prinzip zweifellos auch auf den Menschen anwendbar ist, wie steht es mit der Hoffnung auf eine erfolggekrönte serumtherapeutische Bekämpfung der menschlichen Tuberkulose?

Ich muß gestehen, daß ich selbst darüber recht skeptisch denke. Ich bin überzeugt, daß die aktive Immunisierung nicht bloß zur Bekämpfung der Rindertuberkulose, sondern auch zur Bekämpfung der Menschentuberkulose sich als unentbehrlich erweisen wird. Nach Analogie der von Lorenz in Darmstadt für den Schweinerotlauf ausgearbeiteten kombinierten Methode werden wir aber möglicherweise dahin kommen, daß die aktive Immunisierung durch serumtherapeutisch wirksame Antikörper weniger gefährlich gestaltet und erheblich abgekürzt werden kann.

Meine Arbeiten über eine solche kombinierte Methode der Tuberkulosebekämpfung scheinen mir erfolgversprechend zu sein; jedoch vermag ich gegenwärtig noch nicht zu sagen, zu welchen Ergebnissen sie für die Praxis führen werden.

Nach dieser systematischen Besprechung einiger von mir genauer geprüften Immunisierungsmethoden will ich nunmehr noch diejenigen tuberkulose-therapeutischen Experimente besprechen, welche gegenwärtig ein besonderes Interesse beanspruchen können.

*

Am 7. Oktober 1905 habe ich in Paris mitgeteilt, daß meine tierexperimentellen Tuberkulosearbeiten zur Entdeckung der Tatsache geführt haben, daß man Rinder mit einem von lebenden Tuberkelbazillen freien Tuberkulosemittel gegen Perlsucht schützen kann und daß dieses Tuberkulosemittel, das ich „TC“ nannte, auch nach erfolgter tuberkulöser Infektion bei Rindern und andern Tieren therapeutisch von mir angewendet worden ist.

Zur Zeit meines Pariser Vortrages durfte ich bei meinen Zuhörern die Bekanntschaft mit der Tatsache voraussetzen, daß die vier Jahre früher in Stockholm gelegentlich der ersten Nobel-Feier von mir mitgeteilte Entdeckung einer wirksamen Rindertuberkuloseschutzimpfung mit Hilfe von lebenden Tuberkelbazillen in ihrer Richtigkeit und Wichtigkeit nicht bloß von wissenschaftlich arbeitenden Tuberkuloseforschern anerkannt, sondern auch schon in der landwirtschaftlichen Praxis nutzbar gemacht worden war. Diese meine tuberkulose-therapeutische Entdeckung hat nämlich zur Ausarbeitung derjenigen Schutzimpfungsmethode geführt, die gegenwärtig unter dem Namen „Bovovakzination“ in aller Welt von Viehzüchtern praktisch verwertet wird.

Weiterhin habe ich dann in Paris angedeutet, daß ich nach dem glücklichen Erfolg meiner Bovovakzination erwogen habe, ob ich einer der Bovovakzination ähnlichen Schutzimpfung tuberkulosebedrohter Menschen das Wort reden soll, daß ich jedoch den Mut dazu nicht gefunden habe, weil die von seiten eines lebenden Tuberkulosevirus dem Menschen drohende Gefahr mir zu groß erschien. Ich kann hier hinzufügen, daß die Vakzinationsversuche solcher Aerzte, die im Gegensatz zu mir nicht zurückgescheut sind vor der Behandlung von Menschen mit lebenden Tuberkulosevirus, nicht imstande gewesen sind, meinen Mut zur Unternehmung eines solchen Wagnisses zu erhöhen.

Demgegenüber gab ich meiner Ueberzeugung davon Ausdruck, daß mit der Entdeckung eines von lebenden Tuberkelbazillen freien Tuberkuloseschutzmittels mir der Zeitpunkt gekommen zu sein scheine für seine Nutzbarmachung zur Bekämpfung der Tuberkulose des Menschengeschlechts. Ausdrücklich habe ich aber in Paris betont, daß therapeutische Versuche am Menschen meinerseits noch nicht unternommen seien und daß ich vorerst großen Wert lege auf die Bestätigung meiner tierexperimentellen Erfahrungen durch einige mir persönlich nahestehende Tuberkuloseforscher. Ich appellierte dabei insbesondere an die Mitwirkung meiner Freunde im Pariser Pasteur-Institut.

Meine Hoffnung, daß schon vor Ablauf des Jahres 1906 die tierexperimentellen Ergebnisse auch in andern Instituten so weit gediehen sein würden, daß die Möglichkeit einer spezifischen Tuberkulosetherapie, ohne Zuhilfenahme eines lebenden Vakzins, keinem Zweifel mehr unterliegt, ist nicht getäuscht worden. Auch durch die Tagespresse ist schon bekannt geworden, daß Calmette, der Direktor des Pasteur-Instituts in Lille, mit abgetötetem Tuberkulosevirus Ziegen tuberkulose-immun gemacht hat. Obgleich Calmette unabhängig von mir für Ziegen eine intestinale mithridatisierende Methode gefunden hat, die große praktische Bedeutung besitzt, so ist er doch auf einem Wege dazu gelangt, der große

Aehnlichkeit hat mit demjenigen Wege, den ich selbst zurückgelegt hatte, bevor ich eine praktisch brauchbare intestinale Immunisierung von Kälbern ausfindig machte. Die ersten Experimente, die mich schließlich zur Perlsuchtimmunisierung von Kälbern mittels Tulasefütterung geführt haben, sind von mir am 17. Februar 1905 mitgeteilt worden gelegentlich eines in vielen Zeitungen wiedergegebenen Vortrages, den ich unter den Auspizien und im Beisein Seiner Königlichen Hoheit des Prinzen Ludwig von Bayern in München gehalten habe.

Zufolge meiner am 17. Februar 1905 erfolgten Mitteilung, daß es mir gelungen sei, durch eine ein- bis zweimalige Verfütterung einer kleinen Quantität von Bovovakzintuberkelbazillen Kälber perlsucht-immun zu machen, sind im Laufe des Sommers 1905 an Kälbern der dem Prinzen Ludwig von Bayern gehörenden ungarischen Herrschaft Sárvár Versuche über die Brauchbarkeit der intestinalen (alimentären) Bovovakzination für die landwirtschaftliche Praxis angestellt worden. Diese Versuche haben gezeigt, daß man sehr vorsichtig sein muß mit der intestinalen Einverleibung noch lebender Bazillen, und ich benutzte deshalb in der Folgezeit ältere Operationsnummern des Bovovakzins, die bei der Verimpfung auf Meerschweinchen keine tuberkuloseerzeugende Kraft mehr erkennen ließen, wenn sie in der Dosis von 1/4 Milligramm in das Herz eingespritzt wurden, und die auch im Kulturversuch sich steril zeigten. Die positiven Immunisierungsergebnisse bei der Anwendung eines Bovovakzins von mindestens zweifelhafter Lebensfähigkeit legten mir den Gedanken nahe, willkürlich abgetötetes Tuberkulosevirus für Immunisierungszwecke stomachal einzuverleiben. Es ist sehr bemerkenswert, daß man auf diese Weise auch Meerschweinchen immunisieren kann, wie durch Versuche, die durch Herrn Dr. Siebert in der zweiten Hälfte des Jahres 1905 begonnen wurden, nachgewiesen worden ist. Derartig von Dr. Siebert stomachal vorbehandelte und drei bis vier Monate später auf ihre Immunität durch Behandlung mit lebensfähigem Bovovakzin geprüfte Meerschweinchen konnten im Frühjahr 1906 Herrn Professor Metschnikoff gelegentlich seiner Anwesenheit in Marburg demonstriert werden.

Meine Laboratoriumsexperimente haben zwar die immunisierende Wirksamkeit der alimentären Zufuhr meines TC-Präparates unzweideutig dargetan, aber nur, wenn es sich um neugeborene Individuen handelt. Von der Blutbahn aus kann man mit meinem TC-Präparat auch ausgewachsene Laboratoriumstiere immunisieren, dagegen versagte das TC-Präparat bei seiner Einspritzung unter die Haut. Deswegen habe ich mich der Aufgabe unterzogen, das aus den in meinem Pariser Vortrag erwähnten Restbazillen gewonnene TC so zu präparieren, daß es auch vom Unterhautgewebe glatt resorbiert wird und Immunität erzeugen kann. Diese Aufgabe habe ich gelöst durch meine Chloralhydratmethode, die ich später auch auf das volle Tuberkulosevirus übertragen habe. Erst nach der Entdeckung der Tatsache, daß man mit Hilfe des Chloralhydrats die Resorptionsfähigkeit des Tuberkulosevirus in ganz erstaunlicher Weise befördern kann und daß speziell mein unter dem Namen „Tulase“ bekannt gewordenes Chloralhydratpräparat auch von den empfindlichsten Menschen bei subkutaner Injektion bei der für die

therapeutische Praxis in Betracht kommenden Dosierung gut vertragen wird, konnte ich dazu übergehen, eine mithridatisierende Tuberkulosetherapie des Menschen in mehreren Kliniken systematisch erproben zu lassen. Abgesehen von der Einspritzung der Tulase unter die Haut habe ich aber auch die stomachale Tulaseeinverleibung studiert und dabei gefunden, daß sie im Gegensatz zu meinen Restbazillen und im Gegensatz zu dem aus den Restbazillen gewonnenen TC-Präparat auch bei stomachaler Verabreichung sich so dosiren läßt, daß man seine Wirkung ziemlich zuverlässig vorausberechnen kann. Ob und inwieweit die stomachale Tulaseverabreichung sich zur kurativ-therapeutischen Tuberkulosebekämpfung beim Menschen nützlich erweisen wird, darüber kann ich gegenwärtig ein Urteil noch nicht abgeben.

*

Inzwischen ist die klinische Vorprüfung eines von mir „Tulon“ genannten, ganz wie reines Wasser aussehenden, aber eigentümlich riechenden Präparates, das durch kombinierte Kalialaunjavellewasserbehandlung aus Tuberkelbazillen gewonnen wird, schon zu einem gewissen Abschluß gelangt. Geheimrat Heubner, Direktor des Berliner Charité-Kinderkrankenhauses, der um die Diphtherieserumprüfung so hochverdiente Forscher, hat mir über seine Tulonbehandlungserfolge in einem vom 26. Juli 1906 datierten Briefe unter Beifügung vieler mit größter Sorgfalt geführter klinischer Protokolle nachstehenden summarischen Bericht zugeschickt:

„Die Behandlung betrifft in der Majorität Fälle von sogenannter Skrofulose, bei denen erfahrungsgemäß fast immer Bronchialdrüsentuberkulose vorhanden ist, deren manifeste Erscheinungen aber in chronischen Haut- und Schleimkatarrhen bestehen. In mehreren Fällen waren auch deutliche physikalische Veränderungen auf der Lunge nachweisbar.

Auch in fieberhaften Fällen haben wir das Tulon angewandt, dann immer in Verbindung mit Pyramidon.

Was den Einfluß des Mittels anlangt, so fällt erstens in einer ganzen Anzahl von Kurven die Aenderung der starken Ausschläge in den Tagesschwankungen der Körpertemperatur in geringere auf, die sich über ganze Perioden erstreckt. Fieberhafte Steigerungen durch das Tulon kamen mehrfach vor.

Zweitens aber hat mich das auffällig schnelle und gründliche Verschwinden der Ekzeme und der Ophthalmien frappiert. — Wir hatten zufällig eine Reihe besonders schwerer skrofulöser Ekzeme in der Klinik mit tiefen Geschwüren der Kopfhaut, die alle in ungewöhnlich kurzer Zeit zurückgingen. In einem Falle war einen Monat später noch keine Spur eines Rezidives eingetreten.“

Aus den Briefen Rudolf von Bennigsens

Mitgeteilt von
Hermann Oncken

XX

Briefe Bennigsens an seine Frau aus dem konstituierenden Reichstage des Norddeutschen Bundes.

Berlin, 3. März 1867.

Du wirst gewiß schon nach Nachrichten von mir verlangt haben. Heute — Sonntag früh — sind es aber die ersten Stunden, welche ich ruhig zu Hause zubringe. Wenn es Dir recht ist, werde ich es auch künftig so halten, daß ich Dir immer am Sonntag vormittag schreibe, wo ich regelmäßig die beste Zeit haben werde. Diese erste Woche ist in der Tat sehr unruhig für mich gewesen, da wir erst mit der Bildung der Parteien im reinen sein mußten, was bei der großen Zahl neuer Mitglieder und den Zerwürfnissen in dem alten preußischen Abgeordnetenhause erhebliche Schwierigkeiten bot. Seit vorgestern ist es gelungen, eine nationalliberale Mittelpartei zu gründen, in welcher sich bereits 60 Mitglieder befinden und die binnen kurzem gegen 80 Mitglieder stark sein und möglicherweise auf einen glücklichen Ausgang des ganzen Verfassungskampfes von entscheidendem Einfluß sein wird. Gestern nachmittag hat sich auch der Reichstag konstituiert. Die Präsidentenangelegenheit hatte die Tage vorher eine große Treiberei veranlaßt. Die Abstimmung dauerte auch nicht weniger als fünf Stunden. Eine Koalition der feudalen Partei mit den sächsischen Partikularisten ist aber unterlegen. Gewählt sind Simson — der Präsident des Frankfurter Parlaments — aus unsrer Partei als erster Präsident, der Herzog von Ujest — von der Partei der sogenannten freien Konservativen — und ich als Vizepräsidenten.

Ganz vorherrschend ist hier die Stimmung, daß etwas zustande kommen wird. Die Partei der Feudalen für Annahme des Verfassungsentwurfs en bloc zählte etwa nur 60 Mitglieder, die radikale Linke, welche einen ganz entgegengesetzten Entwurf ausarbeiten will, nur zirka 30 Mitglieder, Polen und partikularistische Pessimisten zirka 30 Mitglieder. Es ist alle Aussicht vorhanden, daß auf Grundlage des Entwurfs eine Vereinigung erfolgt, wenn die preußische Regierung sich entschließt, dem Parlamente noch eine Reihe von Rechten einzuräumen, welche die einzelnen Abgeordnetenhäuser besitzen, die dem Parlamente aber, obgleich die ersteren sie künftig verlieren sollen, im Verfassungsentwurf nicht zugestanden sind. Ueber das Mehr oder Minder dieser Rechte wird es aber noch sehr bedeutende Kämpfe geben. Sehr befriedigend wird das Resultat für die verfassungsmäßigen Rechte nicht werden. Dazu sind die Wahlen in Preußen viel zu konservativ ausgefallen, und die 15 von 23 Sachsen alter Beustischer Garde sind jeden Augenblick für die preußische Regierung zu haben,

wenn diese mit der sächsischen einig ist. Bismarck hat freilich ein sehr starkes Bedürfnis, mit der Verfassung des Norddeutschen Bundes bis zum Frühjahr fertig zu werden, sich auf eine imposante Majorität des Reichstages und nicht auf eine notdürftige, aus allerlei faulen und entgegengesetzten Elementen desselben zusammengetrommelte Mehrheit stützen zu können, damit er weder beim Auslande noch beim preußischen Abgeordnetenhause demnächst unangenehme Schwierigkeiten findet. Wir wollen daher die Hoffnung nicht aufgeben, daß neben der starken Zentralgewalt, welche Preußen in dem Entwurf von den übrigen Fürsten bereits eingeräumt ist, wenigstens in der Hauptsache ausreichende Befugnisse auch für den Reichstag noch durchgesetzt werden.

Eine ganz absonderliche Rolle werden hier unsre hannoverschen Partikularisten spielen, welche gewählt sind, um den König Georg in einigen Wochen wiederzubringen. Die hiesigen Konservativen machen große Anstrengungen, sie herüberzuziehen; und wenn man das Benehmen der Hannoveraner bei dem ersten Hoffeste nach der Eröffnung berücksichtigt, so werden diese Bemühungen bei den meisten unsrer Partikularisten einen sehr dankbaren Boden finden. Darüber wird sich in Hannover auch nur der große Haufen wundern, welcher so töricht war, auf die unsinnigsten Hoffnungen hin diese Herren zu wählen. Am festesten werden sich übrigens noch Münchhausen und Bothmer beweisen.

*

Berlin, 10. März 1867.

... Hier lebte ich die Woche in einem solchen trouble von Geselligkeit und politischen Vorarbeiten, daß ich noch nicht recht zu mir selbst gekommen bin. Außer einer Stunde nach dem Kaffee bin ich eben noch nicht zu Hause gewesen. Allmählich wird aber mehr Regelmäßigkeit in die Sache kommen. Gestern hat die allgemeine Beratung der Verfassung begonnen. Diese wird noch zwei bis drei Tage dauern, dann, nach einer Pause von einigen Tagen, zur Vorberatung in den Parteien, die eigentliche Beratung und erste Beschlußfassung über den Entwurf folgen, welche mehrere Wochen dauern wird. Miquel hat gestern eine sehr brillante Rede gehalten, welche viel Aufsehen machte. Die Preußen — namentlich Twesten — sprechen aber entsetzlich lange. Ueber das Endergebnis des Reichstages ist noch kein irgend begründetes Urteil zu fällen. Es heißt, der König wolle gar nichts nachgeben. Bismarck wird also zunächst versuchen, den Entwurf so oder mit nichtssagenden Aenderungen zur Annahme im Reichstage zu bringen. Nur wenn die Schwierigkeit bei uns oder demnächst im Abgeordnetenhause und der damit verbundene Zeitverlust ihm zu groß erscheinen, wird er wesentliches nachgeben und eben aus der Annahme dieser Konzessionen beim König eine Kabinettsfrage wagen, was von ihm schon wiederholt in andern Dingen mit Erfolg geschehen ist. Dies ist meine vorläufige Ansicht.

Der Großherzog von Baden ist, wie ich vom Markgrafen Wilhelm und Roggenbach, die beide hier sind, erfahre, bereit, jetzt gleich in den Norddeutschen Bund zu treten. Die preußische Regierung will Baden allein aber nicht auf-

nehmen, ist überhaupt der Ansicht, daß es über die Aufnahme der Südstaaten zum Kriege mit Frankreich kommt. Die preußischen Generale sind geteilter Meinung darüber, ob dieser Krieg vorteilhafter in diesem Jahre sei, wo Deutschland den Vorzug der Waffen und Manöverart über Frankreich habe, oder in zwei Jahren, wo Deutschland ganz gleichmäßig militärisch organisiert sei, die Franzosen dagegen mitten in ihrer Heeresumgestaltung seien, aber mit Hinterladungsgewehren bereits vollständig versehen. Bismarck, bei welchem ich gestern auf einem großen Diner saß — seine Frau war mit bei Tafel und hatte die beiden ersten Präsidenten neben sich —, erzählte mir übrigens neben mancherlei interessanten Erlebnissen, Preußen habe bereits im vorigen Jahre geheime Militärverträge mit den süddeutschen Staaten zum Zweck der Verteidigung abgeschlossen. Ferner: Als Frankreich während der Nikolsburger Verhandlungen angefangen mit Einmischung zu drohen, habe er, Bismarck, ganz allein gestanden. Der König, die Prinzen und Generale hätten ihn für einen Verräter und Schwächling erklärt, daß er den Krieg nicht fortsetzen wolle. Nur der Kronprinz, welcher freilich auch nicht seiner Ansicht gewesen, habe seinem Urteil sich gefügt und ihn insoweit unterstützt. Die preußische Armee hätte bereits durch Krankheit erstaunlich gelitten und würde bei einem Feldzuge in Ungarn im Sommer die größte Gefahr der Vernichtung gelaufen sein. Er habe seine Entlassung angeboten und sich bereit erklärt, dem Könige als Offizier zu folgen, wohin es gehe, seinetwegen bis nach Konstantinopel. Das hätte geholfen.

Gestern nachmittag hatten die drei Präsidenten auch eine Audienz beim Kronprinzen, welcher uns nebst der Kronprinzessin sehr lange bei sich hatte, im Gegensatz zum Könige, welcher die Angelegenheit mehr formell und zurückhaltend erledigte. Das kronprinzliche Paar macht einen sehr guten Eindruck. Simson behauptet — er kennt den Prinzen länger —, der Kronprinz sei liberaler als er und ich. Das lasse ich dahingestellt; es stimmt übrigens mit seinen Aeußerungen gegen mich auf der Hoffête und gestern ganz gut. So viel ist aber sicher, daß die vornehmen Fürsten, Grafen u. s. w.: Ujest, Renard, Bethusy, Ratibor bei ihrem Ausscheiden aus der eigentlich konservativen Partei an den Regierungsantritt des Kronprinzen denken und daran, daß er kein reaktionäres Ministerium, sondern ein liberales nehmen wird, zu welchem Ende sie eine Annäherung an die Liberalen vorbereiten, um sich für ein Koalitionsministerium möglich zu machen. Hier ist, wie überall, die Politik zu Neunzehntel persönliches Interesse, was man auch, wenn man die Politik anders auffaßt und betreibt, sich stets klar und gegenwärtig halten muß, um nicht düpiert zu werden.

*

Berlin (20. März 1867).

Du wirst wohl schon etwas ungeduldig geworden sein. Es ist aber in der Tat hier wenig Zeit zum Schreiben. Täglich fünf, ja selbst sechs Stunden und darüber im Reichstage, daneben drei bis vier Stunden Parteiberatung

und Redaktionskommission zur Vorbereitung der Parteiberatungen, endlich gesellige Anforderungen offizieller Art, politische Korrespondenz u. s. w. Ich bin hier mit einem Worte so gehetzt, daß ich dringend wünsche, es möchte bald eine etwas ruhigere Zeit eintreten. Vor Ende nächster Woche ist daran aber nicht zu denken, da wir erst dann in unsrer Partei mit der Durchberatung des ganzen Verfassungsentwurfs fertig sein werden.

Um Dir übrigens den Beweis zu liefern, daß ich am vorigen Sonntag nicht schreiben konnte, wo ich sonst allerdings noch am ersten einige Stunden für mich habe, gebe ich Dir einen kurzen Abriß dieses Feiertags: 9 bis 10 Uhr Redaktionskommission; 10 bis 2 Uhr Parteiberatung; 2 bis 4½ Uhr Gegenvisiten fahren; 5 bis 8½ Uhr Diner; 9 bis 12 Uhr Soiree.

Allmählich tritt eine gewisse Abspannung ein und das Verlangen, die Sitzungstage in der Woche auf vier bis fünf einzuschränken. Die Regierung wird dem aber sehr widerstreben. Die Flut der Reden, namentlich der langatmigen, läßt auch in etwas nach. Der Präsident Simson, der übrigens sein Präsidium in musterhafter Weise führt, ist meiner und andrer Ansicht nach zu nachsichtig gegenüber den ungeheuerlichsten Abschweifungen von der Sache. Mir ist denn auch heute, wo ich etwas länger präsidierte, das Unangenehme passiert, daß ich zwei Redner von der Tribüne beseitigen mußte. Der eine, der Dichter Freytag, ist noch dazu mein Parteigenosse; der andre, ein ganz exzentrischer Ultramontaner, seit Jahren durch seine dreisten, unverbesserlichen Abschweifungen das Entsetzen der Präsidenten des preußischen Abgeordnetenhauses, war so aufgebracht, als ihm der Reichstag endlich auf mein Befragen das Wort entzog, daß er seinen Austritt aus der Versammlung erklärte. Bei diesem leidigen Debüt als Präsident habe ich wenigstens den Trost, von den verschiedenen Seiten zu hören, daß ich mit meinem Verfahren im Rechte gewesen sei.

Gestern brachte der hiesige „Staatsanzeiger“ den Vertrag Preußens mit Bayern und Baden vom August v. J.[1]) Dieses Schutz- und Trutzbündnis ohne Endtermin und Kündigungsklausel mit preußischem Oberbefehl im Krieg ist abermals ein Beweis der ausgezeichneten Weise, in welcher Bismarck die auswärtige und auch die deutsche Politik leitet. Dieses enge Bündnis mit Süddeutschland, in einem Augenblick abgeschlossen, wo niemand Preußen gehindert haben würde, statt dessen Bayerns Nordprovinzen bis zum Main zu annektieren, ist in seiner klugen Mäßigung ein sichereres Mittel der Abwehr gegen Frankreich, als eine Vergrößerung Preußens auf Kosten eines bitter verfeindeten Bayerns jemals gewesen sein würde. Graf Bismarck, welcher in dem Sitzungslokale beiläufig Herrn von Unruh[2]) und mich auf diese Veröffentlichung aufmerksam machte, sagte mir auf die Frage, ob man im Auslande werde folgern können, daß ein ähnliches Bündnis mit Württemberg nicht bestehe, mit Lachen: „Das Bündnis mit Württemberg lautet geradeso, die Württemberger waren aber noch

[1]) Die Veröffentlichung geschah am 19. März.

[2]) Vgl. auch dessen Erzählung in seinen Erinnerungen S. 282 f.

immer gegen die Veröffentlichung; nachdem wir die Erlaubnis dazu von Bayern und Baden erlangt hatten und diese Verträge vorweg öffentlich bekannt machten, wird Württemberg in einigen Tagen genötigt sein, ein Gleiches zu gestatten." Klug ist er wie die Schlangen, aber schwerlich ohne Falsch wie die Tauben! Seine Reden über Polen und Nordschleswig waren Meisterstücke nach Form und Inhalt; dagegen seine Aeußerungen über Luxemburg oberfaul. Ich fürchte sehr, daß Luxemburg für Deutschland verloren geht.

Mit der Beratung geht es so langsam, daß wir kaum bis Ostern mit der ersten Lesung fertig werden. Gestern ist auch Planck eingetreten ...

Die „Illustrierte Zeitung" wird nächstens Porträts der drei Präsidenten bringen. Ich bin von dem beauftragten Zeichner eine Woche lang tribuliert, so daß ich mich endlich, um ihn los zu werden, habe photographieren lassen.

*

(Berlin, 1. April 1867.)

Ich schreibe Dir in großer Eile, da ich Dich doch auf Deine heute erhaltenen Briefe nicht lange ohne Antwort lassen will. Habt vor allem herzlichen Dank, Du und die guten Kinder, für Eure lieben Briefe. Je weniger ich selbst zum Schreiben komme, je mehr freue ich (mich) über jedes Lebenszeichen aus Bennigsen und namentlich über die doch im ganzen so gut lautenden Nachrichten über aller Befinden.

Hier ist alles in der größten Aufregung wegen Luxemburg. Die Differenzen im Reichstag treten dagegen sehr zurück, obgleich die Leidenschaftlichkeit von Bismarck in und außerhalb der Sitzung Spektakel genug gemacht hat.

Ist der Vertrag zwischen Frankreich und den Niederlanden über die Abtretung von Luxemburg wirklich schon abgeschlossen und ratifiziert, so haben wir wahrscheinlich den Krieg mit Frankreich schon in den nächsten Wochen. Was auch Bismarck möglicherweise im vorigen Jahre, um sich die französische Einmischung zunächst vom Halse zu halten, mündlich den Franzosen an Köder in Aussicht gestellt hat, er kann Luxemburg nicht in französische Hände fallen lassen. Er will das auch gar nicht. Am wenigsten aber der König, die Prinzen und Generale. Gerüstet wird hier seit Wochen in aller Stille, aber mit äußerster Anstrengung. Noch eben sprach ich Dr. Stromeyer, welcher einer Kommission von Aerzten und Professoren wegen besserer Einrichtung des Lazarett- und Medizinalwesens im Kriege präsidiert, und andre Mitglieder dieser Kommission. Dieselbe wird täglich zur möglichsten Schnelligkeit angefeuert, weil die Armeen binnen kurzem am Rhein stehen können. Für militärische Ausrüstung, um 650000 Mann ins Feld zu stellen, ist alles so gut wie fertig. Die Einrichtungen sind getroffen, daß vom äußersten Ende Memel die Truppen bereits fünfundzwanzig Tage nach Anordnung der Mobilmachung am Rhein stehen können.

Prinz Friedrich Karl suchte am Sonnabend während der Sitzung mich im

Vorzimmer auf, um die Interpellation[1]) wegen Luxemburg, welche ich meiner Partei übrigens bereits vorschlagen wollte, dringend zu empfehlen. Gestern abend, wo ich im Auftrage der nationalliberalen Partei bei der reaktionären Partei erschien, erklärte sich der Minister Roon, Mitglied derselben, mit den andern Mitgliedern energisch bereit, alle Schritte und Anträge, welche von uns wegen Luxemburg erfolgten, lebhaft zu unterstützen und gemeinschaftlich festzustellen. Die übrigen treiben, und Bismarck, welcher diplomatische Rücksicht zu beobachten hat, läßt sich gern drängen, worüber ich nach einer längeren Unterredung mit ihm während der Sonnabendsitzung gar keine Zweifel haben kann. Der Kronprinz, welcher mich nach der Beantwortung der Interpellation, während welcher er in der königlichen Loge anwesend war, rufen ließ, war sehr ernst und bewegt. Er habe zweimal gesehen, wie schrecklich der Krieg sei.

Die Lage des Kaisers Napoleon im Innern ist so schlecht, daß er eine Diversion nach außen versuchen muß, um seine Autorität aufzufrischen. Darin stimmen alle hiesigen Nachrichten überein. Er würde gewiß gern warten bis nach der Ausstellung, also bis zum Herbst. Hier wächst aber in allen Kreisen täglich die Ansicht: Kann der Krieg doch nicht vermieden werden, dann lieber heute als morgen.

Wegen der Verfassung sind noch wesentliche Schwierigkeiten da. Spricht man mit Bismarck allein, so ist er ruhig und verständig. Die Nachwirkungen der Krankheit und die furchtbare Verantwortlichkeit, die auf ihm lastet, machen aber sein leidenschaftliches und herrschsüchtiges Naturell so reizbar, daß in voriger Woche mehrere Tage alles am Ende schien und er ganz ernsthaft gegen Vertraute von Auflösung des Reichstages, Appellation an die Zustimmung der Urwähler u. s. w. geredet hat, seiner ganz in Verzweiflung über seine Aufregung geratenen konservativen Garde am Sonnabend auch mal wieder erklärt hat, er gehe gar nicht wieder in den Reichstag, wenn der seinen Worten nicht Folge leiste. Diese Manœvres wirken aber auf uns gar nicht. Er wird, nachdem er Widerstand gefunden, sich zweifelsohne auch zu einer andern Methode bequemen. Charakteristisch für die jetzige Lage ist es auch, daß der Thronfolger, wie er uns selbst sagte, sich am Freitag zu einer Verständigung zwischen Bismarck und uns erboten, zu dem Ende eine Konferenz am Freitag abend mit mir und

---

[1]) Am 1. April richtete Bennigsen im vorherigen Einverständnis mit Bismarck folgende von siebzig Abgeordneten unterstützte und von ihm selber in hinreißender Rede begründete Interpellation an die Regierung: „1. Hat die Königlich preußische Regierung Kenntnis davon erhalten, ob die in täglich verstärktem Maße auftretenden Gerüchte über Verhandlungen zwischen den Regierungen von Frankreich und den Niederlanden wegen Abtretung des Großherzogtums Luxemburg begründet sind? 2. Ist die Königlich preußische Regierung in der Lage, dem Reichstage — in welchem alle Parteien einig zusammenstehen werden in der kräftigsten Unterstützung zur Abwehr eines jeden Versuchs, ein altes deutsches Land von dem Gesamtvaterlande loszureißen — Mitteilung darüber zu machen, daß sie im Verein mit ihren Bundesgenossen entschlossen ist, die Verbindung des Großherzogtums Luxemburg mit dem übrigen Deutschland, insbesondere das preußische Besatzungsrecht in der Festung Luxemburg, auf jede Gefahr dauernd sicherzustellen?"

drei andern Führern der nationalliberalen Partei in seinem Palais gehalten und alle weiteren guten Dienste angeboten hat.[1]) Wird die auswärtige Lage sehr gefährlich, so sind wir Ende nächster Woche mit der Verfassung auf Grund derartiger privater Verständigung fix und fertig. Andernfalls wird es bis Ostern dauern, höchstens bis vierzehn Tage nach Ostern. Im nächsten Briefe erhältst Du darüber bestimmtere Nachricht. Ostern werde ich, wenn Friede bleibt, aber vielleicht doch in den Festtagen nicht kommen können, weil in diesem Fall über Hannover Verhandlungen mit den Reichstagsmitgliedern als Vertrauensmännern zugelegt werden. Mein Papier geht zu Ende und meine Zeit. Ich muß mich schnell ankleiden zu einem Diner bei Prinz Friedrich Karl. Heute ist es der sechste Dinertag in einer Tour. Von Abendgesellschaften nicht zu reden. Bislang geht es mir übrigens gut.

*

Bennigsen an seine Schwester Baronin Luise von Leonhardi.

Berlin, Wilhelmstraße 84, den 7. April 1867.

... Unsre Arbeiten drängen jetzt ihrem Ende zu. Am Dienstag oder Mittwoch wird die erste Beratung fertig sein. Am Mittwoch abend findet bereits die Zusammenkunft der Bundeskommissarien statt. Wenn deren Beschlüsse nicht zu ungünstig ausfallen, kann die zweite Lesung sehr wohl vor Ostern beendigt, und die ganze Verfassung dann mit großer Majorität angenommen sein. Anna schreibt mir auch den drängenden Wunsch der Bennigser, daß wir hier nicht zu lange nach Ostern bleiben möchten. Es ist freilich nicht unwahrscheinlich, daß nach Beendigung der Verfassungsberatungen ein großer Teil der hannoverschen Reichstagsmitglieder hier bleiben wird, wenigstens noch auf mehrere Tage, um wegen Ordnung hannoverscher Verhältnisse mit einem Gutachten gehört zu werden. Leider hat Herr von Münchhausen[2]) durch die Art seines Auftretens die hannoverschen Angelegenheiten in eine sehr schlimme Lage gebracht. Als Demonstration betrachtet, war seine Rede ein Musterstück. Damit ist aber Hannover aber nicht geholfen. Am wenigsten ist das die Aufgabe eines Mannes in der Stellung Münchhausens. Die Erbitterung, welche er am Hofe und bei Bismarck hervorgerufen hat, hat für Wochen alle unsre Bemühungen zugunsten Hannovers hintertrieben und ihm alle Türen für immer verschlossen. Vorgebracht mußten die Uebelstände in Hannover werden, auch öffentlich, aber doch in einer Weise, die den Zweck, die Besserung dieser Uebelstände, nicht vereitelte.

---

[1]) Ueber die Besprechung des Kronprinzen mit Bismarck, Forckenbeck, Twesten und Braun am 27. März siehe die Mitteilungen aus Forckenbecks Papieren von M. Philippson, „Deutsche Revue“, Oktober 1898, S. 12 f.

[2]) Der Abgeordnete Freiherr von Münchhausen, früher hannoverscher Minister, hatte am 11. März in heftiger Rede darüber geklagt, daß die preußische Regierung während des sogenannten Uebergangsjahres in Hannover gegen die welfischen Unruhstifter mit absoluter Gesetzlosigkeit regiere. Bennigsen hatte sich zu diesem Angriff am 12. März geäußert.

Du hast vielleicht schon gehört, daß sich wegen der ganzen Stellung von Darmstadt in allernächster Zeit eine sehr glückliche Wendung vorbereitet, welche dem entspricht, was Ihr bereits im vorigen Sommer für das allein Richtige hieltet. Sapienti sat, würde der Lateiner sagen.

Die Kriegsgefahr ist keineswegs vorüber. Es werden merkwürdige Anstrengungen von hier gemacht, Frankreich gänzlich zu isolieren. Ein schönes Zeugnis für die Entente cordiale zwischen England und Frankreich bleibt es bei dem jetzigen Intrigenspiel, daß England in Paris zum Kriege hetzt in der angenehmen Hoffnung, die Franzosen würden gründlich geschlagen werden und die unbehagliche Entente damit ihr Ende erreicht haben ...

*

Bennigsen an seine Frau.

Berlin, 8. April 1867.

... Unsre Beratungen werden vor Ostern fertig. So verkündet eben der Präsident seinen Plan wegen der Sitzungen. Morgen zwei Sitzungen, Mittwoch eine, dann drei Tage Pause wegen der Beratungen der Bundeskommissionen über die verkündete erste Beratung des Entwurfs. Am Montag, Dienstag, Mittwoch nächster Woche die zweite Lesung, nötigenfalls mit Abendsitzungen. Behält dann die Regierung uns nicht wegen der Beratung hannoverscher Angelegenheiten hier, so kann ich am Donnerstag oder Freitag nach Hause reisen.

Nach aller Wahrscheinlichkeit haben wir im Mai Krieg mit Frankreich, welches Luxemburg nicht aufgeben will.[1])

*

---

[1]) In dem Moment, wo die Luxemburger Frage wirklich zum Kriege führen zu sollen schien, glaubte man im engsten Kreise des nun fast ganz zusammengeschmolzenen Nationalvereins doch noch unmittelbar eingreifen zu sollen, wie aus den folgenden Schreiben A. L. von Rochaus an Bennigsen hervorgeht:

Heidelberg, 2. April 1867.

Nagel und ich sind der Meinung, daß von seiten des Nationalvereins unmittelbar in die Luxemburger Sache eingegriffen werden sollte. Wie, wenn wir Metz hinschickten? Er ist der rechte Mann und eine Sendung dieser Art das rechte Mittel. Sind Sie einverstanden, so schreiben Sie wohl zwei Worte an Nagel und womöglich auch an Metz. Mit bestem Glückwunsch zu Ihrer Interpellation und dem Erfolg ...

Heidelberg, 4. April 1867.

Wir sind im Begriff, die Luxemburger Sache zum Gegenstand einer Volksbewegung in Süddeutschland zu machen, die möglicherweise von tiefgreifender Wirkung sein kann. Aber auch im Norden ist es hohe Zeit. die Massen in Anspruch zu nehmen. Bitte, tun Sie, was sich zu diesem Zwecke tun läßt. Im übrigen empfehle ich Ihnen nochmals den Vorschlag von gestern.

Weinheim, 7. April 1867.

In Betracht der Dringlichkeit der Umstände haben wir Unterzeichnete uns heute zu dem Beschlusse vereinigt, Metz mit einer Sendung nach Luxemburg mit selbstverständlichen

Berlin, 10. April 1867.

Der heutige Tag soll doch nicht vorübergehen, ohne daß ich Dir, mein liebes, hübsches Frauchen, mit einem herzlichen Glückwunsch zu Deinem Geburtstage einige Zeilen von hier sende. Viel Zeit ist mir allerdings nicht eingeräumt. Nachdem wir heute gegen halb zwei Uhr die Vorberatung des Verfassungsentwurfs beendigt hatten, habe ich mit den Herren von Forckenbeck und von Unruh zusammen eine dreistündige Konferenz mit dem Grafen Bismarck gehabt;[1]) um vor der Beratung der Regierungsbevollmächtigten, die heute abend beginnt, eine Verständigung über die endlichen Beschlüsse zur Verfassung zu versuchen. Am Abend soll ich heute noch zu einer Gesellschaft bei Herrn von Vincke-Olbendorf. Es ist mir nach dem gemeinschaftlichen Mittagessen mit Unruh und Forckenbeck nur noch eine kurze Zeit (geblieben), die ich zu diesen Worten benutze.

In der Hauptsache ist eine Verständigung über die Grundsätze mit Bismarck zustande gekommen, welche aber nicht in allen Punkten Deinen Beifall haben wird. Am Freitag abend soll noch eine zweite Unterredung mit denselben Personen stattfinden. Wir werden dann am Montag die zweite Beratung beginnen, am Dienstag oder Mittwoch schließen, und wenn ich noch auf einen Tag nach Frankfurt a. O. fahre, so kann ich jedenfalls Ende der Woche zu Hause sein. Darnach sehne ich mich allerdings. Wir sind hier von der Ueberanstrengung, geistiger und körperlicher, alle mehr oder weniger kaput und bedürfen einiger Erholung.

In der letzten halben Stunde hat uns Bismarck noch eine Auseinandersetzung über seine auswärtige Politik gegeben, die höchst merkwürdig war, aber zu weitläufig zu schreiben. Uebrigens sagte er ausdrücklich: „Nach menschlicher Voraussetzung haben wir noch in diesem Jahre einen Krieg mit Frankreich." Er hat die Franzosen in einer ganz fabelhaften Weise hinters Licht geführt. Napoleon, früher in den Augen der Welt sein eigentlicher Lehrmeister, ist wie der dümmste Junge von ihm genarrt. Die Diplomatie ist eins der verlogensten Geschäfte, aber wenn sie im deutschen Interesse in einer so großartigen Weise der Täuschung und Energie getrieben ist, wie durch Bismarck, kann man ihr eine gewisse Bewunderung nicht versagen. — — —

*

Berlin, 12. April 1867.

... Ob wir mit Bismarck, welcher beim Könige in den Militärsachen dazu noch große Schwierigkeiten hat, heute abend ins reine kommen, ist leider noch sehr ungewiß. Der Kronprinz, welcher mich — und die Herren Unruh, Forckenbeck und Twesten — gestern abend (beiläufig nach einem sehr opulenten Diner

---

Zwecken zu beauftragen und diesen Beschluß zur Ausführung zu bringen, wenn Sie nicht bis morgen abend 10 Uhr telegraphische Einsprache erheben. Die etwaige Einsprache wäre natürlich an Metz zu richten.

Freundschaftlichst

A. L. Rochau. A. Nagel. Metz.

[1]) Vgl. Forckenbecks Mitteilungen, „Deutsche Revue", Oktober 1898, S. 13/14.

beim Grafen Henckel-Donnersmarck) stundenlang in seinem Palais hatte, hat nicht Einfluß genug, weder auf den König noch auf Bismarck. Mit dem Kronprinzen würden wir uns seit Wochen ohne Mühe verständigt haben. — Gerüstet wird hier außerordentlich!

*

Berlin, am Karfreitag (19. April), 1867.

Ich bitte Dich, mir den kleinen Wagen am Sonntag nachmittag nach dem Bahnhof in Hannover zu schicken. Ich fahre am Sonntag früh von hier ab; die Reise nach Frankfurt habe ich dieses Mal aufgeben müssen. Ich wäre sonst Ostern noch nicht zu Hause gewesen und habe doch große Sehnsucht, in Ruhe einige Zeit in der Familie zuzubringen nach aller Unruhe und Aufregung und der großen Verantwortlichkeit, welche durch ein eigentümliches Zusammentreffen von Umständen in den letzten Tagen des Reichstages auf mir lastete.

Ich hätte schon gestern abreisen oder nach Frankfurt fahren können, wie ich beabsichtigte, wäre nicht die Zurückkunft des Geheimrats von Wolff verzögert, welcher Hannover wegen der neuen Organisation der Verwaltung einige Wochen bereist hat. Der Minister, Graf Eulenburg, hatte mich nämlich ersucht, dem ersten Vortrage dieses Herrn beizuwohnen (welcher morgen früh endlich stattfindet),[1]) und das ist doch möglicherweise für die Provinz Hannover und deren Einrichtungen von Nutzen. Wegen einer Anstellung meiner Person im preußischen Staatsdienst, von der auch in hiesiger Stadt gesprochen ist, kannst Du Dich übrigens ganz beruhigen, und Deine Besorgnisse sind darüber unbegründet. Ich selbst weiß davon gar nichts.

Ich habe eine herzliche Freude, endlich zu Dir und den Kindern zurückzukehren. Zwei Monate sind wir in unsrer zwölfjährigen Ehe ja noch gar nicht getrennt gewesen. Aber noch größer ist meine Freude, an dem hiesigen Werk einen erheblichen Anteil gehabt zu haben. Erst spätere Zeiten werden unbefangener darüber urteilen. Es ist der größte Fortschritt hier definitiv begründet, den Deutschland seit der Reformationszeit gemacht hat, und jeder, welcher dazu mitgewirkt hat, wird noch einmal stolz darauf sein können.

---

[1]) Die betreffende Aufforderung findet sich in den Papieren Bennigsens.

Berlin, Freitag 19. April.

Der Geheime Regierungsrat von Wolff ist gestern abend aus Hannover zurückgekehrt. Ich habe ihn auf morgen vormittag um 11 Uhr zum Vortrage zu mir bestellt. Eurer Hochwohlgeboren stelle ich ergebenst anheim, diesem Vortrage beizuwohnen, und bin mit vorzüglicher Hochachtung Eurer Hochwohlgeboren ganz ergebenster

Eulenburg.

Preußen und England vor hundert Jahren

Von
R. Krauel, Kaiserlichem Gesandten a. D.

Unter den vielen hundertjährigen Gedenktagen, die uns das laufende Jahr ins Gedächtnis zurückruft, ist kaum einer so in Vergessenheit geraten als der 11. Juni 1806, an welchem die öffentliche Kriegserklärung Englands gegen Preußen erfolgte. Ein seltsames Schauspiel bot sich an diesem Tage den Bewohnern Londons. Vor dem St. James-Palast, der seit den Zeiten Wilhelms III. den englischen Königen als ständiger Wohnsitz diente, erschien, angetan mit mittelalterlichem Pomp und umgeben von Reitern der königlichen Leibgarde, ein Herold unter dem schmetternden Klang der Pauken und Trompeten und verlas eine Proklamation, worin Georg III. seinen getreuen Untertanen den Eintritt des Kriegszustandes gegenüber Preußen feierlich verkündete. Nach altem Herkommen pflegte während der Verlesung der Kriegsproklamation der König selbst an einem offenen Fenster des Schlosses zu erscheinen, das Haupt bedeckt, in der Hand den entblößten Degen, der bis zur Beendigung der Feindseligkeiten aus der Scheide blieb und in einer Kirche aufbewahrt wurde. Bei den zahlreichen Kämpfen, die England um die Wende des achtzehnten Jahrhunderts zu führen hatte, war diese Zeremonie vor dem St. James-Palast keine seltene Erscheinung mehr, aber es war das erstemal und ist bis heute das letztemal in der Geschichte der deutsch-englischen Beziehungen geblieben, daß es zu einer Kriegserklärung zwischen dem britischen Reiche und der deutschen Großmacht kam.

Die näheren Umstände, die den Ausbruch jener Krisis herbeiführten und begleiteten, haben gegenüber den sonstigen Ereignissen des für Preußen und Deutschland so verhängnisvollen Jahres 1806 bei uns noch nicht die gebührende Beachtung gefunden und pflegen auch in der englischen Geschichtsschreibung über jene Zeit meist nur kursorisch behandelt zu werden. Und doch bieten sowohl die diplomatischen Erörterungen, die dem Abbruch der Beziehungen vorausgingen, als auch die Haltung beider Mächte während des Kriegszustandes vieles, das von politischen und völkerrechtlichen Gesichtspunkten aus noch heute interessiert und im Zusammenhange erzählt zu werden verdient. Freilich hat die ganze Episode für das deutsche Empfinden etwas Peinliches. Preußen war nicht nur formell im Unrecht, sondern bewies auch in allen Stadien der Verhandlungen jenen Mangel an Energie und Würde, der für seine auswärtige Politik in der damaligen Zeit so charakteristisch ist. Historisch betrachtet, liefert dieser preußisch-englische Zwischenfall einen nicht unwichtigen Beitrag zur Geschichte der Katastrophe von 1806. Die nachfolgende Darstellung stützt sich, abgesehen von den bekannten Quellen, im wesentlichen auf die bisher unveröffentlichte Korrespondenz zwischen der preußischen Gesandtschaft in London und dem preußischen Ministerium der auswärtigen Angelegenheiten aus den Jahren 1801 bis 1806, sowie auf

Privatbriefe des Gesandten von Jakobi-Klöst an die leitenden Staatsmänner in Preußen.

I

Die nächste Ursache der Zwistigkeiten zwischen Preußen und England lag in den Verhältnissen des Kurfürstentums Hannover, das sich bekanntlich seit 1714 in einer Personalunion mit dem britischen Reiche befand. Der König von Großbritannien und Irland war zugleich Kurfürst von Hannover und des Heiligen Römischen Reichs Erzschatzmeister. Außer dieser dynastischen Verbindung gab es keine gemeinschaftlichen Einrichtungen zwischen den beiden Ländern; Verfassung, Verwaltung, Finanzen, Militärwesen, diplomatische Vertretung waren streng getrennt. Auch auf dem Gebiete der auswärtigen Politik wurde eine Gemeinsamkeit der Interessen oder das Vorhandensein einer Bundesgenossenschaft rechtlich nicht anerkannt. Hannover brauchte sich nicht an den Kriegen zu beteiligen, in die England verwickelt war, und England hatte sich nicht um die politische Haltung Hannovers in den deutschen Angelegenheiten zu kümmern. So konnte es kommen, daß beispielsweise im bayrischen Erbfolgekriege Hannover sich Preußen anschloß und später dem deutschen Fürstenbunde beitrat, während England mit seinen Sympathien auf österreichischer Seite stand und ein Anwachsen der preußischen Macht, wie es der Fürstenbund zu versprechen schien, mit Mißtrauen beobachtete. Aber gerade bei auswärtigen Streitigkeiten war es in manchen Fällen doch unmöglich, die rechtliche Trennung, die zwischen der englischen und hannoverschen Regierung bestand, streng durchzuführen und ihr die Anerkennung der fremden Mächte zu sichern. Hier zeigte sich der persönliche Einfluß des gemeinsamen Herrschers oft stärker als die verfassungsmäßigen Schranken. England mußte für die Interessen Hannovers auf dem europäischen Kontinent eintreten, was dann zur Folge hatte, daß bei Kriegen der Kontinentalmächte mit England auch die deutschen Erblande seines Königs mit einer feindlichen Invasion bedroht wurden. Namentlich von Frankreich, dem stärksten und gefährlichsten Gegner des britischen Reiches, war nie mit Sicherheit zu erwarten, daß seine Heere an den Grenzen Hannovers Halt machen würden. Zwar hatte die französische Regierung bei ihrer Beteiligung an dem Unabhängigkeitskampfe der amerikanischen Kolonien gegen England die Neutralität des Kurfürstentums respektiert und auch 1795 bei dem Abschluß des Baseler Friedens mit Rücksicht auf die Verwendung Preußens noch zugegeben, daß die hannoverschen Lande, obgleich England den Krieg fortsetzte, in die für Norddeutschland verabredete Neutralitätszone eingeschlossen würden. König Georg hatte nach anfänglichem Sträuben in seiner Eigenschaft als Kurfürst bei dem Baseler Frieden „akquiesziert“. Aber schon in den nächsten Jahren beschäftigte das französische Direktorium sich wiederholt mit dem Gedanken eines Einfalles in Hannover, um für den Verlust der französischen Kolonien ein Kompensationsobjekt zu erhalten. Die Ausführung dieses Planes war an dem Widerstand der preußischen Regierung gescheitert. Im Jahre 1801 sah sich jedoch Preußen selbst, als es wegen seines Beitritts zu dem gegen die englischen Uebergriffe zur See gerichteten Bunde der

nordischen Seemächte, der sogenannten bewaffneten Neutralität, in Differenzen mit England geraten war, zu einer militärischen Okkupation Hannovers veranlaßt. Diese Maßregel erfolgte auf Andringen des Zaren Paul I., teils um sich in den Besitz eines Pfandes zu setzen, falls die englische Regierung feindliche Verfügungen gegen die preußische Schiffahrt erlassen sollte, teils, und zwar hauptsächlich, um dem sonst drohenden Einmarsche französischer oder russischer Truppen in das Kurfürstentum zuvorzukommen. England erhob damals gegen das preußische Vorgehen nicht nur keinen Einspruch, sondern ignorierte dasselbe absichtlich. Das dortige Ministerium stellte sich auf den verfassungsmäßigen Standpunkt, daß Rücksichten auf die kontinentalen Besitzungen des englischen Königs die Haltung der englischen Politik nicht beeinflussen dürften. Georg III. selbst, den seine kurzsichtigen hannoverschen Ratgeber wegen angeblicher preußischer Annexionsabsichten mißtrauisch zu machen versucht hatten, war verständig genug, einzusehen, daß die preußische Besetzung Hannovers einer französischen oder russischen vorzuziehen sei. Er bemühte sich nur, als nach dem Tode Pauls I. die guten Beziehungen zwischen Rußland und England wiederhergestellt waren und auch mit Frankreich Friedensverhandlungen schwebten, auf eine beschleunigte Räumung Hannovers seitens der preußischen Okkupationstruppen hinzuwirken. In dieser Absicht richtete der hannoversche Staats- und Kabinettsminister in London, Herr von Lenthe, im Juni 1801 an den dortigen preußischen Gesandten, Freiherrn von Jakobi-Klöst, eine Note, deren heftige Ausdrücke gemildert werden mußten, ehe sie angenommen wurde. Gleichzeitig verlangte auch das hannoversche Ministerium selbst die Zurückziehung der preußischen Besatzung. Preußen weigerte sich jedoch, mit der hannoverschen Regierung über die Räumung zu verhandeln, da die Okkupation des Landes aus Anlaß der mit England entstandenen Differenzen erfolgt sei. Es nahm also den entgegengesetzten Standpunkt ein wie die englische Regierung, welche die Besetzung für eine rein hannoversche, England nicht berührende Angelegenheit erklärt hatte. Die Versuchung, Hannover zu annektieren, ist schon damals an Preußen herangetreten. Sowohl von russischer als von französischer Seite wurde bei den Verhandlungen über die Entschädigungen Preußens für seine Abtretungen am linken Rheinufer der Erwerb Hannovers als des geeignetsten Kompensationsobjektes in Vorschlag gebracht, während Preußen selbst die fränkischen Bistümer Bamberg und Würzburg verlangt hatte. Die preußische Regierung, die sich unter der schwächlichen Leitung der auswärtigen Angelegenheiten durch den Minister Haugwitz nie zu einem deutlichen Ja oder Nein entschließen konnte, lehnte den Vorschlag nicht ab, bezeichnete vielmehr den Besitz Hannovers als äußerst nützlich und wertvoll für die preußischen Interessen, verlangte aber, daß zunächst Rußland und Frankreich darüber mit dem Londoner Kabinett verhandeln sollten. Hierzu kam es nicht, da Rußland nach der Thronbesteigung Alexanders I. sofort wieder in ein freundschaftliches Verhältnis zu England trat und der Erste französische Konsul viel zu einsichtig war, um den Erfolg seiner mit England angeknüpften Friedensverhandlungen durch aussichtslose Forderungen für die Interessen einer fremden

Macht zu kompromittieren. Als die Friedensverhandlungen sich in die Länge zogen, ließ Bonaparte im August 1801, um auf England einen Druck auszuüben, in Berlin vorschlagen, daß die preußischen Truppen Hannover räumten und durch französische ersetzt würden, wogegen die Bistümer Bamberg und Würzburg von Preußen in Besitz genommen werden sollten. Dieser Vorschlag, der Preußen zumutete, sich mit England und Rußland zu verfeinden und Norddeutschland einem französischen Heere zu öffnen, erfuhr eine höfliche, aber feste Zurückweisung, was auch an England mitgeteilt wurde und dort einen günstigen Eindruck machte. Selbst die hannoversche Umgebung König Georgs begann jetzt einzusehen, daß nur die fortdauernde preußische Okkupation das Kurfürstentum vor einem Angriff durch Frankreich schützte. Sobald dann am 1. Oktober 1801 die Unterzeichnung der Friedenspräliminarien zwischen Frankreich und England in London erfolgt und in Berlin notifiziert war, erging von dort der Befehl zur Räumung Hannovers.

Diese erste Okkupation, die annähernd sieben Monate gedauert hatte, ließ die Gefahren der Doppelstellung Hannovers in seinen Beziehungen zu Deutschland und Großbritannien deutlich hervortreten. Preußen gab das Beispiel, daß bei Streitigkeiten mit England die Besetzung des neutralen deutschen Kurfürstentums Hannover ein zulässiges Zwangs- und Pressionsmittel sei. Frankreich nahm von diesem Präzendenzfall Akt und erklärte seine Absicht, sich im Kampfe gegen England des gleichen Mittels bedienen zu wollen. Die englische Regierung stellte sich Preußen gegenüber auf den Standpunkt, daß Gewaltmaßregeln gegen Hannover an sich noch keine Feindseligkeiten gegen England enthielten und daß England zur Verteidigung der festländischen Besitzungen seines Königs nicht verpflichtet wäre. Im hannoverschen Ministerium endlich und auch in einem großen Teil der hannoverschen Bevölkerung war von der preußischen Okkupation das Mißtrauen zurückgeblieben, daß der mächtige Nachbarstaat nur auf eine günstigere Gelegenheit warte, um das Kurfürstentum endgültig in seine Gewalt zu bringen.

Diese verschiedenen Momente muß man sich vergegenwärtigen, um die Vorgänge zu verstehen, die sich bei der zweiten Okkupation Hannovers abspielten. Es waren diesmal nicht preußische, sondern französische Truppen, die in das Kurfürstentum einrückten. Als im Frühjahr 1803 nach kurzer Friedenspause ein neuer Kampf zwischen Frankreich und England auszubrechen drohte, ließ Bonaparte in Berlin ankündigen, daß er für den Kriegsfall eine sofortige Besetzung Hannovers beabsichtige und die hierfür erforderlichen militärischen Vorbereitungen bereits getroffen habe. Preußen erhob hiergegen zunächst nur schwächliche Vorstellungen, Friedrich Wilhelm III. konnte sich, obgleich die Sicherheit seines Staates und des ganzen neutralen Norddeutschland augenscheinlich auf dem Spiele stand, nicht entschließen, mit militärischen Gegenmaßregeln zu antworten und dem drohenden Einmarsch der Franzosen durch eine Okkupation Hannovers mit preußischen Truppen zuvorzukommen, wie es 1801 geschehen war. Man versuchte durch diplomatische Verhandlungen in London,

Paris und Petersburg die Krisis zu beschwören. Der Gesandte Jakobi wurde angewiesen, von der englischen Regierung im Fall des Kriegsausbruches für die preußische und die hanseatische Flagge die Anerkennung der Grundsätze der bewaffneten Neutralität von 1781 zu verlangen, wobei es sich namentlich um die ungehinderte Beförderung feindlicher Güter auf den neutralen Schiffen und um die Voraussetzungen einer rechtsgültigen Blockade handelte. Im Fall einer Weigerung Englands sollte der Gesandte erklären, daß der König von Preußen dann genötigt sein würde, als erster Hannover zu okkupieren, um sich so die erforderliche Garantie für die Sicherheit des Handels seiner Untertanen zu verschaffen. Indessen eine derartige Drohung machte auch diesmal nicht den geringsten Eindruck auf die englischen Minister. Die verlangte Anerkennung der von England stets bekämpften Neutralitätsprinzipien von 1781 war, wie sich jeder verständige Politiker sagen mußte, eine Unmöglichkeit, sie wurde sofort und kategorisch abgelehnt. Als Jakobi, der dies vorausgesehen hatte, auf die dann eintretende Eventualität der preußischen Okkupation Hannovers hindeutete, erwiderte der Minister Hawkesbury zunächst nichts, sondern zuckte nur mitleidig die Achseln. Endlich bemerkte er: „Hannover würde im Fall einer Invasion sehr zu beklagen sein, aber England kann nichts dabei tun. Hannover ist nicht England. Die britische Regierung wird keine Notiz davon nehmen, soweit es sich um die Richtung ihrer politischen Maßnahmen handelt.“

Wenn die preußische Regierung nach einem Vorwand suchte, Hannover noch vor den Franzosen zu okkupieren, so würde ihr diese Abweisung ihrer Vorschläge seitens Englands die beste Gelegenheit hierzu geboten haben. Allein sie beschränkte sich auf unfruchtbare Klagen über die Verkennung ihrer guten Absichten, über die mangelnde Unterstützung des Petersburger Kabinetts, über die Intrigen der hannoverschen Gesandten. Anstatt klar und deutlich auszusprechen, daß die politischen Gefahren und Uebel einer französischen Besetzung Hannovers in erster Linie Preußen und Deutschland treffen würden und daß es daher zunächst im deutschen Interesse liege, sich dem, wenn nötig, mit den Waffen in der Hand zu widersetzen, bemühte sich Haugwitz, die Dinge an den fremden Höfen so darzustellen, als ob es sich um eine englisch-hannoversche Angelegenheit handle, bei der Preußen nur wegen seiner Schiffahrtsinteressen und seines Wunsches nach Erhaltung des allgemeinen Friedens beteiligt sei. Diese energielose Politik — berichtete damals der französische Gesandte in Berlin seiner Regierung — konnte nirgends Vertrauen oder Achtung erwecken. Der letzte Vorschlag, die drohende Invasion Hannovers durch Geld unter preußischer Vermittlung abzukaufen, wurde von Bonaparte keiner Antwort mehr gewürdigt. Die französischen Truppen rückten, ohne ernstlichen Widerstand zu finden, in das Kurfürstentum ein, zwangen das unvorbereitete und schlecht geführte hannoversche Heer zur Kapitulation und Waffenstreckung und blieben im ungestörten Besitz des Landes. England rührte keine Hand zur Verteidigung der deutschen Besitzungen seines Königs, es begnügte sich damit, über die Mündungen der Elbe und Weser eine Blockade zu verhängen, von der nicht der

französische, wohl aber der deutsche Handel empfindlich betroffen wurde. Die schlimmen Rückwirkungen der Okkupation auf die politischen und wirtschaftlichen Verhältnisse Norddeutschlands zeigten sich bald nach allen Seiten. Alle diplomatischen Bemühungen Preußens, den weiteren französischen Uebergriffen zu wehren oder eine Räumung des Landes herbeizuführen, waren erfolglos.

Unter diesen Umständen reifte in Friedrich Wilhelm III. der bisher immer von ihm abgelehnte Plan, Hannover durch einen Gebietsaustausch von dem französischen Eroberer zu erwerben, wozu dieser die Zustimmung des legitimen Herrschers bei dem künftigen Friedensabschluß mit England herbeiführen sollte. Seine politischen und militärischen Ratgeber, vor allem Hardenberg und der Herzog von Braunschweig, teilten die Ansicht, daß bei dem steten Anwachsen und Vordringen der Macht Frankreichs der preußische Staat ohne den Besitz Hannovers weder seine Großmachtstellung behaupten noch sein Neutralitätssystem würde aufrechterhalten können. Die ersten Sondierungen über ein derartiges Tauschprojekt fanden bei dem französischen Kaiser keine günstige Aufnahme, bis das Jahr 1805 eine Wendung brachte. Als Frankreich von einer Koalition Englands, Rußlands und Oesterreichs bedroht wurde, ließ Napoleon in Berlin die sofortige Ueberlassung Hannovers anbieten, wobei er die Verpflichtung übernehmen wollte, die endgültige Abtretung zu einer Bedingung des Friedens mit England zu machen. Als Gegenleistungen wurde das Eingehen Preußens auf die gleichzeitigen französischen Allianzvorschläge und die Verhinderung etwaiger russisch-englischer Landungsversuche in Hannover gefordert. Die Verhandlungen über die französischen Anträge kamen damals nicht zum Abschluß; doch blieb die Erwerbung Hannovers seitdem für die nächste Zeit das Ziel der preußischen Politik. In einem der Geheimartikel des Potsdamer Vertrages vom 3. November 1805, durch den Friedrich Wilhelm III. sich zu einer bewaffneten Vermittlung zwischen Frankreich und den Koalitionsmächten verpflichtete, war, um Preußen sichere Grenzen zu verschaffen, bestimmt, daß der König von England durch die guten Dienste des russischen Kaisers zu einer Abtretung seiner auf dem rechten Weserufer gelegenen hannoverschen Lande gegen entsprechende Entschädigungen bewogen werden sollte. Inzwischen hatten die Franzosen, um den Krieg in Süddeutschland mit größerem Nachdruck führen zu können, Hannover mit Ausnahme der Festung Hameln geräumt, worauf dort zunächst preußische Truppen einrückten, die später durch russische und englische abgelöst wurden. Eine Proklamation König Georgs vom 15. November kündigte den Hannoveranern die Wiederherstellung der rechtmäßigen Landesregierung an. Aber der Sieg Napoleons bei Austerlitz veränderte mit einem Schlage die ganze Sachlage. Von der Ausführung der Potsdamer Konvention konnte keine Rede mehr sein, dagegen sah sich der an den Kaiser abgesandte preußische Unterhändler Graf Haugwitz genötigt, den berüchtigten Schönbrunner Bündnisvertrag mit Frankreich vom 15. Dezember 1805 zu unterzeichnen, nach welchem Preußen gegen Abtretung von Ansbach, Kleve und Neuenburg den Besitz der „Staaten des Königs von England in Deutschland“ erhalten sollte. In Berlin wagte man nicht, diesem

Vertrage die formelle Ratifikation zu verweigern, genehmigte ihn jedoch nur mit einigen wichtigen Aenderungen, worunter die Hannover betreffende dahin ging, daß Preußen das Kurfürstentum zunächst nur militärisch besetzen sollte, die definitive Besitzergreifung jedoch erst nach dem Frieden mit England und gleichzeitig mit den preußischen Gebietsabtretungen an Frankreich zu erfolgen hätte. Das hieß mit andern Worten, Preußen wollte für den Erwerb Hannovers erst die englische Zustimmung gesichert sehen, bevor es die eignen, ihm von Napoleon auferlegten schmerzlichen Opfer an Land und Leuten brachte.

In der gutgläubigen, aber leichtsinnigen Voraussetzung, daß der französische Kaiser diese und die andern Modifikationen des Schönbrunner Vertrages annehmen werde, tat Preußen jetzt ungesäumt die erforderlichen Schritte, um Hannover militärisch zu besetzen und die Verwaltung des Landes zu übernehmen. Eine vom 27. Januar 1806 datierte, von Hardenberg gegengezeichnete Proklamation Friedrich Wilhelms III. verkündete die zeitweilige Besitzergreifung des Kurfürstentums und forderte alle Landesbehörden und Einwohner auf, sich „den Anordnungen des von Preußen eingesetzten Administrationskommissars unweigerlich zu unterwerfen", mit gänzlicher Ausschließung alles auswärtigen Nexus, wie es mit Hindeutung auf die bisherige Regierung des englischen Königs hieß. Dem hannoverschen Ministerium wurde mitgeteilt, daß infolge einer mit dem Kaiser Napoleon getroffenen, bereits ratifizierten Uebereinkunft die deutschen Lande Seiner Königlich Großbritannischen Majestät bis zur Bestimmung ihres Schicksals bei dem allgemeinen Frieden dem Könige von Preußen „zur Verwahrung durch seine Truppen allein und zur Administration" übergeben seien. Graf Münster, der seit Anfang Dezember 1805 die Regierung Hannovers im Namen Georgs III. geführt hatte, erhob formellen Protest, kehrte aber am 9. Februar nach England zurück, nachdem er in einer öffentlichen Bekanntmachung die Bevölkerung aufgefordert hatte, sich in der vorliegenden Zwangslage jeder Widersetzlichkeit gegen die angekündigte preußische Okkupation zu enthalten. Gleichzeitig wurden die noch in Hannover stehenden russischen, englisch-hannoverschen und schwedischen Heeresabteilungen zurückgezogen. Am 14. Februar erfolgte der Einmarsch der preußischen Truppen, und die eingesetzte „Administrationskommission" unter der Leitung des Grafen Schulenburg begann ihre Tätigkeit.

II

Was war inzwischen von preußischer Seite geschehen, um die Zustimmung des rechtmäßigen Herrschers von Hannover, des Königs von England, zu dieser eigenmächtigen Verfügung über seine Erblande zu gewinnen? Die sekreten Artikel des Potsdamer Vertrages über die dem Könige Georg zugemuteten Gebietsabtretungen hatte man anfänglich vor der englischen Regierung geheimzuhalten gesucht. Als Lord Harrowby, der in Berlin über den Beitritt Englands zu dem genannten Vertrage und die Gewährung von Subsidien an Preußen verhandeln sollte, dann doch von dem beabsichtigten Tauschprojekte in Kenntnis gesetzt werden mußte, erklärte er sofort, kein englischer Minister sei befugt, wegen Hannover irgendwelche Vorschläge entgegenzunehmen, dies sei eine Angelegenheit, die nur

den Kurfürsten von Hannover und das hannoversche Ministerium anginge. Im übrigen riet er, da er die Gesinnungen seines Herrn kannte, dringend davon ab, den Plan eines solchen Gebietsaustausches weiter zu verfolgen. Auch über die Bestimmungen des Schönbrunner Vertrages erfolgte zunächst keine Mitteilung an die englische Regierung. Erst am 26. Januar 1806, als Haugwitz sich auf dem Wege nach Paris befand, um dort über die von Preußen seiner Ratifikation des Vertrages beigefügten Aenderungen zu verhandeln, erhielt der englische Gesandte Jackson in Berlin eine Note Hardenbergs mit der Nachricht, daß nach den Abmachungen mit Frankreich das hannoversche Land der ausschließlichen Bewachung der preußischen Truppen und der Verwaltung Preußens anvertraut sei bis zu dem künftigen Frieden zwischen England und Frankreich. Gleichzeitig wurde der preußische Gesandte in London, Baron Jakobi, beauftragt, der englischen Regierung die vorläufige Besitzergreifung Hannovers durch Preußen zu notifizieren.

Auf diese Mitteilung erfolgte zunächst keine Antwort. Fox, der Staatssekretär der auswärtigen Angelegenheiten, und die andern Minister schienen an dem System festhalten zu wollen, daß die Schicksale Hannovers England nicht direkt berührten und nicht den Gegenstand von diplomatischen Erklärungen zwischen der preußischen und der englischen Regierung bilden könnten. So sehr Fox die Annahme Hannovers aus den Händen Napoleons verurteilen und die schwächliche Haltung des Berliner Kabinetts vor und nach dem Vertrage von Schönbrunn tadeln und bedauern mochte, dem preußischen Vertreter gegenüber vermied er es vorläufig, diese Angelegenheiten amtlich zu berühren. Um so lauter äußerte sich der Unwille des Königs und der Prinzen des königlichen Hauses. Georg III. selbst pflegte freilich als konstitutioneller Herrscher mit fremden Gesandten nicht über Geschäfte zu sprechen, aber sein Sohn, der Herzog von York, erging sich Jakobi gegenüber in sehr scharfen Ausdrücken über die preußische Okkupation Hannovers, und der Prinz von Wales erklärte es für die größte seinem Vater angetane Schmach, ihm seine Stammlande zu nehmen. Als der Gesandte über diese Stimmung im englischen Königshause nach Berlin berichtet hatte, erhielt er unter dem 4. März einen Erlaß, in dem sich folgende Worte finden:[1] „Ohne Zweifel habe ich mich heftig gegen den Gedanken gesträubt, mir die deutschen Besitzungen des Königs von England anzueignen ... Aber bin ich Herr der Verhältnisse? ... Wenn es nicht mehr möglich ist, Seiner Britischen Majestät den hannoverschen Staat zu erhalten, so darf ich nicht dulden, daß er in die Hände eines andern fällt, namentlich nicht, wovon die Rede gewesen ist, in die eines französischen Prinzen ...[2]) Mein Hauptziel ist zu verhindern, daß die

[1]) Man muß sich erinnern, daß zu jener Zeit alle wichtigeren politischen Erlasse an die preußischen Gesandten im Auslande im Namen des Königs ausgefertigt und von diesem unterzeichnet wurden. Die ganze Korrespondenz mit den auswärtigen Missionen fand in französischer Sprache statt.

[2]) Napoleon hatte die Absicht ausgesprochen, Hannover eventuell an den zum kaiserlichen Prinzen ernannten Marschall Murat zu geben.

Franzosen zurückkehren, sich auch der Hansestädte bemächtigen und über die Ostsee im ganzen Norden ausdehnen ... Nur die dringendste Notwendigkeit hat mich zu dem gefaßten Entschluß bestimmen können, unter dem mein Herz mehr leidet, als ich ausdrücken kann (dont mon cœur souffre au delà de toute expression) ...“

In dem Augenblick, wo diese Sätze geschrieben wurden, hatte sich Friedrich Wilhelm III. bereits einer neuen und größeren Demütigung unterwerfen müssen. Napoleon hatte die von preußischer Seite bei Ratifikation des Schönbrunner Vertrages gemachten Vorbehalte nicht nur zurückgewiesen, sondern infolgedessen den Vertrag selbst für hinfällig erklärt und den Grafen Haugwitz unter Drohungen zur Unterzeichnung einer neuen Uebereinkunft vom 15. Februar 1806 genötigt, worin die Preußen auferlegten Lasten und Verpflichtungen noch wesentlich gesteigert waren. Die sofortige, nicht erst von dem Frieden mit England abhängige Besitzergreifung Hannovers gegen Abtretung der genannten preußischen Gebiete war aufrechterhalten und in Artikel 4 eine neue Bestimmung hinzugefügt, durch die sich Preußen zu Absperrungsmaßregeln gegen die Schiffahrt und den Handel der Engländer verpflichtete. Dieser Artikel, der den Bruch mit England herbeiführte, hatte folgenden Wortlaut: „Seine Majestät der König von Preußen verpflichtet sich, in seinen neuen und alten Besitzungen der Schiffahrt und dem Handel der Engländer, die an der Nordsee (mer d'Allemagne) gelegenen Häfen und die in dieses Meer sich ergießenden Flüsse und Flußmündungen sowie den Hafen von Lübeck in gleicher Weise zu verschließen, wie dies die französischen Truppen während der Besetzung des Kurfürstentums Hannover getan haben.“

Haugwitz selbst verhehlte sich nicht, daß nach Ausführung dieser Bestimmung die Engländer von neuem die Elbe- und Wesermündung blockieren und vielleicht feindselige Maßregeln gegen die Schiffe und den Handel Preußens ergreifen würden, aber — so fügte er in seiner Denkschrift über den Pariser Vertrag mit unglaublicher Leichtfertigkeit hinzu — „würde unser Handel weniger leiden, wenn die Franzosen sich wieder in den hannoverschen Landen festsetzen?“ Etwas ernster erwog man doch in Berlin die politischen Gefahren einer Annahme dieses Artikels, der nach der klaren Absicht Napoleons nur den Zweck haben konnte, Preußen mit England gründlich zu verfeinden. Schließlich aber tröstete man sich auch in der Konferenz, die unter dem Vorsitz des Königs zur Beratung über den neuen Vertrag zusammentrat, mit der Hoffnung, daß England, da es ein großes Interesse an dem Absatz seiner Waren auf dem Kontinent habe, „sich wohl zweimal besinnen würde, ehe es mit Preußen bräche“. Am 26. Februar brachte ein Kurier die preußische Ratifikation des Vertrages nach Paris zurück, wo die Auswechslung am 8. März stattfand. Fünf Tage später sollte von beiden Seiten gleichzeitig die Besitzergreifung der neuerworbenen Länder erfolgen.

Von dieser neuen Wendung der Dinge erhielt nun der Gesandte Jakobi in

London nicht die geringste Kenntnis, wie es doch erforderlich gewesen wäre, um ihn auf die Wahrscheinlichkeit einer Aenderung in den Beziehungen zwischen Preußen und England vorzubereiten. Dagegen scheint die englische Regierung, obgleich die näheren Bestimmungen des Pariser Vertrages streng geheimgehalten wurden, doch über dessen wesentlichen Inhalt ziemlich genau informiert worden zu sein. Denn plötzlich änderte Fox sein Benehmen gegenüber dem preußischen Gesandten und brachte nun selbst das bisher geflissentlich vermiedene Thema der preußischen Besitzergreifung Hannovers zur Sprache. Nach Berichten Jakobis vom 11. und 14. März äußerte der Minister, der abwechselnd einen ironischen und ernsthaften Ton annahm, folgendes: „Wenn der König von Preußen Ansbach abgetreten hat, um den Frieden zu erhalten, so würde das sehr großmütig sein. Wir würden dem Beifall spenden, aber, wenn man uns sagen wollte: ich habe Ansbach abtreten müssen und muß mich deshalb durch Hannover entschädigen, so würde ich die Folgerung nicht einsehen. Wenn Preußen mit der einen Hand Abtretungen macht und mit der andern fremdes Gut sich aneignet, wird das den Beifall Europas nicht finden. Preußen bedarf des Ansehens und der Achtung unter den europäischen Mächten. Es wird beides verscherzen, wenn es sich an dem Gut eines dritten vergreift. Die Achtung und das nationale Ansehen eines Staates in den Augen seiner Nachbarn sind unendlich wertvoller als eine Provinz ... Noch eine Bemerkung: Wenn Preußen bei diesem Anlaß dem Gesetz Bonapartes nachgibt, kann es glauben, daß es das letzte Opfer sein wird, das man ihm abverlangt? Wird Bonaparte je in seinen Ansprüchen innehalten?“

In seinem Berichte gesteht der Gesandte sein inneres Einverständnis mit diesen Bemerkungen von Fox, wenn er sie auch natürlich pflichtschuldigst bekämpfte. Er fügt hinzu, daß es gegenwärtig verlorene Mühe sein würde, die Maßregeln Preußens in London rechtfertigen zu wollen. Bereits in den nächsten Tagen ging Fox einen Schritt weiter und übergab Jakobi jetzt auch eine schriftliche Erwiderung auf die vor mehreren Wochen erfolgte Notifikation von der vorläufigen Besetzung Hannovers. Der Minister äußerte dabei mündlich, es sei das erstemal, daß der König von England als solcher von Hannover spreche und so von der Regel abweiche, daß der Kurfürst von Hannover für Eröffnungen, die seine Interessen angingen, sich nicht der Vermittlung eines englischen Ministers bediene. In der Antwortnote selbst war gesagt, daß Seine Majestät große Besorgnis empfinde über die Art und Weise, in der von dem Kurfürstentum Hannover Besitz genommen sei, aber mit voller Zuversicht auf die Erklärung des Königs von Preußen vertraue, daß die gegenwärtige Okkupation nur eine zeitweilige sei. Freilich könne er den Wunsch nicht unterdrücken, daß die Erklärung über diesen Punkt feierlicher im Angesichte Europas abgegeben wäre. „Seine Majestät,“ hieß es dann weiter, „wünscht Seinerseits ebenso deutlich zu sein und allen Hoffnungen ein Ende zu machen (wenn solche Hoffnungen wirklich von dem Berliner Hofe gehegt sein sollten), als ob irgendwelche Vorteile eines politischen Abkommens, geschweige denn das Anerbieten eines Austausches oder einer Ent-

schädigung Seine Majestät je bestimmen könnten, das, was er seinen eignen legitimen Rechten sowohl als der musterhaften Treue und Anhänglichkeit seiner hannoverschen Untertanen schuldet, so weit zu vergessen, um der Veräußerung des Kurfürstentums zuzustimmen."

Es kann wohl keinem Zweifel unterliegen, daß Fox, der hier den Wunsch nach einer feierlichen Bekräftigung des nur provisorischen Charakters der Besetzung von Hannover aussprach, einer nach dem Pariser Vertrage zu erwartenden neuen Erklärung Preußens über die definitive Besitzergreifung des Kurfürstentums zuvorkommen wollte, um dann die scheinbaren Widersprüche, in welche die preußische Regierung durch ihre diplomatischen Niederlagen geraten war, desto wirksamer auszubeuten. Der Erfolg zeigte, daß diese Rechnung eine richtige war. Am 27. März machte Hardenberg dem englischen Gesandten in Berlin, Jackson, in Form einer Verbalnote die Mitteilung von der Einverleibung Hannovers in die preußische Monarchie und von der Schließung der preußischen Nordseehäfen und Lübecks gegen die englische Flagge. Die Hauptstellen dieser von dem Kabinettssekretär Lombard redigierten Note lauten: „Frankreich hat das Kurfürstentum Hannover als seine Eroberung betrachtet, und seine Truppen schickten sich an, dorthin zurückzukehren, um darüber nach dem Belieben des Kaisers endgültig zu verfügen, ohne daß Seiner Britischen Majestät irgendein Mittel geblieben wäre, sich dem zu widersetzen. Die unumgängliche Bedingung eines Abkommens, welches die fremden Truppen von dem Lande fernhält und dem Norden die Ruhe sichert, war dessen Besitzergreifung (prise de possession) durch Seine Preußische Majestät und die Schließung der Häfen der Nordsee und von Lübeck[1]) für die britische Flagge, wie dies zur Zeit der Besetzung (occupation) des Landes durch die Franzosen geschehen ist. Seine Majestät selbst hat dafür schmerzliche Opfer gebracht ... Der Vertrag zwischen Preußen und Frankreich rettet wenigstens die Staaten des Nordens (vor den Folgen eines Krieges), und der König wird Ansprüche auf die Dankbarkeit aller erworben haben, wenn sie die Umstände zu beurteilen wissen und alles, was sie seinem Systeme verdanken."

Eine deutlichere Sprache als dieses gewundene diplomatische Aktenstück redete dann das von Haugwitz gegengezeichnete Besitzergreifungspatent vom 1. April, worin angekündigt wurde, daß die wirkliche Besitzergreifung der hannoverschen Lande zu einem dauerhaften Ruhestande der preußischen Untertanen und der angrenzenden Staaten unumgänglich notwendig geworden sei, und daß der König daher mit dem Kaiser der Franzosen eine Konvention abgeschlossen habe, „vermöge welcher gegen die Abtretung dreier unsrer Provinzen und kraft mehrerer gegen-

[1]) Die Worte „und von Lübeck" sind ein Zusatz von Hardenberg in dem Lombardschen Konzept, offenbar mit Rücksicht auf den Wortlaut von Artikel 4 des Pariser Vertrages vom 15. Februar 1806, aber trotzdem an dieser Stelle ein sehr ungeschickter Zusatz, da die Ankündigung der Schließung eines neutralen, außerhalb des preußischen Gebietes liegenden Ostseehafens nicht nur völkerrechtswidrig war, sondern auch zu diplomatischen Weiterungen mit Rußland führte und den preußischen Ostseehandel gefährdete.

seitiger feierlicher Garantien der rechtliche Besitz auf die Seiner Kaiserlichen Majestät durch das Eroberungsrecht zuständigen Staaten des Kurhauses Braunschweig in Deutschland erworben ist." (Schluß folgt)

Heinrich Laube in der Anekdote

Von
Sigmund Schlesinger

Nicht nur Bücher, auch Bücherschreiber haben ihre Schicksale, die sich freilich wohl zumeist aus ihnen selbst herausgestalten, sich aus ihren eignen Versuchsgriffen und Irrungen und endlichen Erkenntnissen herauswirren. So haben auch das Geschick, der Beruf und die Bedeutung Heinrich Laubes, dessen hundertster Geburtstag am 18. September verzeichnet worden ist, ihre endgültige Feststellung erst erfahren, als er bereits die zweite Hälfte der ihm zugemessenen Lebenszeit beschritten hatte. Ein Mann der, wenn das Wort zulässig ist, „praktischen Literatur", einer der Führer jener einstigen „jungdeutschen" Bewegung, die ihre Mission darin ersah, mit der Kunst des Schrifttums aus den Nebelsphären der Romantik und ihrer Scheinwelt in die „Welt der Wirklichkeiten" hinauszustreben, war Laube, der anfängliche Theologe, der rasch aus der Kutte, d. h. aus dem Kandidatenrock gesprungene Schriftsteller und Publizist, der mit diesem verquickte fragwürdige Politiker und Parlamentarier, endlich dahin gelangt, die eigentlichst für ihn bestimmte und nachdauernde Wirklichkeit in der Welt des Scheins, auf dem Theater, anzutreffen und zu erkennen. Der „Theatermann" Laube, allenfalls mit einiger noch lebensfähiger Hinterlassenschaft des Dramatikers Laube — das ist, was bei dieser Säkularerinnerung, zweiundzwanzig Jahre nach seinem Tode, für das Gedächtnis des deutschen Publikums geblieben ist, auch für das Herzensgedächtnis des Volkes, in das er sich eingeschrieben, als er die „Karlsschüler" und damit zuerst die geliebte Gestalt Schillers auf die Bühne brachte.

Der Theatermann Laube aber hat unbestreitbar bestimmenden Einfluß genommen auf den Umwälzungsprozeß, der sich nach der politischen Umwälzung von 1848 im deutschen Theaterwesen vollzog, vom Burgtheater her, als der damaligen ersten und richtunggebenden deutschen Bühne. Und der Charakterkopf dieses Theatermannes war immer von fesselndem Interesse, nicht durch geschlossene Einheitlichkeit und Unwandelbarkeit des Ausdruckes, sondern durch die bewegliche Fülle von wechselreichen Zügen und überraschend aufzuckenden Plötzlichkeiten, die aber doch nie aus der Willkür einer Laune hervorhuschten, sondern immer ihren Grund und ihre Absicht hatten, verfehlt mitunter vielleicht, nie aber, wie gesagt, unmotiviert. Zeigt denn überhaupt das Porträt, das gemalte Bildnis eines Menschen, auch wenn es das vollendetste Kunstwerk ist, dessen Vollbild, mit dem Um und Auf des Charakterinhalts? Das wäre ja eigentlich nur

gewissermaßen auf kinematographischem Wege zu erzielen, durch eine sich abrollende Wechselbilderreihe aller erdenklichen Seelenphasen und ihrer Widerspiegelungen im Gesichte. Darum ist auch eine photographische Momentaufnahme oft charakteristischer, für den Augenblicksausdruck der Physiognomie wenigstens, als das meisterlichste Porträt — und darum ebenso die Anekdote oft treffender und bezeichnender, als die sorgfältigst überdachte und zur Darstellung gebrachte Schilderung der Persönlichkeit. An Laube aber hatte der photographische Anekdotenapparat ein gar reiches Objekt — da lohnte es sich zu knipsen.

War doch dieser Burgtheaterdirektor, der einer ganzen Theaterepoche seinen Namen geben sollte, schnurstracks aus der Anekdote heraus Direktor geworden. Die entschlossene Improvisation eines Augenblicks, das tapfere Extempore einer Bezwingung des Theaterpublikums, hatten ihn als den Mann signalisiert, der das richtige Zeug in sich habe, das in allen Fugen wankende Burgtheater wieder zu festem Halt zu bringen und mit sicherer Hand den unvermeidlich gewordenen Umbau zu vollziehen. Noch heute, nach mehr als einem halben Jahrhundert, steht der Eindruck der Szene voll und lebendig vor mir, die ich als Gymnasiast auf der letzten Galerie, dem Paradiese der jugendlichen Burgtheateridealisten, damals miterlebte, an dem Aprilabend des Jahres 1848, der mit der ersten Aufführung der „Karlsschüler" mehr als ein bloßes Theaterereignis bedeutete. Der „Revolutionsgedanke" hielt seinen Einzug in das „Theater des Kaisers", das sich ohnedem formell schon genug „revolutioniert" und „deutschnationalisiert" hatte. Es war nämlich zu dem josephinischen Titel eines „k. k. Hof- und Nationaltheater" zurückgekehrt, und die „Mme." und „Mlle." des Theaterzettels hatten sich in die deutsche „Frau" und das „Fräulein" übersetzt. Und nun trat an dem Abend der Freiheitsdichter des deutschen Volkes, der Dichter der „Räuber", in leibhaftiger Person hier vor das Publikum, von der kaiserlichen Hofbühne herab seine Brandreden „in tyrannos" loszulassen! Eine Gewitteratmosphäre lagerte über dem Hause, Blitze zuckten, Donner rollten. Und da kam der Moment einer drohenden Explosion, die leicht zu einem wirklich revolutionären Exzeß im Theater hätte führen können. Das stürmisch aufgewühlte Publikum begehrte in tosenden Hervorrufen nach dem Darsteller des Schiller, nach Fichtner. Das war gegen das noch heute geltende Hausgesetz des Burgtheaters, das keine Hervorrufe der Schauspieler gestattet, ganz besondere Ehrenabende einzelner ausgenommen. Der Vorhang rührte sich also nicht, dadurch wurde aber das Toben draußen noch ärger. Hinter den Kulissen war vollständige Ratlosigkeit, alles hatte den Kopf verloren; endlich bestürmte man Laube, der zu dem Abend nach Wien gekommen war, sich auch schon ein paarmal dem Publikum auf dessen Ruf gezeigt hatte, er, der Fremde, solle versuchen, was die Einheimischen nicht wagten, hinauszutreten und Ruhe zu schaffen. Und wirklich, er riskierte es. Ich sehe noch das, für mich damals noch ganz neue, merkwürdige Nußknackergesicht, mit den grimmig geschlossenen Kinnbacken, dem dunkeln Krausbart und dem sich emporbäumenden Schopfe, die kurze, stramme, resolute Gestalt, und ich höre die knarrende Stimme, die den so wohlgekannten Klang für die Wiener gewann:

„Da die Hausordnung des Theaters Herrn Fichtner nicht gestattet, persönlich seinen Dank auszusprechen, erlaube ich mir, es in seinem Namen zu tun.“ Ein Augenblick verblüfften Schweigens, dann brach der Beifall los, der dem kühnen Sturmbeschwörer galt. In dem Moment hatte alles die Empfindung, daß man den kommenden Direktor des Burgtheaters kennen gelernt hatte.

Daß er sich als ein Mann der siegreichen Autorität erwiesen hatte, das mochte ihn am entschiedensten empfehlen, sowohl in jenem Zeitpunkt des Schwankens aller Autoritäten, wie nach dem Ablauf der Revolution, als die Wiederherstellung aller Autorität das Losungswort des Tages geworden war. Das militärisch Stramme und Kurzangebundene seines Wesens ließ ihn den militärischen Machthabern wohl wie durch einen verwandten Zug sympathisch erscheinen, dem allgewaltigen Grafen Grünne, dem „Vizekaiser“ voran, der auch die Unterhandlungen mit ihm leiten half. Ein Moment, das vielleicht wenige Jahre später eine bedenkliche Schwierigkeit hätte bieten können, kam noch nicht in Betracht, die Frage des Glaubensbekenntnisses und daß ein Protestant Leiter eines Hoftheaters des katholischen Erzhauses Oesterreich werden sollte. Der Säbel der herrschenden Militärdiktatur aber hatte noch nicht seine Macht mit der Kirchengewalt zu teilen begonnen, die Aera des Belagerungszustandes war noch nicht in die Konkordatsära übergegangen, der klerikale Einfluß war noch kein überwiegender geworden. So wurde der konfessionelle Punkt zu keinem des Anstoßes, und Pflicht der Gerechtigkeit und der historischen Wahrheit ist es, weiter zu konstatieren, daß selbst in den Jahren der unduldsamsten Konkordatswirtschaft der protestantische Burgtheaterdirektor nicht das mindeste davon zu verspüren bekam daß selbst von seiten des durch und durch klerikalisierten Hofadels kein Versuch fühlbar wurde, seine Stellung zu erschüttern, und daß sich sogar keine Nachwehen einstellten, als die Erstaufführung des Trauerspiels „Montrose“ unter der eignen Autorschaft des Direktors einen ganz ungeheuerlichen Zwischenfall ergab: eine stürmische Demonstration gegen das Konkordat im Hoftheater desselben Monarchen, der den Staatsvertrag mit Rom geschlossen hatte. Laube selbst erzählt, der Kaiser habe darüber keine andre Aeußerung getan, als daß man wenigstens jetzt wisse, wie die Wiener über das Konkordat dachten. Dieses merkwürdige Moment solcher konfessionellen Toleranz auf künstlerischem Gebiete, selbst wo es sich in das eigne Haus des Kaisers erstreckt, ist ein fortdauerndes geblieben bis heute. Sechs Direktoren hat das Burgtheater seit Laube gehabt: den flüchtig interimistischen Zwischendirektor Wolf, den hilflosen Adjutanten des nicht minder hilflosen ersten Generalindentanten Friedrich Halm, der im gothaschen und bureaukratischen Almanach Baron Münch hieß, darauf Dingelstedt, Wilbrandt, Förster, Burkhard und Schlenther — und unter ihnen allen war der einzige Katholik Burkhard gewesen, die übrigen waren Protestanten. Auch der politische Staatsdienst hatte in Oesterreich wohl es nie verschmäht, protestantische Mitarbeiter aus Deutschland heranzuziehen, seit Metternich schon, aber sie waren samt und sonders Konvertiten geworden und hatten sich vom Protestantismus abgewendet.

Mit einer, ob lauten oder versteckten, Zumutung eines religiösen Renegatentums aber hätte man Laube ja nicht kommen dürfen, er und das Burgtheater hätten sich da schwerlich getroffen, denn wie der „alte Bursche“, so war der protestantische Theologe sein Lebtag in ihm stecken geblieben. Und wo's Gelegenheit gab, da schlug der ganz gewaltig heraus. Einmal so zum Beispiel in seinem Salon, zur Stunde seiner berühmten Nachmittagsgesellschaften, die einen solchen Konzentrationspunkt des geistigen Lebens Wiens bildeten und die reichsten Elemente desselben durch die gastlich offene Türe unangemeldet zusammenführten. Eines Tages nun tritt ein, zu den ständigen Besuchern zählender, jüdischer Schriftsteller herein und wird zum Willkommgruße von Laube in dem gekannten und gefürchteten barschen Tone mit geradezu leidenschaftlichem Ingrimme angefahren: „Was? Sie haben sich katholisch taufen lassen?!“ Der Angerempelte, nicht wenig verblüfft von dem Empfange, ist aber in der entsprechenden Lage, den Sturm zu beschwören. Er ist nämlich gerade gekommen, die Ursache seines bevorstehenden Uebertrittes mitzuteilen — Liebe und Heirat waren im Spiel, weil damals noch nicht einmal die Notzivilehe in Oesterreich bestand —, und die Absicht hatte ihn hergeführt, Laube zum Taufpaten zu bitten. Das allerdings wirkte sofort wieder ausgleichend. Dem Theaterdirektor freilich durfte der Theologe nicht störend in die Quere kommen. Das erwies sich gleich bei derselben Gelegenheit, als der Taufakt in der protestantischen Kirche vollzogen wurde. Auf die Vormittagstunde zwischen 9 und 10 Uhr war die Taufe angesetzt, weil die alltägliche Burgtheaterprobe um 10 Uhr begann. Von der Kirche zum Theater aber waren nur ein paar Schritte. Der Beginn der kirchlichen Handlung verzögerte sich indes ein wenig, und nun mußte man Laube sehen, wie er, trotz aller Erbaulichkeit der übernommenen Mission, ungeduldig nervös dastand, wiederholt die Uhr aus der Tasche zog, und wie der mit ihm befreundete Pastor, der sein Naturell wohl kannte und diese Symptome erkannte, besorgt unruhige Blicke nach ihm hinüberrichtete und die priesterliche Aufgabe möglichst rasch zu erledigen trachtete. Richtig konnte auch im Burgtheater drüben die Probe auf die Minute beginnen.

Theaterdienst ging ihm nicht gerade vor Gottesdienst, nahm aber selbst einen Anstrich davon an, etwas vom Charakter einer „inneren Mission“, keiner von der Art der „Stillen im Lande“, keiner muckerhaft schleicherischen, viel eher den einer streitbaren Kirche, und der scharfe Streiter mochte jenen kriegerischen Priestern gleichen, die imstande waren, mit der einen Hand das Kreuz und mit der andern den Flintenkolben zu schwingen. Etwa, um keine mittelalterliche, sondern eine in der Zeit nähergerückte Vergleichsfigur zu nennen, ein Pater Haspinger der Theaterfeldzüge — freilich kein Rotbart just, doch so ziemlich die gleiche Farbe in andrer Couleur. Mit solchem Farbenspiel kam Laube bald zurecht, und er wußte sich für jegliche Farbe den richtigen Mann zu finden, weil ihm das Aeußerliche auch zum inneren Menschen passen sollte. So wenig er auf dekoratives Beiwerk hielt — er war ja der ausgesprochenste Asketiker der Ausstattungskunst —, so verkannte er doch keineswegs, wie viel zur Förderung der Stimmung beitrage, wenn die äußere Erscheinung zu der inneren Physio-

gnomie stimmt. Als er sich nun mit Immermanns „Trauerspiel in Tirol“ beschäftigte und über die Besetzung der Hauptrollen beraten wurde, ließ August Förster, einer seiner Engstvertrauten bekanntlich, die lebhafte, wenn auch unausgesprochene Neigung und Hoffnung erraten, den Andreas Hofer zu spielen. Laube merkte das wohl, aber Förster wollte ihm nicht passen, und um einen plausibeln Grund für eine andre Besetzung der Rolle anzuführen, bemerkte er: „Für einen Rotbart ist Gabillon der Passendste, er macht so kräftigen Eindruck.“ Lächelnd korrigierte Förster darauf: „Sie verwechseln die Personen, Herr Direktor; der Rotbart war Haspinger, Hofer hat einen schwarzen Bart gehabt.“ Und mit dieser Berichtigung glaubte er, Trumpf zu seinen Gunsten ausgespielt zu haben. Aber so leicht war Laube nicht beizukommen, wenn er etwas nicht tun wollte, was er für unzweckmäßig hielt: „So, schwarzer Bart?“ resolvierte er, „dann muß ihn Joseph Wagner spielen.“ Und dabei, wie gesagt, gehörte Förster zu seinen entschiedenen Lieblingen; aber das half nichts, wenn sich einmal in seiner Vorstellung eine Rolle in einer andern Gestalt festgesetzt hatte. Nicht etwa, daß er darin keinen Korrigierungen zugänglich gewesen wäre, nur ihre Richtigkeit mußte er einsehen und die vorgefaßte eigne Ansicht als irrig anerkennen. Eines der Kassastücke des alten Lustspielrepertoires wurde durch eine solche Selbstkorrektur dem Burgtheater zugewendet, dem es sonst abhanden gekommen wäre: „Der Störenfried“ von Benedix. Auf dem gewohnten Praterspaziergang wurde Laube von seinem Begleiter gefragt, ob der „Störenfried“, der die Runde über die deutschen Bühnen schon angefangen, nicht auch im Burgtheater bald darankommen werde? Laubes Antwort war eine kurz verneinende: „Das Stück ist fürs Burgtheater unmöglich.“ Verwundert meinte nun der andre: „Ich kenne das Stück nicht, aber nach dem, was ich von auswärts darüber gelesen habe, hätte ich glauben sollen, daß es eine Glanzrolle für die Haizinger sein müßte.“ Sichtlich frappiert horcht Laube auf: „Haizinger? Haizinger? Merkwürdig! Ich hab's mit der Rettich vor Augen gelesen — ich muß es mal mit der Haizinger lesen.“ Ein paar Tage darauf, wieder im Prater, sagt er dann: „Ich hab' den ‚Störenfried‘ jetzt mit der Haizinger gelesen, ich geb' ihn — mit der Rettich wär' er unmöglich gewesen.“ Ein andres Mal wieder handelte es sich um die Rolle des Fürsten Udaschkin in Gustav Freytags „Graf Waldemar“. Für die hatte er „sich Lewinsky gedacht“, und die Gegenbemerkung, daß der Udaschkin „körperlich brutal“ in die Erscheinung treten müsse, wozu sich Gabillons Reckenhaftigkeit jedenfalls mehr eigne, als die kleine Gestalt des andern, fertigte Laube mit der Replik ab: „Aber mehr Geist hat Lewinsky,“ worauf von der Gegenseite bei dem Einwurfe beharrt wurde: „Aber mehr Körper braucht der Udaschkin, als Lewinsky hat.“ Wieder vergehen einige Tage, wieder kommt die Rede auf die Besetzung des „Graf Waldemar“ und damit auch die Frage: „Lewinsky also spielt den Udaschkin?“ Zur Ueberraschung des Fragers aber erklärt Laube: „Nein, ich habe mir's überlegt, es muß ihn doch Gabillon spielen.“ Wobei wiederum hervorzuheben ist, daß Lewinsky, wie Förster, Laubes erklärter Liebling war, Gabillon dagegen mit

seiner Frau Zerline immer auf äußerst gespanntem Fuße mit Laube standen, daß er beiden sogar mehr als einmal unrecht tat, nicht in der Absicht, ihnen unrecht zu tun, denn so etwas war ihm entschieden fremd, sondern weil sein Gesichtspunkt ihnen gegenüber sich mitunter etwas verrückte — aber wissentlich ein Stück durch unrichtige Besetzung schädigen, das wäre ihm sicherlich nie eingefallen. Allerdings spielte in solchen Besetzungsfragen auch noch ein andres Motiv mit, seine Neigung zum Experimentieren, mit jungen Schauspielern besonders, was ihn mitunter auf seltsamste Einfälle brachte. Denn ein junges Talent, meinte er immer, müsse sich auf den verschiedenartigsten Gebieten versuchen, weil man nie wissen könne, welche verborgene oder übersehene Eignung und Richtung nur auf die Gelegenheit warte, sich zu offenbaren. Stellte er ja doch einstens an Sonnenthal in dessen ersten Burgtheaterjahren das Ansinnen, zur Abwechslung einmal anstatt des Karl Moor den Franz Moor zu versuchen. Die Zumutung wurde, bei allem Respekt vor dem Wollen und Meinen des Direktors, mit dem lachenden Einwande abgelehnt: „Aber ich habe so keinen Funken Talent zum schlechten Kerl in mir!“ Lachend ließ auch Laube sofort die Idee fallen — um das nächstemal vielleicht mit einem noch überraschenderen Vorschlag zu kommen. Oft genug förderte ja dieses Experimentieren unerwartet Bedeutendes zutage, wie sein Versuch mit Baumeister als „Götz von Berlichingen“, der auch anfangs viel skeptisches Kopfschütteln erregte. Aber bei all dem hatte das „Favoritentum“ nichts zu schaffen, „Günstlingswirtschaft“ florierte unter ihm nicht, wenn er auch, so wenig wie irgendein Mensch, sich persönlicher Sympathien und Antipathien entschlagen konnte. Einer von denen, die fälschlich für solche Günstlinge galten, Karl Meixner, mit dem ihn schon die Liebe zur Jagd verband, mußte es einmal sogar zu seinem Schaden erfahren, daß es ein zweifelhafter Vorzug werden konnte, dem Direktor nahe zu stehen. Er hatte sich von ihm irgendeine Begünstigung erbeten, auf die er Gewicht legte, und bekam sofort den mündlichen Bescheid: „Geht nicht, lieber Meixner, wir sind zu gut miteinander — wie sähe es aus, wenn ich für Sie eine solche Ausnahme machen und Ihnen so etwas bewilligen würde!“ Worauf der gallige Komiker mit seinem bissigen Humor replizierte: „So muß ich warten, bis ein Feind von mir Ihr Nachfolger wird, und muß nur wünschen, daß es bald geschieht.“

Jene Uebereinstimmung des Aeußeren mit dem Inneren des darzustellenden Charakters, die er gerne als vorteilhaft anerkannte, ließ er aber ausschließlich nur für das Persönliche eben gelten, nicht für das sonstige Außenwerk, für Kostüme oder dekorative Umgebung. Das heutige Kunstraffinement des „Milieu“ und der „Stimmungsrequisiten“ der Bühne wäre ihm geradezu ein Greuel gewesen. Als Friederike Bognar, die gehaltvollere und künstlerisch dauerhaftere Nachfolgerin der meteorgleich verschwebten Marie Seebach, sich bei ihm darüber beschwerte, daß sie zur Berta in der „Ahnfrau“ eine Taille nehmen sollte, die noch von Sophie Schroeder herstammte, und daß man doch präsentabel vor dem Publikum erscheinen müsse, schnauzte er sie förmlich an: „Kommt nur erst aufs Aeußerliche, dann sind wir mit dem Innerlichen

fertig!" Oder er tat solche Zumutungen mit sonst einem lapidaren Ausspruche ab, wie ein andres Mal, gleichfalls der Bognar gegenüber, als sie die Marie in „Müller und sein Kind" zu spielen bekam und der Garderobier auf der Probe ihr ein Pelzmützchen reichte, wovor ihr ein bißchen graute, weil es wie schäbig aussah und von den Motten kahlgefressen. Es behutsam zwischen die Finger nehmend, um nicht in zu starke Berührung damit zu kommen, trägt sie es an den Regietisch zu Laube hin und zeigt es ihm: „Das, Herr Direktor, soll ich tragen!" Laube nimmt es mit minder ängstlichem Griffe, betrachtet es und gibt es ihr zurück: „Ganz vortrefflich, sehr charakteristisch, bezeichnend für den Geiz des alten Müller." Und sie mußte es richtig aufsetzen. Dabei stand auch sie sehr hoch angeschrieben, so hoch aber nicht, wie überhaupt niemand, um ihn zu einem derart überflüssigen Mißbrauch der Theaterkasse, zur Anschaffung einer neuen Taille oder einer neuen Pelzmütze zu veranlassen. Nur eines duldete er auch im Kostümwesen nicht, es durfte nicht die geringste „Schlamperei" vorkommmen, weil für ihn das zur Pünktlichkeit der künstlerischen Pflichterfüllung gehörte. Auch davon konnte sich dieselbe Schauspielerin einmal überzeugen bei einer Aufführung der „Räuber". Es war vor Amaliens Szene mit Karl Moor in der Galerie, und da hatte sie einen Augenblick länger zur Umkleidung gebraucht, so daß das Zeichen des Inspizienten zum Auftreten kam, bevor noch die Taille ganz geschlossen war. Aber da sie ohnehin einen Umhang zu nehmen hatte und die Szene mehr im Hintergrunde spielt, so dachte sie, es werde doch niemand den kleinen Toiletteverstoß merken, und beeilte sich, auf die Bühne hinauszukommen. In der Tat merkte auch im ganzen Hause kein Mensch das geringste — bis auf das eine Falkenauge in der Direktionsloge. Kaum war der Vorhang gefallen, kam der Gestrenge wütend geschossen, und die arme Amalia bekam es ordentlich zu hören. Das gehörte eben auch zu den erklärenden Ursachen seiner zwingenden Gewalt über die Schauspieler, daß sie sich so unablässig streng von ihm überwacht und kontrolliert wußten, daß er mit Aug' und Ohr allgegenwärtig war. Mit dieser Tugend der Pünktlichkeit ging er selbst allen voran. Schlag 10 Uhr auf der Probe, Tag für Tag seine Sprechstunde im Bureau, genau zwischen 3 und 4 Uhr sein offener Sprechsaal in der Praterallee, ohne Unterschied der Witterung und der Jahreszeit, von 5 bis $^1/_2$7 die nachmittägige Tafelrunde in seinem Salon und Punkt $^1/_2$7 Uhr das Hereintreten des Dieners: „Bitt', Herr Direktor, der Wagen ist da!" — der Theaterwagen nämlich. Denn selten nur, und nur, wenn ihn dringendere Theatergeschäfte am Schreibtische festhielten, fehlte er, bei den ältesten Vorstellungen selbst, in seiner Loge. Zu dieser Pünktlichkeit gehörte auch das genaue Einhalten des Wochenrepertoires, er haßte Absagen und Abänderungen. Dabei beharrte er so rigoros, daß er einmal dadurch sogar in schweren Konflikt mit dem Hoftheateramt geriet und sich zu einer direkten Unhöflichkeit gegen einen fürstlichen Gast des Kaisers verleiten ließ. König Wilhelm von Preußen — es war die vorkaiserliche Zeit — befand sich zu Besuch in Wien und hatte den Wunsch geäußert, die **Wolter** in ihrer neuesten Glanzrolle in dem französischen Effektstücke „Die eine weint, die

andre lacht“ zu sehen. Das wurde vom Oberstkämmereramte, dem die Hoftheater damals unterstanden, dem Direktor des Burgtheaters mitgeteilt, der aber kurzweg erklärte: „Unmöglich, das Repertoire kann nicht geändert werden.“ Am nächsten Morgen war an den Straßenecken angekündigt: „Die eine weint, die andre lacht“ — die Aenderung war über den Kopf des Direktors hinweg verfügt worden. Natürlich kam von seiner Seite die lebhafteste Einsprache und einen Augenblick lang schien er entschlossen, seine Demission zu geben; aber es gelang diesmal doch noch, ihn zu beschwichtigen, vermutlich weil er selbst es sich ja still innerlich gestehen mochte, daß er den Eklat provoziert hatte und daß das Repertoire nicht aus den Fugen gegangen wäre, wenn er freiwillig die kleine Rücksicht für den Gast in der Hofburg hätte walten lassen. Doch dazu getrieben hatte ihn nicht etwa die Eitelkeit rechthaberischer Autoritätssucht, sondern die, keinen Unterschied anerkennende, Rücksichtslosigkeit gegen alles, was ihm die Kreise des Theaterdienstes stören wollte.

Das Aeußerste in diesem Widerstreben gegen Abänderungen leistete er doch wohl an jenem Abend, dessen sich der damals junge Eduard Tempeltey gewiß heute noch als greiser herzoglisch koburgischer Hofwürdenträger mit wehmütig schönem Rückgedenken erinnert: dem Abend seines sensationshaft wirkenden Einzuges ins Burgtheater mit der Tragödie „Klytemnästra“, vor fünfzig Jahren gerade, im Mai 1856, worauf das so stürmisch begrüßte Dichterphänomen ohne jegliche weitere Spur wieder verschwinden sollte. Derart enthusiastisch war die Aufnahme des Stückes, daß das im Burgtheater Seltenste und kaum Zulässige geschah: ein Hervorruf des Dichters mitten in der Szene, die im Gange einhalten und das Verschwinden des Autors von der Bühne abwarten mußte. Zitternd vor Aufregung war der schmächtige, blonde junge Mann erschienen, sichtlich selbst aus der Fassung gebracht durch das Ungewohnte der Ehrung und selber froh, sich schleunigst wieder zurückziehen zu können und nicht weiter mit der eignen Person den Fortgang des eignen Werkes zu behindern. Und nun drohte diesem jählings eine ganz andre Unterbrechung: Agamemnon, der Heldendarsteller Joseph Hagner — der vorletzte „Romantiker“ des Burgtheaters, dessen letzter Emerich Robert gewesen — erkrankte plötzlich gerade vor seiner Hauptszene, und das mußte den Abbruch der Vorstellung bedeuten, was für die Novität selbst nach so glänzendem Aufstiege eine vernichtende Katastrophe bedeutete. Da, mit verzweifelter Entschlossenheit, griff Laube zum verwegensten Rettungsmittel: Karl Rettich, der Gatte Klytemnästrens — d. h. außer dem Theater, es war nämlich die Tragödin Julie Rettich —, wurde schleunigst aus der Schauspielerloge herabgeholt, mußte sich ins Kostüm werfen und den Theatergatten Klytemnästrens supplieren, und zwar — lesend. Mit der Rolle in der Hand saß er auf dem Throne da und las nach den Stichwörtern die auf ihn entfallenden Dialogstellen herab. Und zwar ohne die mindeste Schädigung des Eindruckes und des Erfolges — entschieden das kühnste Experiment des, wie vorhin bemerkt worden ist, so waghalsig experimentlustigen Direktors. Hätte es sein müssen und können, er hätte sicherlich keinen Augenblick gezögert, selbst den

Thron zu besteigen und auch ganz ohne Kostüm, in seinem genug nüchternen und äußerst ungesuchten Straßengewande die Rolle vorzutragen — und das Publikum hätte vielleicht auch das willig hingenommen. Denn bekannt war Laubes Meisterlichkeit im dramatischen Vortrage, die manchmal schon ihm selbst wie seinen Schauspielern und den betreffenden Autoren empfindliche Enttäuschungen bereitet hatte. Wenn er nämlich bei Leseproben für einen Abwesenden oder auch für mehrere deren Rollen las — da machten in der Regel die Stücke derartige Wirkung, daß man einen zweifellosen Bühnenerfolg diagnostizieren zu können glaubte. Und dann kam zu aller Ueberraschung ein Durchfall, denn der täuschende Zauber der Laubeschen Rede fehlte. Auch auf den Bühnenproben konnte ähnliches geschehen, wenn er den Darstellern zeigte, wie die und jene Szene zu spielen sei, die sich unter seiner Mitwirkung als sehr stark erwies und überraschend weniger alsdann, wenn die wirklichen Darsteller sie spielten. So hätte es tatsächlich kaum wundern dürfen, wenn ihm einmal der Einfall gekommen wäre, selber „einzuspringen“, um eine Abänderung zu vermeiden. Da ließ er's ja auf die kuriosesten Husarenstückchen ankommen, auch mit weiblichen Husaren, die auf sein Kommando drauflosgehen mußten. Wie er's eines Abends mit der Perdita im „Wintermärchen“ machte, als zu später Stunde eine Absage von Auguste Baudius gekommen war. Da kommandierte er stracks den Theaterwagen zur Bognar hin, die erst, als sie im Theater abgesetzt war, erfuhr, daß sie die Perdita zu spielen habe, von der sie keine Ahnung hatte. Nicht so viel Zeit blieb ihr, die Rolle zu durchfliegen, bis sie an die Toilette mußte, bei der sie sich aber einen männlichen Gesellschafter gefallen lassen mußte, Laube nämlich, der in so was nichts Anstößiges fand, wenn die Theaterarbeit es erforderte, von dem man sich aber auch keines „unreinen“ Blickes zu versehen hatte; der dachte in solchen Augenblicken viel daran, ob er ein Weib vor sich hatte — er sah nur die Verkörperung einer Rolle. Die als Muster weiblicher Züchtigkeit geltende junge Schauspielerin fühlte sich darum auch gar nicht weiter peinlich berührt, daß er ihr, sogar während sie die Strümpfe anzog, die Rolle vorlas und vorspielte, um sie auf den richtigen Ton derselben zu stimmen. Dann wurde noch geschwind im ersten Zwischenakt, vor dem Auftreten Perditas, eine kurze Probe auf der Bühne improvisiert, wobei er sogar als Choreograph agierte und die pantomimische Szene der Perdita vormachte, und die Vorstellung ging störungslos vor sich. Er hatte wieder die Unabänderlichkeit seines Wollens, seines Repertoirewillens wenigstens, durchgesetzt.

Derlei brachte ihn in den Ruf einer noch größeren Starrköpfigkeit, als wirklich in ihm war, eines unbeugsamen Eigensinns, der sich gegen jede bessere Einsicht stemme, obwohl er immer ein offenes Ohr für die Urteile Andersmeinender hatte, besonders solcher, die „zum Bau“ gehörten. Beim Einstudieren und Inszenieren von Novitäten schaute und horchte er gerne nach allen Seiten auf der Bühne herum, die Eindrücke wahrzunehmen, die da zum Vorschein kamen, und er war imstande, auf die Meinung und mehr noch auf die Empfindung des letzten Kulissenschiebers zu achten. Sind ja für den wahren Theaterpraktiker die

instinktiven Eindruckssymptome gerade der „kleinen Leute vom Theater“, der Arbeiter und handanlegenden Gehilfen von nicht zu unterschätzendem Gewicht. Hält sich zum Beispiel während der Aufführung eines neuen Stückes der Kulissenarbeiter, auch in den Arbeitspausen, wenn er gerade nichts zu tun hat, in den vorderen Kulissen auf und trachtet etwas von der Vorstellung mit anzusehen, so ist zehn gegen eins zu wetten, daß die Novität Elemente einer fesselnden Anziehungskraft für das große Publikum in sich trägt; verschwindet er während der Pausen nach dem Hintergrunde und verplaudert er sie mit den Kameraden, oder macht sich sonst was andres zu schaffen, so darf das als ziemlich sicheres Symptom im schlimmen Sinne gelten, daß das Stück nämlich nichts Interessantes für die Leute und die ihm verwandte große Masse des Publikums hat. Und so diagnostizierte auch Laube und hielt sein Augenmerk auf diese Wetterzeichen gerichtet, befragte sie auch wohl hier und da ganz direkt. Keinesfalls also war er, auch in dieser Beziehung, gar so sehr ein „Hanns Starrschädel“ — seinem Lieblingshelden im Roman „Der deutsche Krieg“ hatte er ja den Namen gegeben —, die Gegner, deren er sich in den Anfangsjahren gar zu sehr erfreute, so daß es mitunter „zu viel Ehr“ aus dem „viel Feind“ wurde, verschrien ihn über die Wirklichkeit hinaus als starrschädelig und querköpfig. Die alten Schauspieler vor allem, die sich als depossediert fühlenden einstigen Alleinbeherrscher der Burgtheaterbühne, die den grausamen Verjüngungsnotwendigkeiten des Theaters und den Gesetzen der Zeit naturgemäß zum Opfer wurden und ebenso naturgemäß und menschlich erklärbar in dem Vollstrecker dieser unerbittlichen Gesetze, in Laube, den allein schuldtragenden Urheber derselben sehen wollten. Das heißt nicht alle, diejenigen nicht, deren Wesen und Art der Begabung es ihnen möglich machte, auch in den neuen Zeitläuften das Ewige und Unabänderliche der Kunst in fortwirkender Geltung zu erhalten, wie Anschütz und Fichtner, die Darsteller des, keinem Wechsel unterworfenen, Erhabenen und Imponierenden und des ewig Liebenswürdigen, die unter Laube gerade eine ruhmvolle Renaissance erfuhren. Auch Karl Laroche, der „Wiener Döring“, ein unvergleichlicher Genrekünstler, befreundete sich allmählich mit dem neuen Regime, dem er anfangs feindselig gegenüber gestanden war, weil es ihn aus der Tragödie hinausgewiesen, ihm von Dawison zuerst, hierauf von dem kaum flügge gewordenen „Anfänger“ Lewinsky die großen klassischen Trauerspielrollen hatte abnehmen lassen — zum künstlerischen Vorteile für ihn selbst. Denn für die Tragik hatte er weder die Mittel noch den Schwung und die Phantasie zur inneren Schöpfung und Gestaltung, da erschien und klang alles forciert bis ins Groteske mitunter, was allerdings den Getreuen des vormärzlichen Burgtheaters wunderschön und mustergültig vorkam, während der Künstler im Genrebild, dem heiteren wie dem gemütsernsten, sich den größten Meistern anschloß, die das deutsche Theater besessen hat. Und zu dieser Vollentfaltung seiner ausschließlichen künstlerischen Bedeutung gelangte er erst durch den „Unterdrücker“ Laube und sah das allmählich ein, wenn er es auch nur durch Herabmilderung des hochgespannten Tones scharfer Gegnerschaft merken ließ. Unversöhnlich aber blieb

der alte Ludwig Löwe, der feuerköpfige, wirklich berauschend und hinreißend gewesene „Sturmgeselle“ des alten Burgtheaters, Held und Liebhaber, der Abgott der Wienerinnen, mit der schier unverlöschbaren Jugendglut, die sein Verhängnis wurde. Denn sie war ihm seelisch verblieben, während der Körper alt und morsch wurde, jene tatsächlich tragische Zwiespältigkeit zwischen Leib und Seele, die aus so vielen „ewig jungen“ Alten komische Figuren für die Welt macht, während die Sache für sie selbst bitter traurig sein kann. So war auch Löwe nie „alt“ geworden, sondern nur der „altgewordene Junge“, der künstlerisch keinen Uebergang in das „gesetzte Fach“ fand und auch für diese Brüchigkeit und Rissigkeit seiner Natur, für den unheilbaren Gegensatz darin den einzigen Laube verantwortlich machte. Seinem Groll und Haß ein besseres Relief zu geben, brachte er dabei das politische Moment ins Spiel und wetterte auf offenem Platze gegen den „Renegaten“ los, der aus einem „Demokraten“ ein „Reaktionär“ geworden sei, während „Gutzkow noch zu uns gehört“, wobei er, die Parteistellung bezeichnend, mit der Rechten nach der Linken griff. Denn er war von 1848 her ein gewaltiger Revolutionsschreier verblieben, unbekümmert um seine Stellung als „k. k. Hofschauspieler“ und ebenso unbekümmert darum, daß er als „Liebling des Hofes“ etliche Male schon von da her aus finanziellen Nöten gerissen worden war, — der „Politiker“ fühlte sich eben „unabhängig vom Künstler“, aber es fiel auch keinem Menschen „oben“ ein, ihm das übelzunehmen, er wurde für sehr „ungefährlich“ gehalten. Laube pflegte ihn mit dem Worte abzutun: „Ein Narr!“ Kein gutmütiger dabei. Friedrich Hebbel selbst, gewiß kein Freund Laubes, fühlte sich, wie er in seinen Tagebüchern schreibt, indigniert von der Böszüngigkeit Löwes in der Kirche bei dem Leichenbegängnisse des einzigen Sohnes Laubes, des kaum zwanzigjährigen Hanns. An dem war der Vater wie an der Mutter dieses Sohnes, an Frau Iduna, einer Edelfrau der höchsten Seelenaristokratie, mit dem Herzen wie mit dem Kopfe gehangen. Das Urteil der beiden ihm nächststehenden Menschen galt ihm mehr als jedes andre, und vor dem Jüngling hatte er eine Art väterlichen Respekts, er empfand es schwer, wenn er bei dem auf eine entgegengesetzte Meinung traf, das machte ihn bald bedenklich gegen die eigne, und ein mißbilligendes, tadelndes Wort von dieser Seite konnte ihn recht hart treffen. Nur als ich ihn selbst als Toten sah, an jenem traurigen Augusttage des Jahres 1884, habe ich den ingrimmigen Schmerzensausdruck in dem todesstarren Antlitz gesehen, wie in der Kirche damals auf dem lebendigen Gesichte des Vaters. Ein Zug der Erbitterung über das Geschick lag darin, das ihm sein Lebensprogramm kreuzte, wie etwa die Indisziplin eines Schauspielers sein Repertoireprogramm, und derselbe Zug eben war denn auch im Tode noch hervorgetreten, weil ihm auch der höchst programmwidrig gekommen war. Denn kein langes Siechen und Versiechen in Schmerzen hatte er fürchten zu müssen geglaubt, — „ich denke an einer Lungenentzündung zu sterben,“ hatte er einmal anläßlich eines Gespräches über das Sterben mit drastischer Entschiedenheit erklärt. Aber es war ihm ein langer, harter Todeskampf beschieden gewesen, und das hatte den Zügen des Sterbenden

den wilden Trotz eingeprägt, der sich wie eine Anklage gegen das Schicksal ansah. Und so war er auch in der Kirche am Sarge des Sohnes dagestanden, seines einzigen Kindes, seines liebsten und gefürchtetsten Kritikers. Und vor diesem, doch wahrhaftig heiligen Schmerze hatte die ungestüme Zunge des sich beleidigt und gekränkt wähnenden alten Komödianten nicht Halt gemacht. Und das hatte den, sich vielleicht von noch schwererem Unrecht betroffen fühlenden, Dichter derart empört, daß er's mit bleibendem Worte brandmarkte, den eignen Groll angesichts eines so großen Unglücks beiseite lassend. Die eine Zeile in Hebbels Tagebüchern wiegt vielleicht manches seiner Werke auf.

Mit Hebbel ist auch die größte und gewichtigste der literarischen Gegnerschaften genannt, die Laubes Direktionsführung aufrief. Daß jeder Direktor mit der Feindschaft unzufriedener Autoren rechnen muß, deren Stücke er gar nicht oder nicht oft genug aufführt, das gehört zu den unvermeidlichen Theaterübeln, aber es sind Unterschiede im Grad und Rang dabei. Die einen werden von der öffentlichen Meinung belächelt und sie nimmt gutlaunig Partei für den Direktor, die andern, deren Ansehen stark genug ist, zur Parteifahne und Parteilosung zu werden, kann ernste Schwierigkeiten und Hemmnisse bereiten, kann schwerste Konflikte und Krisen herbeiführen. Auch Laube fand diese zwei Kategorien in feindlicher Frontstellung gegen sich. Zu den ersteren, den sanft belächelten, gehörten die sogenannten „vaterländischen Dichter", die „fünffüßigen", die Nachbeter und Nachtreter Friedrich Halms, der's ihnen mit „Griseldis" und „Sohn der Wildnis" angetan und vorgetan hatte und die's mit ihren Jamben und dem „einen schönen Vers" geradeso zu treffen meinten, eines auch in der Regel wirklich damit trafen, irgendeine „Protektion" nämlich, die es als ein Werk „patriotischer Pflicht" betrachtete, derartige „vaterländische Talente" zu unterstützen und eines derselben möglicherweise doch zu einem „österreichischen Schiller" zeitigen zu sehen. Diese „Landesdichter" nun glaubten ein unbedingtes und unanfechtbares Anrecht darauf zu haben, jedes ihrer „fünfaktigen" und jambenfüßigen „Heimatsprodukte" auf dem Burgtheater aufgeführt zu sehen, und sie wurden nur zu reichlich in diesem Rechtswahne bestärkt. Wenn man die Repertoirelisten des Burgtheaters aus der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts, bis zu Laube also, durchblättert, stößt man auf jedem Blatte beinahe auf ein oder gleich mehrere solcher „verdienstlicher" und löblich gemeinter, dem „edelsten Patriotismus" entsprossener Dramen, die sehr gewissenhaft hergestellt und nicht minder gewissenhaft und richtig aufgeführt wurden, um nach fünf oder sechs oder acht Vorstellungen ihre Pflicht erfüllt zu haben und von einem nächstfolgenden gleich „korrekten" und „gewissenhaften" Opus abgelöst zu werden. Der „Ausländer" Laube hatte begreiflicherweise wenig Fühlung für derartige „patriotische Rücksichten", er hätte sie auch als geborner Oesterreicher schwerlich gehabt, weil ihn nicht die Herkunft solcher „Musterkinder der heimischen Muse" interessierte, sondern der Zweck ihres Daseins, er war also für die Selbstverständlichkeit solcher Aufführungen mit der voraussichtlich nutzlosen Arbeit und Zeitzersplitterung nicht zu haben, und da mußte er wohl gefaßt sein, die ganze Schar der um ihr für

sanktioniert geltendes Dichterprivilegium Gebrachten gegen sich marschieren zu sehen mit der Kriegsparole: „Wider den Ausländer!“ Da gab's einmal eine allerliebste Szene zwischen ihm und einem geistlichen Herrn, der sich berufen gefühlt hatte, als natürlicher Anwalt seines Bruders, auch eines „Zurückgesetzten“ und „Beraubten“, dem Gewaltmenschen, dem „Direktor aus der Fremde“, dem „Verdränger der Landeskinder“ geradeswegs zu Leibe zu gehen. Dieser Bruder war Otto Prechtler, ein entschieden Begabterer jener „eingebornen Jambengilde“, der manchen ernsten, schönen Erfolg im Burgtheater aufzuweisen gehabt hatte, dabei eine feine Natur, ein braver Charakter und gewiß allem Intrigenspiel fern. Er trug „schweigend und duldend“ die ungünstiger gewordene Konstellation am Burgtheaterhimmel. Nicht so sein Bruder, ein Dechant in Oberösterreich irgendwo. Der fuhr, wie gesagt, ohne den behutsameren und zaghafteren Poeten viel zu konsultieren, direkt nach Wien und stapfte hier dröhnenden Trittes über die kleine schmale Wendeltreppe des ärarischen Basteihäuschens hinauf, das dazumalen unter seinem niederen Dache und in seinen ärmlichen Räumen die Direktion des k. k. Hofburgtheaters beherbergte. Und nun stand er vor dem allgefürchteten „Brummbären“, der — im Vertrauen unter vier Augen durfte man ihm das schon vorhalten — in dieser „Brummbärigkeit“ und ihrem Rufe sich ganz wohl gefiel und gern damit ein bißchen kokettierte; der wackere Kuttenmann suchte nicht lange nach diplomatischen Einleitungsformeln, sondern rückte ohne viel Federlesens mit seinen Schmerzen und Beschwerden heraus. Als aber Laube in gewohnter Weise mit einem „Knurrer“ auf den „impertinenten“ Eindringling losfuhr, da bekam er's sofort zu verspüren, daß er diesmal an den Unrechten gekommen war. Aus dem Munde des urwüchsigen Landgeistlichen polterte es heraus: „Sö, mit mir schrein S' nit so, bei mir gibt's dös nit. Was Sö können, kann i a, und wenn Sö a Mostschädel san, i bin no a festerer, mit mir stecken Sö nix auf!“ Perplex vor Ueberraschung starrt Laube den Verwegenen an, dann fängt sein Gesicht an, wie man in Wien sagt, „aus dem Leim zu gehen“, es verzieht sich immer breiter und lachender zu einem belustigten Grinsen, bis er endlich dem verblüffenden Spiegelbild — eine förmliche Rappelkopfszene aus „Alpenkönig und Menschenfeind“ war's — herzhaft die Hand hinreicht: „Hören Sie, Sie gefallen mir!“ Und der andre, von dem gleichen Impulse bewegt, greift nach der dargebotenen Hand, schüttelt sie, die beiden Männer kommen in ein ganz gemütliches Gespräch, man verabschiedet sich aufs freundschaftlichste — der Bruder Dichter aber ward nicht öfter aufgeführt als zuvor. Der „Mostschädel“ in der Direktionskanzlei hatte sich doch als der „festere“ erwiesen.

Ueber diese Kategorie der „gekränkten Dichter“ und ihre Gegnerschaft brauchte er sich, wie gesagt, keine Skrupel zu machen, desto bedenklicher stand es den andern gegenüber, den Trägern hallender Dichternamen, die ihre Anhängerschaften im Publikum, in der literarischen Welt, in den „einflußreichen Kreisen“ hatten und gegen die er sich nicht minder abwehrend zu verhalten imstande war, wenn ihn prinzipielle Verschiedenheit und Erwägungen der thea-

tralischen Zweckmäßigkeit von ihnen trennten. Das war hauptsächlich bei Hebbel der Fall, für dessen Dichtung er keine Fühlfäden besaß, dessen Dramen ihm ein offen bekanntes Mißtrauen hinsichtlich ihrer theatralischen Kraft und Dauerfähigkeit einflößten, an deren Inszenierung er also jedesmal mit Zögern — schließlich gab er sie ja doch — und mit unverhohlener Unlust ging. Das nahm Hebbel, in wohl auch erklärlicher und verzeihlicher Mißdeutung, für nichts als kleinlich persönlichste Feindseligkeit, was es aber doch nicht war. Die Verbitterung des Verhältnisses zwischen beiden wurde dazu noch gesteigert und gewissermaßen verdoppelt durch den Hinzutritt der Spannung zwischen der Direktion des Burgtheaters und der Gattin des Dichters, Christine Hebbel, der ehemaligen Demoiselle Enghaus, eine Spannung, die allerdings nicht von Laube datierte, sondern früher schon bestanden hatte, durch die Rivalität mit Julie Rettich, die immer eine dominierende Stellung eingenommen hatte und die auch gesellschaftlich quasi ein „höherer Nimbus" umfloß, weil sie die Neigung und das Vertrauen der Erzherzogin Sophie besaß, wiederum auch sie trotz des protestantischen Bekenntnisses und trotz der so ausgesprochen katholisch kirchlichen Gesinnung der hohen Frau. Nun hatte wohl Julie Rettich ihre Bühnensupprematie unter Laube ziemlich eingebüßt, ohne daß es aber der Rivalin zustatten gekommen wäre. Dieser bestritt Laube überhaupt, wie er es in bezug auf Laroche tat, das Zeugnis der Tragödin und wollte sie in das scharfmarkierte Lustspielfach verweisen, das ihr in der Tat mehrfache auffällige und sein Urteil bis zu einem gewissen Grade rechtfertigende Erfolge gab. Das änderte indes nichts an der auf den Kriegsfuß gestellten Situation zwischen dem Hebbelschen Ehepaare und Laube. Auch Bauernfeld, obwohl dieser ewige Malkontente sich gewiß nicht über Vernachlässigung beklagen konnte, und Friedrich Halm halfen just nicht dazu bei, seine Position zu kräftigen. Was ihm gleichfalls von dieser, der literarischen Seite zum anklagenden Vorwurf gemacht wurde, das war seine angebliche „Begünstigung" der französischen Stücke mit „Zurückdrängung" der deutschen. Das leitende Motiv Laubes bei der Heranziehung des — für damals — modernen französischen Repertoires war aber nur gewesen, weil er das „Gesellschaftsstück" aus dem Gegenwartsleben für unentbehrlich hielt, wenn das Theater wirklich dem Bedürfnisse der Gegenwart entsprechen sollte, und weil die deutsche Bühnenproduktion seiner Zeit ihn dabei in Stich ließ. Daran kehrten sich aber jene Anklagen und Vorwürfe nicht — die „Hintansetzung" der deutschen Autoren wurde ihm auf das, feindselig kombinierte, Sündenregister gestellt. Wohl hielt der greise Grillparzer aus Ueberzeugung zu Laube, wie ja auch Laube aus tiefinnerstem Ueberzeugungsdrange den halbverschollen und weltflüchtig Gewesenen erst dem vollen Bühnenleben wiedergab, Grillparzer aber in seiner einsiedlerischen Abgeschlossenheit war kein gesellschaftlicher Faktor, der ein Gewicht in die Wagschale der Tagesentscheidungen werfen konnte, und so mußte endlich der Moment kommen, wo alle die feindlichen Elemente, die im Laufe der Jahre erstanden und rege geworden waren, sich aneinanderschließen und zu einem

Gesamtstoß zusammenballen konnten, der den Sturz des so vielseitig unbequem gewordenen „Theaterautokraten“ entscheiden mußte.

Den melancholischen Refrain aus Raimunds „Alpenkönig und Menschenfeind“ vor sich hinsummend: „So leb denn wohl, du stilles Haus — Wir ziehn betrübt aus dir hinaus“, verließ Laube mit der dazu stimmenden galgenhumoristischen Wehmut am letzten Tage seiner Direktionsführung die Kanzlei des Burgtheaters und schritt hinaus — einer neuen Kampfeszukunft entgegen. Natürlich konnten es nur wieder Kämpfe ums Theater sein, denn in diesem war nunmehr sein ganzer Lebensinhalt aufgegangen. Und konnte er nicht mehr fürs Burgtheater kämpfen, nun, so konnte es ja für ein andres Theater sein, auch gegen das Burgtheater, d. h. wenigstens gegen die neue künstlerische Leitung desselben. Dazu rief er den alten Publizisten in sich wach und eröffnete in der „Neuen Freien Presse“ den journalistischen Feldzug gegen die Wirtschaft oder Mißwirtschaft seines Nachfolgers — und er mochte sich damit in die Ueberzeugung einwiegen, daß er in dieser kriegerischen Frontwendung doch eigentlich fort und fort für das Burgtheater kämpfe, für das seinige nämlich, wie er es geführt und gehalten nach der ihm als die einzig gedeihliche geltenden Methode. Das wurde von dem neuen Theaterregiment drinnen an dem Dramatiker Laube geahndet in recht hofbureaukratisch kleinlicher Weise. Er hatte, mit seinem durch die Tagesschriftstellerei geschärften Sinne für Aktualitäten, das Schauspiel „Die bösen Zungen“ geschrieben, das sein Grundmotiv aus den katastrophalen Ereignissen hernahm, die in Oesterreich auf den Unglückskrieg von 1859 gefolgt waren — es behandelte den Selbstmord des Finanzministers Baron Bruck, jenes unglücklichen Staatsmannes, der ein Mitschuldiger und zugleich ein Opfer eines durch und durch verrotteten Staatssystems geworden war. Dieses Stück nun war von dem neuaufgestellten Generalintendanten überraschenderweise zur Aufführung auf der Hofbühne angenommen worden, trotz des heikeln Stoffes und der sich daran knüpfenden fatalen Reminiszenzen. Baron Münch aber hatte wahrscheinlich durch diese eilige und vielleicht übereilte Zuvorkommenheit beweisen wollen, daß die Geltung Laubes für das Burgtheater, auch nach seinem Rücktritte, gebührend respektiert werde. Hinterdrein aber dürfte er doch einige bedenkliche Verlegenheit empfunden haben und in Besorgnis gewesen sein, das verfängliche Schauspiel könne mancherlei Anstoß erregen — und nun kam ihm wohl der Anlaß sehr willkommen, den ihm der Autor selbst bot, sich aus der mißlichen Affäre zu ziehen. Nur durch eine andre Mißlichkeit allerdings, die sehr unfair geriet, wenig „kavaliermäßig“, noch weniger „gentlemanlike“. Die „Bösen Zungen“ wurden an Laube zurückgestellt mit der Erklärung, man könne nicht die Arbeit eines Autors zur Aufführung bringen, der so feindselige Angriffe gegen das Theater richte. Laube, kurz entschlossen, trug das Stück ins Theater an der Wien hinaus, wo es auch gegeben wurde und der deutschen Bühne ein jedenfalls bemerkenswertes Datum lieferte, nicht durch sich selbst, denn es war eine recht anfechtbare Effektkomödie, aber ein Schauspieler trat darin zum erstenmal bemerkbar in Sicht, für Wien ganz neu, auch sonst noch kaum

genannt, der ein Charaktertypus für die moderne Theaterkunst werden sollte. Er hieß Friedrich Mitterwurzer. In seinen Anfängen hatte ihn Laube erkannt und ihn gesprächsweise mit dem knappen Worte diagnostiziert: „Der wird nicht nur was — der wird auch wer."

Mit dem Wegtritt Laubes vom Burgtheater aber war eine Aenderung, nicht in die Wesenheit seines Wesens, sondern in die Aeußerung und Betätigung desselben geraten. Es schien, als hätte er den polemischen Zug seiner Zeitungsfehde in die Aktivität des Theaterlebens mit hinübergenommen, oder, wenn man wieder auf die theologische Beimischung seiner Natur zurückgreifen will, als wär's der Zug der Sektiererei geworden. Das charakterisierte seine episodisch kurze Theaterführung in Leipzig, von der nichts zurückblieb als sein Buch über das „Norddeutsche Theater", das sich zu seinem Burgtheaterbuch verhält wie die Streitschrift eines Sektenführers zu dem Evangelium einer herrschenden Kirche. Und der ähnliche Zug bekundete sich auch beim Unternehmen des Wiener Stadttheaters, das mit viel mehr Berechtigung „Laube-Theater" hätte heißen müssen, als andre neue Bühnen später auf andre Namen, auch klassische, getauft wurden. Hier allerdings hob sich das Werk über die Enge des Sektenbegriffes mächtig hinaus, hier konnte man wohl schon davon reden, daß eine neue „streitende Theaterkirche" aufstrebte, sich mit der herrschenden Burgtheaterkirche zu messen und dieser zeitweilig sogar gefährlich zu werden. Aber die „Streithaftigkeit", die war auch hier das Kennzeichnende — oder, wenn man einen materielleren Vergleichsbegriff nehmen will, das neue Theater trug das Gepräge einer Konkurrenzbühne, die ihren Existenzkampf zu führen hatte. Zwar hatte Laube selbst im Burgtheater seine Konkurrenzzeiten gehabt, als er, wie oft, mit dem Karltheater und dessen geistigem Leiter, Anton Ascher, förmliche Wettläufe um die und jene Pariser Novität zu absolvieren hatte. Da verstand er sich mitunter auf die erstaunlichsten Kulissenkniffe, wie zum Beispiel, daß einmal eine solche Novität wochenlang in den gedruckten Wochenrepertoires des Burgtheaters unter falschem Titel angeführt war, nur damit der Konkurrent vom andern Donauufer drüben nichts erfahre und nicht am Ende damit zuvorkomme. Doch war es immerhin etwas ganz andres, vom Burgtheater aus die Konkurrenz gegen eine Privatbühne führen, als umgekehrt. Und es konnte des Ruhmes genug für ihn sein, daß er sich das Zeugnis erstritt, er wäre imstande gewesen, das Stadttheater zu gleichem Range mit jeder ersten Bühne zu erheben, wenn ihm die Gunst der wirtschaftlichen Verhältnisse in Wien treu geblieben wäre und nicht in die wüste finanzielle Katastrophe von 1873 umgeschlagen hätte.

Daß überhaupt der Lehrsatz des alten Montecucculi von dem allerersten Erfordernisse der Kriegführung, vom „Geld! Geld! Geld!", ihn so gebieterisch in seinem Theaterkriege zu beschäftigen hatte, auch das gehörte zu den empfindlichen Merkmalen des Abstandes gegen die Position im Burgtheater. In Geldsachen konnte er, im Privatleben auch, sich von einer kindlichen Unwissenheit zeigen — nicht etwa durch ein unbesonnenes Hinauswerfen von Geld, wozu er nie die mindeste Anlage gehabt, sondern durch manche naive Unkenntnis vom

Wert der Dinge und von der Notwendigkeit des Geldes. Er konnte die überraschendsten Fragen in bezug auf die Preise der einfachsten, alltäglichsten Lebensbedürfnisse tun und mit den unglaublichsten Ziffern wirtschaften wollen. War er ja auch in andern Lebensdingen zuweilen von einer heitersten Naivität, die leicht für kleine Komödiespielerei hätte genommen werden können, wenn man ihn nicht genau kannte. Der Mann der „praktischen Literatur“ war nie ein Mann des „praktischen Lebens“ in Geldsachen, und wenn jedwede Verschwendung ihm fremd war — er hatte ja auch im Burgtheater wahrhaftig nie Verschwendung getrieben —, wenn er im Gegenteil eher mitunter zum Knausern neigte, so lag das in seiner Natur eben. Ihm war's unbehaglich, sich, so oder so, ums Geld kümmern und sich mit Geldfragen abgeben zu sollen. Und nun mußte er sich hier im Stadttheater sogar mit den Verkörperungen desselben, mit den Geldhergebern, den Gründern, befassen. An ihrer Spitze allerdings stand ihm ein „Idealist des Besitzes“ nicht gegenüber, sondern zur Seite, der Präsident der Gründergesellschaft, Baron Friedrich Schey, durchdrungen von künstlerischer Inbrunst für die Sache und von gläubigstem Respekt vor Laube selbst. Aber das half wenig. Um nur ja nicht als artistischer „Sklave der Geldmänner“, selbst nicht scheinbar, zu figurieren, behandelte er sie, den armen Präsidenten vor allem, der tagtäglich mit ihm zu verkehren hatte, als der Alleingebieter, unduldsam mitunter bis zur äußersten Schroffheit, um ja nur so zu zeigen und jenen zu Bewußtsein zu bringen, daß er sich „von Geldleuten nichts dreinreden lasse“. Manchen Einwand, den er von einem andern Theaterlaien aus seiner Bekanntschaft oder aus Kritikermunde vielleicht hingenommen und auch anerkannt hätte, wies er zurück, wenn die Einrede aus dem gütigen und sinnigen Munde des „Millionärs Schey“ kam, gerade weil dieser doch einigen Anspruch hatte, gehört zu werden. Aber solcher Anspruch eben durfte nicht durch Zulassung zur Einbildung einer gültigen Rechtsinstanz gesteigert werden. Keine Woche fast verging, ohne daß Laubes allergetreuester „Hausdiplomat“, sein „Vortragsmeister“ Alexander Strakosch als „Vertragsmeister“ in Funktion treten mußte, als Meister in der Wiederherstellung des Sichvertragens, als unfehlbarer, nie versagender Mittler, worauf regelmäßig als „Versöhnungstribut“ und zum Zeichen der „Unterwerfung“ eine wohlkonditionierte, ausgesuchte Weinsendung aus dem Hause des Barons in das des Direktors kam. Der eine Geldmann nun konnte und mochte sich unterwerfen, die zwingenden Geldverhältnisse unterwarfen sich nicht, und dies anzuerkennen, war Laube doch einsichtsvoll genug. Mit dem melancholischen Hochgefühle künstlerischer Befriedigung, gezeigt zu haben, was das Stadttheater unter günstigeren Zeitumständen hätte werden können, schied er in Frieden und Freundschaft, um nach einer kurzen Spanne Zeit wiederzukehren für eine kurze Spanne Zeit, halb gezwungen, denn er tat's in der klaren Bestimmtheit der Aussichtslosigkeit für die Erhaltung eines strenggeführten großen Schauspielhauses in der schweren Wiener Krisenperiode. Als Siebziger zog er sich definitiv von den Theateraktionen zurück.

Definitiv? An dem Tage des Stadttheaterbrandes, als die Nachricht von

der Feuerkatastrophe in seine Krankenstube drang, fuhr es ihm freilich mit scharfem Griff in die Seele, aber im abendlichen Kreise sprach er bereits davon, daß die entstandene Lücke unbedingt ergänzt werden müsse, daß Platz geworden für ein neues Theater und daß er auch schon wisse und seit längerem schon ins Auge gefaßt habe, wohin dasselbe zu bauen sei, und unverkennbar rumorte in dem Kranken die frische Unternehmungslust — —

Wenn es ihm nicht gegönnt war, auf dem Schlachtfelde des Theaters zu sterben, auf dem Gedankenkriegspfade dahin hat ihn der Tod angetroffen.

Der wirtschaftliche Aufschwung Deutsch-Ostafrikas

Von

E. von Liebert

Die große Kolonie am Indischen Ozean hat sich nach unsern modernen Begriffen bisher etwas langsam wirtschaftlich entwickelt. 1885 wurden einige Bezirke Ostafrikas unter deutschen Schutz gestellt, 1891 wurden erst die Grenzen festgelegt und das ganze Gebiet unter kaiserliche Verwaltung genommen. Was sind aber fünfzehn Jahre für ein rein ursprüngliches Land, dem jede Spur von Kultur fehlte? Wir müssen eben Geduld lernen, wenn wir an so große Aufgaben wie die Kultivierung des tropischen Afrikas herantreten. Nebenbei traten für Ostafrika einige besondere Schwierigkeiten und Hemmnisse der schnellen Entwicklung in den Weg: die politische Abtrennung Sansibars von dem wirtschaftlich an die Insel gebundenen Festlande, die Belegung der Küstenplätze mit hohen Zollsätzen, die Einrichtung eines kostspieligen und schwerfälligen Verwaltungs- und Kontrollapparats, die Zurückhaltung des deutschen Privatkapitals, die Verweigerung der Mittel zum Eisenbahnbau, endlich die Belastung der Kolonie mit dem hohen Militärbudget und außerdem mit jährlicher Rückzahlung von 600 000 Mark für ein von der Deutsch-Ostafrikanischen Gesellschaft geleistetes Darlehen. Wenn unter solchem Hochdruck kolonialpolitischer Fehler die bisherigen Resultate erreicht sind, so darf man immerhin zufrieden sein. Prüfen wir nun die Einzelheiten.

Als das heutige Kolonialgebiet in deutschen Besitz überging, lag die Annahme nahe, daß der nunmehr deutschen Küste die Hauptausfuhr aus dem zentralen Afrika zufallen würde; denn die Handels- und Karawanenstraßen von den drei großen Seen mündeten in die deutschen Häfen Pangani, Bagomoyo, Kilwa, Lindi. Eine Ausfuhr nach der Westküste gab es damals nur in beschränktem Maße, die Araber hatten den Handel auch des Kongogebiets nach dem Osten gezogen und hielten dies Monopol von ihren Handelsplätzen Ujiji und Nyangwe aus dauernd aufrecht.

Aber die Ausrottung des Sklavenhandels und das strenge Verbot des Menschenraubes, das von britischer und deutscher Seite durchgeführt wurde, unterband dem Handel aus dem Innern zur Küste seine Lebensadern. Dieser Handel stützte sich ausschließlich auf den Menschenraub, da die zusammengetriebenen Neger die Waren (Elfenbein, Kautschuk, Kopal, Häute und Felle) auf ihren Köpfen zur Küste zu tragen hatten, um dort zugleich mit den Waren verkauft zu werden. Mit freien Trägern, die für den Hin- und Rückweg gelohnt und gespeist werden mußten, war ein Gewinn nur noch von den wertvollsten Gegenständen, Elfenbein und Kautschuk, zu erwarten. So zeigte sich leider an Stelle einer Zunahme ein bedeutendes Abflauen der Ausfuhr in den deutschen Häfen, um so mehr, als der Kongostaat alles aufbot, um den Warentransport nach Westen zu zwingen, und als von 1902 an die britische Ugandabahn den Handel des deutschen Hinterlandes nach Mombassa führte.

Dazu erwies sich die zollpolitische Trennung Sansibars vom Festlande als ebenso verderblich für den Umsatz der deutschen Küstenplätze. Sansibar ist mit seiner bequemen Reede, seinen alten Firmen und direkten Verbindungen nach Aden, Bombay, Südafrika und Madagaskar der gegebene Umschlagsplatz, wo die großen Dampfer ihre Ladungen löschen und von wo die Einzelverteilung auf die kleinen Häfen der Küste erfolgt; ferner ist es der Geld- und Arbeitermarkt der ganzen Ostküste. Seine Bedeutung ist nicht zu vermindern, sie muß schlechthin anerkannt werden. Sie wird erst zurückgedrängt und überwunden werden, wenn die Ausfuhr Ostafrikas sich auf große Stapelartikel in bedeutenden Mengen stützt und dadurch die Ausfuhrhäfen von Sansibar unabhängig macht.

In der Schaffensfreudigkeit, die das erste Jahrzehnt der deutschen Kolonialtätigkeit kennzeichnete, begann man sofort mit der Anlage von Plantagen, um das uns zugefallene Tropenland zu erschließen und nutzbar zu machen. Man warf sich zuerst auf Tabak und Kaffee und erhoffte von beiden Artikeln schnellen und hohen Gewinn. Leider enttäuschte der Tabakbau die Unternehmer aufs schmerzlichste. Wenn man sich anfangs auch in der Auswahl des Bodens vergriffen hatte, so war später doch im Rufijidelta bester Alluvialboden benutzt, es waren geprüfte Pflanzer aus Sumatra und Kuli aus Singapur herangezogen worden, und dennoch hat das erzeugte Blatt keine Preise erzielt. Für den Kaffeebau standen die Aussichten sehr viel günstiger, denn in den Usambarabergen sind alle Bedingungen für diese Kultur gegeben. In den Jahren 1903 und 1904 sind je 525 000 Mark an Kaffee ausgeführt worden, und dennoch beginnen die Pflanzer vom Kaffeebau abzustehen und andre Kulturen aufzunehmen, weil die Preislage auf dem Weltmarkt anscheinend infolge Ueberproduktion ungünstig ist. Die Kaffeepflanzungen stehen hoch zu Buch, die Arbeitslöhne sind unangemessen hoch, auch haben Schädlinge mehrfach die Ernte verdorben; dies zusammen hat den Ausfall der Dividenden veranlaßt.

Inzwischen sind glücklicherweise andre Produkte herangezogen worden, die zur Massenkultur geeignet sind und eine bedeutende Zukunft versprechen. Dies sind Sisalhanf, Kautschuk und Baumwolle. Die Sisalagave ist aus Mexiko

eingeführt worden und zeigt sich für den Boden Ostafrikas äußerst dankbar. Sie wird in großen Plantagen gezogen, die 2 Meter langen Blätter der Agave werden durch Maschinen entfleischt, und das Blattgerippe liefert den Sisalhanf, der jetzt ein vielgefragter Artikel des Weltmarkts geworden ist. Die Tonne Hanf kommt dem Pflanzer etwa auf 350 Mark zu stehen, wird aber in Hamburg mit 750 Mark bezahlt. Infolge dieser vorteilhaften Preislage ist die Sisalkultur sehr in Aufschwung gekommen, 1903 wurde für 423000 Mark, 1904 für 572000 Mark Hanf aus Ostafrika ausgeführt, und diese aufsteigende Tendenz wird jedenfalls weiter anhalten.

Der Kautschuk war von jeher ein Hauptausfuhrartikel des Landes. Der Neger geht in den Wald, schlägt mit dem Messer die Lianen an, läßt den Saft auf den Finger träufeln, zieht dann die klebrige Masse ab und formt einen kleinen Ball daraus. Araber und Inder geben den Leuten Vorschüsse und erhalten später die Kautschukvorräte, die diese aus dem Innern an die Küste bringen. Ein weitgehendes Trustgeschäft und starke Verschuldung anderseits entwickelt sich aus dieser Handelsgebarung. Die Lianen aber vertrocknen und der Kautschukreichtum der Wälder versiecht bei diesem „Raubbau“. Bei der stetig steigenden Nachfrage nach Kautschuk auf dem Weltmarkt und den hohen Preisen, die er erzielt, ist man in der Kolonie längst der Idee nachgegangen, Kautschukpflanzen systematisch in Plantagen zu ziehen und sie rationell zu bewirtschaften. Nach mannigfachen Versuchen mit den verschiedenen Kautschuklianen und -bäumen ist für Ostafrika als dankbarste der Cearakautschukbaum (Manihot Glaciowii) erkannt worden. Er wächst schnell, kann vom dritten Jahre an angezapft werden, liefert für 80 Pfennig Kautschuk und gestattet bei richtiger Behandlung diese Anzapfung Jahr für Jahr. Da 1200 solcher Bäume auf den Hektar zu pflanzen sind, so liefert also der Hektar einen Ertrag von 960 Mark, eine beachtenswerte Ziffer, die zahlreiche Unternehmungen dieser Art gegenwärtig ins Leben ruft. In den Ausfuhrziffern läßt sich der von den Eingebornen in den Handel gebrachte Kautschuk nicht von dem in Plantagen gewonnenen trennen. Die Ausfuhr betrug 1903 2000000, 1904 2225000 Mark, und in diesem Artikel ist die weitere Steigerung sicher verbürgt.

Eine noch größere Zukunftshoffnung liegt im Anbau der Baumwolle. Das um die Entwicklung unsrer Kolonien so eifrig bemühte kolonialwirtschaftliche Komitee hat durch Sachverständige feststellen lassen, daß die Bodenverhältnisse Ostafrikas dem Baumwollbau günstig sind. Ebenso steht es mit Klima und Regenfall, wenngleich letzterer nach der örtlichen Lage verschieden stark ist, regelmäßig oder unregelmäßig eintritt. Da die Baumwolle besonders in der Erntezeit keinen Regen vertragen kann, so müssen die Distrikte für den Anbau sehr sorgfältig ausgesucht werden. Endlich bedarf die Baumwollenkultur geschulter Arbeiter und der Eisenbahnen. Bislang ist der Anbau noch nicht über das Stadium großer Versuche hinausgelangt, 1903 wurde für 7000 Mark, 1904 für 124000 Mark, 1905 trotz des Aufstandes und der dadurch hervorgerufenen Verzögerung der Erntebereitung für 200000 Mark Baumwolle ausgeführt. Bei der

hohen Wichtigkeit dieses Artikels für das deutsche Wirtschaftsleben bedeuten diese Anfänge aber schon Großes, zumal gegenwärtig Versuche mit dem Dampfpflug angestellt werden, die den Betrieb im großen für die Zukunft ahnen lassen.

Sind somit die Artikel gesichert, die der Kolonie eine gute wirtschaftliche Entwicklung verbürgen, so bedarf es zunächst noch der Lösung der Arbeiterfrage. Der Neger ist wegen seiner sprichwörtlichen Trägheit bekannt, er hat keine Bedürfnisse, und die Tropennatur liefert ihm, was er braucht, fast ohne Arbeit. Am unangenehmsten aber ist ihm gleichmäßige, streng geregelte Arbeit unter Aufsicht eines Weißen. Daher sind für Pflanzungen und Eisenbahnbau so schwer Arbeiter zu gewinnen, und sie müssen über Gebühr hoch bezahlt werden. Die seit 1898 eingeführte Hüttensteuer hat zwar einen gelinden moralischen Zwang zur Arbeit gebracht, reicht aber bei ihren geringen Beträgen (4 Mark für die Familie im Jahr) bei weitem nicht aus. Gegenwärtig werden mit Erfolg Versuche angestellt, in den dichtbevölkerten Gebieten des Innern (südlich des Victoria-Nyanza) Arbeiter in größeren Scharen und auf längere Kontraktszeit anzuwerben, um den Eisenbahnbau und die Pflanzungen vollzählig zu besetzen. Besondere Arbeiterkommissare sind dazu ins Innere entsandt, und diese haben insoweit Erfolge aufzuweisen, als zum Beispiel bei dem Bahnbau Dar es Salam—Mrogoro gegenwärtig wieder der volle Bedarf von 6000 Arbeitern beschäftigt ist. Neben dieser Anwerbung im großen ist als ein anderweites Mittel die Einführung einer bestimmten ein- oder zweijährigen Arbeitsdienstzeit für alle männlichen Eingebornen vorgeschlagen worden. Wenn die Durchführung auch nicht ganz einfach sein würde, so ist die Maßregel doch gründlicher Erwägung wert; denn nur durch die Arbeitskraft der Eingebornen kann das Tropenland in Kultur gebracht und in die Weltwirtschaft eingefügt werden.

Die zweite Bedingung, die der Erfüllung harrt, ist der Eisenbahnbau. 129 Kilometer Tangabahn in Betrieb und 225 Kilometer Dar es Salam-Bahn im Bau sind dürftige Verkehrsmittel in einem Lande doppelt so groß als das Deutsche Reich, in dem Wagenverkehr aus Mangel an Zugtieren ausgeschlossen ist. Vielleicht hilft uns die gegenwärtig inszenierte Parlamentarierfahrt nach Ostafrika zur Verlängerung dieser kläglichen Torsostrecken ins Innere, wo sie überall das wirtschaftliche Leben erst erschließen würden.

So wie bisher kann es jedenfalls nicht weitergehen, wenn aus der zukunftsvollen Kolonie etwas werden soll. Außer den beiden genannten Linien, die ins Innere des Landes weiterzuführen sind, bedarf es noch einer dritten, der ostafrikanischen Südbahn. Diese wird von Kilwa nach Wiedhafen am Nyassasee das jetzt im Aufstand gewesene Gebiet durchschneiden, es der Baumwoll- und Kautschukkultur gewinnen und solche barbarischen Torheiten wie die letzte Erhebung der waffenlosen Eingebornen unmöglich machen. Die Linie mißt 670 Kilometer, ihre wirtschaftliche Rentabilität ist durch den Anbau des erschlossenen Gebietes wie durch das Heranziehen des Handels aus Britisch-Zentralafrika nach dem deutschen Hafen Kilwa gesichert. Wie ganz anders stände die Bilanz der Kolonie, wenn man sich vor fünfzehn oder zehn Jahren zum Bahn-

bau hätte aufraffen können! Um nicht wieder von der Mißgunst oder der launischen Verstimmung der so seltsam zusammengesetzten Reichstagsmehrheit abhängig zu sein, ist der Vorschlag gemacht worden, die Zolleinnahmen der deutschen Südhäfen Kilwa und Lindi an die betreffende Eisenbahnbaugesellschaft auf eine bestimmte Reihe von Jahren zu übertragen und dadurch die Zinsgarantie des Reiches zu ersparen. Auf diesem Wege ist die englische Beirabahn gebaut worden, und Regierung wie Baugesellschaft haben ihren Vorteil dabei gefunden.

Trotz des Fehlens der Eisenbahnen und trotz der schwierigen Arbeiterverhältnisse hat deutscher Fleiß dennoch erfreuliche Resultate davongetragen, die in der stetig sich aufwärts bewegenden Handelsbilanz der Kolonie zum Ausdruck gelangen. Sie belief sich 1903 auf 18¼ Millionen, 1904 auf 23¼ Millionen, 1905 (noch nicht amtlich veröffentlicht) gegen 27 Millionen Mark. Außer den obengenannten Erzeugnissen deutscher Pflanzungen gelangen zur Ausfuhr: Getreide, Oelfrüchte, Elfenbein, Häute und Felle, Bauholz, Mangrovenrinde (als Gerbstoff), und zwar alle diese Artikel mit Ausnahme des Elfenbeins in aufsteigender Tendenz und sämtlich sehr entwicklungsfähig. Eine besondere Bedeutung haben in den letzten Jahren die Gebiete um den Victoria-Nyanza gewonnen, deren Viehüberschuß mit den Nebenprodukten, Häute, Hörner u. s. w., mittels Dampfern und Ugandabahn in den britischen Hafen Mombassa gelangt. Gegenwärtig beginnt man dort oben am See mit Baumwollbau in größerem Stil, ferner hegt man die Hoffnung, die dortigen zahlreichen Goldvorkommen abbauen zu können, sobald die Verkehrsverhältnisse das Hinaufsenden der erforderlichen Maschinen gestatten. Die von Jahr zu Jahr steigenden Einnahmen aus den Binnenzöllen am Victoria-Nyanza beweisen die langsame, aber sichere wirtschaftliche Entwicklung jener weltfernen Gebiete im tiefen Innern.

Neben all diesen ihrer vollen Entfaltung entgegenreifenden Verhältnissen bietet die Kolonie aber noch in einer weiteren sehr wichtigen Richtung eine bedeutende Zukunft: als Ansiedlungsgebiet, als neue Heimat für deutsche Auswanderer. Der berühmte Tropenforscher, Geheimrat Koch, hat uns gelehrt, daß das Hauptübel der Tropen, die endemische Malaria, durch den Stich der (Anopheles) Moskito übertragen wird. In Höhenlagen über 1000 Metern kommt dies Insekt aber nicht mehr vor und verschwindet damit auch die Malaria. Da in solchen Gebieten zugleich die Bedingungen für rationelle Viehzucht und Milchwirtschaft sowie für den Anbau europäischen Brotgetreides und von Futterkräutern gegeben sind, so ist hier dem deutschen Landwirt der Boden für seine Existenz geebnet. An Gebirgsländern mit Höhenunterschieden von 1000 bis 2000 Metern weist aber Ostafrika auf: die beiden Usambaragebirgsstöcke, die drei Paregebirge, die Steppenlandschaften am Fuße des Kilimandscharo und Meru, die Landschaften Iraku und Irangi, die Nguru-, Rubeho- und Ulugurugebirge, die weiten Hochflächen und Bergzüge von Uhehe und Kondeland, endlich das ganze Binnenland, da der Wasserspiegel des Tanganjika auf 800, der des Victoria-Nyanza auf 1200 Meter Höhe liegt. Hier ist also reiche Auswahl für den europäischen Einwanderer, die sich augenblicklich leider nur sehr einschränkt durch die fehlenden

Verkehrsmittel; denn ohne Eisenbahnen ist keine Einwanderung und Ansiedlung in größerem Stile möglich. Einerseits müssen die Familien mittels Eisenbahn schnell aus der ungesunden Küstenlandschaft zum kühlen Höhenlande befördert werden, damit sie nicht den Krankheitskeim der Malaria in sich aufnehmen, anderseits kann nur die Eisenbahn ihnen die Absatzmöglichkeit für ihre Erzeugnisse verschaffen. Der Eisenbahnbau bleibt eben das Alpha und das Omega jeder wirtschaftlichen Entwicklung des Landes.

Die Ansiedler werden, sobald sie eingerichtet sind, von den Erträgen des Ackerbaus und der Viehzucht zu leben vermögen. Um sich daneben zum Wohlstand zu erheben und bar Geld zu verdienen, müssen sie sich je nach den örtlichen Verhältnissen auf Anbau von Kaffee, Sisalagaven, Cearakautschuk oder Baumwolle verlegen. Das Gouvernement befürwortet ein Vermögen von 10000 Mark für eine Ansiedlerfamilie, um die Reisekosten, den Bau eines Hauses und das Leben bis zum Einkommen der zweiten Ernte etwa zu ermöglichen. Das Land wird sehr billig und gegen allmähliche Abzahlung abgegeben. Wie bekannt, haben mehrere Hundert Burenfamilien den Anfang gemacht und weite Ländereien am Meruberge besiedelt. Zwischen ihnen werden gegenwärtig deutsch-russische und reichsdeutsche Familien angesetzt. Sie haben zunächst die beste Verbindung nach der Küste über die Station Voi der britischen Ugandabahn, in ihrem Interesse aber ist die Verlängerung der Tangabahn über Mombo hinaus nach dem Kilimandscharo (etwa 160 Kilometer) dringend zu wünschen.

Vielleicht wird manchem fanatischen Kolonialgegner die obige Darstellung zu optimistisch gefärbt erscheinen. Sie beruht aber auf der persönlichen Kenntnis von Land und Leuten, und ein Grund zum Schönfärben ist nicht vorhanden. Selbstverständlich aber wird von antikolonialer Seite der im Sommer 1905 ganz unvorhergesehen ausgebrochene Aufstand der Eingebornen als ein Moment, das die wirtschaftliche Entwicklung des Landes hemmen müsse, entgegengehalten werden. Tatsächliche Ursachen für jene seltsamen Bewegungen anzugeben, erscheint unmöglich, da die Ansichten darüber zu weit auseinandergehen. Hüttensteuer, Zwangsarbeit auf den Baumwollpflanzungen, Erregung durch Zauberer, Rückfall in die frühere Wildheit, Neigung zu Mord und Raub u. s. w. sollen die bisher friedlichen, elend bewaffneten und jeder einheitlichen Führung entbehrenden Stämme zum Losschlagen gegen die deutsche Herrschaft veranlaßt haben. Wie wenig gefährlich diese Gegner den deutschen Waffen sind, ergibt sich aus der geringen Zahl an Opfern, die dieser Aufstand den Deutschen gekostet hat: Ermordet 9, gefallen 6, gestorben 8, verwundet 12 Europäer! Glücklicherweise hat sich ferner die aufständische Bewegung ausschließlich im Süden der Kolonie ausgebreitet, während die Mitte und der Norden, welche die deutschen Pflanzungen und Kulturanlagen enthalten, unberührt blieben. Ein einziger Häuptling, der in Iraku, in der Nähe der Burensiedlungen, sich zu erheben wagte, ist durch konzentrische Unternehmungen der deutschen Schutztruppe im Nu niedergeworfen worden. Somit haben diese Unruhen nur die Lage geklärt und vor falschem Vertrauen gegen die unzuverlässigen Neger ge-

warnt, die wirtschaftliche Entwicklung der Kolonie aber nur wenig zu beeinträchtigen vermocht.

Zum Schluß sei auch noch der Einwand zurückgewiesen, daß Ostafrika nur fressendes Kapital sei, weil es noch immer einen Reichszuschuß beanspruche und sich nicht selbst zu erhalten vermöge. Dieser Vorwurf ist nicht stichhaltig. Man nehme der Kolonie die schwere Militärlast ($2^1/_2$ Millionen) ab, die nicht die Kolonie, sondern das Reich zu tragen hat, man verringere die Kosten der Verwaltung durch Abberufung der unnützen zahllosen Rechnungsbeamten, und man löse endlich die Schuld von 600 000 Mark ab, die das Budget der Kolonie jährlich an die Deutsch-Ostafrikanische Gesellschaft zurückzuzahlen hat für ein vom Reiche gemachtes Anlehen. Erleichtert man in dieser billigen Weise das Budget Ostafrikas, so wird die Kolonie sofort oder in kürzester Frist einen ausgeglichenen Etat haben, und sie wird nur für außerordentliche Ausgaben, wie z. B. Eisenbahnbau, die Hilfe des Reiches in Anspruch nehmen.

Bei dem Unverständnis und dem Uebelwollen, unter dem unsre deutschen Kolonien seit zwanzig Jahren zu leiden haben, ist nur geringe Hoffnung auf Erfüllung der hier ausgesprochenen Wünsche vorhanden. Ostafrika muß trotz dieser schweren Hemmnisse und ungerechten Bürden sich durchkämpfen, und es wird langsam, aber sicher den Standpunkt erreichen, wo es dem Reiche keine Kosten mehr bereitet, aber zahlreichen Deutschen eine neue Heimat, Wohlstand und reichliches Einkommen gewährt.

Jeder Kilometer Eisenbahn wird das Herannahen dieses Zeitpunkts beschleunigen.

Deutschland und die auswärtige Politik

Es wäre sicherlich zuviel verlangt gewesen, hätte man von der französischen Presse erwarten wollen, daß sie die Reise des deutschen Staatssekretärs des Auswärtigen nach Italien nicht mit belanglosen Kommentaren einleiten und begleiten würde. Es ist das für die Franzosen ein viel zu ausgiebiges und dankbares Thema, außerdem sind die österreichisch-italienischen Beziehungen tatsächlich bis zu einem gewissen Grade die Achillesferse des Dreibundes, und die Lockungen aus Paris und London sind ja seit Jahren dahin gegangen, den Italienern klarzumachen, daß sie unter französisch-englischem Protektorat viel eher und sicherer einige der Wünsche befriedigen könnten, die sie sich als Verbündete im Dreibunde versagen müssen. Die Schwierigkeiten im Verhältnis zu Italien sind nicht von Oesterreich ausgegangen. Die österreichischen Behörden sind der unermüdlichen Agitation der Italia irredenta gegenüber stets in der Defensive geblieben, vielleicht sogar mehr, als im Interesse der guten Beziehungen notwendig gewesen wäre. Auf italienischer Seite hat man das als Schwäche

ausgelegt, und es ist allmählich die Meinung entstanden, daß, wenn nur der von Italien ausgeübte Druck hinlänglich stark genug sei, Oesterreich den italienischen Wünschen schließlich nachgeben werde. Oesterreichs Antwort hat in Festungsbauten und Truppendislokationen bestanden, die Italiener sind dahinter nicht zurückgeblieben, und so haben sich in den letzten Jahren Spannungen herausgebildet, die zu der Tatsache des vorhandenen Bündnisses im direkten Gegensatz stehen. Französische und englische Blätter spotten darüber, daß die Manöver des österreichischen Heeres und der österreichischen Flotte niemals von der Idee einer Kooperation beider Mächte gegen einen gemeinsamen Feind, dem das Bündnis gilt, getragen seien, sondern, wie auch auf italienischer Seite, von der Idee einer gegenseitigen Bekämpfung. Der „Temps“ erzählt seinen Lesern Räubergeschichten, wenn er annimmt, Deutschland sei in der Lage und habe die Absicht, wenn auch nur angedeutet, die österreichische Armee auf Italien loszulassen, und daß nun die Aufgabe, die Herrn von Tschirschky nach Italien führe, wesentlich darin bestehe, den schlechten Eindruck zu verwischen, den die Politik der beiden Verbündeten in Italien erzeugt habe.

Es ist immerhin bemerkenswert, wenn das genannte Pariser Organ der französischen auswärtigen Politik unter Verbeugungen gegen den deutschen Staatssekretär behauptet, wäre Italien Oesterreich nicht benachbart, so würde sein Austritt aus der Allianz mehr als wahrscheinlich sein. Aber die Geographie sei da, um es darin festzuhalten, ebenso wie die Befürchtung eines Krieges, auf den sich vorzubereiten Italien durch seine zwanzigjährige Animosität gegen Frankreich verhindert worden sei. Der Vernunftgedanke, der es an Oesterreich binde, knüpfe es mit demselben Faden auch an Deutschland, denn nur durch Berlin lasse sich auf Wien wirken. Es sei daher augenscheinlich, daß, solange die militärische Situation Italiens andaure und die politische Lage in Europa so bleibe, wie sie heute sei, der Dreibund auch weiter bestehen werde. Nur seien die Motive der Klugheit und Voraussicht, auf denen er beruhe, den Völkern weniger geläufig als den Regierungen, und daher würden ohne Zweifel die betrübenden Zwischenfälle fortdauern, die sich vor unsern Augen abspielen, und die um so zahlreicher sein würden, je mehr die beiden deutschen Mächte Italien das Gewicht ihrer Freundschaft fühlen ließen. Dieses im vorigen Jahre so schrecklich vermehrte Gewicht (terriblement aggravé) zu erleichtern, könne die Diplomatie des Herrn von Tschirschky sich nützlich betätigen.

Es ist durchaus begreiflich, daß der „Temps“ jenes Gewicht vermindert sehen möchte, das Italiens Entschließungen immer wieder in die Richtung des Dreibundes fallen heißt, und es ist einer von den Kunstgriffen, die das Pariser Blatt anwendet, dabei die Wendung „les deux puissantes allemandes“ zu brauchen. Der „Temps“ weiß recht gut, daß innerhalb der Grenzen Oesterreichs sehr viele Leute sind, die sich darüber ärgern. Aber Herr von Tschirschky besucht Italien weit weniger aus diplomatischen als aus Erholungsgründen, die diplomatischen haben in der Hauptsache den Zweck der persönlichen Höflichkeit gegenüber den Verbündeten. Die Italiener könnten mit Recht empfindlich sein,

wenn dieser Besuch eines neuen Staatssekretärs noch länger unterbliebe; so ist es begreiflich, daß Herr von Tschirschky den Urlaub, den er nach der Rückkehr des Reichskanzlers angetreten hat, in Italien verbringt, was schon die Jahreszeit allein fast unvermeidlich macht, und solchergestalt das Nützliche mit dem Angenehmen verbindet. Nach Italien zu gehen und diese Besuche dabei zu unterlassen, wäre wohl eine Unmöglichkeit gewesen, die von der französischen Presse gewiß mit vielen Freuden ausgenutzt worden sein würde, infolgedessen braucht man sie aber deutscherseits nicht zu stark zu betonen, zumal die Spannungen der beiden letzten Jahre wieder normaleren Beziehungen gewichen sind.

Die wieder normaler gewordenen Beziehungen ermöglichen nicht nur die Reise des Herrn von Tschirschky nach Rom, sondern auch den nunmehrigen Rücktritt des Botschafters in Berlin Grafen Lanza, den der bald siebzigjährige Staatsmann bis zu einem Zeitpunkt aufgeschoben hatte, zu welchem seine Abberufung weder einer politischen Mißdeutung noch unerwünschten politischen Folgen ausgesetzt sein konnte. Deutschland verkennt durchaus nicht, daß Italien Mittelmeermacht ist, ein Umstand, der es jetzt entweder an die Seite Englands und Frankreichs weist oder aber es in einen direkten Gegensatz zu diesen beiden Mächten bringen müßte, was im Interesse des europäischen Friedens durchaus nicht erwünscht wäre. Es ist aber deshalb noch nicht nötig, die Annäherung Italiens an die beiden Westmächte, innerhalb eines gewissen Interessenkreises, als Gegensatz zum Dreibunde anzusehen. Denn der Dreibund als solcher hat zu England keine Gegensätze und zu Frankreich nur soweit, als es feindliche Absichten gegen seine kontinentalen Nachbarn bekundet.

Zu den Schwierigkeiten, die sich daraus ergeben, daß Oesterreich über Italienisch redende Gebietsteile verfügt, das Vordringen der Italiener nach Norden aber nicht energisch genug hemmt, haben sich nun auch die weiteren, richtiger vielleicht die näheren, auf der Balkanhalbinsel gestellt. Auch dort stehen sich österreichische und italienische Interessen gegenüber. Die italienischen suchen ersichtlich ihre Deckung bei England. Die antitürkische Haltung der Bulgaren, die autonomistische Bewegung in Makedonien erfreut sich der Unterstützung, jedenfalls der Sympathie Englands, und wenn diese Bewegungen bisher noch nicht weitere Dimensionen angenommen haben, so ist das wesentlich dem Zusammenhalten Rußlands und Oesterreichs zu danken, die mit dem Mürzsteger Programm gewissermaßen das konservative Prinzip auf der Balkanhalbinsel repräsentieren. Solange Rußland in Asien in ungebrochener Kraft dastand, waren Versuche, Schwierigkeiten im nahen Osten zu entfachen, aussichtslos. Infolge des russisch-japanischen Krieges und der großen inneren Schwierigkeiten ist die Neigung in Petersburg, sich in Asien mit England auf eine politische Demarkationslinie zu einigen, erheblich größer geworden. Wie Ende September verlautete, ist eine Einigung über Tibet auf der Grundlage der beiderseitigen Anerkennung der chinesischen Oberhoheit, wie wir im September-Heft angekündigt haben, bereits erfolgt, die Verhandlungen über Persien haben begonnen. Aller Voraussicht nach wird England dann ein Arrangement über den nahen

Osten, d. h. über die Türkei, versuchen, ein Abkommen, das sich freilich nur auf Kosten der Lebensfähigkeit der Türkei vollziehen könnte und daher in den Interessenkreis aller europäischen Mächte eingreifen würde. Bis es dazu kommt, wird noch viel Wasser durch die Donau rinnen. Namentlich das Petersburger Kabinett dürfte wenig geneigt sein, sich durch Engagements auf lange Sicht im gegenwärtigen Augenblick zu binden, wo es ohnehin nicht vollkommen Herr seiner Bewegungsfreiheit ist. Gute Kenner Rußlands befürchten noch immer, daß das Zarenreich den größten Teil der ernstesten inneren Schwierigkeiten noch vor sich habe. Selbstverständlich ist für England die Situation um so günstiger, je mehr Rußland aus einer aktiven Betätigung in der europäischen Politik ausscheidet. Aller Voraussicht nach werden daher diejenigen Fragen, die England unter der Gunst dieser Umstände erledigen möchte, für die nächsten Jahre auf der europäischen Tagesordnung stehen. Ob und wie weit auch in dieser Hinsicht bereits ein Einvernehmen mit Frankreich vorhanden ist, mag bisher im vollen Umfange wohl noch nicht festzustellen gewesen sein, ebensowenig, ob auch dieses Einvernehmen durch militärische Verabredung noch eine besondere Deckung findet. Englische Stimmen haben neuerdings mit derselben Bestimmtheit, mit der Pariser Blätter sie behaupten, jede militärische Verabredung mit Frankreich in Abrede gestellt. Das einzige Zugeständnis, zu dem sich die Pariser Blätter herablassen, ist, daß militärische Abmachungen ausgearbeitet und vorbereitet, aber noch nicht unterzeichnet seien, die Unterzeichnung solle erst mit dem Augenblick erfolgen, mit dem sie in Kraft und Wirkung zu treten hätten. Für Frankreich scheint indes diese Frage der militärischen Abmachung mit England weit mehr eine solche des inneren als des auswärtigen Bedürfnisses zu sein. Es handelt sich dabei weit mehr um das Prestige der Republik der französischen Nation gegenüber als um wirkliche militärische Notwendigkeiten, die nur vorhanden sein könnten, wenn beide Mächte vereint einen großen Offensivkrieg beabsichtigten, was nicht nur von beiden feierlich abgeleugnet wird, sondern auch außerhalb jeder Wahrscheinlichkeit liegt. Man braucht dabei die Verminderung der Flotte des aktiven Dienstes fast um den vierten Teil des Bestandes an Linienschiffen und Panzerkreuzern, die in England angeordnet worden ist, noch nicht einmal über Gebühr zu veranschlagen. England besitzt doch die Schiffe, und seine Mobilmachungsmaßnahmen sind solche, daß es nach wie vor mit seiner Flotte sehr schnell aus dem Friedens- in den Kriegszustand übergehen kann. Außerdem wachsen den Engländern die vier großen neuen Schiffe, die sie im Bau haben, wider Erwarten um vieles schneller zu, als bis vor kurzem vorausgesetzt wurde. Somit besagt auch diese Reduktion nicht mehr, als daß sie allenfalls den Grad der unmittelbaren Kriegsbereitschaft vermindert. Nimmt man zu dem allem, daß dem liberalen Kabinett im Laufe des nächsten Winters sehr erhebliche parlamentarische Schwierigkeiten bevorstehen, so liegt in der Summe der Verhältnisse für Deutschland nur immer eine Mahnung, in den Anstrengungen, die ihm eine Unangreifbarkeit sichern sollen, nicht zu erlahmen. Wir würden durch ein Nachlassen in der Ausgestaltung unsrer Bewaffnung zu Lande

und zur See Frankreich und England einen Vorsprung einräumen, den wir nicht nur nicht wieder einzuholen vermöchten, sondern der auch für einen Gegner, der sich mit kriegerischen Absichten trüge, direkt eine große Verführung enthielte. Außerdem haben wir der englischen Flotte doch immer noch die französische beizuzählen, die nach wie vor sehr große Anstrengungen macht; dem Flottenbestand der beiden Mächte bleibt also auf alle Fälle eine erhebliche Uebermacht gesichert. Eine Herabminderung des englischen aktiven Flottenbestandes ist eine gewisse Bürgschaft dafür, daß die englische Politik sich augenblicklich, und namentlich jetzt zur Winterszeit, mit kriegerischen Absichten nicht trägt, mehr aber auch nicht.

Auch wollen wir nicht außer acht lassen, wenn es auch nicht allzu hoch bemessen, daß in einem Teil der französischen wie der englischen Presse nach wie vor fortgesetzt gegen Deutschland geblasen wird. Als ein Kuriosum dieser Art verdient ein Artikel der Pariser „Libre Parole“ erwähnt zu werden, der mit Riesenbuchstaben als Ueberschrift „Das größere Deutschland“ führt, um dann, ausgehend von der Behandlung des Sultans durch Professor von Bergmann, an der Hand einer im vorigen Jahr erschienenen Broschüre schließlich zu der schrecklichen Tatsache zu kommen, daß Deutschland allein in den Jahren 1901 und 1902 einen Geburtenüberschuß von 1759000 Seelen gehabt habe, 50000 mehr als die ganze Bevölkerung von Elsaß-Lothringen betrage. Falls die Geburtsverhältnisse in beiden Ländern die bisherigen blieben, würde Frankreich im Jahre 1950 41 Millionen Einwohner haben, Deutschland 95 Millionen. „Libre Parole“ fragt entsetzt, wenn ein Genie wie Napoleon sich des Ehrgeizes bemächtigen würde, zu welchem diese Ziffern berechtigen, woher solle Frankreich die Hilfe kommen? — Politik auf ein halbes Jahrhundert hinaus zu betreiben ist ein schlechtes Geschäft. Wir brauchen uns in Deutschland wirklich nicht den Kopf darüber zu zerbrechen, wie unsre 95 Millionen Enkel sich im Jahre 1950 einrichten werden und wie die 41 Millionen Franzosen sich dabei zu verhalten haben. Wahrscheinlich werden beide Nationen dann der Ueberzeugung leben, daß, da sie sich gegenseitig doch nicht umbringen können, sie am besten tun, in Frieden und Freundschaft innerhalb und außerhalb Europas miteinander zu verkehren.

Andrer Art sind die Betrachtungen in den englischen großen Revuen. Während in der „Imperial Review“ Herr Dicey seinen bekannten freundschaftlichen Ton anschlägt und mit großer Entschiedenheit dabei verbleibt, daß es zwischen Deutschland und England keinen Grund zu irgendwelchem Streite gebe, versichern „Contemporary Review“ und „National Review“, welche die Septemberbetrachtung der „Deutschen Revue“ noch immer nicht schlafen läßt, das strikte Gegenteil. In der erstgenannten Zeitschrift ist es Herr Dillon, der versichert, daß der deutschen Politik, die systematisch ihr Ziel verfolge, eine Aenderung der Landkarte Europas herbeizuführen, die englisch-französische Entente als Hindernis entgegenstehe. Es sei daher Vorbedingung für die weitere Verfolgung der deutschen Pläne, dieses Hindernis zu beseitigen und den Bruch der Entente herbeizuführen. Dies müsse dem englischen und französischen Volke immer wieder

nahegelegt werden, da Deutschland sich den Anschein gebe, als suche es eine freundschaftliche Annäherung an die beiden Mächte, während es in Wahrheit nur eine antienglische Koalition zu schaffen suche. So habe Deutschland, wenn auch vergeblich, zur Zeit des Burenkrieges Rußland seine Dienste angeboten, um eine russische Unternehmung gegen die britischen Besitzungen im Osten in die Wege zu leiten. Solche Beweise offenkundiger Feindseligkeit dürfe man nicht vergessen, vielmehr für die Zukunft sich eines Gleichen gewärtig halten. Dillon geht sogar so weit, den Septemberaufsatz der „Deutschen Revue“ als ein Ultimatum Deutschlands an England hinzustellen (sic!), welches das Streben Deutschlands nach Hegenomie deutlich erkennen lasse. Deutschland verlange in mehr oder minder verhüllten Worten seine Aufnahme in die englisch-französische Entente oder deren Auflösung. Eine Verständigung Englands mit Deutschland, die der mit Frankreich entsprechen würde, sei aber schon deshalb nicht möglich, weil es zwischen England und Deutschland keine Reibungsflächen gebe. Ein englisch-deutsches Einvernehmen würde außerdem von der deutschen Politik gegen jede Macht ausgespielt werden, die irgendwie unbequem sei, und so eine wirkliche Gefahr für den Frieden bedeuten. Hier könnte man Herrn Dillon doch wirklich vor die Frage stellen, womit er solche Behauptung zu begründen vermöchte? Seit bald dreißig Jahren ist Deutschland die führende Macht des Dreibundes, dessen Kraft es bisher gegen keine einzige Macht ausgespielt hat und der nicht eine Gefahr, sondern vielleicht der einzig zuverlässige Bürge des europäischen Friedens während eines Menschenalters gewesen ist. Könnte die Sache nicht auch anders liegen und England zum Beispiel geneigt sein, ein deutsch-englisches Einvernehmen in einer Richtung auszunutzen, die uns nicht zusagt, und von der man vielleicht mit größerem Recht behaupten könnte, daß sie eine wirkliche Gefahr für den Frieden bedeute? Aber Herr Dillon macht sich die Sache leicht. Er sieht den Beweis als erbracht an, daß Deutschland 1875, 1887 und 1905 Angriffskriege gegen Frankreich geplant habe, an deren Ausführung es nur durch äußere Umstände gehindert worden sei. Herr Dillon könnte sich mit Bequemlichkeit die Gewißheit verschaffen, daß zu den von ihm bezeichneten Zeitpunkten in Deutschland kein Lafettenschwanz in Bewegung gesetzt worden ist, kein Pferd angekauft für Mobilmachungszwecke, kein einziger Soldat in kriegerischer Absicht seine Garnison verlassen hat. Wir haben im Gegenteil, um den Krieg mit Frankreich zu vermeiden, angesichts des von französischer Seite in Elsaß-Lothringen hochgradig betriebenen Landesverrates den Paßzwang eingeführt, um uns die Notwendigket weitergehender Maßnahmen zu ersparen. Aber Dillon bleibt dabei, daß Deutschland die Verschiebung des europäischen Gleichgewichtes als erste Vorbedingung für seine eigne Entwicklung betrachte und daß dabei Frankreich, als das reichste Land, das geeignetste Angriffsobjekt sei. Dillon scheint danach der Ansicht zu sein, daß man Kriege nach dem Grundsatz: „La bourse ou la vie“ führt. Er behauptet dann weiter, daß man in Deutschland auf freundschaftliche Gefühle bei England gar keinen Wert lege, sondern nur darauf, daß England die pangermanischen Träume verwirklichen helfe. Wenn Deutschland wirklich, wie es

fortgesetzt versichere, an keinen Angriffskrieg gegen Frankreich denke, so sei ja der Friede Europas gar nicht bedroht und eine englisch-deutsche Verständigung somit überflüssig. (!)

In seinen weiteren Ausführungen schreibt er dann der „Deutschen Revue" Wendungen zu, die gar nicht darin gestanden haben und entweder böswillig entstellt oder mit einer nicht ausreichenden Kenntnis der deutschen Sprache gelesen worden sind. Wir wollen gern das letztere annehmen. Herr Dillon versichert weiter, daß das britische Volk keinen Krieg wünsche und bereit sei, für die Erhaltung des Friedens Opfer zu bringen; die Pflege guter Beziehungen zu Deutschland wie zu allen andern Mächten sei eine der Hauptaufgaben der britischen Politik. Aber Opfer zu bringen, die Deutschland benutzen wolle, um den Frieden zu stören, sei zuviel verlangt. Die öffentliche Meinung, die in England anders als in Deutschland die auswärtige Politik zu beeinflussen vermöge, müsse sich stets vor Augen halten, daß Deutschlands Politik nach einer Verschiebung des europäischen Gleichgewichts trachte, auf dessen Erhaltung die englische Politik beruhe, eine Behauptung, die durch Englands Verhalten gegenüber der Türkei und auf dem Balkan freilich hinlänglich widerlegt wird. Ferner verteidige Deutschland seine internationalen Interessen, so wie es sein Land verteidige, nämlich durch den Angriff. Sodann müsse man eingedenk bleiben, daß die deutschen Friedensversicherungen, von welcher Seite sie auch kommen mögen, Gefahr laufen, von den erfahrensten und tüchtigsten Staatsmännern Englands mißverstanden zu werden. Ein englischer Minister, der sich für eine Verständigung mit Deutschland ausspreche, könne in die demütigende Lage kommen, durch die deutsche Presse oder den deutschen Kanzler zu erfahren, daß er mondsüchtig sei und nach einem weitentfernten Stern verlange (sic!). Wenn Deutschland durch weiteren Ausbau seiner Flotte sich finanziell zugrunde richten wolle, so sei das seine Sache. Das relative Machtverhältnis der englischen zur deutschen Flotte werde England jedenfalls aufrechterhalten, wie hoch auch immer die Kosten sein würden. Deutschland müsse sich daher zufrieden geben, daß England wie bisher, so auch in Zukunft seine auswärtige Politik nach eignen Interessen weiterführen werde. So weit die „Contemporary Review".

Die „National Review" geht noch einen Schritt weiter. Sie glaubt in ihrem Oktober-Heft das englische Publikum auf gewisse Intrigen gegen die guten englisch-französischen Beziehungen aufmerksam machen zu müssen, die teils von der „Potsdam Party" im liberalen Kabinett, teils von Journalisten ausgingen. Seit der Bismarckschen Zeit hätten die britischen Staatsmänner lediglich die Geschäfte Deutschlands besorgt, während in Deutschland selbst der Haß gegen England immer unverhüllter zutage getreten sei. Die Liste der Gimpel, die in neuester Zeit auf den deutschen Leim gekrochen, beginne mit Cecil Rhodes und endige mit Mr. Winston Churchill. Der Gefahr einer Entente mit Deutschland, die im Winter 1901/02 vorgelegen habe und die England in noch größere Abhängigkeit von Deutschland gebracht haben würde (sic), sei man nur mit knapper Not entronnen. Die deutsche Politik,

die darauf ausgehe, überall Unfrieden zu säen, werde glücklicherweise heute von aufmerksamen Beobachtern erkannt, nur in Deutschland selbst nicht, wo man blind glaube, was die amtlich inspirierten Zeitungen sagen. Das englische Volk sei jedoch zu der Einsicht gekommen, daß die Sache so nicht weitergehe, und der König habe die Initiative ergriffen. Diesen beiden Faktoren sei der Abschluß der Entente cordiale mit Frankreich zu verdanken. Die Entente erst habe wieder Aussicht auf Erhaltung des Friedens gegeben: der Gedanke eines englisch-französischen Krieges sei aus dem Bereich der Möglichkeit geschwunden, und die Unabhängigkeit Dänemarks, Hollands, Belgiens und der Schweiz seien sichergestellt. Der Triumph des Friedensgedankens, so enthüllt die „National Review“ weiter, sei natürlich in Deutschland mit großem Unbehagen aufgenommen worden. Um die Entente wieder zu Fall zu bringen, habe man die Marokko-Frage aufgegriffen. Die Absichten Deutschlands seien nur dadurch vereitelt worden, daß Lord Lansdowne Deutschland zu verstehen gegeben habe, England werde bei einem unberechtigten Angriff auf die Republik nicht Zuschauer bleiben. Die deutsche Politik habe infolgedessen ihre Taktik geändert. Wenn man mit Gewalt nichts erreichen könne, so suche man jetzt durch Hindernisse zum Ziel zu gelangen. Die englisch-französische Entente bilde ein Hindernis für die Erfüllung der pangermanischen Pläne. Wenn Deutschland jetzt die Freundschaft Englands suche, so sei es nur, um in Frankreich Mißtrauen gegen England wachzurufen und die beiden Mächte wieder voneinander zu trennen. Nach einer Warnung vor dem deutschen Botschafter in London, vor dem alle patriotischen Engländer auf der Hut sein müßten, kommt der Artikel zu dem Schluß: Lieber die alleinige Entente mit Frankreich, wie sie bis jetzt besteht, mit allen ihren vermeintlichen Gefahren aufrechterhalten als einen anerkannten Verräter in das Lager aufnehmen, der sich nur der einen Aufgabe widmen würde, die Beziehungen Englands zu den übrigen Mächten zu trüben!

Auf die direkten Anschuldigungen gegen die „Deutsche Revue“ gehen wir nicht ein. Es hat vom deutschen Standpunkt aus ohnehin wenig Wert, gegen Auffassungen zu polemisieren, die hundertmal widerlegt sind und von denen man annehmen sollte, daß sie in England bei keinem vernünftigen Menschen Glauben finden. Leider ist dem nicht so. Englische Tages-, Wochen- und Monatschriften machen mit den unglaublichsten Behauptungen über Deutschland bei ihren Lesern immer noch einen großen Eindruck. Die Tatsache, daß Deutschland ungeachtet zeitweiser bedeutender Ueberlegenheit fünfunddreißig Jahre lang Frieden gehalten hat, wird ihm nur als Zwang oder Notwendigkeit angerechnet, und wenn wir noch fünfunddreißig Jahre Frieden halten, so werden die englischen Blätter das Verdienst davon stets für die englische Politik in Anspruch nehmen. Diese nun einmal feststehende Tatsache wird Deutschland auf seinen Wegen schwerlich beirren.

Frankreich hat wie Japan die Rolle einer englischen Hilfsmacht angenommen, und um Frankreich in dieser Rolle zu erhalten, wird England wohl oder übel dem russischen Verbündeten dieses seines neuen Freundes gewisse Konzessionen

machen müssen. Bei der Abmachung über Tibet ist dies bereits der Fall gewesen. Sie ist für Rußland — soweit bekannt — erheblich günstiger, als das Zarenreich nach seinen augenblicklichen Machtverhältnissen sie durchzusetzen vermocht hätte. Bei den russisch-englischen Verhandlungen über Persien wird man wahrscheinlich das gleiche Ergebnis beobachten. Die Verständigung wegen Tibet hat für Deutschland nur symptomatisches Interesse, der Unterschied, ob der russische oder der englische Einfluß dort zunächst der größere ist, kann für uns nur von geringem Belang sein. Anders steht es mit Persien, an dessen Erschließung uns größere wirtschaftliche Interessen knüpfen, für die es aber gleichfalls nicht in erster Linie in Betracht kommt, ob der russische oder englische Einfluß der größere sein wird, sondern daß das Prinzip der offenen Tür gewahrt bleibt, die es dem deutschen Handel ermöglicht, sich dort mit jeder Konkurrenz abzufinden. Die Bemühungen Englands, seiner europäischen Frontstellung wie durch Frankreich den rechten, so durch Rußland den linken Flügel zu geben, lassen die Reminiszenzen recht zeitgemäß erscheinen, die sich in den Aufzeichnungen des Fürsten Hohenlohe über seine Audienz beim Kaiser Nikolaus in Breslau im Jahre 1896 vorfinden. Es sind zwar zehn Jahre darüber hinweggegangen, aber der Ausspruch des Kaisers: „J'aime beaucoup l'Angleterre et les Anglais qui me sont sympathiques, mais je me méfie de leur politique" wird heute wohl eher verstärkt als vermindert sein. Die russische Diplomatie hat im Zweibunde mit Frankreich das Leitseil in der Hand zu behalten verstanden, und es müßte seltsam zugehen, wenn sie sich für eine Kombination einfangen ließe, bei der Japan der vierte im Bunde wäre, Rußland aber zu einer Frontstellung gegen Deutschland und Oesterreich sich genötigt sähe. Es hat fast ein providentielles Gepräge, wenn gerade im gegenwärtigen Augenblick die Situation in Polen wieder mehr denn seit langer Zeit einen Kitt zwischen den Drei-Kaisermächten zu bilden bestimmt scheint. Die russische Regierung hat für jeden Kreis der polnischen Gouvernements ein Feldgericht etabliert, und diese Feldgerichte haben vollauf Gelegenheit, eine große Strenge zu betätigen. Es wird das als ein Beweis dafür angesehen werden müssen, einmal daß die russische Regierung die Ueberzeugung gewonnen hat, in Polen mehr und mehr einer Bewegung von nationalem Charakter gegenüberzustehen, sodann aber auch, daß sie sich diese Gelegenheit schwerlich entgehen lassen wird, die Bewegung der Geister in Rußland gegen die die Integrität des Reiches bedrohende polnische Bewegung zu wenden. Das Verhältnis zu Frankreich, das Liebeswerben Englands um die russische Freundschaft, schloß bisher für das Petersburger Kabinett die Besorgnis aus, daß diese beiden Mächte sich einer polnischen Revolution wie im Jahre 1863, wenn auch nur durch diplomatische Sympathiebezeugungen annehmen werden. Frankreich lieh „dem Unterdrücker Polens" bereitwillig seine Milliarden, England wirbt um seine Gunst, und auch Oesterreich, das seine Balkaninteressen den Abmachungen mit Rußland anvertraut hat, würde diesmal nicht daran denken, die verrosteten Bestände seiner galizischen Zeughäuser wie im Jahre 1863 an eine polnische Insurrektion zu veräußern. Das Bestreben, das in Russisch-Polen

wie in Galizien und in Posen bemerkbar wird, die Bewegung auf einen gemeinsamen religiösen Boden hinüberzuspielen, würde in erster Linie wohl eine Uebereinstimmung der drei Mächte dahin zur Folge haben, dem Uebergreifen über die Landesgrenzen mit aller Entschiedenheit vorzubeugen.

Es ist ein eigenartiger Zufall, wenn auch immer nur ein Zufall, daß gleichzeitig mit Herrn von Tschirschky in Rom der neue russische Minister des Auswärtigen, Herr von Iswolsky, in Paris weilte. Er war dadurch — vielleicht wider Willen — Taufpate des Kabinetts Clemenceau. Sicherlich war es für den russischen Staatsmann von Wert, sich über die französische Politik an Ort und Stelle zu orientieren, um so mehr, als Herr Clemenceau als Träger einer chauvinistischen Richtung nach innen und außen gilt und diese Haltung auch noch in einigen Reden, die er vor Antritt des Ministerpräsidiums gehalten, zum Ausdruck gebracht hat. Einstweilen ist nicht anzunehmen, daß darin wirkliche Tendenzen der auswärtigen Politik, sondern vielmehr innere Parteirücksichten maßgebend gewesen sind. Herr Clemenceau zählt fünfundsechzig Jahre, ist also in einem Lebensalter, das vor politischen Uebereilungen schützen sollte. Bei seinen nahen Beziehungen zur Pariser Presse wird man auf diese fortan um so mehr zu achten haben. Für Rußland wird es von besonderem Interesse sein, ob damit etwa eine polenfreundliche Richtung zum Durchbruch kommt. Herr Clemenceau war Ende August auf der Rückreise von Karlsbad in Berlin, hat zwar jeden Verkehr mit amtlichen Kreisen gemieden, desto mehr Aufmerksamkeit aber dem öffentlichen Leben der Hauptstadt gewidmet, das auf ihn einen großen Eindruck gemacht haben soll. Herr von Iswolsky wird auf der Heimreise von Paris Berlin gleichfalls besuchen, hat sich jedoch bereits offiziell beim Reichskanzler angemeldet, dessen Gast er auch sein wird, beim Erscheinen dieser Zeilen wohl schon gewesen ist.

Aber gesetzt den Fall, das Jahr 1907 oder 1908 wäre wirklich dazu bestimmt, die Welt um ein politisches Novum zu bereichern, nämlich um ein auf höchst verschiedenartigen Interessen begründetes Einvernehmen Englands, Frankreichs, Rußlands und Japans, so müßte man sich doch bei Abmessung des Wertes und der Bedeutung dieser neuen politischen Erscheinung gewärtig halten, daß das Bindemittel nicht in gemeinsamen Interessen besteht, die diese vier Reiche verbündet anstreben, sondern daß von den vier Partnern jeder nur das Interesse hat, die andern an etwas zu verhindern, was ihm unbequem und nachteilig wäre; eine Versicherungsgesellschaft auf Gegenseitigkeit, die verhüten soll, daß einer der Beteiligten das Haus des andern anzünde. Nehmen wir dazu noch die Institutionen dieser vier Länder: England, eine konstitutionell-parlamentarische Monarchie, in welcher der Wille und die Initiative der Krone, wenigstens in der internationalen Politik, stärker denn je hervortritt; Frankreich, eine Republik, die schwere innere Gegensatze, die zum Teil dem Bestande der Republik nicht ungefährlich sind, nur mühsam zu überkleistern vermag; Rußland, im Uebergang vom Absolutismus zu einem in seinen Formen noch keineswegs feststehenden konstitutionellen System, in schweren inneren Kämpfen um seine Zukunft ringend

dadurch gezwungen, einer aktiven Politik nach außen zu entsagen und doch gleichzeitig die kommenden Entwicklungen im nahen und fernen Osten fest ins Auge zu behalten; Japan endlich, dessen Politik von einer Bewegung der Geister getragen ist, die unverkennbare Aehnlichkeit zeigt mit der, die in den Jahren 1867 bis 1870 die Politik des Norddeutschen Bundes beeinflußte, und das durch seine Interessengegensätze gegen Amerika Zukunftsperspektiven ernster Art zwischen diesen beiden Weltteilen eröffnet; dazu dann noch die Absichten Chinas, sich militärisch und politisch nach innen und außen zu modernisieren, und endlich die Bewegung in Indien, die gleichfalls auf ernstere Bilder einer näheren oder fernen Zukunft hinweist — das ist, wenn man dann noch die Türkei, den Balkan, Aegypten und Marokko hinzufügt, doch ein zu gewaltiger Rundblick, um ihn in den knappen Rahmen einer englisch-französischen Entente, mag er mit noch so viel Schnörkeln verziert sein, einspannen zu können. Die Berührungspunkte der Nationen haben sich durch die wirtschaftliche Ausdehnung aller Völker, durch ihre militärischen Machtmittel zur See und zu Lande, durch Handel, Post-, Telegraphen- und Schiffsverkehr so ins Unendliche vermehrt und haben längst angefangen, sich so sehr ineinander zu verschlingen und zu verknüpfen, daß heute wohl keine einzige große Macht mehr imstande ist, Politik für sich allein zu treiben. Das war ehemals für eine kontinentale Großmachtspolitik mehr oder minder möglich. Die letzte Erscheinung dieser Art war der deutsche Krieg von 1866. Jetzt hat jede Großmacht nicht nur mit ihren nächsten Grenznachbarn, sondern mit allen großen Mächten der Erde zu rechnen. Der Uebergang von der Großmachtpolitik zur Weltpolitik hat sich vollzogen, in ihrem großen Rahmen haben Ententen und Bündnisse doch nur die Bedeutung augenblicklicher und leicht verschiebbarer Konstellationen. Wie ehedem im Zeitalter der Reformation die Entdeckung Amerikas ein mächtiger politischer und Kulturfaktor wurde, der nicht wenig dazu beigetragen hat, das politische Gesamtbild der Welt zu verändern, so wird die immer engere Berührung aller seefahrenden Nationen auch für die Gestaltung des politischen Gesamtbildes unsrer Zeit bestimmend werden, gerade ebenso wie die Riesenfortschritte der Technik für die Gestaltung der Kriege. Vor dreißig Jahren wären weder Amerika noch Japan für die Berechnungen der europäischen Politik in Betracht gekommen, heut sind solche kaum noch möglich, ohne jene neuen Großmächte voll zu berücksichtigen.

Unveröffentlichte Briefe Giuseppe Verdis und seiner Gattin Giuseppina Strepponi-Verdi an die Gräfin Maffei

Mitgeteilt von

Alessandro Luzio (Mantua)

(Fortsetzung)

Genua, den 29. Juli 1868.

Ehe ich abreise, beantworte ich Ihren letzten Brief, ohne mir einzubilden, Ihnen auf Ihren Gedankenflügen und in Ihren Entzückungen folgen zu können, besonders bei dieser widerwärtigen Hitze, die uns matt, erschöpft, abgezehrt, atemlos macht. Ich werde Ihnen ganz nüchtern ein paar Zeilen schreiben, die stumpfsinnig, abgeschmackt sein werden wie die Hitze, in der wir schwimmen: 23 Grad, fortwährend 23 Grad! Und dabei liegt mein Haus hier auf dem Hügel von Carignano, völlig frei, mit Fenstern nach allen Richtungen, im Angesicht der See; und es ist 5 Uhr morgens, aber nichts hilft. Unerbittlich 23 Grad!!

Trotzdem habe ich mir die „Mariti" und das „Duello" angehört.[1]) Ich, der ich in den Künsten nicht, wie der olympische Zeus von Passy,[2]) nur das Vergnügen will, habe diese beiden Stücke ausgezeichnet gefunden. Im ersten sind vielleicht die Umrisse etwas schwach gezogen, die Farben etwas verblaßt, endlich die Charaktere unbestimmt und matt; aber die Anlage ist trefflich und die Tendenz gut. Wenn in den Einzelheiten und in der Entwicklung Mängel vorhanden sind, so muß man sie verzeihen.

Im zweiten ist die Hand des Künstlers unendlich stärker; er zeichnet kräftig, er meißelt und geht vielleicht bisweilen noch darüber hinaus. Die Handlung ist lebendig und das Interesse sehr groß. Ich muß jedoch sagen, daß mir der Sinn dieses Dramas nicht ganz klar wird. Was bedeutet es? Was hat der Verfasser sagen wollen? Es ist sicher ganz meine Schuld, wenn ich es nicht verstanden habe. Aber ich frage mich noch immer: warum habe ich es nicht verstanden?

Ich glaube, daß diese beiden Dramen vom Staate preisgekrönt worden sind. Das tut mir leid: sie verdienten dieses Unglück nicht. Vor allem darf ein Künstler nichts von einer Regierung annehmen, die keinen andern Plan zu haben scheint, als die Künste zu vernichten. Auf jeden Fall ist es besser, von keiner Regierung, mag sie sein wie sie will, jemals irgend etwas anzunehmen, aus-

---

[1]) „I Mariti", Lustspiel von Achille Torelli, „Il Duello", Drama von Paolo Ferrari.

[2]) Gemeint ist Rossini.

genommen ein paar Zentimeter Band,[1]) weil es nicht der Mühe lohnt, sie abzulehnen, wenn nicht irgendein triftiger Grund vorliegt, der dazu nötigt ...

*

S. Agata, den 20. November 1868.

... Ein großer Name ist aus der Welt verschwunden![2]) Sein Ruf war der verbreitetste, der populärste unsrer Zeit, und es war italienischer Ruhm. Wenn der andre, der noch lebt, nicht mehr sein wird, was wird uns dann übrig sein? Unsre Minister, und die Taten von Lissa und Custoza!!!

Zur Ehre der Wahrheit muß ich jedoch sagen, daß die Absicht Ihres Ministers,[3]) vom Parlament Mittel zu verlangen, um Rossinis Leichenbegängnis zu veranstalten und ihm in Santa Croce ein Denkmal zu errichten, höchst lobenswert ist. Doch glaube ich, sie werden den Leichnam nicht bekommen, wenn dies von Madame Rossini abhängt. Kein Franzose liebt die Italiener, aber Madame Rossini verabscheut uns für ihre Person allein so sehr wie alle Franzosen zusammen.

Auf jeden Fall ist der Gedanke der Regierung edel und schön ... Nur wenn ich mich daran erinnere, daß diese selbe Regierung die Konservatorien aufgibt, den Theatern die Beisteuer entzieht, die Einnahmen, die Engagements mit einer Steuer belegt und so die Ausübung der Kunst, die Rossini repräsentierte, unmöglich macht, dann erscheinen mir diese Ehren wie ein Hohn, wie eine Affektation von Gefühl, eine Heuchelei und noch mehr. Liebe, liebe Menschen, diese unsre Herren! ...

*

S. Agata, den 15. Mai 1869.

... Es schmerzt mich lebhaft, Sie in Kümmernissen zu wissen. Denen gegenüber, die aus dem Unbekannten, aus dem Unsichtbaren kommen, ist nichts zu sagen, und man muß sich drein schicken. Den andern gegenüber erhebt man, wenn man kein schlechtes Gewissen hat, die Stirn und spricht die Worte nach, die Guizot eines Tages seinen Parlamentskollegen zurief: „Criez, criez, vos cris n'arriveront jamais à l'hauteur de mon dédain!“[4]) Großartig! So ist es: den Pfeilen der Bosheit kann man nichts andres entgegensetzen als den Panzer der Gleichgültigkeit und der Verachtung. Ich hoffe, Sie bald in S. Agata zu sehen, weil ich für diese Art von Leiden, die ich seit so langer Zeit kenne, vorzügliche Heilmittel habe.

Meine wärmsten Glückwünsche für Maffei.

---

[1]) Verdi hatte stets eine aufrichtige Geringschätzung für alle Orden. Die seinigen schickte er im Jahre 1868, demselben, in dem er die obigen Zeilen schrieb, der italienischen Regierung zurück, da er sich durch unüberlegte Aeußerungen des Ministers Broglio beleidigt fühlte.

[2]) Rossini (gest. 13. November 1868 zu Passy).

[3]) Der obengenannte Broglio.

[4]) „Schreien Sie, schreien Sie, Ihre Rufe werden niemals bis zur Höhe meiner Verachtung gelangen.“

Grüßen Sie Aleardi, den ich in Paris kennen gelernt habe, mit der ganzen Ehrerbietung und Achtung, die ein Dichter von seiner Bedeutung verdient ...

*

(Genua), den 29. Juli 1869.

Endlich sind wir hier! Seit gestern abend erst. Ich habe hier Ihren überaus lieben Brief vorgefunden mit dem beiliegenden an den Kanonikus, den ich bereits besorgt habe.

Die Geschichte mit dem Teich [1]) wäre allerdings besser nicht passiert, aber eine Gefahr konnte nicht dabei sein. Es konnte gar nicht anders sein, als daß ich, auf dem Grunde angelangt, mich auf die Füße stellte; und war ich einmal auf den Füßen, selbst wenn mir das Wasser bis zur Kehle ging, so war alles in Ordnung. Peppina erinnert sich oft daran, und ein gewisser Eindruck ist ihr geblieben.

Ich beneide Sie, und zwar unendlich, um den Besuch, den Sie von Manzoni empfangen haben. Ich beneide auch diesen Petrella, [2]) der einen Brief von ihm erhalten hat. Und ich Dummkopf habe nie den Mut gehabt, an den göttlichen Mann zu schreiben, um ihn nicht zum Antworten zu nötigen. Aber lassen Sie nur, ich werde den Fehler wieder gutmachen, und so werde auch ich ein Autograph von ihm bekommen.

Es ist eine teufliche Hitze! Ich bin müde, habe keine Kraft und weiß nicht, ob mir so viel übrigbleiben wird, um vorwärts zu kommen, denn wir hatten große Pläne. Wir wollten eine kleine Reise machen nach einer Gegend von Deutschland, die wir nicht kennen ...

*

S. Agata, den 19. November 1869.

Die Angelegenheit in Bologna [3]) ist eine unangenehme Sache für viele und auch für meinen vortrefflichen Freund Mariani, der keinen Finger für diese Angelegenheit gerührt hat, die ich ihm so sehr empfohlen habe. Die Kommission in Mailand kann meiner Ansicht nach nichts andres tun als den einzelnen Komponisten die Stücke zurückgeben und nicht mehr davon sprechen. Diese Messe konnte nur dann einen Sinn haben, wenn sie in Bologna aufgeführt wurde und am Jahrestag. An einem andern Ort, an einem andern Tag bedeutet sie nur ein Konzert.

---

[1]) Verdi war in Gefahr, in einem künstlichen Teich bei seiner Villa in S. Agata zu ertrinken, zum großen Schrecken seiner Frau, wie diese selber weiter unten erzählt.

[2]) Der Komponist Petrella, der unter anderm ein Musikstück über die „Promessi Sposi" geschrieben hatte.

[3]) Eine Messe für Rossini, an der alle berühmten Komponisten Italiens mitgearbeitet hatten, indem jeder ein Stück komponierte, aus der aber schließlich nichts wurde. Die Schuld daran gab Verdi dem Dirigenten Mariani (dem bekannten Vorkämpfer der Wagnerschen Musik in Italien). Von Mariani sagte Verdi: „Er ist ein nicht immer kluger Kopf, das beste Herz und eine musikalische Natur non plus ultra."

Sie werden Corticelli sehen, der wegen der Affäre Piave[1]) nach Mailand zurückkehrt. Sie werden wissen, daß zu dessen Gunsten ein musikalisches Album von sechs Romanzen herausgegeben wird, das ich unter Ihre Protektion stelle: nicht weil es ein Ritornell von mir enthält, und nicht, weil es mir viele Verdrießlichkeiten bereitete (ich mußte mich an alle die hervorragenden Mitarbeiter dieses Albums, die ich nicht kenne — Cagnoni ausgenommen —, mit Briefen und Bitten wenden), sondern weil es ein wohltätiges Werk ist.

Schlagen Sie also ein wenig die „große Trommel" und machen Sie, daß Ihre Verehrer und Ihre Verehrerinnen und die Verehrer Ihrer Verehrerinnen nicht bloß das Album kaufen, sondern auch alles mögliche Gute darüber sagen und es in die Mode bringen.

Teufel! es trägt zwei französische Namen und soll nicht in die Mode kommen?

Ich weiß nicht, ob es vom musikalischen Standpunkt viel taugt, ich weiß nur, daß es sich darum handelt, einem Unglücklichen eine Wohltat zu erweisen, und das genügt für Sie und muß für alle genügen, die ein wenig Herz haben.

Wenn er wiederkommt, küssen Sie unserm Großen die Hände ...

*

S. Agata, den 30. April 1870.

Ich bin wirklich, wirklich in S. Agata, und stellen Sie sich vor, mit welcher Freude! Es kommt mir gar nicht wahr vor, daß ich ein wenig Ruhe genieße nach so viel Lärm und so viel Plage. Was für ein höllischer Monat! Nie einen Augenblick Ruhe. Und dabei weiß ich eigentlich noch gar nicht, was ich in Paris zu tun hatte und warum ich hingereist bin. Ganz wie ein Bauer mit der Nase in der Luft und mit offenem Munde die Schönheiten der Stadt bewundernd, die wirklich immer prächtiger und schöner und schöner wird. Wie viel Neues in nur zwei Jahren, während deren ich sie nicht gesehen habe! Ich bin viel in den Theatern gewesen: in den Musiktheatern nichts Gutes, mit Ausnahme der Patti, die wunderbar ist. In den Prosatheatern wenig Gutes. „Fernanda" ist kein gutes Stück. „Autre" desgleichen. „Pattes de mouche" gutes Lustspiel u. s. w.

Kommen wir auf uns zu sprechen. Der Meister schreibt nicht und hat gar keine Lust zu schreiben. Es könnte aber sein, daß er es später für die Opéra Comique täte in Anbetracht der Freundschaft für Du Locle, aber es ist schwer, sehr schwer.

Sardou sagte mir rund heraus, daß er Faccio nicht autorisieren könne, die „Patrie" zu machen. Er hat es sich in den Kopf gesetzt, früher oder später ein Libretto für die Opéra daraus zu machen, und was merkwürdig ist, er glaubt, ich werde die Musik dazu schreiben. Bah! ... „Mais oui, mais oui," fügte Perrin, der dabei war, hinzu; „cela doit être! — Par exemple!" und dann folgte eine lange Rede von mir gegen seine „grande boutique" und seine

[1]) Librettist Verdis. Er starb als Geisteskranker, und Verdi unterstützte ihn und seine Familie reichlich.

Sänger u. s. w. u. s. w. Alles umsonst! Sie verließen mich mit der Ueberzeugung, daß ich nicht werde leben können, ohne die Luft von Paris einzuatmen, und kein Motiv mehr finden, ohne „me fourrer dans la grande boutique“.

Küssen Sie in meinem Namen unserm großen Manne die Hand!

*

S. Agata, den 30. September 1870.

Dieses Unglück Frankreichs erfüllt, wie Ihnen, auch mir das Herz mit Verzweiflung. Allerdings war und ist die „blague“, die Impertinenz, die Anmaßung an den Franzosen trotz all ihrer Mißgeschicke unerträglich: aber schließlich hat Frankreich doch der modernen Welt die Freiheit und die Kultur gegeben. Und wenn es fällt, täuschen wir uns nicht, werden alle unsre Freiheiten und unsre Zivilisation fallen. Mögen unsre Literaten und unsre Politiker auch das Wissen, die Wissenschaften und sogar (Gott verzeihe ihnen) die Künste dieser Sieger preisen,[1]) aber wenn sie ein wenig ins Innere blickten, würden sie sehen, daß in ihren Adern immer das alte gotische Blut strömt; daß sie von einem maßlosen Hochmut, hart, unduldsam sind, voll Verachtung gegen alles, was nicht germanisch ist, und von einer Raubgier, die keine Grenzen hat. Menschen von Verstand, aber ohne Herz: eine starke, aber nicht zivilisierte Rasse... Jetzt, wo Bismarck bekanntgeben will, daß Paris verschont bleiben wird, fürchte ich mehr als je, daß es, wenigstens teilweise, zerstört werden wird. Warum? Ich vermag es nicht zu sagen; vielleicht damit keine so schöne Hauptstadt mehr existiert, derengleichen zu schaffen ihnen niemals gelingen wird. Armes Paris, das ich im vergangenen April so heiter, so schön, so herrlich gesehen habe!

Und wir? Ich würde eine großherzigere Politik gewünscht haben, und daß man eine Dankesschuld abtrüge. Hunderttausend der Unsrigen hätten vielleicht Frankreich und uns retten können. Auf jeden Fall würde ich lieber sehen, daß wir besiegt mit den Franzosen einen Frieden unterzeichnen würden, als diese Gleichgültigkeit, die uns eines Tages Geringschätzung eintragen wird.

Wir werden dem europäischen Krieg nicht entgehen, und wir werden verschluckt werden. Es wird nicht morgen sein, aber es wird kommen. Ein Vorwand ist rasch gefunden: vielleicht Rom ... das Mittelländische Meer ... Und dann, ist nicht das Adriatische Meer da, das sie schon als deutsches Meer erklärt haben?

Das Ereignis in Rom[2]) ist eine große Tat, aber mich läßt es kalt, vielleicht weil ich fühle, daß es die Ursache von Unheil sein könnte sowohl im Ausland wie im Innern: weil ich Parlament und Kardinalskollegium, Preßfreiheit und

---

[1]) Wenige Jahre später zeigte Verdi, daß er Deutschland besser würdigen gelernt hatte, und im Jahre 1877 (s. weiter unten den Brief vom 22. Mai 1877) nahm er die Kundgebungen, die ihm zu Ehren in Köln veranstaltet wurden, dankbar auf. Für die klassische deutsche Musik und für den Giganten Beethoven hatte er immer die höchste Bewunderung. Dagegen ärgerte er sich, daß man ihn für einen Nachahmer Wagners hielt (s. den Brief vom 19. März 1878).

[2]) Der Einmarsch der Italiener durch die Bresche in der Porta Pia am 20. September 1870.

Inquisition, Bürgerliches Gesetzbuch und Syllabus nicht in Uebereinstimmung bringen kann; und weil es mich erschreckt, zu sehen, daß unsre Regierung auf gut Glück handelt und ihre Hoffnung ... auf die Zeit setzt. Angenommen, es kommt morgen ein kluger, verschlagener Papst, ein rechter Schlaukopf, wie Rom schon so viele gehabt hat, so wird er uns zugrunde richten. Papst und König von Italien kann ich nicht zusammen sehen, nicht einmal in diesem Brief.

Ich habe kein Papier mehr. Verzeihen Sie das Geschwätz. Es ist ein Herzenserguß. Ich sehe sehr schwarz, und doch habe ich Ihnen nicht die Hälfte des Schlimmen gesagt, das ich denke und fürchte. Leben Sie wohl ...

*

Genua, den 28. Dezember 1870.

... Ich hoffte wirklich, Sie im Laufe dieses Winters zu sehen, aber ich werde nicht nach Mailand kommen, daran sind diese verwünschten Goten schuld, die Quelle aller meiner Leiden, und, wenn ich auch die meinigen in Geduld tragen würde, später wird es heißen, der unsrigen. Ach, wenn wir doch 150- oder 200 000 Soldaten nach Frankreich geschickt hätten, vielleicht wäre alles gut. Auf jeden Fall würden wir, auch wenn wir besiegt würden, die Bewunderung aller erregt haben: so wird, wenn der Krieg beendigt ist, der Haß der Franzosen auf uns sitzen bleiben, und noch größere Geringschätzung — wenn es überhaupt möglich ist, daß sie noch größer wird — der modernen Goten ... Aber lassen wir diese Erörterungen, die mir das Blut vergiften ...

*

Genua, den 11. März 1871.

... Ich höre mit Vergnügen von den „Lituani",[1]) — um so besser für alle. Der einzige Bedauernswerte ist er, denn wenn er keine starke Seele hat, wird er sehen, was für Freuden ...[2]) Aber sprechen Sie wirklich von der „Gewissenspflicht" zu schreiben? Nein, nein, Sie scherzen; denn Sie wissen besser als ich, daß die Rechnungen sich ausgleichen: das heißt, daß ich stets den übernommenen Verpflichtungen mit voller Gewissenhaftigkeit nachgekommen bin: Das Publikum hat sie ebenfalls stets mit voller Gewissenhaftigkeit, mit tüchtigem Pfeifen oder Beifallklatschen aufgenommen. Somit hat keiner ein Recht, sich zu beklagen, und ich wiederhole noch einmal: die Rechnung gleicht sich aus ...

*

Genua, den 23. April 1871.

... Haben Sie es gehört? Die Preußen haben Paris bombardiert!! Und heute ziehen sie dort ein! Wenn Sie noch beten, sagen Sie in Ihren Gebeten: „Herr, ‚libera nos' von den Preußen." — Er wird Sie nicht erhören. Aber es macht nichts. Beten Sie, beten Sie auch für mich ...

---

[1]) Von Ponchielli, einem von Verdi sehr geschätzten Komponisten (1834 bis 1886).

[2]) Bittere Anspielung auf die Enttäuschungen der künstlerischen Laufbahn.

Genua, den 17. November 1871.

... Danken Sie der Gräfin Gina in meinem Namen. Sagen Sie ihr, daß ich die vierzehn Tage, die ich in ihrem entzückenden Cassano verbracht, niemals vergessen habe, und sagen Sie ihr auch, daß ich bedaure, von der liebenswürdigen Einladung jetzt keinen Gebrauch machen zu können. Es sind einige der Künstler hier, die die „Aïda“ singen werden, und natürlich benutzen wir die Zeit und studieren.

Und was tun Sie? Wir werden Sie bald sehen, und ich kann Ihnen nicht sagen, mit welch großer Freude.

Wenn Sie zu Manzoni gehen, küssen Sie ihm die Hand und sagen Sie ihm alles, was die tiefste Bewunderung Ihnen eingeben kann und was ich nie werde sagen können. Es ist sonderbar! Ich, der ich einst im höchsten Grade schüchtern war, bin es jetzt nicht mehr: aber vor Manzoni fühle ich mich so klein (und bedenken Sie dabei, daß ich stolz wie Luzifer bin), daß ich nie oder beinahe nie das rechte Wort finde.

Adieu, meine Clarina, und bleiben Sie mir immer gut.

*

Genua, den 11. Dezember 1871.

... Ich habe jenen Brief[1]) an Filippi, von dem Giulio Ricordi eine Abschrift hat, in der traurigsten Stimmung geschrieben. In einem andern Brief, den ich eben erhalte, will Filippi die Reklame in einigen besonderen Fällen entschuldigen. Ich nicht: es ist immer etwas Demütigendes und von keinem Nutzen. In diesem Augenblick bin ich ferner so schlecht disponiert, so ärgerlich über diese Widerwärtigkeiten des Theaterlebens, daß ich imstande wäre, zu den ernstesten Entschlüssen zu kommen. O, die Jahre haben mir das Blut noch nicht kalt genug gemacht, und ich kann meine Empfindungen nicht ersticken, mögen sie freudig oder traurig sein!! Meine unglückselige Natur! Nie, nie eine Stunde Ruhe ...

*

S. Agata, 4. Mai 1872.

Peppina gab vor mehreren Tagen demjenigen, den wir unsern Gärtner nennen, den Auftrag, einen großen Korb mit Blumen aller Arten fertig zu machen, um ihn Ihnen zu schicken. Dieser unser sogenannter Gärtner kam ganz beschämt zu mir und sagte, daß er Blumen fast gar nicht habe mit Ausnahme von Rosen: erstens, weil ich nur sehr wenige ziehen lasse, zweitens, weil diese wenigen durch die vielen Regengüsse verdorben sind. Uebrigens wissen Sie, daß dieser mein sogenannter Garten aus zwölf Weiden, achtzehn Pappeln und vierundzwanzig Rosenstöcken besteht! ... Ich liebe die Blumen sehr, aber um schöne zu haben, braucht man einen großen Gärtner ... Ich hasse alle Arten von Tyrannei und besonders die häuslichen. Nun sind aber die großen Gärtner,

---

[1]) Ein berühmter Brief, gegen die ungehörige Reklame gerichtet, die für „Aïda“ gemacht wurde.

die großen Köche, die großen Kutscher die wahren Tyrannen eines Hauses. Mit solchen steht es Ihnen nicht mehr frei, in Ihrem Garten eine Blume zu pflücken, ein einfaches Ei mit Salat zu essen, Ihre Pferde zu benutzen, wenn es regnet oder die Sonne zu stark scheint u. s. w. u. s. w. Nein, nein: der Tyrannen im Hause sind es genug an mir allein, und ich kenne die Mühe genau, die ich mir koste!!! Uebrigens bin ich ein Tyrann, der schließlich immer das tut, was er nicht will ... Wollen Sie einen Beweis dafür? Ich schreibe Opern, und das ist dasjenige, was ich am wenigsten von allen Dingen tun möchte!! Quelle blague! ... Entschuldigen Sie also, wenn mein sogenannter Garten keine schönen Blumen hat, die würdig wären, Ihnen geschickt zu werden.

Und Sie, wie geht es Ihnen, meine liebe Clarina? Ich höre, daß Sie an heftigen Migränen leiden. Pflegen Sie sich, halten Sie sich ein wenig still und ruhig. Wie gut würde Ihnen ein bißchen S. Agata tun! Wollen Sie herkommen? Ich komme bis nach Mailand, Sie abzuholen. Sie wissen doch, welch großes Vergnügen Sie Peppina und mir machen würden ...

*

S. Agata, den 26. August 1872.

Ich danke Ihnen für die „Perseveranza", die Sie mir geschickt haben, der Artikel über Manzoni hat mich im höchsten Grade interessiert, aber noch mehr der herrliche Brief, in dem Manzoni das Amt eines Deputierten von Arona ablehnt. Bei dessen Lesen fühlte ich, der ich (Gott verzeihe mir) Abgeordneter [1]) gewesen bin, mir mehr als einmal die Röte ins Gesicht steigen. Geschieht mir recht, sagte ich bei mir ... Aber warum Manzoni verteidigen? Er steht so hoch, daß es meiner Ansicht nach vollkommen unnötig war. Es ist übrigens sehr schmerzlich, zu sehen, daß italienische Männer (allerdings sind die Priester keine Italiener) es wagen, Manzoni nicht nur anzugreifen, sondern auch zu verhöhnen ...

*

Genua, den 26. November 1872.

Ich danke Ihnen, meine teuerste Clarina. Aber, hier unter uns gesagt, wäre es nicht besser, ein andrer nähme den Platz ein? [2]) Was habe ich getan? und was werde ich tun können? — Ich weiß nicht, was ich sagen soll: oder richtiger, ich sage, daß es eine große Verlegenheit für mich ist und niemand etwas nutzt. All dies sage ich Ihnen, Ihnen allein, denn wenn andre mich hörten, würden sie sagen, daß ich unhöflich und undankbar bin. Lassen wir also den Senator gelten, und sprechen wir nicht mehr davon.

Heute morgen wurde mir von Busseto das Buch von Carcano zurückgeschickt. Danken Sie ihm einstweilen in meinem Namen und sagen Sie ihm, daß ich ihm sehr bald schreiben werde.

Die Frau Senatorin ist krank, sie hat das prosaischste Uebel von der Welt. Es handelt sich um einen Furunkel an einer Stelle, die ich nicht zu nennen wage.

---

[1]) Parlamentsabgeordneter für das Kollegium von Borgo S. Donnino.

[2]) Als Senator.

Danken Sie Frau Saulina und Tenca vielmals und nehmen Sie einen herzhaften Händedruck entgegen ...

*

Neapel, den 29. Dezember 1872.

Guten Tag und gutes Jahr, das heißt Gesundheit und Ruhe! Die Ruhe! Das beste Ding auf dieser Welt und das, was ich hauptsächlich in diesem Augenblick wünsche. Welcher Teufel hat mir in den Kopf gesetzt, mich wieder mit Theaterdingen zu befassen! Ich, der ich mich seit mehreren Jahren an dem glücklichen Leben des Bauern erfreue! Jetzt bin ich „auf dem Ball",[1]) und da heißt es tanzen, und ich versichere Sie, daß es sich hier gut tanzt. Ich wußte von den ungeordneten Verhältnissen dieses Theaters, aber weder ich noch andre konnten sie sich so vorstellen, wie sie sind. Die Unwissenheit, die Untätigkeit, die Gleichgültigkeit, die Unordnung, die Zerrüttung, die bei allen in allem und allem gegenüber herrscht, sind unbeschreiblich. Es ist nicht zu glauben: mir kommt geradezu das Lachen, wenn ich mit ruhigem Geist an alle die Mühe denke, die ich mir mache, an alle die Aufregungen, die ich durchmache, an meine Hartnäckigkeit, zu wollen und zu wollen um jeden Preis. Es kommt mir vor, als ob alle mich ansehen, lachen und sagen: „Ist der verrückt?"

O, meine Eitelkeit ist schwer bestraft worden; denn ich gestehe Ihnen, ich habe wirklich einen Augenblick der Eitelkeit gehabt. Ich will deutlich reden. Als die Regierung den Theatern den Zuschuß entzog, sagte ich: gut, zeigen wir dieser Regierung, daß sie unrecht hat und daß wir auch ohne sie etwas leisten können. — Ich kam dann nach Mailand, der „Macht des Verhängnisses" wegen. Es gab viel über die Musik zu sagen, aber die Inszenierung und Chor und Orchester imponierten — das war es, was ich wollte. Ich kam dann der „Aïda" wegen. Die gewohnte Geschichte über die Musik (damals wurde die „Macht des Verhängnisses" gut), aber Inszenierung und Aufführung hatten Erfolg. Volles Haus und hohe Einnahme. Ich ging nach Parma, und der Erfolg war gleichfalls ausgezeichnet: immer volles Haus und hohe Einnahme. Ich überwachte Padua von der Ferne, und durch Faccios Bemühungen gab es wieder Erfolg und Einnahmen. Ich kam nach Neapel in der Hoffnung, ebenfalls Erfolg zu haben, aber hier — patatrac, der Boden fehlt mir unter den Füßen, und ich weiß nicht, worauf ich mich stützen soll.

Geschieht mir recht.

Meine Eitelkeit ist da tüchtig bestraft worden.

Jetzt bin ich sehr dégrisé, und wenn ich nicht zu meinem Unglück (dummerweise) Giulio gegenüber neue Verpflichtungen übernommen hätte, würde ich sofort von dannen gehen, um meine Felder auch bei Nacht zu bebauen und Musik und Theater vollständig zu vergessen.

Uebrigens, so wütend ich bin, meine Gesundheit ist gut.

---

[1]) Italienische Redensart; Sinn: in eine Angelegenheit verwickelt sein.
Anm. d. Uebers.

Auch Peppina geht es gut, und wir beide warten auf einen günstigen Augenblick, um diese Sonne und dieses Klima zu verlassen, das wirklich bezaubernd ist. Den ganzen Tag die Fenster offen und in den Zimmern fünfzehn Grad Réaumur Wärme.

Schreiben Sie mir und erzählen Sie mir ausführlich von Ihnen.

*

S. Agata, den 29. Mai 1873.

Ich war nicht dabei,[1]) aber wenige werden an diesem Morgen trauriger und ergriffener gewesen sein, als ich es war, obwohl ich in der Ferne weilte.

Wie ist alles zu Ende! Und mit ihm geht auch unser reinster, unser heiligster, unser höchster Ruhm zu Ende.

Ich habe viele Zeitungen gelesen! Keine spricht von ihm, wie es geschehen müßte. Viele Worte, aber nicht tief empfunden.

Dennoch fehlt es auch nicht an bissigen Ausfällen. Sogar gegen ihn! O, was für ein abscheuliches Volk wir doch sind!

(Fortsetzung folgt)

Sein Kind

Novelle

von

Rose Raunau

Sie weinte nicht. Es gibt Schmerzen, die jenseits von Tränen liegen.

Regungslos starrt sie auf den Kopf, der sich unruhig in den Kissen bewegte.

Das war das Gesicht, das schöne, frohsinnige, das sie einst vergöttert hatte!

Der blaßblonde Bart hing hart um das weiblich zarte Kinn, die Haut war fahl und farblos und von häßlich feuchtem Glanz. Und wie groß die Nase in dem abgemagerten Gesichte geworden schien.

Nur die Hände waren schön, schöner als je.

Ihre Augen saugen sich fest an diesen marmornen Händen.

Hier ließ sich ausruhen von aller Qual.

Aber seine Fieberreden lassen sie nicht ruhen. Zerrissene wirre Worte rufen sie. Und seltsam, immer sind es die gleichen, immer die gleichen Worte wieder, in verzehrender Angst gesprochen, als läge eine Last auf seinem Leben, die um Erlösung schrie.

Sie fühlte seine Qual wie die eigne, aber sie half ihm nicht. Sie rang, gepeinigt von Leid, die Hände ineinander, aber sie half ihm nicht. Sie wußte

---

[1]) Beim Leichenbegängnis Manzonis.

ja den Weg zu ihm nicht mehr, keinen Weg zu seiner Seele. Schon damals nicht, wie sie machtlos gefühlt, daß er, langsam gleitend, sich von ihr gewandt.

Daß sie kinderlos geblieben, das war es wohl. Und daß sie seine Selbstsucht beschönigt und gepflegt, weil sie ihn so blind, so selbstvergessen geliebt. Sie biß in ihre Lippen, kein Seufzen durfte laut werden hier.

Das Mädchen hatte leise mit der Morgenzeitung einen Brief gebracht.

Eine ungebildete Schrift, an ihren Mann adressiert?

Zögernd drehte sie den Umschlag hin und her.

Sie mußte den Brief öffnen statt seiner. Widerwillig tat sie es heut. Ein seltsam sperrendes Gefühl saß in ihrer Kehle und machte ihr Schmerz.

„Geherter Her Rehgirunksraht! Das Kint is nu da. Und gans Gesunt. Luise get es Gut wie es gehen Kan. Unt ein Junge. Gestern um Uhre 9 Früh. Wir Erwarten ihren werden besuch.

Verbunden mit Gruß

Verwitweh Rosalie Ruch. Gebohrne Kockow

Schlickmannstraße 16. 3 Trepen."

Was sollte das? Was ging das ihren Mann an?

Ja wie denn? Luise? Luise Ruch? So hieß ja —

Ihre Knie zitterten und bogen sich in Schwäche. Das Zimmer tauchte in graues, wie Nebel aufsteigendes Dunkel. Mit einem Wimmern, leise wie ein Hauch, fiel sie auf den Stuhl, den ihre Hand umkrampfte.

Das knisternde Papier auf ihrem Kleid erst weckte sie wieder. Verständnislos starrte sie es an, indes sie langsam die Stirne strich, bis ihr Denken wieder klar wurde.

Den Namen kannte sie. Sie durfte nicht mehr zweifeln und nicht mehr hoffen.

Ihr Mädchen war's, das nach ihm rief! Ihr Hausmädchen, das vor einem halben Jahre von ihr fortgegangen war.

Mechanisch barg sie das Blatt in ihrer Tasche und antwortete der Krankenschwester, die besorgt in ihr Gesicht sah, mit einem Lächeln. Es war ein Lächeln voll Traurigkeit.

Wie wohl es tat, sich freundlich umsorgen zu lassen. Wie wohl es jetzt tat. Sie schloß die Augen und ließ sich auf der Chaiselongue in eine Decke hüllen, hilflos und willenlos und dankbar wie ein Kind.

Wenn sie den armen Kopf nur an die Brust der Schwester hätte lehnen dürfen und weinen, weinen! Aber allein mußte sie brüten über all das Schreckliche, das um sie her gewachsen war, das sie nicht hatte werden sehen und das nun größer und stärker geworden als sie selber.

So weit war es gekommen! So grausig weit! Erst das Jahr der langsamen Entfremdung, die sie bis ins Herz des Herzens getroffen, dann seine Krankheit, die Gewißheit des nahen Endes, und nun —

Aber das war ja gleichgültig nun. Was lag an allem andern? Darum litt sie nicht mehr. Alles ging ja unter vor dem einen.

Das Bewußtsein seiner Untreue nur lebte noch in ihr. Und einer so häßlichen, beschämenden Untreue! Beschimpft und beschmutzt war sie davon bis zum Ekel.

Das war ihr Mann! Ihr vornehmer, feinfühliger Mann!

Den hatte sein gern betontes ästhetisches Empfinden nicht besser bewahrt. Das naiv egoistische Wort fiel ihr ein, das er für sich als Motto geprägt: „Ich wünsche nur Angenehmes zu hören!“

Wirklich? Wünschte er? Wie das Leben nur so rücksichtslos ein bescheidenes Programm zerstören konnte!

Warum lachte sie nicht? War es denn nicht zum Lachen? Sie sollte ihn aus dem Fieberschlaf wecken und ihm sagen, daß er Vater geworden sei.

Warum lachte sie nicht? Der Konflikt war ja so unsagbar komisch.

„Das Kind is nu da.“ Schreien, ganz laut hinausschreien hätte sie es mögen, schreien, schreien! Wütende Pein, die alles Edle in ihr niederhielt, durchtobte sie.

Dann, fast plötzlich, wurde sie still und milde beinah. War das alles geworden, weil sie älter war als er? Weil immer und immer von ihr zu ihm nur ein verhaltener mütterlicher Ton geklungen war? Weil sie sich geschämt hatte, ihm ihre volle begehrende, zitternde Zärtlichkeit zu zeigen?

Sie hatte es sich ja nie gegönnt, zu vergessen, daß er jünger und schöner war als sie. — —

Nun stand sie an seinem Bette. Die Unruhe schien ihn verlassen zu haben. Er fühlte ihren seltsamen Blick und öffnete die Augen weit. Ein überirdischer fiebernder Glanz war darin.

Sie fühlte ihr Herz noch einmal zucken unter seinem Leuchten wie in den Tagen der Liebe.

Durch ihre Gedanken ging's: ‚Und mit diesen Augen hast du mich belogen und betrogen und Schlimmeres getan. Du hast gewollt und geduldet, daß ich dein gewesen, auch noch, nachdem es die andre war. Das ist furchtbarer als dein Betrug. Das ist's, was ich nie vergessen werde!‘

Fremd und kalt, feindselig sah sie ihn an.

Seine Blicke hingen jetzt leidenschaftlich flehend an ihr. Sein Bewußtsein schien klarer als seit Tagen.

„Komm näher. Ich muß sprechen, viel. Vergeben wirst du mir nicht. Ich verdien's auch vielleicht nicht. Ich bin so schwach gewesen. Du weißt nicht, wie sehr — — Sieh mich doch nicht so erbarmungslos an!“ — —

„Mühe dich nicht. Ich weiß es.“ Ihre Stimme war ruhig, auch wie sie weitersprach.

„Ich weiß mehr. ‚Das Kind is nu da.‘“

Die lächerlichen Worte, die ihr den Kopf zu sprengen drohten, brachen aus ihr hervor. Wie Befreiung war ihr's.

Nie aber war ihm ein Weinen furchtbarer gewesen als das jammervolle Lachen jetzt, das den Klang von zerspringenden Saiten hatte.

„Geh doch hin, geh hin und sieh es dir an und hol es dir!"

Er umklammerte ihren Arm mit jäh erwachter erschrockener Kraft.

„Erbarmen, hab doch Erbarmen mit mir. Woher, sag bloß, woher weißt du es denn? War sie hier?"

Sie gab ihm den grauweißen Bogen hin. „Hier."

Seine Tränen trafen das dünne Blatt und verwischten die Schrift.

Unbewegt, nur in dumpfem, unklarem Schmerze sah sie dem Hustenkrampf zu, der ihn umzuwühlen schien, wie ein Scheit das Erdreich umwühlt.

„Du siehst — der Tod — nimmt dir und dem Richter — jede Arbeit ab. Schnell — und gründlich wirst du von — mir geschieden sein."

Er sprach unterbrochen und mühsam in den kurzen Pausen, die ihm der Husten ließ.

„Ich wende mich an kein Gesetz. Fürchte dich nicht." Ein böser entstellender Zug legte sich um ihren Mund. „Diese Stunde trennt mich von dir, auch so. Ich meine, wir sind fertig, du und ich."

„Aber mit allem andern bin ich nicht fertig."

Sein Sprechen, das erst voll gekränkter Bitterkeit gewesen, war jetzt in aller Schwäche ungeduldig und weinerlich wie das eines verzogenen Kindes, das an Vorhaltungen nicht gewöhnt ist.

„Du kannst doch selber kein Aufsehen wollen, also bitte, schicke hin, gleich. Es hat ja wohl keinen Zweck mehr, dich um Verzeihung zu bitten. Du hast ja sehen können, wie ich drum gelitten habe und noch leide, und bringst es ruhig fertig, mich weiterzuquälen."

Sie trat zurück und sah seltsam lächelnd über ihn hin. Dann nickte sie langsam. Wie Erwachen war's in ihr. Ein Verständnis für seine Art begann ihr plötzlich aufzugehen, das die langen Jahre der Ehe mit ihm sie nicht hatten lehren können.

Vernichtend kam sein innerstes Wesen ihr zum Bewußtsein.

Er wand sich unter der Verachtung in ihrem Blick.

„Laß mich doch gutmachen, was noch gutzumachen ist. Sei groß und hilf mir, des armen Kindes wegen."

„Ich werde hingehen. Ich werde sorgen, daß — es keinen Mangel hat, daß es in gute Hände kommt."

Abgehackt, dumpf und rauh klang's durch die Stille, widerwillig, als schäme sich die Stimme, daß es Güte war, was sie bot.

Er wollte ihr danken. Aber vor dem leeren Ausdruck, mit dem sie ging, wurde sein Wort ein Wehelaut. Die Arme, die nach ihr fassen gewollt, fielen schlaff herunter.

Dann aber fühlte er sich langsam wie ein Erlöster.

Was ihn gequält, war nun bei ihr, und was in ihren Händen lag, war gut bewahrt. Sie tat nie etwas halb und nie etwas falsch. Das wußte er. Es hatte ihn zu oft erbittert. Sie hatte nur Tugenden, die er haßte, keinen Fehler, der sie einem nahegebracht.

———

Geschämt und gefürchtet hatte er sich, auch das auf ihre Schultern zu legen, wie er es von allem Unbequemen gewöhnt war, und nun, es sollte wohl so sein, verhalf ihm der Zufall dazu.

Jetzt würde er gesunden, jetzt endlich, wo dieser Druck von ihm genommen war. Konnte er dafür eigentlich? Wieviel glücklicher wäre er gewesen, wenn seine Frau ... und nicht ...

Aber was wußte seine keusche, kaltsinnige Frau von dem gesunden, naiven, hinreißenden Liebewerben des einfachen Mädchens? Sie, die Arme, die man gelehrt hatte, daß jede Regung der Natur eine Sünde sei, eine Sünde, die man in Scham und Selbstbeherrschung zu büßen habe! Die Arme, die alles gelernt hatte, nur die Kunst nicht, alles zu vergessen, den Schrei der Hingebung nicht, der ihn an der andern entzückt, den er von früher her noch im Ohre gehabt und auf den er geharrt.

Konnte er dafür, daß sie die Liebe, wie er sie verstand und gekannt und gesucht, nie begriffen?

Immerhin — es hätte so weit nicht kommen dürfen. Das sah er ja ein. Aber es war doch einmal vorbei.

Wie hatte ihn da die Voraussicht einer Stunde, der nicht zu entgehen war, nur so tief niederdrücken können? Das begriff er nicht mehr recht.

Sein alter Egoismus und Leichtsinn erwachte. Die Liebe seiner Frau hatte ihm ja schon so viel verziehen!

Was wissen auch Frauen davon, und seien es die klügsten, wie so etwas in eines Mannes Leben hineinkann? Auch sie begreift nichts davon und wird es nie begreifen, vielleicht auch nie vergessen, aber verzeihen würde sie ihm, dessen war er nun schon wieder gewiß.

Ein zuversichtliches Lächeln kam auf seinen bleichen Mund. Jetzt wollte er leben, gesund werden und leben!

Und dann würde er sie lieben, anders und besser als vorher. Sie verdiente es auch wirklich, resümierte er.

‚Der Gang eben muß ihr doch schwer geworden sein.‘

Er verfolgte sie auf ihrem Wege und fing endlich an, sich ein wenig zu schämen.

Und doch über allem ein Aufatmen, das seine gespannten Züge löste und friedvoll machte.

Die Pflegeschwester, die ihren Platz wieder eingenommen, nickte ihm zu und wünschte ihm Glück zu seiner Verwandlung.

*

An der Ecke lohnte sie den Kutscher ab. Es fehlten nur noch wenig Nummern. Und doch dehnte sich der Weg noch endlos fort. Kohlenplätze und unbebaute weite Feldflächen trennten die Häuser.

Ihr war müde, müde und fröstelnd traurig zumute. Und was sie sah, konnte sie nicht froher machen.

Kinder spielten am Wege, schmutzig und verwahrlost. ‚Seid ihr Armen auch solche? Ohne einen Vater, der euch kennen will und kennen darf? Und zwischen euch wird sein Kind spielen!‘

Sein Kind? Ja, wußte sie das denn? Mußte es denn — sein Kind sein?

Sie errötete. — Und doch war der leidenschaftliche Wunsch in ihr, es möchte sein Kind nicht sein.

Es war ja verständlich, so weltfremd war sie nicht — daß das Mädchen den Mann als Vater bezeichnete, von dem es am meisten hoffen konnte.

Sie wollte es ihr so gern verzeihen und für den Knaben sorgen. Nur sein Kind durfte es nicht sein.

Wie könnte sie selber sonst so arm, so bettelarm neben ihm hergegangen sein all die Jahre?

Und sie hatte gebetet, wie ein Weib nur beten kann, fiebernd, in halbem Wahnsinn: „Ein Kind schenk mir, guter Gott, ein Kind. Ich will es ja nicht behalten. Nimm es wieder zu dir, am ersten Tage darfst du's von mir nehmen. Nur laß mich zu seinem Vater sagen dürfen: ‚Sieh, ich habe geboren wie sie alle. Ich habe meine Pflicht getan und meinen Naturzweck erfüllt wie andre Frauen auch. Du hast kein Recht mehr, mitleidig mich anzusehen, als wäre ich weniger als die andern.‘“ Und jener dort sollte Gott in ihres Mannes Liebe gegeben haben, was er ihr versagt?

Nur freilich — seine Schuld blieb die gleiche und unberührt davon. Und wieder legte sich die Traurigkeit, lastend wie ein Stein, auf ihr Herz, daß jedes Atemholen Schmerz wurde.

Wie sie sich schämte vor den Neugierigen! Eine gutgekleidete Frau verirrte sich wohl selten hierher. Ihr war es plötzlich, als müßten alle Menschen sehen und wissen, weshalb sie hier war.

Zwei Männer stießen sich lachend im Treppenflur an und warteten, bis sie höher stieg. Sie hob langsam den dichten Schleier und zeigte ihnen still ihr toternstes Gesicht. Da waren sie mit verlegenem Gruße zur Seite gegangen und ließen sie vorbei.

„Witfrau Ruch“, darunter noch ein zweites Schild und ein andrer Name.

Sie klingelte leise. „Ein Weibsbild wie erlesen“ öffnete, nachdem die Klappe vor dem Guckloch wieder heruntergefallen war.

„Ich wollte Frau Ruch sprechen.“

„Immerzu. Die bin ich.“ Und sie schlürfte ihr voran durch den schmalen Gang, auf dem sich blitzschnell noch eine Tür geöffnet hatte. Durch den Spalt sah der ungekämmte Kopf einer Frau mit großäugigem Spähen. Das war so teilnehmender Brauch und naturgemäßes Uebereinkommen bei allen, die denselben Korridor bewohnten.

„Meine Tochter liegt krank in die Stube. Ich kann Sie leider nur die Küche anbieten, kann ich.“

Sie hatte sich nicht setzen wollen, aber nun sank sie doch erschöpft auf den Holzstuhl an der Tür.

„Ich bin Frau Doktor Larsen."

„Nich möglich. Das is mich aber recht sehre peinlich, is mich das."

„Herr Regierungsrat" — sie hätte hier nicht fertig gebracht, zu sagen: „mein Mann" — „ist sehr krank. Er hat mich beauftragt für — hier zu sorgen."

Unterwürfig und geläufig kam es nun. Alles, was an Kosten und Verlusten schon entstanden und noch zu erwarten war, wurde aufgezählt wie etwas Auswendiggelerntes oder Gewöhntes.

„Ich hätte mich früher darum gekümmert, aber ich weiß es erst seit heut," glaubte die junge Frau sich entschuldigen zu müssen.

„Mit eenmal! Die Luise hat mir ja gesagt, ganz gut gesehen hätten Sie 't, wie der Herr hinter sie her war. Gott, ein hübsches Mächen is et ja. Und zuletzt, sagt die Luise, da hätten Sie et auch für ganz gewiß jewußt."

Dabei sah die Alte ihr frech in das erschreckte Gesicht. Sie hatte die Müllschippe, auf der Kartoffeln lagen, wieder aufgenommen. Fest preßte sie den linken Arm darum, daß das abgenutzte Blech sich bog, und schälte weiter.

Das Bild sollte sich fürs Leben in die Erinnerungswelt der bleichen Frau eingraben. Die groben rissigen Hände mit den schwarzen Rinnen, das aufblitzende Küchenmesser, von dem die schmutzig sandigen braunweißen Spiralen herunterhingen, die lauernd gekniffenen grünlichen wimperlosen Augen und die gehässige Stimme, die über allem war.

„Jewußt haben Sie et, haben zujesehen, wie det arme Mächen mir nichts dir nichts in 't Unglück mußte, und wollten man bloß nich sehen."

„Und warum wollte ich nicht sehen?" Sie begriff selbst nicht, daß sie fragte.

„Weil Sie alleene 'nen andern hatten," platzte es giftig los.

Kein Schmerzenslaut kam von den armen feinen zuckenden Lippen, kein Laut des Erwiderns, auch jetzt nicht, wie sie sich wiederfand.

Antworten? Der Gedanke kam ihr nicht einmal. Nur noch bleicher wurde sie. Und der Ausdruck von Qual und von Ekel vor der Berührung mit all dem Schmutze vertiefte sich um Mund und Augen.

Sie raffte ihr Kleid fest zusammen, hastig, in unklarer Furcht, die Frau mit den gemeinen Worten könne es streifen.

Mechanisch endlich steht sie auf. Dann besann sie sich, weswegen sie gekommen war. Mit raschem Widerwillen schob sie den bereitgehaltenen Geldschein auf den Tisch und zog noch rascher ihre Hand wieder zurück.

„Ein Rechtsanwalt soll alle Ansprüche regeln. Er wird Sie alles Nötige wissen lassen, auch unsre Verfügung darüber, wo wir, im Einverständnis mit der Mutter, das Kind am besten unterbringen."

Der Anblick des Geldes wandelte das Wesen der Frau in kriechende Freundlichkeit.

„Aber sehn wer'n Sie doch den Jungen wollen. Er is ein Staatskind, is er, und dem hochgeborenen Herrn Vater wie aus det Gesichte jeschnitten, allens wat recht is."

„Ja, kennen Sie denn — Herrn Regierungsrat?“

„Kennen? Wenn auch das nich. Jesehen hab ich ihn nich jrade. Aber“ — jetzt sprach sie schneller — „so viel sieht doch jedet, von seine Mutter hat er auch nich ein einzigten Zug.“

Nicht einmal lächeln konnte sie mehr; erstarrt war ihr Gesicht ...

Wie sie hinauswollte, vertrat ihr die Frau schnell den Weg und kam aus der Stube mit einem Bündel blaukarrierter Kissen zurück.

Das rote winzige Kindergesicht darin sollte sie wohl sehen, ehe man sie gehen ließ. Das wollte man ihr also nicht ersparen!

Aus der offen gebliebenen Tür rief's. Ein erstickender weichlicher Krankenstubendunst kam bis zu ihr.

„Ach — ein Augenblick. Ich lasse Ihn gleich raus. Meine Tochter will wat.“

Und nun stand sie ganz allein vor dem Korbe, in den die Frau das Kind gelegt hatte, und ein heißes, wildes, nie vergessenes Neidgefühl ließ sie beben. Sie hätte niederfallen mögen und schreien, wie sie früher heimlich getan: „Ein Kind, gebt mir ein Kind!“

Ein leises hohes Stimmchen kam aus dem Korbe.

Sie trat hin. Es blinzelte durch einen kleinen Spalt der tränenden Augen. Zwei rote Fäustchen verdeckten fast das ganze faltige Gesicht. Es zog sie näher. In Haß oder Liebe, sie wußte es nicht.

Sacht drückte sie das Kissen zurück, um den kleinen Kopf frei zu sehen, scheu, sie schämte sich ihrer Neugier.

Da — ein wahnsinniges, jubelndes, bebendes Erschrecken! Ein irrer Laut der Freude: Sein Kind war's, seins!

Tränen übergossen ihr Gesicht. Sie wußte jetzt, es war seins. Da — das unverkennbare dunkle herzförmige Mal an der linken Schläfe, verjüngt und doch dasselbe, das sie, wie oft, in lachender zärtlicher Freude angerührt. — Sein Vater, seine Brüder, seine kleinen Neffen, alle, alle hatten das Zeichen, und nun noch das Kind vor ihr, sein Kind, sein ... geliebtes Kind.

Wie hatte sie gewünscht, vor einer Stunde noch gefleht, es möchte sein Kind nicht sein. Und jetzt vor der lebendigen Gewißheit, die sich hier regte und dehnte und hilflos zu ihr schrie, war, plötzlich und überwältigend, nichts als eine aus der Tiefe quellende, alles besiegende, nicht zu hemmende Zärtlichkeit in ihr.

Die Frau kam wieder. Sie zwang sich, ruhig und langsam zu sprechen. Nur ihre Stimme zitterte und klang heiser von der Erregung.

„Geben Sie mir das Kind mit. Ich will es behalten oder selbst in Pflege geben. — Es soll Ihr Schade nicht sein,“ setzte sie in Angst und überredend hinzu, als sie ohne Antwort blieb.

Frau Ruch wiegte in stummem Staunen den Kopf. Das hatte sie noch nicht erlebt, und sie hatte doch schon viel erlebt. Aber bei aller Verblüfftheit war jedes Für und Wider in ihrem rechengewohnten Kopfe schon gesichtet. Das

kluge Wort „Abfindungssumme" trug den Sieg davon. Das klang ihr zu lieblich ins Ohr.

Mit schlecht gespieltem Gefühl brachte sie die Einwilligung der Tochter mit der schönen Bitte an die gnädige Frau, doch ja und ja gut mit dem Kinde zu sein.

„Wir tun's nich gerne, uns trennen von so'n süßet Jöhr, aber es is am Ende doch besser so für det arme Wurm."

*

In den gerufenen Wagen, den Zuschauer jeder Altersklasse umstanden, trug die bebende Frau wie den kostbarsten Schatz das Kind in ihren Armen . . .

„Ich habe den kleinen Knaben einer armen Verwandten zu mir genommen. Sie hatte sich schon lange an mich gewandt und mich darum gebeten. Ich hatte mich dazu verpflichtet." Sie war das Lügen nicht gewöhnt. Es klang ungewandt und unsicher.

Ein wenig schüttelte die Krankenschwester, der die Erklärung galt, denn auch den Kopf.

Und ganz unbegreiflich wurde es ihr, wie völlig die stille Frau über der Sorgfalt für ein fremdes Kind ihren armen schönen Mann vergessen konnte, von dessen Bett sie doch vorher nicht gewichen war. — Niemand im Hause durfte ihm sagen, daß sie den Säugling beherbergte. Es hätte ihn unnütz erregen können, begründete sie ihr Verbot.

„Ich habe für das Kind und die Mutter gesorgt, so gut es sich tun ließ." Das war alles, was er von ihr erfahren hatte.

Seine heißen Lippen küßten ihre Hand. Seine schönen Augen fanden wieder den Blick eines schuldbewußten abbittenden Kindes, mit dem er sie noch immer bezwungen hatte.

Aber sie sah es nicht mehr. Ihr Schauen glitt über ihn hinweg, hinein in eine Zukunft, über der es wie Lächeln lag. Kein Gedanke in ihr gehörte mehr dem Manne, den sie geliebt. Nur der Vater des Kindes da drinnen war es, dem der letzte widerwillige Rest von Mitleid in ihr galt.

— —

Im Morgendämmer hatte die Schwester sie gerufen. Sie hatte lächelnd und ruhevoll am Bette des Kindes gesessen, das sie eben wieder in Schlaf gebracht.

Mit diesem verlorenen, glücklichen Lächeln auf den Lippen trat sie an sein Bett.

Ihr Lächeln erstarrte. Noch einmal Blut, hellrotes, schäumendes Blut aus dem Munde, den sie über alles auf der Welt geliebt hatte. Wie lange das nur her war, wie lange!

Seine Hände streckten sich nach ihr und preßten sie knöchern. Seine Augen schrien: „Ich will nicht sterben!"

Grauen durchfuhr sie vor diesen sprechenden, schreienden Augen, lähmendes Grauen, nichts als Grauen, das wie Spinnenarme über sie hinkroch.

Kein Funken der lodernden Liebe mehr, welche die Sprache dieser Augen sonst in ihr geweckt. Erloschen alles, und die Asche davon verweht und vergessen.

So sah sie ihn sterben.

Am Bette des Kindes erst fand sie Tränen, auch Tränen um ihn.

„Nun sind wir beide allein."

Ueber wissenschaftliche Vorurteile, insbesondere in Tuberkulosesachen

Von

E. von Behring (Marburg)

Wenn ich hier von wissenschaftlichen Vorurteilen rede, dann sehe ich zunächst ganz ab von der Frage, ob die im folgenden zu besprechenden Vorurteile des medizinischen und nichtmedizinischen Publikums vor dem Forum der naturwissenschaftlichen Forschung sich auf die Dauer als haltbar oder unhaltbar und als nützlich oder schädlich erweisen werden, sowie ich auch davon absehe, ob überhaupt unser Menschenverstand imstande sein wird, die Richtigkeit oder Unrichtigkeit einzelner von diesen Vorurteilen einwandsfrei zu beweisen.

Ich selbst habe sehr viele Vorurteile. Jedes Urteil über ein sachliches oder begriffliches Problem, das ich mir nicht selbst auf Grund meiner eignen Studien gebildet, sondern das ich auf Treu und Glauben anderswoher übernommen habe, ist ein Vorurteil.

In diesem Sinne habe ich von meinen leiblichen Vorfahren und von meinen Schullehrern das Vorurteil übernommen, daß die Sonne stillsteht im Weltenraum, während zu Moses Zeiten die Kinder Israels das Urteil sich anderswoher als Vorurteil angeeignet hatten, daß die Sonne jeden Tag im Weltenraum einen Kreislauf um die Erde herum vollendet. Heute schließe ich mich dem Urteil derjenigen Autoren an, die auch die Sonne sich im Weltenraum bewegen lassen, aber ich halte es nicht für ausgeschlossen, daß ich mich schließlich noch zu der Lehre bekehren könnte, daß die Himmelskörperbewegung, ebenso wie jedes andre Bewegungsphänomen, nur der Reflex eines Denkprozesses in meinem Gehirn — also ein Hirngespinst — ist oder, um mich etwas gelehrter und allgemeiner auszudrücken, daß die aristotelischen Phänomena im letzten Grunde bloß Numena (νούμενα), d. h. solche Ergebnisse des Denkens sind, von denen ich mit Sicherheit nie erfahren kann, ob ihnen außerhalb meines Denkens etwas entspricht, was an und für sich, und nicht bloß für mich, eine Existenz besitzt.

Diese erkenntnistheoretische Resignation hindert mich aber nicht, in meinen naturwissenschaftlichen Untersuchungen von dem Grundsatz auszugehen, daß die sinnlich wahrnehmbare Außenwelt eine Existenz an sich besitzt. Ich betrachte nämlich diesen Grundsatz als nützlicher für das praktische Leben als den von manchen tiefsinnigen Philosophen für wahrscheinlicher gehaltenen umgekehrten Grundsatz, demzufolge die im wachen Zustande von uns wahrgenommenen und für wirklich und wahr gehaltenen Gestaltungsformen keine größere Existenzberechtigung haben wie die Traumgestalten, die im Schlafe an uns vorüberziehen.

*

Nach diesen Vorbemerkungen wird man es verständlich finden, wenn ich zugestehe, daß ich auch in meinen medizinischen und speziell in meinen tuberkulosetherapeutischen Studien mich nicht als vorurteilsfrei betrachte, sondern von einigen Grundsätzen und vielen Leitsätzen ausgehe, die ich anderswoher übernommen habe, ohne mit Sicherheit sagen zu können, daß sie für alle Zeiten Gültigkeit besitzen werden. Wenn nun jemand aus dem sich oft widersprechenden Inhalt der sogenannten medizinischen Wissenschaft andre Urteile und Vorurteile entnommen hat wie ich, dann kann ich sehr tolerant sein, so lange, als ich dadurch nicht in der Verfolgung meiner Arbeitsziele gestört werde; aber ich nehme es als mein gutes Recht in Anspruch, wo ich nicht die Urteile andrer nachbete, sondern durch gewissenhafte Arbeit mir ein sachverständiges Eigenurteil verschafft habe, das abweicht von dem, was früher alle Welt geglaubt hat, daß ich diesem Eigenurteil nach dem Maße meiner Kräfte zu allgemeiner Anerkennung zu verhelfen suche; und wenn ich die Ueberzeugung gewonnen habe, daß meine Mitmenschen mehr Vorteil haben, wenn sie ihre Vorurteile von mir beziehen, als anderswoher, insbesondere wenn ich weiß, daß menschliches Elend bei der Annahme meines naturwissenschaftlichen Standpunktes gemildert und beseitigt werden kann, dann betrachte ich es nicht bloß als mein Recht, sondern sogar als meine Pflicht, rücksichtslos solche Vorurteile zu diskreditieren, die meinen im allgemeinen Menschheitsinteresse verfolgten Arbeitszielen hinderlich sind.

So habe ich den von mir im übrigen hochverehrten Rudolf Virchow rücksichtslos bekämpft, insoweit als er meine serumtherapeutischen Arbeitsziele a priori als unerreichbar hinstellte durch die Behauptung, daß ich auf einem wissenschaftlich gar nicht diskutierbaren Standpunkt isopathischer und homöopathischer Irrlehrer stehe; daß ich ferner nach solchen spezifischen Heilmitteln suche, die es vernünftigerweise gar nicht geben kann; und daß ich humorale Anschauungen vertrete, die von ihm (Virchow) längst als das charakteristische Merkmal einer intellektuellen Minderwertigkeit nachgewiesen seien. Ich habe mich noch mit vielen andern Leuchten der traditionellen Schulmedizin auseinandersetzen müssen, ohne mein Gewissen belastet zu fühlen, wenn meine Argumentation die Autorität mancher verdienstvoller akademischer Lehrer ins Wanken brachte.

Schwer ist es mir geworden, an einigen Grundlehren desjenigen Mannes zu rütteln, dem ich mehr wie irgendeinem andern medizinischen Forscher ver-

danke. Ich meine hier Robert Koch. Aber wenn ich mein Ziel, die Tuberkulose des Menschen zu einer vermeidbaren und heilbaren Krankheit zu machen, erreichen will, dann darf ich nicht die an meinen tuberkulosetherapeutischen Arbeiten Anteil nehmenden Mediziner und Laien auch weiterhin glauben lassen, daß das Tuberkulin ein sicheres Mittel ist für die Unterscheidung tuberkulös infizierter und nicht infizierter Menschen; daß die Lungenschwindsucht durch Einatmung von Tuberkelbazillen in die Luftröhrenäste zustande kommt und in der Regel auf eine in vorgeschrittenem Lebensalter erfolgte Inhalation von verstäubtem Phthisikersputum zurückzuführen ist; daß die sogenannte Lungenspitzenaffektion nicht bloß als eine Phthisis incipiens, sondern auch als eine Tuberculosis incipiens anzusehen und mit Hilfe des Kochschen Tuberkulins heilbar sei; daß man aus dem Kampf gegen die menschliche Tuberkulose siegreich hervorgehen werde, wenn dem Spuckverbot konsequent Folge geleistet und wenn der in zweckmäßig konstruierten Spucknäpfen gesammelte Lungenauswurf unschädlich beseitigt wird; daß die Tuberkulosebazillen des Rindergeschlechts für den Menschen unschädlich seien, und daß die tuberkelbazillenhaltige Kuhmilch beim Menschen keine zur Lungenschwindsucht führende oder anderweitig deletäre Tuberkulose erzeugen könne. Ich muß vielmehr, um meine tuberkulosetherapeutischen Ziele erreichen zu können, die von mir in verschiedenen Vorträgen und literarischen Publikationen verteidigten Leitsätze an die Stelle dieser Kochschen Lehren zu setzen suchen.

Die Tonart, in der ich meine eignen Leitsätze zu verteidigen suche, wechselt je nach dem Zuhörerkreis oder Leserkreis und je nach der Angriffsweise meiner Gegner.

Den Breslauer Hygieniker Flügge habe ich in einer polemischen Publikation beispielsweise eine fingierte Rede halten lassen, um es verständlich zu machen, welchen Sinn und welche Wichtigkeit es für ihn haben konnte, daß er seine Leser à tout prix glauben lassen wollte, ich habe irgendwo und irgendwann die Kuhmilch als Hauptquelle für die Entstehung der menschlichen Lungenschwindsucht erklärt. Ich ließ Flügge folgendes sagen:

„Behring behauptet, daß darüber, ob ein Mensch schwindsüchtig werden wird oder nicht, meistenteils oder wenigstens sehr häufig schon in den ersten Lebenswochen die Entscheidung fällt; daß die Schwindsucht nur der letzte Vers ist von dem Lied, das dem Schwindsuchtskandidaten schon an der Wiege gesungen ist; daß der Schwindsuchtskeim, solange als noch die Mütter selber das Nährgeschäft zu besorgen pflegten, mit der Muttermilch eingesogen wurde, in unsern heutigen Kulturzentren aber entweder mit der Muttermilch oder mit der Ammenmilch oder mit der Kuhmilch — allgemein ausgedrückt mit der Säuglingsmilch, daß, gegenüber der den Säugling bedrohenden Gefahr der tuberkulösen Ansteckung, die Ansteckungsgefahr im späteren Lebensalter an Wichtigkeit ganz zurücktrete und nur eine additionelle Bedeutung habe.

Mit dieser Lehre trägt Behring eine Auffassung ins Land, die nicht unwidersprochen bleiben kann. Wird doch die so schön im Fluß befindliche Be-

kämpfung der menschlichen Tuberkulose auf dem Wege der Sputumbeseitigung, der Wohnungsdesinfektion und des Heilstättenwesens aufs ernstlichste bedroht, wenn Behrings Lehre ins Volk dringt und dem ohnedies schon ins Wanken geratenen Dogma von der Gefährlichkeit der mit dem Luftstrom durch den Kehlkopf in die Lungen erwachsener Menschen geratenen Bazillen den Todesstoß gibt! Wenn gesunde erwachsene Menschen durch den ungenierten Verkehr mit tuberkulösen Individuen von der Schwindsucht kaum bedroht werden, und wenn die im menschlichen Organismus schon vegetierenden Tuberkelbazillen viel gefährlicher sein sollen als die Luftbazillen; wenn einerseits die Qualität und Quantität des im Säuglingsalter aufgenommenen Tuberkulosevirus und anderseits die tuberkulosebegünstigende Einwirkung von bestimmten Entwicklungszuständen (Pubertätsperiode, Puerperium), von Erkältungen, Verletzungen, Gemütserregungen, Mangel an Licht und Luft und von manchen gewerblichen Schädlichkeiten (Einatmung von Metall- und Steinstaub u. a.) den Ausbruch der Lungenschwindsucht bedingt, ohne daß es dazu des Eindringens von Luftbazillen in die Lunge erwachsener Menschen bedarf; — wenn solche Anschauungen immer mehr Platz greifen im Denken weiter Bevölkerungskreise: wie können wir dann noch fernerhin seitens des Staates, der Gemeinden, der Versicherungsanstalten und wohltätiger Vereine auf Unterstützung rechnen für unsre hygienischen Forderungen, — für die Formaldehyddesinfektion bewohnter Räume, für die Heilstättenbewegung, für das rigorose Auffangen von menschlichem Auswurf in Spucknäpfen, für Ueberwachung des Verkehrs zwischen gesunden und tuberkulösen Menschen u. s. w.?

Es ist mühsam genug, die vielfach dissentierenden Köpfe der Führer im Kampf gegen die Tuberkulose unter einen Hut zu bringen. Daß ohne Kochsche Tuberkelbazillen Tuberkulose und Schwindsucht nicht entstehen können, darüber sind wir ja alle einig; aber der Streit fängt sofort an, wenn man fragt: Beherbergt der schwindsüchtige Mensch außer einem säurefesten Schwindsuchtbazillus noch andre Bazillen, die mit ihm verwechselt werden können, so daß die Gegenwart von solchen säurefesten Stäbchen, die alle Kriterien der von Koch vor nunmehr vierundzwanzig Jahren beschriebenen Tuberkelbazillen an sich tragen, noch nichts beweist für ihre ursächliche Beziehung zu den tuberkulösen Herden, in denen sie gefunden werden? Könnte es nicht sein, daß ein tückischer Zufall, an Stelle menschlicher Schwindsuchtkeime, für den Menschen unschädliche Perlsuchtbazillen, Hühnertuberkulosebazillen oder gar säurefeste Bazillen, die weder für den Menschen noch für Tiere krankmachende Bedeutung haben, dem Sputum untersuchenden und Organschnitte anfertigenden Bakteriologen ins Gesichtsfeld spielt und ihn zu irrigen Schlüssen verleitet?

Wie soll ferner zu der Frage, ob im Fleisch- und Milchverkehr die Uebertragung von Rindertuberkelbazillen auf den Menschen gefährlich ist oder nicht, ein vorsichtiger Hygieniker Stellung nehmen, ohne zu fürchten, daß er heute durch Koch und morgen durch Behring desavouiert wird? Soll man den Gehalt von Tuberkelbazillen in der Kuhmilch als genügend erklären zum sanitätspolizeilichen Verbot ihres Vertriebs, oder soll man die Rindertuberkelbazillen

mit Koch für ganz ungefährlich halten, — aber die Bedenken der Gegenpartei dadurch beseitigen, daß man sagt, die Milch sei schon wegen der Streptokokken und andrer Krankheitserreger zu sterilisieren, und wenn man das tue, dann würde ja die Tuberkelbazillenfrage damit gleichzeitig aus der Welt geschafft?

Und wenn wir über den Berg der Identitätsfrage gekommen sind, so türmen sich sofort andre Hindernisse für die Einigkeit im Kampf gegen die menschliche Tuberkulose auf.

Da gibt es Leute, die eine sehr wesentliche Voraussetzung der von Cornet eingeleiteten Spucknapfpropaganda nicht mehr als richtig anerkennen wollen, indem sie nämlich die Beweiskraft von Cornets Statistiken, im Sinne der Schwindsuchterzeugung durch Einatmung von verstäubtem Sputum in die Lungen, für null und nichtig halten.

Die Wirksamkeit der Formaldehydentwicklung in menschlichen Wohnräumen gegenüber dem Tuberkulosevirus wird bestritten, und es wird davor gewarnt, daß man eine Phthisikerwohnung als tuberkuloserein ansieht und sich in falsche Sicherheit wiegt, wenn sie beispielsweise nach der Breslauer Methode desinfiziert worden ist.

Auch die Heilstättenerfolge werden in Zweifel gezogen, und man erwägt sogar die Möglichkeit, ob nicht die Tuberkulose als Volkskrankheit begünstigt werden könnte, wenn es wirklich gelingt, vielen angehenden Phthisikern das Leben zu verlängern, und wenn man die Schwindsuchtskandidaten so weit in den Heilstätten kräftigt, daß sie — ohne wirklich geheilt, d. h. von tuberkulösen Krankheitsherden dauernd befreit zu sein — in die Familien zurückkehren und die Zahl der hereditär belasteten Kinder vermehren.

Was schließlich die unschädliche Beseitigung des mit dem Lungenauswurf verstreuten Tuberkulosevirus mit Hilfe von Spucknäpfen angeht, so ist zu befürchten, daß die überzeugungstreue Spucknapfpropaganda nachläßt, wenn sogar aus dem Kochschen Institut eine Arbeit veröffentlicht wird, die den Beweis liefert, daß fast jedes vielgelesene Buch Tuberkelbazillen enthält, die doch unmöglich durch Spucknäpfe unschädlich gemacht werden können.

Zu alledem kommt dann noch die nie ganz zum Stillschweigen zu bringende Frage nach einer plausibeln Erklärung für die tatsächlich dominierende Bedeutung der familiären Tuberkulosefälle, — nach einer Erklärung, die mehr leistet als das bisherige Spiel mit Worten, wonach die Schwindsucht von einer Disposition abhängig ist, und die Schwindsuchtsdisposition von einer irgendwie beschaffenen anatomischen Anlage, unter Hinzutritt einer irgendwie beschaffenen funktionellen Störung; nach einer Erklärung, die außerdem besser mit den wissenschaftlichen Forschungsergebnissen sich vereinigen läßt als die Annahme der paternen und maternen Uebertragung des Tuberkelbazillus auf die Deszendenten beim Akt der Zeugung und während des intrauterinen Individuallebens.

Es ist wahrlich keine kleine Aufgabe, bei einem solchen Dissensus omnium festzubleiben auf dem einmal eingeschlagenen Wege der Tuberkulosebekämpfung,

und es ist nicht leicht, seinen Schülern als akademischer Lehrer, den Behörden als Gutachter, sowie dem Gros der Aerzte und des Laienpublikums als anerkannte wissenschaftliche Autorität eine einheitliche und in sich gefestigte Lehre vom Wesen der Schwindsucht und ihrer rationellen Verhütung darzubieten. Mit Mühe und Not haben wir uns auf Kongressen und en petit comité mit führenden Geistern über die einzuschlagende Marschroute und die Herausgabe von Merkblättern im Interesse der Volksbelehrung geeinigt, und da kommt nun Behring und will uns alles wieder über den Haufen werfen, indem er sagt:

Beim Säugling müßt ihr anfangen, wenn ihr die kommenden Männer und die künftigen Mütter vor der Lungenschwindsucht bewahren wollt. Seht doch zu, was bis jetzt die Versuche zur Tuberkulosebekämpfung unter dem Rindergeschlecht gelehrt haben. Auch hier hat man früher geglaubt, man könne durch Isolierungsmaßnahmen, Stalldesinfektion und Verhinderung des Sichanhustens die verderbliche Lungentuberkulose der herangewachsenen Rinder verhüten; auch hier hat man gemeint, durch Ausfindigmachen aller tuberkulöser Individuen mit Hilfe des Tuberkulins und nachfolgender Beseitigung der reagierenden Tiere die Rindertuberkulose allmählich ausrotten zu können. Aber man mag noch so sorgfältig darauf achten, daß in Musterställe einer Sanitätsmolkerei bloß nichtreagierende Kühe hineinkommen; wenn sie aus tuberkulosedurchseuchten Gegenden herstammen, reagieren sie schließlich doch auf Tuberkulin nach ein paar Jahren, und zeigen damit an, daß Rinder sich nicht anders verhalten wie Menschen, daß nämlich der Tuberkulosekeim gar nicht von außen dem erwachsenen Tier zugeführt zu werden braucht, weil im frühen Lebensalter aufgenommene Keime, nach zuweilen mehrjähriger Latenz, unter den tuberkulosebegünstigenden Momenten der intensiven Milchproduktion, der Stallfütterung u. s. w. vollkommen dazu genügen, um schließlich das Rind dem Tuberkuloseprozeß zum Opfer fallen zu lassen.

So sind denn die Landwirte mehr und mehr dazu gekommen, die neugeborenen Kälber aus Stallungen, die tuberkulöse Rinder enthalten, zu entfernen und sie in einem tuberkulosereinen Raume mit tuberkelbazillenfreier Milch aufzuziehen.

Auf der andern Seite zeigt die Erfahrung, daß in einem tuberkulosedurchseuchten Stalle solche Rinder, die im jugendlichen Lebensalter der Tuberkuloseinfektion nicht ausgesetzt gewesen waren, im wirtschaftlichen Wert wenig beeinträchtigt werden, auch wenn sie im späteren Lebensalter unter hustenden Rindern stehen.

Fordert das nicht dazu auf, daß man ähnlich auch beim Menschen vorgeht; daß man auch das neugeborene Menschenkind unter solchen Bedingungen aufzieht, welche die Infektionsgefahr im Säuglingsalter ausschließen?

> Ist es nicht äußerst wahrscheinlich, daß das Problem der Familientuberkulose nicht bloß wissenschaftlich, sondern auch praktisch gelöst werden wird, wenn man die jungen Menschenkinder ungefährdet hinwegbringt über die Zeit, in der sie wie vielen andern Schädlichkeiten so auch den Tuberkelbazillen viel mehr und viel weitere Eingangspforten darbieten als der herangewachsene Mensch?"

Es ist gar nicht unmöglich, hat sich vielleicht Flügge gesagt, daß Behring viele Kämpfer im Streit gegen diejenige Infektionsgefahr, die bedingt wird durch die Inhalation von staubförmig oder tröpfchenförmig in der Luft suspendiertem Tuberkulosevirus, kopfscheu macht, so daß sie den Vertretern der auf den Tuberkulosekongressen zustande gekommenen Kompromißwissenschaft die Gefolgschaft aufkündigen.

Da muß ein Riegel vorgeschoben werden, da heißt es: Principiis obsta. Heilige Pflicht ist es um so mehr, solche revolutionäre Ideen im Keime zu ersticken, als ja Behring gar nichts hat, was er vernünftigerweise an die Stelle unsrer bisherigen Kampfmethode setzen könnte.

„Behrings Plan einer Bekämpfung der Tuberkulose (sagt Flügge nämlich tatsächlich in einer Kritik meiner Arbeiten) kommt doch im wesentlichen auf den Versuch einer Tilgung der Tuberkelbazillen in der Kuhmilch hinaus; sind erst die Kuhherden von Tuberkulose befreit und hört der Import von Tuberkelbazillen durch die Milch perlsüchtiger Kühe auf, so ist die Hauptquelle der Schwindsuchtsentstehung zugestopft. So habe ich und hat wohl jeder den Bekämpfungsplan aufgefaßt. Behring läßt zwar außerdem noch die Möglichkeit durchschimmern, daß wir später mit spezifischen Immunkörpern in der Kuhmilch die Tuberkulose der Kinder bekämpfen können. Aber diese Idee hat noch so wenig Unterlagen und so vieles spricht gegen ihre Ausführbarkeit, daß davon zurzeit nicht wesentlich die Rede sein kann."

*

Flügge hat inzwischen wohl schon eingesehen, daß er die Sorgfalt, mit der ich einen in die Verhältnisse des praktischen Lebens tief eingreifenden Plan vorbereite, ehe ich Einzelheiten davon in die Oeffentlichkeit lanziere, stark unterschätzt und eine zu geringe Meinung von meinen Verstandeskräften gehabt hat, wenn er mir einen Operationsplan zuschrieb, der so aussieht wie der, den er mir in den vorstehenden Sätzen suggerieren wollte.

*

Während meiner mit landsmännischen Gegnern (B. Fränkel, A. Baginsky, Cornet, Benda, Schütz u. s. w.) ausgefochtenen Kämpfe, deren Lebhaftigkeit der Leser aus vorstehender Stilprobe beurteilen mag, fand ich sehr wertvolle Unterstützung bei ausländischen und insbesondere bei französischen Tuberkuloseforschern. Der französischen Unterstützung habe ich es zum großen Teil zu verdanken, daß meine Lehre vom vorwiegend intestinalen und infantilen Ur-

sprung der menschlichen Lungentuberkulose, meine Behauptung der Möglichkeit einer vakzinierenden Tuberkulosebekämpfung, meine Warnung vor der unsre Kinder bedrohenden Tuberkulosegefahr seitens der Kuhmilchtuberkelbazillen, sowie manche andre anfänglich mit äußerstem Mißtrauen aufgenommene Neuerungen, auch in Deutschland ernstere Beachtung fanden. Soviel ich gehört habe, ist sogar auf dem letzten internationalen Tuberkulosekongreß im Haag die dort durch Flügge verteidigte Kochsche Lehre von der respiratorischen Lungenschwindsuchtentstehung sanglos und klanglos, als ob sie nie bestanden hätte, zu Grabe getragen worden.

Ich soll aber, wie es scheint, aus den Kämpfen nicht herauskommen. Jetzt sind es französische Forscher, die ich zurückweisen muß, nachdem sie es unternommen haben, in der Pariser Tagespresse meinen Kredit zu untergraben. Ich rede hier nicht von den bekannten Tulasekritiken einiger Literaten, deren von Sachkenntnis nicht getrübter Blick und deren durch Wahrheitsliebe nicht sonderlich belastetes Gemüt auch in Pariser Blättern, z. B. im „Echo de Paris“, schon genügend qualifiziert worden sind, so daß ich auf diese Kritiken nicht mehr zurückzukommen brauche. Ich halte es aber für bedenklich, auch die Angriffe von Variot im „Matin“ vom 9. Oktober d. J. und von Vallée im „Petit Parisien“ vom 16. Oktober d. J. zu ignorieren; denn Variot und Vallée sind Männer, die sich ein Recht auf ernste Beachtung durch verdienstvolle Forschungen erworben haben.

Professor Variot nimmt Anstoß an einer ohne mein Wissen und Wollen erfolgten überschwenglichen Lobrede des „Matin“ über die von meinen Abteilungsvorstehern Römer und Much ausgearbeitete Methode der Milchsterilisierung ohne Erhitzung (Perhydrasemilchverfahren), und zwar hauptsächlich deswegen, weil er das in Frankreich bevorzugte Verfahren der Hitzesterilisierung durch unsre Marburger Arbeiten gefährdet sieht. Außerdem aber greift er mich noch persönlich auf ganz ungerechte Weise an, so daß ich mich genötigt gesehen habe, an meinen Freund M. im Pasteur-Institut folgenden vom 11. Oktober datierten Brief zu schreiben:

„Es wird Ihnen bekannt sein, daß am 7. Oktober ein allerlei unrichtige Angaben enthaltender Artikel von Gaston Leroux im ‚Matin‘ erschienen ist, durch welchen — wie ich in meinem Brief an Sie vom 8. Oktober richtig prognostiziert habe — eine gegnerische Reaktion provoziert werden mußte.

Es scheint, als ob der ‚Matin‘ ein Plebiszit über den Wert der Perhydrasemilch herbeiführen will. Ich schließe das aus einem Briefe, den ich Ihnen abschriftlich beilege.

Der Bitte, meinerseits dem ‚Matin‘ Material zu liefern, werde ich nicht entsprechen. Dagegen habe ich gestern an die Redaktion des ‚Matin‘ telegraphisch folgende Anfrage gerichtet:

‚Woher stammen Ihre Angaben über Marburger Milchsterilisierung?‘

Auf diese Anfrage habe ich die Antwort bekommen: ‚Avons eu entre les mains votre brochure tulase, bovovaccin, perhydrasemilch.‘

Damit ist meine Vermutung, Sie hätten Ihrerseits den ‚Matin‘ inspiriert, hinfällig geworden.

Meine eigne Stellungnahme zu den Unrichtigkeiten des ‚Matin‘-Artikels vom 7. d. M. finden Sie einigermaßen zutreffend wiedergegeben in der ‚Magdeburger Zeitung‘ vom 11. d. M.

Meine heutige Bitte an Sie geht nun dahin, Sie möchten unter beliebiger Benutzung der vorstehenden Mitteilungen, Auseinandersetzungen und Zitate Herrn Variot auf privatem oder besser noch auf journalistischem Wege ersuchen, fernerhin nicht apokryphe Zeitungsartikel, für welche ich nicht verantwortlich bin, sondern meine Originalarbeiten zum Gegenstand der Kritik zu machen, wenn er — wie das in seinem Artikel vom 9. d. M. geschehen ist — mich und meine Arbeiten in der Oeffentlichkeit absprechend beurteilen will.

Zu Herrn Variots Kritik möchte ich an dieser Stelle noch besonders erwähnen:

1. daß er schlecht unterrichtet ist, wenn er annimmt, daß die früheren französischen Wasserstoffsuperoxydmilchernährungsversuche, insoweit sie ungünstige Ergebnisse gehabt haben, irgendwelche Rückschlüsse zulassen auf den Ernährungswert der Perhydrasemilch;

2. daß ich meine Formalinmilchernährungsversuche nicht als ein Fiasko, sondern als sehr gut gelungen ansehen muß. Herr Variot wird von der praktischen Wichtigkeit der Formaldehydkonservierung selbst sich überzeugen, wenn ich ein Gutachten über den gegenwärtigen Stand der Formaldehydmilchkonservierungsfrage veröffentlicht haben werde, was voraussichtlich in der ‚Deutschen Revue‘ geschehen wird;

3. daß der von Herrn Variot mir gemachte Vorwurf, ich kenne nicht die französischen Arbeiten über Säuglingsernährung mit hitzesterilisierter Milch, kaum von ihm selbst für glaubhaft gehalten werden wird, wenn er sich die Mühe genommen haben wird, meinem im Deutschen Landwirtschaftsrat gehaltenen Vortrag vom 8. Februar 1906, welcher im XI. Heft meiner Beiträge (S. 100 ff.) abgedruckt ist, zu lesen;

4. daß ich meinerseits Herrn Variot den Vorwurf nicht ersparen kann, er stütze seine Kritik meiner Arbeiten und Arbeitsziele auf Zeitungsklatsch statt auf das Studium meiner Originalmitteilungen.

Sollten Sie sich zur Bekanntgabe dieser meiner antikritischen Bemerkungen entschließen können, dann bitte ich Sie schließlich, ja nicht die ausdrückliche Versicherung zu unterlassen, daß ich von der bona fides des Herrn Variot durchaus überzeugt und weit davon entfernt bin, ihn mit meinen Kritikern vom Schlage eines Gautier auf gleiche Stufe zu stellen.“

*

Was Professor Vallée, den Direktor der großen Veterinärschule in Alfort, angeht, so ist dieser bisher ein enthusiastischer Vorkämpfer für meine Bovovakzination in Frankreich gewesen; er hat sich aber jetzt entschlossen, in breitester Oeffentlichkeit die Bovovakzination zu verurteilen, weil er nachträglich erkannt hat, daß mein Impfstoff für die Perlsuchtbekämpfung der Rinder nicht mit seiner Theorie von der Natur der vakzinierenden Impfstoffe übereinstimmt.

Was ich dazu zu sagen habe, enthält folgender von meinem Mitarbeiter Herrn Dr. Siebert, im Einverständnis mit mir an Herrn Vallée am 19. Oktober cr. gerichteter Brief:

Herrn Professor Vallée, Ecole vétérinaire,
Alfort.

„Wenn Sie einen Bovovakzin haben wollen, der Meerschweine nicht tötet, dann brauchen Sie nur die zum Versand kommenden Operationsnummern unsers Bovovakzins älter werden zu lassen. Wir raten aber davon ab und verweisen Sie auf das Vorwort im 11. Heft der Behringschen Beiträge zur experimentellen Therapie Seite XXIII, betreffend das Verhältnis der Virulenz unsers Bovovakzins zur Virulenzstärke unsers Bovins und unsers Taurins.

Ich schreibe Ihnen dies, nachdem ich im ‚Matin' vom 17. d. M. Ihre Kritik gelesen habe, aus welcher Exzellenz von Behring mit Verwunderung ersehen hat, daß Sie nicht Kenntnis zu haben scheinen von den experimentellen Feststellungen im 5. Heft seiner Beiträge und von seinen andern Originalpublikationen über die Unschädlichkeit des meerschweinvirulenten Bovovakzins für die Individuen des Rindergeschlechts. Ihre Annahme, daß der meerschweinvirulente Bovovakzin auch rindvirulent sein muß, ist ein irrtümliches Vorurteil, ebenso wie es ein leicht widerlegbares Vorurteil wäre, wenn Sie behaupten wollten, daß der mausvirulente Milzbrandvakzin Pasteurs schafvirulent sein muß und zur präventiven Milzbrandbekämpfung der Schafe nicht angewendet werden dürfe.

*

Wenn ich beauftragt bin, in vorstehendem Sinne an Sie zu schreiben, dann ist dies geschehen infolge der Notiz im ‚Matin' vom 17. d. M., in welcher ein Interview mit Ihnen aus dem ‚Petit Parisien' reproduziert wird und in welchem Sie gesagt haben sollen, daß Sie einen unbrauchbaren und schädlichen Bovovakzin aus Marburg erhalten hätten. Dieser Bovovakzin enthielte lebende und für Meerschweine virulente Tuberkelbazillen, und wenn Sie diesen Bovovakzin auf Kälber verimpft hätten, dann würden Sie die Kälber sicherlich perlsüchtig gemacht haben.

Ferner ist in dem ‚Interview' zu lesen, daß Sie gesagt haben, Sie hätten sich bei Ihrer ersten, von vollem Erfolge begleiteten Bovovakzination vor der Ausführung der Impfung davon überzeugt, daß der Marburger Impfstoff für Meerschweine nicht virulent gewesen sei und daß Sie unter keinen Umständen unsern Impfstoff verwendet haben würden, wenn die Ihnen zuerst von Mar-

burg zugeschickten Operationsnummern des Bovovakzin ihre Meerschweine tuberkulös gemacht hätten. Darauf ist nun unserseits folgendes zu erwidern: Aus unsern Akten geht hervor, daß die erste Sendung, welche die Op.-Nr. LIII trägt und am 5. XII. 04 fertiggestellt war, von Ihnen am 11. XII. 04 auf Rinder verimpft worden ist. Die zweite Sendung (Op.-Nr. LXIV vom 4. III. 05) ist von Ihnen auf Kälber verimpft am 12. III. 05. Die erste Sendung ist am 7. XII. 04, die zweite Sendung am 4. III. 05 in Marburg zur Post gegeben worden. Aus diesen Daten geht hervor, daß es unmöglich richtig sein kann, wenn Ihnen die Aeußerung in den Mund gelegt wird, Sie hätten vor der Uebertragung unsers Impfstoffs auf Kälber seine Unschädlichkeit für Meerschweine festgestellt. Denn der Zeitraum, welcher vergangen ist zwischen der Ankunft des Impfstoffs für die Erst- und Zweitimpfung in Alfort und zwischen seiner Verimpfung auf die Kälber betrug nicht mehr als höchstens drei bis sechs Tage, und diese Zeit reicht nach unsern Erfahrungen nicht aus, um die Meerschweinvirulenz zu verneinen.

Wir haben aber an die Möglichkeit gedacht, daß der Zeitungsreporter Sie falsch verstanden hat und daß Sie gleichzeitig mit der Kälberimpfung auch die Virulenzprüfung am Meerschwein ausgeführt und dann einige Monate später die Avirulenz konstatiert haben. Ein solches Versuchsergebnis würde aber im Widerspruch stehen mit unsern eignen Feststellungen, welchen zufolge die Op.-Nr. LIII vom 5. XII. 04 und die Op.-Nr. LXIV vom 4. III. 05 zur Zeit der Anwendung in Alfort in der Dosis von einem Milligramm unsre Meerschweine nach subkutaner und nach intraperitonealer Injektion ausnahmslos tuberkulös gemacht hat.

Wir denken endlich noch an die Möglichkeit, daß Sie die Meerschweinprüfung später als die Kälberimpfung begonnen haben, dann könnte es sein, daß die mit einem Milligramm subkutan oder intraperitoneal infizierten Meerschweine nicht an Tuberkulose verendet sind, ohne daß daraus auf vollständige Avirulenz geschlossen werden darf.

Diese Feststellungen haben eine sehr große praktische Bedeutung, insofern als unsre Experimente eine immunisatorische Minderwertigkeit solcher Nummern unsers Bovovakzins ergeben haben, welche für Meerschweine vollständig unschädlich geworden waren; ähnlich wie Pasteurs Milzbrandvakzins für Schafe minderwertig sein würden, wenn man mit ihnen Mäuse bezw. Meerschweine nicht mehr an Milzbrand sterben lassen könnte. Erst durch besondere Präparationsmethoden ist es uns in Marburg gelungen, auch die avirulenten und abgestorbenen Operationsnummern unsers Bovovakzins noch immunisatorisch wirksam zu machen, worüber in nicht zu langer Zeit eine Publikation erfolgen wird.

Sie würden uns zu großem Dank verpflichten, wenn Sie die Freundlichkeit hätten, uns diejenigen experimentellen Grundlagen zu nennen, welche maßgebend sind für Ihre Behauptung, daß Sie einerseits mit unserm für Meerschweine schwach virulenten, aber nicht avirulenten Bovovakzin Kälber tuberkulös und perlsüchtig machen können und daß Sie anderseits mit solchen Nummern unsers

Bovovakzins, welche für Meerschweine vollkommen avirulent sind, Kälber tuberkuloseimmun zu machen imstande gewesen sind."

*

Die Methode der Immunitätsprüfung, welche Vallée anwendet, werde ich an andrer Stelle zu kritisieren haben; hier möchte ich noch, um einer Beunruhigung der bovovakzinierenden Landwirte durch den Valléeschen Angriff vorzubeugen, zum Schluß das vom Herrn Reichskanzler eingeforderte Gutachten des Landwirtschaftlichen Hauptvereins für das Großherzogtum Mecklenburg-Strelitz über die in diesem Bundesstaat bovovakzinierten Rinder wörtlich wiedergeben:

„Der Landwirtschaftliche Hauptverein glaubt das von hoher Landesregierung unter dem 1. 8. 06 J.-Nr. 6538 geforderte Gutachten auf Grund der hier in der Praxis gesammelten Erfahrungen abgeben zu sollen, ohne sich auf die Erörterung wissenschaftlicher Streitfragen einzulassen.

Für die Praxis sind bei der Tuberkuloseschutzimpfung der Rinder drei Punkte von Bedeutung:

1. die Ungefährlichkeit des Impfmittels für das geimpfte Tier;
2. die Heil- bezw. Schutzwirkung der Impfung;
3. die Gefährlichkeit des Impfstoffes für Menschen bei Schlachtung geimpfter Tiere.

ad 1. Es sind hier im Lande unter Kontrolle des Landwirtschaftlichen Hauptvereins im Laufe von drei Jahren gegen 3000 Impfungen mit Bovovakzin ausgeführt worden. Erkrankungen der Tiere infolge der Impfung mit Bovovakzin haben niemals stattgefunden.

ad 2. Die mit Bovovakzin geimpften Tiere haben sich als immun gegen die Ansteckung in tuberkulösen Beständen erwiesen. Die als Kälber vorschriftsmäßig zweimal mit Bovovakzin geimpften Tiere sind im dritten Jahr in vielen Fällen mit der stärksten zulässigen Tuberkulindosis geimpft worden und haben keine Fieberreaktion gezeigt. Wir betrachten also auf Grund unsrer Erfahrungen als erwiesen, daß die Schutzwirkung der Bovovakzination mindestens drei Jahre vorhält, und glauben auf Grund andrer Erfahrungen, daß sie auch länger vorhalten wird. Ein Aufhören des Schutzes der Impfung ist bisher unsers Wissens noch nirgends nachgewiesen worden. Bisher erscheint also die Impfung eine unbegrenzte Immunität zu verleihen.

Eine heilende Wirkung der Bovovakzination konnte bei Schlachtungen in vielen Fällen nachgewiesen werden, da sich im Tierkörper verkapselte Tuberkeln fanden. Es waren dies Tiere, die offenbar schon vor der Bovovakzination infiziert gewesen waren.

In ganz vereinzelten Fällen fanden sich bei Tieren, die aus sehr stark verseuchten Herden stammten, nichtverkapselte Tuberkeln. Diese Tiere waren offenbar schon vor der Impfung stark infiziert gewesen, da sie nach der Impfung starkes Fieber gehabt hatten, während die Kälber aus gesunden Herden niemals nach der Impfung gefiebert haben.

Infolgedessen ist es hier das Bestreben, die Kälber so früh wie möglich zu impfen, um mit der Impfung einer eventuellen Ansteckung zuvorzukommen.

Wir stehen mit diesem Bestreben also im Gegensatz zu den Ausführungen des Reichsamtes des Innern und bitten dem Anraten des Obermedizinalkollegii:

‚die Impfung der Tiere möglichst erst im Alter von drei Monaten vorzunehmen‘,

nicht Folge zu geben.

Der Grund des Rates, die Kälber erst so spät zu impfen, liegt anscheinend in den mit dem Tauruman gemachten Erfahrungen, von denen weiter unten noch gesprochen werden wird.

ad 3. Was nun die Gefährlichkeit des Impfstoffes selbst anbetrifft, so enthält der Bovovakzin nur abgeschwächte menschliche Tuberkelbazillen, während das Tauruman diese in nicht abgeschwächter Form enthält. Exzellenz von Behring hat es mehrfach ausgesprochen, daß es ihm auf keine Weise und zu keiner Zeit gelungen sei, im Organismus von bovovakzinierten Rindern das Tuberkulosevirus als lebend und krankmachend nachzuweisen. Der Bezirkstierarzt Ebeling kann diese Ansicht dadurch bestätigen, daß er sich bei einer Impfung Bovovakzin versehentlich selbst in die Hand gespritzt hat, ohne daß dieser Unfall schädliche Folgen gehabt hätte. Dahingegen ist ein Tierarzt, dem dasselbe Unglück mit Tauruman passiert ist, nach Mitteilung des Herrn Ebeling schwer erkrankt.

Daß die Einspritzung menschlicher Tuberkelbazillen in nicht abgeschwächter Form, wie sie das Tauruman enthält, für Kälber, die schon tuberkulös infiziert sind, gefährlich ist, hat Exzellenz von Behring schon nachgewiesen im 5. Heft seiner Beiträge. Er hat daher dies Mittel schon zu einer Zeit verworfen, als Koch-Schütz es noch nicht entdeckt hatten. Die Gefährlichkeit der Impfungen mit Tauruman wird auch in der Aufzeichnung der Besprechung im Reichsgesundheitsamt vom 31. März 1906 zugegeben, denn es heißt dort auf Seite 8:

‚Die mit Tauruman geimpften Tiere erkrankten fast alle in der zweiten Woche nach der Impfung mehr oder weniger stark an Fieber und machten eine Lungenentzündung durch; diese wurde jedoch von sämtlichen leicht überstanden, sofern es sich um gesunde Tiere handelte.‘

Wie tuberkulös schon infizierte Kälber die Impfungen mit Tauruman bestanden haben, wird nicht gesagt; nach den hier gemachten Erfahrungen sind solche Tiere immer schwer erkrankt und in vielen Fällen krepiert.

Es kann daher wohl mit Sicherheit angenommen werden, daß in der Praxis das Tauruman keine weitere Verbreitung finden wird, trotz des besonderen Interesses, welches das Preußische Landwirtschaftsministerium gerade diesem Mittel zugewandt hat.

Nach den in Marburg gemachten Erfahrungen ist anzunehmen, daß bei der Schlachtung bovovakzinierter Rinder eine Ansteckungsgefahr zu keiner Zeit vorhanden ist. Im Kaiserlichen Gesundheitsamt sollen nun über diesen Punkt noch

weitere Versuche angestellt werden. Sollten dieselben wider Erwarten zu dem Ergebnis führen, daß eine bestimmte Karenzzeit für geschlachtete bovovakzinierte Kälber eingeführt wird, so dürfte es sich nach diesseitiger Ansicht am meisten empfehlen, anzuordnen, daß die Besitzer bovovakzinierter Kälber diese vor Ablauf der Karenzzeit nicht verkaufen dürfen.

Wenn dann des weiteren allgemein angeordnet wird, daß Kälber bei der Bovovakzination numerierte Ohrmarken erhalten, wie dies hier bei den Impfungen des Landwirtschaftlichen Hauptvereins schon geschieht, so würde bei jedem bovovakzinierten Kalb, das geschlachtet wird, leicht der Tag der Impfung aus den Impflisten des Besitzers nachzuweisen sein.

Den Tag der Impfung immer auf der Ohrmarke selbst zu bezeichnen, wird das Markieren verlangsamen. Es müßte nach Möglichkeit vermieden werden, die Ausführung der Impfung zu erschweren, da die Bovovakzination das Mittel ist, durch das unsre tuberkulösen Rindviehbestände saniert werden können!

Wir verharren der hohen Großherzoglichen Landesregierung

ehrerbietig gehorsamstes

Direktorium des Landwirtschaftlichen Hauptvereins
für das Großherzogtum Mecklenburg-Strelitz.
(gez.) Graf Schwerin-Göhren
Vorsitzender."

Wie man sieht, hat sich der Versuch von Koch-Schütz, meinen für Meerschweine schwachvirulenten Bovovakzin durch einen stärker virulenten Impfstoff zu ersetzen, als Verballhornisierung erwiesen. Ich besitze Erfahrung genug, um voraussagen zu können, daß der umgekehrte Versuch Vallées, meinen Bovovakzin durch lebensfähige Tuberkelbazillen von schwächerer Virulenz zu ersetzen, gleichfalls keinen Fortschritt, sondern einen Rückschritt in der Perlsuchtbekämpfung bedeutet.

Man kann in der Tat auch mit avirulentem Material, beispielsweise mit meiner Tulase, die Rinder immun machen; dann handelt es sich aber nicht mehr um eine Vakzinationsmethode nach Jenner-Pasteurschem Vorgang, sondern um die in meinem Artikel „Diphtherieheilserum, Tetanusheilserum, Bovovakzin, Tulase" charakterisierte Mithridatisierung (cfr. Abschnitt II), deren therapeutische Verwertung für die Bekämpfung der Tuberkulose des Menschen und der Tiere im letzten Abschnitt dieses Artikels besprochen werden wird.

Die preußische Besetzung Hannovers 1806 und die Ereignisse in Weimar nach der Schlacht bei Jena

Nach Briefen eines Weimaraner Schülers

Nachfolgende Briefauszüge aus dem Jahre 1806 entstammen der Feder des siebzehnjährigen ältesten Sohnes des Hainbunddichters Heinrich Christian Boie, Landvogts zu Meldorf in Ditmarschen. Er war nach des Vaters Tode nach Weimar gezogen, um unter der Obhut seines Vetters, des Sohnes von Joh. Heinr. Voß, sich auf die Universitätszeit vorzubereiten. Die Briefe bieten uns ein Bild der damaligen politischen Stimmung und der Schreckenstage von Jena, die der jugendliche Briefschreiber im Goetheschen Hause und im unmittelbaren Verkehr mit Goethe verbracht hat.

Einleitend sei die politische Lage in aller Kürze gezeichnet:

Am 2. Dezember 1805 war die Schlacht bei Austerlitz geschlagen. Napoleon, verstärkt durch die Truppen der süddeutschen Staaten, hatte den Kaisern Franz und Alexander eine entscheidende Niederlage beigebracht. Durch diesen Waffenerfolg eingeschüchtert, schloß Preußens Gesandter, Graf Haugwitz, in Hinblick auf Friedrich Wilhelms Friedensliebe — aber immerhin eigenmächtig —, am 15. Dezember zu Schönbrunn mit Frankreich ein Schutz- und Trutzbündnis, demzufolge Preußen unter Aufgabe altpreußischer Gebiete Hannover erhalten sollte. Bald darauf erfolgte die Besetzung Hannovers durch preußische Truppen unter dem Widerspruch der Bevölkerung. In der Hoffnung auf nahen Frieden und unter gänzlicher Verkennung Napoleonischer Pläne rüstete darauf Preußen mit Rücksicht auf seine schwierige finanzielle Lage, die bereits eine Anleihe und die Ausgabe von Tresorscheinen erfordert hatte, seine Truppen ab. Als aber Napoleon trotz des Schönbrunner Vertrages Hannover England anbot, begann man in Preußen Napoleons Pläne zu durchschauen. Zugleich aber mit der Erkenntnis, daß nur die Wahl bleibe zwischen neuen Demütigungen und Kampf, erwachte der langentschwundene Mut zum Widerstande, und ausschließlich auf die unsichere Hilfe Kursachsens angewiesen, warf Preußen seine Truppen zur kühnen Offensive gegen Süddeutschland nach Thüringen. Hier erlitt Preußen unter dem Oberbefehl des alten Herzogs von Braunschweig — auch der Herzog Karl August von Weimar kämpfte in preußischen Reihen — am 10. und 14. Oktober in dem Treffen bei Saalfeld und bei Jena und Auerstädt so schwere Niederlagen, daß diesen die gänzliche Auflösung des Heeres folgte.

Weimar, den 11. Juni 1806.

... Im Hannoverschen haben die Preußen schon allenthalben ihre Adler angeschlagen, die aber nicht respectirt werden, welches dann einige lustige Streiche veranlaßt hat. In Hannover unter Andern war eines Morgens dem Adler bei der Hauptwache Schnabel und Klauen abgehauen.

Bei einer ähnlichen Verstümmelung des raubsüchtigen Vogels, hatte der Graf Schulenburg eine noch größere Belohnung auf die Entdeckung des Thäters ausgesetzt. Aber statt der Angabe erhielt man ein Billet mit der Anfrage, ob dieses Geld in klingender Münze oder Tresor-Scheinen ausbezahlt werden würde? — Ueberhaupt war die Unzufriedenheit sehr groß sowohl unter den Einwohnern, als auch unter den preußischen Truppen. Die Desertation ist außerordentlich groß, und in Hannover, welches keine Festung mehr ist, laufen jede Nacht einige davon. Mit den russischen Soldaten ist man, das Essen ausgenommen, besser zufrieden gewesen. Diese haben die Preußen sehr verächtlich behandelt, weil sie nicht mit Hand an's Werk gelegt haben. Beim Abmarsch des Petersburgerschen Grenadir Regiments ist ein Gemeiner auf dem Markte plötzlich aus dem Gliede getreten,

hat stillschweigend einen preußischen Quartiermeister angepackt, ihm ins Gesicht gespien und ist dann ruhig zurückgetreten, als ob nichts vorgefallen wäre.

*

Weimar, den 18. October 1806.

Schon im letzten Briefe äußerte ich, daß viele Einwohner die Stadt verlassen. Was seitdem geschehen, werden Sie durch die Zeitungen erfahren haben. Von meinen Sachen habe ich nichts Bedeutendes verlohren, doch ist es sehr schmerzlich, das Elend einer, selbst nach dem Ausspruch der Franzosen, höchst elenden Stadt vor Augen zu haben. Es war unmöglich, die Wuth der siegenden Soldaten zu bezähmen und selbst das Bestreben vieler edler Officiere war umsonst. Gott gebe nur, daß wir nicht auch den Russen in die Hände gerathen. Göthen und der Schillern geht es erträglich. Von dem Durchmarsch können Sie sich keine Vorstellung machen. Bloß an einem Tage zogen 100,000 durch die Stadt.

(Nachschrift:) Soeben komme ich von Göthe, der eben seine Heirath mit der Vulpius vollzogen hat.

*

Weimar, den 20. October 1806.

Endlich kann ich Dir etwas umständlicher Nachricht geben, früher konnte ich nicht, da die Briefe so gut in die Hände unsrer Freunde, der Franzosen, als auch in die der Preußen fallen konnten. Letzteres ist nun wohl nicht mehr möglich. Schreckliche Tage haben wir erlebt, denn obgleich wir es mit großmüthigen Feinden zu thun hatten, so blieben es doch Feinde. Anfangs hatten wir das Kgl. Preuß. Hauptquartier zu zwey verschiedenen Malen in der Stadt nebst den Generalen Mollendorf, Rüchel, Blücher, Kalkreuth u. s. w. und einer ungeheuren Menge Truppen, die bald darauf ein Lager bei der Stadt bezogen. Dann die zersprengten Truppen von Saalfeld, die sehr muthlos waren und sich hier nach und nach sammelten. Am 13ten endlich kam die Nachricht, daß Jena genommen sei. Der Prinz Hohenlohe hatte sich nicht lange vertheidigen können. — Am 14ten lag ein dichter Nebel, der den ganzen Vormittag über fortdauerte. Blos gegen Osten ward es etwas helle und von dorther hörte man eine fürchterliche Kanonade. Die Stadt war leer von Truppen, aber alles voll Erwartung; doch zweifelte niemand an dem Siege der 150,000 Mann starken Armee der Preußen, die auf einem steilen Berge verschanzt war, dahingegen die Franzosen im Saalthale eingeschlossen waren. Ich konnte der Neugierde, so etwas in der Nähe zu sehen, nicht widerstehen und ging bis an das dritte Treffen der Preußen des linken Flügels. Diese standen in Bataillons abgetheilt auf der ebnen Fläche in Schlachtordnung, während die ersten beiden Treffen mit den Franzosen handgemein waren. Die Kanonade war ganz entsetzlich, daß alles umher zitterte, nicht minder das Peleton Feuer der Preußen, die sehr geschwinde schießen. Während der Zeit kamen mehrere Verwundete und Ermattete. Um 12 Uhr kamen mehrere Courire mit der Nachricht, die Franzosen wären geschlagen, und die Kanonade ließ auf dem linken Flügel nach. Den Nachmittag kam die ganze Bagage durch die Stadt und alle waren etwas besorgt, obgleich die Preußen noch immer vom Siege sprachen. Ich war etwas in den Park spaziert, als das Gefecht nahe vor der Stadt anfing. Erstlich hörte man nur Gewehrfeuer, aber bald folgten Kanonenschüsse, und die Kugeln flogen uns über den Kopf; viele fielen auf die Dächer und schlugen alles entzwey. Während diesem flohen die sächsischen Truppen in der größten Unordnung und warfen die Waffen von sich, indem die Preußen noch eine Zeitlang feuerten. Mehrere Franzosen, die beim Herzog Murat waren, der zuerst in die Stadt drang, wurden noch auf der Brücke erschossen. Doch sie wurden bald die Mächtigeren, und alle Preußen wurden theils gefangen, theils getödtet. Es war eine Todtenstille, wie die ersten Franzosen in die Stadt sprengten, lauter prächtige Leute mit ganz süperben Pferden. Ich war bey Göthe im Hause, und mit noch einigen andern gingen der alte Göthe, August und ich ihnen entgegen, alle mit Weinflaschen gewaffnet. Die Reuter nahmen nur ein wenig Brod und jagden darauf den

Flüchtigen nach. Dann kamen noch mehr Reuter, die alle gepanzert waren, lauter Menschen, die ganz vortrefflich fechten, und daher der preußischen Cavallerie weit überlegen sind. Bald entstanden auch Unordnungen, die bei jeder gewaltsamen Eroberung unvermeidlich sind, und zum Unglück kam auch Feuersbrunst dazu, die gegen 36 Stunden anhielt. Den andern Morgen zogen 100,000 Mann Franzosen durch, nämlich das Armeecorps von Murat, Lannes, Angereau u. s. w. Am Abend kam auch endlich Napoleon selbst. Ich habe ihn leider nicht gesehen, weil Göthe mich beauftragt hatte, für die Einquartirung und Bewirthung der Ankommenden zu sorgen, wodurch ich denn kaum Zeit zum Ausgehen behielt. Von hohen Personen waren bei Göthe im Hause die Marschälle Lannes, ein Mann von 31 Jahren, Angereau und General Victor nebst unzähligen Adjudanten und Obersten, wobey ich denn viele interessante Bekanntschaften gemacht habe. Napoleon hätte man doch nur sehen können, er ist in einem grauen Spenzer verkleidet gewesen und hat die Nacht nach der Schlacht auf einem Berge bei Jena, unter freiem Himmel geschlafen. Beständig ist er und alle Marschälle im stärksten Feuer gewesen und keiner verwundet. Blos Bernadotte hat eine Kugel durch den Hut erhalten. Ueberhaupt sind nicht viele Todte, aber der Verwundeten unzählig. Die Preußen haben sich sehr gut gehalten, besonders der rechte Flügel, wo sich der König befunden hat. Die Sachsen sind eher geflohen. In drei Tagen waren alle Franzosen wegmarschirt, weil sonst gewiß völlige Hungersnoth entstanden wäre. Schon mußte man bloßes Comisbrod essen. Mit dem Schlafen war es nicht viel besser, denn in 5 Nächten habe ich nur auf platter Erde geschlafen. Jetzt scheint es hier ruhig, doch wer steht dafür, daß es so bleiben wird, da vielleicht die Russen erscheinen. Theuerung ist natürlich entstanden und wird auch noch anhalten. Krankheiten sind auch zu befürchten, weil so viele Verwundete in der Stadt sind. — Doch bleibe ich nicht ungern hier, besonders da ich öfters bei Göthe bin, der mir dadurch meine geringe Hülfe auf das Angenehmste vergilt. — Ueber den hiesigen Herzog herrscht noch Ungewißheit; wie man sagt, hat Napoleon das Land der Herzogin geschenkt, die den Muth gehabt hat, die Stadt nicht zu verlassen. Die Gefangenen werden vom Kaiser sehr gut behandelt. Verschiedene haben Päße nach Hause zu reisen erhalten und wissen seine Großmuth nicht genug zu rühmen.

Weimar, den 6. November 1806.

Um Alles in der Welt wollte ich nicht, daß ihr erlebt, was ich gesehen habe. Durch ein wenig Unverschämtheit, die ich in den Tagen des Schreckens hatte, oder vielmehr durch den Glauben, daß ich nichts mehr zu fürchten brauche, habe ich mein Eigentum und das meiner Wirthin größtentheils erhalten. Ich war immer in Geschäftigkeit, da Göthe mich wegen meines wenigen Französischen brauchen konnte, und kam allenthalben glücklich durch. Das glückliche Holstein, daß über die geringe Einquartirung klagt. Man ist da auch gar zu empfindlich, wegen 2 bis 3 Mann. Hier haben wir sie bei 60 und 100 Mann gehabt. In Jena allein in einer Nacht 80000. Die französische Truppe ist das schönste was man sich denken kann, besonders die Cavallerie, welche die Preußen verachtet haben. Die Leute sind nicht allein schön, sondern auch größtentheils äußerst rechtlich und ehrlich. Besonders waren die Cürassiere ein Schrecken der Plünderer, welche sie mit der platten Klinge und als dieß nichts half, sogar mit der Schärfe zusammen hieben. Die Schillern ist noch hier. Sie geht aber wohl bald nach Rudolstadt. Während der Unruhen war sie auf dem Schlosse. Göthe befindet sich sehr wohl. Es thut mir recht leid, jetzt von Weimar zu gehen, da ich ihn bei dieser Gelegenheit erst recht habe kennen lernen. Er hatte mich gebeten, öfterer da zu essen, was ich denn natürlich benutzt habe, und da der Garten und das Haus, in dem ich bin, neben dem Götheschen liegt, bin ich fast täglich da. Der Frau Geheimräthin geht es recht gut, und was mir am besten an ihr gefällt, ist, daß sie ihr Betragen bey dieser Metamorphosirung nicht im geringsten verändert hat. Immer ist sie lustig und nie unnatürlich. Gegen den Herzog ist man hier unendlich aufgebracht gewesen, doch wenn

er nur erst wieder hier ist, wird sich alles geben. Wie man sagt, hat er Napoleon auf den Vorschlag, den König von Preußen zu verlassen, geantwortet: „Um der Achtung Napoleons willen könnte er jetzt seinen König nicht im Unglück verlassen, und könne er einem großen Mann nur verächtlich dadurch werden;" und der Kaiser soll es ihm sehr gut aufgenommen haben. Allgemein ist die Meinung, daß nur die Herzogin die Stadt vom Untergange gerettet hat, ohne sie wäre es nicht bei den 9 abgebrannten Häusern geblieben. In Jena ist es jetzt ungleich schlimmer, als hier, 20 Häuser liegen in Asche und sind über 1000 Verwundete da.

Das Rennproblem und der Graditzer Rennstall

Von

Major a. D. Richard Henning (Bern)

Vollblutzucht und Rennbetrieb gehen Hand in Hand. Ohne rationelle Rennen ist bei uns keine rationelle Vollblutzucht möglich. Da wir die englische Scholle entbehren, ist ein einfaches Nachahmen der Rennen nach englischen Gesetzen ohne den beabsichtigten Erfolg geblieben. Bei uns liegt die Absicht vor, durch die Rennen die Vollblutzucht und durch diese die Landespferdezucht zu heben.

Seit Mitte der zwanziger Jahre des vorigen Jahrhunderts werden in Deutschland Rennen abgehalten, und schon 1850 wurde ein deutsches Pferd nach England exportiert, das bis zu seinem Eingang 1863 dort zur Zucht verwandt wurde. Es war dies der 1846 in Mecklenburg gezogene „Turnus" vom „Taurus" und der „Clarissa". In den Familientafeln von C. Frentzel (Verlag C. Parey, Berlin 1889, Preis M. 75.—) ist „Turnus" mit vierzehn weiblichen Nachkommen aufgeführt, die in England der Vollblutzucht dienen. Von diesen Stuten ist die 1857 geborene „Butterfly" vom „Turnus" und der „Catherine" als Siegerin in dem großen englischen Stutenrennen, den Oaks-Stakes 1860, besonders hervorzuheben, denn es ist ein Unikum, daß ein in Deutschland geborener Hengst der Vater einer Siegerin in einem der größten Zuchtrennen Englands ist. Nun war der Sieg von „Butterfly" allerdings mit nur 13,7 Metern à Sekunde im Durchschnitt gewonnen und ist er daher als eine besondere Leistung nicht anzusprechen.

Ein Jahr später, 1861, gewann „Brown-Duchess" die Oaks-Stakes mit einer um einen Meter à Sekunde besseren Leistung. Sie wurde vierzehnjährig nach Graditz importiert und brachte dort nur den später in Gnesen als Zuchthengst für Halbblutzwecke aufgestellten „Berggeist".

Das Rennproblem wird sich auf der Basis der heutigen Renngesetze bei uns eben nicht lösen lassen, denn effektive Leistungsprüfungen können selten in Erscheinung treten, da die Akteure sich selbst die Gesetze machen, die dahin zugeschnitten sind, mit möglichst geringer Anstrengung den Sieg zu erringen. Wenn daher eine Zeitnotiz nicht gegeben ist, so hat man keine Ahnung, ob das Rennen matt oder scharf war, da das menschliche Auge optischen Täuschungen unterliegt.

Den Beweis, wie häufig der bekannte Satz, Rennfähigkeit sei erblich, nicht zutrifft, führen alle die Sieger, die von Eltern stammen, die nie die Rennbahn betraten. Wir erinnern nur an „Buzgo", den Wiener Derbysieger von 1885, der von inländischen Eltern stammt, von denen der Vater „Kisbéröcs" nie die Rennbahn betrat. Anderseits finden wir Stuten mit Siegen in klassischen Rennen, wie in den Epsom-Oaks in den 1000 Guineas-Stakes, die sich in der Zucht ebensowenig bewährten wie der berühmte „Gladiateur", welcher der erste Franzose war, der das Epsom-Derby gewann. Hier seien einige Stuten als Nieten in der Zucht und Siegerinnen im großen Stutenrennen zu Epsom genannt:

„Amiable“, Bonny-Jean“, „Hannah“, „Jannette“, „La Sagesse“, „La Flèche“, „Mémoire“, „Mrs. Butterwick“, „Sea Breeze“ „Thébais“, „Wheel of Fortune“ u. s. w. Auch die Paarung der Derbysiegerin von 1882, „Shotover“, mit dem Derbysieger „Bend'or“ hat 1888 in „Orion“ und 1889 „Shotover“ mit dem Derbysieger „Ormonde“ hat in „Orville“ keine besonderen Produkte ermöglicht.

Man erkennt also, daß die Qualität des Pferdes als Zuchttier niemals nach den gewonnenen Geldern oder nach den Siegen zu beurteilen ist, sondern höchstens nach der gezeigten Leistung Meter à Sekunde. Ist diese Meterzahl hoch, so deutet sie auf Energie, und kommt das Pferd mit klaren Sehnen aus dem scharfen Rennen, so ist dies ein Beweis für die gute Konstitution des Individuums. Wer aber das Rennpferd als Zuchtpferd bezahlt, hat dabei vergessen, daß es als Zuchttier auf Vererbung erst geprüft werden soll.

Durch die Satzungen des Rennreglements wird nicht nur ein Rennproblem, sondern auch ein Zuchtproblem geschaffen. Es kann dies ja auch nicht anders sein, denn der fragwürdige Sieg auf der Rennbahn beeinflußt die Wahl in der Zucht, und die Produkte der Zucht werden dann wieder der fragwürdigen Probe auf der Rennbahn ausgesetzt. Dazu kommt noch die degenerierende Wirkung unsrer Scholle, und das Zucht- und Renn*problem* ist dann in hoher Potenz geschaffen.

Wie sich die Fehler des Rennprüfungsverfahrens auf die Zucht übertragen, geht aus folgendem Satz klar hervor. Zu „Ard-Patrick“, heißt es, werden nur Stuten zugelassen, die einen Sieger im Altersgewichtrennen auf flacher Bahn gebracht haben, der über 5000 Mark gewann, oder die selbst in solchem Rennen siegten.

Der für 420000 Mark aus England importierte „Ard-Patrick“ hat 1905 14 und 1906 15 Fohlen erzeugt. Von diesen 29 Tieren stammen 10 von Gradißer Stuten, 2 Fohlen stammen von Müttern, deren Eltern in Deutschland geboren wurden. 27 Stuten stammen von ausländischen Hengsten, 19 von ausländischen und 8 von deutschen Stuten. Nur eine Stute, die 1899 geborene „Peggy“ vom „Kirkconnel“ und der „Peg-Seddle“, wurde 1905 und 1906 dem „Ard-Patrick“ zugeführt, so daß jetzt 29 Fohlen aus 28 Stuten erscheinen, die ihrerseits von 18 verschiedenen Hengsten stammen.

Von englischen Derbysiegern haben wir neun nach Deutschland eingeführt, und zwar die Sieger von: 1811 „Phantom“, 1822 „Moses“, 1835 „Mündig“, 1839 „Bloomsbury“, 1868 „Blue-Gown“, 1876 „Kisbér“, 1884 „St. Gatien, 1897 „Galtee-Moore“ und 1902 „Ard-Patrick“. Mit den ersten sieben Siegern haben wir nicht viel Glück gehabt und müssen wir für die letzten zwei noch einige Jahre warten, bis mehrere Jahrgänge dem jetzigen fragwürdigen Prüfungsverfahren ausgesetzt wurden.

Jedenfalls geben sich gewisse Kreise der bestimmten Hoffnung hin, daß nun in der Pferdezucht weitere Fortschritte hervortreten werden.

Das Rennproblem *bleibt* für unsre Scholle ein Problem, solange man an dem gegebenen Rennreglement festhält. Wie illusorisch zum Beispiel ein Derbysieg heute ist, haben das Wiener Derby und das Hamburger Derby 1906 wieder bewiesen. „Fels“ wurde in Wien Zweiter und siegte in Hamburg. Die Gegner waren verschieden, die Bahn, die Gewichte, das Tempo waren verschieden wie auch die Renntermine. Es war also wohl möglich, daß sich „Fels“ verbesserte und in Hamburg fünf Sekunden weniger gebrauchte als zwanzig Tage vorher der Wiener Sieger „Morpeth“. *Wer* nun für die gegebene Bahnlänge der Leistungsfähigere war, ist nicht entschieden; wenn auch die fünf Sekunden für „Fels“ sprechen, so ist es doch nicht erwiesen, daß „Morpeth“ zwanzig Tage später mehr hätte zeigen können, wenn ihm der Zweite mehr abverlangt hätte. Immerhin beweisen die Zeiten, daß die Rennen keine Bummeleien waren, wenn sie auch nicht die Maximalleistungen der Sieger anzeigen konnten. Der Hamburger Sieger zeigte 15,46, der Wiener 14,98 Meter à Sekunde. Es liegt also eine Leistungsdifferenz von fast $\frac{1}{2}$ Meter à Sekunde vor. Wenn eine Zeitnotiz nicht anzuzweifeln ist, so tut man gut, diese im Interesse des Pferdes auch zu nennen.

Wie sehr die Leistung des ersten Pferdes vom zweiten abhängt, mögen nur zwei Beispiele beweisen.

1881 zeigte der vierjährige „Bend'or“ über 2013 Meter zu Epsom in dem City and Suburban Handicap unter 9 Stein 15,8 Meter à Sekunde; ihn trieb der dreijährige „Foxhall“ unter 6 Stein 8 Pfund, welcher zwei Monate später den Grand Prix de Paris mit 15,8 Metern à Sekunde bei strömendem Regen gewann. Ferner siegte 1888 der fünfjährige „Minting“ zu Kempton Park in den Great Jubilee Stakes über 1609 Meter unter 10 Stein über den fünfjährigen „Throne“ unter 6 Stein 12 Pfund, dabei 15,8 Meter à Sekunde zurücklegend. Daß unter dem Schneidergewicht „Throne“ treiben konnte, ist einleuchtend, und erhöht sich der Wert des Sieges unter 10 Stein erst durch die hohe Meterleistung.

Wir wollen nun sehen, wie sich der Graditzer Stall zur Lösung des Rennproblems stellt. Da er aus Staatsmitteln Verluste durch Eingänge von Stuten u. s. w. nicht so empfindet wie der Privatmann und da er sich selbst in erster Linie bei Zuteilung von Stuten an die besseren Hengste bevorzugt, wie oben die Zahl 10 Graditzer Stuten zu 29 Stuten, die „Ard-Patrick“ zugeteilt wurden, zeigt, so hat er dem deutschen Privatzüchter gegenüber große Vorteile, abgesehen davon, daß ein vielköpfiger Rennstall wie Graditz 1906 mit 34 Pferden im Training mehrere Pferde für ein Rennen nennen kann, um dann mit dem zu starten, das am festgesetzten Renntage nach Ansicht des Trainers in bester Verfassung ist. Unter diesen 34 Köpfen sind nur 3 Pferde, die von in Deutschland geborenen Eltern stammen. 6 Köpfe stammen von deutschen Müttern und 11 Pferde von deutschen Vätern. Für den fiskalischen Stall wäre es eine hervorragende Aufgabe, Produkte von deutschen Eltern, wie der 1867 in Georgenburg geborene „Amor“, zu ziehen, da wir ein deutsches Vollblutpferd anstreben. „Amor“ hatte bis zur sechsten Generation väterlicher- und mütterlicherseits über achtzehn in Deutschland geborene Ahnen. Er wurde in Insterburg als Zuchthengst aufgestellt.

In dem „Handbuch für Pferdezüchter“, 4. Auflage, S. 231 sagt Graf Georg Lehndorff: „Eine Vollblutzucht ohne bewiesene Leistungsfähigkeit halte ich für Unsinn.“ Auch in der Halbblutzucht wünscht er auf Leistung geprüfte Zuchthengste einzustellen, wenn nicht unsre Kavallerie aus Mangel an Leistungsfähigkeit zugrunde gehen soll.

In der Praxis haben zum Beispiel folgende Graditzer Stuten, die nie die Rennbahn betraten, Gelderfolge erzielt wie: 1. „Exekution“. Ihre Tochter „Erbtante“ lief zwei- und dreijährig neunzehnmal und gewann 55 695 Mark. 2. „Prinzeß Ilse“ lief nie, u. a. gewann ihr Sohn „Inselberg“ 1888 und 1889 bei elf Starts 42 660 Mark. 3. „Willkommen“, die auch nie lief, hatte zehn Nachkommen, von denen „Witz“ 1887 und 1888 bei zehn Abläufen 19 940 Mark gewann. Auch bei Einrangierung von Hengsten zur Zucht finden wir häufig Pferde, welche die Bahn nie betraten, wie z. B. „Archibald“ (Landgestüt Zirke), „Bettelmann“ (Gudwallen), „Buschmann“ (Neustadt a. d. Dosse), „Dunst“ (Gnesen), „Elfenbein“ (Marienwerder), „Erbonkel“ (Leubus). Wir wollen mit diesen sechs bei dem Buchstaben E mit der Namennennung aufhören, um unsre Leser nicht zu ermüden.

Daß auch im Ausland nie gelaufene Hengste als Vaterpferde benutzt werden, sollen nur sechs Namen zeigen: „Alboin“, „Honiton“, „Kisbéröcs“, „Loyalist“ (Bruder zu „Paradox“), „Missel Thrust“, „Orest“. Von den vielen nie öffentlich gelaufenenen Stuten wollen wir nur die aus Oesterreich-Ungarn importierte „Rapina“ im Gestüt Harzburg nennen, die in „Reichskanzler“ 1889, vom „Savernake“ stammend, ihren teuersten Jährling mit 21 000 Mark bezahlt erhielt, während acht andre ihrer Jährlinge mit mehr als 10 000 Mark das Stück an den Mann gebracht werden konnten.

Zum Schluß wollen wir noch kurz die Graditzer Erfolge in folgenden zwölf größeren Rennen, nach Sieg und nach Geld beurteilt, vorführen. Wir wählen hierzu das Zukunftsrennen zu Baden, den Deutschen Gestütspreis (Ratibor) zu Hoppegarten für Zweijährige, ferner für Dreijährige den Großen Preis zu Baden und folgende neun Staatspreise: das Henkel-Rennen, die Union, die Diana, den silbernen Schild, den Staatspreis erster und

Digitized by Google

zweiter Klasse, das Hertefeld- und Willamowitz-Rennen, diese acht zu Hoppegarten, und das Wäldchenrennen zu Frankfurt a. M. Wir führen im Resultat diese zwölf Rennen in den Jahren 1871 bis inklusive 1905 vor und teilen die fünfunddreißig Jahre in drei Perioden von je zwölf Jahren. Die ersten zwölf Jahre, 1871 bis 1882, zeigen den Rennstall mit seinen Erfolgen unter spezieller Leitung des damaligen Landstallmeisters Graf Georg Lehndorff. Die zweite und dritte Periode von je zwölf und elf Jahren mit englischem Trainer und Jokei hatte noch den Vorteil, in zweiter Periode den neuen Zuchthengst „Chamant" wirken zu lassen, während in der dritten Periode der Trainer in der Lage war, einen Teil der Eltern schon trainiert zu haben, d. h. er war sehr orientiert.

In den 420 Rennen liefen 147 Gradiţer Produkte 289mal ab.

In der ersten Periode liefen	30 Köpfe	48mal	mit 20 Siegen	= 41,7 % Siege
„ „ zweiten „ „	69 „	151 „	„ 38 „	= 25,3 „ „
„ „ dritten „ „	48 „	90 „	„ 25 „	= 27,7 „ „

In zweiter Periode liefen 26, in dritter Periode 10 „Chamant"-Nachkommen, das wären Vorteile für diese Perioden; diesen stehen aber als Nachteile die größere Zahl von Produkten gegenüber, die von deutschen Vätern oder Müttern stammen.

In der ersten Periode stammen	6 von 30	Produkten von in Deutschland geborenen Stuten.
„ „ zweiten „ „	34 „ 69	
„ „ dritten „ „	23 „ 48	

Rechnet man die deutschen Väter hinzu, so stellen sich die Prozentzahlen der von deutschen Vätern oder Müttern stammenden Produkte auf $26^1/_2$, $62^1/_3$ und 54 %.

Nach Sieg beurteilt, geht aus den 41,7 % Siegen die große Kenntnis und Routine des Leiters der ersten Periode hervor, wenn auch der Sieg als solcher von fragwürdigem Wert ist, da erst seit 1903 auf einigen Plätzen die elektrische Zeitmessung eingeführt wurde.

Daß die Beurteilung nach Geld keinen annähernd gleichen Maßstab ermöglicht, resultiert aus den mit den Jahren enorm gesteigerten Rennpreisen. So erhielt zum Beispiel der zweijährig, für 391 Mark aus Gradiţ ausrangierte „Stachel" 1871 für den Sieg in der Union 7020 Mark, während „Parmenio" 1906 — 30000 Mark erhielt.

Die Gewinne der ersten Periode betragen	124259	Mark,
in zweiter „ „	458770	„
„ dritter „ „	378658	„

wobei die Gelder auf zweiten und dritten Platz mit eingerechnet sind.

Dem Leiter des Gradiţer Gestüts hat es wohl niemand verargt, daß er den Ehrgeiz besaß, mit seinen Produkten auf der Rennbahn zu siegen; heute verargt es niemand dem Trainer, daß er seine Tantieme von 10 % nach Möglichkeit hochschraubt, aber den großen Schaden, den der fiskalische Stall dem deutschen Züchter dadurch bringt, daß er vielen die Lust nimmt, mit dem Staat zu konkurrieren, ist durch das Eingehen der vielen großen Gestüte zu offenkundig, als daß darüber noch eingehender zu sprechen wäre. Die Königliche Regierung sollte sich berufen fühlen, den volkswirtschaftlichen Gesichtspunkt höher zu stellen als die Fiskalität.

Das Renn- und Zuchtproblem zu lösen, ist dem fiskalischen Stall trotz der bedeutenden Mittel, die ihm zu Gebote stehen, nicht geglückt, und müßte, um der Lösung näher zu kommen, das Gestüt wie der Rennstall nach — England verlegt werden, weil in der Elbniederung gute Vollblutpferde nicht zu ziehen sind, wenn man nicht vorzieht, den Rennstall überhaupt eingehen zu lassen.

Literarische Berichte

Die Nann. Ein Volksroman von Anna Croissant-Rust. Stuttgart 1906, Deutsche Verlags-Anstalt. Geb. M. 4.50.

Aus unseres Herrgotts Tiergarten. Geschichten von sonderbaren Menschen und verwunderlichem Getier. Von Anna Croissant-Rust. Ebenda 1906. Geb. M. 4.50.

Anna Croissant-Rusts starkes Talent hat sich von dem ein wenig extremen Naturalismus, dem die Dichterin in ihren literarischen Anfängen huldigte, in fortschreitender Entwicklung zu einem schönen, gesunden Realismus durchgerungen, der auch ihre beiden neuesten, hier vorliegenden Bücher erfüllt und aufs vorteilhafteste charakterisiert. Frei von Sentimentalität und Ueberschwang, mit kräftigen, herzhaften Strichen, aber stets aus tiefem Empfinden heraus und stets künstlerisch gestaltend, zeichnet sie hier eine Reihe von Gestalten und Bildern aus dem Volksleben Oberdeutschlands, das sich ihrer scharfen Beobachtungsgabe in den verschiedensten lokalen Schattierungen so weit bis in die Einzelheiten erschlossen hat, daß es schwer wäre, nach diesen in Tirol, Oberbayern, der Oberpfalz und der Rheinpfalz spielenden Erzählungen herauszufinden, welches Land die engere Heimat der Dichterin ist. In dem prächtigen, in doppeltem Sinne mit Recht als Volksroman bezeichneten Buche von der „Nann" führt uns Frau Croissant-Rust nach Tirol und erzählt uns die Geschichte eines armen Bauernmädchens, das mit seiner unverwüstlich guten und starken Natur sich gegen Elend und Verwahrlosung siegreich behauptet und nach trüben Jugendjahren ein echtes, dauerhaftes Glück findet, mit so schöner Einfachheit und herzlicher Wärme und zugleich auch mit so viel Humor und packender Anschaulichkeit, daß der Leser von Anfang bis zu Ende alles in immer steigender Teilnahme miterlebt. Die Tiroler Bergwelt wird in ihrer rauhen Schönheit und Großartigkeit mit einer Meisterschaft geschildert, die von einem ungewöhnlich feinen Natursinn zeugt, und wie genau die Dichterin mit dem Volkscharakter vertraut ist, zeigt sich in vielen trefflich beobachteten Einzelzügen. — Dieselben hervorragenden dichterischen Qualitäten wie der Roman „Die Nann" zeigt der Sammelband „Aus unseres Herrgotts Tiergarten", nur beschränkt sich die Dichterin hier in der äußeren Form und konzentriert, was sie dort behaglich ausspinnt, um dafür durch die Fülle origineller Motive den Reichtum ihrer Lebensanschauung und -kenntnis zu erweisen. Heiteres und Ernstes weiß sie von den „sonderbaren Menschen" zu berichten, und auch was ihrem „verwunderlichen Getier" passiert, hört sich nicht nur sehr amüsant, sondern auch „menschlich, allzu menschlich" an; und vieles ist, je ernsthafter und objektiv-würdevoller es vorgetragen wird, desto schelmischer oder auch ironischer gemeint. Beide Bücher dürfen jedem, der in der Poesie warm pulsierendes Leben, klare Umrisse, frische Farben und unverkünstelte Darstellung liebt, aufs beste empfohlen werden, und besonders in der „Nann" hat uns die Dichterin ein wahres Volksbuch beschert, das die weiteste Verbreitung verdient.

R. D.

The Door of Humility. By Alfred Austin, Poet Laureate London 1906.

Eine Dichtung ungewöhnlicher Art. Ein lyrisch-philosophisches Poem, dessen heterogene Bestandteile an einem epischen Faden zusammengehalten werden. Des Verfassers eignes Erlebnis und Bekenntnis vielleicht, einer Toten Vermächtnis dazu, das, nach langen inneren und äußeren Wandlungen der Handelnden erfüllt, in der geklärten Schmerzlichkeit später Empfindung dem Hoffen, Sehnen und Verzichten neuer Geschlechter dargeboten wird.

Am Beginn dieses jüngsten Werkes des mit offiziellem Lorbeer gekrönten Dichters tritt ein junger Engländer ansehnlicher Herkunft in die Welt (metaphorisch gesprochen, obschon die Erzählung realistisch weiter zurückgeht). Milieu und Gesinnung werden in einer Weise geschildert, deren typischer Charakter heutzutage eine völkerpsychologische Bedeutung beanspruchen darf und, gleichzeitig in den Stil des Dichters einführend, in der einen wie in der andern Hinsicht besonders instruktiv ist. Wenn der stolze Ton, der diesen Eingang charakterisiert und die englische Jugend tatsächlich noch immer durchzieht, wahrlich nicht grundlos ist, so wären doch, um ihm die rechten Folgerungen zu entnehmen, vergleichende Aperçus über der Nachbarn Lage, Leistung und Schicksal erforderlich, wie sie freilich die glücklicheren Völker nicht leicht zu lancieren pflegen und in ihrer Poesie erst recht nicht brauchen können. Und doch hat diese in dem heutigen Doppelkampf um Brot und nationalen Aplomb leicht begangene Unterlassung in England — und anderswo — nicht wenig dazu beigetragen, die gegenwärtige Spannung der internationalen Atmosphäre unerwartet rasch zu erhöhen.

Nach einer im innigen Anschluß an die Natur verlebten Kindheit unsers Helden zieht die Jugend herauf und mit ihr des Jünglings berauschende Neigung, die Summe alles Schönen, das er in Wolken und Wäldern, in

Augen und Seelen gesehen, in einem einzigen Mädchenkopf realisiert und symbolisiert zu finden. Verse, die von einem gedämpften Unterton getragen, Stifterscher Zartheit die Musik der wechselzeilig gereimten Jamben leihen, schildern den Einzug der Holden in des Dichters Leben. Es ist ein kurzes Glück. Sie, die ihm die Verkörperung alles Himmlischen ist, faßt ihren Himmel anders auf wie er und überläßt ihn, undogmatischer gesinnt als sie, die Pfarrerstochter, ist, der Erde und sich selbst. Eine tragische Ironie, alt wie die Kultur und in einem jungen Leben doch nicht herber zu denken. Mit sich wieder allein, sucht der ob der Unvereinbarkeit beider Seligkeiten Zerrissene Trost in der Betrachtung der Welt, macht weite Reisen, studiert Religionen und kehrt endlich mit dem demütigen Bekenntnis unsrer Unwissenheit — seiner und ihrer Unwissenheit — zurück. Um sie tot zu finden! Tot mit dem hinterlassenen Geständnis, daß die Liebende den Zweifelnden hätte geleiten, daß sie ihn und sich selbst zu den Duldungen hätte führen sollen, die der ehrliche Sucher theoretisch grübelnd endlich selber gefunden, die dem sehnsüchtig sinnenden Weibe endlich auch ihrerseits in praktischer Inbrunst als die genügenden, wenn auch vielleicht nicht als die ganz richtigen aufgegangen waren! Tot mit dem letzten Willen, daß er das Gedicht schreibe, welches er erlebt, und als reife Frucht milder Einsicht der tastenden Menschheit einmal im Alter übergäbe.

Ob Austin all dies selbst oder nicht selbst erlebt habe, er konnte in niemandes Geschichte auf ein für seine Art geeigneteres Thema stoßen. Ein Kopf, der die wirklichen menschlichen Vorgänge in der feinfühligen Fassung der Poesie zu erblicken liebt, dessen Imagination sich aber nie weit genug von ihnen entfernt, um nicht der Analyse sehr mächtig zu bleiben, wird ihm der religiös-philosophische Kern des Gedichts in seiner Berührung mit dem schwärmerischen Anlaß desselben eine rechte Gelegenheit zur Entfaltung seines vielseitigen Talents. Immer wieder taucht die konzis gefaßte Abstraktion aus dem Ozean der Empfindung; immer wieder sinkt sie, logisch angreifbar wie alles Transzendentale ist, unter dem lyrischen Lächeln der jambischen Vierzeiler in süße Uferlosigkeit schwelgend zurück. Die unglückliche Irrung zwischen den beiden jugendlichen Einseitigkeiten löst sich in des Jünglings Geständnis, daß das uns umgebende Mysterium undurchdringlich sei, während das Mädchen am gebrochenen Herzen sich sterbend anklagt, ihre Liebe ihrem Dogma untergeordnet zu haben.

Austin ist ein Dichter, dessen Blumen auf unsrer Erde, und zwar in gesundem Land-, Wald- und Gartenboden wachsen. Welcher Gegensatz gegen die Exkreszenzen, wo alle Pflanzen Luftwurzeln haben. Hier reifen inter folia fructus. A.

Rautendelein. Die Geschichte einer Leidenschaft in Gedichten von Hermann Kienzl. Breslau 1906, Schlesische Verlags-Anstalt von S. Schottlaender.

216 Oktavseiten reine Liebeslyrik, die hier geboten wird, ist vielleicht manchem etwas zu viel. Der auch als dramaturgischer Schriftsteller bekannte Verfasser ist aber ein entschieden lyrisches Talent, das Sprache und Form ganz beherrscht. Seine Gedichtsammlung erinnert häufig an Rückerts berühmten „Liebesfrühling". E. M.

Psychologie der Musik. Gedanken und Erörterungen von Mario Pilo. Deutsche Ausgabe von Chr. D. Pflaum. Leipzig 1906, Verlag von Georg Wigand. Broschiert M. 4.—; gebunden M. 5.—.

Es war wirklich der Mühe wert, das Buch des Italieners den Deutschen zugänglich zu machen; besonders in einer Zeit, da musikästhetische Probleme immer energischer angefaßt werden. Mario Pilo bietet uns zwar kein System; dazu will sein methodisch ungeschultes Denken nicht ausreichen. Aber er denkt vielseitig, ernst und leidenschaftlich. Am gehaltvollsten erscheinen mir die Teile über die Musik und das Denken. Schade, daß auf das Technische der Tonkunst so wenig eingegangen wird; manche Gedanken hätten hier aufklärende Beweise, manche auch Berichtigung gefunden. Der Uebersetzer oder vielmehr Bearbeiter, der offenbar ebenso belesen und vielseitig ist wie der Verfasser, hat einen Anhang wertvoller Bemerkungen hinzugefügt. Hoffen wir, daß die empfehlenswerte Arbeit anregend auf das deutsche musik-ästhetische Denken wirken werde! Dr. K. Gr.

König Fjalar. Eine Dichtung in fünf Gesängen von Joh. L. Runeberg. In den Versmaßen des Originals aus dem Schwedischen übertragen von Rudolf Hunziker. Zürich 1905. Schultheß & Co.

Diese neue Uebersetzung einer der bedeutendsten Dichtungen Runebergs, des klassischen Dichters Finnlands, liest sich selbst wie eine deutsche Dichtung; so gut hat sich der Verfasser in den Geist des Originals hineingelebt und ist dessen poetischem Gehalt gerecht geworden. In einem Anhang ist über Runebergs Leben und Dichten, insbesonders über seinen „Fjalar" eingehend berichtet. E. M.

F. M. Dostojewski: Die Dämonen. Roman in zwei Teilen. Uebertragen von E. K. Rahsin. Mit einer Einleitung von Moeller van den Bruck. (Dostojewskis Sämtliche Werke. Erste Abteilung. V. und VI. Band.) München und Leipzig 1906, R. Piper & Co. Geh. M. 4.— pro Band.

Mit der vorliegenden Uebertragung des

Romans „Die Dämonen" (auch unter dem Titel „Die Besessenen" bekannt) tritt eine großangelegte deutsche Gesamtausgabe der Werke Dostojewskis, deren Erscheinen sich über mehrere Jahre hinaus erstrecken wird, ihren Weg in die Oeffentlichkeit an. Die innere Berechtigung eines solchen literarischen Unternehmens läßt sich nicht in Frage ziehen: Dostojewski ist neben Tolstoi der größte schöpferische Geist des neueren Rußlands und hat nicht nur der ganzen modernen russischen Dichtung den Weg gewiesen, sondern auch die des Westens tief und nachhaltig beeinflußt. In ihm hat der russische Nationalcharakter seine vollständigste und vollendetste künstlerische Verkörperung gefunden, er ist „der Ausdruck des russischen Wahnsinns, der Tragödie im Slawentum, die Fleischwerdung all seiner mystischen Innerlichkeit. Dostojewski hat wie Tolstoi das Epos des russischen Lebens geschaffen, aber er hat es weit großartiger getan: Er hat dieses russische Leben ausgestattet mit einem unerhörten Figurenreichtum, der ganz Rußland in all seinen verschiedenen Nationalitäten, Gruppen, Kasten, Ständen, vom Bauern bis zum Petersburger Aristokraten, vom Verbrecher bis zum Heiligen umgreift". So können wir, wenn wir die vielen Geheimnisse ergründen wollen, welche die russische Volksseele für das westeuropäische Empfinden noch immer birgt, keinen besseren Schilderer und Interpreten russischer Wesensart finden als den Dichter des „Raskolnikow", und wir dürfen es als einen höchst schätzbaren Gewinn ansehen, daß uns jetzt außer seinen allgemein bekannten Hauptwerken auch die übrigen dichterischen Schöpfungen und Bekenntnisschriften dieses ebenso scharfen wie reichen, originalen Geistes in geschlossenem Zusammenhang vermittelt werden sollen. Wohl noch nie ist auf die Gesamtausgabe eines neueren Dichters, zumal eines ausländischen, ein solches Maß von Mühe und Sorgfalt verwendet worden, wie es dieser Dostojewski-Ausgabe zu teil wird. Neben dem Uebersetzer, E. K. Rahsin, steht als Herausgeber der bekannte Schriftsteller Moeller van den Bruck, der den vorliegenden Roman mit geistvollen Bemerkungen über Dostojewski einleitet. Ihn unterstützt bei seiner Tätigkeit eine Anzahl namhafter russischer Schriftsteller, an ihrer Spitze Dmitri Mereschkowski und Dmitri Philosophoff. Die Mitarbeiterschaft Mereschkowskis, des bedeutenden russischen Dichters und Dostojewski-Kenners, wird der Ausgabe die volle Kompetenz auch vom speziell russischen Standpunkte aus sichern. Die Ausgabe selber zerfällt in zwei Abteilungen zu je zehn Bänden, von denen die erste die großen Romane, die zweite Briefwechsel, kritische Schriften, Tagebuch, Jugendromane, Jugendnovellen, Erinnerungen, kleinere Romane und letzte Novellen umfassen soll. Jeder Band wird von dem Herausgeber oder einem der Mitarbeiter eingeleitet sein. Die ersten Bände der beiden Abteilungen mit ihren verschiedenen Einleitungen werden gleichzeitig ein erschöpfendes Werk über Dostojewski bilden. Der Roman „Die Dämonen", in dem der Dichter sich mit der nihilistischen Bewegung auseinandersetzt und der vom Herausgeber treffend als sein „Revolutionsepos" bezeichnet wird, ist nicht Dostojewskis bestes Werk, kann aber im Augenblick das stärkste aktuelle Interesse beanspruchen. Ein Wort noch über die Uebersetzung. Sie verdient im wesentlichen alles Lob, aber sie wird durch einen häßlichen Slawismus entstellt: „Eh, was hab' ich davon," erhob sich plötzlich Schatoff — „Ah, Sie sind also meiner überdrüssig?" sprang Pjotr Stepanowitsch auf — diese völlig undeutsche Ausdrucksweise zieht sich durch das ganze Buch. Hoffentlich wird dafür gesorgt werden, daß sie in den folgenden Bänden nicht wiederkehrt. R. D.

Die Grundlagen der Hebbelschen Tragödie. Von Franz Zinkernagel. Berlin 1904, Georg Reimer. M. 3.—.

In vorliegender Untersuchung wird der Versuch gemacht, Hebbels Bedeutung für die Aesthetik des Tragischen nachzuweisen. Mit viel Scharfsinn auf breiter wissenschaftlicher Grundlage führt der Verfasser seine Arbeit aus, der man den Beifall nicht versagen kann, auch wenn man nicht überall beizustimmen vermag. E. M.

Eingesandte Neuigkeiten des Büchermarktes

(Besprechung einzelner Werke vorbehalten)

Brunegg, Olgerd von, Der Kantor von Streufdorf. Epische Dichtung in fünfzehn Gesängen. Dresden, E. Pierson's Verlag. M. 3.50.

Castelli, Prof. Gius., L'insegnamento commerciale in Italia. Brevi note. Roma, Tipografia Nazionale di G. Bertero.

Clarus, Dr. Hermann, Der Hochverräter. Drama in fünf Aufzügen. Leipzig, Max Spohr. M. 1.50.

Decker, Fritz, Gedankenheer aus Bertha von Suttners Werken. Dresden, E. Pierson's Verlag. M. 2.50.

Eckart, Dietrich, Der Froschkönig. Romantische Komödie in 3 Aufzügen. Leipzig-Berlin, Modernes Verlagsbureau Curt Wigand.

Engel, Eduard, Geschichte der Deutschen Literatur von den Anfängen bis in die Gegenwart. 2 Bände mit zahlreichen Bildnissen. Leipzig, G. Freytag. Gebunden M. 12.—.

Goethes Sämtliche Werke. Jubiläums-Ausgabe. 16. Band. Stuttgart, J. G. Cotta'sche Buchh. Nachfolger. In Leinen geb. M. 2.—.

Grabowsky, Dr. N., Mein Wirken als Reformator des Innenlebens der Menschheit. Leipzig, Max Spohr. 50 Pf.

Graefer, Kurt, Die Vorstellungen der Tiere. Philosophie und Entwicklungsgeschichte. Berlin, Georg Reimer. M. 3.—.

Guhn-Mohn, Helmuth, Graumulus oder das Salzfaß. Eine Dressurparodie in 4 Aufzügen. Dresden, E. Pierson's Verlag. M. 2.—.

Hagemann, Carl, Worte Ruskins. Minden i. W., J. C. C. Bruns' Verlag. Geb. M. 2.50.

Heidjer, Der. Ein niedersächsisches Kalenderbuch auf das Jahr 1907. Mit 12 Dichterbildnissen. Hannover, Dr. Max Jänecke. M. 1.—.

Henzen, Wilhelm, Menschenopfer. Drama in drei Akten. Leipzig, Oskar Leiner. M. 3.—.

Hohenlohe-Schillingsfürst, Fürst Chlodwig, Denkwürdigkeiten. Im Auftrag des Prinzen Alexander zu Hohenlohe-Schillingsfürst herausgegeben von Friedrich Curtius. Zwei Bände mit 5 Bildbeilagen. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt. Geh. M. 20.—, geb. M. 24.—.

Kaiser, Isabelle, Vater unser ... Roman aus der Gegenwart. Köln a. Rh., J. P. Bachem. M. 3.—.

Katscher, Leopold, Soziale und andere interessante Gemeinwesen. Dresden, E. Pierson's Verlag. M. 2.—.

Klassiker der Kunst in Gesamtausgaben. Band 9: Moritz Schwind. Herausgegeben von Otto Weigmann. Des Meisters Werke in 1265 Abbildungen. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt. Gebunden M. 15.—.

Klein-Hattingen, Oskar, Napoleon der Erste. Eine Schilderung des Mannes und seiner Welt. 1. Teil. Vollständig in 6—7 Teilen à M. 3.—. Berlin, Ferd. Dümmlers Verlag.

Lux, Joseph Aug., Volkswirtschaft des Talents. Grundsätze einer Volkswirtschaft der Kunst. Leipzig, R. Voigtländers Verlag. M. 2.80.

Mauerhof, Emil, Götzenbämmerung. Halle a. S., Rich. Mühlmanns Verlag (Max Grosse). M. 6.—.

Meyer-Krafft, Hans, „Gut Deutsch". Drei Erzählungen. Berlin-Leipzig, Modernes Verlagsbureau Curt Wigand.

Michael, Hugo, Die Heimat des Odysseus. Ein Beitrag zur Kritik der Dörpfeld'schen Leukas-Ithaka-Hypothese. Jauer, Oskar Hellmann. M. 1.—.

Oechsler, Robert, Zum Sehen geboren, zum Schauen bestellt. Neue Dichtungen. Stuttgart, Max Kielmann. M. 2.—.

Oesterreich-Ungarn und die Vereinigten Staaten von Amerika in ihren handelspolitischen Beziehungen. Wien und Leipzig, Carl Fromme.

Onsa, Max, Simplicia. Sechs gemeinverständliche philosophische Skizzen. Berlin-Leipzig, Modernes Verlagsbureau Curt Wigand.

Prager, Dr. med., Welche Mädchen dürfen heiraten und welche nicht? Leipzig, Max Spohr. M. 1.20.

Regener, Edgar, Alfred, Worte Buddhas. Minden i. W., J. C. C. Bruns' Verlag. Gebunden M. 2.50.

Sahulka, Prof. Dr. Johann, Erklärung der Gravitation, der Molekularkräfte, der Wärme, des Lichtes, der magnetischen und elektrischen Erscheinungen aus gemeinsamer Ursache auf rein mechanischem, atomistischem Wege. Mit 22 Textfiguren. Wien und Leipzig, Carl Fromme. M. 5.—.

Saitschick, Robert, Deutsche Skeptiker: Lichtenberg — Nietzsche. Zur Psychologie des neueren Individualismus. Berlin, Ernst Hofmann & Co.

Schmidt-Jena, Dr. Karl, Deutsche Erziehungspolitik. Eine Studie zur Sozialreform mit einem Anhang: Die deutsche Reformschule. Leipzig, R. Voigtländers Verlag. M. 1.—.

Schröder, Hermann, Ton und Farbe. System einer Charakteristik der Töne und der Tonarten, übertragen auf das Gebiet der Farben und eine hieraus entstehende neue Farbenharmonie. Mit 7 Farbentafeln. Berlin, Chr. Friedr. Vieweg. M. 7.50.

Schubart, Dr. jur. P., Die Verfassung und Verwaltung des Deutschen Reiches und des Preußischen Staates in gedrängter Darstellung. 20. neu durchgesehene Auflage. Abgeschlossen Ende Juni 1906. Breslau, Wilh. Gottl. Korn. Geb. M. 1.60.

Schurig, Arthur, Rétif de la Bretonne. Aus dem Leben und den Büchern eines Erotomanen. Paris und Leipzig, E. Dohle. M. 1.20.

Steinzänger, O., Goethes Faust — ein Geheimbuch. Nachweise aus des Dichters Briefen, Tagebüchern 2c. Hamburg, C. Boysen. 60 Pf.

Tritschler, Heinr. Aug., Liebe und Leben. Gedichte. Dresden, E. Pierson's Verlag. M. 2.50.

Wilde, Oscar, Die Sphinx. Deutsche Umdichtung von Felix Greve. Minden i. W., J. C. C. Bruns' Verlag. M. 2.50.

== Rezensionsexemplare für die „Deutsche Revue" sind nicht an den Herausgeber, sondern ausschließlich an die Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart zu richten. ==

Verantwortlich für den redaktionellen Teil: Rechtsanwalt Dr. A. Löwenthal in Frankfurt a. M.

Unberechtigter Nachdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift verboten. Uebersetzungsrecht vorbehalten.

== Herausgeber, Redaktion und Verlag übernehmen keine Garantie für die Rücksendung unverlangt eingereichter Manuskripte. Es wird gebeten, vor Einsendung einer Arbeit bei dem Herausgeber anzufragen. ==

Druck und Verlag der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart

An die Leser und Freunde der „Deutschen Revue"

richten wir die Bitte, dem hier folgenden Programm für den **zweiunddreißigsten Jahrgang**, der mit dem nächsten Hefte beginnt, freundliche Beachtung zu schenken.

Die **„Deutsche Revue"** ist ein politisches und wissenschaftliches Weltorgan, an dem die ersten literarisch tätigen Kräfte aller Kulturnationen mitarbeiten. Für jeden, der die Entwicklung des modernen Geisteslebens mit Aufmerksamkeit verfolgt, genügt ein Blick auf den Inhalt eines Jahrgangs, um die Bedeutung der Zeitschrift zu erkennen. Wir enthalten uns daher jeder besonderen Anpreisung derselben und begnügen uns, unsern Lesern zu versichern, daß die **„Deutsche Revue"** nach wie vor bestrebt sein wird, fortgesetzt an politischer und wissenschaftlicher Tragweite zu gewinnen.

Von den Beiträgen, die uns für den neuen Jahrgang zur Verfügung oder in Aussicht stehen, seien vor allem folgende genannt:

Wirkl. Geh. Admiralitätsrat Dr. **Georg v. Neumayer:** Allgemeine Ergebnisse der antarktischen Forschung in den letzten acht Jahren.
Generalfeldmarschall **Freiherr von Loë:** Erinnerungen.
Ministerpräsident a. D. **Sturdza** (Bukarest): Denkwürdigkeiten.
T. Galimberti, italienischer Abgeordneter: Ueber die Tripel-Allianz.
Primo Levi: Persönliche Erinnerungen an Kardinal Hohenlohe.
Marquis Pandolfi: Ueber den Frieden.
Heinr. v. Poschinger: Privatbriefe des Staatsministers Freiherrn von Manteuffel an den Direktor der Politischen Abteilung im Auswärtigen Ministerium von Balan.
Vizeadmiral **Freiherr v. Schleinitz:** Ueber die Weltsprache auf dem Meer.
Ed. v. Wertheimer: Eine ungedruckte Denkschrift über die preußische Zentralstelle für Preßangelegenheiten.
Prof. Dr. **Gruber:** Ueber natürliche Immunität.
Prof. Dr. **Ostwald:** Zur Biologie des Gelehrten.
Prof. **Carlo Malagola:** Franz II Rakoczy und die ungarische Revolution.
Prof. Dr. **Moritz Cantor:** Die Mathematik im Hause.
Woldemar Schütze: Der Kaufmann und die Kolonien.
U. Behn: Radium.
Prof. **Louis Courturat** (Paris): Eine Weltsprache oder drei?
Geh. Medizinalrat Dr. **E. Ponfick** (Breslau): Ueber Krankheit und Heilung mit besonderer Berücksichtigung der ansteckenden Krankheiten.

Prof. Dr. **P. Grützner:** Ueber die gesundheitliche Bedeutung des Sports und der Gymnastik.
Prof. Dr. **L. von Krehl** (Straßburg): Ueber die Ernährung.
Prof. Dr. **Karl von Hase:** Was kann die Kirche gegen die Ausbreitung des Atheismus tun?
Prof. Dr. **A. Bielschowsky:** Die Bedeutung der Augenstellung für die Physiognomie.
Prof. **O. Knopf** (Jena): Die Fortschritte der Glastechnik.
Prof. Dr. **Blaß:** Religiöser und idealer Gehalt der antiken Mythen.
Bergassessor **Stegemann:** Ueber die Gefahren beim Bergbau einst und jetzt.
Karl Blind: Homerische Kenntnis des germanischen Nordens. Die Sage von der Zauberin Kirke und Holda-Hirke.

Stuttgart, Ende November 1906.

Deutsche Verlags-Anstalt.

Zur gefälligen Beachtung!

Der zweiunddreißigste Jahrgang der „Deutschen Revue" erscheint in 12 Heften. Allmonatlich wird ein Heft, mindestens 8 Bogen stark, ausgegeben.

Preis vierteljährlich (für 3 Hefte) 6 Mark.

Bestellungen auf die „Deutsche Revue" werden von allen Buchhandlungen, Journalexpeditionen und Postämtern des In- und Auslandes sowie von jedem mit einer solchen in Verbindung stehenden Bücheragenten entgegengenommen. Auf Wunsch vermittelt die Expedition auch die unterzeichnete Verlagshandlung, die bereit ist, auf alle bezüglichen Anfragen direkte Auskunft zu erteilen.

Ein Bestellschein liegt diesem Hefte zur gefälligen Benutzung bei.

Stuttgart,
Neckarstraße 121/23

Deutsche Verlags-Anstalt.

Die Reichsbank und die Geldverteuerung

Von

Dr. Koch,

Wirkl. Geh. Rat, Präsidenten des Reichsbankdirektoriums

Nach allen übereinstimmenden Nachrichten aus den verschiedensten Teilen unsers Vaterlandes bietet unser Wirtschaftsleben ein durchaus erfreuliches Bild. Die Besorgnisse, die sich wegen Einschränkung unsers Außenhandels an das Inkrafttreten des neuen Zolltarifs knüpften, sind im wesentlichen unerfüllt geblieben. Fast alle Industrien, vorab Eisen und Kohle, sind mit Aufträgen überfüllt. Selbst die im allgemeinen hohen Preise der Rohstoffe und die sich fortwährend steigernden Arbeitslöhne, die den Ertrag der Unternehmungen schmälern, vermögen trotz des hier und da auftretenden Arbeitermangels den Aufschwung nicht zu hemmen. Die Handels- und Schiffahrtsunternehmungen befinden sich in regster Tätigkeit und im besten Flor. Hiermit stimmen die Zahlen des deutschen Außenhandels und ebenso die wachsenden Einnahmen aus den Eisenbahnen und aus der Wechselstempelsteuer überein. Auch die Landwirtschaft hat fast durchweg gute Ernten zu verzeichnen und benutzt die günstige Lage zur Abstoßung alter Schulden. Dabei steigen die Güterpreise unaufhörlich. Die allgemeine Lebenshaltung ist in fortschreitender Besserung begriffen bis auf diejenigen Klassen der Bevölkerung, die über steigende Preise aller Bedarfsartikel desto mehr Klage führen, je weniger sie imstande sind, ihr festes Einkommen zu vermehren. Der einzige schwarze Punkt auf diesem lichten Bilde sind die Geldmarktverhältnisse. Es ist nicht zu leugnen, daß diese sich im Laufe des Jahres, zum Teil auch infolge des neuerdings in besonders starkem Umfange hervorgetretenen amerikanischen Geldbedarfs, mehr und mehr verengt haben. Schon ist die Reichsbank, die in das Jahr 1906 mit einem Zinssatz von 6 Prozent eingetreten war, seit dem 10. Oktober abermals zu diesem hohen Diskontsatze gelangt, der seit dem 19. Oktober auch der der Bank von England ist. Es wird kaum bestritten, daß die unerhörte Anspannung der Reichsbank um die Quartalswende, die zu lauter Rekordziffern im Status geführt und eine wesentliche Erleichterung bisher nicht erfahren hat, die Verwaltung zu dieser Verteuerung des Geldes nötigte. Aber schon hört man wieder Stimmen, die eine Aenderung der Bankpolitik oder gar der bis Ende des Jahres 1910 fest-

gelegten Bankverfassung fordern und von dieser eine Verbilligung des Geldes, also eine ausgedehntere Gewährung von Kredit erwarten.

In ersterer Hinsicht ist schwer zu verstehen, wenn abermals die Forderung auftaucht, man solle die (sogenannte) Prämienpolitik der Bank von Frankreich nachahmen und so den Abfluß von Gold zu hemmen suchen. Ueber diese Frage ist schon unendlich viel in der Fachliteratur, in der Presse und selbst im Reichstage geschrieben und geredet worden. Sie schien endgültig abgetan, nachdem sie weder bei der Banknovelle noch bei den Münzgesetzen irgendeine nennenswerte Anzahl von Stimmen zu vereinigen imstande gewesen war. Aber da sie wiederum in den Vordergrund gestellt wird und die wiederholte Anregung vielleicht auf Unkundige einen gewissen Eindruck nicht verfehlt, so mögen hier einige Worte darüber gesagt werden.

Von dem Verfahren der Bank von Frankreich macht man sich gewöhnlich eine unrichtige Vorstellung. Sie löst ihre Noten, sofern es sich nicht um kleine Beträge handelt, überhaupt nur in Silber ein; sie zahlt auch bei Kreditentnahmen — von Ausnahmefällen, z. B. bei Bezahlung von Baumwolle nach Aegypten, abgesehen, wobei sie die Diskontierung von Dreimonatswechseln verlangt — grundsätzlich in ihren Noten oder in Silber. Dagegen gibt sie Gold in Form von Barren oder fremden Münzen unter Berechnung eines den Goldausmünzungswert übersteigenden Preisaufschlags ab, der nach französischem Sprachgebrauch als Prämie bezeichnet wird. Eine eigentliche Goldprämie, d. h. ein für die Landesgoldmünzen über ihren gesetzlichen Zahlungswert hinaus im Verhältnis zu den Landessilbermünzen berechnetes Aufgeld, ist das nicht; denn weder die Goldbarren noch die fremden Goldmünzen haben einen landesgesetzlich festgestellten Zahlungswert. Indessen wirkt das Verfahren der Banque de France tatsächlich wie eine „Goldprämie“, weil die Bank — anders als die Reichsbank — bei der Noteneinlösung und im Kreditgeschäft die Verabfolgung von Landesgoldmünzen eben regelmäßig überhaupt ablehnt.

Für Deutschland ist ein entsprechendes Verfahren schlechterdings unmöglich. Wollte die Reichsbank, mit den bisherigen Grundsätzen brechend, die Einlösung ihrer Noten wie andre Zahlungen, z. B. die Rückzahlung ihrer Giroguthaben, in Gold verweigern, so würde ihr kleiner Talervorrat — jetzt (7. November) 46 Millionen Mark — schnell erschöpft sein; denn der Notenumlauf allein beträgt 1430 Millionen, die „fremden Gelder“ etwa 485 Millionen Mark. Aber überdies — und dies wiegt vor allem schwer — wäre eine allgemeine Beunruhigung, eine Beeinträchtigung des internationalen Kredits der Reichsbanknote und eine starke Erschütterung der Reichswährung unausbleiblich. Ein großer Teil der Giroguthaben würde der Reichsbank gewiß bald entzogen werden, wenn die Konteninhaber befürchten müßten, nicht mehr Gold, sondern nur Silber und Papier zu erhalten. Die Reichsbank würde dadurch eines wesentlichen Teils ihrer jetzigen Kraft beraubt werden.

Für Frankreich verhält es sich ganz anders. Dort besteht ungeachtet der gesetzlichen Suspension der Silberprägungen noch jetzt gesetzlich und vertrags-

mäßig die Doppelwährung. Die Bevölkerung ist seit Jahren daran gewöhnt, daß die Banknoten in Silber eingelöst werden, und findet den Zustand erträglich. Frankreich hat einen großen Silbervorrat mit voller Zahlkraft — am 1. Januar 1905 nach den Berichten des amerikanischen Münzdirektors mehr als das Neunfache von Deutschland. Sogar der Silbervorrat der Banque de France ist zurzeit fast $4\frac{1}{2}$mal so groß wie der der Reichsbank. Ist nun die französische Zahlungsbilanz eine ungünstige, so sind die Arbitrageure genötigt, das zur Zahlungsleistung an das Ausland erforderliche Gold dem freien Verkehr zu entnehmen, weil die Bank die Hergabe von Goldmünzen zu Ausfuhrzwecken überhaupt verweigert und die Aushändigung von Barren und fremden Goldmünzen mit einer Prämie belastet. Nur wenn Gold aus dem freien Verkehr, was selten möglich, ohne Schwierigkeiten entnommen werden kann, hat die Bank den Zweck, ihre Goldbestände ohne Schädigung der Valuta zu schützen, erreicht; überträgt sich die Goldprämie dagegen auf den Verkehr, so muß notwendig eine Verschlechterung der französischen Valuta eintreten, die ihren Ausdruck in den Devisenkursen findet. Dieser Fall ist freilich — wegen der meist günstigen Zahlungsbilanz Frankreichs hauptsächlich infolge seines großen Besitzes an fremden Effekten — in den letzten Jahren nur selten und vorübergehend eingetreten. Das Verhalten der Notenbank hat daher tatsächlich nur für ganz kurze Zeit zu einem kleinen Goldagio und damit zur Verschlechterung des französischen Wechselkurses geführt. Niemals hat die Goldprämienpolitik vermocht, einem Goldabfluß ins Ausland entgegenzuwirken, weil sie dessen Grundursache, die Ungunst der Zahlungsbilanz, nicht beseitigen kann. Für den Goldabfluß in den inneren Verkehr ist sie, wie unten noch näher zu erörtern, ohne jede Bedeutung.

Das hat die einsichtige Verwaltung der Bank von Frankreich selbst längst erkannt. Schon in ihrem Jahresbericht von 1898 bezeichnet sie die damals notwendige Erhöhung ihres Diskonts als das einzige bekannte Mittel, ihren Barvorrat zu schützen (S. 14). Denselben Standpunkt nimmt der folgende Bericht (von 1899) ein. Man erhöhte den Diskont von $3\frac{1}{2}$ auf $4\frac{1}{2}$ Prozent, weil der Abfluß von Gold beunruhigende Verhältnisse annahm (S. 8). Der gleiche Gedankengang kehrt wieder in dem Bericht von 1903 (S. 5). So hat die Verwaltung die Absicht, durch die sogenannte Prämienpolitik ihren Goldbestand zu erhalten, längst aufgegeben. Und selbst wenn diese zum Ziele führte: die dadurch bewirkte künstliche Schonung des Goldvorrats der Bank unter Verweisung des Goldbedarfs auf den freien Verkehr, die überdies der Bank den Ueberblick über die internationale Goldbewegung entzieht und außerdem notwendig zu einer Verschlechterung der umlaufenden Goldmünzen infolge von Aussuchen vollwichtiger Stücke für den Export führt, würde bei der Reichsbank dadurch illusorisch gemacht werden, daß sie selbst auf Grund einer Bestimmung des Bankgesetzes und eines entsprechenden Bundesratsbeschlusses verpflichtet ist, an bestimmten Plätzen jederzeit Reichssilbermünzen gegen Reichsgoldmünzen umzuwechseln. Wollte die Reichsbank also die Noten nur in Talern

einlösen und Gold nur gegen Prämie abgeben, so würden die Taler in den Verkehr einströmen und die dadurch entbehrlich gemachten Reichssilbermünzen gegen Gold umgewechselt, also bei der Reichsbank durch Silbermünzen ohne gesetzliche volle Zahlkraft ersetzt, die Fortführung der sogenannten Prämienpolitik also bald unmöglich gemacht werden. Diese ist daher als unzweckmäßig und insbesondere für die Verhältnisse in Deutschland als ganz ungeeignet zu verwerfen. Mit der zu Recht bestehenden Goldwährung ist sie völlig unvereinbar.

Von den Anhängern der Goldprämienpolitik wird übrigens lediglich behauptet, daß dieselbe den Abfluß des Goldes ins Ausland zu verhindern oder abzuschwächen geeignet sei, was — wie soeben ausgeführt wurde — keineswegs der Fall ist. Daß die Goldprämie kein Mittel bildet, den Goldbestand der Bank gegenüber dem stark angewachsenen inländischen Bedarf an Zahlungsmitteln zu schützen, ist allgemein anerkannt. Die gegenwärtige ungewöhnlich starke Inanspruchnahme der Reichsbank beruht aber ausschließlich auf dem Geldbedarf des Inlandes, und diesem kann nur durch eine entsprechende Steigerung der Diskontsätze begegnet werden. Freilich ist der Diskont der deutschen Reichsbank seit Jahren und besonders jetzt weit höher als derjenige der Bank von Frankreich. Letzterer betrug im Durchschnitt der verflossenen zehn Jahre 2,751 Prozent und war seit Ende Mai 1900 beständig 3 Prozent. Diese so ungewöhnlich lange andauernde Gleichmäßigkeit hat erst vor kurzem die schärfste Kritik des bedeutenden französischen Nationalökonomen Paul Leroy-Beaulieu herausgefordert, der in dem von ihm herausgegebenen „Economiste Français“ vom 27. Januar d. J. sagt:

„L'absolue fixité du taux de l'escompte à Paris, malgré les modifications dans tous les pays voisins, est une absurdité.“

Der Diskont der Reichsbank betrug dagegen im Durchschnitt der letzten zehn Jahre bei mannigfachen Veränderungen 4,139 Prozent (im Jahre 1905 sechseinhalb Monate lang ebenfalls 3 Prozent, im Durchschnitt des Jahres 3,817 Prozent). Diese Verschiedenheit ist aber keineswegs auf die abweichende Goldpolitik der beiden Banken zurückzuführen. Der Goldvorrat für sich ist nur ein Faktor der sogenannten Diskontpolitik. Hierbei sprechen entscheidend ganz andre Umstände mit. Der Wechselzinsfuß bestimmt sich im allgemeinen nach dem Verhältnis von Angebot und Nachfrage in Zahlungsmitteln. Muß der Diskont infolge abnorm gesteigerter Nachfrage wie zurzeit auf einen ungewöhnlich hohen Stand erhöht werden, so bedeutet dieser für die allzu stürmisch vorwärtsdrängende industrielle und kommerzielle Entwicklung naturgemäß eine ernste Mahnung zur Mäßigung. Im Vergleich zu Deutschland herrscht bekanntlich in Frankreich eine gewisse wirtschaftliche Ruhe. Der bei uns so sichtbare und gar nicht abzuleugnende wirtschaftliche Aufschwung, den auch französische Schriftsteller bereitwillig anerkennen und ihrem Vaterland als Spiegel vorhalten, erzeugt bei uns eine stete Nachfrage nach Geld, wie sie dort fehlt. Die Neigung der Bevölkerung in Frankreich ist eben im ganzen mehr auf schnelles Sparen und frühes Genießen als auf gewinnbringende Unternehmungen gerichtet. Dies wird durch den dort herrschenden Wohlstand begünstigt. Die Fruchtbarkeit des Bodens bei

Digitized by Google

besserem Klima hat eine starke Zunahme der beweglichen Werte, überhaupt einen Reichtum geschaffen, der über den Deutschlands weit hinausgeht. Die Wechselanlage der Bank von Frankreich ist daher, wenngleich sie neuerdings infolge der amerikanischen Ansprüche stark angewachsen ist, immer noch niedriger als die der Reichsbank. Ihre Durchschnittsanlage, auf die es wesentlich ankommt, betrug im vorigen Jahre in Wechseln 527 Millionen Mark, bei der Reichsbank 908 Millionen Mark, im Jahre 1904 566 gegen 823 Millionen Mark. Die Anlage ist im Jahre 1906 gestiegen, weil zahlreiche ausländische, namentlich amerikanische Wechsel wegen des dortigen starken Geldbedarfs Unterkommen in Ländern mit niedrigem Zinsfuß suchten. Diese Verschiedenheiten finden ihren Ausdruck in dem verschiedenen Diskontsatze. Keine Notenbank der Welt wäre imstande, der wirtschaftlichen Aufwärtsbewegung, wie sie jetzt Deutschland charakterisiert, ohne starke Diskonterhöhungen zu begegnen. Ein dem Geldmarkt nicht entsprechender Diskontsatz läßt sich tatsächlich nicht aufrechterhalten. Ist er zu hoch, so würde er schnell die Kreditnachfrage von der Bank ablenken; ist er zu niedrig, so müßten sich ihre Mittel rasch erschöpfen, außerdem würde die unausbleibliche Folge eine Ueberproduktion und Ueberspekulation sein, die das Land bald in eine gefährliche Krise stürzen könnte.

Daß die Bank von Frankreich so lange einen gleichmäßigen Diskont von nur 3 Prozent aufrechterhalten konnte, hängt auch damit zusammen, daß sie von den Schwankungen des Wirtschaftslebens bei weitem nicht in dem Maße berührt wird wie die Reichsbank, weil die Fühlung dieses Instituts mit dem Geldmarkt eine innigere ist. Deshalb kommen bei uns die an und für sich schon größeren Veränderungen im Geldbedarf weit deutlicher im Bankstatus zum Ausdruck. Dies zeigt sich vor allem darin, daß die Inanspruchnahme der Reichsbank *im Verhältnis zu den verfügbaren Mitteln* in den letzten Jahren durchweg eine größere und anhaltendere gewesen ist als diejenige der Bank von Frankreich. Während zum Beispiel im Jahre 1905 der Unterschied zwischen dem höchsten und niedrigsten Stand des durch den Barvorrat nicht gedeckten Notenumlaufs bei der Reichsbank 959 Millionen Mark, das sind 72 Prozent des durchschnittlichen Notenumlaufs überhaupt, betrug, stellten sich die entsprechenden Ziffern bei der Bank von Frankreich auf nur 485 Millionen Mark bezw. 14 Prozent.

Die *Diskonterhöhung* bleibt überdies, wie schon angedeutet, das einzige wirksame Mittel zur Verstärkung des Goldvorrats der Bank, weil sie unmittelbar auf die *Zahlungsbilanz* des Landes einwirkt, indem sie diese günstiger zu gestalten sucht. Alle *andern* Mittel, die auch die Reichsbank gelegentlich anzuwenden nicht versäumt, sind nur von geringerer akzessorischer Bedeutung und bedürfen in ihrer Anwendung der größten Vorsicht, wenn sie nicht in ihr Gegenteil umschlagen sollen.

Hierher gehört die Gewährung *zinsfreier Vorschüsse auf Goldeinlieferungen aus dem Auslande*. Solche Vorschüsse werden seit 1879 von Fall zu Fall auf wechselnde Fristen gewährt. Dieses auch von andern

Digitized by Google

Banken, zum Beispiel der Bank von Frankreich, bis vor kurzem auch von dem Schatzamt der Vereinigten Staaten von Amerika, nachgeahmte Verfahren hat sich im allgemeinen bewährt. Dem Handelsstande wird dadurch ermöglicht, der Reichsbank Gold zuzuführen, auch wenn der sogenannte Goldpunkt noch nicht erreicht ist, die Goldeinfuhr also an sich nicht rentabel sein würde. Die Bankverwaltung hat sich auch der Einsicht nicht verschlossen, daß fremde Goldmünzen in ihrem Ursprungslande einen um die Prägekosten höheren Verkehrswert haben, als ihr Feingehalt bedingt, abgesehen davon, daß die Untersuchung des letzteren durch die staatliche Prägung entbehrlich wird. Sie hat deswegen einen wechselnden Tarif für den Ankauf gewisser fremder Goldmünzen aufgestellt, der das Publikum gelegentlich zum Verkauf solcher Münzen an die Reichsbank anlockt. Dagegen ist die Erlaubnis, die einige Reichsbankanstalten gleichfalls 1879 erhalten hatten, für größere Summen Gold, die ihnen angeboten wurden, einen höheren als den im Bankgesetz § 14 festgelegten und für die Bilanzaufstellung der Reichsbank nach § 8 daselbst maßgebenden Preis von 1392 Mark für das Pfund fein zu bewilligen (s. Jubiläumsschrift I, S. 146), sehr bald wieder zurückgezogen worden, da sich zeigte, daß die Gewährung solcher erleichternden Bedingungen für die Goldeinfuhr höchstens einen schnell vorübergehenden Erfolg hatte.

Ein weiteres von der Reichsbank besonders in letzter Zeit in größerem Umfange angewendetes Mittel zur Kräftigung ihres Goldvorrates ist ihr durch das von ihr gehaltene Portefeuille ausländischer Wechsel namentlich auf England an die Hand gegeben. Sie befolgt die Praxis, solche „Devisen“ zu niedrigen Kursen zu kaufen, um zu andern Zeiten, in denen infolge der gestiegenen Wechselkurse die Möglichkeit eines Goldabflusses ins Ausland nahegerückt ist, durch Wiederverkauf der Wechsel den Kurs zu drücken und den Goldabfluß zu verhindern.

Insgesamt hat die Reichsbank bisher Gold in dem enormen Betrag von 3 337 000 000 Mark angekauft. Ihr Goldvorrat, der bis zum Jahre 1885 noch nicht 300 Millionen durchschnittlich betrug, ist fort und fort gestiegen, im Jahre 1905 auf den höchsten bisher erreichten Betrag von durchschnittlich 745,3 Millionen Mark. Er betrug noch am 23. August 1906 728 Millionen und ist nur infolge der fortgesetzt steigenden Abflüsse in den inneren Verkehr seitdem allmählich um über 170 Millionen gesunken.

Anderseits darf sich die Reichsbank natürlich auch der Abgabe von Gold in Barren und ausländischen Münzen wenigstens an ihrem Hauptsitz in Berlin nicht ganz entziehen. Sie gibt hauptsächlich Barren auf Verlangen an die inländische Goldindustrie ab und vermeidet damit das Einschmelzen von Doppelkronen. Sie verwendet fremde Münzen ferner zur Regulierung des Wechselkurses. Sie verkauft dieselben außerdem gelegentlich tunlichst vorteilhaft mit einem der französischen „Prämie“ ähnlichen Aufschlage nach einem bestimmten Tarif, der freilich nicht so hoch gehalten werden kann, daß die Verwendung von gemünztem deutschen Golde sich einträglicher gestalten würde,

das man jederzeit durch Präsentation von Banknoten oder Abzug von Guthaben erhalten kann. Das Goldgeschäft wird aber nie lediglich oder überwiegend aus dem Gesichtspunkte des Ertrags betrieben. Entscheidend bleiben Rücksichten auf die Währung und die Bedürfnisse des Verkehrs. Nur nutzlose Opfer zu bringen vermeidet die Verwaltung grundsätzlich.

Ein andres oft von minder Kundigen angepriesenes Mittel zur Verstärkung des Goldbestandes und der Aktionsfähigkeit der Reichsbank ist die Verstärkung ihres Stammkapitals. Bekanntlich hat die Reichsbank jetzt ein Stammkapital von 180 Millionen Mark und einen Reservefonds von 64 813 723,75 Mark. Der Regierungsentwurf von 1899 bereits schlug eine Erhöhung des damaligen Stammkapitals von 120 Millionen auf 150 Millionen vor. Die Reichstagskommission stimmte in erster und auch in zweiter Lesung diesem Vorschlage bei. Erst in dritter Lesung gelangte die allmähliche Erhöhung auf 180 Millionen als Kompromißvorschlag zur Annahme, und diese Aenderung ist auch im Plenum unter Ablehnung abweichender Vorschläge angenommen worden (Komm.-Ber. S. 10 ff., Sten.-Ber. S. 1965 ff., 2002). Schon diese Geschichte der Vorschrift zeigt, daß die Anschauungen über das Maß der Erhöhung weit auseinander gingen. Nachteile eines zu geringen Stammkapitals hatten sich kaum bemerklich gemacht. Die Höhe des Grundkapitals ist für eine Zentralnotenbank nicht von der Bedeutung, die ihr manche Leute zuschreiben. Die wichtigsten Betriebsmittel einer Notenbank sind die Noten und die fremden Gelder, am letzten Quartalsschluß zusammen fast 2300 Millionen. Die Anpassung des Geldumlaufs an den Geldbedarf erfolgt in der Hauptsache mittels der elastischen Notenausgabe innerhalb der durch die Sicherheit der Noteneinlösung gebotenen Grenzen. Die Erhöhung des Kapitals einer Notenbank schafft — wie die Jubiläumsdenkschrift der Reichsbank S. 215 treffend bemerkt — keine neuen Umlaufsmittel, sondern überträgt nur Bargeld aus dem freien Verkehr in die Bankkasse, während die dadurch dort entstehende Lücke durch eine gesteigerte Inanspruchnahme der Bank wieder ausgeglichen wird. Die Annahme, daß durch eine starke Erhöhung des Grundkapitals der Bank eine nachhaltige Ermäßigung ihres Diskontsatzes ermöglicht werden würde, beruht mithin auf unzutreffenden Voraussetzungen und auf unrichtigen Vorstellungen über die Bedeutung des Grundkapitals für eine Notenbank, dem im wesentlichen der Charakter eines Garantiefonds gegenüber den Bankgläubigern zukommt. Dies hat sich auch vollkommen bei der stufenweise erfolgten Kapitalerhöhung an der Entwicklung des Bankstatus und des Reichsbankdiskonts bestätigt. Die Erhöhung war weder von einer dauernden Vermehrung des Barvorrats noch von einer Diskontermäßigung, wohl aber von einer wenigstens vorübergehenden Steigerung der Anlage in Wechseln und Lombard begleitet. Damit steht es nicht im Widerspruch, wenn bei dem wachsenden Geschäftsumfang der Reichsbank, insonderheit bei der Verwendung des Grundkapitals im Wechselgeschäft und in dem nicht zur Notendeckung dienenden Lombardgeschäft, wie bei der starken Vermehrung des Grundbesitzes der Reichsbank eine gewisse Vermehrung ihres Grundkapitals gleichwohl rätlich erschien, so daß jetzt die Reichsbank in der Höhe ihrer

eignen Mittel alle andern großen Notenbanken mit Ausnahme der Bank von England (deren eigne Mittel freilich gänzlich festgelegt sind) übertrifft.

Endlich wird auch von manchen, sei es überhaupt die Beseitigung, sei es die Erweiterung der bisherigen Steuergrenze empfohlen, was ja an sich, wenn die Reichsbankverwaltung lediglich privatwirtschaftlichen Grundsätzen folgen dürfte, ihr nur willkommen sein könnte. Die Reichsbank durfte nach dem Bankgesetz nur 250 Millionen Mark steuerfreie Noten ohne Bardeckung ausgeben; von den übrigen sollte sie 5 Prozent Steuer an die Reichskasse entrichten, damit sie eintretendenfalls zur Diskonterhöhung genötigt werde. Jene Summe ist nun durch Akkreszenzrecht und gesetzliche Erhöhung auf 472829000 Mark gewachsen. Die Regierungen hatten in dem Entwurf zur Banknovelle von 1899 selbst eine Erhöhung des damaligen steuerfreien Kontingents der Reichsbank von 293400000 Mark auf 400 Millionen vorgeschlagen. In den beiden ersten Lesungen von der Reichstagskommission gebilligt, wurde infolge eines Kompromisses der Parteien in dritter Lesung eine weitere Erhöhung von 50 Millionen beschlossen, und das Plenum stimmte ohne Debatte zu (Komm.-Ber. S. 29 ff.). Der praktische Wert dieses Systems einer „indirekten Kontingentierung“ der Notenausgabe ist nicht unstreitig. Von manchen Schriftstellern zwar, selbst von ehemaligen bimetallistischen Führern in England, wird die darin enthaltene größere Elastizität der deutschen Banknotenausgabe gegenüber der starren Grenze der englischen Peel's-Akte als ein großer Vorzug angepriesen; in den Vereinigten Staaten von Amerika ist die Nachbildung der deutschen Vorschriften bei den jetzigen Versuchen zur Reform der Umlaufsmittel ernstlich in Erwägung gekommen. Aber auf der andern Seite wird nicht ohne Grund erinnert, daß es nicht bloß auf die Größe, sondern auch auf die Art des Geldbedarfs ankomme. Das System ist daher auch ohne den vorausgesetzten entscheidenden Einfluß auf die Diskontpolitik der Reichsbank geblieben. Die allmählich zu knapp gewordene Bemessung des Kontingents hat sich bisher für die Verkehrswelt nicht störend fühlbar gemacht, weil die Verwaltung der Reichsbank, sooft es die Rücksicht auf ihren Stand, also namentlich auf die Deckung ihrer Verbindlichkeiten erlaubte, bei Kontingentsüberschreitungen von einer Erhöhung des Diskonts auf 5 Prozent und darüber Abstand genommen und den die Diskonterträge überschreitenden Steuerbetrag aus den Kassen der Reichsbank bestritten hat. Sie hat sich also von den Absichten des Systems niemals mechanisch leiten lassen. Eben deshalb hat man es vorgezogen, anstatt das ganze System völlig zu beseitigen, die Grenze erheblich zu erweitern. Immerhin hat die Steuer in dieser Begrenzung den Wert, daß die Ueberschreitung des Kontingents stets ein leicht erkennbares Warnungssignal für die Geschäftswelt ist, welches die notwendige Diskonterhöhung verständlich macht, und daß sie erfahrungsmäßig den ungedeckten Notenumlauf der Privatnotenbanken, für die allein man das System nicht gesetzlich aufrechterhalten kann, auf den Betrag ihrer steuerfreien Kontingente beschränkt. Hiernach kann es sich im wesentlichen

nur um die Zweckmäßigkeitsfrage handeln, ob in Zukunft noch eine fernere Ausdehnung der Kontingentsziffer der Reichsbank über den Betrag von 472,829 Millionen Mark hinaus erforderlich ist. Jedenfalls ist von einer Aenderung des Bankgesetzes in der vorliegenden Materie ein wesentlicher Einfluß auf die Diskontfrage nicht zu erwarten.

Ein Mittel zur Steigerung des Goldvorrats der Zentralnotenbank ist von der Bank von Frankreich seit Jahren mit Erfolg angewendet, und es ist etwas befremdlich, daß gerade dieses Mittel trotzdem von den Gegnern der Reichsbank nicht empfohlen wird. Dies ist die Ausgabe kleiner Noten.

Die Bank von Frankreich setzt Noten zu 50 Franken in sich steigernder Menge in Umlauf; nach dem Jahresbericht von 1904: 516 731 700, nach dem von 1905: 565 138 350 Franken. Begreiflicherweise vermehrt sich durch einen so weitgehenden Gebrauch seitens des Publikums der Goldschatz der Bank; die Noten werden in diesem durch Goldmünzen ersetzt. Die Reichsbank ist bekanntlich erst vor kurzem durch ein Gesetz vom 20. Februar d. J. (R.-G.-Bl. S. 318) ermächtigt, Noten in den Abschnitten von 20 Mark und 50 Mark auszugeben. Sie hat von dieser Ermächtigung bereits Gebrauch gemacht. Natürlich mußten die Noten erst angefertigt werden, und es vergeht auch notwendig eine gewisse Zeit, ehe sie in den Verkehr übergehen. Es ist unleugbar ein nicht geringer Bedarf nach kleinen Papierabschnitten vorhanden, wie die häufigen Anträge auf deren Ueberlassung besonders aus Industriegegenden beweisen. Sie werden dem Publikum in keiner Weise aufgedrängt. Von einem Mißlingen der Maßregel kann nicht geredet werden; denn es sind schon jetzt etwa 30 bis 40 Millionen Mark solcher kleinen Noten im Umlauf, die nur zum Teil an die Stelle eingezogener Reichskassenscheine getreten sind, und der Betrag vermehrt sich allmonatlich. Aber allerdings muß in Deutschland eine gewisse Neigung des Publikums, sich auch bei kleinen Umschlägen der Goldmünzen zu bedienen, überwunden werden, wie neuerdings Mahnungen der Handelskammern an ihre Berufskreise beweisen. Durch lange Gewohnheit ist der Verkehr mit Goldmünzen förmlich übersättigt, wobei die Bequemlichkeit der Kassierer und die Neigung der Regierungskassen zur Auszahlung der Vierteljahrsgehälter der Beamten in Gold sowie die Bedürfnisse des Hypothekengeschäfts eine erhebliche Rolle spielen. Hierin kann unbeschadet der Solidität der Notenausgabe Wandel geschaffen werden.

Ueber den volkswirtschaftlichen Wert einer übergroßen Anhäufung der Goldvorräte in der Notenbank sind auch in Frankreich die Meinungen sehr geteilt. Volkswirte wie Leroy-Beaulieu in seinem „Economiste Français" haben sich oft genug gegen das System der Banque de France, womit die Stabilität des niedrigen Diskonts zusammenhängt, ausgesprochen, und auch der Belgier Laveleye kämpft gegen die „3 Milliarden im Streike", die jetzt noch mehr angewachsen sind. Es ist nicht zu vergessen, daß die Banque de France, der Neigung des französischen Volkes zum Papiergeld entsprechend, 3853 Millionen Mark in Banknoten im Umlauf hat. Aber ich verkenne durchaus nicht, daß die hohen Diskontsätze und

der geminderte Goldbestand der Reichsbank die Kehrseite des wirtschaftlichen Hochstandes, der jahrelang andauernden guten Verkehrskonjunktur bilden. Hierin kann nur allmählich durch Ansammlung von Reichtümern und Verbesserung der auf Ersparnis von Bargeld gerichteten Zahlungsmethoden, also namentlich durch Ausbreitung des Schecksystems, eine Aenderung herbeigeführt werden.

Die politischen Beziehungen zwischen Deutschland und England

Von

Sir Philip Magnus, M. P. (London)

Seit vielen Jahren, sicherlich seit dem sechzehnten Jahrhundert, ist die Entwicklung des Handels eines der hauptsächlichsten Dinge gewesen, welche die auswärtige Politik verschiedener Nationen bestimmt haben. Die Erwerbung neuer Gebiete wurde angestrebt, nicht so sehr zur Ansiedelung eines Ueberschusses an Bevölkerung, als vielmehr zur Schaffung von Märkten, auf denen die Erzeugnisse der heimischen Fabriken gegen Nahrungsmittel und das Rohmaterial, dessen die Bewohner des erobernden Landes bedürfen, ausgetauscht werden könnten. Zu diesem Zwecke sind Kriege in großem Maßstabe unternommen worden, die das Wachstum und die Ausdehnung der Nationen zur Folge hatten. Die Völker, die eine große Seeküste besaßen und von früher Jugend auf an ein seefahrendes Leben gewöhnt waren, gehörten zu den ersten, die neue Länder entdeckten und annektierten und sich neue Märkte schufen. Zwischen diesen Völkern sind beständig Kriege um die Herrschaft über das Meer, im Hinblick auf die sichere Ueberfahrt ihrer Handelsschiffe, und um die Erwerbung von Handelsrechten geführt worden. Das eigentliche Objekt der Kriege, die England seit so vielen Jahren mit Spanien, Holland und Frankreich geführt hat, war kein andres als dieses, und sein gegenwärtiges Kolonialreich ist das Ergebnis der Siege, die es errungen hat.

Späterhin erhob sich die Notwendigkeit, das so errungene Reich zu schützen, und aus andern, weniger offenkundigen und komplizierteren Motiven, die mit Handelsinteressen nur entfernt verknüpft waren, wurde dem Volke der Krieg aufgezwungen. Die Erhaltung des Gleichgewichts der Macht zwischen den europäischen Nationen und die Verhinderung von Bündnissen, die Englands Handelsstellung bedrohen konnten, waren Faktoren, die bestimmend auf seine Beziehungen zu andern Ländern einwirkten.

Mit dem Anwachsen des demokratischen Sinnes jedoch haben allmählich viele von den Elementen, die in früherer Zeit Englands auswärtige Politik bestimmt haben, aufgehört zu existieren, und später ist allerdings die Anschauung des Volkes durch den Gedanken beeinflußt worden, daß das Reich seine Ver-

pflichtungen hat und daß, wenn es Englands Pflicht ist, die Besitzungen, die es erworben hat, festzuhalten, es dies nicht so sehr um irgendwelcher kommerzieller oder andrer Vorteile willen tun muß, als um bei den Einwohnern das konstitutionelle Regierungssystem einführen zu helfen, dessen es selbst sich erfreut.

Der wahre Geschichtschreiber, der vorurteilslose Kritiker von Englands auswärtiger Politik muß zugeben, daß seit vielen Jahren andre Zwecke als das Streben nach weiterer Expansion die vera causa der Kriege gewesen sind, in die es verwickelt worden ist. Die aufeinander folgenden Regierungen haben stets im Auge behalten, was sie als Englands höhere Pflicht angesehen haben, und nur sofern ein Krieg notwendig war, um zu verhindern, daß ein erobertes Land in Anarchie und Barbarei zurücksinke oder in die Hände irgendeiner andern Macht falle, deren Interessen im Gegensatz zu seinen eignen zu stehen schienen, hat ein feindseliges Vorgehen gegen andre Nationen die Sanktion des Volkes erhalten. Es ist außerhalb Englands nicht bekannt genug, daß alle seine Politiker, welcher Partei sie auch angehören mögen, anerkennen, daß Großbritannien eine Vertrauensstellung gegenüber den fremden Ländern einnimmt, über die es herrscht. Diese Länder werden für ihre Völker verwaltet; und es kann kein Zweifel darüber sein, daß England bereit ist, seinen wiederholten Erklärungen entsprechend, sich alles Einflusses auf die innere Verwaltung solcher Länder zu begeben, sobald es die Gewißheit hat, daß das Volk sich in genügendem Maße die Fähigkeit erworben hat, sich zu regieren, und imstande ist, seine Unabhängigkeit zu behaupten. In dieser Hinsicht unterscheidet sich die Politik Großbritanniens nicht wesentlich von der der Vereinigten Staaten, und erst in jüngster Zeit hat sich die Welt von den Schwierigkeiten überzeugen können, die eine Großmacht bei der Erfüllung ihrer Zusagen hatte, einem Lande, das sie von Anarchie und Revolution befreit hatte, Autonomie zu geben und davon abzusehen, den Einwohnern im Interesse der Zivilisation ihre eigne wohltätige Herrschaft aufzuerlegen.

Diese Auffassung von Englands Pflicht hat langsam, aber unverkennbar im Nationalcharakter Wurzel geschlagen. Sie zeigt sich in den bestehenden Beziehungen zwischen Großbritannien und seinen Kolonien, und in neuester Zeit wird, je stärker die demokratischen Tendenzen werden, desto mehr das Verhalten der Regierung, soweit es die Kolonialpolitik und die auswärtige Politik betrifft, nach dem Grade beurteilt, bis zu dem es jenem Hauptprinzip zu entsprechen scheint. Zugleich ist, während der kommerzielle Geist, der neue Unternehmungen begünstigt, diesem höheren Ideal der Pflicht Raum gegeben hat, das nationale Empfinden stark in der Unterstützung einer Politik des Widerstandes gegen die Einmischung jeder fremden Macht in das zivilisatorische Werk, welches das Volk als sein allereigenstes ansieht. Auf alle ihm unterworfenen Völker die Vorteile der europäischen Kultur auszudehnen und ihnen die vollen Wohltaten der bürgerlichen und religiösen Freiheit, wie sie die Bürger des eignen Landes genießen, erreichbar zu machen, wird als die Rechtfertigung der britischen Herrschaft angesehen. Kein britischer Staatsmann ist imstande, diese Anschauung zu ignorieren. Sie übt ihren Einfluß auf die Stellung des Landes gegenüber den vielen ver-

wickelten Problemen, welche die Behandlung der unterworfenen Völker, die Okkupation Indiens und das Protektorat über Aegypten mit sich bringen.

Es wäre gut, wenn andre Nationen sich diese Tatsache vor Augen halten würden. Es mag ihnen vielleicht als eine pharisäische Anmaßung erscheinen, aber es ist ganz sicher, daß der imperialistischen Idee, wie sie die große Demokratie Britanniens akzeptiert hat, der Glaube zugrunde liegt, daß allein unter der britischen Herrschaft die Völker ein Maß von Freiheit und ein Gefühl der Sicherheit genießen, das sie nicht hätten, wenn diese Herrschaft schnell aufgehoben würde.

Diese Auffassung von der Berechtigung und den Pflichten des Reiches, welche die Volksmeinung darstellt und der imperialistischen Idee eine moralische Sanktion gibt, senkt sich allmählich tief in die Seele der Nation. Die britische Regierung ist ihrem Wesen nach demokratisch und wird es täglich mehr. Während der letzten dreißig Jahre hat England sich das Beispiel Deutschlands zunutze gemacht und sich der Notwendigkeit gefügt, allen Gesellschaftsklassen den Weg zur geistigen Bildung zu eröffnen, mit dem Erfolg, daß diejenigen, die vorher unfähig waren, irgendwelchen direkten Anteil an der Regierung des Landes zu nehmen — die arbeitenden Klassen —, jetzt eine direkte Vertretung ihrer Interessen im Parlament erlangt haben. Im gegenwärtigen Unterhause ist eine nicht unbeträchtliche Anzahl dem Handwerkerstande angehöriger Männer zu finden, die aus den Reihen der Arbeiter hervorgegangen sind. Diese Männer haben keine Begeisterung für imperialistische Expansion, aber sie haben volle Sympathie für den imperialistischen Gedanken, und wenn sie auch dringend die Einschränkung der Steuern wünschen, die sich aus einer allgemeinen Abrüstung ergeben würde, so sind sie doch zu jedem Opfer bereit, um die Integrität des Reiches zu erhalten als der Verkörperung jener Ideen von Freiheit und Gerechtigkeit, die sie allgemein akzeptiert zu sehen hoffen.

In der imperialistischen Idee, wie sie die britischen arbeitenden Klassen auffassen, liegt nichts, was irgendeinen Grund zur Feindschaft zwischen Deutschland und England abgäbe. Im Gegenteil, man sollte meinen, daß die beiden Länder gegenseitig einander helfen könnten bei der Verfolgung politischer Ziele, an denen beide in gleicher Weise interessiert sind. Wo eine Nation vom Volke regiert wird wie Britannien, ist es mehr das Volk als die Herrscher, das in letzter Linie über Fragen von Krieg und Frieden und über politische Bündnisse entscheidet. England und Deutschland jedoch haben den großen Vorteil, daß sie unter Herrschern stehen, die nicht bloß eng durch Familienbande miteinander verknüpft sind, sondern auch, wie bekannt ist, eine wahre gegenseitige Zuneigung und Achtung hegen. Diese Verwandtschaft zwischen ihren Herrschern prädisponiert die beiden Nationen dazu, ein friedliches Verhältnis miteinander anzustreben und aufrechtzuerhalten, und die jüngste Zusammenkunft zwischen dem Kaiser und König Eduard in Friedrichshof ist von beiden Völkern als der Ausdruck ihres beiderseitigen Verlangens nach freundschaftlichen Beziehungen freudig begrüßt worden. In Gefühl und Empfinden, in Geschmack und Gewohnheiten ist vieles, was das

deutsche Volk und das englische miteinander gemein haben. England hat rückhaltlos anerkannt, wieviel es der deutschen Literatur und Wissenschaft verdankt, und scheint nie müde zu werden im Lobe des deutschen Bildungswesens und der Vorteile, die sich für seinen Handel und Verkehr daraus ergeben haben, daß es allen Klassen des Volkes geistige Bildung zugänglich gemacht hat. Seit vielen Jahren ist England damit beschäftigt, das deutsche Schulsystem im Detail zu studieren, und wiewohl England nicht blind den fremden Idealen nachgegangen ist, so schätzt das britische Volk doch in vollem Maße, was es durch die sorgsame Erforschung des deutschen Schulsystems gewonnen hat. Vielleicht hat auch Deutschland bis zu einem gewissen Grade Nutzen davon gehabt, daß es mit den industriellen Methoden eines Landes vertraut geworden ist, das seit vielen Jahren die Suprematie auf den Gebieten der Industrie, des Handels und Verkehrs gehabt hat. Erst während der letzten dreißig Jahre hat sich Deutschland, das vordem ein vorwiegend ackerbautreibender Staat war, zu dem höchsten Rang unter den Industrieländern der Welt emporgeschwungen. Während dieser selben Periode hat das britische Volk den Wert der Hilfe erkennen gelernt, welche die Wissenschaft der Industrie leistet, und sich bestrebt, das Niveau ihres höheren Unterrichts so zu heben, daß es der deutschen Universitätsbildung näher käme. Jedes Land ist dem andern zu Dank verpflichtet, und jedes ist dadurch, daß es sich die Lehren und das Beispiel des andern zunutze macht, intellektuell und materiell fortgeschritten. Diese gegenseitigen Dienste haben den beiden Völkern die beiderseitigen Vorzüge besser verstehen und schätzen geholfen, und die Anerkennung ihrer beiderseitigen Dankesschuld sollte die beiden Länder befähigen, einander als freundschaftliche Rivalen anzusehen.

Daß sie in dem Verhältnis von Rivalen und Konkurrenten zueinander stehen, kann nicht geleugnet werden. Der riesige Fortschritt, den Deutschland seit 1870 gemacht hat, ist natürlicherweise von den englischen Untertanen aller Klassen mit gemischten Gefühlen betrachtet worden. Dieser Aufschwung hat Deutschland sowohl politisch wie kommerziell in die erste Reihe der Nationen gestellt. Englands frühere kommerzielle Suprematie ist ernstlich bedroht worden, nicht nur durch Deutschland, sondern auch durch die Vereinigten Staaten. Immer und immer wieder jedoch ist von englischen Staatsmännern und Nationalökonomen betont worden, daß Deutschlands Aufschwung nicht mit der weiteren Wohlfahrt Großbritanniens unverträglich ist. Die Geschichte Deutschlands seit 1866 erklärt die phänomenale Entwicklung seines Handels und Verkehrs im Vergleich zu der Großbritanniens während desselben Zeitraumes. Es kann jedoch nicht erwartet werden, daß Deutschland während der nächsten Dekaden weitere ähnliche Fortschritte machen wird. Das Maß der Beschleunigung seines Fortschrittes muß notwendigerweise geringer werden. Die Umstände, die ihn erzeugt haben, können sich nicht wiederholen. Andre Nationen haben, aus andern Gründen, ebenfalls Fortschritte gemacht. Der Aufschwung Japans während der letzten paar Jahre ist noch bedeutender und rascher gewesen. Aber in dieser Tatsache liegt nichts, was die Freundschaft, die zwischen Großbritannien und Japan besteht, unter-

graben oder die Bande, welche die beiden Länder vereinigen, lockern könnte. Wenn daher zwischen Deutschland und England ein Gefühl des Mißtrauens entstanden ist, wenn die Sympathien der beiden Völker weniger ausgesprochen sind, als sie vor einigen Jahren waren, so müssen wir uns zur Erklärung nach andern Ursachen umsehen, als es die kommerzielle Rivalität ist.

Es ist nicht leicht bestimmt zu sagen, welches diese Ursachen sind, und es ist noch schwieriger, sie zu spezifizieren. Bei beiden Nationen ist das latente Gefühl vorhanden, daß sie da sind, und bei den Engländern aller Richtungen und Meinungen der offen und frei ausgesprochene Wunsch, daß sie, wenn möglich, beseitigt werden. Der Abschluß einer „entente cordiale“ zwischen Frankreich und England war das unmittelbare Ergebnis der Beilegung lange ungeschlichtet gebliebener Differenzen, die früher Reibungen verursacht hatten und die, wie man erkannt hatte, jederzeit zu ernsten Mißhelligkeiten hätten Anlaß geben können. Es war höchst wünschenswert, daß diese Differenzen aus der Welt geschafft würden, und es war hauptsächlich dem gesunden Menschenverstand und politischen Urteil seines friedliebenden Monarchen zu danken, daß Großbritannien im stande war, zu einem Einverständnis mit Frankreich zu gelangen, vermöge dessen für beide Länder gleich wertvolle Konzessionen gemacht wurden, welche die Wiederherstellung der alten freundschaftlichen Beziehungen zwischen den Regierungen und den Völkern der beiden Nationen als Ergebnis hatten. Die Schwierigkeit, eine ähnliche „entente“ zwischen Deutschland und Großbritannien herbeizuführen, entspringt teilweise der Tatsache, daß keine genau bestimmten Differenzen vorhanden sind, die beizulegen wären. Die Gereiztheit, die durch ein gegenseitiges Gefühl des Mißtrauens hervorgerufen worden ist, kann, mag sie nun auf irgendeiner genügenden Grundlage beruhen oder nicht, nur allmählich gemildert werden. Indessen ist schon etwas erreicht, wenn die Tatsache zugegeben wird, daß man dieses Gefühl hat anwachsen lassen und daß auf beiden Seiten der Wunsch vorhanden ist, daß es nicht nur aufhören, sondern auch die Politik, die es hervorgerufen haben mag, geändert werden möge.

Zu diesem Zwecke sollte jedes Land danach trachten, nicht nur durch freundschaftliche Versicherungen, sondern durch politisches Handeln den Beweis zu liefern, daß es den Wunsch hegt, die berechtigten Bestrebungen des andern, solange sie nicht mit den fundamentalen Prinzipien des eignen Interesses in Konflikt geraten, nicht zu hindern, sondern zu fördern. Es dürfte nicht den Anschein haben, als ob die auswärtige Politik Deutschlands und Großbritanniens viel Anpassung verlangt, um jeden solchen möglichen Konflikt zu vermeiden. Nicht nur die Herrscher, sondern auch die Völker der beiden Länder sehen deutlich ein, daß ihr Verlangen nach Frieden nicht unverträglich ist mit einer fortwährenden Vorbereitung auf den möglichen Ausbruch eines Krieges. England muß lernen, ohne irgendein Gefühl des Mißtrauens das Wachsen der deutschen Flotte mit anzusehen, indem es sich vergegenwärtigt, daß das Wachsen von Deutschlands Handel mit fremden Ländern eine entsprechende Verstärkung seiner Kriegsflotte an Zahl und Macht erfordert. Deutschland darf seinerseits nicht erstaunt sein, zu finden,

daß, trotz der abgeschmackten Aeußerungen einiger Sozialisten in England und ihres unüberlegten Schreiens nach Einschränkung der Ausgaben für die Flotte und das Heer, die Schaffung eines Bürgerheeres neben der regulären Streitmacht, „eines Volkes in Waffen“, von allen vernünftigen englischen Politikern als das sicherste Mittel angesehen wird, es England möglich zu machen, daß es einen merklichen Einfluß bei der Erhaltung des Friedens ausübe. Eine allgemeine Abrüstung würde ohne Zweifel von unschätzbarem Vorteil für jedes europäische Land sein, aber die einer Abrüstung günstigen Bedingungen sind bis jetzt noch nicht eingetreten, und Englands militärische und maritime Stärke ist unzweifelhaft ein Faktor, der in dem gegenwärtigen unsicheren Stand vieler ernster internationaler Probleme dem Frieden zugute kommt.

In Deutschlands großem Flottenprogramm ist nichts vorhanden, was England beunruhigen müßte, solange seine verantwortlichen Staatsmänner es ganz deutlich machen, daß seine Kriegsschiffe nur bestimmt sind, seinen Handel zu schützen und seine berechtigten Staatsinteressen zu fördern, und solange seine Politiker jede Handlung vermeiden, die von Engländern als eine Drohung gegen sie ausgelegt werden könnte. Deutschlands Besitzungen im Ausland sind seit zu kurzer Zeit dem Reiche angegliedert, als daß seine Kolonialpolitik die Stabilität haben könnte, welche die britische kennzeichnet. Es ist noch Raum für die Ausdehnung Deutschlands in Richtungen, in denen eine störende Wirkung auf britische Interessen nicht stattfinden kann.

Es ist jedoch unbedingt notwendig, es als eine Vorbedingung jeglicher Annäherung zu einer engeren Verbindung anzuerkennen, daß eine derartige Annäherung in keiner Weise im Widerspruch zu den bestehenden Beziehungen zwischen Frankreich und England stände. Die englisch-französische „entente“ ist eine Tatsache, und wenn auch Ereignisse zuzeiten vorübergehend die freundschaftlichen Beziehungen zwischen den beiden Ländern gestört haben mögen, so sind doch Frankreich und England nicht nur durch politische Interessen, sondern auch durch starke Bande des Gefühls miteinander verbunden. Kein Ministerium kann fürderhin in England seines Amtes walten, das nicht bereit wäre, sich großen Gefahren auszusetzen, wenn es zum Schutze von vitalen Interessen Frankreichs nötig sein sollte. Deshalb würde jedes Symptom einer möglichen Expansion Deutschlands in einer Richtung, in der eine Bedrohung dieser Interessen stattfinden könnte, von Großbritannien übelgenommen werden, und ebenso würde jeder Beweis, den Deutschland davon geben würde, daß es diese Tatsache anerkennt, dazu beitragen, jedes Gefühl des Mißtrauens auf seiten Englands zu unterdrücken und den Weg zur Herstellung eines besseren Einverständnisses zwischen den beiden Nationen zu ebnen.

Im nahen Osten ist der Himmel selten frei von Wolken, die jederzeit sich zu Sturmzentren entwickeln können. Es ist jedoch in der gegenwärtigen Lage nichts, was Deutschland oder England beunruhigen müßte. Der Wunsch des englischen Volkes, mit dem deutschen Volke in einem herzlich freundschaftlichen Verhältnis zu leben, ist aufrichtig, und wenn dieses Gefühl erwidert wird, könnte

eine neue Aera beginnen, die den Segen des Friedens für ganz Europa mit sich brächte.

Es kann nicht geleugnet werden, daß Fragen internationaler Politik in der nächsten Zukunft auftauchen können, welche die äußerste Umsicht, Wachsamkeit und ruhige Ueberlegung erfordern, wenn anscheinend entgegengesetzte Interessen ausgeglichen werden sollen. Es sind Anzeichen vorhanden, daß neue Gruppierungen der Mächte den Dreibund beeinflussen könnten. Angesichts der neuesten Entwicklungen kann die alte und einseitige Auslegung der Monroe-Doktrin einer Revision bedürfen. In Asien sind Elemente zu Mißhelligkeiten vorhanden, die eine sorgsame Neuordnung erfordern können. Nach verschiedenen Richtungen hin sind Aenderungen denkbar, die friedlich ausgeführt werden können, wenn Deutschland, England und Frankreich zusammenwirken. England ist sich des Wertes von Deutschlands Freundschaft in kritischen Fällen vollständig bewußt; und den deutschen Staatsmännern muß es ebenfalls klar sein, daß Großbritannien sehr hilfreich sein kann, indem es sich jeder Handlung enthält, die den Anschein erwecken könnte, als ob sie den berechtigten Einfluß Deutschlands in andern Richtungen durchkreuzte als in jenen, die Englands eigne Interessen oder die ihrer Verbündeten berühren.

Viele Umstände sind einer engeren Verbindung Deutschlands, Frankreichs und Englands günstig. Alle drei Länder sind schwer belastet durch das Anwachsen der Ausgaben für Flotte und Heer, wiewohl jedes anerkennt, daß gegenwärtig eine Abrüstung unmöglich ist. Alle wünschen sich gleichermaßen eine Friedenszeit für die Entwicklung ihres Handels und Verkehrs, wobei in Deutschland und in England sicherlich die internationale Politik durch die Tatsache beeinflußt wird, daß eine Verschiebung des Zentrums der herrschenden Gewalten eingetreten ist und daß die Klassen, die bis jetzt die Leitung der Angelegenheiten in ihren eignen Händen gehabt haben, mit der wachsenden Macht des Volkswillens zu rechnen haben.

Es gibt noch andre Erwägungen, die es wünschenswert machen, daß Deutschland und England sich bemühen, gegenseitig ihre Interessen zu fördern und nicht zu durchkreuzen; und es kann kaum ein Zweifel darüber bestehen, daß der Sache der Zivilisation gedient sein und der Friede Europas auf eine festere Grundlage gestellt werden würde, wenn England auf die Freundschaft Deutschlands zählen könnte, während es seine „entente cordiale“ mit Frankreich aufrechterhält.

Nachschrift.

Der vorstehende Artikel war bereits gesetzt, als Fürst Bülow seine Rede im Reichstag hielt. Der Verfasser ist erfreut, zu sehen, daß die in dem obigen Artikel ausgesprochenen Ansichten mit denen des Reichskanzlers, wie sie in den „Times“ und andern Blättern wiedergegeben worden sind, durchaus übereinstimmen und daß die Möglichkeit und die Vorteile eines besseren Einvernehmens und engerer Beziehungen zwischen Deutschland und England vollständig anerkannt werden.

Eine falsche Anklage gegen den Fürsten Bismarck

Von
Wirkl. Geheimrat Dr. von Rottenburg

Die „Preußischen Jahrbücher“ bringen in ihrem November-Heft eine Besprechung der Hohenloheschen Memoiren und knüpfen an dieselbe eine Erklärung für die Entlassung des Fürsten Bismarck aus dem Staatsdienste an, die geeignet ist, das Andenken des großen Staatsmannes schwer zu schädigen. Sein Sturz, so wird in dem betreffenden Artikel behauptet, ist dadurch herbeigeführt worden, daß er das allgemeine Wahlrecht beseitigen wollte und der Kaiser dieser Absicht entgegengetreten ist.

Der Verfasser betont auf das schärfste, daß der Beseitigung des allgemeinen Wahlrechtes sehr gewichtige Bedenken entgegenstanden. Er führt eingehend aus, wie eine solche Verfassungsänderung sich nicht anders als vermittelst eines Staatsstreiches würde haben durchführen lassen, und wie ein Staatsstreich sich auf einer Theorie hätte aufbauen müssen, die „ein vollkommener Hohn auf den nationalen Gedanken, auf das sittliche Recht der nationalen Einheit“ gewesen sein würde. Weiter schildert er die Folgen, die aus der Durchführung des angeblich Bismarckschen Planes hätten entstehen müssen. Dem neugewählten Reichstage würde jede Autorität gefehlt haben, und demnach der heute zu Unrecht erhobene Einwand, daß wir nur einen Scheinkonstitutionalismus besäßen, zu einer „grinsenden Wahrheit“ geworden sein. An die Beseitigung des allgemeinen Wahlrechtes würde sich alsbald die Beseitigung der Preßfreiheit, der Redefreiheit, des Vereins- und Versammlungsrechtes, der Freiheit der Wissenschaft haben anschließen müssen, so daß Deutschland „das Seitenstück zum heutigen Rußland“ geworden wäre.

Diese Prognose auf ihre Richtigkeit im einzelnen zu prüfen hat kein Interesse. Es kommt mir nur darauf an, hier festzustellen, daß es sich bei der Anklage, welche die „Preußischen Jahrbücher“ erheben, nach den eignen Ausführungen des Anklägers um eine schwere Schuld handelt. Nicht nur das staatsmännische Genie, sondern auch der sittliche Charakter des Angeklagten werden angefochten, — und dieser Angeklagte ist der Mann, in dem Deutschland einen seiner vornehmsten Heroen verehrt. Das deutsche Volk hat ein Recht, ja mehr als das, es ist in seinem Gewissen gebunden, die Forderung zu stellen, daß, wer mit einer solchen Anklage vor die Welt tritt, für diese einen Beweis erbringt, der, von unanfechtbaren Tatsachen ausgehend, durch einwandfreie Schlüsse die Schuldfrage außer Zweifel stellt.

Und in welcher Weise sind nun die „Preußischen Jahrbücher“ dieser Forderung gerecht geworden? Worin besteht das Beweismaterial, das sie vorgebracht haben?

In den Hohenloheschen Aufzeichnungen, sagen die Jahrbücher, ist offenbar

eine Lücke vorhanden. Fürst Hohenlohe schreibt, der Kaiser habe ihm gesagt, der Kanzler wolle das Sozialistengesetz mit der Ausweisung dem Reichstage wieder vorlegen, diesen im Falle einer Ablehnung auflösen und dann, wenn es zu Aufständen komme, energisch einschreiten. „Warum in aller Welt sollte es wegen einer Auflösung zu Aufständen kommen?“ ruft der Ankläger aus. Graf Caprivi hat den Reichstag aufgelöst, ohne daß es auch nur zu einem Polizeikrawall gekommen wäre. Dann fährt er fort: Die Ausfüllung der vorhandenen Lücke „liegt auf der Hand“. Das in den Hohenloheschen Aufzeichnungen fehlende Mittelglied ist dieses: Fürst Bismarck wollte das allgemeine Wahlrecht beseitigen. Behufs Verifikation seiner Argumentation beruft er sich darauf, daß der Fürst zwei verschiedenen Persönlichkeiten gegenüber sich zu einer solchen Absicht bekannt habe.

Was zunächst die beiden Zeugen anbetrifft, so muß ihren Aussagen in der Form, wie sie in den „Preußischen Jahrbüchern“ vorgebracht wird, jede Beweiskraft abgesprochen werden. Erst wenn über die Persönlichkeit der Zeugen Auskunft erteilt sein wird, so daß ihre Qualifikation sich beurteilen läßt, wird eine Entscheidung darüber möglich sein, ob sie überhaupt Gehör verdienen. Sodann muß verlangt werden, daß die betreffenden Aeußerungen des Fürsten Bismarck ihrem Wortlaute nach genauer wiedergegeben werden, als das in den „Preußischen Jahrbüchern“ geschehen ist. Und endlich bedarf es einer Feststellung, unter welchen äußeren Umständen die Worte des Fürsten gefallen sind.

Ich möchte mir erlauben, auf die Bedeutung dieses letzten Punktes hier näher einzugehen, zumal diese, wie sich aus neuerdings erschienenen Memoirenwerken ergibt, vielfach verkannt wird.

Es ist die Pflicht der Umgebung bedeutender Persönlichkeiten, welche Anwartschaft auf einen Platz in der Geschichte haben, bei der Wiedergabe von Aeußerungen derselben die größte Vorsicht walten zu lassen. Selbst die Heroen werden bisweilen vorübergehend von Stimmungen beherrscht, die ihren eigentlichen Charakter nicht wiederspiegeln, und unter deren Druck lassen sie sich nicht selten zur Aufstellung von Behauptungen hinreißen, mit denen ihr Konto zu belasten eine Unbilligkeit wäre. Es heißt daher sich einer, wenigstens fahrlässigen, Geschichtsverfälschung schuldig machen und gleichzeitig der betreffenden historischen Persönlichkeit ein Unrecht zufügen, wenn man ein jedes aus deren Munde kommende Diktum der Nachwelt in einer Form überliefert, durch die der Anschein erweckt wird, als ob es sich um ein für die Geschichtswissenschaft wertvolles Material handelte. Diese Erwägung empfiehlt sich auch allen denjenigen, denen der Vorzug zuteil geworden ist, mit dem Fürsten Bismarck in persönliche Beziehungen zu treten. In der Eigenart des ersten Reichskanzlers lag es, daß er im intimen Verkehr hin und wieder augenblicklichen Stimmungen nachgab und dann Dinge sagte, die eben nur Eingebungen solcher Stimmungen waren. Derselbe Mann, der, sobald er den Fuß aufs Forum setzte, mit vollendeter Ruhe und Klarheit Menschen und Verhältnisse beurteilte, ließ sich unter dem Schutze seiner Penaten bisweilen zu Aeußerungen verleiten, die nicht objektiv genug erdacht waren.

Mehr oder minder haben das alle großen Männer getan. Aber ich möchte glauben, daß es kein Interesse hat, diese Tatsache zu verifizieren, indem man eine jede von ihnen ausgehende Kundgebung der Nachwelt aufbewahrt. Der Satz Pascals, daß die großen Männer „ont les pieds aussi bas que les notres“, ist eine Wahrheit, an der heute schwerlich jemand zweifelt. Für die Geschichte handelt es sich darum, festzustellen, inwiefern „ils ont la tête plus élevée“. Und selbst wer diese Auffassung nicht teilt, wird sich dem Zugeständnis nicht entziehen dürfen, daß, wenngleich eine jede Aeußerung eines großen Mannes aufbewahrt zu werden verdiene, diese Aufbewahrung doch in einer Weise zu geschehen habe, daß die Unterscheidung zwischen dem Kopfe und den Füßen der Heroen nicht beeinträchtigt werde.

Auch insofern die Beweisführung der „Preußischen Jahrbücher“ sich auf eine „Lücke“ in den Hohenloheschen Aufzeichnungen stützt, ist sie völlig mißglückt. Das Vorhandensein einer solchen Lücke wird, wie erwähnt, daraus gefolgert, daß Fürst Bismarck mit der Möglichkeit von Aufständen gerechnet habe, daß aber durch eine bloße Auflösung des Reichstages diese Gefahr nicht habe heraufbeschworen werden können. Ergo, schließen die Jahrbücher, muß die Bismarcksche Politik noch auf etwas andres als auf die Reichstagsauflösung gerichtet gewesen sein. Nun ist diese Schlußfolgerung aber nicht nur nicht zwingend, sondern entbehrt sogar jeder überzeugenden Kraft. Wenn im Jahre 1890 der neue Reichstag in der ausgesprochenen Absicht aufgelöst worden wäre, durch Neuwahlen die Aussichten für die Annahme des Sozialistengesetzes zu verbessern, so wäre das ein politischer Akt so ungewöhnlicher Natur gewesen, daß die Konsequenzen desselben sich nicht, wie die „Preußischen Jahrbücher“ das wollen, auf Grund von Erfahrungen hätten prognostizieren lassen, die bei andern, aus andern Ursachen erfolgten Auflösungen parlamentarischer Körperschaften gemacht worden waren. Fürst Bismarck wäre alsdann nicht nur berechtigt, sondern sogar verpflichtet gewesen, die Möglichkeit in Erwägung zu ziehen, daß die durch die Reichstagsauflösung bedrohten sozialdemokratischen Massen in den Zustand einer hochgradigen Erregung gebracht und zu Gewalttaten hingerissen worden wären. Zum mindesten wird man nicht in Abrede stellen dürfen, daß die Aufstellung einer solchen Wahrscheinlichkeitsrechnung durchaus der von dem Fürsten wiederholt ausgesprochenen Auffassung von der Gefährlichkeit der sozialdemokratischen Agitatoren entsprochen haben würde. Wo ist also die Lücke in den Hohenloheschen Aufzeichnungen?

Und weiter: Hätte der Fürst dem Kaiser gegenüber wirklich die Absicht eines Staatsstreiches ausgesprochen, so würde Seine Majestät zweifellos diese Tatsache dem Fürsten Hohenlohe nicht vorenthalten haben; hätte doch aus ihr die beste Rechtfertigung für sein Verhalten dem Kanzler gegenüber entnommen werden können. Nicht minder sicher ist es, daß Fürst Hohenlohe eine so gewichtige Mitteilung in seiner Aufzeichnung nicht übergangen haben würde.

Kurzum, die Konstruktion der „Lücke“ läuft auf eine Willkürlichkeit hinaus,

die nicht einmal die Anerkennung für sich in Anspruch nehmen darf, daß sie geschickt inszeniert sei.

Endlich: gesetzt auch, das Vorhandensein einer Lücke wäre erwiesen, so würde doch, um die Ausfüllung derselben in der von den „Preußischen Jahrbüchern" beliebten Weise zu begründen, nicht die wohlfeile Redensart genügen: „Es liegt auf der Hand."

Das soi-disant-Beweismaterial für die Anklage gegen den Fürsten Bismarck setzt sich also in Wahrheit nicht aus Tatsachen und logischen Schlußfolgerungen, sondern aus Eingebungen der Phantasie zusammen. Und diese Eingebungen stehen mit den Tatsachen im schärfsten Widerspruche.

Fürst Bismarck ist ursprünglich ein Gegner des allgemeinen Wahlrechts gewesen; er befürchtete, wie er in einer am 21. April 1849 in der Zweiten Kammer gehaltenen Rede darlegte, daß „die Annahme dieses in der Frankfurter Verfassung sanktionierten Grundsatzes lediglich eine Stärkung der linken Parteien herbeiführen würde". Später ist er zu einer ganz andern Einschätzung gelangt. Man hat diese Sinnesänderung auf eine Beeinflussung des Fürsten Bismarck durch Lassalle zurückführen wollen. Die Wahrscheinlichkeit spricht meines Erachtens nicht dafür. Zu welcher Zeit der persönliche Verkehr zwischen beiden begonnen hat, ist nicht mit Sicherheit festzustellen; jedenfalls aber nicht vor dem Mai 1863, und schon in einer am 29. Januar desselben Jahres gehaltenen Rede hat der damalige preußische Ministerpräsident seinen ersten Angriff gegen das preußische Wahlrecht gerichtet. Zudem ist es wohl zweifellos, daß die Parteinahme Bismarcks und die Lassalles für das allgemeine Wahlrecht aus ganz verschiedenen Erwägungen hervorgegangen sind. Letzterer hoffte mit Hilfe derselben eine soziale, im Arbeiterstande wurzelnde Demokratie zu schaffen. Andrer Art waren die Erwartungen, die Bismarck an „eine wahre, aus direkter Beteiligung der ganzen Nation hervorgehende Nationalvertretung" knüpfte. Als er im Jahre 1863 den Frankfurter Fürstentag durch die Forderung eines deutschen Parlaments zu übertrumpfen suchte, richtete er an den König unter dem 15. September einen Immediatbericht, in dem es heißt: „Nur eine solche Vertretung wird für Preußen die Sicherheit gewähren, daß es nichts zu opfern hat, was nicht dem ganzen Deutschland zugute komme. Kein noch so künstlich ausgedachter Organismus von Bundesbehörden kann das Spiel und Widerspiel dynastischer und partikularistischer Interessen ausschließen, das sein Gegengewicht und sein Korrektiv in der Nationalvertretung finden muß." Noch deutlicher ist sein Vertrauen auf das allgemeine Wahlrecht in einem Erlasse an den Grafen von Bernstorff aus dem Jahre 1866 begründet. „Ich darf es wohl als eine auf langer Erfahrung begründete Ueberzeugung aussprechen, daß das künstliche System indirekter und Klassenwahlen ein viel gefährlicheres ist, indem es die Berührung der höchsten Gewalt mit den gesunden Elementen, die den Kern und die Masse des Volkes bilden, verhindert. In einem Lande mit monarchischen Traditionen und loyaler Gesinnung wird das allgemeine Stimmrecht, indem es die Einflüsse der liberalen Bourgeoisieklassen beseitigt, auch zu monarchischen Wahlen führen."

Aus verschiedenen Aeußerungen, die ich aus dem Munde des Fürsten Bismarck vernommen habe, glaube ich schließen zu dürfen, daß noch eine andre als die aus den angeführten Aktenstücken sich ergebende Erwägung seine Parteinahme für das allgemeine Wahlrecht bestimmt hat. Eine derselben scheint mir um ihrer sehr bestimmten Fassung willen von besonderem Interesse zu sein. Bei einem Diner, das Fürst Bismarck in Gastein gab, wendete sich das Gespräch dem allgemeinen Wahlrecht zu. Einer der Gäste, der Feldmarschall von Manteuffel, plädierte für Abschaffung desselben, erklärte dabei aber: „Das kann kein Zivil-Reichskanzler fertig bringen, das muß ein Militär machen. Geben Sie mir, Durchlaucht, Ihr Amt für ein halbes Jahr, und ich befreie Sie von dem allgemeinen Wahlrecht." Der Fürst erwiderte lächelnd: „Darf ich denn auch mit Sicherheit darauf rechnen, daß Sie nach einem solch großen Erfolge mir mein Amt wiedergeben werden?" Als ich denselben Abend einen Spaziergang mit dem Fürsten machte, richtete ich an ihn die Frage, ob er denn wirklich die Abschaffung des allgemeinen Wahlrechtes als einen großen Erfolg einschätzen würde. „Nein," lautete die Antwort; „das war aus der Seele Manteuffels gesprochen. Es ist besser, daß aller vorhandene schlechte Stoff in einem Geschwür zutage trete, als daß er unter der Haut weiterfresse, wie wir das in andern Ländern beobachten können."

Wie nun aber auch die Erwägungen beschaffen gewesen sein mögen, die den Fürsten Bismarck zu einem Anhänger des allgemeinen Wahlrechtes gemacht haben, er hat an demselben während seiner ganzen politischen Laufbahn festgehalten, und dies aktenmäßig festzustellen, dürfte der Anklage der „Preußischen Jahrbücher" gegenüber von Wert sein.

Vielleicht hat der Fürst schon bald, nachdem er die Leitung des Ministeriums übernommen hatte, eine Aenderung des preußischen Wahlrechtes ins Auge gefaßt. In der Rede, in der Lassalle sich am 12. März 1864 vor dem Staatsgerichtshofe gegen die Anklage wegen Hochverrats verteidigte, heißt es: „Und so verkündige ich Ihnen denn an diesem feierlichen Orte, es wird vielleicht kein Jahr mehr vergehen — und Herr von Bismarck hat die Rolle Robert Peels gespielt und das allgemeine und direkte Wahlrecht ist oktroyiert." Die Korrektur, die Fürst Bismarck später dieser Behauptung hat zuteil werden lassen, bezieht sich lediglich auf das letzte Wort. Jedenfalls ist der Fürst, wie er sich später einmal selbst genannt hat, der Vater der Bestimmung der Reichsverfassung gewesen, daß der Reichstag aus allgemeinen und direkten Wahlen hervorgeht.

„Das allgemeine Wahlrecht," erklärte er am 28. März 1867, „ist uns gewissermaßen als ein Erbteil der Entwicklung der deutschen Einheitsbestrebungen überkommen; wir haben es in der Reichsverfassung gehabt, wie sie in Frankfurt entworfen wurde; wir haben es im Jahre 1863 den damaligen Bestrebungen Oesterreichs in Frankfurt entgegengesetzt, und ich kann nur sagen: ich kenne wenigstens kein besseres Wahlgesetz. Es hat gewiß eine große Anzahl von Mängeln, die machen, daß auch dieses Wahlgesetz die wirklich besonnene und berechtigte Meinung eines Volkes nicht vollständig photographiert und en miniature

wiedergibt, und die verbündeten Regierungen hängen an diesem Wahlgesetz nicht in dem Maße, daß sie nicht jedes andre akzeptieren sollten, dessen Vorzüge vor diesem ihnen nachgewiesen werden. Bisher ist diesem kein einziges gegenübergestellt worden. Ich will damit nur motivieren, daß die verbündeten Regierungen keineswegs ein tief angelegtes Komplott gegen die Freiheit der Bourgeoisie in Verbindung mit den Massen zur Errichtung eines cäsarischen Regiments beabsichtigt haben können.[1]) Wir haben einfach genommen, was vorlag und wovon wir glaubten, daß es am leichtesten annehmbar sein würde, und weitere Hintergedanken nicht dabei gehabt. Was wollen denn die Herren, die das anfechten, und zwar mit der Beschleunigung, deren wir bedürfen, an dessen Stelle setzen? Etwa das preußische Dreiklassensystem? Ja, meine Herren, wer dessen Wirkungen und die Konstellationen, die es im Lande schafft, etwas in der Nähe beobachtet hat, muß sagen, ein widersinnigeres, elenderes Wahlgesetz ist nicht in irgendeinem Staate ausgedacht worden, ein Wahlgesetz, das alles Zusammengehörige auseinander reißt und Leute zusammenwürfelt, die nichts miteinander zu tun haben, in jeder Kommune mit anderm Maße mißt, Leute, die in irgendeiner Kommune weit über die erste Klasse hinausreichen, diese allein ausfüllen würden, in einer benachbarten Kommune in die dritte Klasse wirft ... Eine ähnliche Willkürlichkeit und zugleich eine Härte liegt in jedem Zensus, eine Härte, die da am fühlbarsten wird, wo dieser Zensus abreißt, wo die Ausschließung anfängt; wir können es dem Ausgeschlossenen gegenüber doch wirklich schwer motivieren, daß er deshalb, weil er nicht dieselbe Steuerquote wie sein Nachbar zahlt — und er würde sie gern bezahlen, denn sie bedingt ein größeres Vermögen, das hat er aber nicht —, er gerade Helot und politisch tot in diesem Staatswesen sein solle. Diese Argumentation findet überall an jeder Stelle Anwendung, wo eben die Reihe derer, die politisch berechtigt bleiben sollen, abgebrochen wird."

Eine gleich scharfe Verurteilung des „Klassenwahlsystems" enthält die Rede, die Fürst Bismarck am 6. Februar 1868 im Abgeordnetenhause gehalten hat; auch in ihr spricht er sich zugunsten des allgemeinen Wahlrechtes aus, weil es das „komparativ verständigere" sei, was insbesondere die konservative Partei anerkennen sollte, da sie ihm „etwas zu verdanken und nichts dadurch verloren habe". Sehr beachtenswert gerade in der heutigen Zeit ist das Bekenntnis, das der Fürst am 28. Januar 1869 im Hause der Abgeordneten ablegte. Der zur Beratung gestellte Entwurf eines Gesetzes betreffend die anderweitige Feststellung der Wahlbezirke war von den liberalen Parteien bekämpft worden; sie hatten sich gegen die Beibehaltung des Dreiklassensystems ausgesprochen und eine gründliche Reform des ganzen Wahlsystems gefordert. Nachdem der

[1]) Die Gegner des direkten Wahlrechtes hatten wiederholt den Verdacht geäußert, man wolle mit Hilfe des allgemeinen Stimmrechtes „einen Gegendruck ausüben gegen die Mittelklassen, gegen das Bürgertum, den wahren Träger der freiheitlichen Ideen," um durch die Massen den Cäsarismus aufzurichten.

Ministerpräsident seiner Abneigung gegen das Dreiklassensystem Ausdruck gegeben, fuhr er fort:

„Ich habe die Besorgnis gehegt, Sie würden jede verfassungsmäßige, grundgesetzliche Bestimmung in höherem Grade als ein noli me tangere behandeln, und der Versuch, das Wahlgesetz zu diskutieren und zu reformieren, würde auf eine weniger günstige Aufnahme in Ihrer Mitte stoßen. Ich habe mich darin getäuscht und werde mir diese Belehrung in der Zukunft als Richtschnur dienen lassen und annehmen, daß das bestehende Wahlgesetz von Ihnen nicht in dem Maße hochgehalten wird, als ich es geglaubt habe; *ich würde es sonst vorgezogen haben, schon jetzt im Schoße des Ministeriums Vorschläge anzuregen, die das Wahlgesetz der Monarchie mit dem des Bundes mehr in Einklang brächten.*"

Nicht minder interessant sind die Ausführungen des Fürsten in der Reichstagssitzung vom 17. September 1878: „Wir haben ja einen Reichstag infolge des allgemeinen Stimmrechts; wir haben ein andres Wahlsystem im preußischen Landtage. Nun, meine Herren, es sind ja viele, die Mitglieder beider Versammlungen sind, sie können sich doch einigermaßen ein Urteil über die Wirkung der beiden Systeme in demselben Land bilden, und jede wird sich ja sagen können: die eine oder die andre Versammlung macht einen richtigeren, würdigeren, besseren parlamentarischen Eindruck oder nicht. Ich will lieber, wird der eine sagen, mit dem Reichstag verkehren, der andre sagt vielleicht, mit dem Landtag. Meine Herren, ich will da kein Konklusum ziehen, ich will weder dem Landtag etwas Unangenehmes noch dem Reichstag eine Schmeichelei sagen; aber ich verkehre lieber hier inmitten der Ergebnisse des allgemeinen Stimmrechts, trotz der Auswüchse, die wir ihm verdanken. Die Nachweise, warum, überlasse ich jedem selbst zu finden, der beide Versammlungen kennt, aber ich kann mich nicht dazu verstehen, zuzugeben, daß das allgemeine Stimmrecht bisher ad absurdum geführt wäre durch seine Ergebnisse und daß ein andres, namentlich ein besseres, sein Examen bereits bestanden hätte. Es wird ja auch bei uns der Wähler mit der Zeit urteilsfähiger werden, er wird nicht mehr den beliebigen Versicherungen seiner Abgeordneten, seines Kandidaten unbedingt Glauben schenken über alles, was Nachteiliges sich über die Regierung vorbringen läßt, er wird nicht vielleicht mehr bloß *eine* Zeitung lesen, er wird auch mehr Vertrauen vielleicht zu den Leitern gewinnen, die er jetzt verschmäht. Ich habe darin noch bis jetzt nichts zurückzunehmen, obschon ich alle die Anträge bereitwillig und unparteiisch würdige, die in dem allgemeinen Stimmrecht einen Teil der Ursachen unsrer Schäden suchen. Ich sage nun: Ueberzeugt bin ich nicht, ich lasse mich gern überzeugen und sehe kein Verbrechen darin, das allgemeine Stimmrecht mit einem gescheiten Menschen seinerzeit besprochen zu haben." [1])

Das gleiche Vertrauen darauf, daß durch die fortschreitende Bildung des

---

[1]) Die Abgeordneten Richter und Bebel hatten in ihren Reden auf die Beziehungen Bismarcks zu Lassalle Bezug genommen.

Volkes die gegen das allgemeine Wahlrecht bestehenden Bedenken beseitigt werden würden, spricht sich in der Rede des Ministerpräsidenten im Abgeordnetenhause vom 24. Januar 1887 aus. Der Abgeordnete Windthorst hatte das Gerücht zur Sprache gebracht, daß der Reichskanzler nach Abschaffung des allgemeinen Wahlrechtes den Reichstag aus Delegationen der Einzellandtage bilden wollte, und daran die Bitte um eine förmliche Erklärung der Regierung geknüpft. Die Antwort des Fürsten Bismarck lautete: „Das liegt in derselben Gegend wie die Beschuldigung, die Regierung wolle die Reaktion, sie wolle Monopole, sie wolle das Wahlgesetz ändern; es fehlt nur noch die Leibeigenschaft, die gehört doch auch mit in diese Kategorie ... Der Abgeordnete hat von mir ein Bekenntnis zu dem bestehenden Wahlgesetz verlangt und die Versicherung, daß ich mich mit Zerstörungsplänen für dieses Wahlgesetz nicht trüge. Wenn ich also geschwiegen hätte, so würde der Abgeordnete nachher in seinen Wahlreden und seinen Zeitungen sagen: Darauf hat der Reichskanzler seinerseits nicht geantwortet. Er nötigt mich also, trotz meines leidenden Zustandes, die Versicherungen, die er verlangt hat, noch zu geben. Ich kann sie mit der Versicherung einleiten, daß ich in einem viel logischeren und viel wohlwollenderen Verhältnis zu dem Wahlgesetz stehe als der Herr Abgeordnete. Er hat gesagt, er habe das Wahlgesetz ursprünglich nicht gebilligt. Ich habe es ursprünglich gebilligt, ich habe es vorgeschlagen. Daß ich mir dabei von der Leichtgläubigkeit vieler Wähler, von dem ungeheuern Maße der Verlogenheit der Wahlagitationen die richtige Vorstellung nicht gemacht habe, bringt mich noch nicht auf den Irrtum, daß ich das deutsche Volk überschätzt hätte. Ich rechne auf den Fortschritt, auf die Entwicklung, auf die Schärfung des Urteils durch die Schule nach ihrer vollständigen Emanzipation ... Ich bekenne mich vor der Nation als den schuldigen Urheber dieses Wahlrechtes, und ich habe es als mein Kind gewissermaßen zu vertreten. Ich gebe deshalb dem Abgeordneten die von ihm verlangte Versicherung voll und unumwunden: Im Schoße der verbündeten Regierungen ist von einer Anfechtung des gültigen Wahlgesetzes in keiner Weise die Rede." Schon vorher hatte der Fürst im Reichstage bestimmt erklärt, solange er Einfluß auf die Geschäfte habe, werde er bei dem allgemeinen Wahlrechte verbleiben, da er nicht wisse etwas Besseres an die Stelle zu setzen; er werde aber auch sicherlich nicht in die Notwendigkeit kommen, sich den Kopf darüber zu zerbrechen. „Er wird mir dann nicht mehr wehe tun."

*

Das ganze vorhandene Aktenmaterial beweist also übereinstimmend, daß Fürst Bismarck, solange er eine leitende Stellung im politischen Leben einnahm, ein überzeugter Anhänger des allgemeinen Wahlrechtes geblieben ist. Ist es nun denkbar, daß er im Jahre 1890 plötzlich andern Sinnes geworden sei? Die Tatsache würde um so rätselhafter sein, als die Sinnesänderung nur von ganz kurzer Dauer gewesen wäre. Es liegen weiter Beweise dafür vor, daß er nach seiner Entlassung aus dem Staatsdienste an der Einschätzung des allgemeinen

Wahlrechtes festgehalten hat, wie sie in seinen obenerwähnten Reden zum Ausdruck gelangt war. Im August 1891 erteilte er in Kissingen den Vertretern deutscher Hochschulen, die ihm einen Ehrenhumpen überreichten, den Rat: „Wachen Sie über die Reichsverfassung, selbst wenn sie Ihnen hier und da später nicht gefallen sollte," und im zweiten Bande „Gedanken und Erinnerungen" wird das allgemeine Wahlrecht „nicht bloß theoretisch, sondern auch praktisch für ein berechtigtes Prinzip" erklärt, sobald nur die Heimlichkeit beseitigt worden sei.

Es genügt die erwähnte Frage aufzuwerfen, um auch alsbald die Antwort auf sie zu finden. Ein Staatsmann, der zu den größten aller Zeiten zählt, kann unmöglich ein so bedeutungsvolles Problem, wie es das des allgemeinen Wahlrechtes ist, nahezu ein Vierteljahrhundert lang stets in einer bestimmten Weise gelöst, dann für ein paar Monate eine diametral entgegengesetzte Lösung akzeptiert und endlich die erste Lösung wieder aufgenommen haben. Aus einem Wechsel in der Ueberzeugung läßt sich eine solche Entwicklungsreihe jedenfalls nicht erklären. Hat Fürst Bismarck in der Tat, wie die „Preußischen Jahrbücher" behaupten, im Jahre 1890 eine Beseitigung des allgemeinen Wahlrechtes geplant, so kann er das nur wider besseres Wissen getan haben. Die Erklärung dafür muß dann in einem krassen Egoismus gesucht werden, und das ist denn auch das Motiv, für das sich die Anklage ausspricht. Um sich seine Stellung als Reichskanzler zu sichern, soll der Fürst die Verfassung in einer Weise haben umgestalten wollen, durch welche die deutsche Nation des nach seiner Einschätzung besten Wahlrechtes beraubt und also der Träger der gesetzgebenden Gewalt im Reiche deterioriert worden wäre. Damit ist aber das Maß der auf ihn geladenen Schuld noch nicht erschöpft. Denn nicht nur würde durch die geplante Verfassungsänderung die Fortentwicklung des Deutschen Reiches durch eine weise Gesetzgebung gehemmt worden sein; der Fürst würde weiter das Reich vor eine unmittelbar drohende Gefahr gestellt haben. Die Möglichkeit einer Beseitigung des allgemeinen Wahlrechtes auf legalem Wege wäre ausgeschlossen gewesen. Der Reichskanzler hätte mit einem Staatsstreiche rechnen müssen, und die Absicht eines solchen wird ihm in der Tat in der Anklage imputiert. Sein Kalkül ist angeblich dahin gegangen, daß der Gewaltakt Aufstände hervorrufen würde, zu deren Niederwerfung man seiner Hilfe nicht würde haben entraten können.

Sieht sich nun aber nicht die Anklage, indem sie diese Unterstellungen macht, vor ein psychologisches Problem gestellt, das einfach unlösbar ist?

Fürst Bismarck war in des Wortes bestem Sinne ein stolzer, auf die Wahrung seiner Ehre ängstlich bedachter Edelmann. Eines der letzten Worte, das ich aus seinem Munde gehört habe, lautete: „Ich habe mein Lebtag niemals einen Handschuh, der mir hingeworfen wurde, liegen lassen." Und dieser stolze Mann sollte sich zu dem Gedanken einer Tat erniedrigt haben, die auf sein Andenken einen tiefen Schatten hätte werfen müssen? In ihm sollte nicht mahnend die Erinnerung an die Worte der Volumnia — einer seiner Lieblingsgestalten — aufgestiegen sein:

But this certain,
That if thou conquer Rome, the benefit
Which thou shalt thereby reap is such a name,
Whose repetition will be dogg'd with curses;
Whose chronicle thus writ, — The man was noble,
But with his last attempt he wiped it out;
Destroy'd his country; and his name remains
To the ensuing age abhorr'd.

Und wenn es nicht das Ehrgefühl tat, mußte sich nicht die Liebe zum Deutschen Reiche zwischen jenen Gedanken und den Mann stellen, der Gut und Leben aufs Spiel gesetzt hatte, um dieses Reich zu schaffen? Oder kam jene letzte Bitte, die er von seinem Totenbette zum Himmel gesandt hat: „Gott erhalte das Deutsche Reich," etwa nicht aus der Tiefe seines Herzens?

Die „Preußischen Jahrbücher" glauben sich mit dem psychologischen Problem, das sich ihrer Anklage entgegenstellt, leicht abfinden zu können. Das Verhalten des Fürsten Bismarck, sagen sie, ist nicht so unverständlich, wie es den Anschein hat; es spiegelt sich in ihm „ein Stück der Tragik des Heroentums" ab. Der Reichskanzler war im Jahre 1890 „auf dem Punkte angekommen, wo seine Ideen sich erschöpft hatten"; er war „innerlich fertig". Es liegt aber in der Eigenart eines solchen Geistes, daß er, wenn er ein mögliches Programm nicht mehr schaffen kann, zu einem unmöglichen greift und „schließlich in den Widerspruch mit sich selbst treibt, sein eignes Lebenswerk aufzugeben und wieder zu zerstören". „Ich möchte," so heißt es zum Schluß, „den Staatsstreichsplan Bismarcks vergleichen mit jenem letzten, wundersamen Strategem Napoleons im Jahre 1814: als er sah, daß er schlechterdings nicht mehr imstande sei, den Verbündeten den Weg nach Paris zu verlegen, da marschierte er plötzlich um sie herum, in ihren Rücken; Kosaken meldeten, er gehe nach Moskau. Es ist der Moment, wo der höchste strategische Genius in das Abenteurertum umschlägt."

Ich muß hier zunächst eine kurze Bemerkung über das „wundersame Strategem Napoleons im Jahre 1814" einschalten; sie wird dazu dienen, die Art und Weise zu kennzeichnen, mit welcher der Ankläger des Fürsten Bismarck historische Persönlichkeiten abfertigt.

Der nach der Schlacht von Arcis sur Aube von Napoleon gefaßte Plan, sich im Rücken der Verbündeten zu konzentrieren, war ein kühnes, aber keineswegs ein abenteuerliches Unternehmen. Napoleons Absicht ging dahin, sein Heer durch die Besatzungen der Maas- und Moselfestungen zu verstärken und Schwarzenberg durch einen Angriff auf dessen Verbindungen vom Rhein abzuschneiden; er rechnete darauf, daß die Verbündeten, dadurch eingeschüchtert, den Rückzug antreten würden. Allerdings traf diese Rechnung nicht zu: die Verbündeten setzten den Vormarsch auf Paris fort; allein wenn man erwägt, daß Schwarzenberg eine ängstliche Natur war, die sich fortwährend mit Rückzugsgedanken beschäftigte, und daß bei vielen maßgebenden Persönlichkeiten im Lager der Verbündeten die Erinnerung an 1792 zu einer Art Zwangsvorstellung

geworden war, so wird man Napoleon den von ihm begangenen Fehler nicht hoch anrechnen dürfen. Nur insofern kann man von einer Schuld Napoleons sprechen, als er Ende März dem Widerspruche seiner Marschälle gegenüber nicht standhaft blieb und seinen ursprünglichen Plan aufgab. Das hat indes nichts mit Abenteurertum zu tun. Selbst ein so wenig napoleonfreundlicher Biograph wie Holland Rose macht denn auch nicht einen derartigen Vorwurf geltend; er rechtfertigt vielmehr das „wundersame Strategem Napoleons". Ich glaube nicht, daß der in den „Preußischen Jahrbüchern" in bezug genommenen Kosakenmeldung, Napoleon gehe nach Moskau, von irgend jemand, der mit der Geschichte des Feldzuges von 1814 einigermaßen vertraut ist, ein besonderes Gewicht beigelegt werden wird.

Was sodann die Behauptung anbetrifft, die Ideen des Fürsten Bismarck hätten sich im Jahre 1890 erschöpft, so ist dieselbe unzutreffend. In dem Winter 1889/90, den ich in Friedrichsruh verbrachte, besprach der Reichskanzler wiederholt den Plan einer Reform der Beamtenausbildung, die auf eine größere Berücksichtigung der Humaniora hinauslaufen sollte; namentlich die höheren Beamten wollte er mehr zu „gebildeten Europäern" erzogen wissen. Weiter beschäftigte er sich mit der Frage einer Abänderung der Vorbildung zum auswärtigen Dienste; es erschiene ihm wünschenswert, daß der Eintritt in denselben von einer praktischen Beschäftigung in einem Handelsgeschäft, in der Industrie oder in der Landwirtschaft abhängig gemacht würde. Auch die Frage einer einheitlichen Organisation des ganzen sozialen Versicherungswesens wurde vielfach erwogen u. a. m. Kurzum, in dem Köcher des Fürsten befanden sich noch viele wertvolle Pfeile. Aber abgesehen davon — „innerlich fertig" im Sinne der „Preußischen Jahrbücher" konnte der Fürst im Jahre 1890 sich schon um deswillen nicht fühlen, weil er überzeugt war, daß es seiner Mitwirkung bedürfte, um die Erhaltung dessen, was er bis dahin geschaffen hatte, sicherzustellen. Seine Rolle als Böttchermeister, der, wie er sich einmal ausdrückte, fortwährend darauf achtzugeben hat, daß die Reifen am Fasse nicht Schaden leiden, schien ihm noch keineswegs ausgespielt.

Endlich ist es völlig verkehrt, den angeblichen Plan eines Staatsstreiches für ein „Stück der Tragik des Heroentums" ausgeben zu wollen. Dadurch soll — und das ist anzuerkennen — die Anklage gegen den Fürsten gemildert werden. Allein die „Preußischen Jahrbücher" haben mit diesem Versuche nur das eine erreicht, daß sie nämlich ihr Unvermögen, das Heroentum des Fürsten Bismarck zu begreifen, bloßgestellt haben. Der von ihnen konstruierte Heros ist in Wahrheit nichts andres als ein Herostrate, dessen Schicksal so weit davon entfernt ist, die Empfindung des Tragischen auszulösen, daß es uns als ein nach unsern moralischen Vorstellungen reichlich verdientes erscheint. Der Bimarck der „Preußischen Jahrbücher" hat aus krassem Egoismus und unter Gefährdung fundamentaler Interessen des Deutschen Reiches nach dem Grundsatze gehandelt: Flectere si nequeo superos, Acheronta movebo. So konnte wohl ein wutentbranntes selbstsüchtiges Weib denken, als das der römische Dichter die saeva Jovis uxor

hinstellt; für Deutschlands großen Kanzler wäre ein solcher Gedanke unfaßbar gewesen.

Ich komme zum Schluß.

Die Anklage der „Preußischen Jahrbücher" gegen den Fürsten Bismarck entbehrt jeder Begründung und könnte füglich mit einer einfachen Protesterklärung abgefertigt werden. Wenn ich mich auf eine eingehende Widerlegung eingelassen habe, so geschah dies aus drei Gründen. Einmal geht die Anklage von einem Manne aus, der in der Wissenschaft einen geachteten Namen besitzt; sie wird durch die Unterschrift des ordentlichen Professors der Geschichte an der Berliner Universität Herrn Dr. Hans Delbrück gedeckt. Sodann: Trotzdem sie ein reines Phantasiegebilde ist, hatte sie doch in der Presse vielfach Zustimmung gefunden. Ich bin mehrfach der Behauptung begegnet, durch die Entlassung des Fürsten Bismarck sei das Deutsche Reich gerettet worden. Und drittens: Verschiedene Preßorgane, die es für geboten erachteten, seitenlange Berichte über den Hauptmann von Köpenick oder einen ekelhaften Kuppeleiprozeß in Wien zu bringen, haben es nicht für der Mühe wert erachtet, der Anklage gegen den großen Kanzler eine Zurückweisung zuteil werden zu lassen, wie sie ihr gebührte.

Als ich einige Monate nach der Entlassung des Fürsten Bismarck einen Besuch in Friedrichsruh abstattete, empfahl ich dem Fürsten Bismarck, den „Prometheus" des Aeschylos zu lesen. Ich hatte das Buch mitgenommen in der Ueberzeugung, daß dieses nach meiner Schätzung grandioseste Werk des griechischen Dichterfürsten gerade damals sein besonderes Interesse erwecken würde. Als ich auf der Heimfahrt in dem Buche herumblätterte, fand ich bei den folgenden Versen zwei dicke Bleistiftstriche, wie der Fürst sie an Stellen, die seine besondere Aufmerksamkeit erweckt hatten, zu machen pflegte:

O, wie fehlt für die Liebe die Liebe!
Wer, Teurer, kann dich retten
Von den Söhnen des Tages, wer steht dir bei? Du sahst nicht,
Wie die nichtige Kraft der Unmacht,
Traumgestalten gleich, die Menschen,
Dies blinde Geschlecht, in Bande verstrickt hält?

Von Zeit zu Zeit fällt noch heute mein Blick auf diese beiden Striche, und mich beschleicht der wehmütige Gedanke: ‚Es liegt in ihnen eine sehr bittere Wahrheit!'

Diphtherieheilserum, Tetanusheilserum, Bovovakzin, Tulase

Von

E. von Behring (Marburg a. d. Lahn)

Vorwort zu Abschnitt III und IV.

Mein im November-Heft der „Deutschen Revue" veröffentlichter Artikel „Ueber wissenschaftliche Vorurteile, insbesondere in Tuberkulosesachen" kann als Vorwort betrachtet werden zu den beiden ersten Abschnitten meiner Abhandlung über „Diphtherieheilserum, Tetanusheilserum, Bovovakzin und Tulase".

Ich halte es für zweckmäßig, auch dem Inhalt der im vorliegenden Revue-Heft veröffentlichten Abschnitte ein Vorwort vorauszuschicken, das auf solche das medizinische Publikum und das Laienpublikum gegenwärtig beherrschende Vorurteile aufmerksam macht, die nach meiner Kenntnis der Sachlage vor dem Forum der fortschreitenden naturwissenschaftlichen Forschung als irrig und vor dem Forum der praktischen Wirklichkeit als schädlich sich erweisen werden.

Dahin gehört erstens das Vorurteil, demzufolge der von mir empfohlene Zusatz einer kleinen Formaldehydquantität zur Kuhmilch zum Zweck der Erhöhung ihrer Transportfähigkeit einerseits schädlich und anderseits nutzlos sei; und dahin gehört zweitens das Vorurteil, daß die wissenschaftlichen Vertreter der traditionellen Schulmedizin die berufenen Schiedsrichter seien in bezug auf die Entscheidung der Frage, ob neue Heilmethoden im allgemeinen und meine tulasetherapeutischen Methoden der präventiven und kurativen Tuberkulosebekämpfung im besonderen zu loben oder zu tadeln sind.

*

In diesem Revue-Heft soll sub III erstens ein seitens der Staatsanwaltschaft in F. durch Vermittlung des Marburger Amtsgerichts vor mehreren Monaten von mir eingefordertes Gutachten veröffentlicht werden, das insofern in intimem Zusammenhang steht mit meinem Tuberkulosebekämpfungsprogramm, als ein wesentlicher Teil dieses Programms von der Voraussetzung ausgeht, daß es nicht bloß gelingen wird, mit einer zur gesundheitgemäßen Ernährung von Milchkindern geeigneten Kuhmilch die allgemeine Säuglingssterblichkeit zu vermindern, sondern gleichzeitig auch dem kindlichen Organismus Tuberkuloseschutzstoffe mit der Kuhmilch zuzuführen und auf diese Weise einen großen Teil der Schwindsuchtsterbefälle zu verhüten.

Diese tierexperimentell begründete Voraussetzung kann aber nicht verwirklicht werden ohne eine beträchtliche Erhöhung der Milchhaltbarkeit in dem Zustand, den die frisch ermolkene Milch besitzt.

Dasjenige Mittel, das im Laufe von mehreren Jahren in meinen vergleichenden Untersuchungen weitaus am besten sich zur Milchkonservierung be-

währt hat, ist eine eigenartige Komposition von Formaldehyd und Wasserstoffsuperoxyd. Dieses Mittel hat in meinem Institut den Namen „Suson" erhalten. Es hat sich in Ernährungsversuchen, die auf sehr verschiedene Art modifiziert worden sind, vortrefflich bewährt, und ich könnte das Suson jetzt unbedenklich in die Praxis einführen, wenn nicht allerlei Vorurteile, die auch sanitätspolizeilicherseits hier und da akzeptiert worden sind, dem gegenüberständen. Vor nunmehr fast drei Jahren habe ich u. a. das Vorurteil, daß der Formaldehyd ein Gift und deswegen zur Konservierung für Nahrungsmittel unter allen Umständen zu verwerfen sei, lächerlich zu machen gesucht, indem ich sagte:

„Als man entdeckt hatte, daß die Kirschen Blausäure enthalten, wollten viele ängstliche Leute keine Kirschen mehr essen, ohne daran zu denken, daß die Blausäure bei genügender Verdünnung aufhört, ein Gift zu sein, und ohne die Tatsache zu berücksichtigen, daß es weder absolut giftige noch absolut ungiftige Stoffe gibt."

Diese aphoristische Argumentation möchte ich jetzt durch die Veröffentlichung eines ausführlichen Formaldehydgutachtens ergänzen.

Was den zweiten Susonbestandteil, das Wasserstoffsuperoxyd, angeht, so kann dieser durch das Perhydraseverfahren der Herren Much und Römer, nachdem er als Konservierungsmittel seine Schuldigkeit getan hat, wieder eliminiert werden, wodurch die Wasserstoffsuperoxydverwertung der sanitätspolizeilichen Kontrolle entrückt wird.

*

Der zweite Teil des III. Abschnitts bringt eine kurze Disposition meines tuberkulosetherapeutischen Programms mit besonderer Berücksichtigung der wissenschaftlichen Grundlagen für die Tulasetherapie. Er ist meiner Wintervorlesung entnommen. Daraus erklärt sich die zum Teil noch beibehaltene Vortragsform.

Ebenso ist der Inhalt des IV. Abschnitts für Vorlesungszwecke ausgearbeitet worden. Er wird, wie ich hoffe, zum Kapitel der wissenschaftlichen Vorurteile brauchbares Material liefern.

Der V. Abschnitt soll erst veröffentlicht werden, nachdem ich sein Hauptthema („Mein tuberkulosetherapeutisches Programm") vorher zum Gegenstand eines mündlichen Vortrags gemacht habe, was voraussichtlich noch vor Schluß dieses Jahres geschehen wird.

Abschnitt III

1.

Gutachten

in der Strafsache gegen den Molkereidirektor M. in F., wegen Vergehen gegen das Nahrungsmittelgesetz, abgeliefert auf Requisition der Staatsanwaltschaft an das Amtsgericht M.

Der Aufforderung zu einer gutachtlichen Aeußerung über den Fall M. kann ich nicht nachkommen, ohne vorerst die Sachlage von allgemeinen Gesichtspunkten aus kritisch beleuchtet zu haben.

Nach meiner Auffassung wird die Frage, ob M. durch den Zusatz von Formaldehyd zur Milch sich einer strafbaren Handlung schuldig gemacht hat, sehr verschieden beurteilt werden können, je nach den Grundsätzen, von welchen die Begutachtung bei der Beurteilung der Nahrungsmittelkonservierung ausgeht.

Wer von dem Grundsatz ausgeht, daß chemische Stoffe zu einem für die Ernährung menschlicher Individuen bestimmten Nahrungsmittel unter keinen Umständen zugesetzt werden dürfen, der steht vor einer sehr einfachen Sachlage. Zu diesem die Sachlage vereinfachenden Grundsatz bekennt sich aber die Gesetzgebung des Deutschen Reiches nicht, wie das nachfolgende Zitat aus der technischen Begründung des Beschlusses über gesundheitsschädliche und täuschende Zusätze zu Fleisch und dessen Zubereitungen vom 18. Februar 1902 (Reichsgesetzblatt S. 48) unzweideutig beweist:

„Der im Jahre 1900 in Paris abgehaltene internationale Hygienekongreß sprach sich gegen jeden Zusatz von antiseptischen Stoffen zu frischen Nahrungsmitteln aus. So weit zu gehen dürfte sich aus praktischen Erwägungen nicht empfehlen, vielmehr wird, der Wichtigkeit der Nahrungsmittelkonservierung entsprechend, bei jedem einzelnen Stoffe die Frage nach der Notwendigkeit des Verbots aus gesundheitlichen und wirtschaftlichen Gründen genau zu prüfen sein."

Nun ist zwar in ebenderselben Begründung der Formaldehyd unter denjenigen Stoffen aufgeführt, deren Benutzung zur gewerbsmäßigen Nahrungsmittelkonservierung für kontraindiziert erklärt wird. Es ist aber zu berücksichtigen, daß in der den Beschluß vom 18. Februar 1902 begleitenden technischen Begründung eines Formaldehydverbotes es sich nur um das Fleisch und dessen Zubereitungen handelt. Wenn im speziellen Teil dieser Begründung auch auf die Milch Bezug genommen wird, so geschieht das nicht in apodiktischer, sondern in problematischer Form. Es wird nämlich unter Hinweis auf die Angaben vieler Autoren, deren Kompetenz zum größten Teil nicht über jeden Zweifel erhaben ist, auf die Gesundheitsschädlichkeit einer solchen Milch, die Formaldehyd enthält, hingewiesen, ohne daß jedoch eine bestimmte Grenze des Formaldehydgehaltes der Milch namhaft gemacht wird, bei welcher man berechtigt ist, von einer Schädlichkeit des Formaldehydzusatzes zu reden. Der geringste Zusatz, von welchem im speziellen Teil der Begründung (vergl. erste Beilage zum „Deutschen Reichsanzeiger" Nr. 47 vom 24. Februar 1902) gesprochen wird, beträgt 1 Teil Formaldehyd auf 9000 Teile Milch, und dazu wird gesagt, daß bei einem solchen Zusatz die Milch sich insofern anders verhielt wie eine formaldehydfreie Milch, als aus ihr der Phosphor und das Fett im Darm in eben erkennbarer Weise langsamer aufgesaugt wurden. Eine derartige Behauptung beweist nicht viel, wenn nicht bei den vergleichenden Untersuchungen Rücksicht genommen ist auf die Vermeidung solcher Fehlerquellen, die nach meiner Erfahrung selbst von sehr hervorragenden Forschern übersehen worden sind. Wer beispielsweise die von einer gesunden Kuh frisch ermolkene Milch mit einer solchen Formaldehydmilch vergleicht, welche von einer kranken Kuh herstammt oder welche nicht sofort nach dem Formaldehydzusatz, sondern erst mehrere Tage später untersucht wird, der wird

wahrheitsgemäß versichern können, daß die Formaldehydmilch weniger bekömmlich ist wie die formaldehydfreie Milch, und doch würde die Schlußfolgerung, daß an der schlechteren Bekömmlichkeit der Formaldehydzusatz die Schuld trage, sehr voreilig sein. Offenbar darf man miteinander nur solche Milchproben vergleichen, die von demselben Tiere aus derselben Melkperiode stammen und die bis auf den Formaldehydzusatz nach allen Richtungen ganz gleich behandelt worden sind. Insbesondere ist dabei Rücksicht zu nehmen auf die Gefäße und den Gefäßverschluß, auf die Einwirkung von Luft, Licht und Temperatur, auf die Transportverhältnisse; vor allem aber auch auf den gleichen Zustand derjenigen Lebewesen, an welchen die Nährkraft und die sonstigen sanitären Eigenschaften der Milch geprüft werden sollen.

Unter Berücksichtigung aller dieser Vergleichsmomente habe ich sehr zahlreiche Laboratoriumsexperimente an kleinen und großen Tieren angestellt, und ich bin dabei zu dem Ergebnis gekommen, daß frisch ermolkene Kuhmilch nach dem Zusatz von 1 Teil Formaldehyd auf 25000 Teile Milch, wenn sie spätestens sechs Stunden nach dem Melken verfüttert wird, ebenso gut verdaut wird wie die sechs Stunden alte Kontrollmilch. Bewahrt man dagegen unter vollkommen gleichen Bedingungen die formaldehydfreie Milch einerseits und die Formaldehydmilch anderseits achtundvierzig Stunden auf und verfüttert dann hinterher beide Milchsorten an tierische Säuglinge, dann zeigt sich in gesundheitlicher Beziehung die Formaldehydmilch der Kontrollmilch weit überlegen.

Dieses wissenschaftliche Versuchsergebnis ist im Laufe der letzten Jahre in die landwirtschaftliche Praxis übertragen und bei der Ernährung von Saugkälbern in vollem Umfange bestätigt worden.

Ich habe nicht den geringsten Zweifel, daß die tierexperimentellen Erfahrungen auch für den menschlichen Organismus Gültigkeit besitzen. Trotzdem aber stehe ich auf dem Standpunkt, daß es nicht opportun wäre, wenn auf Grund meiner wissenschaftlichen Untersuchungen der sanitätspolizeiliche Grundsatz, daß der Zusatz von antiseptischen Mitteln zur Säuglingsmilch zu verbieten sei, zugunsten des Formaldehyds durchbrochen werden würde. Ich habe nämlich die Erfahrung gemacht, daß meine Vorschrift, nur ganz frische und tadellose Milch von gesunden Kühen für die Formaldehydkonservierung zu benutzen, bei der Lieferung von Kindermilch unbeachtet geblieben ist und daß statt dessen vielfach die Meinung aufgetaucht ist, man könne durch den Formaldehydzusatz eine ursprünglich schlechte Milch oder eine schlecht gewordene Milch in eine gute Kindermilch verwandeln. Ein derartiger Mißverstand und Unverstand hat dazu geführt, daß gesundheitsschädliche Wirkungen ganz mit Unrecht auf Rechnung des Formaldehyds gesetzt worden sind, während in Wirklichkeit diese gesundheitsschädigenden Wirkungen auch beobachtet worden wären, wenn die Milch gar keinen Formaldehyd enthalten hätte.

In andern Fällen ist tatsächlich der Formaldehyd als krankmachendes Moment in Wirkung getreten. Bei genauerer Untersuchung konnte ich aber dann feststellen, daß ganz grobe Fehler bei der Herstellung der Formaldehydmilch be-

gangen worden waren. So ist beispielsweise es vorgekommen, daß infolge eines Rechenfehlers der Formaldehyd nicht im Verhältnis von 1 : 25000 (welches Verhältnis ich für die Konservierung von Kindermilch empfohlen habe), sondern im Verhältnis von 1 : 2500 zugesetzt worden ist. Andre Male ist das Wort Formaldehyd mit dem Wort Formalin verwechselt worden. Dazu ist zu bemerken, daß man im Handel niemals reinen Formaldehyd bekommt, sondern einen wasserhaltigen Formaldehyd, der Formalin oder Formol genannt wird. Für die Praxis muß deswegen angegeben werden, wieviel von dem zirka 40 Prozent Formaldehyd enthaltenden Formalin der Milch zuzusetzen ist. Ich habe anfangs für die landwirtschaftliche Praxis den nach meinen Erfahrungen noch unschädlichen Zusatz von 1 Teil Formalin auf 4000 Teile Milch empfohlen. Statt dessen wurde das Verhältnis 1 : 4000 irrtümlicherweise auf Formaldehyd berechnet, wodurch eine Konzentration dieses Mittels in der Milch bedingt worden ist, bei der auch nach meiner Erfahrung die Formaldehydmilch bei fortgesetztem Gebrauch Verdauungsstörungen hervorruft.

Schließlich ist auch die Beschaffenheit der Formaldehydpräparate nicht zu vernachlässigen. Manche käufliche Formaldehydpräparate enthalten außer dem Formaldehyd noch andre chemisch differente Stoffe in sehr großer Menge, und es ist möglich und wahrscheinlich, daß sie unter Umständen für den tierischen und menschlichen Organismus sich schädlich erweisen.

Alle diese Fehlerquellen lassen sich zweifellos vermeiden, wenn technisch geschulte Sachverständige die Herstellung der Formaldehydmilch besorgen oder wenigstens sorgfältig kontrollieren. Wo aber eine zuverlässige Kontrolle nicht gewährleistet ist, da kann mit der Formaldehydmilch großes Unheil angestiftet werden, und ich finde es ganz verständlich, wenn von seiten der Sanitätspolizei alles aufgeboten wird, um einem solchen Unheil durch harte Strafandrohung zu begegnen.

*

Soweit ich aus den mir vorliegenden Akten entnehmen kann, ist gegenwärtig die Sanitätspolizei nur dann in der Lage, bei der strafrechtlichen Verfolgung der zu ihrer Kenntnis gelangten Fälle von Formaldehydzusatz zur Handelsmilch sich auf unzweideutige gesetzliche Bestimmungen zu stützen, wenn dieser Zusatz geeignet ist, die menschliche Gesundheit zu schädigen oder den Wert der Milch als Nahrungsmittel zu verringern.[1])

So hat unter anderm die erste Strafkammer des Fürstlichen Landgerichts zu Bückeburg in der Sitzung vom 14. Januar 1904 (in der Strafsache gegen Paehlich) für Recht erkannt, daß der Nachweis von Formaldehyd in einer Handelsmilch nicht ohne weiteres strafbar ist. In der Begründung des freisprechenden Urteils wird ausgeführt, daß der Formaldehyd zwar als ein für die menschliche Ernährung bedenklicher Stoff zu bezeichnen sei, daß aber

---

[1]) Reichsgesetz vom 14. Mai 1879 § 10 Nr. 1 und 2 und § 12 Nr. 1.

über seine absolute Gesundheitsgefährlichkeit endgültige Resultate noch nicht vorliegen. Weiterhin ist eine Verringerung des Milchwertes nur unter der Voraussetzung angenommen, daß der Verdauungsvorgang im menschlichen Magen durch den Formaldehydgehalt der Milch beeinträchtigt wird. Nach der Begründung des Urteils in der Strafsache Paehlich wird eine strafbare Handlung noch nicht bedingt durch den Umstand, daß der Angeklagte eine geringe Menge Formaldehyd der Milch zugesetzt hat, um sie für die Transportdauer haltbar zu machen.

Wenn die Stellungnahme der Bückeburger ersten Strafkammer juristisch unanfechtbar ist, komme ich zu dem Ergebnis, daß auch der Molkereidirektor M. wird straffrei bleiben müssen, und zwar aus folgenden Gründen:

Es darf nach Ausweis der Akten als feststehend angesehen werden, daß ein Liter der von M. gelieferten Milch nicht mehr wie $^1/_{50000}$ Formaldehyd enthalten hat. Von einem solchen Zusatz hat noch niemand gesundheitsschädigende Wirkungen weder bei Tieren noch bei Menschen nachgewiesen, und ich selbst habe sorgfältig beobachtete Versuchsreihen veröffentlicht, aus denen hervorgeht, daß sogar ein fünfmal stärkerer Formaldehydzusatz (1:10000) den Nährwert der Milch nicht verringert. So wurden beispielsweise Kälber während einer Zeitdauer von 6 Wochen ausschließlich mit Formaldehydmilch ernährt, und sie gediehen dabei besser wie die mit formaldehydfreier Kontrollmilch ernährten Kälber.

*

In den mir vorliegenden Akten wird mehrfach Bezug genommen auf die Fähigkeit des Formaldehyds, durch Einwirkung auf riechende Stoffe und Fäulnisstoffe eine gesundheitsschädliche Beschaffenheit der Milch zu verdecken. Speziell in den Ausführungen des Berliner Polizeipräsidiums vom 19. April 1906 wird hervorgehoben, daß eine „Täuschungsabsicht“ darin zu finden sei, daß M. beabsichtigt habe, „die Milch zu einer Zeit noch frisch erscheinen zu lassen, zu der die Milch nicht mehr frisch ist und nicht mehr frisch sein kann“. Wollte man diesen Standpunkt konsequent vertreten, dann dürfte man die Milch weder pasteurisieren noch kühlen. Auch durch das Pasteurisieren und durch das Kühlverfahren wird beabsichtigt und erreicht, daß die Milch zu einer Zeit noch frisch erscheint, zu der sie nicht mehr frisch ist und nicht mehr frisch sein kann. Man dürfte dann auch nicht diejenige Methode der Milchkonservierung anwenden, die nach meiner Ueberzeugung den größten Fortschritt für die Säuglingsernährung anbahnen wird, die Methode nämlich einer derartig reinlichen Milchgewinnung und Milchaufbewahrung, daß die Milch keimfrei ist und bleibt. Eine solche keimfreie Milch verträgt eine zehntägige und noch längere Transportdauer, ohne sauer zu werden, und sie schmeckt nach zehntägigem Transport noch ebenso frisch wie die vor wenigen Minuten gemolkene Milch. Auch diese Methode wird angewendet, um die Milch zu einer Zeit noch frisch erscheinen zu lassen, zu welcher sie nicht mehr frisch sein kann, wenn man sie nach altväterlichem Gebrauch melken und aufbewahren würde. Die segensreichsten Entdeckungen und Erfindungen auf dem Gebiete der Massenernährung, der Truppenversorgung im Krieg und Frieden,

der Tropentransporte u. s. w. würden unmöglich sein, wenn man sich auf den Standpunkt stellen wollte, daß jede Methode zu verwerfen ist, die ein Nahrungsmittel und Genußmittel nach langer Aufbewahrung ebenso frisch erscheinen läßt wie im Beginn der Gewinnung.

*

Aus den oben von mir angeführten Opportunitätsrücksichten und insbesondere auch mit Rücksicht auf die bestehenden sanitätspolizeilichen Gebräuche habe ich folgende Erklärung veröffentlicht:

„Besser begründet als der Vorwurf der Nutzlosigkeit und Schädlichkeit der Formaldehydmilch ist das sanitätspolizeiliche Bedenken, daß Tür und Tor der Milchpantscherei geöffnet werden, wenn zugunsten des Formaldehydzusatzes der Grundsatz durchbrochen wird: ‚Jeder Zusatz von antiseptischen Mitteln zur Säuglingsmilch ist verboten.'"

Der Tatbestand in der Strafsache M. ist jedoch geeignet, die Richtigkeit dieses Grundsatzes zu erschüttern und zugunsten einer sachverständigen Formaldehydkonservierung der Milch mit größerer Entschiedenheit einzutreten; denn ich kann mich durchaus anschließen folgender zu den Prozeßakten deponierten Aeußerung des Herrn Dr. Krüger (Darmstadt):

„Im Gutachten der staatlichen Anstalt zur Untersuchung von Nahrungs- und Genußmitteln für den Landespolizeibezirk Berlin findet sich eine genaue Analyse der Milch, aus der ohne weiteres ersichtlich ist, daß dieselbe in Beziehung auf die Zusammensetzung von ausgezeichneter Beschaffenheit war, von einer Beschaffenheit, wie sie die Berliner Marktmilch wahrscheinlich zu einem großen Bruchteil überhaupt nicht besitzt. Da irgendwelche Schmutzmengen nicht angegeben sind, so ist auch ohne weiteres anzunehmen, daß die Milch in Beziehung auf den Reinheitsgrad von hervorragender Güte war."

In der Tat, wenn man daran denkt, wie eingreifende Veränderungen insbesondere durch Hitze sterilisierte Marktmilch erleidet, die in Großstädten zur Säuglingsernährung vielfach benutzt wird, und wenn man bedenkt, daß nicht bloß der Nährwert eines großen Teiles der sanitätspolizeilich nicht beanstandeten Marktmilch durch allerlei Zersetzungsvorgänge verringert ist, sondern daß während der heißen Sommermonate geradezu gifthaltige Kindermilch in die Häuser der Konsumenten abgeliefert wird, ohne daß die Sanitätspolizei einschreitet, dann kann man sich des Gedankens nicht erwehren, daß bei der sanitätspolizeilichen Beurteilung der Milchkonservierungsmethoden mit sehr verschiedenem Maß gemessen wird. Die M.sche Formaldehydmilch war offenbar als Kindernahrung noch durchaus geeignet, während ich manche von mir untersuchte Marktmilchproben nicht zu hart kritisiert habe durch den Ausspruch: „Sie sind geeignet als Nährmittel für Bakterien und zur Pflanzendüngung, aber sie gehören nicht in den menschlichen Magen und am wenigsten in den Magen menschlicher Säuglinge." Wenn irgendwo, so paßt hier das bekannte Wort vom „Mückenseihen" und „Kameleschlucken".

*

In einer Randbemerkung des Herrn ersten Staatsanwalts zu dem Schreiben des Rechtsanwalts J. vom 7. Mai 1906 wird die Straffälligkeit des M. damit begründet, daß der Formaldehydzusatz zweifellos unter den Begriff der Verfälschungen falle, und daß diese Verfälschung zum Zwecke der Täuschung des Publikums erfolgt sei. Es ist mir nun von großem Interesse gewesen, aus dem Urteil des Oberlandesgerichts in Hamburg vom 30. November 1893 zu erfahren, daß der gesetzliche Begriff der Verfälschung über den Begriff der Verschlechterung hinausgreift, derart, daß es zwar gewiß ist, daß sich jede künstliche Verschlechterung eines Nahrungsmittels oder Genußmittels als eine Verfälschung charakterisiert, daß jedoch damit noch nicht bewiesen ist, daß auch jede Verfälschung eine Verschlechterung sein muß.

Im Fall M. kann ich als Sachverständiger nicht anders aussagen, als daß durch den Formaldehydzusatz eine Verschlechterung der Milch keinenfalls bewirkt worden ist. Aber auch ein andres Kriterium des Hamburger Oberlandesgerichts für die Strafbarkeit einer Nahrungsmittelkonservierung findet nach meinem Dafürhalten auf den Fall M. keine Anwendung. Das Oberlandesgericht sagt nämlich, daß der Verfälschungsbegriff anwendbar ist auf solche Fälle von konservierenden Milchpräparationen, in denen die Milchhändler das Bewußtsein haben, „daß die präparierte Milch, der sie das Aussehen von frischer Milch verliehen, dieser in Wirklichkeit nicht wesensgleich und in den Augen des Publikums nicht gleichwertig sei“. Dieses Bewußtsein brauchte M. um so weniger zu haben, als ihm aus meinen wissenschaftlichen Arbeiten bekannt gewesen zu sein scheint, daß ich meinerseits solche Formaldehydmilch, wie sie von M. nach Berlin geliefert worden ist, für höherwertig halte wie Milch von genau der gleichen Herkunft, wenn sie ohne den kleinen Formaldehydzusatz (von 1 : 50000) von Frankfurt nach Berlin transportiert worden ist.

Nach den in der wissenschaftlichen Literatur und in der Zeitungspresse häufig anzutreffenden Berichten über die Vorzüge der Formaldehydmilch konnte übrigens der Angeklagte auch glauben, daß der folgende Satz des Hamburger Oberlandesgerichts vom 30. November 1893 auf seinen Fall Anwendung findet:

„Es ergibt sich, daß an sich unschädliche Bereitungsmethoden, die allgemein bekannt sind und regelmäßig geübt werden, keine Verfälschungen bewirken können.“

*

Mit Rücksicht auf die große Tragweite der gerichtlichen Entscheidung in der Strafsache wider M. will ich zum Schluß auch noch ein andres Argument gegen die Benutzung des Formaldehyds als Konservierungsmittel, das in der obengeschilderten technischen Begründung (Deutscher Reichsanzeiger Nr. 47, 1892) angeführt ist, zum Gegenstand meiner Besprechung machen. Es wird daselbst mit Recht darauf hingewiesen, daß aus der Unschädlichkeit eines Mittels für gesunde Individuen noch nicht ohne weiteres auch seine Unschädlichkeit für geschwächte und kranke Individuen abzuleiten sei, so daß man, was speziell den Formaldehyd angeht, an die Möglichkeit seiner Schädlichkeit für besonders kon-

stituierte Menschen denken müssen. Es ist das ein Gesichtspunkt, der ganz gewiß nicht zu vernachlässigen ist, und der besonders augenfällig wird, wenn wir beispielsweise uns die Tatsache der gesundheitstörenden Wirkung des Erdbeergenusses, des Krebsgenusses u. s. w. für manche Menschen in Erinnerung rufen. Man spricht in solchen Fällen von einer Idiosynkrasie. Wollte man bei der Formulierung der Nahrungsmittelgesetze auf solche idiosynkrasischen Zustände Rücksicht nehmen, dann würde das zu sehr merkwürdigen Konsequenzen führen; man müßte dann beispielsweise den Zusatz von Kochsalz zu den Nahrungsmitteln verbieten, weil nachgewiesenermaßen selbst durch kleine Kochsalzzusätze manche nierenkranke Menschen geschädigt werden; und der Zucker müßte aufs strengste verboten werden, weil er auf diabeteskranke Menschen wie ein Gift wirkt.

*

Folgende Voraussetzungen müßten allerdings unter allen Umständen erfüllt sein, ehe ich die Freigabe eines geringen Formaldehydzusatzes zu solcher Formaldehydmilch, die zur Ernährung menschlicher Individuen bestimmt ist, zu verteidigen und zu befürworten mich entschließen könnte:

1. Es müßte der Deklarationszwang eingeführt werden.
2. Es müßte die Höchstgrenze des Formaldehydzusatzes gesetzlich festgesetzt sein.
3. Die Erlaubnis zur Herstellung von Formaldehydmilch müßte gebunden sein an gesetzlich vorgeschriebene Molkereieinrichtungen, deren tadellose Beschaffenheit durch sachverständige Kontrollbeamte fortdauernd beaufsichtigt wird.

Empfehlenswert wäre dann ferner die Besteuerung des Formaldehydzusatzes beziehungsweise die Erwerbung einer Konzession dazu. Die Erträgnisse einer solchen Steuer könnten dann die Mittel gewähren zur Besoldung derjenigen Sachverständigen, die den Molkereibetrieb regelmäßig zu inspizieren haben, wie ich das im 8. Heft meiner Beiträge zur experimentellen Therapie schon vor mehreren Jahren auseinandergesetzt habe.

2.

In meiner einleitenden Vorlesung[1]) habe ich Ihnen mitgeteilt, daß ich in diesem Wintersemester hauptsächlich von der Bekämpfung der Tuberkulose des

---

[1]) Die Leser dieser Zeitschrift sind mit dem Inhalt der hier zitierten „einleitenden" Vorlesung schon bekannt geworden durch meine Veröffentlichungen im November-Heft der „Deutschen Revue".

An dieser Stelle mögen bloß noch einige Leitsätze in aphoristischer Kürze auf die heuristische Wichtigkeit hinweisen, welche die von mir am Meerschweinchentetanus experimentell geprüfte und erprobte Lehre von der Polarisationsfähigkeit der zur Mithridatisierung geeigneten Infektionsstoffe für meine tulasetherapeutischen Arbeiten gehabt hat.

Diese Leitsätze habe ich für meine Vorlesungen folgendermaßen formuliert:

1. Die Immunisierbarkeit eines animalischen Individuums gegenüber einem beliebigen Infektionsstoff beruht auf der Fähigkeit der vitalen Körperelemente dieses Individuums,

Menschen und unsrer Haustiere zu reden haben werde. Es wird Ihnen Gelegenheit geboten werden, die von uns in Marburg ausgearbeiteten Tuberkulosebekämpfungsmethoden nicht bloß durch Vorlesungsberichte, sondern auch durch die Demonstration von experimentellen Arbeiten kennen zu lernen — im Anschluß an die Besichtigung unsrer Institutsstallungen, an die Vorführung von Schweinen, Rindern, Ziegen, Schafen und Pferden im landwirtschaftlichen Betriebe sowie gelegentlich eines Besuches unsers Schloßlaboratoriums (Behring-Werk), in welchem die für die tierärztliche und menschenärztliche Praxis bestimmten medikamentösen

---

die Moleküle des Infektionsstoffs in zwei antagonistische Agentien (Antikörper) zu zerlegen, von denen nur eines assimiliert wird und intrazellulär weiter existieren kann, während das andre nach der Dissoziation des ursprünglichen Infektionsstoffmoleküls in die extrazelluläre Säftemasse abgestoßen wird.

2. Die Arbeitsleistung der vitalen Körperelemente, die mit der Dissoziation des Infektionsstoffs und mit seiner partiellen Assimilation verknüpft ist, hat mehr oder weniger lebhafte Stoffwechselveränderungen zur Folge; sie äußert sich für die klinische Wahrnehmung als Fieber, als abnorme Sekretion und Retention von Stoffwechselprodukten und imponiert uns in ihren höheren Graden und bei längerer Dauer als Krankheitsprozeß.

3. Die Fähigkeit eines lebenden Individuums, Infektionsstoffe zu dissoziieren, partiell zu assimilieren und auf diesem Wege sich selbst gegen die krankmachende Wirkung eines nachträglichen Imports größerer Quantitäten von ebendemselben Infektionsstoff zu schützen, kann durch die experimentelle Feststellung der individuellen „Empfindlichkeitsbreite“ gegenüber dem fraglichen Infektionsstoff vorausberechnet werden.

Unter „Empfindlichkeitsbreite“ ist die Differenz zwischen der Größe derjenigen Dosis, die eben noch deutliche Krankheitserscheinungen hervorruft, und der tödlichen Minimaldosis zu verstehen. In der wissenschaftlichen Immunitätslehre kennzeichnet man die Empfindlichkeitsbreite durch folgende Formel:

$D = L_0$ bis L_x (Limes glatt bis Limes tot).

Ich habe noch keine Ausnahme von der in vielen Einzelfällen aufgestellten Regel gefunden, daß die Chancen für das Gelingen einer mithridatisierenden Immunisierung um so günstiger sind, je größer die Empfindlichkeitsbreite des gegen einen Infektionsstoff zu mithridatisierenden Individuums für ebendenselben Infektionsstoff gefunden wird.

4. Für die zur Mithridatisierung geeigneten Infektionsstoffe bezw. für die Konstitution dissoziierbarer Körpersysteme überhaupt habe ich vor mehreren Jahren (Beiträge zur experimentellen Therapie, Heft VII) folgende Formel aufgestellt:

$$(A - t)\,C.$$

Diese Formel ist speziell für die von mir zur Tuberkuloseimmunisierung geeigneten Präparate umgewandelt worden in die Formel:

$$\left(\overset{+}{V} - \overset{=}{V}\right) C = \overset{+}{V}C \text{ plus } \overset{-}{V}C.$$

Das Zeichen „$\overset{+}{V}C$“ entspricht meiner V-Tulase (TV), in der die Tuberkulinkomponente überwiegt. Das Zeichen „$\overset{-}{V}C$“ entspricht dagegen meiner gegenwärtig in mehreren Krankenanstalten zur Behandlung menschlicher Tuberkulosefälle der klinischen Prüfung unterworfenen C-Tulase (TC), in der die in den Restbazillen aufgespeicherte C-Substanz überwiegt.

Um die C-Tulase (TC) zur Behandlung menschlicher Individuen gebrauchsfähig zu machen, muß sie vorerst in eine gleichmäßige Emulsion verwandelt werden. Diese Emulsion ist es, die in zugeschmolzenen Glasröhrchen an die Krankenanstalten verschickt wird mit der Bezeichnung:

„TL“ (Tulaselaktin).

Tuberkulosepräparate hergestellt werden. Was die Bekämpfung der menschlichen Tuberkulose angeht, so können Sie in dem mit der medizinischen Klinik verbundenen Säuglingsheim sich vertraut machen mit demjenigen Teil meines Tuberkulosebekämpfungsprogramms, in dem die Verhütung der tuberkulösen Säuglingsinfektionen die Hauptrolle spielt.

*

Das Tatsachenmaterial, dem mein Plan einer wirksamen Tuberkulosebekämpfung entnommen ist, hat sich im Laufe einer zwölfjährigen Tätigkeit, deren Zentrum die jetzt zum Marburger Behring-Werk vereinigten Betriebe sind, in so großer Masse angesammelt, daß ich im Rahmen der Wintervorlesung nur das Wichtigste davon Ihnen vortragen kann. Viele Einzelheiten finden Sie in Spezialarbeiten niedergelegt, die in meinen Beiträgen zur experimentellen Therapie (August Hirschwald, Berlin, Heft VI bis XI) veröffentlicht worden sind. Ein beträchtlicher Teil dieser Arbeiten ist der Aufgabe gewidmet, irrige Vorurteile über die Entstehung und den Verlauf der Lungenschwindsucht zu beseitigen und gegnerische Angriffe in Tuberkulosesachen zurückzuweisen. Besonders heftige Kämpfe waren auszufechten mit solchen Autoren, die nach dem Vorgang des verstorbenen Leipziger Pathologen Julius Cohnheim die Lehre verteidigt haben, daß unter den Verhältnissen der epidemiologischen und epizootischen Wirklichkeit die zur Schwindsucht führende Lungentuberkulose in der Regel auf dem Wege der Inspiration von Tuberkelbazillen zustande komme, während doch nach unsern Marburger Untersuchungen das Tuberkulosevirus in der Regel zuerst mit den Nahrungsmitteln in den Verdauungskanal gelangt, dann auf dem Umwege über die Lymphbahn in die Blutbahn transportiert wird und erst von den Blutgefäßen aus das Lungengewebe infiziert. Demgemäß ist die Lungentuberkulose in der übergroßen Mehrzahl der Fälle nicht auf respiratorische, sondern auf alimentäre Infektionen zurückzuführen.

Mit dieser Behauptung soll nicht etwa das Vorkommen und die Gefährlichkeit solcher Infektionen geleugnet werden, die durch den Luftstrom vermittelt werden, falls in der Atmungsluft sich Tuberkelbazillen befinden. Aber auch die inhalierten Bazillen gelangen in erster Linie nicht durch den Kehlkopf hindurch in die Luftröhrenäste und in die Lungenbläschen (Alveolen), sondern sie werden entweder im Nasenrachenraum deponiert, um von hier aus in die follikulären Rezeptorenapparate (Gaumenmandeln, Rachenmandeln u. s. w.) aufgenommen zu werden, oder sie werden von Nahrungsmitteln eingehüllt, dem Speisebrei beigemischt, in die Speiseröhre und den Magen befördert und im Darmkanal von den Lymphfollikeln aus in die Chylusgefäße, in den Ductus thoracicus, in die Lungenvene, in das rechte Herz und schließlich durch die Lungenarterie in das Lungengewebe eingeschleppt.

*

Im diesjährigen November-Heft der „Deutschen Revue" habe ich die Lehren, die meiner phthisiogenetischen Auffassung entgegenstehen, eingehend kritisiert unter

besonderem Hinweis auf das irrige Vorurteil, demzufolge die primären Tuberkuloseinfektionen erst in erwachsenem Lebensalter erfolgen und nur kurze Zeit dem Ausbruch der klinisch diagnostizierbaren Lungentuberkulose vorausgehen sollen. Diese Irrlehre macht jetzt mehr und mehr der Ueberzeugung Platz, daß ein Zeitraum von vielen Jahren die tuberkulöse Erstinfektion zu trennen pflegt von der manifesten Lungenschwindsucht des Menschen, und daß die meisten von denjenigen Infektionen, die später zur Schwindsucht führen, schon in das Säuglingsalter hineinfallen. Wer daher mit Aussicht auf Erfolg eine verhütende Tuberkulosebekämpfung (präventive Tuberkulosetherapie) organisieren will, der müsse — so habe ich weiter ausgeführt — folgerichtig beim Säugling mit dem Tuberkuloseschutz anfangen.

Man kann die präventiven Tuberkulosebekämpfungsmethoden einteilen in hygienische und pharmazeutische Methoden.

Von der hygienischen Tuberkulosebekämpfung, welche auf die Vermeidung alles dessen gerichtet ist, was in der Luft, im Wasser, im Boden, in den Nahrungsmitteln, in den stationären Unterkunftsräumen u. s. w. beitragen kann zur Entstehung und Verschlimmerung der Tuberkulose, soll hier nur dasjenige Gebiet berücksichtigt werden, welches mit der Wohnungshygiene bezw. der Stallhygiene und dem Begriff der diätetischen Hygiene zusammenfällt. Auch aus diesen beiden Gebieten werde ich nur einen kleinen Ausschnitt, in der Hauptsache nämlich bloß die mit der Säuglingsernährung zusammenhängenden und die den Milch-, Butter- und Fleischverkehr angehenden Fragen berücksichtigen können.

Ebenso muß ich bei der Besprechung der pharmazeutischen Tuberkulosebekämpfung mich innerhalb enger Grenzen halten, welche gekennzeichnet werden durch den Begriff der pharmazeutischen Spezifika, insoweit als diese Spezifika unter das isotherapeutische und serumtherapeutische Heilprinzip fallen.

Den Sinn und die Geschichte dieser beiden Heilprinzipien habe ich gleichfalls im November-Heft der „Deutschen Revue“ genauer auseinandergesetzt.

Uebrigens finden Sie eine ausführliche Darstellung der traditionellen medikamentösen Tuberkulosetherapie im XI. Heft meiner Beiträge, das ich Ihnen zur Orientierung über den gegenwärtigen Stand der Aetiologie und Therapie menschlicher und tierischer Tuberkulosefälle empfehlen kann.

*

So bleibt für diese Wintervorlesung von dem, was ich über mein Programm einer systematischen Tuberkulosebekämpfung noch nicht veröffentlicht habe, etwa folgendes übrig:

Erstens die diätetische Bekämpfung der tuberkulösen Säuglingsinfektionen mit Einschluß der Immunmilchernährung und unter Berücksichtigung von einigen wohnungshygienischen Fragen.

Zweitens die pharmazeutische Präventivtherapie, die unter unsern heutigen Kulturverhältnissen im frühesten Lebensalter einzusetzen hat.

Drittens die immunisatorische Therapie der schon infizierten, aber noch nicht tuberkulösen Individuen, mit andern Worten, die Bekämpfung der Tuberkulose im Inkubationsstadium.

Viertens die kurative Therapie der manifesten Tuberkulosefälle des Menschen und unsrer Haustiere.

In allen vier Teilen dieses Tuberkulosebekämpfungsprogramms spielt eine wichtige Rolle die medikamentöse Immunisierung, und ich beginne deswegen mit einer allgemeinen Auseinandersetzung über die Eigenschaften, die ein zur Tuberkuloseimmunisierung geeignetes Mittel haben muß.

*

Von den vielen isotherapeutisch wirksamen Präparaten, die wir im Laufe der Jahre tierexperimentell auf ihre immunisierende Leistungsfähigkeit gegenüber der Tuberkulose in Marburg geprüft haben, ist für die Uebertragung in die menschenärztliche Praxis schließlich bloß noch eines übriggeblieben. Dieses Präparat ist die Tulase, von welcher Sie zwei Hauptmodifikationen kennen lernen werden, die V-Tulase und die C-Tulase. Nur die C-Tulase soll bis auf weiteres in der menschenärztlichen Praxis Anwendung finden, und zwar in emulsionierter Form als „Tulaselaktin".

Um Ihnen die Stellung meiner Tulasepräparate innerhalb der sonst bekannten alten und neuen Pharmaka einigermaßen verständlich machen zu können, und um Sie zu einem selbständigen Urteil zu befähigen über das, was wir auf Grund der Tierexperimente speziell von der C-Tulase für die Bekämpfung der menschlichen Tuberkulose erwarten dürfen, habe ich nach sorgfältiger Ueberlegung keinen besseren und kürzeren Weg gefunden wie die voraufgehende Analyse der Entstehung, Verhütung und Heilung einer Krankheit, die nach meinem Dafürhalten besser als irgend sonst eine von den bekannten Infektionskrankheiten dazu geeignet ist, Sie in meine phthisiogenetischen und tuberkulosetherapeutischen Ideen einzuführen; das ist der Tetanus traumaticus infectiosus.

*

Der infektiöse Tetanus (die Muskelstarre) ist ein Krankheitsbild, das unter natürlichen Lebensbedingungen hauptsächlich bei Menschen und Pferden beobachtet wird, willkürlich aber bei allen Tieren erzeugt werden kann.

Das tetanuserzeugende Virus ist auf der Erdoberfläche sehr verbreitet. Holzsplitter, verrostete Nägel, unreine schneidende und stechende Instrumente, schmutzige Kleidungsstücke sind sehr häufig mit ihm behaftet, und diese Gegenstände werden zur Ursache des Tetanus, wenn sie den virulenten Infektionsstoff in Rißwunden, Quetschwunden, Schußkanälen — allgemein ausgedrückt, an solchen Körperstellen deponieren, wo Körpergewebe abgestorben ist oder nach der Infektion durch irgendwelche Einflüsse zum Absterben gebracht wird. Der Tetanus neugeborener Kinder (Tetanus neonotorum) nimmt meistenteils von einer infizierten Nabelwunde seinen Ausgang. Der Tetanus der Wöchnerinnen

(Tetanus puerperalis) läßt sich in der Regel auf die Infektion von infizierten Placentarresten in der Gebärmutter zurückführen. Am häufigsten aber tritt der Tetanus auf im Anschluß an gewaltsame Hautverletzungen. Eingerissene Holzsplitter importieren das Virus in die Extremitäten. Verrostete Nägel werden in den Pferdehuf eingetreten. Schmutzige Wäschestücke, Staub und Erdpartikel können beim Durchliegen auf harter Erde eine perkutane Infektion veranlassen, und man spricht dann — in Ermanglung einer nachweisbaren Wundinfektion — von einem Tetanus rheumaticus, weil man irrtümlich eine heftige Erkältung als ausreichende Krankheitsursache in früherer Zeit angesehen hat. Auch in Fällen von Kopftetanus sprach man früher von einem rheumatischen Tetanus, wenn die durch Kratzen mit schmutzigen Fingern erzeugten Eingangspforten für das Virus in der Nase, im Ohr u. s. w. dem untersuchenden Arzte entgangen waren (kryptogenetischer Tetanus).

Die gefürchtetsten Tetanusfälle waren vor der Einführung der Listerschen Wundbehandlung diejenigen, die zu Kriegszeiten im Anschluß an Geschoßwunden, infizierte Verbände und operative Eingriffe auftraten. Auch jetzt noch sind die Schrecken der vom Tetanus bedrohten Kriegsverletzungen sehr groß. Seit der Einführung der Listerschen Wundbehandlung pflegen sie aber nicht mehr von denjenigen Wunden ihren Ausgang zu nehmen, die willkürlich durch den Chirurg geschaffen werden, sondern von Geschoßwunden, in die durch Geschoßgewalt Kleiderfetzen, beschmutzte Wäschestücke, Erdpartikel u. a. hineingerissen werden.

Allgemein anerkannt ist die segensreiche Wirkung des von mir in Gemeinschaft mit meinem japanischen Mitarbeiter Kitasato im Jahre 1890 entdeckten Tetanusantitoxins, wenn es sich darum handelt, den Ausbruch des Tetanus zu verhüten, während die therapeutische Leistungsfähigkeit dieses Mittels nach Ausbruch des Tetanus noch immer sub judice steht, obwohl gar kein Zweifel darüber bestehen kann, daß keines der sonstigen Tetanusmittel mit meinem Tetanusserum als Heilmittel konkurrieren kann.

Das belebte und vermehrungsfähige Tetanusvirus übt seine schreckliche Wirkung aus vermöge eines von ihm produzierten Giftes, ebenso wie der Schlangenzahn nur dadurch krankmachend wirkt, daß er nach dem Eindringen in die Säftemasse menschlicher und tierischer Organismen ein Gift freigibt. Man kann das volle und typische Bild des Tetanus ebensogut erzeugen durch das vom lebenden Virus losgelöste Tetanusgift (Tetanolytin), wie man das typische Bild einer Schlangenvergiftung hervorrufen kann durch das von der Schlange und ihrem Giftzahn losgelöste Gift (Ophilytin).

Vom Tetanolytin wissen wir, daß es, um krankmachend wirken zu können, ganz bestimmte Bahnen einschlagen muß. Solange es im Blute und in den Gewebssäften zirkuliert, verhält es sich ganz harmlos; es wird aber zum unheimlichsten aller Gifte, wenn es vom Endapparat eines zum Rückenmark oder zum Gehirn führenden Nerven aufgegriffen und beigemischt wird dem Nervenfluidum, das den Kontakt herstellt zwischen den Ganglienzellen des zentralen

Nervensystems und den muskulomotorischen Endapparaten. Dieses Nervenfluidum stellen wir uns vor als einen Saftstrom ähnlich dem Saftstrom, der von den Wurzeln eines Baumes nach der Baumkrone nährende Substanzen hinführt; und wie dieser vegetabilische Saftstrom nicht bloß nützliche, sondern auch schädliche Stoffe der Baumkrone zuführen kann, so verhält es sich ganz ähnlich auch mit dem nervösen Saftstrom. Sehr bemerkenswert sind folgende Tatsachen. Die Tetanusgiftmoleküle wandern niemals vom Zentrum nach der Peripherie, sondern ausnahmslos von der Peripherie nach dem Zentrum. Die Wanderung ist eine sehr langsame; tagelang kann es dauern, bis das Gift, nachdem eine nervöse Primitivfaser sich seiner bemächtigt hat, die Wanderung bis zur zugehörigen Rückenmarkszelle beendigt hat. Da nun die krankhafte Funktion der nervösen Organe im Gefolge einer Tetanusinfektion erst eintritt mit dem Import der giftigen Moleküle in die Ganglienzellen des zentralen Nervensystems, so dauert es zuweilen acht bis vierzehn Tage und noch länger, ehe es zum ärztlich diagnostizierbaren Starrkrampf beim Menschen kommt, und zwar versetzen diejenigen motorischen Nervenzentren ihre zugehörigen Muskelgruppen zuerst in den tetanischen Zustand, die den Giftreiz auf den kürzesten Nervenbahnen zugeführt erhalten. Daher kommt es, daß die Zwischenzeit zwischen einer tetanischen Infektion und der danach eintretenden Muskelstarre (Inkubationsstadium) bei kleinen Tieren kürzer ist wie bei größeren Tieren, sowie daß bei einem und demselben Individuum, z. B. beim Pferd, die Zentren für die Muskulatur des Auges, des Kauapparates, des Schwanzes, weil sie den peripherischen Giftrezeptoren am nächsten gelegen sind, auch am frühesten erkranken müssen. Beim Menschen sind die Kaumuskeln der bevorzugte Sitz für den primären Tetanus. Das Gesetz der primären Manifestation des Tetanus im Bereich der kürzesten Nervenbahnen gilt aber nur für den Fall, daß das Gift auf dem Umwege über die Lymphbahn und Blutbahn zu den Ganglienzellen gelangt. Haben wir es mit einem lokalisierten Infektionsherd zu tun, dann pflegt dasjenige Nervenzentrum zuerst zu erkranken, das mit diesem Infektionsherd durch eine direkte Nervenbahn verbunden ist, was darauf beruht, daß die Schnelligkeit für die Erreichung des toxischen Schwellenwertes nicht bloß abhängig ist von der Länge des von den Giftmolekülen zurückzulegenden Weges, sondern auch von der Zahl der Moleküle, die in einer gegebenen Zeiteinheit in die Nervenbahn transportiert werden.

Diese im Marburger Pharmakologischen Institut von H. Meyer in Gemeinschaft mit meinem früheren Mitarbeiter Ransom, und im Pariser Pasteur-Institut von Marie und Morax experimentell studierten, klinisch zum Teil schon früher von Gumprecht deduzierten Tatsachen haben eine für die therapeutische Praxis wichtige Pointe deswegen, weil die Wanderung der Giftmoleküle auf ihrer Bahn zum nervösen Zentralorgan unterbrochen und damit der Krankheitsausbruch verhütet werden kann, wenn man das infizierte Glied amputiert oder die giftführenden Nervenstränge durchschneidet, oder wenn man an einer Nervenstelle, die noch nicht das Gift hat passieren lassen, eine minimale Menge von meinem

Tetanusserum einspritzt. Ich verdanke dieser serumtherapeutischen Applikationsweise, die man zum Unterschied von der subkutanen und intravenösen Applikation als neurale bezeichnen kann, die Rettung eines Menschenlebens, das seit fünfzehn Jahren aufs innigste verknüpft ist mit allen meinen experimentell-therapeutischen Arbeiten, insbesondere aber auch mit der Fortführung der aus der Tulaseentdeckung sich entwickelnden pharmazeutischen Tuberkulosebekämpfung.

*

Es ist nicht daran zu zweifeln, daß wir noch weitere Fortschritte für die Tetanusbekämpfung zu erwarten haben bei der Verfolgung der ebenerwähnten wissenschaftlichen Feststellungen. Aber nicht deswegen spreche ich hier von meinem Tetanusserum und vom Tetanusgift; vielmehr kommt es mir darauf an, aus den vielen wunderbaren Fähigkeiten dieser Agentien solche herauszuheben, die im Zusammenhang stehen mit mehreren Problemen von allgemeinwissenschaftlicher Bedeutung, und die außerdem noch eine praktische Wichtigkeit deswegen bekommen haben, weil ihre experimentelle Analyse mich zur Entdeckung des Tulaselaktins geführt hat.

*

Ich kenne keinen Infektionsstoff, der sich besser eignet zur quantitativen Bestimmung einer durch ihn verursachten vitalen Funktion, wie das vom Tetanusvirus losgelöste Tetanolytin. Als Reagens auf dieses giftige Agens dient uns am häufigsten der lebende Meerschweinkörper und Mäusekörper. Bei genügender Bekanntschaft mit den biologischen und technischen Voraussetzungen für die quantitative Abmessung des Giftträgers einerseits und für die Wertbestimmung der vitalen Reaktion auf den Giftimport anderseits, kann man zu einer Genauigkeit des Arbeitens gelangen, die an Feinheit und Zuverlässigkeit die meisten chemischen und physikalischen Analysen übertrifft.

Ich bin von der Ueberzeugung durchdrungen, daß mit der Entdeckung und der naturwissenschaftlichen Analyse der Beziehungen, die bestehen zwischen dem lytischen Tetanotoxin, dem zentralen Nervensystem des Tierkörpers und dem vom Tierkörper unter dem Einfluß des Tetanotoxins produzierten Antitoxin, eine neue Wunderwelt in ähnlicher Weise erschlossen worden ist, wie Galvani und Volta vor mehr als hundert Jahren eine Wunderwelt der staunenden Menschheit vor Augen geführt haben durch das Studium der Beziehungen zwischen dem vitalen neuromuskulären Apparat eines Frosches und zwischen den polaren Kräften, die unter gewissen Umständen von Metallsystemen auf den neuromuskulären Froschapparat mit dem Erfolg übertragen werden, daß danach, ganz ebenso wie durch das Tetanolytin, Muskeltetanus erzeugt wird.

Ich will an dieser Stelle den naheliegenden Gedanken nicht weiter verfolgen, ob nicht eine und dieselbe Urkraft es sein könnte, die von animalischen Willenszentren, von Metallsystemen, von Elektrolyten, Toxolyten und radioktiven Substanzen ausgeht, um muskulomotorische Phänomene, wahre Urphänomene im Goetheschen Sinne des Wortes, auszulösen. Ich will nur darauf aufmerksam machen, daß es heutzutage nicht mehr schwer ist, die muskulomotorischen Phänomene in einen logischen, oder wie man sich heutzutage auszudrücken pflegt, in einen kausalen (ätiologischen) Zusammenhang zu bringen mit dem Freiwerden einer muskulomotorischen Kraft, für welche die Nervenfasern als Leitbahnen dienen, das Freiwerden dieser hypothetischen Kraft aber zurückzuführen auf eine physikalische Dissoziation

als causa proxima. Was ich physikalische Dissoziation nenne, das ist ein Begriff, unter den auch die Worte Magnetisierung, Elektrisierung, Ionisierung, Polarisierung, Influenz, Induktion subsumiert werden können. Alle diese auf Spezialfälle einer physikalischen Dissoziation angewendeten Worte schließen in sich ein die Behauptung, daß die von einem Körpersystem auf ein andres überspringenden Krafteinheiten solche Eigenschaften haben, für die das Massenwirkungsgesetz, das alle chemischen Assoziationen und Dissoziationen regelt, keine Gültigkeit besitzt. Dieses Guldberg-Waagesche Gesetz besitzt auch keine Gültigkeit für die Reaktionen, die mit der Entstehung eines Lebewesens beginnen und mit seinem Tode verschwinden, ohne jemals zur Umkehr gebracht werden zu können. Die Gültigkeit des Massenwirkungsgesetzes für die Lebensphänomene würde gleichbedeutend sein mit der Möglichkeit, Tote auferstehen, Greise wieder jung werden zu lassen und die vorwärtseilende Zeit zum Stillstand und zur Umkehr zu zwingen.

Diese Möglichkeit, für eine gegebene klare Flüssigkeit mit tetanuserzeugender Fähigkeit den Energiewert genau festzustellen, wird für praktische Zwecke ausgenutzt, wenn wir das Filtrat einer Tetanusbouillonkultur zur Antitoxinerzeugung im Pferdekörper verwenden. Wir bestimmen dann vorerst den toxischen Wert des Kulturfiltrats für weiße Mäuse oder für Meerschweine in zahlreichen Einzelversuchen, um hinterher dann mit dem auf diese Weise dynamisch (energetisch) bewerteten Filtrat Pferde mithridatisierend zu behandeln.

Für die Berechnung der Giftmengen, die in 1 Kubikzentimeter (= kcm) Giftlösung (= Tetanolytin = Tet.-L) enthalten ist, bedienen wir uns einer der mathematischen Zeichensprache nachgebildeten Ausdrucks- und Schreibweise. Unter Zugrundelegung des toxischen Wertes für Meerschweine nennen wir diejenige Giftdosis, die gerade zur Tötung eines Meerschweins nach Ablauf von vier Tagen ausreicht, tödliche Minimaldosis (L +) und bezeichnen die tödliche Minimaldosis für ein Meerschwein von 250 Gramm Körpergewicht als 250 + M, so daß als 1 + M soviel bedeutet wie „tödliche Minimaldosis für 1 Gramm Lebendmeerschweingewicht“.

Langjährige Erfahrung hat gezeigt, daß 1 Kubikzentimeter von unsrer zur Antitoxingewinnung benutzten Tetanusbazillenkulturflüssigkeit (= Tet.-L), wenn sie ganz frisch ist, durchschnittlich einen Giftwert von 40 000 000 + M besitzt. Ein solches Tetanolytin hat für Mäuse einen zehnmal kleineren Giftwert (1 + M = $^1/_{10}$ + Ms), für Kaninchen ist es tausendmal weniger giftig (1 + M = $^1/_{1000}$ + K), für Tauben und Hühner ist der relative Giftwert noch sehr viel kleiner.

Um für eine bestimmte Tierart den relativen Giftwert, berechnet auf 1 + M, einigermaßen exakt ausfindig zu machen, müssen sehr viele Individuen der zu untersuchenden Art geopfert werden; so ist es zu verstehen, daß wir für Ziegen (+ Z-Wert), für Schafe (+ Sch-Wert), für Rinder (+ Rd-Wert), für Pferde (+ Pf-Wert) noch nicht einmal annäherungsweise wissen, wieviel + Z, + Sch, + Rd, + Pf in 1 kcm Tet.-L mit dem Wert von 40 000 000 + M enthalten sind. Was speziell die Pferde angeht, so genügt es uns, zu wissen, daß wir bei subkutaner Tet.-L-Behandlung mit der Mithridatisierung zum Zweck der Antitoxingewinnung nicht sicher zum Ziele gelangen würden, wenn wir mehr als $^1/_{100}$ + M als Anfangsdosis wählen würden.

Ist die Mithridatisierung eines Pferdes gut gelungen, so finden wir, nachdem wir bei einer Dosis von 10000 Millionen +M angelangt sind, durchschnittlich 10 Antitoxineinheiten nach der vom Frankfurter Prüfungsinstitut akzeptierten Wertbemessung in 1 kcm Blutserum des mithridatisierten Pferdes.

Die Antitoxineinheit (= 1 A.E.) ist dadurch charakterisiert, daß sie 400 Millionen +M für Meerschweine vollkommen unschädlich macht, vorausgesetzt, daß für die Prüfung unser ganz frisches (genuines) Marburger Tetanolytin als Reagens angewendet wird, und vorausgesetzt, daß die Mischung einer vollkommen klaren Giftlösung und einer vollkommen klaren Heilserumflüssigkeit in vitro vorgenommen wird.

Daraus ergibt sich für ein Tetanusheilserum mit 10 A.E. in 1 kcm der Wert von 4000 Millionen — M. Wir nennen ein Tetanusheilserum mit 10 A.E. in 1 kcm ein zehnfaches normales, mit 1 A.E. in 1 kcm ein einfach normales Serum ($Tet.A.N.^{10}$ bezw. $Tet.A.N.^{1}$), und wir haben, von dieser Definition ausgehend, entsprechend Normalwerte auch für das Tetanolytin fixiert, indem wir diejenige Menge von einem Tetanolytin, die durch 1 A.E. in vitro neutralisiert wird, gleich 1 T.E. (Toxineinheit) gesetzt haben. $Tet.T.N.^{1}$ ist demgemäß einfach normales Tetanolytin.

Nach diesen Auseinandersetzungen wird der Leser ohne Schwierigkeit die nachstehenden Formeln verstehen:

$$1 \text{ kcm Tet.T.N.}^{1} = 400 \text{ Millionen} + M = 40 \text{ Millionen} + Ms$$
$$1 \text{ kcm Tet.A.N.}^{1} = 400 \text{ Millionen} - M = 40 \text{ Millionen} - Ms.$$

Unser Marburger genuines Tetanolytin enthält nach meiner obigen Angabe in der Regel 40 Millionen +M in 1 kcm und ist demnach Tet-TN $^{1}/_{10}$, das in vitro neutralisiert wird, wenn man ihm vom $Tet.\text{-}A.N.^{10}$ 0,01 kcm hinzumischt.

Wird der gesamte Blutflüssigkeitsgehalt eines mittelgroßen Pferdes auf 25 Liter angenommen, so ist der giftneutralisierende Wert, der durch nicht mehr als höchstens 1 Liter von unserm genuinen Tet.-T.N. $^{1}/_{10}$ im Pferdeorganismus produziert wird, überraschend groß. Wir finden für diesen Wert die Zahl 25000×10 A.E., so daß durch die gesamte Blutflüssigkeitsmenge des mit Hilfe von 1 Liter Tetanolytin im Pferdekörper produzierten Antitoxins in vitro nicht weniger als $2^{1}/_{2}$ Millionen Liter von eben demselben Tetanolytin vollkommen unschädlich gemacht werden.

Alle diese Berechnungen sind von größter Zuverlässigkeit, solange als die verschiedenen Agentien genau den Voraussetzungen entsprechen, von denen ich bisher in meinem Bericht ausgegangen bin. Sie haben aber keine Gültigkeit für den Fall, daß nicht mit unserm Marburger bazillären Giftproduzenten gearbeitet wird, daß man für die Prüfung nicht unser genuines Tetanolytin wählt, sondern ein Tetanolytin, das der Einwirkung des Lichtes, der atmosphärischen Luft, der Jodpräparate und andrer chemischer Agentien ausgesetzt war. Auch in diesen Fällen bewährt sich zwar die entgiftende Heilserumkraft, aber bei ganz andern Verhältniszahlen. So besitze ich beispielsweise ein jodtrichloridbehandeltes Tetanolytin, von dem 1 +M nicht durch 1 —M, sondern erst durch 400 —M

in vitro neutralisiert wird. Dieses Jodtrichloridgift enthielt nach unsrer Schreibweise vor einigen Jahren in 1 kcm bloß 25000 +M, aber 10000000 +m, d. h. 1 kcm tötete 25000 g Meerschweingewicht, neutralisierte aber nicht, wie man nach den am genuinen Tetanolysin gesammelten Erfahrungen deduzieren konnte, 25000 —M, sondern 10000000 —M, also vierhundertmal mehr, als a priori erwartet werden durfte.

Diese unter gewissen Umständen festzustellende große Divergenz des meerschweintötenden und antitoxinneutralisierenden Wertes mancher Giftmodifikationen ist es gewesen, die mich zur Wahl eines besonderen Zeichens für den letzteren Wert, den ich „indirekten" Giftwert nenne, veranlaßt hat:

+M kennzeichnet den direkten Giftwert,
+m „ „ indirekten „

Unser genuines Tetanolysin hat, wie wir gesehen haben, bei einem direkten Giftwert von 40 Millionen +M pro 1 kcm denselben Zahlenwert für den indirekten Giftwert (40 Millionen +m pro 1 kcm), und es kann deswegen auch als „Gleichgift" charakterisiert werden. Das Jodtrichloridgift dagen ist $^1/_{400}$ Gift, denn 1 +M ist bei ihm nicht gleich 1 +m, sondern bloß gleich $^1/_{400}$ +m.

Von fundamentaler Bedeutung in praktischer wie in theoretischer Beziehung sind nun zwei empirisch gefundene Tatsachen, nämlich 1. die Tatsache, daß die antitoxinproduzierende Fähigkeit eines Tetanolysins nicht abhängig ist von der Größe seines direkten (+M) Wertes, sondern von der Größe seines indirekten (+m) Wertes; 2. die Tatsache, daß bei konstant bleibenden +m-Wert der +M-Wert im Laufe der Zeit mehr oder weniger sich verringert.

*

Die Entdeckung der entscheidenden Bedeutung des indirekten Giftwertes toxischer Lysine für die Heilserumgewinnung war in erster Linie die Veranlassung dazu, daß ich den Ursachen nachgeforscht habe, welche maßgebend sein könnten für die zweite dieser gesetzmäßig zu beobachtenden Tatsachen. Je mehr ich aber vorgedrungen bin in der Erkenntnis der Faktoren, welche einen wesentlichen Einfluß ausüben auf die Verkleinerung des direkten Giftwertes bei konstant bleibendem indirekten Giftwert, um so mehr drängt sich mir die Ueberzeugung auf, daß ich einem Naturgeheimnis auf der Spur bin, dessen Entschleierung eine überaus große erkenntnistheoretische Wichtigkeit besitzt.

Diese Ueberzeugung tauchte zuerst in mir auf, als ich nach gemeinsamer Arbeit mit mehreren äußerst zuverlässigen Spezialforschern meines Instituts (Knorr, Ransom, Kitashima, Römer) nicht mehr daran zweifeln konnte, daß man willkürlich solche Tetanolysine präparieren kann, welche die wunderbare Fähigkeit besitzen, nach der Verdünnung mit reinem Wasser ihren +M-Gehalt zu vermehren. Ein derartiges Tetanolysinpräparat, welches ich in Gemeinschaft mit dem gegenwärtigen Abteilungsvorsteher meines Instituts, Herrn Dr. Römer,

untersucht und in Heft VII meiner Beiträge beschrieben habe, will ich im folgenden etwas genauer beschreiben.

*

Wir wollen zunächst einmal von der Voraussetzung ausgehen, daß wir von der Herkunft und dem Wesen, d. h. von der die Qualität des wirksamen Agens bedingenden Ursache, nichts weiter wissen, als daß unser Untersuchungsobjekt neben vielen andern Substanzen auch Tetanolytin enthält, und wir wollen die Gesamtheit oder das Gemisch der in unserm Untersuchungsobjekt vereinigten Kräfte „M“ nennen, dann ergibt die deskriptive und funktionelle Analyse unsers M folgendes: M ist eine vollkommen klare, gelblich gefärbte Flüssigkeit, in welcher koagulierbare Proteinsubstanzen und verschiedene Salze sich nachweisen lassen.

Spritzt man einem gesunden Meerschweinchen von dieser M-Flüssigkeit auf je 100 Gramm Körpergewicht 1 Kubikzentimeter unter die Haut, dann stellt sich nach Ablauf von vier Tagen ein eben erkennbarer Extremitätentetanus ein, welcher ohne sonstige Gesundheitstörungen drei bis fünf Tage bestehen bleibt, um dann allmählich zu verschwinden, so daß vierzehn Tage nach der Einspritzung auch die sorgfältigste äußerliche Untersuchung keinerlei Abweichungen vom normalen Verhalten der Meerschweine erkennen läßt. Dagegen läßt sich durch die Blutuntersuchung beweisen, daß unter dem Einfluß unsrer M-Behandlung eigenartige Blutveränderungen zurückgeblieben sind. Eine erneute subkutane Einspritzung von tetanolytinhaltiger Flüssigkeit ruft ferner selbst bei solcher Dosierung keinen Tetanus mehr hervor, bei welcher frische Kontrollmeerschweine schon nach wenigen Tagen sterben. Die einen ganz schwachen Tetanus hervorrufende M-Behandlung hat also immunisierend gewirkt.

Diese theoretisch und praktisch wichtigen Feststellungen sind zwar schon interessant genug, um eine genauere Analyse des Mechanismus ihres Zustandekommens zu rechtfertigen; sie treten aber sehr zurück hinter die fundamentale Bedeutung der nach Wasserzusatz zur originalen M-Flüssigkeit festzustellenden Tatsachen. Verdünnt man nämlich 1 Kubikzentimeter Originalflüssigkeit durch Zusatz von 49 Kubikzentimeter Wasser und spritzt dann von dieser $^1/_{50}$ Verdünnung $\left(=\frac{M}{50\ \text{aq.}}\right)$ wiederum einem gesunden Meerschweinchen auf je 100 Gramm Körpergewicht 1 Kubikzentimeter unter die Haut, dann wird dieses schon zwei bis drei Tage später tetanisch, der tetanische Zustand verschlimmert sich während der nächsten Tage, und zu der Zeit, wo bei dem mit verdünnter M-Flüssigkeit behandelten Meerschweinchen der Tetanus schon vollkommen verschwunden ist, läßt sich immer noch bei dem bloß mit dem fünfzigsten Teil der Giftdosis behandelten Tier deutliche Muskelstarre erkennen. Ganz ähnlich verläuft der Erkrankungsprozeß bei solchen Meerschweinchen, die mit einer fünfhundertfachen M-Verdünnung vergiftet werden, und erst wenn die Verdünnungen so weit getrieben werden, daß 1 Kubikzentimeter von der originalen M-Flüssigkeit in mehr als 1 Liter Wasser verteilt wird, gelangen wir zu dem geringen Giftigkeitsgrad, der nach meiner obigen Beschreibung dem unverdünnten M zukommt.

Es bedarf keines langen Kommentars, um verständlich zu machen, daß wir es hier mit einem Phänomen zu tun haben, welches in auffallendem Widerspruch steht zu den sonst in der toxikologischen Medizin gültigen Grundsätzen. Ich will an dieser Stelle nur erwähnen, daß dieses paradoxe Phänomen auf dem Gebiet der tetanologischen Studien, welches sich demonstrieren läßt, wenn man Tetanolytin und Antitoxin in ganz bestimmten Mischungsverhältnissen miteinander in Kontakt bringt, das Urphänomen ist, aus welchem ich meine Theorie der tatsächlich heilsamen, vorläufig aber noch paradoxen Tuberkulosegiftwirkungen abgeleitet habe, und daß meine Tulasetherapie die allerintimsten Beziehungen hat zu diesem Urphänomen.

Ferner soll hier noch hinzugefügt werden, daß meine experimentelle Bearbeitung von einigen Vererbungsproblemen erst von da ab in solche Bahnen eingelenkt ist, bei deren Verfolgung manche Mysterien aufgeklärt werden können, seitdem ich solche tatsächliche Verhältnisse dem experimentellen Studium zugänglich zu machen gelernt habe, innerhalb welcher das Gesetz gilt, daß bei der Ausdehnung eines Energiezentrums auf einen größeren Raum mit zunehmender Wirkungssphäre die exergetische Leistung hypothetischer Bruchteile dieses Energiezentrums größer wird wie die exergetische Leistung des ungeteilten Ganzen. Mit andern Worten und kürzer läßt sich dieser erkenntnistheoretische Satz folgendermaßen formulieren: „Es gibt spezifisch wirksame Substanzen, deren Kraftleistung multipliziert werden kann durch ihre Auflösung in einem geeigneten Medium.“ (Fortsetzung folgt)

Aus den Briefen Rudolf von Bennigsens

Mitgeteilt von

Hermann Oncken

XXI

Zum Zwecke einer gutachtlichen Mitwirkung bei der künftigen Regelung der Verwaltungsorganisation Hannovers berief die preußische Regierung Anfang Juli 1867 vierundzwanzig Vertrauensmänner aus Hannover, die am 29. Juli unter dem Vorsitz des Ministers des Innern im Herrenhause in Berlin zusammentraten.[1]) Die Vertrauensmänner hatten sämtlich den letzten beiden hannoverschen Ständeversammlungen angehört; zu den Berufenen gehörten Graf Alexander von Bennigsen (der einzige, der ablehnte zu erscheinen), Graf Borries, der ehemalige Reaktionsminister, der sich mit dem Umschwung ausgesöhnt hatte, Graf Münster und andre vormalige Mitglieder der Ersten Kammer; daneben unter Führung von R. von Bennigsen und Miquel sieben städtische und fünf ländliche Abgeordnete der ehemaligen Zweiten Kammer,

---

[1]) Vgl. Moritz Busch, Das Uebergangsjahr in Hannover. S. 257 bis 269.

diese durchweg nationalliberal. Bekanntlich gelang es dem Vermittlertalente R. von Bennigsens, trotz der Quertreibereien Windthorsts, die in ihren politischen Ansichten auseinander gehende Versammlung einmütig zusammenzuhalten und dadurch auch ein weitgehendes Entgegenkommen der Regierung herbeizuführen. Diese Tätigkeit sollte ihn, wie sich aus dem nachfolgenden Briefwechsel ergibt, durch Vermittlung Gustav Freytags auch mit dem preußischen Kronprinzen in eine engere Fühlung bringen.

Gustav Freytag an Bennigsen.

Siebleben bei Gotha, 20. Juli 1867.

Sehr geehrter Herr und Freund!

Zwei Bitten komme ich Ihnen an das Herz zu legen, deren Gewährung wohl ersprießlich für uns alle, zunächst für Hannover, wäre.[1])

Erstens handelt es sich um einen vertraulichen Bericht über die gegenwärtigen Zustände und Stimmungen in Hannover, den Einfluß der Regierungsmaßregeln, die Wünsche des Landes; und Angabe der Wege, Reformen in Personen und Sachen und Maßregeln, welche wünschenswert sind. Dieser Bericht soll klar und rücksichtslos die Wahrheit sagen und fordern, der Schreiber die Offenheit zeigen, welche einer vertraulichen Mitteilung an einen Bekannten leichter wird als einem förmlichen Elaborat. — Wohl nur diese Rücksicht war es, welche mir von dem Auftraggeber den Wunsch zugehen ließ, daß sein Name dabei aus dem Spiel bleibe und daß ich die Mitteilungen als vertrauliche erbitten und empfangen möge. Ich füge nur hinzu, daß der Auftraggeber zwar ein Preuße, aber kein Beamter irgendeiner Kategorie ist und daß ich die Ansicht teile, daß eine Information desselben in Ihrem Sinn von so entscheidendem Einfluß auf die Geschicke Hannovers sein kann, als bei jemand möglich ist, der nicht Graf Bismarck heißt.

Es früge sich nun, ob Sie diese dankenswerte Arbeit in kürzester Zeit absolvieren könnten. Dürfte ich mir dabei einen Vorschlag erlauben, so wäre es der, daß Sie dieser Mitteilung die Form eines Privatbriefes geben und dieselbe nur so lang machen, als zum scharfen Hervorheben des Wichtigen nötig ist. Das Weitere würde sich finden.

Ferner aber habe ich mich eines Auftrages des Kronprinzen zu entledigen. Derselbe möchte gern laufend in Kenntnis gehalten sein von der Tätigkeit der Vertrauensmänner, welche demnächst in Berlin zusammentreten sollen, um über die für Hannover beabsichtigten Maßregeln zu beraten. Er wünscht eine Art von täglichem vertraulichen Sitzungsprotokoll, welches die Forderungen, Ein-

---

[1]) Im Auftrage des Kronprinzen hatte General von Stosch in einem Briefe vom 17. Juli 1867 Freytag ersucht, die Beschaffung eines Berichts über Hannover und fortlaufender Berichterstattung über die Verhandlungen der Vertrauensmänner durch Bennigsen und Miquel zu vermitteln. Dieser Brief ist gedruckt in den „Denkwürdigkeiten" des Generals von Stosch, S. 131/132.

wendungen und Stimmungen der geladenen Herren resp. ihrer Partei ihm kommuniziert. Dieser Bericht wäre direkt dem Kronprinzen, womöglich täglich, zu übersenden. Da der Herr Ihnen diesen Wunsch nicht in den Formen seiner Kanzlei auszudrücken in der Lage ist und sich gegenwärtig und wohl auch im August nicht in Berlin befinden wird, so würde ich, im Fall Sie gütigst geneigt wären, seinen Wunsch zu erfüllen, Ihnen eine sichere Adresse in Berlin oder Angabe der Adresse erbitten, unter welcher derselbe Ihre Briefe für seinen Aufenthalt begehrt.

Gestatten Sie mir, die Bitte um baldige geneigte Antwort anzufügen. Ich habe mich mit dem ersteren Gesuch auch an Miquel gewandt, weil, wie ich annehme, auch von dem Standpunkt seines Amtes und aus seiner Gegend ein Referat wünschenswert ist. Es wäre aber sehr willkommen, wenn dieser Ihr Situationsbericht vor dem 1. August in der Hand dessen sein könnte, der ihn begehrt. So ist freilich die Zeit kurz.

Daß Sie die Sache besorgen, wünsche ich aus vielen Gründen, nicht zuletzt, weil ich mit herzlicher Hochachtung bin

Ihr ergebenster Freytag.

*

Bennigsen an Gustav Freytag.[1])

Bennigsen, 22. Juli 1867.

Werter Herr und Freund!

Den Wunsch des Kronprinzen, ihn fortlaufend von dem wesentlichen Inhalt der Verhandlungen der hannoverschen Vertrauensmänner in Kenntnis zu setzen, bin ich zu erfüllen gern bereit und bitte mir also die in Aussicht gestellte Adresse hierher, eventuell nach Berlin (Hotel Royal) zu bezeichnen.

Ihren weiteren Wunsch, Ihnen einen vertraulichen, rücksichtslosen Bericht über die Stimmungen, Desiderien, notwendigen Reformen in Personen und Sachen u. s. w. Hannovers zu senden für einen Zweck, welchen Sie nicht geradezu bezeichnet haben, möchte ich für heute weder bestimmt zu erfüllen zusagen noch ablehnen. Auf alle Fälle muß ich wünschen, mein eigenes Urteil über die hannoverschen Zustände, da ich äußerst erbittert mich fühle über die unverständige Art, wie die Diktatur in einem neuerworbenen Königreich gehandhabt wird, noch zu kontrollieren durch die vielseitigen und zuverlässigen Mitteilungen, welche ich am nächsten Sonnabend in Hannover erhalten werde, wohin ich — zunächst der Reichstagswahlen wegen — eine vertrauliche Versammlung einer größeren Zahl von Parteigenossen der Provinz berufen habe.[2])

In freundschaftlicher Gesinnung Ihr

Bennigsen.

*

[1]) Dieser Brief ist mir von der Witwe des Dichters, Frau Anna Freytag Exzellenz in Berlin, in entgegenkommendster Weise mitgeteilt worden.

[2]) Diese Parteiversammlung der hannoverschen Nationalliberalen fand unter Leitung Bennigsens am 27. Juli in Hannover statt.

General von Stosch an Bennigsen.

Berlin, 29. Juli 1867.

Euer Hochwohlgeboren habe ich die Ehre zu benachrichtigen, daß Sie die durch Herrn Hofrat Freytag von Ihnen Seiner Königlichen Hoheit dem Kronprinzen versprochenen Berichte pp. an die Adresse des Kammerherrn von Normann der Bestimmung zuführen möchten. Wenn Sie die Briefe im Kronprinzlichen Palais bis abends 7 Uhr abgeben lassen, so werden dieselben noch den Abend ihrer Bestimmung zugeführt. Ziehen Sie die Expedition durch die Post vor, so bemerke ich, daß Herr von Normann in Misdroy bei Swinemünde im Gefolge der Frau Kronprinzessin sich befindet.

Euer Hochwohlgeboren ganz ergebenster

von Stosch.

*

In diesem Zusammenhange werden die beiden Briefe des Kronprinzen Friedrich Wilhelm an Bismarck vom 1. und 2. August, die vor einigen Jahren in dem Anhang zu den „Gedanken und Erinnerungen Bismarcks“ 2, 411/3 veröffentlicht worden sind, erst völlig verständlich. Ich darf die betreffenden Stellen dieser Schreiben zur Erläuterung des Zusammenhanges einfügen.

Misdroy, 1. August 1867.

So oft ich die Lage unsers Staates für ernst gehalten habe, bin ich zu Ihnen gekommen, um Ihnen meine Ansichten auseinanderzusetzen und die Ihrigen zu hören. Die gegenwärtigen Verhältnisse halte ich für recht gespannt und richte deshalb diese Zeilen an Sie mit der Bitte, mir eine Erwiderung zukommen zu lassen. Nach allem, was ich lese und höre, wird es mir immer klarer, daß wir das Vertrauen der nationalen Partei verlieren, daß dies namentlich in den einverleibten Ländern der Fall ist und daß Süddeutschland weniger wie je Sympathien für uns hegen kann. Wir verlieren unser Ansehen, zu dem uns die Siege von 1866 verholfen hatten, und leisten den Intrigen, die uns umgeben und ebenso in Frankreich wie in Oesterreich und auch in Dänemark gesponnen werden, willkommenen Vorschub ...

... In Hannover kommt zu der ohnehin erbitterten Stimmung neue Gereiztheit über Justizmaßregeln, wie auch darüber, daß die Königin vor ihrer Abreise persönlich gekränkt sein soll ...[1])

... Wie viel an diesen Vorwürfen Wahres, wie viel Uebertreibung sein mag, bin ich nicht imstande, gründlich zu erörtern. Leugnen läßt sich aber nicht, daß in den Kreisen, die uns zugetan waren und bei denen wir Stützen gefunden hatten, ein entfremdender Umschwung eingetreten ist ...

*

[1]) Königin Marie von Hannover, die bis dahin auf der Marienburg bei Nordstemmen einen Stützpunkt der welfischen Agitation gebildet hatte, hatte auf das Drängen der preußischen Regierung am 23. Juli das Land verlassen.

Misdroy, 2. August 1867.

Mein Brief von gestern war kaum abgegangen, als ich einen Aufsatz von dritter Hand zugeschickt erhielt, der von einem eingeborenen Hannoveraner verfaßt ist.[1]) Die klare Darlegung der augenblicklichen Verhältnisse wie auch der Mittel, durch welche den Mißständen abgeholfen werden könnte, trägt den Stempel der Wahrheit an sich und gibt auch Zeugnis von den preußischen Gesinnungen eines neuen Untertanen. Aus den angeführten Gründen will ich nicht säumen, Ihnen Abschrift gedachten Aufsatzes zukommen zu lassen, den Sie nach Belieben Sr. Majestät mitteilen könnten.

P. S. Der Verfasser ahnt nicht, daß ich den Aufsatz besitze.

*

Kammerherr von Normann an Bennigsen.

Misdroy bei Wollin, 2. August 1867.

Ew. Hochwohlgeboren beehre ich mich den richtigen Eingang Ihrer Sendung[2]) ganz ergebenst mitzuteilen. Seine Königliche Hoheit der Kronprinz beauftragt mich, Ihnen höchstseinen verbindlichen Dank zu sagen und gleichzeitig die Bitte auszusprechen, sich demnächst einmal offen und rückhaltlos über die Eindrücke äußern zu wollen, welche Sie von dem Auftreten des Herrn Ministers und seiner Räte gewonnen haben. Es käme Seiner Königlichen Hoheit vorzugsweise darauf an, zu wissen, ob Sie die Hoffnung hegen, daß man seitens der Staatsregierung fortan mehr als bisher geneigt sein werde, den berechtigten Wünschen Hannovers Rechnung zu tragen. Endlich spricht der Kronprinz die Bitte aus, ihn, wenn möglich, darüber aufklären zu wollen, ob Ihre Majestät die Königin Marie vor ihrer Abreise von der Marienburg in der Tat, wie mehrfach behauptet wurde, über einen Mangel an Rücksicht seitens der preußischen Behörden gegen ihre Person zu klagen gehabt hat.

Euer Hochwohlgeboren Mitteilungen würden ganz sicher durch den Ueberbringer dieses, Sekretär Pilch in der Kanzlei des Kronprinzen, befördert werden können.

*

Leider bin ich nicht in der Lage, von diesen Berichten Bennigsens selbst etwas mitzuteilen, da sich ihre Konzepte nicht unter seinen Papieren vorgefunden haben. In welchem Sinne sie gehalten waren, geht aus einem Briefe des Kronprinzen an Bismarck, Misdroy, 7. August (gedr. Anhang z. d. „Ged. u. Erinn." 2, 114/7), hervor, in dem es heißt:

„Seit Absendung meiner letzten zwei Briefe habe ich abermals mehrere Mitteilungen erhalten, die ich Ihnen nicht vorenthalten kann.

---

[1]) Es läßt sich nicht mit Sicherheit sagen, ob dieser Aufsatz der Bericht Bennigsens oder Miquels gewesen ist.

[2]) Hierbei kann es sich natürlich nicht um den an eine Deckadresse gesandten Stimmungsbericht über Hannover handeln, sondern nur um den ersten Bericht über die am 29. Juli eröffneten Verhandlungen der hannoverschen Vertrauensmänner in Berlin.

Zunächst muß ich Ihnen meine Freude aussprechen über den günstigen Verlauf, den, wie es mir scheinen will, die Verhandlungen mit den hannoverschen Vertrauensmännern genommen haben. Man hatte wenig Erfolg beim Eintreffen in Berlin erwartet und ist dagegen voll Vertrauen auf die Einsicht und den guten Willen der Regierung von dort geschieden. Der gute Verlauf, welchen die Verhandlungen nun genommen haben, sollte von selbst dazu führen, in ähnlicher Weise mit den Bewohnern der übrigen Landesteile eine Verständigung anzubahnen."

Der Kronprinz sprach Bennigsen selbst seinen Dank einige Wochen später in folgendem Schreiben aus:

Kronprinz Friedrich Wilhelm von Preußen an Bennigsen.[1])

Potsdam, 24. August 1867.

Sie haben mir durch Ihre gefälligen eingehenden Mitteilungen über die Verhandlungen mit den hannoverschen Vertrauensmännern eine große Freude bereitet. Meinen Dank für Ihre Briefe wollte ich Ihnen gern selbst aussprechen und bitte ich Sie deshalb das etwas verspätete Eintreffen desselben zu entschuldigen.

Es war mir eine ordentliche Wohltat, täglich mehr die Ueberzeugung zu gewinnen, daß jene Beratungen, wenn auch gegen Ende der „einjährigen Diktatur" angesetzt, sicherlich zum Wohle der hannoverschen Landesteile gereichen mußten; nicht minder aber freute ich mich, daß auf beiden Seiten Anerkennung des guten Willens wie auch des Entgegenkommens gefunden ward.

Mögen nun die aus den Verhandlungen zu entstehenden Maßregeln der Regierung zur Befriedigung Ihrer heimatlichen Lande dienen, und hierdurch ein rechter Segen für diese Provinz unserer Monarchie geschaffen werden, für deren ferneres Gedeihen ich mit ganzer Hingebung und Teilnahme zu wirken gerne bestrebt sein werde.

In der Hoffnung, Sie bald wieder in gewohnter Weise zum Wohl unseres engeren wie auch des gemeinsamen Vaterlands wirksam zu sehen, wiederhole ich meinen Dank für Ihre Mitteilungen als

Ihr

wohlgeneigter

Friedrich Wilhelm, Krp.

*

Die Fortdauer des hier begründeten Vertrauensverhältnisses ergibt sich aus folgendem Briefe:

---

[1]) Uebersandt durch den Kammerherrn von Normann mit einem Begleitschreiben, datiert Neues Palais bei Potsdam, 24. August 1867: „Euer Hochwohlgeboren beehre ich mich in der Anlage ein Schreiben Seiner Königlichen Hoheit des Kronprinzen zu übersenden und gleichzeitig die Bitte auszusprechen, mich von dem richtigen Eingang desselben gefälligst mit einigen Worten benachrichtigen zu wollen" u. s. w.

Gustav Freytag an Bennigsen.

Siebleben bei Gotha, 1. September 1867.

Sehr geehrter Herr und Freund!

Aus der Umgebung des Kronprinzen wird mir der Wunsch ausgesprochen, Ihre Ansicht über eine Reise des Königs nach Hannover zu erbitten.[1])

Man ist dort der Meinung, daß die Besuche in Kassel und Nassau, von denen der erstere überraschend günstigen Erfolg gehabt, gewissermaßen den Boden geebnet haben, man meint, die hannöverischen Vertrauensmänner haben einen guten Eindruck nach Hause gebracht, und möchte gern der Entrevue in Salzburg,[2]) welche in Berlin sehr bedrückt, ein Paroli bieten. Man hofft, daß die neuen Wahlen[3]) preußische, wenigstens deutsche Gefühle erregen, und hält dafür, daß es sehr wünschenswert sei, die Versöhnung Hannovers öffentlich zu dokumentieren.

Nur bin ich der Meinung, daß Sie dadurch in keiner Weise kompromittiert werden dürfen. Der Weg, die Sache, falls Ihnen die Situation günstig scheint, zu szenieren, wäre, daß Sie an den Kronprinzen deshalb schreiben und ihm Ihre Ansicht und Hoffnungen mitteilen; dasselbe müßten Sie oder einer der wohlgeneigten Konservativen mit Bismarck tun.

Aber auch für den Fall, daß Sie Bedenken hätten, würde sich wohl empfehlen, dem Kronprinzen darüber Bericht zu gönnen, falls Ihnen das wünschenswert scheint, unter Bezugnahme auf meine Anfrage, von welcher derselbe beim Eintreffen Ihres Briefes in Kenntnis gesetzt sein würde, falls er es nicht bereits weiß.

Am 3. geht der König dem Vernehmen nach nach Köln; auf der Rückreise würde sich bei eiliger Betreibung die Sache machen lassen.

Ihre, der Vertrauensmänner Anwesenheit in Berlin hat dort sehr gute Wirkung gemacht. Graf Eulenburg war beflissen, den Unterschied zwischen den hannoverschen und kurhessischen Vertrauensmännern hervorzuheben, die ersteren Männer, die andern sämtlich Advokaten, das sei der Unterschied in der politischen Erziehung. Aber was mir lieber ist, Ihre Berichte an den Kronprinzen haben sehr gefallen und man ist Ihnen dort von Herzen dankbar. Man war stolz darauf, Bismarcken gegenüber so gut unterrichtet zu sein.[4])

Der Abgang Lippes und Eulenburgs wird dadurch aufgehalten, daß es

---

[1]) Vgl. über diese Reise die erste Anfrage des Königs bei Bismarck am 27. August 1867, Anhang zu den „Gedanken und Erinnerungen" 1, S. 165 f.

[2]) Die Zusammenkunft zwischen den Kaisern Franz Joseph und Napoleon in Salzburg am 18. bis 21. August 1867.

[3]) Bezieht sich auf die tags zuvor, am 31. August, vollzogenen Wahlen zum Norddeutschen Reichstage.

[4]) Vgl. Stosch an Freytag, 18. August 1867: „Ihren Bericht von Miquel hat der Herr abschreiben lassen und Bismarck eingehändigt. Bennigsen hat täglich geschrieben, und man war stolz, Bismarck gegenüber vollständig gewappnet zu sein." „Denkwürdigkeiten" des Generals von Stosch, S. 132.

Bismarck immer schwerer wird, selbständige Menschen neben sich zu dulden. Jede entgegengesetzte Auffassung macht ihn unausstehlich nervös.

Aber wieder drängt die Not. Die Situation ist nicht erfreulich. Daß man im vorigen Jahre halbe Arbeit getan, empfindet man bitter. Der Kaiser Napoleon hat sich beflissen erklärt, daß er die Resultate des Prager Friedens anerkenne, er kann nicht lassen, in seiner Methode, doppelt zu spielen und Hintertüren zu suchen, sein altes Projekt eines Südbundes wieder zu empfehlen. Und er hat dafür nach Kräften geschürt. Die süddeutschen Regierungen fühlen sich in jedem Widerstande durch die Hoffnung auf ein Bündnis der Salzburger ermutigt, unter dem Schein der preußenfreundlichen Vermittlung wird die Abtretung Nordschleswigs urgiert, um das Prestige Preußens zu schwächen. Bis die Stunde sicherer Arbeit kommt. — Wenn Napoleon sie dann benutzen will. So spielt er mit einem Gedanken, dessen letzte Schrecken er sich in nüchternen Stunden wohl deutlich macht. Es ist immer noch etwas von dem alten Flibustier der Feder in ihm.

Für uns wäre das vielleicht kein Nachteil, denn es bändigt die hochfahrende Gesetzesgleichgültigkeit der preußischen Regierung. Aber leider ist dort alle Arbeit eine ruckweise wie gelegentliche.

Wollen Sie nicht direkt dem Kronprinzen schreiben, so, bitte ich, gönnen Sie mir Ihre Ansicht, ich werde sie an seine Adresse besorgen. Ich halte aber das erstere aus mehreren Gründen für besser, denn ich wünsche Sie zu dem Herrn in einem festen Verhältnis.[1])

In treuer Ergebenheit

Ihr Freytag.

*

Schon bei den Wahlen zum konstituierenden Norddeutschen Reichstag war Bennigsen in nähere Beziehung zu dem Grafen Georg Münster (späteren Fürsten Münster-Derneburg und Kaiserlichen Botschafter in London und Paris) getreten, der in den Zeiten des Königreichs Hannover auf einem von ihm sehr abweichenden politischen Standpunkt gestanden hatte, nach der Annexion aber eine maßvolle und realpolitische Haltung beobachtete. Aus dieser ersten Berührung ergab sich seit dem Zusammenarbeiten bei den Verhandlungen der Vertrauensmänner wachsendes Vertrauen von beiden Seiten; und da die hannoverschen Provinzialangelegenheiten die beiden Männer immer wieder geschäftlich zusammenführten, so entstand daraus ein regelmäßiger lebhafter Briefwechsel, der bis zum Tode Münsters andauerte. Einer der ersten dieser Briefe sei hier mitgeteilt.

Graf Münster an Bennigsen.

Gastein, den 23. Juli (1867).

Soeben erhalte ich ein Telegramm von Hardenberg,[2]) der mir sagt, wir sollen

---

[1]) Das war eine alte Lieblingsidee Freytags. Schon am 14. August 1863 hatte er einen Versuch gemacht, Bennigsen mit dem Kronprinzen näher bekannt zu machen.

[2]) Dem preußischen Zivilkommissar in Hannover.

am 29. in Berlin zusammentreten. Ich komme am Sonntag den 28. abends in Berlin an und wohne wieder Hotel Royal. Ich bliebe viel lieber hier in den Bergen, halte es aber für Pflicht, mich nicht zurückzuziehen. Leider höre ich, soll Graf Bennigsen und sollen mehrere andere, deren Namen ich noch nicht weiß, die Teilnahme verweigert haben. Es ist schnödes Unrecht, welches diese Leute am Lande begehen, und wenn sie politisch der Teufel holt, so tut er recht, es ist nur schade, daß andere daran unschuldig mit in die dunkele Unterwelt fahren.

Wir werden hoffentlich viribus unitis dastehen. Herrscht Einstimmigkeit, volles Einverständnis unter den Vertrauensmännern, so bedeuten sie etwas, sonst aber nichts. Daß Sie davon überzeugt sind und den Parteimann ganz beiseite setzen werden, glaube ich annehmen zu dürfen; meine dringende Bitte geht dahin, in diesem Sinne bei Ihren Parteigenossen wirken zu wollen, und wenn auch der Junker ein schwierig zu behandelndes Subjekt ist, so verspreche ich, auch meinerseits, so viel an mir ist, zu dieser Einigkeit beizutragen.

Die Stimmung, die ich hier finde, überrascht mich. Krieg will hier niemand, und die Spaltung zwischen Ungarn und Deutschen ist so, wie ich sie früher in Oesterreich niemals sah; wenn Beust das ungarische Element auch mag für den Augenblick gewonnen haben, so hat er das deutsche desto gründlicher vor den Kopf geschlagen. Verfall Oesterreichs, demnächstiger Anschluß an Deutschland sind schon Redensarten, die ich zu meinem Erstaunen vom eigentlichen Volke, Schulmeistern, Kutschern, Förstern 2c. aussprechen hörte.

*

Briefe Bennigsens an seine Frau aus dem ersten Reichstag des Norddeutschen Bundes 1867.

Berlin, Wilhelmstraße 84, 14. September 1867.

Wir werden uns wohl früher wiedersehen, als wir glaubten. Ich muß am nächsten Donnerstag, spätestens Freitag, bereits in Hannover zur Provinziallandschaft[1]) kommen und werde voraussichtlich etwa eine Woche in Hannover bleiben. Ich werde Dir in einigen Tagen noch bestimmtere Nachricht geben, ob und wann ich nach Bennigsen fahren kann, oder ob ich Dich bitten muß, einen Tag nach Hannover zu kommen, wo wir die Verhandlungen der Provinziallandschaft auf das äußerste beschleunigen müssen. Morgen fahre ich nach Frankfurt, da hier noch wenig zu tun ist. Die Konstituierung des Reichstags, Wahl der Präsidenten 2c. erfolgt erst am Dienstag.

Der König in Hietzing will sich auf nichts einlassen. Es ist daher die Absicht der preußischen Regierung, nun vor dem 1. Oktober, bis wohin König Wilhelm die Vermögensdispositionen ohne den preußischen Landtag treffen kann, mit dieser unseligen Sache ein Ende zu machen, der Familie ein bestimmtes Ver-

---

[1]) Am 17. September berief der Oberpräsident den hannoverschen Provinziallandtag auf den 21. nach Hannover. Graf Münster war zum Landtagsmarschall, Bennigsen zu seinem Stellvertreter ernannt worden.

mögen an Kapital, Schlössern 2c. auszusetzen und einige Personen zu deren Verwaltung zu ernennen. Man hofft hier, daß der Herzog von Cambridge — wenigstens durch Ernennung eines dieser Administratoren — ein solches Arrangement im Interesse des Welfenhauses befördern wird. Durch den Eigensinn des Königs Georg entgeht dem Kronprinzen Ernst August nun auch noch das Herzogtum Braunschweig, welches ihm die preußische Regierung unter Zustimmung des Herzogs vertragsmäßig zuwenden wollte. Ohne einen solchen Vertrag werden die Preußen sich demnächst wohl unter Zustimmung der Braunschweiger in den Besitz des Herzogtums setzen, wenn der Herzog gestorben ist oder abdankt.

Der neue Oberpräsident[1]) tritt morgen sein Amt in Hannover an. Ich habe hier verschiedentlich mit ihm verkehrt. Persönlich macht er einen sehr guten Eindruck. Ob er aber bei so großer Jugend mit seinen Geschäften ins Reine kommen wird, mag Gott wissen. Minister Eulenburg hatte gestern Münster, Miquel und mich mit Graf Stolberg, Bismarck und einigen Herren zu einem kleinen Diner, wo beiläufig allerlei Hannoverana verhandelt sind. Auch hatte er am Tage vorher mit uns drei Hannoveranern über die Berufung der Provinziallandschaft und die derselben vorzulegenden Gegenstände konferiert. Es wird hier alles mögliche Gute für Hannover in Aussicht gestellt; die Verordnung wegen Aufrechterhaltung der Aemter wird in den nächsten Tagen publiziert werden. Möglich ist, daß auch sämtliche sechs Landrosteien als kleine Regierungen bestehen bleiben, und die Domänen und Forsten durch eine provinziale Behörde in Hannover durch den Forstdirektor Burkhardt verwaltet werden ...

*

Berlin, 11. Oktober 1867.

Unsre Reichstagsverhandlungen werden so eilig betrieben, daß wir wohl am 25. oder 26. fertig sein werden. Ganz lange kann ich dann allerdings nicht zu Hause sein, weil Mitte November etwa der preußische Landtag zusammentreten wird. Für diesen werde ich in Otterndorf-Neuhaus gewählt werden, einem Teil des größeren Bezirks, welcher mich zum Reichstag gesendet hat. Im ganzen sind die Verhandlungen ziemlich langweilig, nur gestern kam viel Interessantes vor. Diese Sitzung könntest Du wohl nachlesen, mit den übrigen stenographischen Berichten solltest Du Dich nicht plagen. Herr von Schweitzer, der Vertreter der Arbeiterpartei, hat sich in dieser Sitzung rein tot gemacht durch blödsinniges und ordinäres Reden. Das merkwürdigste war aber eine Erklärung Bismarcks von beispielloser Grobheit gegen seinen Kollegen Lippe vornehmlich, daneben aber gegen die gesamte preußische Regierungsmaschine. Bismarck tritt immer offener mit seinen Tendenzen auf, mit Hilfe der Reichsverfassung die preußische Bureaukratie lahmzulegen.

Die hannoverschen Verwaltungseinrichtungen werden erst nach Neujahr

[1]) Graf Otto zu Stolberg-Wernigerode war durch Königliche Kabinettsordre vom 14. September zum Oberpräsidenten von Hannover ernannt worden.

fertig werden. Für die vielen Beamten und deren Familien ist die Unsicherheit, wohin sie versetzt werden, allerdings unbehaglich. Für eine zweckmäßige Einrichtung unsrer Behörden ist die Verzögerung aber nützlich. Den großen Provinzialfonds — zirka 19 Millionen — soll Hannover erhalten. Der Finanzminister hat das sowohl dem Grafen Münster wie mir ganz bestimmt zugesichert; und wenn es der Regierung damit Ernst ist, kann auch die Annahme eines solchen Vorschlags im Landtag nicht zweifelhaft sein. Zur Versöhnung der Provinz würde das außerordentlich viel beitragen. Unsre Partikularisten machen sich die Sache hier sehr bequem. Münchhausen und Hammerstein sind schon lange fort, Amtmann Jordan geht heute weg, so daß nur Graf Grote hierbleibt, der übrigens ziemlich verständig zu sein scheint...

...Leider fehlt uns hier Miquel, welcher ernstlich erkrankt in Osnabrück liegt, wohin er mit seiner Frau von Hannover aus auf zwei Tage hatte reisen wollen. Die Hetzerei in Hannover war übrigens auch für seine Konstitution zu arg gewesen. Mir war hier am ersten Tage nach meiner Ankunft auch ganz cholerisch und fieberig zu Sinn. Einige Opiumtropfen und sechzehn Stunden im Bett, was mir beides ein medizinischer Freund aus dem Nationalvereinsausschuß verordnet hatte, haben mich aber so vollständig wiederhergestellt, daß ich mich die Zeit seither vortrefflich befunden habe...

*

Zwischen 13. und 20. Oktober 1867.

...Die Absicht, am Sonnabend zu schließen, besteht fort, da es kaum möglich ist, für nächste Woche eine beschlußfähige Anzahl Mitglieder (149) bei der Hitze und Ermüdung noch hier zu halten. Wir werden daher mehrere Abendsitzungen in dieser Woche extra haben. Es konkurriert das einigermaßen mit den Beratungen, welche morgen abend und an den folgenden Tagen im Ministerium des Innern mit den hier im Reichstage anwesenden fünf Mitgliedern der hannoverschen Provinziallandschaft über die Verwaltung des Provinzialfonds stattfinden werden...

Bismarck reist heute oder morgen auf mehrere Monate nach Pommern auf seine Güter. Er ist so krank, daß er die Reise nicht in einem Tage machen darf.

*

Briefe Bennigsens an seine Frau aus dem Preußischen Landtag 1867/68.

Berlin, 2. Dezember 1867.

...Unsre offiziellen Geschäfte kommen langsam in Gang, da die Vorlagen wegen des Staatshaushaltes, der hauptsächlichste Gegenstand der diesmaligen Verhandlungen, auch heute noch nicht vollständig in unsern Händen sind. Daß wir noch im Dezember fertig werden, ist daher ganz unmöglich. Wir werden Weihnachten etwa zehn Tage Pause machen und dann noch den größten Teil des Januar hier sein müssen. Den Februar kann ich zu Hause zubringen, vor Ostern wird das Zollparlament tagen und nach Ostern sechs bis acht Wochen

der Reichstag sich versammeln ... Zu tun haben wir mit Beratungen aller Art hier reichlich. So viel Zeit ist mir freilich geblieben, daß ich zweimal in der Oper war und die Lucca u. s. w. in „Figaros Hochzeit" und im „Don Juan" hörte, auch diverse Diners mitmachte, die so halb und halb mit zu dem politischen Geschäft gehören. Allerlei extraordinäre Tätigkeit kommt auch noch hinzu, wie in den letzten Tagen, wo durch eine heillose Geschichte zwischen Twesten und Bismarck in der Budgetkommission,[1]) zwischen Regierung und Abgeordnetenhause wieder alles auf dem Spiele stand. Forckenbeck und mir ist es gelungen, diese Sache in Ordnung zu bringen. Wenn das Abgeordnetenhaus aber nicht bald die Genugtuung erhält, daß der Justizminister Lippe entlassen wird, so kann jeden Tag der Skandal von neuem losgehen. Zum erstenmal ist jetzt ernstliche Aussicht, daß Graf Lippe entlassen wird. Schon vor gut acht Tagen schickte Bismarck einen Verwandten zu mir und ließ mich bitten, zu ihm zu kommen, fragte mich dann um meine ganz aufrichtige Meinung über den früheren hannoverschen Justizminister Leonhardt, jetzigen Appellationsgerichtspräsidenten in Berlin. Er wollte einen aus den neuen Provinzen nehmen, womöglich einen Hannoveraner. Ich habe ihm Vorteilhaftes und Nachteiliges über Herrn Leonhardt mitgeteilt, ganz offen. Nach allem sagte er mir, der Mann — den er beiläufig noch gar nicht gesehen — passe ihm danach ganz gut, und er wolle Ernst damit machen, daß er Nachfolger von Lippe werde. Im Laufe der Unterredung hatte ich ihm gesagt, warum er dem König nicht Simson oder noch besser Forckenbeck vorschlagen wolle. Simson gegenüber hat Bismarck, obwohl er jetzt sagt, daß er ihn sehr liebe, aber nicht vergessen, daß dieser ihn in der Konfliktszeit sehr angegriffen, unter anderem im Abgeordnetenhause einmal einen Seiltänzer genannt hat. Forckenbeck, sagte er, würde er, Bismarck, gern zum Kollegen nehmen, aber der König werde ihn nicht akzeptieren. Forckenbeck und ich seien die Minister des Kronprinzen. Er, Bismarck, könne mit dem Kronprinzen nicht fertig werden. Da möchten wir sehen, wie wir auskämen. Mich würde übrigens, wenn Eulenburg abginge, welcher, nach seinen Aeußerungen, — — —, der König zum Minister des Innern nehmen; und dieser Sachen mehr, von denen man stets nur einen Teil zu glauben hat. Gegen Forckenbeck, der mit ihm die letzten Tage eine Verhandlung allein und zwei mit mir stundenlang in der Twestenschen Angelegenheit hatte, hat er auch erklärt, wenn Twestens Beleidigungen gegen ihn nicht in angemessener Weise ausgeglichen würden, so bliebe er keinen Tag länger Minister; er könne es ohnehin mit seiner Gesundheit nicht mehr durchführen und sei Twesten sehr dankbar, daß er ihn mit solchen Injurien nötige, aus dem Amte zu scheiden. Würde die ganze Geschichte nicht schleunigst in Ordnung gebracht, so würde er seine Stelle positiv niederlegen und dem Könige den Ratschlag erteilen, mir und

---

[1]) Der Abgeordnete Twesten hatte in der Budgetkommission behauptet, das Verfahren der Regierung bezw. Bismarcks in der Verwendung eines Teils der Kriegskostenbewilligung zur Abfindung der depossedierten Fürsten von Hannover und Hessen enthalte einen Vertrauensbruch. Vgl. darüber Forckenbecks Briefe, „Deutsche Revue", November 1898.

Forckenbeck die Bildung des Ministeriums zu übertragen. Wir seien die herrschende Partei im Landtage und Reichstage, und gegen entschiedene Opposition und beleidigende Angriffe unsrerseits könne er die Regierung nicht weiterführen. Forckenbeck erst allein und nachher wir beide haben ihm übrigens geradezu erklärt, daß er im Auswärtigen Amt zurzeit nicht zu ersetzen sei. Weil dies auch unsre ernsthafte Meinung ist und wir gar nicht daran denken, uns in eine unhaltbare Position hineinzubegeben, haben wir uns auch die äußerste Mühe gegeben, diesen neuen Konflikt totzumachen. Zur Kompensation haben wir nun aber entschieden verlangt, daß mit dem widerwärtigen Grafen Lippe ein Ende gemacht werde. Gestern mittag, als die Differenz zwischen Bismarck und Twesten definitiv beigelegt war — und Bismarck beiläufig über die ganze Sache so affiziert gewesen, daß er uns sogar eingestand, er sei mit seinen Nerven ganz kaput, immer nahe am Weinkrampf —, hat er uns versprochen, noch gestern nachmittag dem Könige den Vorschlag zu machen, Leonhardt für Lippe zu ernennen, mit der bestimmten Aussicht, daß in acht bis vierzehn Tagen der Wechsel durchgesetzt sein solle, vielleicht noch weit rascher. Seine Urteile über seine Kollegen überhaupt und über die unerträgliche Lage, in der er sich befinde, waren dabei wieder von der unglaublichsten Art. Er ist überhaupt so aufgeregt und leidenschaftlich, daß er es so nicht mehr lange treiben kann. Roon ist körperlich ruiniert, die andern Minister verachtet Bismarck. Der König und er haben eher Haß wie Freundschaft gegeneinander, mit dem Nachfolger hat Bismarck ein ganz kaltes Verhältnis. So geht es ohne Schaden kein halbes Jahr mehr.

Neulich mittag aß ich bei Patows, welche sich den Eltern bestens empfehlen lassen. Patow will alle Mittwoch Abende offenes Haus haben für Abgeordnete verschiedener Parteien. Er selbst möchte anscheinend gern wieder ins Ministerium treten. Eine sehr interessante Bekanntschaft machte ich auf dem Diner beim Abgeordneten von Bunsen (Sohn des bekannten Diplomaten, Theologen und Freundes des vorigen Königs) an dem amerikanischen Historiker und Gesandten Bancroft, die ich weiter zu kultivieren denke, soweit die Zeit hier gestattet.

Eine ungewöhnlich liebenswürdige und interessante Nachbarin hatte ich ohnlängst auf einem offiziellen Diner bei Bismarck in der Gräfin Eberhard Stolberg, geborene Prinzeß Reuß. Sie hat vor kurzem ihre fünfundzwanzigjährige Hochzeit gefeiert, aber keine Kinder gehabt, und sich so ausgezeichnet konserviert, daß sowohl Graf Bismarck als ich nicht allein der sehr angenehmen Unterhaltung der Dame, unsrer Tischnachbarin, als auch ihren vorzüglich konservierten Schultern und Büste unsre volle Aufmerksamkeit zuwendeten. Graf Stolberg, Präsident des Herrenhauses, wohnt Trautenau gegenüber in Schlesien an der österreichischen Grenze. Steinmetz hat vierzehn Tage bei ihm im Quartier gelegen, als der Krieg ausbrechen wollte. Sie erzählte von seiner wunderlichen Strenge und Energie hübsche Züge, so zum Beispiel, daß er dem Kronprinzen, als er zu einer bei ihrem Gute abgehaltenen Revue eine Stunde zu spät gekommen und sich bei dem kommandierenden General Steinmetz entschuldigt habe, kurz

geantwortet: „Eine Stunde Verspätung ist ausreichend, um eine Schlacht zu verlieren.“

Dieser Brief, liebes Herz, ist so lang, daß er offenbar für zwei gelten kann. Noch am Schluß die Nachricht, daß Miquel bislang nicht eintraf, weil er recht leidend ist. Der Tod der Gräfin Münster am Herzschlag ist für den armen Grafen, der schon so viel Schlimmes erlebt, sehr hart.

*

Berlin, Mitte Dezember 1867.

Wegen meiner Rückkehr nach Bennigsen kann ich Dir jetzt bestimmte Antwort geben. Am 23. nachmittags wird nach dem verfassungsmäßigen Ablauf von einundzwanzig Tagen die zweite Abstimmung über den Laskerschen Antrag wegen der Redefreiheit stattfinden, nachdem wir Forckenbeck mit Mühe persuadiert haben, diese Frist von Stunde zu Stunde zu rechnen. Ich kann dann mit dem Eilzuge um 8 Uhr abends abreisen und früh morgens in Hannover sein. Finde ich da keinen Wagen, so werde ich am 24. um 11 Uhr mit der Post nach dem Steinkruge fahren, also zeitig für die Weihnachtsfeier zu Hause sein. Bis zum 7. Januar ist es die Absicht, die Sitzung auszusetzen ...

Hier ist eine Arbeitshetze, daß man es bald nicht mehr aushalten kann. Ins Theater bin ich schon seit drei Wochen nicht [gekommen], da vor 10 Uhr abends sehr selten die Beratungen der Kommissionen oder Fraktionen beendigt sind. An Diners ist auch kein Mangel, so daß ich froh sein werde, mich einmal in der schönen Weihnachtszeit vierzehn Tage bei Euch ausruhen zu können.

Leonhardts Ernennung hat hier außerordentliche Sensation gemacht und namentlich unter den verknöcherten altpreußischen höheren richterlichen Beamten sehr verstimmt. Wenn er sich hält, wird er allerdings in den preußischen Einrichtungen und Gesetzen sehr aufräumen. Dazu hat er vollständig das Zeug oder, wie Bismarck sagt: „Er hat den Vorzug, daß er kein Brett des Landrechts und Rheinischen Rechts vor dem Kopf hat.“ Merkwürdige Gefühle muß diese Ernennung beim König Georg hervorrufen, den Leonhardt, welcher von Politik gar keine Ahnung hat, durch Ausführungen über die Bedeutung und Kraft des Bundesrechts in seinem tollen Haß gegen Preußen noch bestärkt hat. Die Ernennung des hannoverschen Ministers von 1866 zum preußischen Minister nach kaum anderthalb Jahren und der Abfindungsvertrag zwischen König Wilhelm und König Georg, welcher Anfang nächster Woche mit sehr großer Mehrheit im Hause angenommen werden wird,[1]) wozu ich, beiläufig gesagt, glaube sehr beigetragen zu haben — werden in der Annexionsgeschichte Hannovers einen sehr wichtigen Fortschritt bezeichnen ...

*

Berlin, 17. Januar 1868.

Ich schreibe Dir, mein liebstes Frauchen, aus einer Abendsitzung, welche wir heute — übrigens zum erstenmal — nach einer beständigen Vormittags-

[1]) Zur Verhandlung im Plenum kam es erst am 1. Februar 1868.

sitzung abhalten. Mit unsern Geschäften geht es leider sehr langsam. Die Redewut und Kleinigkeitskrämerei ist zu groß. Auch die Hannoveraner sprechen zu viel, namentlich Grumbrecht und Windthorst, und haben bereits sehr bedenkliche Antipathien gegen sich in der Versammlung und in weiteren Kreisen durch den Anschein, als ob die hannoverschen Deputierten alles und jedes in der Provinz Hannover verteidigen und erhalten wissen wollten, hervorgerufen. Die Ernennung Leonhardts hat nicht bloß die Konservativen, sondern auch viele altpreußische Juristen gereizt und eifersüchtig gemacht. Einen wahren Schrecken hat aber in den konservativen Kreisen das hier weit verbreitete Gerücht hervorgerufen, daß ich in nächster Zeit Nachfolger von Graf Eulenburg werden solle. An dieser Sache ist nichts Wahres. Graf Bismarck hat wenigstens mit mir darüber gar nicht verhandelt und habe ich ihn seit Weihnachten nicht einmal gesehen. Möglich ist es, daß er vor einigen Wochen gegen dritte Personen einen solchen Gedanken einmal hat fallen lassen. Das ist von den Führern der streng konservativen Partei, wie es scheint, aufgegriffen, um ihren Anhang gegen Bismarck und dessen gefährliche Tendenzen und Verbindungen mit liberalen Politikern aufzureizen. Heute erzählte mir übrigens der „biedere“ Windthorst, dem dasselbe Gerücht bereits von Minister Hammerstein aus Montreux geschrieben war — wie ich Dir zu Deinem Trost mitteilen will —, daß Graf Bismarck vorerst das Projekt aufgegeben habe, weil ich „zu selbständig“ sei; das sei eine zuverlässige Nachricht.

Mir geht es übrigens gut, obgleich wir hier, außer den täglichen Sitzungen, noch nicht einmal einen Abend frei gehabt haben, um in die Oper oder in ein Konzert zu gehen, welche hier so sehr vorzüglich sind. Von Ende nächster Woche an wird es aber etwas besser gehen. Daß wir bis in die zweite Hälfte Februars hier bleiben müssen, ist jetzt gar nicht mehr zu bezweifeln. Von Krieg und Frieden weiß ich nichts Bestimmtes. Die Bayern scheinen jetzt etwas mehr an Rüstungen tun zu wollen. Ich saß vor einigen Tagen auf einem Diner beim König neben dem eben angekommenen bayrischen Militärbevollmächtigten, Major von Freiberg (Generalstabsoffizier des General von der Tann im 1866er Feldzuge), einem höchst verständigen Offizier und Politiker. Unter andern mir sehr interessanten Sachen erzählte derselbe auch, daß in dem bayrischen Offizierkorps gar keine Erbitterung gegen Preußen herrsche, man vielmehr froh darüber sei, sich an ein größeres Militärwesen und dessen vortreffliche Einrichtungen anschließen zu können. Nach dem Essen erzählte die Königin — was Euch vielleicht interessiert —, von Frankfurt a. M. seien für den hiesigen Unterstützungsverein für die Not in Ostpreußen (welcher unter ihrer Protektion steht) mehrere tausend Taler geschickt, worüber sie sich eigentlich geschämt habe, indem sie daran denke, wie schlecht die arme Stadt von Preußen behandelt sei.

An demselben Tische mir gegenüber schreibt Miquel, welcher seit vier Tagen wieder hier ist und sich ganz gut befindet, auch gerade an seine — allerdings etwas jüngere Frau. Er läßt sich Dir bestens empfehlen. Ich frage ihn eben, ob dies der erste Brief an seine Frau seit seiner Herkunft sei. Er erwidert:

„Bewahre, ich schreibe meiner Frau täglich und erhalte täglich von ihr einen Brief!!“ Da habe ich mich allerdings zu schämen und hoffe mich noch bessern zu können.

*

Berlin, 2. Februar 1868.

... Du fragst, wann ich zurückkehre, das ist noch sehr ungewiß, vermutlich in der letzten Woche dieses Monats, aber leider nur auf zwei bis drei Wochen, da die Absicht, das Zollparlament im März zu berufen, noch besteht. Zu tun ist hier noch immer genug. Neuerdings hat Herr von Patow mir auch noch den Vorsitz in der Finanzkommission abtreten müssen, da seine Zeit durch die Leitung des Zentralkomitees für die Not in Ostpreußen ganz in Anspruch genommen ist. Bei Patows war ich einige Male des Abends ...

Gestern ist die Abfindung für die depossedierten Fürsten von Hannover und Nassau mit großer Mehrheit angenommen. Einen guten Gebrauch wird König Georg von den großen Summen schwerlich machen. Das Kapital wird er aber niemals in die Hände bekommen, und, wie Graf Bismarck öffentlich nicht aussprechen konnte beim v. Sybelschen Antrage, mir aber in der Sitzung privatim sagte, auch demnächst die Zinsen nicht ausgezahlt erhalten, wenn er Unternehmungen gegen Preußen hervorruft oder begünstigt.

Der hannoversche Provinzialfonds kommt übermorgen zur Verhandlung. Das Kapital wird abgelehnt werden. Dagegen ist jetzt insoweit die Stimmung günstiger, daß wahrscheinlich eine gesetzlich festgestellte jährliche Rente von 500000 Reichstalern, über welche also nicht jedes Jahr erst von neuem zu beschließen ist, mit einer geringen Mehrheit angenommen werden wird. Die konservative Partei ist noch immer sehr gegen die Sache, überhaupt gegen die Provinz Hannover, deren Abgeordnete fast sämtlich liberal sind. Graf Bismarck, den ich vor acht Tagen noch einmal wegen der sehr gefährdeten Angelegenheit aufsuchte, hat mir aber die bestimmteste Unterstützung in der öffentlichen Sitzung und auch vorher zugesichert. Bislang hat er Wort gehalten, die widerspenstigen Reaktionäre mündlich und brieflich verarbeitet, in den letzten Tagen sogar direkt damit bedroht, daß er ganz nach links rücken werde, wenn die konservative Partei die Regierung in dieser Sache im Stich lasse.[1]) Ich will wünschen, daß es hilft. Die Erbitterung, welche nach allen unsern Nachrichten in der Provinz Hannover ohnehin schon wieder sehr groß ist, würde durch Ablehnung dieser Vorlage außerordentlich gesteigert, weshalb die hannoverschen Partikularisten sich auch bereits entschiedene Hoffnungen auf eine Ablehnung machen ...

*

Berlin, [Mitte] Februar 1868.

... Da Du es wünschtest, kann ich Dir schreiben, daß es mir hier trotz aller Aufregung und Anstrengungen sehr gut geht. Gegen Ende des Monats

---

[1]) Ueber den aus Anlaß des hannoverschen Provinzialfonds entstehenden Bruch zwischen Bismarck und den Konservativen vgl. Roon, Denkwürdigkeiten 3, 61—74, und v. Poschinger, Bismarck und die Parlamentarier 2, 58—63.

hoffe ich sicher zurück zu sein. Mitte März, spätestens gegen den 20., wird aber das Zollparlament sich schon versammeln, wie Graf Bismarck noch auf dem neulichen Hofballe bestätigte. Dieser Hofball, unmittelbar nach der Abstimmung über den Provinzialfonds, war so erregt, wie gewiß noch niemals ein solches Hoffest. Der König war geradezu wütend vor Heftigkeit und hat die Herren von Diest, von Bodelschwingh, G. von Vincke namentlich sehr hart angefahren mit Worten und Gesten. Graf Bismarck ist noch nicht abgereist und wird jedenfalls nicht lange wegbleiben. Was aus dieser Krisis hervorgehen wird, ist nicht mit Sicherheit vorherzusehen. Graf Bismarck wird sich aber schwerlich mit der jetzigen konservativen Partei wieder vollständig aussöhnen. Die öffentliche Auseinandersetzung zwischen ihm und mehreren der Herren war von einer zu leidenschaftlichen Gereiztheit. Der König hat aber auf Bismarcks bloße Drohung, sich ganz von den Geschäften zurückzuziehen, dessen Unentbehrlichkeit schon sehr lebhaft empfunden: „Mein Minister will mich verlassen, dann bleibe ich auch nicht."

Im Herrenhause ist gegen den Provinzialfonds eine sehr starke Abneigung und sein Schicksal auch heute noch nicht vollständig gesichert. Es sind aber im Herrenhause doch sehr viel Leute, die einen Bruch mit dem Hofe scheuen, so daß ich, nachdem der König sich so stark für die Sache ausgesprochen hat, hoffe, die Sache geht gut. Für unsre Provinz wäre das Durchfallen des Plans, politisch wie finanziell, auch von höchstem Nachteil.

... Gestern gratulierten die drei Präsidenten dem Kronprinzen wegen seines dritten Prinzen. Er erzählte uns, der Junge sei sehr stark und die Geburt vierzehn Tage verspätet, daher sehr schwer gewesen. Die Kronprinzessin habe eine so glückliche Konstitution, daß sie schon wieder starken Appetit habe und Scherze mache.

Herr von Forckenbeck hat seit einigen Tagen seine Frau bei sich, eine sehr lebhafte und angenehme Dame. Vorgestern aßen wir mit einigen andern Freunden zusammen. Dabei zeigte sich, daß diese gescheite Dame mehr nach links neigt als Forckenbeck und ich. Bei uns beiden ist das nun umgekehrt, wie ich meiner munteren Nachbarin auch mitteilte. — Nach unsern sechsstündigen, fast täglichen Sitzungen esse ich schon seit Neujahr fast regelmäßig mit Forckenbeck, Lasker und ein zwei andern zusammen, bald bei diesem, bald bei jenem Restaurant, wo wir uns sehr gut unterhalten. Ohne Forckenbecks und Laskers Einfluß hätten niemals fünfundsiebzig Nationalliberale für die hannoverschen Fonds gestimmt ...

*

Berlin, 21. Februar 1868.

... Hier geht es jetzt rasch dem Schluß der Session zu. Mit Arbeiten, Diners und Gesellschaften ist aber auch alle Welt mürbe gemacht, so daß man sich dringend nach Ruhe sehnt. Jedenfalls war dies eine der unerfreulichsten Landtagssessionen, welche ich jemals mitgemacht habe, voll der widerwärtigsten persönlichen Differenzen. Für unsre hannoverschen Interessen ist freilich am Ende

noch alles nach Wunsch ausgefallen, die Treiberei, bis daß es dahin glücklich gekommen, war lange, verlange ich aber nicht zum zweitenmal zu haben. Miquel war durch Aufregung und Aerger so heruntergekommen, daß er unmittelbar nach der Abstimmung im Abgeordnetenhause über den Provinzialfonds abgereist ist und jetzt in Osnabrück so elend, daß er seine Geschäfte als Bürgermeister noch nicht wieder hat übernehmen können. Der Schluß der Session wird wahrscheinlich heute über acht Tage erfolgen, so daß ich noch im Laufe der nächsten Woche zu Hause sein kann.

Die Wirtschaft in Hietzung macht hier bedenkliches Aufsehen. Die Regierung ist, wie ich höre, bereits entschlossen, dem König Georg keinen Groschen auszuzahlen, bis daß er seine Agitation aufgibt. Er hat aber die nach London mitgenommenen Kassenvorräte im Betrage von $2^1/_2$ Millionen zurückbehalten und kann daher seine Agitationen, durch die er noch eine Menge Menschen unglücklich machen wird, immerhin noch eine gute Weile fortsetzen.

Gestern hatten wir ein großes gemeinsames Parteiessen, nachdem die drohende Spaltung innerhalb der nationalliberalen Partei durch Grumbrechts freiwilligen Austritt glücklich beseitigt war...

Beamtenvorbildung und Wirtschaftsleben

Von

Professor Ernst von Halle (Berlin)

I

Es ist eine bedeutsame Tatsache, daß man sich mit dem Wesen und der Organisation der deutschen Beamtenschaft im Reich und in den Einzelstaaten jahrzehntelang publizistisch verhältnismäßig wenig beschäftigt hat. Hier und da eine mehr oder weniger scharfe Satire über den heiligen Bureaukratius, über das Abrechnungswesen, über exklusives oder steifleinenes Verhalten, über den „ruhenden Pol in der Erscheinungen Flucht“, den Geheimrat. Im ganzen aber ist das deutsche Volk auf seine Beamtenschaft sehr stolz gewesen, und sie wurde auch im Ausland als Muster und fälschlicherweise sogar speziell in englischen und amerikanischen Schriften als die Hauptursache des wirtschaftlichen Aufschwungs des Deutschen Reichs dargestellt.

Wollte man dem Klatsch einzelner heimischer Blätter glauben oder den die Chronique scandaleuse unendlich vergrößert abdruckenden Organen unsrer Nachbarn und Freunde, so wäre die Zeit der tüchtigen, lauteren deutschen Beamtenschaft, jenes Stolzes unsers Staatswesens, vorüber, von der Gneist sagte, sie sei soweit absolut ehrlich und zuverlässig, wie man überhaupt menschliche Dinge als absolut bezeichnen könne. Auf der einen Seite hören wir, mit

dem verrotteten Regime einer alten Zeit habe es ein Ende, neue Klassen müßten 'rankommen, neue Methoden angewandt werden, weil die derzeitigen Machthaber zu alt und steif geworden seien, den Staatskarren weiterzuziehen. Auf der andern Seite lesen wir von dem korrumpierenden Einfluß des Kapitalismus, der sich geltend mache, und dagegen werden zwei Heilmittel empfohlen. Die Linksradikalen sehen Sodoms Ende vor der Tür und wissen sicher, daß nur ihre ebenso erfahrenen wie lauteren Volksmänner Heilung bringen können, während die Rechtsradikalen die Geister der Zeiten Metternichs heraufbeschwören möchten, um Sodoms Anfang zu verhindern.

Wer ein wenig über die Grenzen unsers Landes hinausgesehen hat, die Verwaltungsgeschichte andrer Länder und speziell die Kolonialgeschichte kennt oder auch nur die Geschichte unsrer eignen letzten Kriege, dem wird, glaube ich, die sensationelle Seite der Vorgänge wenig Kopfzerbrechen machen. Daß in Kriegen allerlei Durchstechereien stattfinden und auch einzelne dabei beteiligt sind, von denen man das nicht erwarten sollte, ist ebensowenig etwas Ungewöhnliches, wie daß hier oder da einmal ein bißchen Unehrlichkeit sich im stillen breit macht, oder schließlich, daß in den ersten Dezennien der Kolonialverwaltung große und grobe Fehler gemacht sind. Hinsichtlich des letzteren Umstandes sagt schon Bacon in seinem „Essay on Plantations", daß das erste Menschenalter in einer neuen Kolonie lediglich eine Versuchszeit sei, nach dessen Schluß erst nennenswerte Erträge zu erwarten sind. Was aber die Ehrlichkeit angeht, so zeigt gerade die gewaltige Erregung und Verurteilung anscheinender Mißstände seitens der öffentlichen Meinung im allgemeinen und der ganz überwältigenden Majorität der Beamtenschaft im speziellen, daß die Gefahr einer Moralvergiftung nicht allzu groß ist.

Dennoch aber sind die gedachten Vorgänge im Zusammenhang mit vielerlei andern Erscheinungen der letzten Jahre von einer über das Augenblickliche weit herausgehenden Bedeutung; und es müssen sich daran prinzipielle Betrachtungen nach einer ganz andern Richtung knüpfen. — Der neue Kolonialdirektor wurde von der überwiegenden Mehrheit mit einem allgemeinen Erleichterungsseufzer begrüßt, weil er ein in der Lösung schwieriger Organisations- und Verwaltungsprobleme und in geschäftlichem Verständnis gewaltiger finanzieller Transaktionen wohlgeübter Kaufmann ist. Das Wort, es müsse ein kaufmännischerer Geist in die Verwaltung kommen, kann allerdings zu Mißverständnissen leiten, doch drückt sich in ihm wohl eine richtige Grundempfindung aus. Der Staat ist kein Erwerbsunternehmen, und seine Diener haben auch in geschäftlichen Transaktionen neben den Gesichtspunkten des „ehrbaren Kaufmanns" und neben staatswirtschaftlichen Erwerbszielen nach den Grundsätzen des ökonomischen Prinzips andre Gesichtspunkte zu berücksichtigen; vor allem dürfen sie nicht von kaufmännischem Geist oder Erwerbssinn im eignen Interesse erfüllt sein. Eine Betrachtung unsers heutigen ganzen Verwaltungsorganismus ergibt aber, daß er sich nicht völlig gewissen wichtigen neuen Erscheinungen der Gegenwart angepaßt hat.

II

Dies soll hier nur nach einigen Richtungen angedeutet werden. Bei aller Nützlichkeit der Oberrechnungskammer sind die besten Sachkenner heute der Ansicht, der Standpunkt, bei Anschaffungen und dergleichen sei das wichtigste, daß sie abrechnungsmäßig korrekt erledigt würden, dürfe nicht das allein Ausschlaggebende sein, materielle Prüfungen großer Staatsleistungen oder Aufwendungen wären wichtiger als die formelle, auf das rechnungsmäßig Korrekte der Einleitung und Abwicklung staatlicher Aufträge gerichtete Nachprüfung. — Das Submissionswesen anderseits, auf dem materiell die Grundlagen zahlreicher Aufwendungen und Anschaffungen beruhen, war verständig ausgedacht für Staatsaufträge, die von geschäftlich nicht geschulten Beamten zu vergeben sind, als es tatsächlich eine freie Konkurrenz zahlreicher Unternehmer gab, die bei den Submissionen sich um die Wette bewarben. Heute dagegen, im Zeitalter der Kartelle und Ringe, welche die Aufträge untereinander verteilen und bestimmen, wer sich an den Ausschreibungen beteiligen soll und zu welchen Preisen, wird durch die Submissionsvorschriften derselbe Staat vielfach den Vereinbarungen der Unternehmer mit mehr oder weniger gebundenen Händen ausgeliefert, zumal da, falls man etwa heimischen Ueberforderungen sich durch Vergebung der Aufträge ins Ausland entziehen will, dies als eine unpatriotische Handlung öffentlich verschrien wird. Im öffentlichen Bauwesen ferner kann sich jedermann mit Leichtigkeit überzeugen, wie die staatlichen Bauten oft erheblich teurer und langsamer ausgeführt werden, wenn sie durch Bauabteilungen der Behörden, Ministerialbaukommissionen u. s. w. ausgeführt sind, als wenn sie an einen Unternehmer vergeben werden. Und dennoch besteht vielfach der Zwang, die behördlichen Bauorgane zu benutzen.

Wo man in allen solchen Fällen in einzelnen auswärtigen Staaten behaupten oder beweisen könnte, daß der Staat erheblich teurer als Privatunternehmungen gearbeitet habe, weil seine Beamten und die Lieferanten sich zu gut verständen, da wird man in Deutschland in der Regel mit voller Sicherheit sagen können, die Ursache liegt daran, daß die leitenden Beamten zwar absolut ehrlich sind, jedoch die geschäftliche Seite der Angelegenheit entweder nicht kaufmännisch übersehen, oder ihnen durch bureaukratische Vorschriften, Submissionswesen, das Erfordernis bestimmter Abwicklung der Geschäfte entsprechend dem Bereitstehen etatsmäßiger Mittel und den Vorschriften der Oberrechnungskammer u. s. w. die Hände gebunden sind.

Trotzdem es sich bei den Aufträgen der Eisenbahnverwaltungen und andrer Abteilungen der Arbeitsministerien, bei den sonstigen öffentlichen, staatlichen und kommunalen Erwerbsunternehmungen oder Vergebung großer kommunaler Aufträge um die Verfügung über Dutzende, ja Hunderte von Millionen handelt, dürfte bei der Anstellung und Beförderung von Beamten der Gesichtspunkt kaum von irgend ausschlaggebender Bedeutung sein, ob sie es gelernt haben bezw. ihre Fähigkeit bewiesen haben, gut und billig derartige Geschäfte abzuwickeln. Die Folge etatsrechtlicher Bindung, organisatorischer Lücken und persönlicher Nichtkenntnis ist, daß der Staat gar sehr oft, wenn es sich um Grund und

Boden handelt, ungeheuer teuer kaufen muß, und daß er keineswegs eine so weit ausschauende Bodenpolitik treibt, wie das in seinem speziellen, aber auch im allgemein sozialpolitischen Interesse läge. Es läßt sich das aus zahllosen Fällen staatlichen oder kommunalen Bodenerwerbs für öffentliche Werke und Anlagen, Stadtsanierungen, Straßenregulierungen erweisen; ebenso aus der Bodenpolitik, wie sie um eines großen patriotischen und kulturellen Zwecks willen in den Provinzen Posen, Westpreußen u. s. w. getrieben wird, aber überall unendlich viel mehr Unkosten verursacht, als wenn dieselbe Aufgabe von einem privaten Unternehmer zu Erwerbszwecken gelöst würde. Man kann es von Fachleuten durchweg bestätigt hören, daß im Bergwesen in den letzten Jahren private Transaktionen von erheblich größerem Umfang ohne Schwierigkeit und unendlich billiger gelungen sind als diejenigen, die der Fiskus im Kohlenbergbau teils in kleinerem Umfang durchgeführt hat, teils, wie in der Hibernia-Affäre, überhaupt nicht durchzuführen vermochte.

Auch in den kontrollierenden Finanzressorts, Finanzministerien, Kämmereien der Kommunalverbände, wird, glaube ich, kaum ein Beamter hinsichtlich seiner geschäftlichen Veranlagung und Kenntnisse auf Herz und Nieren geprüft, und man kann die Ansicht hören, daß das mangelnde Interesse an dieser Seite staatlicher Aufgaben nicht nur für den öffentlichen Säckel erhebliche Unkosten bringt, sondern daß auch zum Beispiel das Fehlen einer engeren Verbindung geistigen Verständnisses zwischen der Geschäftswelt, der halböffentlichen Anstalt der Reichsbank und den staatlichen Finanzressorts für die Entwicklung der deutschen Kapitalkraft bezw. des deutschen Gewerbslebens nicht ohne Nachteil ist. Die englische Finanzpolitik, die Hand in Hand mit der Bank von England arbeitet und in der Befriedigung ihres Bedarfs auf die Verhältnisse des Geldmarkts Rücksicht nimmt, oder die in gleicher Weise vielfach mit Erfolg wirksame französische Finanzpolitik, oder die auf eine Regelung des Finanzmarktes vielfach mit Erfolg einwirkende neuere Politik des amerikanischen Schatzamts geben zu denken und zeigen, daß für die Finanzministerien hier Probleme vorliegen, über die man sich im deutschen Anleihewesen, einschließlich der Ausgabe von Schatzscheinen, in der deutschen Geldbeschaffungs- und Diskontopolitik kaum Rechenschaft gegeben haben dürfte. Darauf beruht zweifellos zum Teil mit der niedrige Stand der deutschen Anleihen, mit andern Worten der Grund dafür, daß Deutschland für seinen Geldbedarf höhere Zinsen bezahlen muß als andre Länder, trotzdem die deutsche Finanzlage an sich eine günstige ist, und ferner der für die Entwicklung der deutschen Industrie ungünstige Umstand des gegenüber den westlichen Staaten ständig höheren Diskontosatzes.

Eine andre Betrachtungsreihe liegt im Gebiet der wirtschaftlichen Interessenvertretung nach innen und außen. Kaufleute und Industrielle klagen vielfach, die Verwaltung nähme wenig Interesse daran, ihnen Betrieb und Tätigkeit zu erleichtern; in der äußeren Handelspolitik glauben sie ihre Interessen nicht genügend wahrgenommen. — Aeußerungen, die nicht nur gelegentlich verhandelter

Wirtschaftsgesetze beim Interessenkampf einzelner Wirtschaftsklassen und Parteien und des Ausbaus neuer Zolltarife und neuer Handelsverträge immer lauter wurden und kasuistisch von einzelnen Unzufriedenen vorgebracht werden, sondern sich namentlich nach außen ständig auf die Vertretung deutscher Interessen erstrecken.

Nach letzterer Hinsicht könnte man nun vielleicht meinen, dies sei wohl eine Art Kunstmittel, wie es die Amerikaner so erfolgreich anwenden, um ihren Konsulatsdienst zu verbessern. Nirgends lautere Beschwerden über den Konsulatsdienst als dort, nirgends aber auch nachdrücklicheres Eingehen auf diese Beschwerden, das seither ein Ziel in der Begründung des neuen Handelsministeriums zu Washington und der Neuorganisation des ganzen Konsulatswesens fand. Wer längere Zeit im Auslande war und außerdem die Konsulatsberichte und -leistungen daheim und im Auslande verfolgt, wird sich allerdings nicht der Ueberzeugung verschließen können, daß der deutsche Konsulatsdienst die Wirksamkeit des englischen nicht annähernd erreicht hat, und daß die Fortschritte der Amerikaner auf diesem Gebiete erheblich größer sind als bei uns. Man hört häufig, daß unsern Berufskonsuln der Blick für das, was für den deutschen Handel und das deutsche Gewerbe wissenswert und förderungswert sei, nicht genügend geschult bezw. geschärft ist, während der kaufmännische, ehrenamtliche Konsulatsdienst den gesteigerten Anforderungen an konsularische Vertretung heute nicht mehr genügen kann, und schließlich, daß eingehende Berichte nicht seitens der Zentralstelle die Würdigung, Verbreitung und Förderung fänden wie in den Hauptkonkurrenzländern, wo heuer, speziell in Amerika, hervorragende Sachkenner im Handelsamt mit Nachdruck darauf hinwirken, daß Wissenswertes rasch berichtet und den Interessenten mit denkbarster Beschleunigung mitgeteilt werde.

Es gibt auch eine erhebliche Gruppe von Sachkennern, die, wenn Klagen darüber laut werden, daß die Botschafter und Gesandten fremder Mächte ihren Einfluß verwenden, Aufträge für die heimische Industrie zu erzielen, Anleihen für heimische Finanzkonsortien zu sichern u. s. w., demgegenüber nur den Wunsch äußern, daß doch auch möglichst bald Grund zu ähnlichen Klagen des Auslandes über deutsche diplomatische Vertreter und die diesen gewährte Unterstützung des Auswärtigen Amts geschaffen werden möchte. Man weist darauf hin, daß in der ganzen Welt, abgesehen etwa von einigen östlichen europäischen Nachbarländern, es heute sehr nützlich wäre, wenn die Aufgabe vieler Attachés nicht auf gesellschaftliche Repräsentation beschränkt würde. Man hat bei uns die Trennung politischer und wirtschaftlicher Vertretung besonders dadurch betont, daß die neuernannten wirtschaftlichen Attachés nicht den Botschaften und Gesandtschaften, sondern den Konsulaten zugeteilt werden. Dabei, meinen die Sachkundigen, würde dem Gesichtspunkte nicht genügend Rechnung getragen, daß auch die politischen Aufgaben immer mehr durch die wirtschaftlichen beeinflußt werden und außer an ganz wenigen Stellen niemand mehr sein Land diplomatisch gut vertreten kann, der nicht entweder eingehende Kenntnis von wirtschaftlichen Dingen besitzt oder auf diesem Gebiet ausgezeichnet geschulte erste

Sekretäre und sonstige Berater um sich hat, welche die Lage daheim, die Weltwirtschaft und das betreffende Land kennen und studieren.

Als ich vor einigen Jahren mit einem hervorragenden deutschen Unternehmer in England zusammentraf und wir über die gerade besonders nachdrückliche Hetze gegen die dunkeln Pläne der deutschen Regierung auf wirtschaftlichem und politischem Gebiet in allen Teilen der Erde sprachen, sagte dieser mit komischer Verzweiflung: „Wenn es doch wenigstens wahr wäre und man zu Hause aus diesen Angriffen lernen würde, wie es die Engländer im gleichen Fall selbst machen würden, die uns doch nur hinter dem Busch suchen, hinter dem sie selbst zu sitzen pflegen. Aber es besteht ja bei uns an den maßgebenden Stellen der heimischen Behörden für all solche Sachen nicht das mindeste Interesse, und kommen wir einmal mit solchen Vorschlägen, dann heißt es: ‚Lassen Sie uns doch nur um Gottes willen mit solchen Dingen ungeschoren.'"

Aehnliche Betrachtungen wie hinsichtlich der Behandlungsweise, die den modernen wirtschaftlichen Problemen des Außenverkehrs amtlich zuteil wird, ergibt die nunmehr abgeschlossene Kartellenquete. Ein Vergleich dieser mit den neueren amerikanischen Untersuchungen der Industrial Commission, ferner den Berichten des Commissioner of Labor über den Kohlenstreik, des neuen Handelsamts über die Petroleumindustrie, die Fleischindustrie, die Enquetekommission über das Eisenbahnwesen u. dergl. wird nicht zugunsten der deutschen Methode ausfallen.

Und dies alles und manche andern Momente, die sich nach außen und im Innern aufzählen lassen, trotz unzweifelhaft besten Strebens der einzelnen Beamten, deren Mehrzahl sicher etwas leisten und vorwärts kommen möchte, denen es an Fleiß und Vaterlandsliebe sicher nicht fehlt und von denen gerade die besten es selbst vielleicht am schmerzlichsten empfinden, daß sie das Wollen haben, aber das Vollbringen häufig schwach bleiben muß!

Es ist wichtig, im Zusammenhang hiermit an ein Wort Miquels zu denken, der hinsichtlich sozialreformatorischer Fortschritte bemerkte, daß sie in ihrem Tempo und ihrer Wirksamkeit begrenzt seien durch die Ausbildung des anerzogenen römischrechtlichen Denkens und das Verwaltungskönnen unsrer derzeitigen Beamtenschaft; aber ferner auch an dieses in der Steuerpolitik so ausgezeichneten Ministers Verhalten in der fiskalischen Bodenpolitik, wo er eine weitausschauende Grunderwerbspolitik durch den Staat für zukünftig sicheren Bedarf um gewisser Augenblicksresultate willen verwarf und dadurch, daß er von seinem Departement aus keinen großen geschäftsmännischen Zug in fiskalische Unternehmungen hineinbrachte, unsre Gegenwart und Zukunft mit einem Mehraufwand von vielen Millionen belastete.

III

Mehr als ein Menschenalter hat man, speziell im Reichsdienst, so viel damit zu tun gehabt, einen erweiterten Beamtenorganismus zu schaffen, daß man über das Prinzipielle dabei vielfach überhaupt nicht nachgedacht hat, sondern froh gewesen sein dürfte, daß es gelang, aus dem Bestehenden heraus die nötigen

neuen Kräfte heranzuziehen. Eine Folge des großen quantitativen Bedarfs, der qualitativ hinsichtlich Herkunft und Leistungen die Erfüllung bestimmter feststehender Minimalanforderungen aufstellte, ist es vielleicht für einzelne Bundesstaaten, vor allem Preußen, gewesen, daß man eine materielle Umgestaltung und Anpassung des Beamtenpersonals an die neuen Erfordernisse erst jetzt als Notwendigkeit zu erkennen beginnt. Daher neuerdings die Versuche einer Reform des Vorbereitungswesens, Einführung von Fortbildungskursen verschiedener Art, Aenderung der Ausbildungs- und Prüfungsvorschriften. Doch handelt es sich hierbei bisher wesentlich um tastende Versuche. Die Frage, wie sich in Zukunft unser Verwaltungsorganismus den Bedürfnissen des Staatslebens im weitesten Sinn, d. h. den Erfordernissen der Staatszwecke und der Privatzwecke, auf etwas veränderter Grundlage wieder anzupassen habe, ist eine mehrteilige und komplizierte. Und es scheint von einem richtigen Verständnis zu sprechen, wenn man nicht ohne weiteres für längere Zeit endgültige Beschlüsse hinsichtlich des Fortbildungs- und Prüfungswesens faßt, sowie ferner, daß man nicht gleich bei der Schaffung ergänzender Vor- und Fortbildungseinrichtungen den festen Rahmen einer „Verwaltungsakademie“ wählt, sondern in den Vereinigungen für staatswissenschaftliche Fortbildung in Berlin und Köln, der Gesellschaft für wirtschaftliche Ausbildung in Frankfurt mit ihrem Herübergreifen nach Dresden, der Ausbildung des Bildungs- und Fortbildungswesens in Hamburg und Posen u. s. w. schrittweise Versuche unternimmt.

Das allerdings können wir als feststehend ansehen, das Vorbildungswesen muß in Zukunft umgestaltet werden. Der Regierungsreferendar und Regierungsassessor, wie er sich im letzten Menschenalter als Alleinbeherrscher der Situation und als Halbgott fühlte, mit der auf seiner Stellung als Korpsstudent und Reserveoffizier und als Glied der privilegierten Beamtenklasse beruhenden überlegenen Größe, die mehr oder weniger mit den unumgänglichen juristischen Kenntnissen verbrämt war, ist nur in bedingtem Umfang der geeignete Träger vieler zukünftiger Regierungsleistungen. Man braucht nicht auf die Wirkungen von angeblich Ende der achtziger und Anfang der neunziger Jahre niedergelegten Grundsätzen für die preußische Beamtenanstellung hinzuweisen, sondern viel bedeutsamer ist die Tatsache, daß, wenn man von einem hervorragend tüchtigen preußischen oder Reichsbeamten in höheren oder mittleren Jahren hört, auf ihn mit den Worten hingewiesen wird: „es ist ein Beamter nach der alten Schule“, um zu zeigen, was nach dieser Richtung hin die Probleme des Milieus im neuen Reich sind. Diese Beamten der älteren Schule sind aber nicht aus einer andern Schicht entsprossen als die neueren, sie entstammten großenteils genau denselben Kreisen wie bestimmte jüngere Beamtengruppen, Grundbesitz, Militär-, Beamten-, Lehrer- und Geistlichenfamilien, studierten Klassen, und daneben war gerade in der preußischen Beamtenhierarchie stets Gelegenheit zum Aufsteigen für die Söhne andrer Stände oder Berufsgruppen geboten.

Das, was innerhalb der numerisch vergrößerten Beamtenschaft das Bedenk-

liche geworden ist, scheint einmal die Verschärfung des inneren Kastengeistes, den der Kenner der Provinzen deutlich vor Augen sieht, wenn er zum Beispiel beobachtet, wie sich in kleineren Zentren die Scheidung zwischen Regierungsbeamten und richterlichen Beamten und Offizieren und sonstigen Menschen nach Stammtischen dokumentiert; sodann die eigenartige Anschauungsweise, die sich zu einem ganz besonderen Esprit du Corps herausdestilliert und den einzelnen, der nicht auf ganz bestimmte parteipolitische, soziale, administrative und sonstige Anschauungen geeicht ist, als Außenseiter über die Achsel ansieht. Hier dürfte eine Wechselwirkung zwischen ganz bestimmten Klassen- und Gruppenanschauungen, den gesellschaftlichen Tendenzen gewisser Schichten und dem Bildungsgrad zu konstatieren sein, der durch die vier Stadien des Einjährigen-, Abiturienten-, Referendar- und Assessorexamens, durch die Einreihung in ganz bestimmte Studenten- und sonstige Verbindungen u. s. w. den Ideenkreis des Entwicklungsalters allzu früh in die allseitig abgeschlossenen Bahnen des Assessorismus hineingedrängt hat. Der „Gardereferendar" beim Gericht und bei den Provinzialregierungen, dessen Kenntnisse aus den letzten zwei Semestern beim Einpauker stammen, dessen Anschauungskreis auch nach dem Assessorexamen sich nicht erheblich erweitert, der höhere Verwaltungsbeamte in gewissen mittleren Stellungen, der den einfachsten volkswirtschaftlichen Angelegenheiten seines Bereichs mit einer gewissen mißtrauischen Nichtachtung gegenübersteht, da er selbst die im Testierbuch nachgewiesenen Vorlesungen über Nationalökonomie niemals wirklich gehört hat, der Attaché im Auslande, der zwar die hübschen Damen, guten Pferde und besseren Familien kennt, aber nicht das leiseste Interesse dafür hat, welche wirtschaftlichen Verkehrsbeziehungen zwischen diesem Lande und seinem Lande bestehen oder welches die inner- und wirtschaftspolitische Lage des Landes ist, zumal nach dieser Richtung an seine Vorbildung gar keine oder nur mangelhafte Anforderungen gestellt sind: sie sind alle Produkte von gleichem Holz.

Natürlich aber sind dies nicht die alleinigen Typen, die unsre Zeit erzeugt hat, sondern nur ein gewisser unterer Durchschnitt, hervorgegangen aus jenen Minimalanforderungen an die Vorbildung, an die Herkunft, die Familie, das Benehmen und die Gesinnung u. s. w. Für einen tüchtigen Menschen, das zeigen zahllose Beispiele, sind die Minimalanforderungen, die er zu erfüllen hat, immer nur mehr oder weniger Dekoration; und es wird nur einer Betonung der Notwendigkeit eines andern Geistes, einer andern Betätigung bedürfen, um einen großen Teil des vorhandenen ausgezeichneten Materials in wenigen Jahren zu Leistungen in neuer Richtung anzuspornen. Ich meine: wird auch die Heranziehung neuer Elemente nötig sein, die heutigestags vorhandenen werden in der Richtung neuer Erfordernisse gleichfalls ebenso Gutes leisten wie der alte Verwaltungsstamm, wenn ihnen nur erst einmal wieder die richtigen modernen Bahnen gewiesen sind. Diese allerdings werden sich, was die Verwaltungstechnik angeht, nicht ausschließlich in der bisherigen Richtung bewegen dürfen. Hinsichtlich des Personellen handelt es sich nicht so sehr um neue Menschen, sondern

um eine gewisse Ausgestaltung des Milieus für die bisherigen und daneben um einigen Zuwachs.

Hier wird man auch an eine Erweiterung der Wechselwirkung bestimmter Kenntnisse zu denken haben. Daß die juristische Grundlage für fast jeden nötig ist, der im Verwaltungsleben eine Rolle spielen soll, wird am stärksten derjenige empfinden, der sich schwierigen Verwaltungsproblemen ohne eine solche einmal gegenüber befunden hat. Daß aber ein bestimmter juristischer Bildungsgang, abgeschlossen durch die heutigen Assessorexamina, nicht mehr die alleinige Grundlage für die Zukunft bilden kann, das steht ebenso sicher fest. Die Aufgaben sind daher ebensowohl darin zu suchen, daß man den juristisch vorgebildeten Beamtenkreisen volkswirtschaftliche, kaufmännische, wirtschaftsgeographische — wenn ich dieses vielfach mißbrauchte Wort hier verwenden soll — und technische Kenntnisse mit beibringt, als daß man aus den Kreisen praktischer Volkswirte und Techniker solche als Ergänzung des Beamtenkörpers heranzieht, die sich die nötigen rechtlichen und verwaltungstechnischen Kenntnisse nebenbei erworben haben oder zu erwerben imstande sind. Hier genügt es natürlich nicht, daß ein Jurist des normalen bisherigen Typs noch hinterher ein halbes Jahr lang Fortbildungskurse besucht und Exkursionen mitmacht, einen Urlaub zu „Studienreisen“ daheim und im Auslande nimmt, auf kurze Zeit als Volontär bei Banken, großen Industrieunternehmungen oder Handwerkskammern eintritt, eine Zeit, bei der dann noch ein Teil durch die Erfüllung gesellschaftlicher Pflichten oder Genuß des Lebens an einem Zentralpunkt konsumiert wird; es müssen auch gewisse Anforderungen gestellt, Leistungen verlangt werden, die nachweisen sollen, daß er die Fortbildungszeit mit Erfolg benutzt hat. Ebenso wird es nicht genügen, wenn ein Techniker oder Kaufmann sich etwa in einem Repetitorium ein gewisses Quantum juristischer Kenntnisse einpauken läßt. Ausgestaltung des wirtschaftsrechtlichen Lehrwesens der technischen Hochschulen und Heranziehung der Leistungen von Handelshochschulen wird hier das entsprechende bieten können, ohne daß man wiederum allzu früh und rasch generelle Examensgrundsätze festlegt.

Es ist mir immer bei unsrer Entwicklung als das bedenklichste erschienen, daß man für die Laufbahn zwei Erfordernisse stellt: 1. Durchmachen eines ganz bestimmt vorgeschriebenen Curriculums und 2. Ablegung in ihren formellen Anforderungen ganz genau definierter Examina; — wo doch entschieden ein oder das andre genügte. Wer unter Leitung eines zuverlässigen Lehrkörpers mit häufiger wiederholtem Nachweis des Könnens ein einigermaßen scharf umgrenztes Curriculum durchgemacht hat, der braucht nicht in der Weise dem Rigorosum scharfer mündlicher und schriftlicher Prüfungen unterworfen zu werden, wie sie sich bei uns entwickelt haben, wo tatsächlich nicht selten, wie jeder Kenner bestätigen können wird, ein Fleißiger und Wohlvorbereiteter durchfällt und ein viel weniger Fleißiger und Vorbereiteter mit Glück passiert. Wer anderseits bereit ist, sich einer rigorosen Prüfung zu entziehen, die dann aber noch erheblich weiter ausgestaltet sein müßte, etwa nach den Vorschriften, wie man sie in Eng-

land für Indien und in Amerika für den Zivildienst allmählich entwickelt, der mag sich vorgebildet haben wie er will, beweist er seine Befähigung, einen gewissen Standard der Anforderungen in theoretischer und praktischer Prüfung zu erfüllen, so kann es nur von Vorteil sein, wenn er nicht nach einem bestimmten Schema erzogen und damit bereits allzu früh mit Scheuklappen gegen alles andre versehen ist. Das Doppelerfordernis dagegen führt leicht zur Versteinerung.

Zweitens ist es unleugbar, daß sich unter den Beamten der sogenannten mittleren (subalternen) Laufbahn, speziell bei Betriebsverwaltungen, Leute mit viel nützlicheren Kenntnissen befinden, als sie bei manchen juristisch geschulten Oberbeamten angetroffen werden. Oder man kann wohl überhaupt sagen, daß die mittlere Laufbahn, einige Jahre durchgemacht, den Referendar oder Regierungstechniker besser vorbilden würde für manche Verwaltungszweige als die heutige Methode.

Und hieran knüpft eine dritte Reihe von Betrachtungen an. Wir haben heute zahlreiche Persönlichkeiten mit öffentlichen oder halböffentlichen Funktionen oder mit Funktionen, die für die Oeffentlichkeit von großer Wichtigkeit sind, in ganz oder halb beamteten oder privaten Stellungen, die ihrem Wesen nach bestimmte Beziehungen zum bisherigen Verwaltungsorganismus haben, welche noch nicht völlig geklärt sind; das sind die zahlreichen Angestellten öffentlicher oder halböffentlicher Interessenvertretungen, von Handelskammern, Landwirtschaftskammern, Gewerbe- und Handwerkerkammern, von wirtschaftlichen Verbänden verschiedener Art, die sich gruppieren zwischen die Arbeitgeberverbände und den Zentralverband deutscher Industrieller einerseits, Arbeitersekretäre und Gewerkvereinssekretäre anderseits, ferner die Geschäftsführer jener Korporationen, die allmählich im öffentlichen Leben ein andres Gesicht gewinnen, der Kartelle, sodann Syndici u. s. w. der ganz großen Unternehmungen und schließlich auch Vertreter der großen Preßorgane, die im öffentlichen Leben eine bedeutende Rolle spielen. Sie alle sind ihrer Stellung und Vorbildung nach dem Beamtenstande verwandt oder sollten es sein. Gerade das Aufkommen dieser Gruppen, deren Gesamtzahl heute bereits in Deutschland mit 1500 eher zu niedrig als zu hoch berechnet wird, zeigt deutlich, nach welchen Richtungen hin gewisse Tendenzen sich ausbauen müssen. Es sind Leute, für deren Bildungsgang im Gegensatz zur eigentlichen Beamtenschaft bisher glücklicherweise keine Vorschriften existierten. Bald Juristen, bald Volkswirte, bald Techniker, bald auch bisherige Beamte, bald aus dem praktischen Leben und aus der Arbeit hervorgegangen, haben sie durch individuelle Befähigung diesen oder jenen Posten erreicht oder sogar neu ausgestaltet. Und bei ihnen findet sich nicht selten eine große Summe von Fachkenntnissen, die man den öffentlichen Verwaltungsstellen wünschte und auf welche diese häufig zurückgreifen müssen. Es kann keinem Zweifel unterliegen, daß ein erfolgreicher Handelskammersekretär, der Sekretär eines großen wirtschaftlichen Verbandes besser für den Posten eines Konsuls oder Generalkonsuls im Auslande oder eines Gesandten an einem Handelsemporium vorgeschult ist als ein Referendar oder Assessor, der einige Zeit im Auswärtigen Amt Akten mit „Präze-

denzen“ und „Similia“ gelesen hat. Ein geschickter Gewerbe- oder Handwerkskammersekretär wird bisweilen einen besseren Referenten bei einer Regierung oder einem Ministerium für Gewerbe- oder Handwerksfragen abgeben können als ein im normalen Gang aufgerückter Geheimrat. Schließlich werden Persönlichkeiten, die sich in Industrie-, Bank- oder Handelskreisen als Leiter bewährt haben, sicher auch imstande sein, große Regierungsunternehmungen und -betriebe, bisweilen auch Zentralbehörden mit voller Verwaltungskenntnis, dabei aber unter Hinzufügung mancher neuer aus dem Erwerbsleben abgeleiteter Gesichtspunkte zu leiten.

Sehen wir auf der einen Seite ständig eine Anzahl von Regierungsbeamten durch hohe Anerbietungen zum Erwerbsleben hinübergezogen und hier sich mehr oder weniger gut bewähren, so dürfte es von großem Nutzen werden können, wenn die umgekehrte Bewegung gleichfalls etwas nachdrücklicher einsetzt. — Schon der Umstand, daß hier Möglichkeiten vorliegen, dürfte jedem Beamten ein Sporn sein, sich gleichfalls noch intensiver zu betätigen, und die Kreise der gedachten halbbeamteten Angestellten von Interessenverbänden dürften gleichfalls den großen Vorteil haben, daß sich ihnen mit Aussicht auf Beförderung im Staatsdienst die besten Elemente zuwenden.

In dieser Richtung, der Entwicklung einer intensiveren Wechselwirkung zwischen verschiedenen Berufsklassen und dem Staatsdienst, liegt, glaube ich, eine der wirksamsten Verbesserungen unsrer Beamtenvorbildung — neben der Ausgestaltung von Anstalten und sonstigen Einrichtungen, mittels derer die theoretischen und praktischen Kenntnisse erweitert werden können. Es ist gar nicht so sehr viel, was hinzuzulernen ist — non multa, sed multum. Und wenn wir aus den Acta Borussiae sehen, mit welchem eindringenden Detailinteresse zur Zeit Friedrichs des Großen der König und seine hervorragendsten Ratgeber sich mit allen Seiten des Wirtschaftslebens im preußischen Staat bekannt zu machen suchten, so werden wir zu dem Schluß kommen, daß mit den sogenannten neuen Anforderungen in Wirklichkeit nichts Neues verlangt wird, sondern daß nur an die besten Traditionen preußischer Staatskunst angeknüpft wird. Naturgemäß mußte die Beamtenschaft des Merkantilismus eine große Menge von Kenntnissen besitzen, die hinterher in der Zeit eines öden Wirtschafts- und Verwaltungsdogmatismus hintangesetzt und vom Standpunkte gewisser Gesellschaftsprinzipien als minder beachtenswert dargestellt wurden.

Die neu aufsteigende Schicht der halböffentlichen Verbandsbeamtenschaft, die in dem Deutschen Volkswirtschaftlichen Verband seit einigen Jahren zur Wahrnehmung gewisser gemeinsamer Interessen sich teilweise zusammengeschlossen hat, hat in richtiger Erkenntnis der Wichtigkeit der vorliegenden Probleme eine Erhebung vorgenommen, deren Leitung und Bearbeitung ich übernommen habe: in welcher Weise bisher die Vorbildung der seinem Kreise angehörenden Beamtenschaft vor sich gegangen und wie sie zweckmäßig für die Zukunft weiter auszugestalten ist. Die hierbei sich ergebende Kenntnis, wie groß die Mannigfaltigkeit der bisherigen Werdegänge ist und wie gerade mancher der Tüchtigsten aus ursprünglich ganz anderm Milieu sich in seine Stellung hinein-

entwickelt hat, anderseits aber, wie auch die Anschauungen über gewisse notwendige Vorkenntnisse ganz allgemein geteilt werden, ist eins der wichtigsten Ergebnisse. Dehnt man sinngemäß die Erwägungen auf die weiteren Kreise der eigentlichen Beamtenschaft aus, so wird sich ergeben, daß eine Erweiterung des Rekrutierungsgebiets und teilweise Aenderung der Grundsätze hinsichtlich der Vorbildungserfordernisse nicht etwa eine Erschütterung des wohlgefügten Baues unsrer großen Beamtenhierarchie bedeuten wird, sondern eine sachgemäße und notwendige Erweiterung des alten Baues, die zugleich gefährliche Risse und Fugen, welche die Zeit an ihm hat klaffen machen, zweckdienlich ausfüllt.

Unveröffentlichte Briefe Giuseppe Verdis und seiner Gattin Giuseppina Strepponi-Verdi an die Gräfin Maffei

Mitgeteilt von

Alessandro Luzio (Mantua)

(Fortsetzung)

S. Agata, den 1. Juli 1876.

Liebe Clarina!

Endlich bin ich in Italien, nicht müde von Aufregungen (wie Sie sagen), aber einigermaßen von Mühen und Aerger, die von allen Seiten kamen. Auch das ist vorbei, reden wir nicht mehr davon.

Was ich zu tun gedenke? Es ist eine Pflicht, wieder zu schreiben!! sagen Sie? O nein, ich gedenke wirklich nichts zu tun. Was würde es anderseits frommen? Es wäre etwas Unnützes; und ich ziehe das Nichts dem Unnützen vor. Ich will gar keinen Plan machen; aber sagen Sie mir, zu was sind alle Mühen, die ich mir in diesen letzten Jahren gemacht habe, nütze gewesen? Ich hatte mir (anmaßenderweise!) in den Kopf gesetzt, unsre Theater zu heben und wenigstens zu zeigen, wie Opern aufgeführt werden sollten. Ich fing in Mailand mit der „Macht des Verhängnisses“ an. Es waren damals in diesem Theater sehr schlechte Chöre, ein armseliges Orchester und eine mise en scène ohne Sinn und Verstand. Ich brachte die Dinge ein wenig in Ordnung, und die „Macht des Verhängnisses“ wurde einigermaßen gut gegeben. Das Jahr darauf setzte ich für „Aïda“ Verbesserungen der Chöre und des Orchesters durch, und „Aïda“ (obwohl mir ihretwegen in musikalischer Hinsicht Vorwürfe gemacht wurden, als ob ich ein Verbrechen begangen hätte, und mir schließlich sogar vorgehalten wurde, daß ich nicht verstanden habe, für die Sänger zu schreiben, und Filippi mir gnädigst zu verstehen gab, daß ich das System,

die Proben abzuhalten, ändern müßte). — „Aida“, wie gesagt, brachte das Theater in die Höhe und trug der Gesellschaft eine hohe Summe ein.

Was ist dann geschehen? Seit zwei Jahren, während deren sie eine ausgezeichnete Sängertruppe hatten, haben sie elende Stücke gegeben und die Gesellschaft hat viele tausend Lire verloren. Giulio (Ricordi) würde sagen: nein; dennoch ist es so.

Ebenso war in Paris das Italienische Theater dermaßen in Mißkredit gekommen, daß allgemein die Ansicht herrschte, daß es nicht mehr ginge. Doch nein: in Paris ist ein Publikum, das dieses Theater liebt, in das es sofort geht, sobald dort etwas Passendes gegeben wird. Als Beweis dafür mag diese „Aïda“ dienen, die das Theater sechsundzwanzig Abende lang gefüllt hat, trotz der schon etwas vorgerückten Jahreszeit. Und dabei ließ die Aufführung im Zusammenwirken der Chöre und in vielen Teilen der mise en scène zu wünschen übrig; trotzdem wird die Gesellschaft vielleicht an die hunderttausend Franken verdient haben.

Glauben Sie, daß das Beispiel etwas nutzen wird? Nein: es wird gehen wie in Mailand, und nächstes Jahr, wenn die Gesellschaft nicht innehält auf der pente, auf die sie sich begibt, wird sie 200000 Franken verlieren. Also, was nutzt das Schreiben?

Uebrigens kann ich es ja, wenn ich will, zu meinem Vergnügen und in meinem Hause tun, aber mit dem Publikum und den Impresarios ... Reden wir von etwas anderm. Sagen Sie mir lieber, was Sie tun und was Sie tun werden und wann Sie aufs Land gehen.

Sie können sich gewiß vorstellen, daß ich glücklich bin, Giulio Carcano und Ihren andern Freund, den ich bei Ihnen kennen lernte, zu Kollegen zu haben. Nur weiß ich nicht, wann ich sie dort werde sehen können, weil ich ein gewisser armer Senator bin, der ich vielleicht besser nicht wäre!

Es scheint, daß die Stolz wirklich ihre Laufbahn aufgeben will; wenigstens würde die Ablehnung glänzender Engagements, wie nach Petersburg, Kairo u. s. w., darauf hinweisen. Im übrigen könnten Sie sie darüber befragen, da sie gegenwärtig in Mailand sein muß und Sie gewiß aufsuchen wird. Die Waldmann wird sich nach dem Sommer verheiraten und der Bühne Lebewohl sagen.

Wissen Sie was? Ich hatte die Absicht, nach Mailand zu kommen; aber jetzt werde ich nicht hinkommen: vielleicht später.

Adieu, meine liebe Clarina. Ich habe Sie lange belästigt. Es ist eine Sünde, die ich nicht oft begehe. Verzeihen Sie sie mir für dieses Mal; ich werde nicht wieder in sie verfallen.

*

S. Agata, den 14. Oktober 1876.

... Wissen Sie schon? Ich bin wirklich im Jahre 1813 geboren und bin vor einigen Tagen dreiundsechzig Jahre alt geworden. Meine Mutter hatte mir immer gesagt, daß ich 1814 geboren sei, und ich habe es natürlich geglaubt und habe alle, die mich nach meinem Alter fragten, angeführt; aber vor einigen

Monaten ließ ich mir meinen Geburtsschein ausstellen, aus dem ich, obwohl er lateinisch abgefaßt ist, habe entnehmen können, daß ich am 9. Oktober dieses selben Jahres dreiundsechzig Jahre alt geworden bin.

Die Stolz ist fortgegangen, vielmehr sie wird seit einigen Tagen in Petersburg sein: 140 000 Franken in Gold, bei wenig Anstrengung, befriedigter Eigenliebe u. s. w. u. s. w., konnte sie nicht ablehnen. Ich weiß nicht, ob sie darauf eingegangen ist, in der Scala im „Don Carlos" zu singen ... Auf jeden Fall werde ich niemals nach Mailand kommen, um diese Oper in Szene zu setzen, obwohl sie stets nicht nur schlecht aufgeführt, sondern, was noch schlimmer ist, schlecht aufgefaßt worden ist.

Was aus dem artesischen Brunnen geworden ist?[1]) O, ein großartiges Fiasko! In einer Tiefe von 120 Metern fanden sich immer noch Alluvialschichten und Baumrinden. Darauf ein fester Entschluß und — fertig. Es ist ein unrentables Geschäft gewesen, aber ich habe in diesem Jahre verschiedene solche Geschäfte gemacht und viel bedeutendere.

Sie wollen auch etwas von der diesjährigen Ernte wissen? Sie ist recht dürftig: ungefähr die Hälfte von dem, was sie sein sollte.

Die Bauern sind immer dickköpfig und werden es noch wer weiß wie lange sein, solange sich nicht ein Weg findet, ihnen ein wenig Belehrung zu geben und ihre Lage zu verbessern ...

*

S. Agata, den 20. Oktober 1876.

... Ich habe in Genua: „Color del tempo"[2]) gesehen. Es weist große Vorzüge auf, vor allem eine flotte Mache, die eine französische Besonderheit ist; aber es hat im Grunde wenig Gehalt.

Das Wahre kopieren kann etwas Gutes sein, aber das Wahre erfinden ist besser, viel besser.

Es scheint ein Widerspruch in diesen drei Worten: „Das Wahre erfinden" zu sein; aber fragen Sie den „Papa"[3]) darüber. Es kann sein, daß er, der „Papa", irgendeinen Falstaff getroffen hat, aber schwerlich wird er einen so niederträchtigen Bösewicht gefunden haben wie Jago, und nie und nimmermehr Engel wie Cordelia, Imogen, Desdemona u. s. w. u. s. w. Und doch sind sie so wahr!

Das Wahre kopieren ist eine schöne Sache, aber es ist Photographie, nicht Malerei.

Wie viel unnützes Geschwätz! Wir reisen heute ab. Glückliche Reise, werden Sie sagen. Ich hoffe es. Behalten Sie mich lieb und leben Sie wohl.

*

---

[1]) Für sein Landhaus in S. Agata. Verdi selbst leitete die Grabungen.
[2]) Lustspiel von Achille Torelli.
[3]) Shakespeare.

Genua, den 24. Dezember 1876.

... Ich habe einen Augenblick den Gedanken gehabt, für einige Zeit nach Rom zu gehen, aber ich müßte einige Male in den Senat gehen.

Nein, ich gehe nicht gerne hin. Unsre Angelegenheiten können nach meiner Ansicht (ich hoffe mich zu täuschen) von einem Augenblick zum andern eine so unglückliche Wendung nehmen, daß ich sie nicht aus der Nähe zu betrachten wünsche ...

*

Köln, den 22. Mai 1877.

Ich sagte Ihnen in Mailand, daß ich Ihnen schreiben werde, und ich schreibe Ihnen. Aber soll ich Ihnen alles sagen? Es wird Ihnen vielleicht wenig bescheiden vorkommen, aber schließlich kann ich nicht umhin, Ihnen zu sagen, daß ich gut aufgenommen worden bin und der Empfang alles übertroffen hat, was ich erwartete.

Stellen Sie sich das musikalische Durcheinander in diesen Tagen der „festivals" vor: Töne, Gesang überall, Orchester, Kapellen, Quartette, Serenaden, Matinees und dann Einladungen zu Mittag- und Abendessen. Vor allem Abendessen, weil hier jede Vorstellung, mag auch die Welt einstürzen, um 10 Uhr abends zu Ende sein muß, damit man dann in die „Restauration" gehen kann, wo niemals eine Flasche Wasser zu finden ist, sondern Bier, Bordeaux, Rheinwein, Champagner und vielerlei zu essen.

Gestern nach dem Konzert, welches das letzte war, lud uns die Festgesellschaft zum Abendessen ins Kasino ein. Wir waren vielleicht mehr als fünfhundert. Wein und Toaste; und gegen den Schluß zu bekam jeder ein gedrucktes Lied, und auf eine ihrer Melodien begannen alle, Männer und Frauen, zu singen. Es war sonderbar!

Später wurde ein andres Lied verteilt, in italienischer Sprache gedruckt mit den nettesten Schnitzern der Welt, und alle begannen von neuem zu singen. Es waren für mich verfaßte Lieder. Schließlich hielt Hiller einen Speech auf französisch zu Ehren Italiens und Deutschlands, worin er den Wunsch aussprach, daß sie, wie sie jetzt in der Kunst vereint seien, immer als Nationen vereint bleiben mögen u. s. w. u. s. w. Dann kam ein entsetzliches und in diesem Augenblick aufrichtiges Hurra ... Möge es jetzt und immer so sein, denn ich wünsche es von ganzem Herzen, wie Sie wohl wissen.

Was die Konzerte betrifft, so nahmen sie einen großartigen Verlauf und die Musik wurde gut aufgenommen. Ausgezeichnete Aufführung in bezug auf Chöre und Orchester.

Die Mitglieder der Festgesellschaft haben mir ein prachtvolles riesengroßes Album mit Ansichten vom Rhein geschenkt: auf dem ersten Bild ist das Innere eines Tempels zu sehen — Requiem; auf der einen Seite die letzte Szene aus „Aïda"; auf der andern vier Musikanten — das Quartett. Auch das Quartett, das in Mailand mit so großer Herablassung beurteilt wurde, läßt man hier gelten, und es wird oft aufgeführt. Ich habe es selbst hier sehr, sehr gut gehört.

Sie haben mir auch einen Dirigentenstab aus Elfenbein und Silber mit dem Buchstaben V in kleinen Diamanten und mit einer Inschrift „von den Damen des Chors“ geschenkt. Ferner einen sehr hübschen Kranz aus Silber und Gold: auf jedem Blatt steht ein Name von den Kölner Damen, die ihn überreicht haben.

Nun genug. Heute wird im Garten eine Réunion mit sechs Musikkapellen stattfinden, und dann Adieu.

Uebermorgen werden wir abreisen und eine Reise nach Holland machen und von da nach Antwerpen, Brüssel und Paris, wo wir uns acht bis zehn Tage aufhalten werden, um (staunen Sie!) auszuruhen. So ist es . . .

*

S. Agata, den 1. Juli 1877.

Da bin ich wieder in S. Agata seit acht oder zehn Tagen, gesund und wohlbehalten, ohne von dem Gedanken verfolgt zu werden, der mich in Holland nicht losließ, nämlich daß ich von einem Augenblick zum andern in einen Frosch verwandelt werden würde. Ein schönes Land, Holland, in dem Buche von De Amicis: weniger schön in Wirklichkeit. Wie viel Wasser, beste Clarina, wie viel Wasser . . .! und kein Glas gutes zum Trinken!! O gewiß, es gibt dort höchst bemerkenswerte Dinge: wundervolle Gemälde in häßlichen Räumen, schöne botanische Gärten, schöne Parke in fast allen Städten, einen zoologischen Garten in Amsterdam, der schönste von allen nächst dem von London; aber erbärmliche Denkmäler, Häuser, die aussehen, als trügen sie Trauerschmuck, übelriechende und schmutzige Kanäle; und die so sehr gerühmte holländische Reinlichkeit ist nur in den kleinen Städten wahr. Haarlem und Leiden äußerst sauber; Haag etwas weniger, Rotterdam noch weniger und Amsterdam im höchsten Grade schmutzig! Alles in allem ein einförmiges und trauriges Bild.

Auf der Reise durch Belgien habe ich mich zwei Tage in Antwerpen aufgehalten, das mir besser gefallen hat, als ich glaubte. Unter den Gemälden schöne und großartige Sachen! Schließlich sind wir nach zweiundzwanzig Tagen voll Aufregungen und Mühsal, und zwar großer, in Paris angekommen! Ah, Paris ist schön, zu schön, wenn man vorher andre Städte gesehen hat! Stellen Sie sich vor, vierzehn Tage in Paris, ohne irgend etwas zu tun zu haben! In den letzten drei Jahren war ich zu sehr beschäftigt und in Anspruch genommen, aber in diesen vierzehn Tagen habe ich es wirklich genossen wie vor vier Jahren, als ich hier beinahe vier Monate blieb, ohne an etwas zu denken, ohne etwas zu unternehmen, ausgenommen die großen Spaziergänge nach Villette, Belleville u. s. w. u. s. w., wobei ich auf dem Rückweg fast immer auf dem Nordbahnhof blieb! Ein wahres Vergnügen! . . . Ich bin jedoch zweimal in der Ausstellung gewesen! Ich habe „Cinq Mars“ gehört! Ich habe den „Roi de Lahore“ gehört! Ich habe „Dora“ gehört . . . Eine schöne Musik, die von Sardou![1])

[1]) „Cinq Mars“ von Gounod; der „Roi de Lahore“ von Massenet; „Dora“ von Sardou. Es ist sehr originell, wie Verdi es umgeht, sein — gewiß wenig günstiges — Urteil über die beiden erstgenannten Opern auszusprechen.

Sie haben also auch Ihr Fest gehabt? Und waren Sie zufrieden damit? Aber, arme Clarina, was für eine Aufregung und Mühe!

Ich danke Ihnen für den Artikel. Es ist der einzige Artikel, den ich über das Fest in Köln gelesen habe! In dem werden wenigstens die Dinge ein wenig würdig genommen, und man liest darin nicht den in beinahe allen italienischen Musikartikeln wiederkehrenden Satz: „Schöne Musik! Ich habe mich unterhalten!“ Unterhalten!! das ist ein Wort, das mir in meiner Jugend das Blut zu Kopf steigen ließ und mich in die höchste Wut versetzte! Jetzt nehme ich die Dinge von der ernsten Seite und sage meinerseits: „Unterhaltet euch nur: es unterhält mich auch, eure Heiterkeit zu sehen ...“ Und somit allgemeine Unterhaltung!!

Peppina hat die Anstrengungen von Köln und der sehr eiligen Reise nach Holland gut ausgehalten.

*

S. Agata, den 2. November 1877.

Meine liebe Clarina! Warum haben Sie mir damals nicht geschrieben? Ich kann Sie verstehen ... aber schließlich, entweder ist man gut Freund miteinander, oder man ist es nicht! ... Was bin ich dann? Sie haben unrecht gehabt, und wenn ich Ihnen nicht Dinge sage ... ernste Dinge, so ist es, weil ich Sie zu gern habe, unter der Bedingung jedoch (da haben Sie den Egoisten), daß Sie mich ebenso gern haben und daß Sie mich als einen wahren und aufrichtigen Freund betrachten. Um so besser, wenn der Schaden nicht schwer war,[1]) aber es ist immer schmerzlich, das Geld, das man jemand gegeben hat, zu dem man Vertrauen hatte, zu verlieren ... Was Tenca betrifft, so muß es sehr bitter gewesen sein, einen Teil des Ertrags seiner Mühen entschwinden zu sehen, den er in so würdiger Weise und mit so viel Geist erworben hatte; und ich kann mir denken, mit welch stolzer Kraft dieser vornehme Charakter das Unglück getragen haben wird. Ah, diese verwünschten Bankiers! Es ist freilich wahr, daß, wenn es nicht die Bankiers tun, die Freunde einen prellen! Macht nichts ... es ist vielleicht besser, von den ersteren als von den zweiten angeführt zu werden, wie es mir passiert ist, und zwar verschiedene Male!! ...

Nein, ich lüge nicht, aber später wird es aussehen, als ob ich eine Lüge gesagt habe.

Als ich darauf verzichtete, Mitglied der Kommission für die Pariser Ausstellung zu werden, schrieb ich einfach, daß Privat- und Berufsangelegenheiten mich hinderten, anzunehmen. Man hat den Satz ein wenig erweitert und hat mich sagen lassen, daß ich, wenn ich annähme, meinen übernommenen Verpflichtungen nicht würde nachkommen können. Ich habe keine derartigen Verpflichtungen; und wenn es bekannt werden wird, dann ist die Lüge fix und fertig. So wissen Sie

[1]) Tenca, der intime Freund der Gräfin, wurde 1877 durch einen Bankier um seine ganzen Ersparnisse gebracht. Wahrscheinlich erlitt auch die Gräfin durch diesen Bankier Vermögensverluste, doch sollen diese nicht sehr beträchtlich gewesen sein. Verdi bedauert jedenfalls, daß die rücksichtsvolle Gräfin weder ihm davon geschrieben noch ihn als bewährten und bemittelten Freund um Hilfe angegangen habe.

auch, daß ich mich gar nicht mit Musik beschäftige und daß ich seit Köln nichts anderes getan habe, als den Beruf eines Maurermeisters auszuüben. Es ist ein Beruf wie ein andrer, der ermüdet, der selten unterhält und einen oft wütend werden läßt... Aber vorläufig arbeiten die armen Leute; sie brauchen es so nötig!...

Die Wohnung in Genua ist gemietet und jetzt wird darin gearbeitet. Peppina geht es gut, und sie läßt Ihnen tausend Grüße sagen. Alle im Hause, Große und Kleine, sind lustig wie die Fische! Mir geht es nicht schlecht, und ich drücke Ihnen von Herzen in größter Liebe beide Hände.

*

Genua, den 12. Februar 1878.

...Armer Papst![1]) Ich bin gewiß nicht für den Papst des „Syllabus", aber ich bin für den Papst der Amnestie und des „Benedite, gran Dio, l'Italia".[2]) Wäre er nicht gewesen, wer weiß, was wir jetzt wären! Man hat ihm vorgeworfen, daß er zurückgewichen sei, es an Mut habe fehlen lassen und nicht verstanden habe, das Schwert Julius' II. zu schwingen.

Zum Glück! Selbst angenommen, daß er im Jahre 1848 die Oesterreicher aus Italien hätte verjagen können, was hätten wir jetzt? Eine Regierung von Priestern, wahrscheinlich die Anarchie und die Zerstückelung! Besser so. Alles, was er Gutes und Schlechtes getan hat, ist dem Lande zum Nutzen ausgeschlagen; und im Grunde war er eine gute Natur und ein guter Italiener, besser als viele andre, die nichts als „Vaterland, Vaterland" schreien und...

Möge er also in Frieden ruhen, dieser arme Papst...

*

Genua, den 19. März 1878.

...Sie, wirklich Sie, raten mir zu schreiben? Aber sprechen wir im Ernst, aus welchem Grunde sollte ich schreiben? Was sollte ich damit bezwecken? Und was würde ich dabei gewinnen? Das Resultat würde sehr dürftig sein. Ich würde wieder zu hören bekommen, daß ich nicht verstanden habe zu schreiben und daß ich ein Nacheifrer Wagners geworden bin. Ein schöner Ruhm! Nach einer fast vierzigjährigen Laufbahn als Nachahmer enden!

Wissen Sie, daß ich in Monte Carlo gewesen bin? Ich habe gespielt und habe verloren. Ich habe verloren, weil ich habe verlieren wollen, um mir dieses abscheuliche Ding, das sich Spiel nennt, immer mehr zu verekeln. Ich habe jedoch sehr wenig verloren: ich fünfzehn Napoleondor, Peppina fünf. Die Gegend bezaubernd, dem Anblick und dem Klima nach...

P. S. Was sagen Sie zu unsern Herren?[3]) Kann es schlimmer kommen?

---

[1]) Pius IX., gest. 7. Febr. 1878.

[2]) Die berühmten Worte, mit denen Pius IX. am 10. Februar 1848 Gottes Segen über Italien herabrief.

[3]) Verdi war stets ein grimmiger Feind der aus der Linken hervorgegangenen Ministerien.

Im Ausland fing man seit zwei oder drei Jahren (mehr nicht) an, von uns ein wenig Gutes zu sagen; und jetzt nennen sie uns wieder ein Volk von Barbaren und Räubern. Und sie sagen es mit so großer Freude! Auch Cairoli wird scheitern. Ich halte ihn nicht für genügend befähigt für eine solche Aufgabe, und er wird seinen guten Ruf zerstören. Manche sagen: „Um so besser, dann wird die Rechte wiederkehren.“ Nein, es ist nicht gut; es ist immer eine Schande für alle.

*

S. Agata, den 19. Juni 1878.

Ich bin in Ihrer Schuld, und da ich bis jetzt die Gewohnheit beibehalten habe, Schulden zu bezahlen, so schreibe ich Ihnen einen Brief, ob einen langen oder kurzen, weiß ich nicht, aber schließlich doch einen Brief, nicht allein um die Schuld zu tilgen, sondern des Vergnügens wegen, mich mit Ihnen zu unterhalten.

Also heute ist der große Tag für das Orchester der Scala.[1]) Ich wünsche ihm zur Ehre unsers Landes den ganzen möglichen Erfolg, aber sicherlich ist das Wagnis groß. Sie haben hundert gegen eins gesetzt. Wenn sie Erfolg haben, gewinnen sie wenig; wenn sie keinen Erfolg haben, verlieren sie das bißchen guten Ruf und Prestige, das Ihr Scala-Theater von ferne verleiht. Kurz, die Gefahr ist groß, und es scheint mir, daß man nicht genug daran gedacht hat. Faccio schrieb mir und bat mich um meinen „väterlichen Rat“ (wie er sagt) über das Repertoir. Zwei Tage später sah ich in der „Gazzetta Musicale“ das Programm des ersten Konzertes angekündigt! A quoi bon mein väterlicher Rat? Es war ein Scherz, der mich beleidigt hätte, wenn er nicht von Faccio gekommen wäre. Schließlich wollen wir hoffen, daß das Feuer, die Begeisterung, die Faccio dem Orchester wird mitzuteilen wissen, wofern er nur nicht darüber hinausgeht, alles gutmacht. Sonst gibt es nichts, worauf ich hoffen könnte. Auf die „recettes“ kann man nicht rechnen und es wird ein schlechtes Geschäft werden.

Ich kann Ihnen nicht sagen, ob wir zur Ausstellung reisen werden oder nicht. Peppina will nichts davon wissen. Es ist das erstemal, daß eine Reise nach Paris sie nicht lockt! Aber wer weiß, später! ...

Ich kann Ihnen nichts von mir berichten. Ich lebe hier einsam, abseits von der menschlichen Gesellschaft, und ich weiß von nichts etwas. Sie werden mir sagen, daß niemand mich zwingt, ein so einförmiges Leben zu führen, und daß ich Mittel habe, es anders zu machen. Das ist sehr wahr: aber das Schlimme ist, daß ich mich nicht wohler fühlen würde, wenn ich es anders machte.

Erzählen Sie mir ein wenig, was unsre vortreffliche Frau Teresa[2]) macht. Es ist eine Ewigkeit, daß ich nichts von ihr gehört habe. Nach der „Messe“ in Bologna habe ich kein Wort mehr von ihr erhalten! Ich begreife sehr wohl, daß, wenn man in einer Hauptstadt lebt, eine prachtvolle Wohnung hat, Besuche

---

[1]) Dieses spielte in Paris unter der Leitung Faccios in den Konzerten im Trocadero.
[2]) Die Sängerin Stolz.

macht und empfängt, die Theater und Konzerte besucht, wie ich oft in den Zeitungen lese, man nicht mehr an den alten Meister denkt (die Waldmann schreibt mir dennoch oft genug). Grüßen Sie sie und zanken Sie sie auch ein wenig, und wenn sie Ihnen ein böses Gesicht macht, kümmern Sie sich nicht darum: das bedeutet, sie begreift, daß sie im Unrecht ist. Es könnte indessen sein, daß ich im Unrecht wäre und auf ihren letzten Brief nicht geantwortet hätte ... aber o weh! — wenn wir es damit genau nehmen, so bin ich verloren.

Also leben Sie wohl, meine liebe Clarina, behalten Sie mich immer lieb ...

*

S. Agata, den 22. Juni 1878.

Seit achtundvierzig Stunden wissen Sie das schon, was ich Ihnen sagen will. Zwei Telegramme und verschiedene Briefe aus Paris bestätigen den Erfolg des Scala-Orchesters. Die wenigen Unvollkommenheiten, die hervorgehoben werden, verdunkeln in keiner Weise den glänzenden Erfolg, und ich bin überglücklich, mich getäuscht zu haben. Auch ich hoffte, daß das Feuer und die Begeisterung alles gutmachen würden, aber ich glaubte an keinen so reinen Erfolg. Mir wird auch geschrieben, daß es ein succès d'argent sein wird. Ich habe mich doppelt geirrt. Sie sehen, was für ein großer „turluru" ich bin!

Adieu, meine liebe Clarina, Sie werden gewiß außer sich sein vor Vergnügen. Und dieses Mal haben Sie recht. Einen Händedruck ...

*

S. Agata, den 27. Oktober 1878.

... Sie können sich nicht vorstellen, wie unruhig, gereizt, wütend ich bin! Ich weiß den Grund dafür nicht, aber es ist so. Was für Zeiten! ... Wo werden wir enden? Ich fürchte mich nicht vor den Stürmen, aber die Steuerleute und die Rudermannschaft flößen mir Schrecken ein, wenn sie keine Kenntnisse, keine Sicherheit und keine Uebung haben ...

*

Genua, den 27. Dezember 1878.

Sie haben sehr recht, zu sagen: „Wie viele häßliche Ereignisse in diesem Jahre 1878!" [1]) Aber wer kann wissen, was das Jahr 79 in Vorbereitung hat!! Wer weiß, ob es nicht noch schlechter wird und uns dem vollständigen Ruin entgegenführt! Wie viel Unheil haben diese letzten drei oder vier Ministerien angerichtet; und mehr als alle, nach meiner Ansicht, dieses letzte, das vor ein paar Tagen gestürzt ist ... Aber sprechen wir nicht davon, denn es ist zu traurig! Und zu all diesem Unglück Elend überall, der Handel liegt danieder, Mißtrauen unter den Ehrlichen, Hoffnung unter den Schurken ... Also hurra! und laßt uns fröhlich bleiben! Und dieses Wetter?! Wir haben jetzt kein Eis (während der letzten Tage hatten wir Eis und Schnee), sondern beständigen Regen und eiskalten Wind ... Im übrigen weiß ich gar nichts, weil ich niemand sehe und nie aus

[1]) Das Attentat Passanantes auf König Humbert machte besonders einen schmerzlichen Eindruck auf Verdi.

dem Hause gehe. Ich lese Zeitungen und merkwürdigerweise viele, auch irgendein schlechtes Buch, denn wenn ich schlechten Humors bin, lese ich immer die miserabelsten Bücher, weil ich, wenn ich sie ordentlich gelesen und noch einmal gelesen habe, schließlich darüber lache. Adieu ...

*

Genua, den 21. Februar 1879.

Dank für das kleine Gedichtbuch des Professors Rizzi, das ich lesen und nachher Ihnen darüber schreiben werde. Dank auch für die Ausschnitte aus Zeitungen, die Sie mir geschickt haben; Zeitungen, die ich kenne, weil sie mir direkt von Mailand, ich weiß nicht von wem, zugesandt worden sind. Unter diesen Zeitungen war eine, die sehr böse Dinge sagte ... sie sprach von Intrigen, von Kamarilla u. s. w. u. s. w. Ob daran etwas Wahres ist, weiß ich nicht und will es auch nicht wissen; aber ich weiß, daß diese ganze Bewegung, dieser Lärm um eine Oper, alle diese Lobsprüche oder Schmeicheleien mich an die Vergangenheit zurückdenken lassen (man weiß ja, daß die alten Leute stets ihre Zeiten loben), als wir ohne Reklame, fast ohne jemand zu kennen, unser Gesicht dem Publikum zeigten und, wenn es uns Beifall klatschte, man „danke“ sagte oder auch nicht. Wenn es uns auspfiff, „auf Wiedersehen ein andres Mal“. Ich weiß nicht, ob das schöner war, aber es war sicherlich würdiger. Eine von diesen Zeitungen, die Corticelli mir dann zu lesen gab, hat mich tüchtig lachen gemacht. Diese Zeitung machte den Vorschlag, auf einer Gedenktafel, die an der Scala angebracht werden sollte, die Inschrift einmeißeln zu lassen: „Im Jahre 1879 kam ein fremder Meister hierher, dem zu Ehren große Feste veranstaltet wurden, und es wurde ihm ein Festmahl gegeben, dem Präfekt und Bürgermeister beiwohnten. Im Jahre 1872 kam ein gewisser Verdi in Person, um ‚Aïda‘ in Szene zu setzen, und es wurde ihm nicht einmal ein Glas Wasser angeboten.“

„Etwas andres als ein Glas Wasser,“ sagte ich da; es fehlte wenig, so hätten sie mich geprügelt! Nehmen Sie diesen Satz nicht buchstäblich, der nichts andres sagen will, als daß ich der „Aïda“ wegen mit allen Streitigkeiten hatte und daß alle mich grimmig anblickten wie ein wildes Tier. Ich beeile mich, Ihnen zu sagen, daß es meine Schuld war, ganz allein meine, denn, um die Wahrheit zu sagen, ich bin wirklich wenig liebenswürdig im Theater ... und auch außerhalb, und zwar weil ich das Unglück habe, nie das zu verstehen, was die andern verstehen; und eben weil ich das nicht verstehe, gelingt es mir nie, eines jener freundlichen Worte, eine jener Redensarten herauszubringen, die alle in Wonne zerfließen lassen. Nein, niemals werde ich zum Beispiel zu einem Sänger sagen können: „Welches Talent! Welcher Ausdruck! Man kann nicht besser vortragen! Was für eine paradiesische Stimme! Welch ein Bariton, man muß fünfzig Jahre zurückgehen, um eine ähnliche Stimme zu finden ... Was für ein Chor! Was für ein Orchester! Es ist das erste Theater der Welt!! ...“ O, da geraten mir die Karten durcheinander ... So und so viele Male ist mir in Mailand gesagt worden (sogar als ich „Die Macht des Verhängnisses“ in Szene setzte! das sagt alles!): „Die Scala ist das erste Theater

der Welt." In Neapel: „Das San Carlo ist das erste Theater der Welt." Ehemals sagte man in Venedig: „La Fenice ist das erste Theater der Welt." In Petersburg: „erstes Theater der Welt". In Wien: „erstes Theater der Welt" (und für dieses würde ich auch sein).[1]) In Paris endlich ist die Oper das erste Theater von zwei oder drei Welten!

So stehe ich mit betäubtem Kopfe, mit aufgerissenen Augen, mit offenem Munde da und sage: „Und ich Dickkopf verstehe nichts," und sage schließlich, daß unter so vielen „ersten" ein „zweites" besser sein wird.

Aber lassen wir die Scherze, die wirklich nur Scherze sind, über die ich sehr lachen würde, wenn ich nicht auch Künstler wäre. Ich höre mit Vergnügen, daß es Ihnen gesundheitlich ziemlich gut geht, trotz des abscheulichen Winters. Ich kann nicht das gleiche sagen: ich bin nicht krank, aber ich habe etwas im Hals, im Magen, was zu haben unnötig ist. Ich hoffe auf das schöne Wetter, wenn es nur kommt ... Geben Sie mir bald Nachrichten von Ihnen und lassen Sie keine Ewigkeit vergehen, wie Sie es jetzt gemacht haben. Allerdings können Sie dasselbe sagen. Also Frieden und drücken Sie mir die Hand, die die Hand eines Freundes ist.

P. S. Sie haben also gesehen ...[2]) Wenn es nötig ist, zählen Sie auf mich, doch soll es unter uns bleiben.

*

S. Agata, den 2. Mai 1879.

Zu Ihrer Kenntnis: ich habe heute Giulio schriftlich beauftragt, „auf meine Rechnung der Gräfin Clarina Maffei die Summe von 200 Lire zu bringen oder zu schicken," die Sie geben werden an u. s. w. u. s. w.

Beim Durchlesen Ihres Briefes habe ich gesagt, was Sie sagen: „Wozu diese traurigen Gedanken?" Allerdings sind die Zeiten in jeder Beziehung sehr traurig, und wenn auch noch besondere Sorgen dazukommen, so wird die Last erdrückend. Aber das Leben ist nichts andres als eine Kette von Kümmernissen, denen sich nur der Egoist entzieht. Man muß Mut fassen (Ihnen fehlt er ja gewiß nicht) und Vertrauen zu den Freunden haben, die uns bleiben, und zu diesen zählen Sie mich in erster Linie.

Man hat mir von dem Konzert geschrieben, und es ist recht: es macht dem Lande Ehre, aber ich weiß nicht, von wie großem Nutzen es für unsre Kunst sein wird. Verstehen wir uns recht: Unsre Kunst ist nicht das Instrumentale ...

Die Stolz schreibt mir von Zeit zu Zeit und ich weiß von ihrem glänzenden Leben. Sie hat es sehr gut: sie hat ein Vermögen, ist frei, noch im besten Alter, gern gesehen und geschätzt. Besseres gibt es nicht ... Die Waldmann hingegen ist tiefbetrübt und schrieb mir gestern einen verzweifelten Brief. Die

---

[1]) Auch in andern Briefen spricht Verdi seine höchste Bewunderung für die Aufführungen im Wiener Hofopernthearter aus.

[2]) Anspielung auf irgendein geheimes Elend, das die gute Gräfin mit Hilfe ihrer Freunde zu lindern unternommen hatte. (Vgl. den Brief vom 2. Mai.)

Ursache ist der Tod des Vaters, der über achtzig Jahre alt war. Die Zeit wird die Wunde heilen!...

*

Paris, den 7. März 1880.

Ich hätte Ihnen früher schreiben sollen und sollte Ihnen jetzt einen langen, langen Brief schreiben, aber mir fehlt die Zeit. Ich bin, glaube ich, sechsundzwanzig Stunden täglich in der Oper. Ich möchte alles wissen und will alles sehen, was in diesem Theater für meine Oper geschieht;[1]) und so richte ich mich vor Anstrengungen zugrunde, vielleicht um ein Fiasko zu erleben... Nein, ein großes Fiasko wird es, glaube ich, nicht geben; aber es könnte ein kleines Fiasko werden... Es könnte auch ein Erfolg werden... Wer weiß! Das Theater, d. h. das Publikum, ist ein so seltsames Ding, daß man sich auf alles gefaßt machen muß. Uebrigens geht alles seinen regelmäßigen Gang, und ich habe mich über nichts zu beklagen. Ich werde Ihnen nachher über die erste Aufführung schreiben, und ich werde Ihnen die ganze Wahrheit, die ganze, ganze Wahrheit schreiben.

Gesundheitlich geht es mir gut, obwohl ich im höchsten Grade angestrengt bin. Peppina läßt sich Ihnen bestens empfehlen und ich drücke Ihnen mit gewohnter Herzlichkeit die Hände.

*

Paris, den 24. März 1880.

Vielen Dank, meine liebe Clarina, für Ihre guten Wünsche, und danken Sie auch den Freunden, die meiner gedacht haben.

Ich glaube, ich habe Ihnen vor zwölf bis vierzehn Jahren geschrieben, daß „Don Carlos“ kein Erfolg war. Jetzt sage ich Ihnen mit derselben Aufrichtigkeit und wenig Bescheidenheit, daß „Aïda“ ein Erfolg ist. Ich füge jedoch gleich hinzu, daß vorgestern abend eine günstige „Strömung“ im Theater herrschte, die alles wohlgelingen ließ. Wir werden ja sehen, ob sie von Dauer sein wird. Einstweilen sage ich Ihnen, daß die Krauß und Maurel wundervoll waren; der Tenor gut; Amneris mittelmäßig; Chöre und Orchester ausgezeichnet; mise en scène über jeden Vergleich erhaben. Da haben Sie die Wahrheit. Glauben Sie nicht alles, was Sie lesen werden und was Ihnen mündlich gesagt werden wird.

Nach der dritten Aufführung (Montag) werde ich nach Mailand abreisen. Auf Wiedersehen also und einstweilen einen Händedruck, auch von Peppina.

*

S. Agata, den 29. Oktober 1881.

Tausendmal Dank für Ihr Billett vom 25. Oktober! Aber wissen Sie, was der 25. Oktober in der Scala bedeutet? Er bedeutet, daß ich alt bin (und das ist nur allzu wahr) und ein unter die Invaliden versetzter Veteran! Sei dem

---

[1]) „Aïda“.

wie ihm wolle ... es war ein Fehler von meiner Seite und von seiten andrer! Ich habe ihn bedauert und bedaure ihn noch![1])

Sie sagen mir nichts von Ihnen! Sie sagen mir nicht, wie es Ihnen geht, was Sie in Clusone tun, wann Sie nach Mailand gehen werden.

Hier geht alles seinen gewohnten Gang. Ich beschäftige mich mit Feldern, mit Fabriken, mit Terrains, und so verbringe ich den Tag, ohne vielleicht irgend etwas Nützliches zu tun, indem ich viel Geld ausgebe und ohne daß irgend jemand mir dankbar wäre! So geht es in der Welt, so ist es gegangen und so ist es immer gegangen; und ich lasse es gehen.

*

S. Agata, den 23. April 1882.

Ihr Brief ist mir hierher in meine Einsamkeit nachgesandt worden, wo je m'amuse, ein bißchen den Architekten, ein bißchen den Maurer und sehr den Bauer zu machen. Inmitten dieser Prosa mußte Ihr Brief mir doppelt angenehm werden, obwohl er mir von so vielen Leiden, sowohl Ihren wie denen der Freunde, erzählt. Also Tenca ist nicht wiederhergestellt, wie man hoffte? Und Gusalli auch krank? Grüßen Sie mir beide.

Ich lege hier eine Anweisung auf 200 Lire auf Ricordi für Frau B... bei.

Peppina ist in Genua, um das Haus in Ordnung zu bringen, und es ist sicher, nicht sicher, aber wahrscheinlich, daß wir bei meiner Rückkehr nach Genua nach Paris reisen. O, ich gehe jetzt nicht hin, um mich zu unterhalten!

Ob ich mich an Manzoni erinnere und wann ich ihn zum ersten Male gesehen habe?

Sarah[2]) ist wirklich eine Künstlerin. Sie ist ein außergewöhnliches Talent. Sie ist sie und wieder sie und immer sie, auch in den Mängeln, die manche zu finden glauben ...

*

Genua, den 16. März 1883.

Vor allem Dank, tausendmal Dank von mir und Peppina für Ihre Glückwünsche! Wie häufig sind sie doch, diese heiligen Giuseppes! Und wie wahr sind jene beiden Verse Parinis![3]) In fünf bis sechs Monaten wird es siebzig für mich schlagen! Das ist viel, viel, viel! Aber schließlich ... was tut's! Wenn man genau hinsieht, ist das Leben nichts als Mühe, wenn es nicht Schmerz ist!

---

[1]) Verdi betrachtete es als einen Fehler, daß er die Aufstellung seiner Statue in der Vorhalle der Scala neben den Standbildern Rossinis, Bellinis und Donizettis gestattet hatte.

[2]) Bernhardt, die berühmte französische Schauspielerin.

[3]) Ohne Zweifel die Verse:

„E giunto in sul pendio
Precipita l'età."
(„Und auf der Höhe angelangt,
Stürzt das Leben hinab.")

Was in Paris geschehen wird, fragen Sie? Wer weiß es? Es kann sein, daß die Regierung der Verwirrung noch Einhalt tun wird: aber es wird nur auf kurze Zeit sein. Der Topf kocht seit fast einem Jahrhundert, und er muß wohl das eine oder andre Mal explodieren. Unglücklicherweise ist die Materie, die er enthält, pestilenzialisch. Die Monarchisten haben unrecht, die Unordnung zu schüren, weil, wenn diese arme Republik fällt, die Kommune oder womöglich etwas Schlimmeres an ihre Stelle tritt. Wir werden ja in zwei Tagen sehen! Einstweilen ist es eine Sache, die einem angst und bange macht!

Von uns kann ich Ihnen nichts weiter sagen, als daß wir unser einförmiges Leben führen. Ich habe ein wenig gearbeitet, indem ich ein bißchen Sauce an einen alten Fisch getan habe,[1]) jetzt tue ich nichts mehr und habe auch keine Lust, etwas zu tun.

*

S. Agata, den 15. August 1883.

Ich danke Ihnen zweimal; vor allem dafür, daß Sie mir Nachricht von Ihnen gegeben haben; dann für den Artikel über die Waldmann, der mir sehr viel Freude gemacht hat. Arme Maria! Sie ist so gut! und ist auch als Herzogin so geblieben![2]) Ich will damit nicht sagen, daß die Herzoginnen nicht gut wären! Sie werden alle gut sein, aber wenige, sehr wenige ihr gleich ... Und Casamicciola!![3]) welcher Jammer! welch unendliches Unglück! Die am Leben Gebliebenen werden gewiß materiell unterstützt werden, aber die Toten! Und die, denen ihre Lieben genommen worden sind! Es ist schrecklich! Was für ein Tod! Und wie viele sind aus Verzweiflung unter den Trümmern gestorben! Schrecklich, schrecklich!

Die Barmherzigkeit wird zu Hilfe kommen, und das ist gut ... Die Begeisterung ist dazu gekommen, der Brauch, die Mode, und es wird viel getan werden ... Es macht nichts, daß nicht alles aus Nächstenliebe geschieht: wenn nur viel getan wird. Hoffen wir außerdem, daß die Komitees nicht, statt die Summen unter die Armen zu verteilen, Kapitalien auf die Banken legen, wie ich heute im „Corriere“ gelesen habe, daß eine Summe von 1 200 000 Lire vorhanden ist, die unter die Armen von Venedig hätte verteilt werden sollen!

Und Sie, was treiben Sie? Wie geht es Ihnen? Ich hoffe, gut, zwischen Ihren Bergen dort, die Ihrer Gesundheit so zuträglich sind. Ich befinde mich ziemlich wohl. Peppina ebenfalls; und wir grüßen Sie mit aller möglichen und erdenklichen Liebe.

*

S. Agata, den 19. September 1883.

Eben in S. Agata angekommen, habe ich (es gilt mir als ein gutes Zeichen) Ihren sehr lieben Brief erhalten. Wir sind, wie Sie wissen, fast drei Monate

---

[1]) Die Umarbeitung der Oper „Simon Boccanegra“.

[2]) Die Waldmann heiratete den Herzog von Massari.

[3]) Auf Ischia, am 28. Juli 1883 durch ein Erdbeben zerstört.

lang in Paris gewesen, und ich habe mich diesmal nicht gelangweilt; vielleicht weil ich nichts mit Theatern und Impresarios zu tun gehabt habe. Drei Monate, ohne von Musik und Theatern reden zu hören, ist ein Glück, das mir noch nie passiert ist! Gesegnet sei also diesmal La Capitale, wie sie, die Franzosen, sie nennen wollen. Uebrigens ist Paris noch schöner als früher und die Franzosen noch verrückter! Jetzt weht der Wind nach der Monarchie hin und man wird schließlich einen König finden müssen, wäre es auch nur ein Sakristan, es genügt, daß er sich eine Krone auf den Kopf setzt; und obwohl in diesen letzten fünf Minuten Heinrich V. nicht in Gunst steht wie vor einem Monat, so ist es doch nicht unmöglich, daß er in einem halben Jahre auf dem Thron seiner Väter sitzt und die Franzosen zur Messe, zur Kommunion und abends zur Zeit des Couvre-feu nach Hause schickt.

Das alles wird bei einem so aufgeweckten Volke unmöglich scheinen! Sie werden es der Mode wegen tun, indem sie sich vorbehalten, ein halbes Jahr später irgendeine Teufelei auszuführen, die die Welt auf den Kopf stellt! O, wenn man sie genau betrachtet und sie ein bißchen studiert, sind sie recht merkwürdig, diese Franzosen! Und wenn Sie wüßten, wie herzhaft sie uns verabscheuen!! Was die Zeitungen sagen, ist ein Nichts; und die Berichte ...[1]) sagen uns aus politesse nicht die Wahrheit.

Uebrigens haben sie uns immer verabscheut, auch wenn sie uns zu Hilfe gekommen sind und ihr Blut für uns vergossen haben! Stellen Sie sich jetzt vor, wie das Thermometer des Hasses durch die Reise unsers Königs nach Deutschland gestiegen ist. Das ist ein Bissen, den sie nicht hinunterbringen. Uebrigens (ich bin in der Politik gar nicht bewandert, daher werde ich es nur schlecht verstehen und vielleicht noch schlechter urteilen), diese Reise des Königs ... ich weiß nicht ... behagt mir nicht recht und erscheint mir zum mindesten als eine nutzlose Kundgebung! ... Ferner, wie soll ich sagen, ist mir dieses Liebäugeln, dieser unwiderstehliche Zug, diese Hinneigung, dieses enjouement für alles, was geht, was kommt, und was deutsch ist, in einer Weise zuwider, daß ich es nicht sagen kann. Ist es denn möglich, daß wir niemals, niemals gehen können, ohne auf den Arm des einen oder des andern gestützt zu sein? Vollends einen deutschen Arm! Es ist so hart! ... Aber ich sehe, daß ich ernst werde, und ich will lieber zu den Franzosen zurückkehren, die man, wie ich Ihnen oben sagte, wiewohl sie uns nicht lieben und uns niemals geliebt haben, dennoch bewundern muß wegen der Schönheit ihres Landes, ihrer Aktivität, ihres Gewerbfleißes, ihres guten Geschmacks, mit dem sie sich die ganze Welt tributär zu machen wissen. Auf diese Weise werden in kürzester Frist (eine fast unglaubliche Tatsache) fünf Milliarden abbezahlt, ohne daß das Land es allzusehr verspürt. — Und wir? Trotz unsers Klimas, trotz unsrer Sonne vermögen wir fast gar nichts zu leisten und führen fast nichts ins Ausland aus! Es ist hart, sich das

[1]) Hier ist im Original eine ganze Zeile mit dichtgedrängten Federstrichen unleserlich gemacht.

zu sagen, aber es ist eine Wahrheit. Ja, unsre Ausfuhr nach dem Ausland ist fast gleich Null!

Aber ich werde wieder ernst, ich lasse jetzt Franzosen und Italiener beiseite, und kommen wir auf uns zu sprechen ...[1]) (Schluß folgt)

Preußen und England vor hundert Jahren

Von

R. Krauel, Kaiserlichem Gesandten a. D.

(Schluß)

Ueber den Eindruck, den diese Kundgebungen in England hervorriefen, sollte die preußische Regierung nicht lange im ungewissen bleiben. Jakobi in London hatte Auftrag erhalten, an Fox über die Besitzergreifung Hannovers eine Verbalnote zu richten von gleichem Wortlaut, wie Jackson sie in Berlin empfangen hatte. In dem Begleiterlaß war gesagt, der König hätte sich nur aus Vernunftgründen unter heftigen inneren Kämpfen zu dieser Maßregel entschlossen und dafür das seinem Herzen schmerzliche Opfer dreier Provinzen gebracht. Einen Bruch mit England wegen dieser Angelegenheit würde er lebhaft beklagen, es würde einer der unglücklichen Leidenschaftsausbrüche sein, die beide Teile schädigten. Erst jetzt erhielt der Gesandte Kenntnis von den Bestimmungen des Pariser Vertrages, dessen erste fünf Artikel ihm mitgeteilt wurden. Er war aufs schmerzlichste ergriffen und hielt seiner Regierung gegenüber mit den stärksten Ausdrücken der Mißbilligung nicht zurück, wie wir noch sehen werden. Zunächst galt es jedoch, den ihm erteilten Auftrag bei Fox auszuführen. Die damalige langsame Verbindung zwischen Deutschland und England — Briefe von Berlin nach London brauchten in der Regel acht bis zehn Tage — veranlaßte es, daß er erst am 4. April dazu kam, die ihm vorgeschriebene Verbalnote dem Minister vorzulesen. Dieser, durch seine Pariser Nachrichten und die Berichte Jacksons schon vorbereitet, hörte ihn ruhig an, erging sich dann aber in den heftigsten Vorwürfen gegen die preußische Politik. „Preußen," sagte er, „ist durch den Pariser Vertrag mehr besiegt als Oesterreich durch den Preßburger Vertrag. Preußen hat dem Ausbruch des Krieges in einer Weise vorgebeugt, die in den Augen Europas nicht als ehrenvoll gelten wird. Preußen begeht gleichzeitig eine beleidigende und feindselige Handlung gegen England, indem es seine Häfen der britischen Flagge verschließt." Nachdem Fox dann noch besonders die Sperrung des Lübecker Hafens hervorgehoben und gefragt hatte, ob Preußen dabei der Zustimmung Rußlands sicher wäre, schloß er mit den Worten: „Die Maßregel einer Schließung der Häfen Preußens gegen die britische Flagge in-

---

[1]) Das Folgende fehlt im Original.

folge einer von Frankreich auferlegten unweigerlichen Bedingung ist eine England zugefügte Beleidigung, ein in der Note selbst eingestandener Akt der Feindseligkeit. Freilich heißt es in der Note auch, daß Seine Preußische Majestät durch seinen Vertrag mit Frankreich die Dankbarkeit von aller Welt, von allen, welche die Umstände zu beurteilen wissen, erworben zu haben glaubt. Für meine Person bin ich nicht davon überzeugt, aber ich werde die Befehle des Königs einholen."

In Wirklichkeit waren diese Befehle bereits ausgefertigt. Schon am Tage nach Uebergabe der Note erschien eine königliche Proklamation mit der Ankündigung eines allgemeinen Embargo auf die in den britischen Häfen befindlichen oder dort künftig ankommenden preußischen Schiffe. Die Wirkung eines solchen, damals allgemein üblichen, heute aus der völkerrechtlichen Praxis verschwundenen Embargo bestand darin, daß die Schiffe am Auslaufen verhindert, ihre Ladung vorläufig mit Beschlag belegt und die Bemannung festgehalten, den Umständen nach auch gefangengesetzt wurde. Eine Kriegserklärung lag hierin noch nicht, es war eine Vorsichts- und Repressalienmaßregel gegenüber einem Lande, mit dem kriegerische Verwicklungen drohten. Motiviert wurde das Embargo in der Proklamation mit „der gewaltsamen und feindlichen Besetzung verschiedener Teile des Kurfürstentums Hannover und andrer Seiner Majestät gehörigen Gebiete" und mit dem angekündigten Ausschluß aller britischen Schiffe von dem Handelsverkehr in den Häfen des preußischen Gebiets und in gewissen andern Häfen Nordeuropas, „entgegen dem bestehenden Gesetz und Gebrauch von Völkern, die miteinander in Freundschaft leben".

Am 8. April erging dann ein Zirkular an die fremden Missionen in London, worin diese von der Verhängung einer englischen Blokade gegen die Häfen der Ems, Weser, Elbe und Trave (wegen der Schließung des Lübecker Hafens) benachrichtigt wurden.

Jakobi bemerkte bei der Meldung von diesen Maßregeln nach Berlin, daß nicht die Okkupation Hannovers, sondern die Schließung der preußischen Häfen gegen die Schiffahrt und den Handel Englands für das Vorgehen des Londoner Kabinetts entscheidend gewesen sei und daß Fox bei einer mündlichen Interpellation des Gesandten wegen des Embargo geäußert habe, er begriffe nicht, wie man glauben könnte, daß England eine so ausgesprochen feindliche Handlung ruhig hinnehmen würde. Gleichzeitig berichtete Jakobi, daß Jackson Befehl erhalten habe, mit dem gesamten Personal der Gesandtschaft Berlin ohne Abschied zu verlassen. In der Tat forderte dieser schon am 19. April seine Pässe in einer kurzen Note, worin die in der preußischen Erklärung vom 27. März angekündigten Maßregeln als durchaus unvereinbar mit den Banden der Freundschaft bezeichnet waren, die so lange und in so glücklicher Weise zwischen den beiden Staaten bestanden hätte und deren weitere Befestigung der König von England sehnlichst gewünscht habe.

Dem preußischen Ministerium kam ein so rasches und energisches Handeln der britischen Regierung doch unerwartet. Man hatte gehofft, daß England

teils in Berücksichtigung der Zwangslage, in der Preußen den Pariser Frieden abgeschlossen hatte, teils wegen seiner eignen wirtschaftlichen und politischen Interessen es nicht zu offenen Feindseligkeiten kommen lassen würde. Haugwitz, der nach dem durch Napoleon veranlaßten Ausscheiden Hardenbergs das auswärtige Departement wieder allein leitete, riet dem Könige, den Schein aufrechtzuerhalten, als ob das Verhältnis zu England noch kein feindseliges sei. Jackson erhielt daher nach Uebersendung seiner Pässe, die ihm natürlich nicht verweigert werden konnten, das damals bei der Abberufung eines Gesandten in Friedenszeiten übliche Geschenk — eine Dose mit dem Bilde des Königs im Werte von 1200 Talern —, und Jakobi wurde beauftragt, vorläufig ruhig in London zu bleiben. Er sollte dem dortigen Ministerium erneut vorstellen, wie sehr ein Bruch mit Preußen gegen das wahre Interesse Englands verstoße, und erklären, daß Preußen bei der Schließung seiner Nordseehäfen alle möglichen Erleichterungen und Rücksichten walten lassen werde.

Für diese Bemühungen der Regierung, nach außen den Schein friedlicher Beziehungen zu England noch aufrechtzuerhalten, fiel auch der Umstand ins Gewicht, daß man sich jetzt endlich die Größe des materiellen Schadens, von dem Preußen bei einem wirklichen Ausbruch des Krieges bedroht war, klarer zu machen begann. Stein vor allem, damals Minister im Generaldirektorium, war es, der, unterstützt von seinem Kollegen Schrötter, mit ziffernmäßigen Angaben über den Wert des Seehandels und den Umfang der Reederei Preußens bewies, welche ungeheuern Verluste die offene Feindschaft mit England nach sich ziehen würde. Auf einer am 25. April 1806 zusammengetretenen Ministerialkonferenz wurde über die zunächst zu ergreifenden Maßregeln beraten. Es ist charakteristisch für die Zerfahrenheit der damaligen preußischen Verhältnisse, daß das auswärtige Ministerium auf dieser Konferenz nicht vertreten war. Haugwitz, dem tags zuvor von der über den Abschluß des Pariser Vertrages entrüsteten Berliner Bevölkerung die Fenster seines Palais eingeworfen waren, hatte sich mit plötzlicher Unpäßlichkeit entschuldigen lassen. Man kam überein, durch neue Verhandlungen und eine möglichst gelinde Ausführung der Sperrmaßregeln, von denen alle Ostseehäfen, also auch Lübeck, befreit bleiben sollten, den Versuch einer friedlichen Verständigung mit England fortzusetzen. Von Repressalien aus Anlaß des englischen Embargo, vor denen schon Jakobi gewarnt hatte, beschloß man abzusehen. Eine etwaige Beschlagnahme der englischen Schiffe in den preußischen Häfen oder sonstige, nach dem damaligen Völkerrecht zulässige Sequestrationen englischen Eigentums würden nach Ansicht der Minister nur noch schärfere Gegenmaßregeln hervorrufen und das Uebel vergrößern. In diesem Sinne erhielt der preußische Gesandte in London unter dem 30. April eine lange, zur Vorlesung an Fox bestimmte Instruktion, die das bisherige Verhalten der preußischen Regierung rechtfertigen sollte und mit dem etwas naiven Antrage schloß, England möge seine versöhnlichen Gesinnungen durch Aufhebung des Embargo und der gegen die preußischen Schiffe erlassenen Verfügungen beweisen. Auch Stein glaubte damals noch an die Möglichkeit, daß England wenigstens

zu einigen Modifikationen der angeordneten feindlichen Maßregeln bewogen werden könnte. In einem seiner Privatbriefe an Jakobi, mit dem er seit vielen Jahren bekannt war, heißt es: „Wenn England sich im Krieg mit Preußen befindet, verliert es alle seine Verbindungen mit Deutschland und zu einem großen Teil auch mit Rußland, es liefert nur neue Waffen einer Partei, die will, daß man sich gänzlich in die Arme Frankreichs wirft ... England wird uns viel Schaden tun, seinen eignen Handel einengen, uns schwächen und von Frankreich abhängiger machen, den eignen Einfluß auf dem Kontinent vermindern, aber es wird weder die Räumung Hannovers erreichen, das Frankreich wieder besetzen würde, noch sonst irgendeinen Vorteil als den, einige Unternehmer, die Kaperschiffe ausrüsten, zu bereichern."

Inzwischen war, bevor noch die neuen Instruktionen Jakobi erreichen konnten, das Londoner Kabinett auf dem von ihm betretenen Wege, der zu einer Verschärfung des Konfliktes mit Preußen führen mußte, unaufhaltsam fortgeschritten. Am 16. April erschien eine königliche Order, die das Embargo auf alle Schiffe ausdehnte, deren Eigentümer an den Ufern der Elbe, Weser und Ems wohnten, also auch auf Schiffe unter hamburgischer, Bremer und oldenburgischer Flagge. Am 20. April wurde eine von dem Grafen Münster gegengezeichnete Erklärung Georgs III. veröffentlicht, worin dieser in seiner Eigenschaft als deutscher Kurfürst gegen die preußische Besitzergreifung Hannovers feierlich protestierte und die heftigsten Vorwürfe gegen die preußische Politik erhob. Am 21. April ging dem Parlament eine königliche Botschaft zu betreffend die Abberufung des englischen Gesandten aus Berlin und die Ergreifung von Repressalien gegen den Handel und die Schiffahrt Preußens. Die Botschaft war von Druckanlagen begleitet, die ein mit advokatorischer Geschicklichkeit zusammengestelltes Anklagematerial gegen Preußen enthielten und unter Verschweigung aller durch den Frieden von Preßburg und die Aufhebung des Schönbrunner Vertrages herbeigeführten Aenderungen der politischen Lage die widerspruchsvolle Haltung des Berliner Kabinetts im schlimmsten Lichte erscheinen ließen. Fox selbst, der anfangs noch versöhnliche Gesinnungen gezeigt und auf den Ton der englischen Zeitungen gegen Preußen mäßigend einzuwirken versucht hatte, schürte jetzt das Feuer, nicht aus Animosität über das preußische Verfahren, sondern wie es scheint, aus innerpolitischen Gründen, weil er sich dem Könige und namentlich dem ihm befreundeten Prinzen von Wales, der laut den Rachekrieg gegen Preußen predigte, angenehm machen wollte. Am 23. April wurden in beiden Häusern des Parlaments Dankadressen an den König wegen der Haltung der Regierung in den Differenzen mit Preußen einstimmig angenommen. Die Redner im Oberhause, die Lords Grenville, Hawkesbury und Mulgrave, befleißigten sich noch einer verhältnismäßig ruhigen Sprache, obgleich auch hier schon Ausdrücke wie „vollständiges Vasallentum Preußens" fielen. Aber Fox im Unterhause, hingerissen durch sein feuriges Temperament und aufgestachelt durch den lauten Beifall, mit dem seine Aeußerungen aufgenommen wurden, schreckte vor keiner Beleidigung des vor kurzem noch befreundeten Staates zurück. „In dem

Benehmen Preußens," so rief er aus, „vereinigte sich alles, was verächtlich an knechtischer und abscheulich an räuberischer Gesinnung war ... Keine andre Macht wurde je durch Furcht dahin gebracht, Handlungen der Hab- und Ländergier gegen ihre Nachbarn zu verüben ... Ich glaube, daß wir bei dem gegenwärtigen Anlaß ein warnendes Beispiel an dem preußischen Hof statuieren müssen. Auch andre Völker sind genötigt worden, ähnliche Abtretungen zu vollziehen, aber keines von ihnen hat sich je zu dieser letzten Stufe der Erniedrigung herabdrücken lassen, als gefügiger Diener die ungerechten, räuberischen Befehle eines fremden Machthabers auszuführen. Wir wollen es vermeiden, einen in letzter Zeit aufgekommenen Grundsatz gutzuheißen, wonach es erlaubt ist, die Untertanen eines Fürsten einem andern Fürsten zu überliefern im Wege der Entschädigung und unter dem Vorwand politischer Zweckmäßigkeitsrücksichten und gegenseitigen Vorteils ... Wenn wir Tauschgeschäfte treiben wollen, so laßt uns solche Dinge austauschen, die geeignete Gegenstände des Tauschhandels sind. Laßt uns einen Acker für einen Acker hingeben, unsre Herden, unsre Ochsen, unsre Schafe tauschen, aber hüten wir uns, die Bewohner eines Landes, die Untertanen eines Staates als Tausch- und Handelsobjekte anzusehen." Ein andrer Redner, Lord Castlereagh, tat den prophetischen Ausspruch: „Preußen hat sich freiwillig zum Werkzeug französischer Gerechtigkeit gemacht und wird mit der Zeit vermutlich ein Opfer derselben werden." [1]) Keine Stimme erhob sich zur Entschuldigung oder Verteidigung der preußischen Politik.

Angesichts aller dieser Vorgänge war die Stellung Jakobis natürlich eine sehr schwierige geworden. Er mußte abwarten, ob nach der Abberufung des englischen Gesandten aus Berlin sein eignes Verbleiben in London noch länger als zulässig erachtet werden würde, und inzwischen alle Empfindlichkeiten über die feindseligen Handlungen und die beleidigende Sprache der dortigen Regierung zurückdrängen. Jakobi war ein erfahrener, geschickter und energischer Diplomat, der auf eine vierzigjährige Dienstzeit zurücksah, die englischen Verhältnisse aus langer Beobachtung genau kannte und persönlich die größte Achtung bei den Ministern und auch bei der englischen Königsfamilie genoß. Seiner eignen Regierung gegenüber pflegte er eine sehr freimütige Sprache zu führen, die gelegentlich in scharfe Kritik überging. Von tiefem Mißtrauen gegen Napoleon erfüllt, dessen Taktik er auf dem Rastatter Kongreß kennen gelernt hatte, warnte er vor jeder Annäherung an Frankreich. Als feuriger Patriot, noch ganz mit dem Stolz der friderizianischen Epoche erfüllt, fest vertrauend auf die Ueberlegenheit des preußischen Heeres, empfand er tief die Erniedrigung, in die Preußen seit dem Abschluß des Baseler Friedens durch sein schwächliches Neutralitätssystem geraten war. Die Verträge von Schönbrunn und Paris erschienen ihm daher als neue Beweise für die Unfähigkeit der preußischen Unterhändler

---

[1]) Die angeführten Zitate sind aus dem Parlamentsberichte der „Times" vom 24. April 1806 übersetzt. Die Wiedergabe der Parlamentsdebatten im „Hansard" enthält Abweichungen in den einzelnen Ausdrücken, ist aber dem Sinne nach übereinstimmend.

und zugleich als ein feiges Zurückweichen vor der Macht Frankreichs. Der Gesandte begnügte sich nicht, die harten Urteile der englischen Minister über diese Verträge immer aufs neue in seinen Berichten zu wiederholen, sondern erklärte ausdrücklich seine eigne Uebereinstimmung mit diesen Urteilen und tadelte die Handlungsweise des preußischen Kabinetts und die Grundsätze der auswärtigen Politik des Königs in Ausdrücken, wie sie wohl selten ein im Dienst befindlicher Gesandter seiner Regierung gegenüber gebraucht hat. Er nannte es „ein verhängnisvolles Beispiel für die Nachwelt", wenn man den von Preußen für den Erwerb Hannovers geltend gemachten Rechtstitel anerkennen wollte, daß eine während des Krieges gemachte Eroberung dem Eroberer vor dem Friedensschluß das gesetzliche Recht verleihe, nach seinem Willen zugunsten eines Dritten darüber zu verfügen. In einem Berichte vom 15. April heißt es: „Der Pariser Vertrag wird hier einstimmig als eine Offensivallianz mit Frankreich angesehen... Den preußischen Entschuldigungen will man nicht glauben. Eine so unerhörte Verblendung gegenüber einem als listig und treulos bekannten Kabinett erscheint hier als undenkbar... Die aus der Notwendigkeit, die Unabhängkeit Norddeutschlands aufrechtzuerhalten, hergeleiteten Gründe für die Besitzergreifung Hannovers werden als Hohn und Heuchelei charakterisiert. Es gibt hier niemand, der nicht den Pariser Vertrag vom 15. Februar als das verhängnisvolle Zeichen der Vernichtung der Selbständigkeit Preußens ansieht, als die feierliche Bekräftigung seiner Unterwürfigkeit unter die Gesetze Frankreichs."

Eine noch schärfere Tonart schlägt Jakobi in seiner politischen Privatkorrespondenz mit Hardenberg an, der die Gesinnungen und Ansichten des Gesandten teilte und dessen Sprache lobte, selbst freilich von der Mitschuld an der unglücklichen Lage, in die Preußen geraten war, nicht freigesprochen werden konnte. Auch von den Privatbriefen Jakobis an Haugwitz ist ein Teil erhalten. Man begegnet darin dem gleichen Verdammungsurteil über die zunehmenden Insulten und die preußische Nachgiebigkeit gegen die Forderungen Napoleons. Dem Könige selbst wagte er am 9. Mai zu schreiben: „Möge Gott verhüten, daß Preußen je den Satz verfechte, wegen eines einfachen Ehrenpunktes sei es nicht der Mühe wert, die Gefahren eines Krieges zu laufen und den Versuch zu machen, sich gegen Beleidigungen zur Wehr zu setzen... In einem so vorgerückten Alter, wie es das meinige ist," so schloß der Bericht, „am Ende meiner mühsamen dienstlichen Laufbahn und mit einem Fuß im Grabe, glaube ich mich berufen durch alles, was es Heiliges auf Erden gibt, meine Ansichten ehrfurchtsvoll, aber ohne den geringsten Rückhalt Eurer Majestät zu Füßen zu legen. Wenn diese Ansichten für Verblendung gehalten werden, dann würde es sicher für die großen Interessen der Monarchie wichtig sein, wenn die Befugnisse eines Vertreters Eurer Majestät an diesem Hofe durch andre Untertanen wahrgenommen werden, die scharfsichtiger sind als ich."

Eine Annahme der so angebotenen Entlassung erfolgte nun freilich nicht. Der König begnügte sich, dem Gesandten seine Ueberraschung auszudrücken über den Ton, in dem dieser die englische Auffassung (la thèse de l'Angleterre) zu ver-

treten fortfahre. „Alles, was Sie mir sagen können, ist hier erwogen und beachtet ... Meinen Dienern geziemt es, meine Entschließungen zu achten und sich danach zu richten."

Mit diesem Sic volo, sic jubeo des von Haugwitz und Lombard beratenen Herrschers mußte der Gesandte sich zufrieden geben und auch ferner der undankbaren Aufgabe unterziehen, nach den ihm erteilten Instruktionen die unausführbaren Vorschläge und Wünsche seiner Regierung bei dem Londoner Kabinett zu vertreten. Das lange Rechtfertigungsschreiben vom 30. April, das er Fox vorzulesen hatte, machte nicht den geringsten Eindruck. „Ist das alles, was Sie mir zu sagen haben, und kein Wort über Hannover?" fragte der Minister. „Das Potsdamer Kabinett hat zwei Gegenstände miteinander verknüpft, die Besitzergreifung Hannovers und die Schließung gewisser preußischer Häfen. Es ist völlig unmöglich, daß wir jetzt von dem einen dieser Gegenstände sprechen hören und den andern beiseitelassen ... Preußen hat sich selbst in die Arme Frankreichs geworfen, und ich bin sicher, Frankreich wird es fest an sich drücken." Dann folgten ironische Bemerkungen darüber, daß Preußen nach seiner französischen Allianz sich noch das Bollwerk Europas nenne, und zum Schluß eine unverblümte Absage jeder weiteren Gemeinschaft. „Sie fordern mich auf, Vertrauen zu fassen zu den Gesinnungen des Berliner Hofes. Vertrauen muß das Ergebnis einer Ueberzeugung sein, die auf einer im Verkehr langer Jahre erprobten Freundschaft beruht. Ich frage Sie, ob das Verfahren des Berliner Hofes gegen den Londoner solches Vertrauen erzeugen kann. Innerhalb weniger Monate hat Preußen mehrfach seine Sprache gewechselt und früher übernommene Verbindlichkeiten widerrufen. Endlich hat es sich in aller Form mit unserm Feinde verbunden und Handlungen der Feindseligkeit und grober Beleidigung gegen den König und die Nation vorgenommen. Könnten wir Vertrauen zu einem Privatmann fassen, der uns Ohrfeigen gäbe und dabei versicherte, es geschähe nur der Form wegen?"

Nicht genug mit dieser scharfen mündlichen Abweisung der preußischen Rechtfertigungsversuche, erfolgte auch noch eine schriftliche, die an absichtlicher Grobheit alle bisherigen Kundgebungen der englischen Regierung übertraf. Wenige Tage nach der geschilderten Unterredung, die am 14. Mai stattgefunden hatte, erhielt Jakobi ein Schreiben von Fox, worin zunächst gesagt war, daß dieser alles, was ihm von dem Gesandten sowohl aus dessen Instruktionen als aus eigner Initiative mitgeteilt sei, sorgfältig erwogen habe. Dann hieß es weiter: „Herr Fox bedauert sehr, sagen zu müssen, daß er auf seiten des Berliner Hofes keine Geneigtheit wahrnimmt, diejenigen Schritte zu tun, die allein das drohende Uebel noch aufhalten können. Herr Fox verzichtet darauf, sich über die Art von Hoffnungen zu äußern, die an die Zukunft geknüpft sind, weil er dabei nicht die Achtung bewahren könnte, die er immer zu bewahren wünscht, selbst solchen Regierungen gegenüber, die sich in einem Zustande der Feindseligkeit (state of hostility) mit dem Könige befinden. Der Gedanke, daß Preußen je ein Bollwerk gegen die französische Macht sein kann, wenn es sich durch zwingende

Umstände für verpflichtet erklärt, ein bloßes Werkzeug jener Macht zu sein, ist keiner Erörterung wert. Die Haltung des Berliner Kabinetts zeichnet sich von derjenigen aller andern Länder, die Frankreich bezwungen hat, durch diesen Umstand aus: Die andern haben aus Furcht nachgegeben, während die preußische Regierung ihre Furcht zum Vorwand von Vergrößerung und Landerwerb gemacht hat. Es bekümmert Herrn Fox aufrichtig, zu solchen Bemerkungen genötigt zu sein, aber seine Pflicht gegen den König und die Rücksicht auf das, was er seinem eignen Rufe schuldet, ... erlauben ihm nicht, sie zu mildern."

Wenn in diesem Schreiben vom 20. Mai deutlich genug zum Ausdruck gebracht war, daß England sich jetzt als im Kriegszustande mit Preußen befindlich erblicken müsse, so ergab sich dies auch schon daraus, daß am 14. Mai in einer unter dem Vorsitz des Königs abgehaltenen Kabinettssitzung die Ausgabe von Kaper- und Repressalienbriefen gegen alle preußischen Schiffe beschlossen war. Die generelle Ermächtigung zur Wegnahme von Handelsschiffen eines fremden Staates war damals in England und bei andern Seemächten die übliche Form der tatsächlichen Eröffnung der Feindseligkeiten.[1]) Während die Verhängung des Embargo nur als Kriegsdrohung aufgefaßt wurde und daher in Friedenszeiten zulässig war, vollzog sich mit der Erteilung von Repressalien- und Kaperbriefen der Uebergang vom Frieden zum Kriege, sie hatte alle Wirkungen einer Kriegserklärung. So faßte auch Jakobi den Beschluß vom 14. Mai auf, obgleich dessen Ausführung sich noch einige Zeit hinzögerte. Er gab seiner Regierung sofort Kenntnis davon mit den Worten: „Dieser Akt ausgesprochener Feindseligkeit versetzt England in den entschiedenen Kriegszustand Preußen gegenüber."

Jetzt endlich entschloß man sich in Berlin zur Abberufung Jakobis. Er erhielt in einem Erlaß vom 9. Juni den Auftrag, seine Pässe zu fordern und dann, sobald seine Privatangelegenheiten es erlaubten, die britische Hauptstadt ohne Abschiedsaudienz zu verlassen. Dabei wurde er jedoch ermächtigt, den Legationssekretär der Gesandtschaft, Herrn von Balan, in London zurückzulassen, in der Annahme, daß das dortige Ministerium sich in vorkommenden Fällen nicht weigern würde, diesen mit der gebührenden Rücksicht zu empfangen. An Balan selbst erging gleichzeitig die Weisung, einen kurzen Ausflug nach Berlin zu machen und sich so einzurichten, daß er bald nach der Abreise des Gesandten aus London dort wieder eintreffen könne. Der Zweck dieser Anordnungen war offenbar, nach dem offiziellen Abbruch der diplomatischen Beziehungen zu England, der auch mit Rücksicht auf das schon wach gewordene Mißtrauen des verbündeten Frankreich nicht länger zu umgehen war, ein tunlichst langes Verbleiben von Jakobi in London zu ermöglichen und sich so die Tür zu weiteren Verhandlungen offen zu halten. Friedrich Wilhelm setzte seine Friedenshoffnungen jetzt auf die schon Anfang Mai von ihm angerufene Vermittlung des russischen Kaisers, der übrigens auch von englischer Seite ersucht war, seinen Einfluß auf Preußen wegen einer

---

[1]) England hat noch 1854 seine Beteiligung am Krimkriege gegen Rußland durch Gewährung von Generalrepressalien gegen russische Schiffe und deren Ladungen erklärt.

Rückgabe Hannovers geltend zu machen. Die russische Politik hatte in der hannoverschen Frage mehrfach geschwankt, jetzt mußte sich der Zar überzeugen, daß ihre Lösung im gegenwärtigen Augenblick unmöglich war. Preußen konnte nach dem Pariser Vertrage nicht mehr zurück, ohne sich sofort mit Frankreich zu überwerfen, und Fox hatte auf eine vorsichtige Sondierung des russischen Gesandten in London kategorisch erklärt, daß weder das Parlament noch die englischen Minister das Recht hätten, einer Abtretung Hannovers an Preußen zuzustimmen. Der König und der Prinz von Wales wären in bezug auf diesen Punkt unerschütterlich. Dagegen gelang es Alexander I., in der Angelegenheit der Sperrung der Flüsse einen wenigstens halben Erfolg zu erzielen. Er hatte diese Maßregel Preußen gegenüber gemißbilligt, namentlich soweit Lübeck in Betracht kam, weil darunter der russische Ostseehandel leiden mußte. Aus dem gleichen Grunde hatte er auch in London gegen die Verhängung einer Blockade über die Travemündung reklamiert. Jetzt erklärte Preußen, daß der Lübecker Hafen, ebenso wie die preußischen Ostseehäfen, für den fremden Handel offen bleiben solle, wogegen England die Blockade der Trave wieder aufhob und seine Kriegsschiffe und Kaper anwies, keine Schiffe in der Ostsee aufzubringen, aus Rücksicht für den russischen Kaiser, wie Fox in einer Unterredung mit Jakobi ausdrücklich erklärte, denn an und für sich sei die Blockade aller preußischen Häfen eine natürliche Folge des von Preußen herbeigeführten Kriegszustandes. Jakobi vermochte es nicht durchzusetzen, daß weitere Begünstigungen gewährt und die aus Ostseehäfen kommenden preußischen Schiffe von der Wegnahme ausgenommen wurden. Auch die übliche Erlaubnis für die Fahrzeuge der Emdener Herings-Gesellschaft, an der Nordküste Schottlands zu fischen, wurde verweigert. Ueberhaupt begann die englische Regierung jetzt mit großer Strenge alle Maßregeln durchzuführen, die das Kriegsrecht gegen die preußische Schiffahrt gestattete. Die bisher mit dem Embargo belegten preußischen Schiffe, deren Zahl sich am 27. Mai auf 329 belief, wurden nach Ausgabe der Repressalien- und Kaperbriefe von dem Admiralitätsgericht als gute Prisen verurteilt, die Mannschaft für kriegsgefangen erklärt. Eine königliche Proklamation vom 5. Juni ordnete die Verteilung des Erlöses der von den Kriegsschiffen und Kapern aufgebrachten preußischen Schiffe. Man kondemnierte nach englischer Praxis auch die an Bord neutraler Schiffe befindlichen Güter, die preußisches Eigentum waren. Die hieraus entstehenden Verluste der preußischen Reeder und Ladungsinteressenten bezifferten sich auf Millionen, der ganze preußische Seehandel, abgesehen von dem Verkehr in der Ostsee, wurde lahmgelegt.

Der Aufenthalt Jakobis in der englischen Hauptstadt gestaltete sich unter diesen Umständen immer peinlicher. Wenn auch Fox und die andern Minister bei gelegentlichen Konferenzen, die noch immer stattfanden, persönlich liebenswürdig gegen ihn waren, so wurde er doch als Gesandter nicht mehr anerkannt und, wie er berichtet, von allen Einladungen, die das diplomatische Korps bei offiziellen Gelegenheiten erhielt, ausgeschlossen. Auch sonst erinnerte man ihn häufig daran, daß England sich in offenem Kriege mit Preußen befände, einem

Digitized by Google

Kriege, in dem, wie Fox wiederholt bemerkte, Preußen der Angreifer gewesen wäre und der nur durch Zurücknahme der von Preußen gegen Hannover und England angeordneten Maßregeln beendet werden könnte. Merkwürdig ist, daß Jakobi, nachdem er Ende Juni in den Besitz der Instruktion, seine Pässe zu fordern, gekommen war, bereitwillig auf den Gedanken einging, trotzdem noch einige Zeit in London zu bleiben. Er teilte dem englischen Ministerium mit, daß er Mitte August abzureisen gedenke unter Zurücklassung des Gesandtschaftssekretärs Balan. Hiergegen wurden von englischer Seite keine Einwendungen erhoben. Balan, so ließ Fox antworten, könne freilich nicht offiziell empfangen werden, aber es sei unbedenklich, daß er in London bleibe zur Besorgung von privaten Angelegenheiten (pour des affaires particulières), dem Gesandten sollten die Pässe zugeschickt werden, sobald er wünsche, London zu verlassen. Obgleich Jakobi kurz darauf aus Berlin den Auftrag erhielt, seine Abreise zu beschleunigen, da der König seinen mündlichen Vortrag über die Beilegung der Differenzen mit England wünsche, so ist es hierzu doch nicht gekommen. Eine schwere Erkrankung Balans verhinderte einen früheren Antritt der Reise. Jakobi blieb bis zum 11. August in London und hatte, obwohl er nur als Privatmann behandelt wurde, noch wiederholt politische Unterhaltungen mit den dortigen Ministern, namentlich mit Lord Grenville, der in Vertretung des hoffnungslos an der Wassersucht erkrankten Fox die auswärtigen Geschäfte leitete. Auch aus den sehr entschiedenen Aeußerungen Grenvilles ging hervor, daß an ein Nachgeben von englischer Seite nicht zu denken und die Rückgabe Hannovers die erste Bedingung sei für die Wiederherstellung freundschaftlicher Beziehungen. So dauerte dieser seltsame englisch-preußische Krieg fort, bei dem es zu einer militärischen Aktion überhaupt nicht gekommen ist. Preußen war, auch wenn es kriegerische Absichten gehabt hätte, ohne Kriegsmarine kaum in der Lage, die englischen Feindseligkeiten zu erwidern, und England dachte nicht an einen Angriff auf die preußischen Küsten, sondern begnügte sich mit der Blockadeerklärung und der Wegnahme der feindlichen Schiffe. Der preußische Handel allein war es, der die Kosten des Krieges zu tragen hatte.

III

Als Jakobi Ende August in Berlin eintraf, fand er dort eine völlig veränderte politische Lage vor. Am 9. des Monats hatte der König die Mobilisierung des größten Teiles seiner nicht bereits früher auf den Kriegsfuß gesetzten Truppen befohlen. Wenn schon die Anhäufungen französischer Heeresmassen in Süddeutschland und am Niederrhein sowie die Versuche Napoleons, nach Stiftung des Rheinbundes auch Sachsen und Hessen auf seine Seite zu ziehen, lebhafte Besorgnisse hervorrufen mußten, so war für die jetzt getroffenen Kriegsvorbereitungen entscheidend die Nachricht gewesen, daß der französische Kaiser bei den Friedensverhandlungen mit England, ohne jede Anfrage bei der verbündeten preußischen Regierung, die Rückgabe Hannovers zugesagt hatte. Diese eigenmächtige Verfügung über ein Land, das soeben erst durch den Willen und den

Machtspruch des Kaisers eine preußische Provinz geworden war, ließ keinen Zweifel mehr zu über das Schicksal, das Preußen selbst zu erwarten hatte. „Wenn Napoleon in London über Hannover verhandelt, so will er mich verderben“ (il veut me perdre), hatte Friedrich Wilhelm am 8. August an den Zaren Alexander geschrieben. Für Jakobi konnte die Kunde von den englisch-französischen Abmachungen nichts Ueberraschendes haben. Er hatte schon am 8. April berichtet, daß Fox ihm gegenüber gesprächsweise geäußert habe, er würde nicht erstaunt sein, wenn Bonaparte, um seine Friedensvorschläge in London annehmbarer zu machen, versprechen würde, dem König von England Hannover wieder zu verschaffen. Auch in späteren Berichten hatte Jakobi gemeldet, daß einerseits die englischen Minister einig wären, als Bedingung des Friedens mit Frankreich die Rückgabe Hannovers zu fordern, und daß anderseits Napoleon zu verstehen gegeben habe, diese Rückgabe würde keine Schwierigkeit machen (ne trouverait pas de difficulté). Es gehörte die ganze Verblendung und absichtliche Selbsttäuschung des preußischen Kabinetts dazu, um angesichts solcher Warnungen, die ohnehin nur bestätigten, was das natürliche Ergebnis einer englisch-französischen Friedensverhandlung sein mußte, noch bis in den August hinein den Ableugnungen Napoleons zu glauben. Sogar der in London zurückgebliebene Legationssekretär Balan erlaubte sich hierüber eine ironische Bemerkung. „Die englische Regierung,“ berichtete er am 12. August, „schmeichelt sich, bei Frankreich Entgegenkommen in der hannoverschen Angelegenheit zu finden, aber Eure Majestät haben geruht, die Gesandtschaft zu benachrichtigen, daß die Regierung sich täusche.“

Jetzt, wo alle Zweifel geschwunden waren und der Krieg mit Frankreich vor der Türe stand, mußte es natürlich eine der ersten Aufgaben der preußischen Politik sein, die freundschaftlichen Beziehungen zu England wiederherzustellen, zumal da man englische Subsidien für die Kriegführung zu verlangen beabsichtigte. Ebenso klar war der Preis, um den allein die englische Freundschaft zu haben war: Wiedereröffnung der Häfen und Rückgabe Hannovers. Der russische Kaiser riet sofort und dringend zu beiden Maßregeln, aber Friedrich Wilhelm konnte sich nicht entschließen, den notwendigen Verzicht auf Hannover unumwunden auszusprechen. Zwar wurde Balan am 1. September beauftragt, der englischen Regierung mündlich anzukündigen, daß die preußischen Häfen an der Nordsee den englischen Schiffen wieder geöffnet wären und man daher auf Aufhebung der englischen Blockade rechnete, aber wegen Hannovers sollte er nur in allgemeinen Ausdrücken eine spätere Verständigung vorbehalten. Das englische Ministerium, ohnehin von tiefem Mißtrauen gegen das preußische Kabinett und namentlich gegen den Grafen Haugwitz erfüllt, erwiderte, daß es wegen Wiedereröffnung der Häfen eine schriftliche Mitteilung wünsche, zeigte sich jedoch bereit, die Blockade provisorisch aufzuheben, aber nur für eine bestimmte und sehr kurze Zeit. Sollte innerhalb derselben eine Verständigung zwischen den beiden Regierungen nicht zustande kommen, würde die Blockade wieder in Kraft treten. Die beantragte Freilassung der in England gefangengehaltenen preußischen

Matrosen, deren Zahl man auf ungefähr 2000 schätzte, wurde abgelehnt. Wegen Hannover verlangte das Ministerium die bestimmte und formelle Erklärung, daß es zurückgegeben werden solle, dies sei und bleibe die unumgängliche Vorbedingung jeder Annäherung an Preußen.

Inzwischen hatte Jakobi den Befehl des Königs erhalten, nach London zurückzukehren, um dort die so wichtig und dringend gewordenen Verhandlungen mit England weiterzuführen. Friedrich Wilhelm selbst hatte ein Schreiben an Georg III. gerichtet, worin der Wunsch auf Wiederherstellung des guten Verhältnisses zu England ausgedrückt, aber auch jetzt noch eine bestimmte Zusicherung wegen Hannovers vermieden war. Die Wirkung dieser unklugen Zauderpolitik zeigte sich in der Antwort des englischen Königs. Sie ist aus Windsor vom 14. Oktober datiert, dem Tage der Doppelschlacht von Jena und Auerstedt, deren Ausgang freilich in London erst am 27. Oktober bekannt wurde. Die Hauptstellen lauten: „In Beantwortung des Briefes Eurer Majestät kann ich Sie versichern, daß ich so lebhaft wie Sie die Wiederkehr unsrer alten Gesinnungen wünsche. Mit einem sehr schmerzlichen Bedauern sehe ich mich daher in die Notwendigkeit versetzt, Ihnen offen zu gestehen, daß ich weder in den allgemeinen Ausdrücken Eurer Majestät noch in den bisher von dem Freiherrn von Jakobi-Klöst meinen Ministern gemachten Vorschlägen die Bereitwilligkeit Eurer Majestät zu erkennen vermag, die einzige Grundlage anzunehmen, die zur Wiederherstellung des guten Einvernehmens zwischen unsern Völkern führen kann. Diese Grundlage ist die sofortige Rückgabe Hannovers, eine Rückgabe, die notwendig ist für die Interessen meiner Familie und meines Volks und vor allem für meine Ehre. Möge Gott geben, daß Eure Majestät endlich die Notwendigkeit fühlen, mir in dieser Sache ganze und volle Gerechtigkeit widerfahren zu lassen, was ich mit um so größerer Zuversicht erwarte, als kein verständiger Vorwand, sie länger hinauszuschieben, angeführt werden kann angesichts der Stellung, die Frankreich augenblicklich Eurer Majestät gegenüber einnimmt. Möge mir diese Gerechtigkeit zuteil werden, und es wird kein weiteres Hindernis für den Frieden bestehen . . .“

Der Eindruck, den dieses Schreiben machen mußte, wurde noch durch die Meldung von Jakobi verstärkt, daß, sobald das verlangte Versprechen wegen Hannover vorläge, England die preußische Sache mit Geld und Waffen unterstützen werde und zur sofortigen Zahlung von einer halben Million Pfund Sterling bereit sei. Es bedurfte jedoch keiner weiteren Argumente, um Friedrich Wilhelm zur Nachgiebigkeit zu bestimmen. In der politischen und militärischen Notlage, in der sich Preußen damals befand, konnte von einem Widerstand gegen die Forderung Englands ohnehin keine Rede mehr sein. Durch einen Erlaß aus Osterode vom 20. November wurde Jakobi ermächtigt, amtlich zu erklären, daß der König auf jedes Recht auf Hannover ausdrücklich und endgültig verzichte. Noch bevor dieser Erlaß in die Hände Jakobis gelangte, hatte dieser durchgesetzt, daß die letzten englischen Feindseligkeiten gegen Preußen, die eine Folge des Seekrieges waren, tatsächlich eingestellt wurden.

In der Londoner Hofzeitung vom 21. November erschien eine Bekanntmachung, wonach die Kommandanten der englischen Kriegsschiffe Befehl erhalten hätten, in Zukunft keine preußischen Schiffe, die einen friedlichen und erlaubten Handel trieben, anzuhalten oder aufzubringen. Hiermit waren die sogenannten Generalrepressalien, die den Krieg eingeleitet hatten, zurückgenommen. Dagegen fand der Gesandte kein Gehör bei einer zweiten, ebenfalls mit den Kriegsereignissen zusammenhängenden Forderung, die er im Auftrage seiner Regierung zu stellen hatte. Diese ging dahin, Ersatz zu beanspruchen für die preußischen Handelsfahrzeuge, die während der Feindseligkeiten weggenommen, von dem englischen Admiralitätsgericht als gute Prisen verurteilt und dann verkauft waren — ein Verlangen, das jedes Rechtsgrundes entbehrte und selbst am Schluß eines siegreichen Krieges nicht erhoben zu werden pflegt.[1]) Die englische Regierung erklärte denn auch in sehr bestimmter Weise, daß derartige Reklamationen, da die Beschlagnahme und Verurteilung der Schiffe in einem gerechten Kriege erfolgt sei, nach den geltenden völkerrechtlichen Regeln absolut zurückgewiesen werden müßten. Dagegen wurden die im Laufe des Krieges gefangenen Offiziere und Mannschaften der preußischen Handelsschiffe jetzt in Freiheit gesetzt.

Zur vollständigen Wiederherstellung der regelmäßigen Beziehungen zwischen Preußen und England fehlte noch der Abschluß eines formellen Friedensvertrages. Da Jakobi hierfür keine Vollmachten besaß und überdies die schwierige und unsichere Verbindung zwischen London und dem mit den Kriegsereignissen wechselnden Sitze der preußischen Regierung große Verzögerungen hervorgerufen hätte, entsandte die englische Regierung zu diesem Zweck Lord Hutchinson in das preußische Hauptquartier. Zwischen diesem und dem General Zastrow, dem damaligen Minister der auswärtigen Angelegenheiten in Preußen, wurde dann am 28. Januar 1807 zu Memel ein Friedens- und Freundschaftsvertrag abgeschlossen. Dem Vertrage war ein Geheimartikel über Subsidien beigefügt, den Hutchinson ohne spezielle Vollmacht nicht mitunterzeichnen wollte. Die Verhandlungen wegen eines besonderen Subsidien- und Allianzvertrags sollten infolgedessen durch Jakobi in London weitergeführt werden. Indessen auch das Inkrafttreten des Friedensvertrages wurde noch durch unvorhergesehene formelle Schwierigkeiten verzögert. Der Austausch der Ratifikationen hätte nach völkerrechtlicher Praxis an dem Orte der Unterzeichnung des Vertrages, also in Memel, stattfinden müssen. England erklärte jedoch in diesem Fall einen Austausch in London vorzuziehen, so daß die Uebersendung einer besonderen Vollmacht an Jakobi nötig wurde. Dabei stellte sich heraus, daß man bei seiner eiligen Rückkehr nach London und dem kurz darauf folgenden Wechsel im preußischen Ministerium durch den Rücktritt von Haugwitz ganz vergessen hatte, ihm ein neues Be-

---

[1]) Beispielsweise bestimmte Artikel 13 des Frankfurter Friedens vom 10. Mai 1871, daß die deutschen Schiffe, die durch französische Prisengerichte vor dem 2. März 1871 (dem Datum des Austausches der Ratifikationsurkunden der Versailler Friedenspräliminarien) kondemniert waren, als endgültig kondemniert angesehen werden sollten. Frankreich hatte für sie also keinen Ersatz zu leisten.

glaubigungsschreiben mitzugeben oder nachzusenden, wie dies nach dem erfolgten Abbruch der diplomatischen Beziehungen erforderlich war. Infolgedessen konnte Jakobi in seiner Eigenschaft als Gesandter noch nicht offiziell anerkannt werden. Seine ganze Tätigkeit trug, streng genommen, mehr einen privaten als einen amtlichen Charakter. Das englische Ministerium, immer voll Argwohn, daß Preußen einen Separatfrieden mit Frankreich abschließen würde, glaubte in dieser unklaren Stellung Jakobis eine geheime Absicht zu erkennen, während lediglich ein Versehen vorlag, und zeigte daher bei den Verhandlungen über die Subsidien die größte Zurückhaltung. Inzwischen wurden Jakobi unter dem 5. April 1807 seine neuen Kreditive zugeschickt und dabei der Wunsch ausgedrückt, daß jetzt auch England wieder einen ständigen Gesandten bei dem preußischen Hofe beglaubigen möge. Am 30. April konnte dann die Auswechslung der Ratifikationen des Friedensvertrages stattfinden, womit die Episode des englisch-preußischen Krieges ihren formellen Abschluß erreicht hatte, einen Abschluß, gleich unbefriedigend für beide Teile, — Hannover, das anfängliche Streitobjekt, war inzwischen wieder in die Hand Napoleons gefallen, und ebenso waren die preußischen Nordseehäfen, deren Schließung gegen die englische Flagge als Hauptgrund für die Kriegserklärung gedient hatte, von französischen Truppen besetzt und abermals, und zwar strenger als zuvor, für den englischen Handel gesperrt. Irgendwelchen materiellen Gewinn hatte England daher nicht erlangt, Hannover blieb verloren, die Verbindung mit dem Kontinent unterbrochen. Preußen dagegen mußte seine politischen Fehler bei den Verhandlungen über Hannover, abgesehen von den empfindlichen Verlusten, die seine Schiffahrt und sein Handel erlitten, damit büßen, daß es beim Ausbruch des Entscheidungskampfes gegen Napoleon der Bundesgenossenschaft und der Unterstützung Englands entbehrte. Der einzige, der aus der Entzweiung der beiden Mächte Vorteil gezogen hatte, war deren gemeinschaftlicher Feind, der französische Kaiser, gewesen.

Slowakische Dörfer

Eine Skizze

von

Gräfin Ilda Dezasse

Sie sind weder malerisch gelegen, noch machen sie Anspruch auf besondere Sauberkeit, und doch erscheinen sie belebt durch eine ganz eigentümliche Anmut und Poesie, wenn auch ihre Bewohner nichts weniger als poetisch sind; es liegt wohl daran, daß ihre kleinen Hütten mit den weißen, grell bemalten Arabesken an den Fassaden von so hohen dunklen, verwitterten Strohdächern beschirmt sind, daß es fast so aussieht, als wären es dicke warme Wintermützen von Pelz, die sich die Häuschen über die Ohren gezogen haben und unter denen sie nun mit ihren beiden blanken Augen neugierig hervorgucken — oder vielleicht

sind es die Mädchen in ihren kurzen faltigen Röcken, die vor der Türe sitzen und spinnen, die diesen anmutigen Eindruck hervorrufen — oder der Ziehbrunnen aus alten Zeiten, der von schwätzenden Frauen belagert wird.

Mich treibt es immer wieder zu ihnen hin, besonders an Spätsommerabenden, wenn das Volk vom Felde heimkehrt und sich sein ganzes armes Leben vor den Türen der Hütten abspielt.

Gewiß, es gibt Straßen, die weniger staubig sind, und kiesbestreute Parkwege, auf denen sich's bequemer geht; aber auch die hartgetretenen schmalen Pfade, die durch die Blavawiesen zu den verstreut liegenden Dörfern führen, haben ihre Reize.

Ueber den Wiesen schwankt weißlicher Nebeldunst und am westlichen Horizont zeichnet sich veilchenfarbig die Silhouette der kleinen Karpaten ab, hinter der die Sonne glutrot in ein Meer schwimmender Goldtöne versinkt.

Scharen weißer Gänse beleben das satte Kleegrün, und die diversen Gänse-Marischkas und Gänse-Ullas, die hier die sonst üblichen Gänse-Lieseln ersetzen, stehen dazwischen; die kurzen Röckchen flattern über den braunen Beinen, die roten Kopftücher glänzen im Abendscheine; jede hält ein Weidengertchen in der Hand und macht eine sehr wichtige Miene.

Gescheckte Kühe grasen friedlich; etwas seitlich auf einem Weidenstrunk, nahe dem Bache, sitzt mein kleiner Freund, der Hirt, und bläst auf seiner Okarina.

So oft er mich von weitem kommen sieht, stimmt er einen langsamen, melancholischen Walzer an, der seit einem Jahre hier modern ist, den die Zigeuner bei jeder Gelegenheit immer wieder zum besten geben, und den ich besonders liebe. — Kein Mensch weiß, wie er heißt; der Primas nennt ihn „Londonban", aber dieser Tingeltangelname paßt mir nicht zu der schwermütigen Melodie, die Anklänge an alte ungarische Volkslieder aufweist.

Knapp vor dem Dorfe teilt sich der Bach in mehrere Arme, versumpft zwischen Lehmwänden, und bildet schlammige Pfützen; das ist der Tränk- und Badeplatz für die Schweine, und behaglich sieht man ganze Familien dieser rosigen und schwarzen Vierfüßler im Wasser herumwaten; zwischen ihnen, jubelnd und sich balgend, tummelt sich die Zukunft der slawischen Nation; denn der Slowak hat eine gute Eigenschaft: er liebt seine Schweine und nimmt keinerlei hochmütigen Anstoß daran, wenn seine Kinder deren Sommerfreuden teilen. Wenn die Schweine nach langer Winterhaft im finsteren Koben zum erstenmal vom Gemeindehirten auf die Weide getrieben werden, so geht die halbe Dorfjugend singend mit, und die Frau, die eben einem Kinde das Leben schenkte, legt das Neugeborene eilends weg, um vor allem noch die vierfüßigen Hausgenossen zu verpflegen, ehe sie ihr Lager wieder aufsucht, um sich von ihren Leiden zu erholen.

Es ist ein schreiendes, grunzendes Durcheinander in diesen schlammigen Tümpeln von Tieren und Kindern; hochauf spritzt das graue Wasser, und der zähe braune Lehmschlamm legt sich wie ein feines, dunkles Tuch um die zappelnden Beinchen und nackten Körper.

Der Tränke gegenüber steht die kleine, armselige Kirche inmitten des Gottesackers; er ist so verwahrlost wie alle Friedhöfe in Oberungarn, denn der Slowake hat eine schlechte Eigenschaft: er vergißt seine Toten.

Stirbt da Einer im Dorf, so jammern seine Angehörigen herzbrechend, und auch die ganze Gemeinde muß mitjammern; und solange die Leiche im Hause aufgebahrt bleibt, wird die dumpfe, kleine Stube, in der sie liegt, nicht leer von Besuchern, die sich Kopf an Kopf drängen, um den Toten zu sehen. Besonders bei Fällen von ansteckenden Krankheiten macht diese Sitte den Behörden und dem Kreisarzt viel zu schaffen.

Sobald der Verstorbene aber einmal unter der Erde ruht, ist er vergessen; und darum trennt den Friedhof auch kein Zaun aus Weidengeflecht, keine lebende Hecke, ja nicht einmal eine primitive Lehmmauer von der Außenwelt; ungehindert grasen die Ziegen, wühlen die Schweine und schnattern die Gänse zwischen den stillen Hügeln.

Und wenn der neue Pfarrer geldgierig ist und von den uralten Linden, die als einziger Schmuck am Kirchhof stehen, eine um die andre fällen läßt, weil er für das Holz ein schönes Stück Geld bekommt, so wird's der slowakische Bauer ruhig geschehen lassen; denn Denen da unten nützt's ja nichts mehr, wenn die goldigen, duftenden Blüten auf sie herabfallen, und sie haben auch nichts davon, wenn die Singvögel, die in den Zweigen nisten, zur Frühlingszeit ihr schönstes Konzert anstimmen.

Mein Gott, das Leben stellt so große Anforderungen an die Ueberlebenden; es gibt Arbeit und Not, Hochzeiten und Kirchweih, Erntefreuden und Schweineseuchen — da kann man nicht mehr Derer gedenken, die vorangegangen sind. Ihnen ist wohl! Und ein von Brennesseln überwucherter Hügel, mit einem windschiefen Holzkreuzchen darauf, oder einer verrosteten Blechtafel mit dem Namen des Verstorbenen, ist das einzige, was an ihn erinnert; wenn's hochkommt, so steht ein steinernes Kreuz auf dem Grab, aber auch das ist halb versteckt im Lyziumgestrüpp und wilden Hopfen; und blüht doch dann und wann ein blauer Rittersporn oder ein Nelkenstäudchen zwischen all dem Unkraut, so war's der Wind, der mitleidig den Samen von einem fernen Gärtchen herübertrug.

Schwarz und düster ragen die Strohdächer des Dorfes in den goldigen Abendhimmel; es ist eigentlich immer dasselbe, wenn man durch so ein Dorf geht, ob es nun Bohunicz oder Zelenitz oder Miestriczko heißt oder einen stilvoll magyarisierten Namen trägt. Es ist immer wieder diese breite, zerwühlte Straße mit ihren tief ausgefahrenen Geleisen, zu deren beiden Seiten, von mageren Akazienbäumen überragt, die niederen, strohgedeckten Hütten stehen; und zu allen Jahreszeiten sitzen kleine, schmutzige, blonde Kinder vor den Türen im Staub, die kleine, aus bunten Perlen gehäkelte Mützchen tragen und sonst weiter nichts als im besten Falle noch ein Hemdchen aus grobem Leinen, das kaum über den Magen reicht und nach allen Seiten offen steht.

Vom andern Ende der Straße wälzt sich eine enorme Staubwolke heran,

aus der sich Kühe und Jungochsen herauslösen, um einzeln oder paarweise unter dem Gejohle der Hirten und dem Kreischen der Kinder, mit übermütigen Bocksprüngen und hochgehobenen Schwänzen in den diversen Hoftoren rechts und links zu verschwinden.

Dann folgen die Ziegen; es ist ein reges Leben, beinahe wie auf der Ringstraße in Wien, nur etwas primitiver und ursprünglicher.

In den Hüttentüren stehen Mädchen, die kurzen weißen, gestickten Hemden, die kaum bis zur Hüfte reichen, lose über den Rock herabhängend; die Arme in die Seiten gestemmt, blicken sie einem Manne nach, der langsam und müde vorwärts schreitet; unbeweglich schaut das braune bartlose Gesicht unter den dunkeln Haarsträhnen hervor; er ist in seinen dicken Schafpelz gewickelt, obwohl es Sommer ist, und trägt an einem Schulterriemen einen runden flachen Korb, der mit Kochlöffeln, Schächtelchen und Holzspielsachen gefüllt ist; ununterbrochen bläst er auf seiner kleinen Holzflöte, um die Leute auf seine Gegenwart aufmerksam zu machen. Immer dieselben drei oder vier Töne sind es, hoch und dünn, aber rhythmisch wiederkehrend, in endloser, trübseliger Melodie.

Zahllose Hunde mit ruppigem Fell, deren Rasse niemand kennt, mager und schmutzig, stürzen mit wütendem Gebell aus den Hoftoren hervor und belästigen die Vorübergehenden; warum sie von den Bauern gehalten werden, weiß niemand; sie bekommen nie Futter, sind immer halbverhungert und der Schrecken aller Jagdherren, denn sie sind zum Hasenfang abgerichtet.

Das rhythmische Klappern fleißiger Dreschflegel aus den Scheuern, der Gesang der Schnitterfrauen, die, den Heurechen über der Schulter, heimkehren, das alles läßt keine Abendstille aufkommen.

Vor den Gartentoren reutern noch einige besonders tätige Bauern ihr Korn mit einer kleinen Putzmaschine. Maisbeladene Leiterwagen, von mageren Kühen gezogen, halten vor den Häusern; Weiber laden die goldigen Kolben ab und hängen sie wie Trauben unter die vorspringenden Dächer, über den grellbemalten Fries.

Kinder jeden Alters führen die gewagtesten Turnkunststückchen auf den Deichseln und Rädern der Wagen auf. Um die Brunnen herum stehen schnatternde Gruppen von Frauen, die in Holzeimern und bemalten Tonkrügen Wasser holen.

Hinter den letzten Häusern des Dorfes, von ihnen getrennt durch tiefe Lehmgruben, die sich plötzlich und unvermittelt auftun wie Abgründe, steht die Zigeunerhütte; noch niederer als die Bauernhäuser duckt sie sich zur Erde, noch verwitterter und schadhafter ist ihr Dach; unverglast, wie aus einer Ruine, starren die Fensterhöhlen; ungeweißt und unbemalt, braun wie der Lehm, aus dem sie entstanden sind, von Rissen durchquert, ragen die Mauern — nur Disteln und wilde Kamillen blühen hier. — Um das Abendbrot herum, auf dem Platz vor der Hütte hockt die ganze Familie — es sind über zwanzig Personen, und man fragt sich nur, wie sie alle in diesen Mauern Platz finden können; halb nackt, braun wie Indianer liegen sie auf der Erde; sie sind getauft und Christen, aber

niemals betreten sie die Kirche; sie sind Ungarn, aber sie reden eine fremde Sprache; jedes Dorf hat eine solche Niederlassung seßhafter Zigeuner; sie schmieden Ketten und machen Ziegel aus Lehmerde; und wenn Sonntags im Hostinec (Gasthaus) getanzt oder eine Hochzeit gefeiert wird, holen sie ihre abgeschabten schwarzen Röcke hervor, und weiße Kleidungsstücke, die einmal Hemden waren, und spielen zum Tanze. — So leben sie, Mitglieder der Gemeinde, abgesondert und gemieden von den andern, doch mitten unter ihnen.

Ein dünner schwarzer Rauch steigt aus dem geborstenen Rauchfang empor; ein fader Geruch angebrannten Fleisches zieht durch die Luft, denn die Zigeuner essen immer Fleisch; ein Schweinchen, das dem Rotlauf, ein Huhn, das der Geflügelpest erlegen ist, findet man stets, und müßte man es kaltbegossen aus der Grube ziehen, in der die Kadaver verseuchter Tiere unter der Aufsicht des Notärs eingegraben werden!

Noch ein paar Schritte, und dann kommt man wieder an den Bach. Ein merkwürdiges Zwielicht erfüllt die Luft; der letzte rötliche Abendschein vermischt sich mit dem Silberglanze des Mondes; den Mond selbst sieht man nicht; das Filigrangitter der Weidenwipfel versteckt ihn zeitweise; nur sein Spiegelbild glänzt aus den bleifarbenen, dunkeln Wassern der Blava herauf.

Der Lärm aus dem Dorfe verhallt in der Ferne. Die Glocken fangen an zu läuten; es ist ein dünnes, hilfloses Gebimmel, jämmerlich und armselig, wie die vernachlässigten Kirchlein, aus denen der Schall dringt; die Glocke von Pagyerócz macht den Anfang; die Kirchtürme der Nachbardörfer antworten; zitternd und unmelodisch steigt der Klang an und vibriert langsam ersterbend über die Ebene hin.

Feierabend.

Fünfzig Jahre deutscher Technik

Von

Franz Bendt

Die physikalischen Wissenschaften hatten in der Mitte des vorigen Säkulums einen gewissen Abschluß erreicht. Die Grundlagen der elektrischen Phänomene und des Magnetismus, ebenso die Erscheinungen des Lichtes, der Wärme u. s. w. waren geklärt worden und ihre Beziehungen zueinander durch das große Gesetz von der Erhaltung der Energie zahlenmäßig festgestellt. Die Chemie wiederum ging auch in ihren organischen Bindungen ihrer Sprödigkeit verlustig und warf sich wie eine junge Braut an die Brust kühner Werber und überschüttete sie und berauschte sie mit ihren Gaben. Es war Frühling geworden; und die Forscher durften an die Arbeit gehen, um zielbewußt zu säen. Kein Zweifel konnte mehr bestehen, wenn die Saat reif war, mußte die Ernte un-

ermeßlich werden. Ein eigentümlich frischer Zug machte sich damals unter den Forschern bemerkbar, um den sie die jetzige Generation beneiden muß.

Die Zahl der großen Männer im Gebiete des Naturwissens war um die Mitte des vorigen Jahrhunderts so bedeutend, daß man in der Geschichte der Wissenschaft vergebens nach einer verwandten Periode suchen muß. In der Chemie hatte man die Arbeiten von Liebig, Hofmann und Bunsen zu bewundern. Die Physik empfing durch Helmholtz, Kirchhof, Clausius, Neumann, Siemens und Dove ihre erste große Abrundung. Und am mathematischen Himmel begann neben Gauß, dem wahrhaft Großen, und seinem Schüler Riemann der junge Weierstraß als glänzendes Gestirn aufzugehen. Das waren in diesen Fächern nur die hervorragendsten deutschen Vertreter ihrer Wissensklasse. Fast will's scheinen, als ob ein ungeklärtes Prinzip die trostlosen politischen Zustände damals durch den Glanz der wissenschaftlichen Leistungen ausgleichen wollte. Die Arbeiten dieser Großen beschäftigten sich zumeist mit dem „Was“ und „Wie“; und die daraus resultierenden reichen Kenntnisse gaben der Menschheit Gewalt über die Kräfte der Natur. In diesem Frohgefühl der Kraftbeherrschung erwuchs der Wunsch der jugendfrischen Generation, die neu erforschten Kräfte auszumünzen.

Die reiche Ernte, welche die Naturwissenschaften in der Mitte des neunzehnten Jahrhunderts gezeitigt haben, gab den Samen, aus dem die moderne Technik erblühte. So setzt denn in den fünfziger Jahren das Zeitalter der Technik mit großen energischen Schlägen ein.

In der ersten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts fiel die Pflege der exakten Wissenschaften hauptsächlich Frankreich und England zu. Erst nach der Begründung des chemischen Laboratoriums zu Gießen durch den neuen Phönix Justus von Liebig und nachdem ein Stab junger Chemiker, von seinem Geiste angeregt, sich dort gebildet hatte, fing in Deutschland die strenge chemische Forschung an, sich technischen Problemen zuzuwenden. In englischen und französischen Etablissements hatte man sich bisher mehr auf gut Glück den praktischen Untersuchungen gewidmet. Jetzt entwickelte sich, auf genau bestimmten wissenschaftlichen Pfaden, unter wesentlich deutschen Einflüssen, eine chemische Industrie. Leider fanden in deutschen Landen die jungen Forscher nur selten eine Stätte, die ihnen die Möglichkeit gab, sich mit Nutzen zu betätigen. Sie zogen ins Ausland; und so erwuchs anfangs die chemische Technik auf englischem und französischem Boden zum Nutzen der Fremden. Ein glänzendes Beispiel bot die Tätigkeit des jungen August Wilhelm von Hofmann dar, der die gewaltige Technik der Teerfarben in Englands Grenzen vorbereitete und entwickelte.

Um die gleiche Zeit etwa beginnt auch die Wirksamkeit von Werner Siemens, des Mannes, den man mit Recht als hauptsächlichen Erwecker technischer Kunst und industriellen Verständnisses in Deutschland zu nennen pflegt. Daß aber viele Männer in jener Zeit sich des Bedürfnisses bewußt waren und daß überall auf deutschem Boden sich die Intelligenz zu regen begann mit dem Bestreben, die Ergebnisse der Wissenschaft im Interesse des praktischen Lebens auszunutzen, beweist der Zusammentritt einer Anzahl junger Techniker im Jahre 1856 zur

Begründung eines Vereins deutscher Ingenieure, dessen fünfzigjähriges Bestehen wir kürzlich feiern konnten. Gelegentlich des zehnjährigen Stiftungsfestes des Zeichenvereins „Hütte“ fanden sich damals dreiundzwanzig junge Ingenieure in Halberstadt zusammen. Während froher Fahrt nach Alexisbad, auf hohem Leiterwagen, wurde der langgehegte Plan reif, einen Verein deutscher Ingenieure zu begründen. In dem später festgelegten Gründungsplane wurde zum Ausdruck gebracht, daß der Verein die technischen Interessen des ganzen Deutschland vertreten solle, wenn es auch noch kein geeinigtes Deutschland gab, und daß das durch Bildung von Bezirksvereinen und durch Begründung einer großen technischen Zeitschrift erstrebt werden sollte. Der jugendliche Franz Grashof, der bedeutendste Technologe in jenen Tagen und erster Direktor des Vereins, schildert die Gründung nicht ohne Humor: „Wenn man bedenkt, daß dreiundzwanzig meist ganz junge Männer eines Tages den Verein als Verein deutscher Ingenieure für konstituiert erklärten und den Beschluß faßten, daß nach einem halben Jahr eine Vereinszeitschrift monatlich erscheinen solle ohne eine ausreichende finanzielle und geistige Grundlage, so muß uns das heute allerdings als ein recht gewaltiges Unternehmen erscheinen.“

Am stärksten wurde in neuerer Zeit die Laienwelt durch die Entwicklung der elektrischen Technik gefesselt. Das Geheimnisvolle, das die Elektrizität umgibt, reizt die Neugierde und zwingt die Menge in ihren Bann. Die Erfindung der elektrischen Telegraphie durch Gauß und Weber, die Entdeckung Steinheils, daß zur Führung des Telegraphierstromes nur eine Leitung notwendig sei und die Erde den Strom selbständig zurückleitet, die vielen Apparatkonstruktionen Werner Siemens' und seine Isoliermethoden, die es möglich machten, die Telegraphenkabel in den Boden zu verlegen, zeigen u. a. den Anteil, den Deutschland von Beginn an an der Ausgestaltung dieser Künste hatte, und verkünden das Erwachen des praktischen Genius bei unsern Landsleuten.

Das fast revolutionäre Einsetzen der Technik hängt aber mit einem besonderen Ereignis zusammen.

Im Dezember 1866 führte Werner Siemens einer Anzahl Berliner Physiker und Ingenieure eine kleine unscheinbare, nur aus Drahtwindungen aufgebaute Maschine vor, die durch Drehung einer Kurbel verblüffend starke elektrische Ströme erzeugte. Die Umdrehungskraft des Armes wurde also durch die Maschine in elektrischen Strom umgewandelt. Der Erfinder bezeichnete sie deshalb als Dynamomaschine. Sie ist das glänzendste und interessanteste Beispiel für das universelle Gesetz von der Erhaltung der Energie, nach dem die Naturkräfte ohne Rest ineinander geführt werden können. Hermann Helmholtz und Robert Mayer hatten das Gesetz entdeckt und wissenschaftlich begründet; Werner Siemens hat seine wichtigste Anwendung ermöglicht. Das war gewiß ein Triumph deutscher Geistesarbeit!

Der Vortrag, in dem vor der Akademie der Wissenschaften zu Berlin die Siemenssche Erfindung geschildert wurde, schließt mit den Worten: „Der Technik sind gegenwärtig die Mittel gegeben, elektrische Ströme von unbegrenzter Stärke

auf billige und bequeme Weise überall da zu erzeugen, wo Arbeitskraft disponibel ist. Diese Tatsache wird auf mehreren Gebieten derselben von wesentlicher Bedeutung werden." Die Prophezeiung hat sich durchaus bewahrheitet. Die Dynamomaschine bildet die Grundlage des Riesenzweiges moderner Ingenieurkunst: der Elektrotechnik. Eine Name übrigens, der auch dem Vater der Dynamomaschine zu verdanken ist.

Die letzten Jahrzehnte des verflossenen Säkulums sind hauptsächlich der Ausgestaltung und Anwendung der Siemensschen Maschine geweiht. Sie inaugurierte und schuf unser elektrisches Zeitalter.

Die Dynamomaschine stellt sich als ein Universalapparat dar. Was sie leistet, hat kein andrer Mechanismus vorher und nachher darbieten können. Ihre billigen und starken Ströme liefern das wohlfeilste und schönste Licht, das den Strahlen des Tagesgestirns Konkurrenz zu machen vermag; und die gewaltige Energie der Ströme zwingt leicht die Materie und zersetzt und bindet sie. Zu alledem bringt das Kind Werner Siemens' etwas ganz Neues in die Maschinenpraxis hinein. Dreht man den beweglichen Teil der Vorrichtung, dann entstehen die vielgepriesenen und hochgeschätzten Ströme; sendet man aber wiederum diese in die festen Teile einer zweiten Dynamo, so beginnen deren bewegliche Teile zu rotieren und schaffen mechanische Arbeit. Man begreift, Werner Siemens hatte ein Recht zu sagen, daß seine Maschine in vielen Gebieten des technischen Lebens von hervorragender Bedeutung sein werde. In der Tat sind denn auch die siebziger und achtziger Jahre des vorigen Jahrhunderts reich an technischen Sensationen in diesem Sinne gewesen. Am interessantesten war Siemens' Versuch im Jahre 1879 auf der Gewerbeausstellung zu Berlin, als er mittels einer Dynamomaschine die erste elektrische Eisenbahn vorführte. Die elektrische Eisenbahn ist ein spezieller Zweig der Kraftübertragung. Seitdem hat sie in allen Zweigen des Alltags- und gewerblichen Lebens Triumphe gefeiert.

Eine von den Haupttugenden der Dynamomaschine liegt in der großen Wohlfeilheit ihrer Betätigung; durch sie ist der elektrische Strom zu einem Massenartikel geworden. Schon im Beginn des vorigen Jahrhunderts bewunderte man die Schönheit des elektrischen Lichtes, aber es blieb bis auf Siemens bei der Bewunderung. Die Billigkeit der Ströme veranlaßte Hefner von Alteneck, seine Differentiallampe zu konstruieren, die in Verbindung mit der Edison-Lampe die wirtschaftlichen und technischen Schwierigkeiten hob.

Der so erfochtene Sieg der elektrischen Beleuchtung vernichtete damals einen ausgereiften andern Industriezweig, die Gasbeleuchtung. Es galt für den Gastechniker, den Kampf ums Dasein aufzunehmen. Durch die Erfindung des Gasglühlichtes durch Auer von Welsbach kam denn auch tatsächlich der Siegeslauf der Elektriker zu einem unerwarteten Stillstand. Lange schwankte der Kampf hin und her. Er trug dazu bei, daß die Lichttechniker beider Parteien ihr ganzes Können einsetzten. Die Erfindung der Nernst-Lampe, der Osmium- und der Tantallampe zeigen die hohe augenblickliche Stellung an, welche die elektrische Beleuchtung auf dem Weltmarkte errungen hat.

Eine gleichfalls wesentlich deutsche Schöpfung besteht in dem sogenannten Regenerativverfahren, durch das man fähig ist, die Hitze unsrer technischen Oefen sehr wesentlich zu erhöhen. Es hängt mit den stolzesten Erfolgen unsrer Technik, mit den Bestrebungen der „Krupps" zusammen. Fast unnötig ist es, hierbei an die Erfindung des Gußstahls zu erinnern, der sich als vortrefflichstes Material für die neuen Riesengeschütze erwies. Der Gußstahl und die Erfindung des Rundkeilverschlusses der Geschütze machte Krupp zum Hauptlieferanten auf dem Erdenrund in bezug auf Kriegsmaterial aller Art. Die Kruppschen Werke wurden von keinem Industriellen des In- und Auslandes in der Originalität der Produkte und dem Umfange der Arbeitstätten erreicht. Ist das Material der Firma Krupp mustergültig für die Herstellung gewaltiger Metallstücke und für die Riesen unter den Geschützen, so liefern die Grusonwerke Panzerplatten, die überall in der Kulturwelt die Konkurrenz schlagen ... Wer ein Bild von der hohen Stellung der deutschen Technik zeichnen will, muß es als künstlerische Hauptpflicht betrachten, nicht vollständig sein zu wollen. Die deutsche Arbeit auf technischem Gebiete ist so überwältigend groß, daß das drängende Gewühl der Einzeleroberungen einen klaren Ueber- und Einblick verwirren und zerstören müßte. Die Kunst der Schilderung dürfte darin liegen, in einigen Musterbeispielen zu zeigen, daß die großen Welterfindungen zum reichlichen Teil aus deutschen Köpfen hervorgegangen sind und zur Erziehung des modernen Menschen beigetragen haben.

Am stärksten hat die nicht leicht verblüfften Kinder unsrer Tage „die Telegraphie ohne Draht" in Erstaunen gesetzt, und jedermann weiß: sie ist des Italieners Marconi Erfindung. Die elektrischen Wellen durchkreuzen bei ihrer Betätigung frei den Raum und übertragen unsre Botschaften nach jeder gewollten Richtung. Aber die elektrischen Wellen erkannte und erzeugte und lehrte zuerst behandeln: der deutsche Physiker Heinrich Hertz.

Wir knüpften einleitend an die Tätigkeit A. W. von Hofmanns an. Bei der Fabrikation des Leuchtgases aus den Steinkohlen bildet sich als Nebenprodukt der Steinkohlenteer. Seiner Untersuchung hatte sich Hofmann gewidmet und festgestellt, daß eine Unendlichkeit von Stoffen aus ihm gewonnen werden könne. Die Lebensarbeit Hofmanns besteht zum großen Teil in der Ermittlung des gesetzmäßigen Verhaltens der Produkte des Steinkohlenteers. Unter diesen beschäftigte ihn mit Vorliebe ein farbloses, stark lichtbrechendes Oel, das Anilin. Zur Zeit, als im Royal College of Chemistry zu London solche Untersuchungen unter Hofmanns Leitung erweitert und vertieft wurden, trat der junge Engländer William Henry Perkin dort als Student ein, um sich mit Hofmanns Methoden vertraut zu machen. Gelegentlich stellte er sich hierbei die Aufgabe, künstliches Chinin zu erzielen. Dazu behandelte er eine Lösung von Anilin mit chromsaurem Kali und erhielt sofort einen schwarzen Niederschlag. Unter dem Einflusse Hofmannscher Ideen vermutet er einem neuen Farbstoffe auf die Spur gekommen zu sein. Tatsächlich entwickelt sich aus dem Niederschlag eine schöne violette Lösung, die Seide prächtig färbt, und zwar echt färbt.

Es war das sogenannte Mauvein, die erste Anilinfarbe, deren Herstellungsmethode Perkin zufällig ermittelt hatte. Am 26. August 1856 meldete er auf das Mauvein ein Patent an und gründete die Firma „Perkin & Sons“.

Das gab die Veranlassung, daß A. W. von Hofmann sein reiches Wissen in die Lösung praktischer Aufgaben stellte. Er fand u. a. das Fuchsin aus Anilin und Chlorkohlenstoff, das den Riesenerfolg der Anilinfarbenindustrie inaugurierte. Waren in der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts französische und englische Fabrikanten Herrscher auf dem Weltmarkte der Farben, so hat seit 1856 Deutschland die andern Nationen geschlagen.

Das laufende Jahr ist für den deutschen Techniker ein höchst erfreuliches. Der Verein deutscher Ingenieure sieht in ihm auf ein halbes Jahrhundert ruhmreicher Tätigkeit zurück und die Farbtechniker fügen ein grünes Blatt dem Lorbeerkranze deutscher Technikertätigkeit hinzu.

Der Verein deutscher Ingenieure, der gegenwärtig mehr als zwanzigtausend Mitglieder besitzt, hat die Pläne, die einst dreiundzwanzig junge Männer entwarfen, erfüllt und die Entwicklung der Ingenieurkunst mit höchstem Erfolge gefördert. Sein Streben war in dem halben Jahrhundert seiner Wirksamkeit besonders darauf gerichtet, die Ausbildung der mittleren und akademischen Ingenieurkreise fachgemäß zu ordnen und die allgemeinen Aufgaben zu lösen, die eine so große Interessengemeinschaft im rechtlichen und Wirtschaftsleben findet. Der Ausbau der deutschen technischen und industriellen Gesetzgebung verdankt dem Verein deutscher Ingenieure wesentlich ihre Anregung und Unterstützung.

Die deutsche Technik kann stolz sein in unsern Tagen. Sie braucht sich nicht nur in historischen Erinnerungen zu sonnen, sondern sie steht in voller Jugendkraft an erster Stelle im Konzert der konkurrierenden Nationen. Eine der schönsten Unternehmungen war vor kurzem mit dem Zusammentritt deutscher Großindustrieller und deutscher Banken zur Ermittlung einer praktischen Methode für den Schnellverkehr verbunden. Auf pekuniäre Erfolge konnte vorläufig durchaus nicht gerechnet werden. Wie jedermann weiß, haben diese Untersuchungen ein glänzendes Resultat gezeitigt. Durch die elektrischen Schnellbahnen sind wir jetzt befähigt, unsre träge Körperlichkeit mit einer Geschwindigkeit, die zweihundert Kilometer in der Stunde übertrifft, zu befördern. Das ist ein uneigennütziger Sieg deutscher Technik ganz im Sinne unsrer Väter, deren Brust von Idealen geschwellt war.

Die letzten fünfzig Jahre sind einem steilen Bergpfade zu vergleichen, der durch äußerst schwierige Gelände zu stolzer Höhe geführt hat!

Zur Beschränkung des englischen Kabelmonopols

Von

Dr. R. Hennig (Berlin)

Bei der Einschränkung des englischen Kabelmonopols, die bekanntlich alle nichtbritischen großen Nationen mit überseeischen Interessen seit einer Reihe von Jahren einmütig und mit Erfolg anstreben, sind nicht nur hohe politische, unter Umständen auch strategische Interessen im Spiele, sondern auch wirtschaftliche Erwägungen mancher Art kommen dabei in Frage. Insbesondere hat es sich von jeher gezeigt, daß die Depeschengebühren überall da, wo den britischen Kabeln irgendwelche ausländische Konkurrenzlinien erwuchsen, in kurzer Zeit starke Rückgänge, zum Teil geradezu Preisstürze von außerordentlichem Umfang erfuhren, manchmal von 50 und mehr Prozent, womit natürlich dem Verkehrswesen und der Handelswelt nur gedient war, ohne daß die Rentabilität der Kabelunternehmungen dadurch etwa in Frage gestellt wurde. In der ersten Zeit der transatlantischen Kabeltelegraphie kostete zum Beispiel eine von England nach Nordamerika beförderte Depesche bis zu zwanzig Worten Umfang nicht weniger als 400 Mark; heute, wo insgesamt siebzehn Kabel den Ozean durchqueren, in die sich englische, amerikanische, deutsche und französische Besitzer teilen, beträgt die Worttaxe zwischen Emden und Newyork nur 1,04 Mark, und zeitweilig ist sie auf den atlantischen Kabeln sogar noch wesentlich niedriger gewesen. An vielen andern Stellen hat man ähnliche Erfahrungen gemacht. Auch heute noch sind die Telegrammtaxen nach solchen Ländern, die ausschließlich von den englischen Kabeln bedient werden, zum Teil ungebührlich hoch, während für Depeschen nach nahe benachbarten oder gar noch entfernteren Ländern, zu denen aber Konkurrenzlinien führen, nur ein kleiner Bruchteil jener Taxen zu zahlen ist.

Somit besitzt die Frage der Einschränkung des britischen Kabelmonopols eine ebenso große wie vielseitige Bedeutung für die Weltpolitik der großen Kulturstaaten und den Handel der Nationen. Nachdem nun Deutsche, Franzosen, Holländer und Amerikaner nahezu sieben Jahre hindurch systematisch daran gearbeitet haben, die fast unbeschränkte Alleinherrschaft der englischen Telegraphen an möglichst vielen Punkten der Erde zu durchlöchern, ist es vielleicht nicht unangebracht, einmal einen Rückblick auf die bisher erzielten Erfolge zu werfen und zu betrachten, welche überseeischen Länder jetzt dem britischen Kabelmonopol endgültig entrissen sind und welche ihm noch unterliegen.

Unter den Hauptverkehrsgebieten der überseeischen Länder gab es lange Zeit nur zwei, die auch durch nichtbritische Telegraphenlinien erreicht werden konnten: die Vereinigten Staaten von Amerika und Ostasien. — Nordamerika erhielt seine ersten dauernd in Betrieb gebliebenen Telegraphenverbindungen mit Europa bekanntlich im Jahre 1866 durch zwei englische Kabel. Diesen erstand jedoch schon 1869 eine Konkurrenz durch ein französisches Kabel Brest—St. Pierre—Neuschottland der Société du câble transatlantique français. Nachdem diese Gesellschaft aber 1873 von der englischen Anglo-American Telegraph Company aufgesaugt worden war, blieben die englischen Kabel alleinherrschend, bis 1879 von der Compagnie française des câbles télégraphiques ein neues Kabel Brest—St. Pierre—Kap Cod (Massachusetts) verlegt wurde, dem 1884 die ersten amerikanischen und 1900 das erste deutsche Kabel durch den Atlantischen Ozean folgten. In Ostasien hingegen war von der in Kopenhagen ansässigen Store Nordiske Telegrafselskab, einer dänisch-russisch-skandinavisch-englischen Finanzgruppe, die auch die große transsibirische Ueberlandtelegraphenlinie besitzt, vom Endpunkt dieser Linie, Wladiwostok, aus schon im Jahre 1871 ein Kabelnetz geschaffen worden, das über Nagasaki nach Schanghai und weiter nach Amoy und Hongkong verlief. Auf diese Weise war zwischen Europa und großen

Teilen von Ostasien eine nichtbritische Telegraphenverbindung zwar ermöglicht, aber die sibirische Linie arbeitete oftmals so unzuverlässig, daß der Hauptverkehr mit Ostasien sich nahezu ausschließlich auf den englischen Kabeln bewegte, so daß auch für diesen Teil der Erde von einem britischen Kabelmonopol in eingeschränktem Sinne die Rede sein konnte.

In den übrigen wichtigen Ländern aber war die englische Beherrschung der Telegraphen eine nahezu unbestrittene. Ganz Südasien einschließlich Hinterindiens, Tonkins und des malaiischen Inselarchipels sowie der Philippinen war nur durch britische Linien erreichbar, ebenso selbstverständlich Australien und Neuseeland, ferner aber auch das ganze große Afrika, mit alleiniger Ausnahme des einzigen Algerien, das von den Franzosen schon 1871 durch staatliche Kabel mit dem Mutterlande verbunden worden war. In Amerika erstreckte sich das britische Kabelmonopol, außer auf Kanada und die übrigen britischen Besitzungen, auch auf große Teile des mittleren und südlichen Amerika. Immerhin war hier schon verhältnismäßig früh, in den achtziger Jahren, die Konkurrenz ausländischer Privatgesellschaften zu bemerken. Eine amerikanische Gesellschaft, die in New York ansässige Central and South American Telegraph Company, verlegte schon 1882 einen Kabelstrang, der Mexiko, Guatemala, Salvador, Nicaragua, Kolumbien, Ecuador und Peru mit den Vereinigten Staaten verband. In der Folge wurde dieses Kabelnetz noch mehrfach erweitert, und 1891 erhielt es eine Verlängerung bis nach Chile (Iquique und Valparaiso). Für den inneramerikanischen Verkehr waren die genannten Staaten somit unabhängig von den britischen Telegraphen. Der Verkehr Europas mit ihnen konnte jedoch die englischen Telegraphenämter und unter Umständen die englische Zensur kaum umgehen, denn bis 1898 liefen alle, auch die amerikanischen, transatlantischen Kabel Großbritannien an, mit einziger Ausnahme des 1879 verlegten französischen Kabels Brest—St. Pierre—Kap Cod (Massachusetts).

Die Compagnie française des câbles télégraphiques, der das letztgenannte Kabel gehörte, war auch neben der genannten amerikanischen Central and South American Telegraph Company das einzige Unternehmen, das den Engländern die Kabelherrschaft in Amerika noch hier und da bis zu einem gewissen Grade streitig machte. Seit 1888 schuf diese Gesellschaft in Westindien und an der Ostküste Südamerikas ein umfangreiches Kabelnetz, das Kuba, Haiti, St. Thomas, Martinique, Curaçao, zahlreiche Küstenorte Venezuelas, ferner Holländisch- und Französisch-Guyana miteinander telegraphisch verband und schließlich (1895) bis nach Para in Brasilien erweitert wurde. Alle diese Kabel fanden über Kap Haïtien auf Haiti Anschluß nach New York und an die von Europa kommenden französischen Atlantic-Kabel.

Somit war in Amerika die Macht der britischen Kabel bei weitem nicht so groß wie in den andern außereuropäischen Erdteilen. Immerhin blieben noch weite Landstrecken des nichtbritischen Amerika dem britischen Monopol reserviert, so insbesondere ganz Brasilien, mit Ausnahme der Küste im äußersten Norden, ferner ganz Argentinien, Uruguay, die Binnenstaaten Südamerikas sowie große Teile der westindischen Inselwelt und der Ostküste Zentralamerikas. — Unsre deutschen Handelsinteressen, die nächst den Vereinigten Staaten gerade in Brasilien und Argentinien ihr Schwergewicht haben, waren somit auch in diesem Erdteil bis zu einem hohen Grade dem britischen Kabelmonopol unterworfen.

Um die Jahrhundertwende lagen demnach die Dinge so, daß von andern Erdteilen Australien und Afrika, mit alleiniger Ausnahme von Algerien, völlig von den britischen Kabeln beherrscht wurden, die Kulturländer Asiens gleichfalls, da die russische Ueberlandlinie durch Sibirien im Verkehr mit Japan und China kaum eine Rolle spielte, und in Amerika, abgesehen von den Vereinigten Staaten, gerade diejenigen Länder, die für unsern überseeischen Verkehr in erster Linie in Betracht kommen, Kanada, Brasilien und Argentinien.

Seit der Zeit nun, wo die übrigen führenden Kulturvölker die hohe Gefahr, die in der britischen Weltkabelherrschaft drohte, klar erkannten, d. h. seit etwa sieben Jahren,

ist nun durch die gemeinsamen Anstrengungen der wichtigsten nichtenglischen Kolonialvölker manches geschehen, um immer weitere überseeische Länder dem britischen Telegraphenmonopol zu entreißen. Die größten Erfolge dieser Art hat jedenfalls Frankreich zu verzeichnen, das zunächst (1901) Marokko an sein algerisches Kabelnetz anschloß und später auch Französisch-Sudan und die übrigen französischen Kolonien in Westafrika bis nach Französisch-Kongo hinab durch ein nationales Kabelnetz erschloß, teils durch Verlegung neuer Kabel (z. B. des großen Kabels Brest—Kap Verde, 1904), teils durch Ankauf vorhandener britischer Linien. Durch Ankauf ging weiterhin auch das große, 3795 Kilometer lange Kabel, das seit 1892 St. Louis in Senegambien über die Insel Fernando da Noronha mit Pernambuco verband, 1902 aus englischem in französischen Besitz über. Damit hatte sich Frankreich neben seinem ersten, über Nordamerika herabkommenden Kabelstrang eine zweite, aus rein französischen Kabeln bestehende Telegraphenlinie nach Brasilien über Westafrika geschaffen, die mit der ersten leicht zu einem den Ozean umgürtenden, vollständigen französischen Kabelring ergänzt werden konnte und einen weiteren, großen und wichtigen Teil Brasiliens der englischen Alleinherrschaft entzog, wenn auch die Hauptstadt Rio und alle südlicher davon gelegenen Teile Südamerikas noch heute nach wie vor nur durch englische Kabel zu erreichen sind.

Neben den genannten französischen Bestrebungen, die auf eine Durchbrechung des britischen Kabelmonopols gerichtet waren und die durch einen Anschluß des tonkinesischen Besitzes an das Kabelnetz der „Großen Nordischen" durch ein französisches Kabel Tourane—Amoy (1901) in wertvoller Weise ergänzt wurden, war es in erster Linie die am 4. Juli 1903 erfolgte Eröffnung des großen transpacifischen Kabels der Amerikaner, die ganz neuerdings das Signal gab zu einer zwar nur langsam fortschreitenden, aber desto gründlicheren Zurückdrängung der englischen Kabelvorherrschaft im fernen Osten, nachdem diese noch während des russisch-japanischen Krieges eine nahezu ganz unumschränkte war. Das amerikanische Kabel endete nämlich vor dem Frühjahr 1906 als Torso auf den Philippinen und fand an das übrige ausgedehnte Kabelnetz Ostasiens nur Anschluß vermittelst eines britischen Kabels Manila—Hongkong, so daß es für eine Umgehung der britischen Telegraphenlinien auf dem Wege von Europa über Nordamerika zunächst nicht in Betracht kommen konnte. Seine ganze Bedeutung tritt erst in neuester Zeit hervor, seitdem am 1. November 1905 das von den Deutschen und Niederländern gemeinsam geschaffene Kabelnetz dem Verkehr übergeben ist, das Holländisch-Indien einerseits, Schanghai und den deutschen Pachtbesitz in China anderseits mit der Insel Guam, einer Zwischenstation des amerikanischen Pacific-Kabels, verbindet. Nachdem überdies das amerikanische Kabel am 3. April 1906 eine Verlängerung bis Schanghai erhalten hat, dem sich in naher Zukunft eine weitere, von Guam über die Bonin-Inseln nach Jokohama verlaufende, interessante Abzweigung desselben Kabels anschließen wird, ist die noch vor Jahresfrist fast unbestrittene Kabelalleinherrschaft der Engländer in Ostasien jetzt an so vielen Punkten durchlöchert, daß ihre Wiederkehr niemals mehr zu erwarten ist. Selbst wenn das amerikanische Pacific-Kabel, auf dessen Vorhandensein sich das ganze neuere nichtbritische Kabelnetz Ostasiens aufbaut, dereinst durch Naturgewalten oder kriegerische Ereignisse unterbrochen werden sollte, vermag noch die nach dem Portsmouther Frieden für den Verkehr neu eröffnete alte sibirische Landlinie zur Not den Verkehr mit ganz Ostasien auf nichtenglischen Telegraphen aufrechtzuerhalten.

Daß die deutsch-niederländischen Kabel, deren einer Endpunkt ja Menado auf Celebes ist, auch Hollands alten Lieblingswunsch verwirklicht haben, die untereinander durch holländische Kabel verbundenen großen Sundainseln im Verkehr mit Europa von der zwangsmäßigen Benutzung der englischen Kabel zu befreien, wurde bereits angedeutet. Auch Frankreich hat sich diese Lage der Dinge zunutze gemacht, um in Cochinchina die gerade hier besonders schmerzlich empfundene Abhängigkeit von den englischen Telegraphen abzuschütteln: durch Verlegung eines Kabels zwischen Saïgon und Pontianak auf Borneo

hat es seinem hinterindischen Besitz einen Anschluß an das holländische Netz und somit auch an die deutsch-niederländischen Kabel und das amerikanische Pacific-Kabel geschaffen.

Demgemäß liegen heute die Dinge so, daß folgende außereuropäischen Länder zurzeit dem englischen Telegraphenmonopol, voraussichtlich für immer, entzogen sind: die Vereinigten Staaten, etwa die Hälfte von Westindien und dem zentralamerikanischen Festland, die ganze Westküste von Südamerika und die Ostküste bis Pernambuco herab, in Afrika der ganze Nordwesten, nämlich Algier, Marokko und die Westküste vom Norden bis zum Kongostaat hinunter, mit Ausnahme natürlich der britischen Kolonien, ferner in Asien die russischen Besitzungen und ganz Ostasien, mit Ausnahme der britischen Kolonien, Holländisch-Indien, das französische Indochina und schließlich in Polynesien die paar Inselgruppen, die von dem amerikanischen Pacific-Kabel berührt werden oder sonst mit diesem in Verbindung stehen. Dagegen sind dem britischen Kabelmonopol bis auf weiteres folgende größere Ländermassen noch unterworfen: zunächst natürlich sämtliche britischen Kronländer, darunter Australien und Kanada, ferner Südbrasilien, Uruguay, Paraguay und Argentinien, Teile von Mittelamerika, Aegypten, ganz Ost-, Süd- und Westafrika wie auch das gesamte Innere des schwarzen Erdteils, dann das ganze südliche Asien mit Ausnahme des äußersten Südostens und schließlich ein Teil von Polynesien.

Literarische Berichte

Tolstoj-Buch. Ausgewählte Stücke aus den Werken Leo Tolstojs. Herausgegeben von Dr. Heinrich Meyer-Benfey. Mit Tolstojs Bildnis. Berlin 1906, Franz Wunder.

Die vorliegende Auswahl aus Tolstois Werken verfolgt den Zweck, auf knappem Raume ein möglichst vollständiges Bild von der Gesamtpersönlichkeit des berühmten russischen Schriftstellers zu entwerfen, ähnlich dem, das dem Herausgeber bei seinem Naumann-Buche vorgeschwebt hat. Dr. Meyer-Benfey löst seine Aufgabe in höchst eigenartiger und geistvoller Weise dadurch, daß er zunächst aus den großen Romanen Tolstois einzelne Kapitel, die autobiographischen Wert besitzen, auswählt und so in großen Zügen ein Bild der Entwicklung Tolstois entrollt, wie sie sich diesem selbst darstellt. Daran schließen sich einzelne Typen und Charakterstudien aus dem russischen Volke, „spärliche Vertreter der ungeheuer weiten Welt, die Tolstoi mit seinem Verstehen und seiner Liebe umfaßt“. Endlich lösen sich die ethischen Anschauungen wenigstens in einigen Grundlinien heraus; besonders eingehend werden die Anschauungen Tolstois über Religion und Kunst dargelegt. „Vielleicht,“ setzt der Herausgeber hinzu, „werden dadurch manche Vorurteile gegen Tolstoi berichtigt.“ — Die Texte sind durchweg der bei Eugen Diederichs in Jena und Leipzig erscheinenden großen Gesamtausgabe entnommen, der einzigen vollständigen und mustergültigen, die in Deutschland existiert.

Das Buch, dessen Lektüre einen sehr starken Eindruck hinterläßt, ist jedem auf das wärmste zu empfehlen, der in die Gedankenwelt Tolstois mit dessen eignen Worten eingeführt werden will.

Paul Seliger (Leipzig-Gautzsch.)

Die Verteidigung Roms. Roman von Ricarda Huch. Erstes bis drittes Tausend. Stuttgart und Leipzig 1906, Deutsche Verlags-Anstalt. Geb. M. 6.—.

Das vorliegende neueste Werk Ricarda Huchs bildet den ersten Teil einer großangelegten Trilogie „Die Geschichten von Garibaldi“ und ist, wenn man es etikettieren will, als historischer Roman zu bezeichnen. Man braucht gewiß nicht Italiener zu sein, um sich mit dem epischen Genius der gefeierten Dichterin, die so viel auf dem Boden Italiens geweilt hat und als Historikerin vom Fach speziell die Geschichte des Landes gründlich kennt, von der Gestalt und den Taten des italienischen Nationalhelden fesseln zu lassen, im Gegenteil, man kann sich nur wundern, daß selbst in seinem eignen Vaterlande noch kein Dichter die Epopöe vom „Löwen von Caprera“ gesungen hat; denn so wenig auch die nüchterne historische Kritik in Garibaldi die Idealgestalt zu sehen vermag, die seine Landsleute in ihrem patriotischen Enthusiasmus aus ihm gemacht haben, so steckt doch in seiner Persönlichkeit und in der Geschichte seines Lebens, die ja zugleich ein bedeutungsvolles Stück der Geschichte Italiens ist, eine Fülle lebendiger Poesie, die

zur Dichtung zu gestalten eine des starken, hochstrebenden und der Romantik zugeneigten Talentes einer Ricarda Huch wahrlich würdige Aufgabe ist. Die männliche Kraft, welche die Dichterin von jeher in ihrem geistigen Schaffen geoffenbart hat, scheint an der Größe dieser Aufgabe noch gewachsen zu sein; der breite, ruhige Fluß der Handlung läßt uns kaum die großen Schwierigkeiten gewahr werden, die der gewaltige Stoff schon rein äußerlich bot, und in wundervoller, ebenso plastischer wie farbenreicher Darstellung zieht Bild auf Bild an uns vorüber. Eine Reihe belebter und figurenreicher Szenen schildert zuerst die Stimmung in Rom vor Ausbruch der Revolution und die ersten Phasen der Revolution selbst, dann tritt die ritterliche Gestalt des Helden auf den Plan, und nun spielen sich vor unsern Augen in majestätischer Steigerung zu tragischer Höhe die Hauptepisoden des schicksalsschweren „Kampfes um Rom" ab, in dem die anfangs siegreichen Verteidiger der Freiheit Italiens schließlich der Uebermacht der französischen Waffen unterliegen sollten. Ergreifend schließt das Buch mit dem Tode der inniggeliebten Gattin Garibaldis, die, alle Gefahren mit ihm teilend, ihn auch nach dem Falle Roms auf seiner Flucht begleitete und deren furchtbaren Strapazen in einem Bauernhause in der Nähe von Ravenna erlag. Im Gegensatz zu andern Meistern des historischen Romans hat die Verfasserin in der Grundanlage der Handlung auf das Recht des Dichters, durch eigne Zutaten den Stoff künstlerisch zu gestalten oder abzurunden, so sehr verzichtet und hält sich so genau an die historischen Vorgänge, daß man versucht wäre, von einer poetischen Geschichtschreibung zu sprechen, wenn nicht die poetische Anschauung und der machtvolle, oft bis zum Rhapsodischen gesteigerte Ton der Darstellung das Werk als eine ausgesprochen dichterische Schöpfung, als ein historisches Epos in Prosa charakterisierte. Jedenfalls hat Ricarda Huch mit diesem Werk eine völlig neue Art des historischen Romans geschaffen, in der sie vielleicht bald nachgeahmt, aber nicht so leicht erreicht werden wird. B—r.

Das Schauspielbuch. Ein Führer durch den modernen Theaterspielplan. Von Dr. Rudolf Krauß. Erstes bis drittes Tausend. Stuttgart 1907, Muthsche Verlagshandlung. Gebunden M. 3.—.

Der große Erfolg, der Karl Storcks bekanntem Opernbuch zuteil geworden ist, hat den Gedanken nahegelegt, ein ähnliches Werk für das rezitierende Drama zu schaffen. Die Aufgabe war hier insofern schwerer, als die Anzahl der in Betracht kommenden Dramen und Schauspiele viel größer ist als die der Opern und der Gesichtspunkt für die Auswahl nicht ohne weiteres gegeben war. Der Herausgeber hat sich mit Recht dafür entschieden, zunächst sich auf das moderne Drama zu beschränken, wobei alle Dichter, deren Schaffen noch in die Gegenwart hereinragt, Berücksichtigung gefunden haben und aus der Masse der in den letzten Jahrzehnten aufgetauchten Bühnenstücke vom Standpunkt des deutschen Theaterbesuchers aus diejenigen ausgewählt worden sind, die ihre Anziehungskraft bereits eine Reihe von Jahren hindurch bewährt haben oder sich voraussichtlich längere Zeit behaupten werden. Doch war der Verfasser zugleich darauf bedacht, an charakteristischen Beispielen die gesamte Entwicklung des modernen Dramas zu veranschaulichen, und man darf wohl sagen, daß er dies auch erreicht hat, wiewohl freilich die alphabetische Anordnung des Stoffes die inneren Zusammenhänge nicht unmittelbar erkennen läßt; diese legt der Verfasser dafür in einer kurz gefaßten literarhistorischen Einleitung dar. Im ganzen enthält das Buch fünfundachtzig sorgfältig ausgearbeitete Inhaltsanalysen deutscher und ausländischer Bühnenstücke, denen jeweils eine kritische Würdigung des Stückes folgt und eine allgemeine Charakteristik des Dichters vorhergeht. Mit dem „Schauspielbuch" ist nicht bloß allen Jüngern und Freunden der dramatischen Kunst ein zuverlässiger Wegweiser geboten, sondern auch ein wertvolles Orientierungsmittel für alle jene, die aus dem einen oder andern Grunde selten oder nie das Theater besuchen können. R. D.

Firnwind. Neue Erzählungen von Ernst Zahn. Erstes bis achtes Tausend. Stuttgart und Leipzig 1906, Deutsche Verlags-Anstalt. Geh. M. 3.50, geb. M. 4.50.

Nur wenige Erzähler der Gegenwart erfreuen sich eines so gefestigten literarischen Rufes, wie ihn nun schon seit geraumer Zeit Ernst Zahn, der prächtige Schweizer Dichter, besitzt. Ein echter Könner, dessen starkes Talent auch von der strengsten, anspruchsvollsten Kritik einmütig anerkannt wird, hat er sich mit seiner schlicht-innigen, von lauterster Natur erfüllten Poesie zugleich in kurzer Frist den Weg zum lesefreudigen Publikum gebahnt und in stetem Vordringen immer weitere Kreise des deutschen Volkes in seinen Bann gezwungen. Dieser fortwährend wachsende äußere Erfolg beruht sicherlich zum guten Teile auf dem bemerkenswert gleichmäßigen inneren Fortschreiten seiner Kunst; noch mit keiner neuen Schöpfung hat der Dichter die große Zahl seiner Leser, obwohl er selbst ihre Erwartungen allgemach hoch genug gespannt hat, enttäuscht, im Gegenteil, eine jede zeigte ihn wieder auf einer höheren Stufe der Vollendung. Auch in seinem neuen Novellenband ist diese Steigerung wieder unverkennbar. So Star-

tes und Meisterhaftes die früheren Novellensammlungen Zahns enthalten, zu denen man, wie zu den Romanen, immer wieder gern zurückkehrt, man empfindet doch bei der Lektüre dieser kraftvollen Erzählungen, in denen der Firnwind des schweizerischen Hochgebirges weht, daß der Dichter in der Intensität des Erlebens und Schauens, in der Sicherheit des Gestaltens schon wieder ein Stück Wegs weitergegangen, daß er noch tiefer in das innerste Wesen des Volkes, das er uns schildert, eingedrungen ist. Zugleich müssen wir aufs neue den erstaunlichen Reichtum an Motiven, an Stimmungen und Gestalten bewundern, den Zahn wieder aus dem durch gewollte Selbstbeschränkung verhältnismäßig engbegrenzten Stoffkreise seiner Kunst zutage zu fördern weiß und vor uns ausbreitet. Als die Perle der Sammlung dürfen wir die Erzählung „Stephan der Schmied“ bezeichnen, die mit ihrer eigenartigen Tragik wahrhaft herzbewegend wirkt und der die moderne Novellistik nicht viel Gleichwertiges an die Seite zu stellen hat. Wie Zahns ganze Poesie, so ist auch sein neues Buch ein erfrischendes, läuterndes Bad der Seele, dessen Wohltat viele Tausende mit herzlicher Dankbarkeit gegen den Dichter empfinden werden.

R. D.

Max Kretzer. Eine Studie zur neueren Literatur von Julius Erich Kloß. Zweite, völlig umgearbeitete Auflage. Leipzig, B. Elischer Nachfolger. 127 S.

Der Verfasser hat in der zweiten Auflage seines mit Sachkenntnis und warmer Teilnahme geschriebenen Buches das Bild, das er vom Schaffen Max Kretzers entwirft, weiter ausgestaltet und vertieft und die Betrachtung der Werke dieses Schriftstellers bis auf die neueste Zeit fortgeführt. Auch wenn man seine Begeisterung nicht teilt, wird man doch zugestehen, daß diese Schrift gute Führerdienste leisten kann. Br.

Kultur der alten Kelten und Germanen. Mit einem Rückblick auf die Urgeschichte. Von Georg Grupp. München 1905. Allgemeine Verlags-Gesellschaft m. b. H.

Das vorliegende Werk bietet zum erstenmal eine zusammenfassende vergleichende Darstellung der Kultur der alten Kelten und Germanen, wobei überraschende Schlaglichter auf das Verhältnis zwischen den beiden Völkern fallen und auch bisher unbekannt gebliebene Beziehungen zwischen Orient und Okzident aufgedeckt werden. — Das Buch handelt über Charakter, Lebensweise, wirtschaftliche Verhältnisse, Familie, Religion, Recht, Gewerbe, Handel, Kriegswesen, Ackerbau und Viehzucht, Grundherrschaften u. s. w., ebenso über die griechischen und römischen Einflüsse bei den Ost- und Westgermanen — alles auf Grund der umfassendsten Quellenstudien und unter Benutzung der einschlägigen Literatur. 165 Abbildungen veranschaulichen den Text. Die Darstellung ist lebendig und anziehend. Beigegeben sind ein Verzeichnis über die wichtigste Literatur und ein sorgfältig gearbeitetes Register, das die Benutzung des Werkes wesentlich erleichtert.

Paul Seliger (Leipzig-Gautzsch).

Mittelschule und Gegenwart. Von Hans Kleinpeter. Wien und Leipzig 1906, Carl Fromme.

Die Schrift kommt von jenseits der schwarzgelben Grenzpfähle her, ist aber keineswegs bloß auf die österreichische Mittelschule gemünzt, sondern ebensogut zur Beurteilung der deutschen Verhältnisse mit Nutzen zu lesen. Sie gehört nicht zu der großen Gruppe von Arbeiten, die ein kleines Problem abschließend erledigen, sondern zu der weniger zahlreichen derjenigen Bücher, die Vorschläge machen, anregen, zur Diskussion auffordern wollen, und das sind nun freilich Bücher, die man auf engem Raum nicht eigentlich besprechen, sondern nur anzeigen kann: um ihnen zuzustimmen oder sie abzulehnen, muß man die Anregung aufnehmen, die Vorschläge eingehend prüfen, mit dem Verfasser sich ausführlich auseinandersetzen. So will ich, nur ganz allgemein verratend, daß ich persönlich Kleinpeter in vielem zu folgen vermag, rein objektiv berichten, daß er die Aufgabe der Mittelschule einmal in der Vorbereitung für eine möglichst große Zahl von Berufen sieht, die eine im Vergleich zur Volksschule erweiterte Bildung erfordern, zweitens aber in der Erziehung zur Arbeit. Welche Organisation der Mittelschule zu geben sei, damit sie diese beiden Aufgaben erfüllen könne, wird ausführlich erörtert.

Dr. Hans Zimmer.

Im Strome unsrer Zeit. Von Max Eyth. Aus Briefen eines Ingenieurs. Erster Band: Lehrjahre. Zweiter Band: Wanderjahre. Heidelberg 1904, Verlag von Karl Winters Universitätsbuchhandlung.

Das Buch ist die Neubearbeitung des Wanderbuchs eines Ingenieurs, mit dessen ersten Bänden der Verfasser vor einem Menschenalter seinen literarischen Ruf begründet hat; starke Verkürzung und zahlreiche Zusätze, dazu auch Bilder und Zeichnungen lassen fast von einer neuen Arbeit sprechen. Seine Eigenart, die Verbindung des auf exaktem Boden stehenden Ingenieurs mit der dichterischen Gestaltungskraft, die starke persönliche Note fesselt den Leser in diesem Werke nicht weniger als in seinem prächtigen autobiographischen Skizzenbuch „Hinter Pflug und Schraubstock“ und dem humoristischen Roman „Der Kampf um die Cheopspyramide“, es ist ein außergewöhnlich

reiches Leben, äußerlich und innerlich, dessen literarische Früchte auch die anspruchsvollsten Leser erfreuen! —ß.

Verirrte Deutsche. Von Arthur Moeller van den Bruck. Minden i. W., J. C. C. Bruns' Verlag. — **Die Zeitgenossen. — Die Geister. — Die Menschen.** Von Moeller van den Bruck. Minden i. W. 1906, J. C. C. Bruns.

Der die beiden Werke beherrschende Grundgedanke ist der, daß, wie die großen nationalen Hochentwicklungen eines Volkes stets von einer Hochentwicklung der Kultur begleitet gewesen sind, dies auch bei Deutschland nach 1870 der Fall ist. In dem erstgenannten Bande wird dies negativ durchgeführt, indem gezeigt wird, daß durch das lange Fehlen innerer und äußerer Einheit unser Volk selbst problematisch geworden ist und eine Menge problematischer Naturen erzeugt hat, von denen Günther, Lenz, Klinger, Grabbe, Büchner, Conradi und Peter Hille einer scharfsinnigen, teilweise von ganz neuen Gesichtspunkten ausgehenden Beurteilung unterzogen werden, die außerordentlich anregend wirkt (weitere Bände sind in Vorbereitung, als zweiter zunächst „Führende Deutsche", in dem Hutten, Luther, Schiller, Bismarck, Nietzsche besprochen werden sollen), während das zweite Werk die positive Ergänzung dazu bildet, indem er nach einem einleitenden Teil: „Die Geister", in dem allgemeine Kulturfragen erörtert werden, die Männer behandelt, in denen der Verfasser hauptsächlich die Verkörperung der Kraft unsrer Zeit erblickt. Von Deutschen rechnet er zu diesen: Chamberlain, Klinger, Liliencron, Dehmel, Hauptmann, Wedekind; von Ausländern u. a. Strindberg, Wilde, Maeterlinck, Rodin, d'Annunzio, Gorki, Roosevelt. Wie das erstere Buch ist auch dieses zweite glänzend geschrieben und an anregenden Gedanken äußerst reich.

Paul Seliger (Leipzig-Gautzsch).

Aus Loge und Welt. Freimaurerische und kulturgeschichtliche Aufsätze von Dr. Otto Henne am Rhyn, Staatsarchivar. Berlin und Leipzig 1905, Franz Wunder.

Der Verfasser, der vielfach als anregender und gründlicher Kulturhistoriker hervorgetreten ist, bietet hier einen Band neuer vielseitiger Aufsätze. An eine autobiographische Darstellung: „Meine freimaurerische und schriftstellerische Laufbahn" schließen sich im ersten Teil allgemein interessierende Reden und Abhandlungen aus der Welt der Freimaurerei, im zweiten populär geschriebene Betrachtungen über Fragen der Kultur. Sie beschäftigen sich u. a. besonders mit der Bibelkritik, dem Ultramontanismus, indischer Religionsphilosophie, sozialpolitischen Zukunftsträumen, den Problemen der Frauenfrage, der Friedensidee, des Duellwesens. Historische Rückblicke ergänzen die Erörterung der gegenwärtigen Zustände. Das ganze Werk ist getragen von dem Gedanken, der das Motto unter dem beigefügten Bildnis des Verfassers abgibt: Immer für Freiheit und Licht!

Br.

Aphorismen. Von Ernst Freiherrn von Feuchtersleben. Zusammengestellt von C. Schröder. Hannover 1905, Otto Tobies. M. 1.—.

Hier sind die zerstreuten Aphorismen Feuchterslebens, des bekannten Verfassers der „Diätetik der Seele", zum erstenmal vereinigt, und zwar in geeigneter Auswahl eingeteilt in die fünf Kapitel: Charakter, Menschen, Leben, Bildung, Kunst. Leider sind jedoch die Werke nicht angegeben, denen die einzelnen Aussprüche entnommen sind.

E. M.

Die Bernstorffs. Von Aage Friis. Erster Band. Lehr- und Wanderjahre. Ein Kulturbild aus dem deutsch-dänischen Adels- und Diplomatenleben im achtzehnten Jahrhundert. Leipzig 1905, Verlag von Wilhelm Weicher.

Die Bernstorffs nahmen unter den im achtzehnten Jahrhundert in Dänemark eingewanderten deutschen Adelsgeschlechtern eine leitende Stellung ein, und von 1751 an ist ungefähr achtzig Jahre hindurch die Geschichte des Bernstorffschen Geschlechtes zugleich die Geschichte der politischen und Kulturbeziehungen zwischen Deutschland und Dänemark. Aus den großen Briefsammlungen des Bernstorffschen Familienarchivs und mehrerer andrer deutscher Privatarchive hat Friis mit staunenswertem Fleiße alles zusammengetragen, was über die Beziehungen der beiden Länder zueinander Licht verbreiten könnte. Der erste uns in deutscher Uebersetzung vorliegende Band seines Werkes schildert die Bernstorffs, wie sie waren, als sie um die Mitte des achtzehnten Jahrhunderts in Dänemark einwanderten, und entwirft fesselnde Kulturbilder nicht allein aus Deutschland, sondern auch aus West- und Südeuropa und aus Polen. Die von Frau Professor Fr. Buhl in Kopenhagen besorgte Uebersetzung ist vorzüglich gelungen, und auch die Ausstattung des Buches ist äußerst gediegen und vornehm.

Paul Seliger (Leipzig-Gautzsch).

Die Frauen im Leben Mozarts. Von Carola Belmonte. Augsburg und Berlin 1905, Verlagsbuchhandlung Gebrüder Reichel.

Das reich und vornehm (mit Bildnissen und Faksimiles) ausgestattete Buch bedarf, zumal im Jahre des Mozart-Jubiläums,

kaum einer Empfehlung. Es ist mit warmer Anteilnahme geschrieben und verfolgt gerade nicht den Zweck, mit Klatsch zu unterhalten, sondern der Wahrheit die Ehre zu geben. Ueber Aloisia und Konstanze lauten die Urteile mit Recht ziemlich streng. Merkwürdigerweise wird das Verhalten der Kaiserin Maria Theresia viel zu mild ausgelegt: ihr Brief an den Erzherzog, in dem sie sich gegen die Aufnahme ihres „Schützlings" ausspricht, braucht die Worte „compositeur" und „gens inutiles" synonym; „il a outre cela une grande famille" — das traf nach unsern Begriffen gar nicht zu. Auffallend ist mir auch, daß die Verfasserin Fleischers Mozart-Biographie rühmt, von der bekannt ist, daß sie der deutschen Wissenschaft eine Blöße gab. Alles in allem jedoch: es wäre zu wünschen, daß diese Arbeit über Mozart einen weiten Leserkreis fände, damit sich das Gefühl für den unendlich liebenswerten Charakter, für das unsäglich tragische Geschick Mozarts klärte und festigte. Dr. K. Gr.

Vom Werden dreier Denker. Was wollten Fichte, Schelling und Schleiermacher in der ersten Periode ihrer Entwicklung? Von Repetent Lic. E. Fuchs. Tübingen und Leipzig, J. C. B. Mohr (Paul Siebeck), 1904.

Eine der wichtigsten Epochen der deutschen Philosophie — Fichtes und Schellings Entwicklung bis 1799, Schleiermachers Gedankenwelt bis 1804 — wird hier mit reichlichen Quellennachweisen und Zitaten dargelegt. Mit besonderem Nachdruck betont der Verfasser die enge Verknüpfung der abstrakten Spekulation dieser drei Denker mit ihren sittlichen Lebensidealen. Zweifelhaft könnte erscheinen, ob nicht der lebenschaffende Einfluß der drei Philosophen — verglichen mit der Wirkung Hegels — zu hoch eingeschätzt wird, insbesondere die Stellung Schleiermachers. Jedenfalls aber ist die gründliche Zusammenstellung und geistvolle Verarbeitung des reichen, bisher viel zu wenig ausgeschöpften Materials von allen Forschenden und Lernenden dankbar zu begrüßen.

Br.

Drei historische Erzieher: Pestalozzi, Fröbel, Herbart. Von F. H. Hayward. Leipzig 1906, A. Owen & Co. M. 1.60.

Obwohl man aus diesem Werkchen eines namhaften englischen Pädagogen — die deutsche Uebersetzung lieferte Gustav Hief nicht immer „deutsch" genug — an neuem positiven Wissen nicht eben viel zu schöpfen vermag, verdient es doch, mit Aufmerksamkeit gelesen zu werden, weil es uns Bekanntes in einer ungewohnten Beleuchtung zeigt und damit das Alte für uns beinahe zu etwas Neuem macht. In der Tat, es ist ganz überraschend, wieviel Licht über die Lehren unsrer drei großen deutschen Pädagogen Pestalozzi, Fröbel und Herbart dadurch verbreitet wird, daß sie Hayward mit den Augen des Engländers ansieht und beurteilt, daß er durch Parallelen mit Stellen aus englischen Dichtern und Denkern, durch Vergleiche mit englischen Verhältnissen und Einrichtungen ihr Wesen und ihren Inhalt schärfer hervorhebt. Daß dem Engländer dabei der nüchterne, logisch straffe Herbart besser „lag" als der tiefe Pestalozzi und der sinnige, mystisch veranlagte Fröbel, ist nicht zu verwundern.

Dr. Hans Zimmer.

Klassiker der Kunst in Gesamtausgaben. Neunter Band: Moritz von Schwind. Des Meisters Werke in 1265 Abbildungen. Herausgegeben von Otto Weigmann. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt. Gebunden M. 15.—.

Der geniale deutsche Künstler, dessen Lebenswerk der neue Band der „Gesamtausgaben" zusammenfaßt, steht uns nicht nur zeitlich, sondern — trotz einem Dürer und Rembrandt — auch seinem innersten Wesen nach am nächsten von allen Meistern, deren Schaffen uns diese Sammlung bisher veranschaulicht hat. Seine seelenvolle Kunst, die edelste und reinste Verkörperung aller guten deutschen Eigenart, ist uns allen seit den Tagen unsrer Kindheit so lieb und vertraut, daß wir keine Mühe haben, uns in ihre Wunderwelt hineinzuleben, — wir brauchen den stattlichen Band, der sie uns in all ihrer Herrlichkeit vor Augen stellt, nur aufzuschlagen, um in vollen Zügen zu genießen, was er uns bietet. Mit dem Genuß aber wird sich wohl bei allen Verehrern des Meisters, auch die Fachmänner und Kenner nicht ausgenommen, das Staunen darüber verbinden, ein wie großer Teil von seinem überreichen Schaffen dem deutschen Volke bisher so gut wie verborgen geblieben war und erst in diesem Buche an die Oeffentlichkeit gelangt. Nicht allein die große Zahl der Jugendwerke, an denen er sich suchend und tastend und doch stets schon in irgendeiner Weise sein Genie offenbarend, allmählich zur Meisterschaft emporarbeitete, auch Schöpfungen des heranreifenden Mannes, wie die lange verloren geglaubten Aquarelle zum Hohenschwangau-Zyklus, die Amor- und Psyche-Fresken für Schloß Rüdersdorf, die Fresken des Tieck-Saales sowie der wundervolle Kinderfries in der königlichen Residenz zu München, und andres mehr erscheint hier zum erstenmal reproduziert. Dieses nahezu lückenlose, quantitativ wie qualitativ wahrhaft imponierende Ganze ergibt einen Ueberblick über des Malers Entwicklung, in der uns keine Phase mehr fehlt, so daß wir erst jetzt ihre innere Gesetzmäßigkeit ganz zu erfassen vermögen; es gibt aber ferner, dank dem

rastlosen Fleiß und der unerschöpflichen Erfindungsgabe Schwinds, einen ganzen Mikrokosmos in Bildern, einen Orbis pictus der deutschen Poesie und Märchenwelt, an dem auch, wer noch nicht zu bewußtem Kunstverständnis durchgedrungen ist, eine reine Freude haben und unbewußt zur vollen Erfassung des innersten Wesens wahrer Kunst gelangen kann. Was ein räumlich in die zweite Linie zurücktretender Text zur Vertiefung des Verständnisses für den Meister und seine Kunst beizutragen vermag, bietet der Herausgeber, Otto Weigmann, in einer vortrefflich geschriebenen Einleitung und in einer Reihe sorgfältig behandelter Spezialerläuterungen. Das Verdienst, das sich Herausgeber und Verlag mit der Ausarbeitung dieses Bandes, eines wahren Volks- und Hausbuches, erworben haben, ist um so höher anzuschlagen, als das gewaltige Material, das zu sammeln und zu sichten war, sich auf ungewöhnlich zahlreiche Besitzer verteilt und sich zum großen Teile in Privatbesitz befindet. B—r.

Eingesandte Neuigkeiten des Büchermarktes

(Besprechung einzelner Werke vorbehalten)

Albert, L., Endlos empor! Ausstrahlungen eines Marsgefallenen. Berlin, Hermann Walther, Verlagsbuchhandlung. M. 2.—.

Altfränkische Bilder. Illustrierter kunsthistorischer Prachtkalender für 1907. Mit erläuterndem Text von Dr. Th. Henner. Würzburg, Universitäts-Druckerei H. Stürtz. M. 1.—.

Ay, Robert, Es sei! Betrachtungen über Ehrgeiz und Nächstenliebe oder Gibt es einen Satan und Gibt es einen Gott? Dresden, E. Pierson's Verlag. M. 1.20.

Bode, Dr. Wilhelm, Stunden mit Goethe. III. Band, 1. Heft. Berlin, E. S. Mittler & Sohn. M. 1.—.

Böttger, Dr. W., Amerikanisches Hochschulwesen. Eindrücke und Betrachtungen. Leipzig, Wilhelm Engelmann. M. 1.50.

Braß, Dr. Arnold, Ernst Haeckel als Biologe und die Wahrheit. Stuttgart, Max Kielmann. M. 1.50.

Claretie, Georges, Dernes l'empoisonneur. Une cause célèbre au XVIIIe siècle. Avec portraits et gravures d'après des documents originaux. Paris, Eugène Fasquelle. 3 fr. 50.

Dennert, Dr. E., Die Weltanschauung des modernen Naturforschers. Stuttgart, Max Kielmann. M. 7.—.

Der einzige Weg! Was man vom braunschweigischen Landtage erwarten muß. Zeitgemäße Betrachtungen von einem Braunschweiger. Wolfenbüttel, Julius Zwißler. 50 Pf.

Dungern, Dr. Otto Frhr. von, Glossen zum öffentlichen Recht. I. Grenzen des Fürstenrechts. München, R. Piper & Co. M. 3.—.

Eckart. Ein deutsches Literaturblatt. 1. Jahrgang Nr. 1. Verlag der Schriftenvertriebsanstalt G. m. b. H., Berlin. Preis vierteljährlich M. 1.—.

Fiebig, Paul, Jesu Blut, ein Geheimnis? Tübingen, J. C. B. Mohr. M. 1.20.

Findlater, Mary, Susan Crawford. Roman. Autorisierte Uebersetzung aus dem Englischen (The Rose of Joy) von E. von Kraatz. Berlin, Albert Goldschmidt. M. 4.—.

Floericke, Dr. Kurt, Deutsches Vogelbuch. Lief. 1 bis 4 enthaltend je 32 Seiten Text mit 8 Farbentafeln. (Vollständig in zirka 10 Lief. à 80 Pf.) Verlag des Kosmos, Gesellschaft der Naturfreunde (Geschäftsstelle: Franckhsche Verlagshandlung, Stuttgart).

Georges, Paul, Paradiesäpfel. Moderne Fabeln, lustig anzusehen und gut davon zu essen. Berlin, Verlagsgesellschaft „Harmonie". M. 2.—.

Goetz, Prof. Dr. Leop. Karl, Das Centrum, eine konfessionelle Partei. Ein Beitrag zu seiner Geschichte. Bonn, Friedrich Cohen. M. 3.—.

Groskopf, Walther, Sternenbahnen. Ein Epos. Dresden, E. Pierson's Verlag. M. 4.—.

Handbuch der Kunstgeschichte. Vollständig neu bearbeitet von Hermann Ehrenberg. 6. Auflage. Mit 814 Abbildungen. Leipzig, J. J. Weber. In Originalleinenband M. 6.—.

Hoensbroech, Graf von, Das Papsttum in seiner sozial-kulturellen Wirksamkeit. Volksausgabe. Zweiter Teil. Leipzig, Breitkopf & Härtel. M. 1.—.

Huch, Ricarda, Die Verteidigung Roms. Roman. I. Teil von Die Geschichten von Garibaldi in drei Teilen. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt. M. 5.—, gebunden M. 6.—.

Kling-Klang-Gloria. Deutsche Volks- und Kinderlieder. Ausgewählt und in Musik gesetzt von W. Labler, illustriert von H. Lefler und J. Urban. Wien, F. Tempsky, Leipzig, G. Freytag. M. 4.—.

Knudsen, Jakob, Anders Hjarmsted. Roman. Autorisierte Uebersetzung aus dem Dänischen von Hermann Kiy. Leipzig, Johannes von Schalcha-Ehrenfeld.

Kuh, Emil, Biographie Friedrich Hebbels. Zwei Bände. Zweite unveränderte Auflage. Wien und Leipzig, Wilhelm Braumüller. M. 10.—.

Krauß, Dr. Rudolf, Das Schauspielbuch. Ein Führer durch den modernen Theaterspielplan. Stuttgart, Muthsche Verlagshandlung. Geb. M. 3.—.

Kremnitz, Mite, Eine Hilflose. Roman. Berlin, Concordia Deutsche Verlags-Anstalt. M. 2.—.

Külpe, Frances, Die Insel des Lebens. Märchen und Phantasien. Dresden, E. Pierson's Verlag. M. 2.—.

Kultur der Gegenwart. Teil I, Abteilung 1: Die allgemeinen Grundlagen der Kultur der Gegenwart. Von W. Lexis, Fr. Paulsen, G.

Schöppa, A. Matthias etc. etc. Leipzig, B. G. Teubner. M. 18.—.

Mocsonyi, Alex. von, Religion und Wissenschaft. Eine Studie über deren Verhältnis. Wien und Leipzig, Wilh. Braumüller. M. 1.—.

Münz, Dr. Bernhard, Friedrich Hebbel als Denker. Wien und Leipzig, Wilhelm Braumüller. M. 2.—.

Nieritz, Gustav, Ausgewählte Volkserzählungen. Mit einer Einleitung herausgegeben von Adolf Stern. Mit des Dichters Bildnis. Leipzig, Max Hesses Verlag. Geb. M. 2.—.

Nippold, Friedrich, Aus dem Leben der beiden ersten Deutschen Kaiser und ihrer Frauen. Forschungen und Erinnerungen. Berlin, C. A. Schwetschke & Sohn. M. 8.—.

Pater Leonardus, der Dominikaner-Mönch. Die Geschichte eines Ordensgeistlichen, von ihm selbst erzählt. Berlin, Herm. Walther, Verlagsbuchhandlung. M. 2.50.

Pichler, Hans, Ueber die Arten des Seins. Wien und Leipzig, Wilh. Braumüller. M. 1.—.

Reuter-Kalender auf das Jahr 1907. Herausgegeben von K. Th. Gaedertz; mit Schmuck und Illustrationen von Joh. Bahr sowie Abbildungen nach Originalaufnahmen. Leipzig, Dieterichsche Verlagsbuchhandlung. M. 1.—.

Richter, Raoul, Kunst und Philosophie bei Richard Wagner. Akademische Antrittsvorlesung. Leipzig, Quelle & Meyer. M. 1.—.

Rosner, Karl, Georg Bangs Liebe. Roman. Berlin, Concordia Deutsche Verlags-Anstalt. M. 4.—.

Salter, Siegbert, Anekdoten aus dem Leben berühmter Männer. Band I: Heinrich Heine. Berlin, Arnold Heyne. M. 1.20.

Sammlung Göschen. Band 156: Kolonialgeschichte von Prof. Dr. Dietrich Schäfer. Zweite, bis auf die Gegenwart fortgeführte Auflage. Leipzig, G. J. Göschensche Verlagshandlung. In Leinwand gebunden 80 Pf.

Sander, Paul, Feudalstaat und Bürgerliche Verfassung. Ein Versuch über das Grundproblem der deutschen Verfassungsgeschichte. Berlin, A. Bath. M. 4.—.

Schlaf, Johannes, Christus und Sophie. Wien und Leipzig, Akademischer Verlag. M. 4.50.

Schlaf, Johannes, Kritik der Taineschen Kunsttheorie. Wien und Leipzig, Akademischer Verlag. M. 1.50.

Schmieden, Dr. Alfred, Die bühnengerechten Einrichtungen der Schillerschen Dramen für das Königliche National-Theater zu Berlin. 1. Teil: Wilhelm Tell. Berlin, Egon Fleischel & Co. M. 2.—.

Sherring, Charles A., Western Tibet and the British Borderland. The Sacred Country of Hindus and Buddhists. With Illustrations and Maps. London, Edward Arnold. 21/—.

Spemanns Alpen-Kalender für 1907. Stuttgart, W. Spemann. M. 2.—.

Spemanns Historischer Medicinal-Kalender für 1907. Stuttgart, W. Spemann. M. 2.—.

Spemanns Kunst-Kalender für 1907. Stuttgart, W. Spemann. M. 2.—.

Sperl, August, Hans Georg Portner. Eine alte Geschichte. Siebente Auflage. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt. M. 4.—, geb. M. 5.—.

Sutro, Emil, Das Doppelwesen der menschlichen Natur als Einführung in die Religion der Vernunft. Berlin, Berliner Druckerei und Verlagsgesellschaft.

Szanto, Emil, Ausgewählte Abhandlungen. Herausgegeben von Heinrich Swoboda. Mit Bildnis Szantos und Abbildungen im Texte. Tübingen, J. C. B. Mohr. M. 9.—.

Tagebuchblätter eines Weltpriesters. Dresden, E. Pierson's Verlag. M. 4.—.

Wagner, Christian, Ein Blumenstrauß. Gedichte. Mit Bildern. Schw. Hall, Wilh. German's Verlag. Geb. M. 2.—.

Weltpanorama, Das große, der Reisen, Abenteuer, Wunder, Entdeckungen und Kulturtaten in Wort und Bild. Ein Jahrbuch. VI. Band. Stuttgart, W. Spemann. Geb. M. 7.50.

Werth, Peter, Die Sühne. Hamburger Drama. Berlin und Leipzig, Modernes Verlags-Bureau Curt Wigand.

Wettstein, K. A., Die Strafverschickung in deutsche Kolonien. Zürich, Zürcher & Furrer. 50 Pf.

Wilde, Oskar, Ballade vom Zuchthause zu Reading. Uebersetzt und aus dem Zusammenhange seines Lebens erklärt von O. A. Schröder. Mit Bildnis des Dichters. Leipzig, Max Hesses Verlag. Geb. M. 1.20.

Winter in Bayern. Wintersportleben im bayrischen Hochland. Mit Illustrationen. München, Verein zur Förderung des Fremdenverkehrs in München und im bayr. Hochland.

Wünsche, Aug., Die Schönheit der Bibel. 1. Band: Die Schönheit des Alten Testaments. Leipzig, Eduard Pfeiffer. M. 8.—.

Wünsche, Aug., Die Bildersprache des Alten Testaments. Ein Beitrag zur ästhetischen Würdigung des poetischen Schrifttums im Alten Testament. Leipzig, Eduard Pfeiffer. M. 4.60.

Zahn, Ernst, Firnwind. Neue Erzählungen. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt. M. 3.50, geb. M. 4.50.

Ziegler, Karl, Gedichte. Stuttgart, A. Bonz & Comp.

Rezensionsexemplare für die „Deutsche Revue“ sind nicht an den Herausgeber, sondern ausschließlich an die Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart zu richten.

Verantwortlich für den redaktionellen Teil: Rechtsanwalt Dr. A. Löwenthal in Frankfurt a. M.

Unberechtigter Nachdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift verboten. Uebersetzungsrecht vorbehalten.

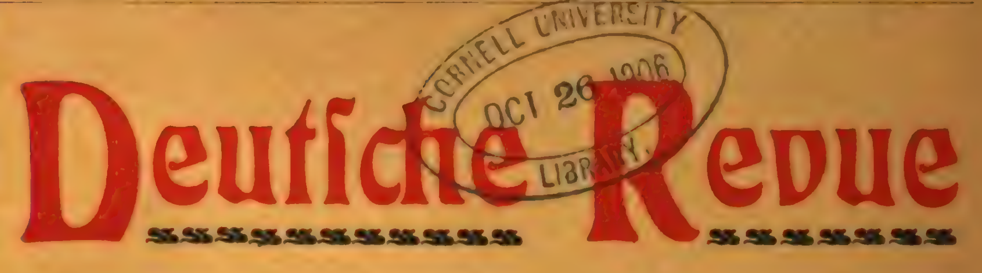
Herausgeber, Redaktion und Verlag übernehmen keine Garantie für die Rücksendung unverlangt eingereichter Manuskripte. Es wird gebeten, vor Einsendung einer Arbeit bei dem Herausgeber anzufragen.

Druck und Verlag der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart

Einunddreißigster Jahrgang
Jährlich 12 Hefte

1. Oktober 1906.

Preis viertelj. 6 Mark
Beim Postbezug ohne Bestellgeld



Eine Monatschrift

Herausgegeben von

Richard Fleischer

Inhalts-Verzeichnis

Seite

Heinrich von Poschinger: Aus der unveröffentlichten Korrespondenz des Königs von Preußen Friedrich Wilhelm IV. 1
Graf A. Bernstorff: Deutschland und England 8
Alessandro Luzio (Mantua): Unveröffentlichte Briefe Giuseppe Verdis und seiner Gattin Giuseppina Strepponi-Verdi an die Gräfin Maffei . . 12
Sir Michael Foster: Die Verbrüderung der großen Nationen durch die Wissenschaften 29
Otto Nordenskjöld: Ueber die letzten Resultate der Südpolarforschung . . . 33
Prof. Dr. med. H. Leo (Bonn): Die natürlichen Krankheitsschutzmittel des menschlichen Körpers 40
Msgr. Graf Vay de Vaya und Luskod, apostolischer Protonotar: Wird Japan sich zum Christentum bekehren? 53
Hermann Oncken: Aus den Briefen Rudolf von Bennigsens. XIX 72
Georges Claretie (Paris): Die Prozesse der Comédie Française (Schluß) . . 81
Deutschland und die auswärtige Politik 90
August Fournier: Gentz kontra Metternich. Briefe an Wessenberg aus den Jahren 1831 und 1832 101
L. von Schlözer: Die Glocken der Giralda 112
Generalmajor a. D. **Leutwein:** Nochmals zur Frage des Konzessionswesens in Deutsch-Südwestafrika 118
Naturwissenschaftliche Revue 120
Literarische Berichte 125
Eingesandte Neuigkeiten des Büchermarktes 127

Stuttgart Deutsche Verlags-Anstalt Leipzig

1906

Preis des Jahrgangs 24 Mark

Die zweigespaltene Nonpareille-Zeile oder deren Raum kostet 60 Pfennig. Prospektbeilagen nach Tarif.

Anzeigen.

Bei Wiederholungen einer Anzeige sowie für ganzseitige Inserate angemessenen Rabatt.

Inseraten-Annahme: Central-Annoncen-Bureau in Berlin SW. 48, Friedrichstr. 239. Telefon: Amt 6, 6469.

Bei Nervosität. Bei Schlaflosigkeit.

„Bromwasser von Dr. A. Erlenmeyer."

Seit 20 Jahren erprobt.

Mit natürlichem Mineralwasser hergestellt.

In Apotheken und Handlungen natürlicher Mineralwässer.

Das Reich

Unabhängige nationale Berliner Tageszeitung für soziale Reform **Bezugspreis** bei allen Postanstalten vierteljährlich 2,55 Mk. monatlich 85 Pfg., bei freier Zustellung ins Haus vierteljährlich 72 Pfg., monatlich 24 Pfg. mehr. „Das Reich" ist daher die billigste

täglich zweimal erscheinende,

nationale Tageszeitung der Reichshauptstadt. Eigener Ferndrucker, eigene Spezialberichterstatter, hervorragende Mitarbeiter. Probenummern versendet unberechnet die Geschäftsstelle: **Berlin SW. 61, Johanniterstr. 6.**

Sämtliche Artikel zur Hygiene.

Gummiwarenhaus Leop. Schüssler, Berlin 72

Anhaltstrasse 5. — Preisliste gratis und franko.

Ein Buch für die Frau

von einer Frau, die sich in der Psyche des Mädchens in seinem Uebergange vom Kind zur Jungfrau, wie in den Regungen der Seele des im Leide selbst bewusst gewordenen, gereiften Weibes auskennt, so darf man den Roman **Grete Wolters** von **Eva Gräfin Baudissin** (2. Auflage. Geheftet M. 3.50, gebunden M. 4.50) nennen, der bei der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart erschienen ist. In einem längeren Feuilleton im Deutschen Kampf (Leipzig) schreibt Margarete Kossak über das Buch u. a.: „Der ergreifende Roman einer Frau, die als halbes Kind und völlig reinen Herzens die Beute eines verheirateten Mannes wurde und dann ein paar Jahre später einen andern heiratete, ohne ihm von ihrer Vergangenheit Mitteilung zu machen. Sie verschweigt sie ihm, weniger weil sie ihren Angehörigen versprochen, diesen dunklen Punkt in ihrem Leben jedermann gegenüber geheim zu halten, als weil die Vergangenheit so gänzlich tot für sie ist, dass sie kaum je noch an sie denkt: ja, selbst als diese Vergangenheit noch Gegenwart war, ist sie eigentlich nicht lebendig für sie gewesen. Sie hat jenen Mann nie geliebt, sie ist die Seine geworden teils unter dem Zwang schwieriger trostloser Verhältnisse, teils aus Mitleid und Unerfahrenheit oder kindischer Dummheit; die ganze Episode ist an ihr vorbeigegangen, ohne ihr innerstes Wesen zu berühren, sie ist kaum mehr für sie gewesen als ein Traum. Darum kann sie es nicht einmal als Schuld empfinden, dass sie ihrem Gatten das Geschehene nicht gestanden hat. Als sie es ihm dann doch sagt, da fällt es ihr nicht im Traum ein, dass das etwas ist, was sie von ihm scheiden könnte. Staunend, verständnislos lässt sie die Flut seiner leidenschaftlichen Vorwürfe, seiner verzweiflungsvollen Klagen über sich hinrauschen. Zuerst dauert er sie so furchtbar, weil er leidet, und dann, als sie ihren Gatten sich unrettbar verloren glaubt, duckt sie sich wie ein armes, verschüchtertes, misshandeltes Vögelchen unter der Wucht des Unglücks und beschliesst am Ende, aus dem Leben zu gehen; aber — warum das alles so sein muss, das begreift sie auch jetzt nicht. Als der Mann dann seinerseits erkennt, dass sie doch nur das unschuldige Opfer eines tragischen Verhängnisses ist, welches ihre Seele nicht berührt hat, nimmt er sie verstehend und liebend an sein Herz, und sie ist ihm wieder die weisse Taube, die sie ihm vordem gewesen."

KUNST UND KÜNSTLER

ILLUSTRIRTE MONATSSCHRIFT FÜR BILDENDE KUNST UND KUNSTGEWERBE

JÄHRLICH ZWÖLF HEFTE MIT VIELEN ABBILDUNGEN, FARBIGEN BLÄTTERN u. ORIGINALBEILAGEN IN LITHOGRAPHIE, HOLZSCHNITT FÜR 24 MARK

VERLAG BRUNO CASSIRER BERLIN W.

ZU BEZIEHEN DURCH JEDE BUCHHANDLUNG UND ALLE POSTANSTALTEN

Goldene und silberne Medaille Paris 1900.

500 Mark Belohnung!

Sommersprossen, Gesichtspickel, Mitesser, Finnen, Pusteln, Runzeln, Falten, Haut- u. Nasenröte, unschöne Gesichts- u. Nasenform u. -Züge. Hautunreinigkeiten verschwinden nur durch meinen glänzend bewährten

Schönheitshersteller Pohli

schnell und sicher. Erfolg und Unschädlichkeit garantiert. Glänzende Dankschreiben. Franko M. 4.— per Nachn. nur zu haben bei

Georg Pohl, Versandhaus „Georheta" Berlin, Hohenstaufenstr. 69.

Das Haar. Von **Dr. J. Pohl.**

Die Haarkrankheiten, ihre Behandlung und die Haarpflege. Geh. M. 2.50, geb. M. 3.50.

Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart.

Hygienische Bedarfsartikel. Neuest. Katalog m. Empfehl. viel. Aerzte u. Prof. gratis u. fr.

H. Unger, Gummiwarenfabrik

Berlin NW., Friedrichstrasse 91/92.

GEWERBE-AKADEMIE, BERLIN, Königgrätzerstr. 90 — Staatliche Aufsicht —

Ausbildung von Ingenieuren und Architekten, 24 Docenten. Ueber 500 Studierende p. a.

Vorlesungsverzeichnisse etc. kostenlos.

Alle 8 Tage eine Nummer von mindestens 20 Seiten. — ***Deutsche Illustrierte Zeitung*** — *Preis vierteljährlich (13 Nummern) 3 M. 50 Pf.*

Der soeben beginnende neue Jahrgang bringt zunächst den grossen Roman von

Ernst Zahn:

„Lukas Hochstrassers Haus"

in dem der bekannte Schweizer Poet in wuchtiger Sprache den an Erfahrungen verschiedenster Art reichen Lebensgang eines echten bäuerlichen Patriarchen in einem Schweizer Bergdorf schildert. Hieran werden sich Romane und Novellen anreihen von

Liesbet Dill — Hermann Hesse — Marie Diers
Hans v. Kahlenberg — Bernh. Schulze-Smidt *u. v. a.*

Brillante Ausstattung :: :: ::
Prachtvoller Bilderschmuck

*Eine Probenummer auf Wunsch kostenlos d. jede Buchhandlung oder direkt von der **Deutschen Verlags-Anstalt, Stuttgart.***

Abonnements in allen Sortiments- und Kolportage-Buchhandlungen sowie bei allen Postanstalten :: :: :: :: :: :: :: ::

Echt deutsches illustriertes Familienblatt

Verantwortlich für den Inseratenteil: Richard Neff in Stuttgart. — Druck der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart, Neckarstr. 121/23.

Diesem Hefte sind Prospekte der Verlagsbuchhandlung **R. Piper & Co.** in **München** und der Firma **Fritz P. Hohmann in Hamburg**, Malaga-Südwein-Import, beigegeben, die gefälliger Be-

Einunddreißigster Jahrgang
Jährlich 12 Hefte

1. November 1906.

Preis viertelj. 6 Mark
Beim Postbezug ohne Bestellgeld

NOV 17 1906

Deutsche Revue

Eine Monatschrift

Herausgegeben von

Richard Fleischer

Inhalts-Verzeichnis

	Seite
Prof. Philipp Zorn (Bonn): Friedensbewegung und Haager Konferenz	129
E. von Behring (Marburg): Diphtherieserum, Tetanusserum, Bovovakzin, Tulase	145
Hermann Oncken: Aus den Briefen Rudolf von Bennigsens XX.	159
R. Krauel, Kaiserlicher Gesandter a. D.: Preußen und England vor hundert Jahren	169
Sigmund Schlesinger: Heinrich Laube in der Anekdote	180
E. von Liebert: Der wirtschaftliche Aufschwung Deutsch-Ostafrikas	197
Deutschland und die auswärtige Politik	203
Alessandro Luzio (Mantua): Unveröffentlichte Briefe Giuseppe Verdis und seiner Gattin Giuseppina Strepponi-Verdi an die Gräfin Maffei (Fortsetzung)	214
Rose Raunau: Sein Kind. Novelle	223
E. von Behring (Marburg): Ueber wissenschaftliche Vorurteile, insbesondere in Tuberkulosesachen	232
Die preußische Besetzung Hannovers 1806 und die Ereignisse in Weimar nach der Schlacht bei Jena. Nach Briefen eines Weimaraner Schülers	246
Richard Henning, Major a. D. (Bern): Das Rennproblem und der Graditzer Rennstall	249
Literarische Berichte	253
Eingesandte Neuigkeiten des Büchermarktes	255

Stuttgart **Deutsche Verlags-Anstalt** Leipzig

1906

Preis des Jahrgangs 24 Mark

Die zweigespaltene Nonpareille-Zeile oder deren Raum kostet 60 Pfennig. Prospektbeilagen nach Tarif.

Anzeigen.

Bei Wiederholungen einer Anzeige sowie für ganzseitige Inserate angemessenen Rabatt.

Inseraten-Annahme: Central-Annoncen-Bureau in Berlin SW. 48, Friedrichstr. 239. Telefon: Amt 6, 6469.

Bei Nervosität. Bei Schlaflosigkeit.

„Bromwasser von Dr. A. Erlenmeyer.“

Seit 20 Jahren erprobt.
Mit natürlichem Mineralwasser hergestellt.

In Apotheken und Handlungen natürlicher Mineralwässer.

Sämtliche Artikel zur Hygiene.
Gummiwarenhaus Leop. Schüssler, Berlin 72
Anhaltstrasse 5. — Preisliste gratis und franko.

GEWERBE-AKADEMIE, BERLIN, Königgrätzerstr. 90 — Staatliche Aufsicht —
Ausbildung von Ingenieuren und Architekten, 24 Docenten. Ueber 500 Studierende p. a.
Vorlesungsverzeichnisse etc. kostenlos.

DEUTSCHE VERLAGS-ANSTALT IN STUTTGART

Kürzlich ist erschienen:

Denkwürdigkeiten des Fürsten Chlodwig zu Hohenlohe-Schillingsfürst

Im Auftrag des Prinzen Alexander zu Hohenlohe-Schillingsfürst herausgegeben von Friedrich Curtius

2 Bände. Geheftet M. 20.—, 2 Halblederbände M. 24.—

Zu den wenigen Werken, deren Erscheinen an sich schon als ein Ereignis bezeichnet werden muss, gehören, neben Bismarcks Gedanken und Erinnerungen, die Denkwürdigkeiten des Fürsten Hohenlohe, der die bedeutendsten politischen Ereignisse des vorigen Jahrhunderts aus intimer Nähe mit angesehen, oft die menschlichen, allzu menschlichen Zusammenhänge erkannt hat, wo der Nichteingeweihte nur die grossen unpersönlichen Staatsaktionen sieht. Als scharfer, sicherer Beobachter sieht und schildert er die Menschen und Kreise, mit denen er in seiner amtlichen Tätigkeit, erst als bayrischer Ministerpräsident, später als deutscher Botschafter in Paris, dann als Statthalter der Reichslande, endlich als Kanzler, in Berührung kommt. Es sind die grössten und ruhmvollsten Jahrzehnte der deutschen Geschichte, dann aber auch die Jahre des Abstiegs von der glanzvollen Höhe, woran der Leser wie an unmittelbaren persönlichen Erlebnissen teilnimmt. So sind die Denkwürdigkeiten in jeder Beziehung das, als was wir sie oben bezeichneten:

ein Ereignis in der deutschen Memoirenliteratur.

Seitenstück zu Bismarcks Gedanken und Erinnerungen.

Verlag von Max Kielmann in Stuttgart

Hervorragende Neuigkeiten.

Die Weltanschauung des modernen Naturforschers

von Dr. phil. E. Dennert.

Brosch. 7.—, eleg. gebunden 8.—

Ein Werk, das in die Bibliothek jedes Gebildeten gehört. Der Verfasser behandelt die Weltanschauung von Häckel, Wallace, Verworn, Romanes, Ostwald, Driesch und Reinke in eingehender, kritischer Darstellung, und er ist wohl berechtigt, seinem Werke obigen Titel zu geben, denn er hat damit die typischsten Vertreter der modernen Naturphilosophie gewählt. Dem Laien und Fachmann ist er ein sicherer, zuverlässiger Führer in den hochinteressanten und schwierigen Fragen.

Leben und Religion

Gedanken aus den Werken, Briefen und hinterlassenen Schriften von

:: Max Müller-Oxford. ::

Brosch. 3.—, eleg. in Leinw. 4.—, in Leder mit Goldschnitt 5.50

Die Allgemeine Zeitung (München) schreibt: Ein tiefernstes Buch, ein wirkliches Erbauungsbuch für den modernen Menschen. Fühlt doch auch dieser das Bedürfnis, sich zu erheben über den Kleinkram des Tages, einzutauchen in eine ideale Welt ewiger Güte, unvergänglicher Werte . . . Die hier mitgeteilten Gedanken zeigen uns, daß der große Gelehrte ein Mann von einer selten reichen Lebenserfahrung und einer selten tiefen Lebensauffassung war . . .

Charlotte von Schiller

Ein Lebens- und Charakterbild von

Dr. Hermann Mosapp.

Dritte Auflage. Reich illustriert.

Preis brosch. 4.—, eleg. gebd. 5.—

Der bekannte Schillerbiograph Karl Berger schreibt in der Deutschen Zeitung: Wenn ich je empfehlende Kritik geübt habe, so möchte ich es bei diesem Buche tun, denn ich weiß, unsere Leser und Leserinnen werden dieses vollkommene Bild eines deutschen Frauen- und Ehelebens in seinem tiefen Gehalt und seiner idealen Bedeutung zu würdigen wissen.

Durch alle Buchhandlungen, auch zur Ansicht, zu beziehen.

Verlag von Max Kielmann in Stuttgart

W. F. VEIT

Wagen- u. Karosseriebau

Reparaturwerkstätten

BERLIN, Zimmerstrasse 10 .. .. ..

FABRIK: Urbanstr. 67.

NEUE BÜCHER

aus dem Verlage der **Deutschen Verlags-Anstalt, Stuttgart**

Max Eyth, Der Schneider von Ulm.

Geschichte eines zweihundert Jahre zu früh Geborenen. 2 Bände.

Geheftet M. 8.—, gebunden M. 10.—

Mit diesem Buche liegt Max Eyths letzte vollwertige Schöpfung vor, die allein schon als solche den vielen Freunden des so unerwartet rasch Heimgegangenen eine willkommene Gabe sein wird. Auf historischem Hintergrunde — ein Schneider Berblinger hat zu Ulm im Jahre 1811 tatsächlich einen Flugversuch gemacht, dem der König von Württemberg beiwohnte und der noch heute im Volksmunde fortlebt — schildert der Roman das Leben eines jener Erfinder, die scheitern, weil sie ihrer Zeit zu weit vorangeeilt sind.

*Von **Max Eyth** ist früher in gleichem Verlage erschienen:*

Hinter Pflug und Schraubstock. *Volksausgabe in 1 Bande. Geheftet M. 4.—, gebunden M. 5.—*

Ricarda Huch, Die Verteidigung Roms.

Der **„Geschichten von Garibaldi“** erster Teil. Roman.

Geheftet M. 5.—, gebunden M. 6.—

Die berühmte Dichterin hat mit diesem Werke eine ganz neue Art des historischen Romans geschaffen. In hinreissend schöner Sprache und überaus plastischer Darstellung der handelnden Persönlichkeiten und der entscheidenden Vorgänge wird der wechselvolle Kampf geschildert, den der italienische Nationalheld Garibaldi 1848/49 um das ewige Rom führte.

*Von **Ricarda Huch** sind früher in gleichem Verlage erschienen:*

Von den Königen und der Krone. *Roman. Geheftet M. 4.—, gebunden M. 5.—*

Seifenblasen. *Drei scherzhafte Erzählungen. Geheftet M. 3.50, gebunden M. 4.50*

August Sperl, Hans Georg Portner.

Eine alte Geschichte. **Volksausgabe.** 6.—9. Tausend.

Geheftet M. 4.—, gebunden M. 5.—

Neue Freie Presse, Wien: „Aus dem Roman sprüht eine edle Begeisterung für alles Grosse und Edle in der Welt, eine in der Gegenwart fast ausgestorbene Eigenschaft. Und noch eines ist an ihm zu rühmen: man entdeckt nirgends eine Anlehnung an fremde Muster. Sperl schreibt, als ob es weder Franzosen noch Norweger gäbe; er borgt nicht, sondern lebt von eigenem Vermögen.“

*Von **August Sperl** sind früher im gleichem Verlage erschienen:*

So war's! *Ernst und Scherz aus alter Zeit. Geheftet M. 4.50, gebunden M. 5.50*

Herzkrank. *Eine heitere Badegeschichte. Geheftet M. 3.—, gebunden M. 4.—*

Kinder ihrer Zeit. *Geschichten. Geheftet M. 4.—, gebunden M. 5.—*

Verantwortlich für den Inseratenteil: Richard Neff in Stuttgart. — Druck der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart. [illegible]

Diesem Heft ist ein Prospekt der Südweinfirma **Rust & Schröder, Malaga-Hamburg.**

Einunddreißigster Jahrgang
Jährlich 12 Hefte

1. Dezember 1906.

Preis viertelj. 6 Mark
Beim Postbezug ohne Bestellgeld

UNIVERSITY
DEC 17 1906
LIBRARY.

Deutsche Revue

Eine Monatschrift

Herausgegeben von

Richard Fleischer

Inhalts-Verzeichnis

Seite

Dr. Koch, Wirkl. Geh. Rat, Präsident des Reichsbankdirektoriums: Die Reichsbank und die Geldverteuerung 257
Sir Philip Magnus, M. P. (London): Die politischen Beziehungen zwischen Deutschland und England 266
Dr. von Rottenburg, Wirkl. Geheimrat: Eine falsche Anklage gegen den Fürsten Bismarck 273
E. von Behring (Marburg a. d. Lahn): Diphtherieheilserum, Tetanusheilserum, Bovovakzin, Tulase. III 285
Hermann Oncken: Aus den Briefen Rudolf von Bennigsens. XXI 305
Professor Ernst von Halle (Berlin): Beamtenvorbildung und Wirtschaftsleben 322
Alessandro Luzio (Mantua): Unveröffentlichte Briefe Giuseppe Verdis und seiner Gattin Giuseppina Strepponi-Verdi an die Gräfin Maffei (Fortsetzung) 333
R. Krauel, Kaiserlicher Gesandter a. D.: Preußen und England vor hundert Jahren (Schluß) 348
Gräfin Ilda Dezasse: Slowakische Dörfer. Skizze 361
Franz Bendt: Fünfzig Jahre deutscher Technik 365
Dr. R. Hennig (Berlin): Zur Beschränkung des englischen Kabelmonopols . 371
Literarische Berichte 374
Eingesandte Neuigkeiten des Büchermarktes 379

Stuttgart **Deutsche Verlags-Anstalt** Leipzig

1906

Preis des Jahrgangs 24 Mark

Die zweigespaltene Nonpareille-Zeile oder deren Raum kostet 60 Pfennig. Prospektbeilagen nach Tarif.

Anzeigen.

Bei Wiederholungen einer Anzeige sowie für ganzseitige Inserate angemessenen Rabatt.

Inseraten-Annahme: Central-Annoncen-Bureau in Berlin SW. 48, Friedrichstr. 239. Telefon: Amt 6, 6469.

Bei Nervosität. Bei Schlaflosigkeit.

„Bromwasser von Dr. A. Erlenmeyer."

Seit 20 Jahren erprobt.

Mit natürlichem Mineralwasser hergestellt.

In Apotheken und Handlungen natürlicher Mineralwässer.

• • Geschenkbücher für die Frauenwelt • •

Rosen. Gedichte. Von Ludwig Finckh. Mit Einführung von O. J. Bierbaum. 2., vermehrte Auflage. Geh. M. 2.50, geb. M. 3.50

Hans Bethge in der Münchner Zeitung: „Schlichte Klänge des Lebens dringen sympathisch an unser Ohr. Es ist, als ob ein Minnesänger seine Liedchen zur Laute vortrüge. Die Bekanntschaft mit Ludwig Finkh zu machen, war mir ein wirkliches Vergnügen."

Deutscher Dichterwald. Von Georg Scherer. Lyrische Anthologie. Reich illustriert. 22. Auflage. Geb. M. 7.—

Eine nach Auswahl und Ausstattung anerkannt vortreffliche Anthologie. Ein feines, vornehmes Buch, bei sehr mässigem Preise.

Album lyrique de la France moderne. Par Eugène Borel. Revue et remaniée par Marc-A. Jeanjaquet. Avec 31 portraits. 9. Auflage. Gebunden M. 7.—

Schwäbischer Merkur: „Wem es darum zu tun ist, die französischen Lyriker von ihrer feinsten und edelsten Seite kennen zu lernen, der wird nach Borels Anthologie greifen."

The Rose, Thistle and Shamrock. By Ferdinand Freiligrath. A book of English Poetry, chiefly modern. Illustriert. 7. Auflage. Gebunden M. 7.—

Preuss. Lehrerzeitung, Spandau: „Die schönsten Perlen der englischen Dichtkunst. Für heranwachsende Töchter als Festgeschenk warm zu empfehlen."

Der Rosendoktor. Roman. Von Ludwig Finckh. 7. Auflage. Geheftet M. 2.50, gebunden M. 3.50

Hamburger Nachrichten: „Man kann Finckhs ‚Rosendoktor' nicht lesen, ohne Ludwig Finckh so lieben zu lernen, wie ich es gelernt habe. Es ist kein schöneres und feineres Bild einer Frau in allen Büchern, die ich las."

Das Seidene Buch. Von Otto Julius Bierbaum. Eine lyrische Damenspende. Mit 12 Bildern von Hans Thoma und Ornamenten von Peter Behrens. 3. Auflage. In Seide gebunden M. 6.—

Berliner Börsen-Courier: „Ein Buch, das eine Freude machen wird, nicht bloss denen, die es als Geschenk erhalten, sondern denen auch, die mit Geschmack und künstlerischem Sinn zu schenken verstehen."

Alpenrosen und Gentianen. Von Joseph Bajovar. Eine Episode aus dem Leben König Ludwig II. von Bayern. 17. Auflage. Geh. M. 2.—, geb. M. 3.—

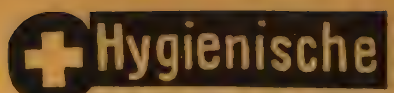
Vossische Zeitung, Berlin: „Ein zartes Idyll, dessen tragischer Ausgang tiefes Mitgefühl für die Heldin erweckt."

Aus dem Tagebuch eines Säuglings. Von Karl Eugen Schmidt. 5. Auflage. Gebunden M. 3.—

Hamburger Fremdenblatt: „Ein liebenswürdiges, frisch geschriebenes Werkchen. Eltern werden ihre helle Freude an diesen Beobachtungen haben, deren tieferer pädagogischer Wert durch all den Humor der Darstellung hindurchschillert."

:: :: DEUTSCHE VERLAGS-ANSTALT IN STUTTGART :: ::

Charakter beurteilt nach der Handschrift seit 1890. Prospekt frei: Schriftsteller P. P. Liebe, Augsburg.



Bedarfsartikel. Neuest Katalog m. Empfehl. viel. Aerzte u. Prof. gratis u. fr. H. Unger, Gummiwarenfabrik Berlin NW., Friedrichstrasse 91/92.

Das Reich

Unabhängige nationale Berliner Tageszeitung für soziale Reform. Bezugspreis bei allen Postanstalten vierteljährlich 2,55 Mk. monatlich 85 Pfg., bei freier Zustellung ins Haus vierteljährlich 72 Pfg., monatlich 24 Pfg. mehr. „Das Reich" ist daher die billigste

täglich zweimal erscheinende,

nationale Tageszeitung der Reichshauptstadt. Eigener Ferndrucker, eigene Spezialberichterstatter, hervorragende Mitarbeiter. Probenummern versendet unberechnet die Geschäftsstelle: Berlin SW. 61, Johanniterstr. 6.

GEWERBE-AKADEMIE, BERLIN, Königgrätzerstr. 90 — Staatliche Aufsicht —
Ausbildung von Ingenieuren und Architekten, 24 Docenten. Ueber 500 Studierende p. a.
Vorlesungsverzeichnisse etc. kostenlos.

Unentbehrlich sind in heutiger Zeit

Zeitungs-Nachrichten

für Grossindustrielle, Industrielle jeder Art, Schriftsteller, Künstler, Gelehrte, Verleger und sonstige Interessenten

Diese liefert über jeden beliebigen Gegenstand in Original-Ausschnitten sachgemäss ausgewählt und schnell das

Zeitungs-Ausschnitt-Bureau C. FREYER SÖHNE

Prospekte und Tarife gratis
Telephon VI 4814

Berlin-Schöneberg 15
Ebersstrasse 33

Diesem Hefte liegen von nachstehenden Firmen Prospekte bei, die gefälliger Beachtung hiermit angelegentlich empfohlen werden:

Gesellschaft zur Verbreitung klassischer Kunst, Berlin: Die Bildnisse der Königin Luise.

C. A. Schwetschke & Sohn, Berlin: Dr. Paul Liman, Die Revolution u. a.

Schmidt & Günther, Leipzig: Graf Paul Hatzfeldt, Feldzugsbriefe 1870/71.

Jos. Kösel'sche Buchhandlung, Kempten: Gediegene und wertvolle Festgeschenke.

E. A. Seemann, Leipzig: Anton Springer, Handbuch der Kunstgeschichte.

R. Piper & Co., München: Dostojewskis Roman „Die Dämonen" u. a. Werke.

Greiner & Pfeiffer, Stuttgart: Bücher der Weisheit und Schönheit. Herausgegeben von J. E. Freiherr von Grotthuß u. a.

Paul Neff Verlag (Max Schreiber), Eßlingen: Lübke-Semrau-Haack, Grundriß der Kunstgeschichte u. a.

Verlag Johannes Räde, Berlin: Amalie von Oranien. Ein Lebensbild von Dr. Arthur Kleinschmidt.

Palast-Hotel Hamburg

Neu eröffnet :: Neuer Jungfernstieg, am Alsterbassin

Vornehmstes, mit allem Comfort ausgestattetes Haus **ersten Ranges**
100 Zimmer und Salons :: :: 50 Zimmer mit Bad und Toilette :: ::

Besitzer: ARNOLD PAEGEL.

W. F. VEIT

Wagen- u. Karosseriebau
Reparaturwerkstätten

BERLIN, Zimmerstrasse 10 .. .. ..
FABRIK: Urbanstr. 67.

Original-Einbanddecken
für die Deutsche Revue.

Mit diesem Hefte liegt der Jahrgang 1906 vollständig vor. Wir empfehlen auch für diesen die in unsrer Buchbinderei hergestellte

Original-Einband-Decke

in brauner englischer Leinwand mit Gold- und Schwarzdruck auf dem Vorderdeckel und Rücken, wie nebenstehende Abbildung zeigt,

zum Preise von 1 Mark pro Decke.

Je 3 Hefte bilden einen Band; die Decke zum vierten Band des Jahrgangs 1906 (Oktober- bis Dezember-Heft), wie auch die zum ersten bis dritten Band, kann sofort bezogen werden.

Die Decken zu den Jahrgängen 1894—1905 werden auf Verlangen auch jetzt noch geliefert.

☛ Ein Bestellschein liegt diesem Hefte bei.

Die Bestellung bitten wir bei derselben Buchhandlung aufzugeben, von der die Zeitschrift geliefert wird, ebenso wollen sich die verehrlichen Postabonnenten an die nächstgelegene Buchhandlung wenden, da die Decken durch die Postämter nicht bezogen werden können. Gegen Franko-Einsendung des Betrags liefern wir auf Wunsch die Einband-Decken auch direkt.

Stuttgart, Neckarstr. 121/123. Deutsche Verlags-Anstalt.

...antwortl. Verantwortlich für den Inseratenteil: Richard Neff in Stuttgart. — Druck der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart, Neckarstr. 121/23.

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google